902
407
37, PT.1

ANNEX LIB.

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

Die Grenzboten

117. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 1 Erschienen am 2. Januar 1908

Inhalt

[illegible] 1
[illegible] 8
[illegible] 11
[illegible] 21
[illegible] 26
[illegible] 36
[illegible] 43

[illegible]

[illegible] Mark [illegible]

[illegible] Leipzig

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

(Alte Stuttgarter)

gegründet 1[illegible]

alle Überschüsse gehören den Versicherten

Versicherungsbestand M[illegible] Millionen.
Bankvermögen - 1[illegible] -

Unverfallbarkeit. Unanfechtbarkeit. Weltpolice.

Befreiung von der Prämienzahlung bei Erwerbsunfähigkeit infolge Unfall oder Krankheit gegen mässigen Zuschlag

---

Flüssige

Somatose

Hervorragendst appetitanregend u. nervenstärkend.

Kräftigungsmittel.

Erhältlich in Apotheken und Drogerien.

Deutsche Lebensversicherungs-

Bank, Aktiengesellschaft

Kreuzbergstr. 15 **Berlin N.W.** Kreuzbergstr. 15

Vollständige Unanfechtbarkeit in einem Jahr, kulanteste Bedingungen. Übernimmt Lebens- [illegible] Aussteuer- und Alters-Versicherungen.

Gothaer

Lebensversicherungsbank a.G.

Versicherungsbestand Anf. Oktober 1907 943 000 000 Mk.
Bisher ausgezahl. Versicherungssummen 501 000 000 „
Bisher gewährte Dividenden . . . 243 000 000 „

Mehr günstige Versicherungsbedingungen.

Unverfallbarkeit sofort, Unanfechtbarkeit und Weltpolice nach zwei Jahren.

Prospekte und Auskunft kostenfrei durch die Bank in Gotha oder deren Vertreter.

Hermann Meusser, Berlin W. 35 b

[illegible]straße 24, Buchhandlung.

ist bestrebt, durch solide kulante und schnelle Bedienung ihren Kundenkreis zu erweitern. Zur Erleichterung der Anschaffung werden monatliche Teilzahlungen in der Höhe des zehnten Teiles des Kaufpreises eingerichtet. — Vollständiges Lager. — Antiquarische Auflagen. — Katalog gratis — Portofreie Sendung.

Tenderings-Havana Spezialmarken

Yokohama	50 Stück	1 Mk.	Pfg
Kaiserzigarren	50		
Jan en Griet	50		
Hochofen I	50	3	
Cons[illegible]	[illegible]	[illegible]	
Musterkiste Rheinland, [illegible]			

stehend [illegible] Stück, 3 Mk. [illegible] Pfg.
sind aus [illegible] feinsten

Tenderings Rauchtabake

[illegible] Tenderings Zigarren- und Tabakfabriken Oracy a. d. holl. Grenze.

Tenderings lange Holländer.

Walküre	Stück	Mk.	Pfg
Wotkraft	50	3	25
Brunhilde		4	
Musterkiste Nr. 11	[illegible]	[illegible]	Mk.

[illegible] bevorzugt.
Nr. 2 Mk. [illegible] Mk. [illegible]
[illegible] Bei[illegible] [illegible]
[illegible] Nr. [illegible] Aus[illegible] [illegible]

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

67. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1908

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1908. Erstes Vierteljahr

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär, Marine

Neujahrsgedanken, erbauliche und unerbauliche. S. 1.
Sozialdemokratische Agitation und Landbevölkerung. S. 8.
Der preußische Staat und die polnische Frage. Von W. von Massow. S. 53.
Die Früchte der Hordenprozesse. S. 105.
Zehn Jahre deutscher Flottenentwicklung. Von Prof. E. Francke in Berlin. S. 109.
Deutschland und der Vatikan. Von Chr. D. Pflaum. S. 153.
Der ägyptische Sudan. Von Otto Neuschler. S. 160.
Die Bedeutung des Militäretats von 1908. S. 201.
Eine Denkschrift aus dem Jahre 1850 über den Aufenthalt des Prinzen von Preußen in Koblenz. Von H. von Paschinger. S. 210.
Die neue Armada — gegen Japan. Von Emil Ilger. S. 253.
Österreich und der Krimkrieg. Von E. Pürschel. S. 264.
Aufforstungen für unsre Kolonien. Von R. Hennig. S. 269.
Die Bedeutung der Befestigungen Westrußlands. Von Rittmeister von Witzleben. S. 301.
Die brasilianische Auswanderungspropaganda in Europa. S. 349.
Koloniale Eingeborenenpolitik und Arbeiterfrage. Von Rudolf Wagner. S. 397.
Die großen Heeresreformen in Frankreich. S. 445.
Die Wahrheit über die deutsche Expansion. Von Freiherrn Speck von Sternburg. S. 474.
Die politische Lage in der Ostsee und Nordsee. S. 501.
Die Kolonien Blumenau und Hansa. Von Carl Bolle. S. 505.
Rußland im fernen Osten nach dem Kriege. Von W. Paschen. S. 549.
Ein englisches Urteil über die Kaisermanöver von 1907. S. 552.
Ostafrikanische Eisenbahnpolitik. Von Rudolf Wagner. S. 597.
Elsaß-Lothringen als Bundesstaat. S. 602.

Volkswirtschaft, Verkehr, Verwaltung, Rechtswesen, Unterricht, Kirchenwesen

Amerikawanderungen eines Deutschen. S. 64.
Die Neuordnung der Beamtenbesoldungen — ein sozialpolitisches Problem. Von Theobold Vogt. S. 75.
Die Jesuiten in Deutschland. Von Carl Jentsch. S. 118.
Internationale Wirtschaftspolitik. Von Carl Jentsch. S. 215.
Über den Konzilsstil. Von Karl Grosse. S. 271.
Adel und Bauern in Osteuropa. Von Karl Dieterich. S. 353.
Der Verfall des städtischen Regiments in Deutschland. Von Julius R. Haarhaus. S. 365.
Die Mission laïque Française in China. Von Dr. Johannes Tschiedel. S. 405.
Kirche und Staat in Frankreich. Von Carl Jentsch. S. 508. 561.
Biologischer Unterricht in den Schulen. Von W. Mundt. S. 555.
Hilfsbücher und Standardwerke. Von George Cleinow. S. 605.

Literatur und Kunst

Die Winterausstellung der Akademie der Künste. Von Dr. Walter Cohen. S. 21.
Neue Romane und Novellen. Von Heinrich Spiero. S. 128.
Cléon Rongadé. Von K. Finke. S. 176.
Altjapanische Lyrik. S. 225.
Thackeray. Von A. Hackmann. S. 279. 371.
Neue Schönheiten und neue Aufgaben. Von Carl Oehring. S. 425.
Gustav Freytags Soll und Haben. Von Heinrich Spiero. S. 469.
Die Frühlingstage der Romantik in Jena. Von E. Bortawsky. S. 519. 610.
Englische Porträtkunst. Von Dr. Walter Cohen. S. 527.

Verschiednes

Die Vinetasage. Von Wilhelm von Massow. S. 14. 169.
Eine Eisenbahnfahrt von Sevilla nach Cordoba. Reisebilder von Martin Andersen Nexö. S. 26.
Zum Andenken an Oswald Bierordt. Von Ad. Schmitthenner. S. 82.
Er und Sie. Von Rudolf Kleinpaul. S. 85.
Skizzen und Bilder aus dem westfälischen Industriegebiete. S. 133.
Der Kampf gegen die Korruption der Polizei in Newyork. Von Dr. Ernst Schultze. S. 311. 409.
Neues von Wundt. Von Carl Jentsch. S. 313.
Granada. Von Kl. Finke. S. 330. 481.
Weiteres von Wilhelm Wundt. Von Carl Jentsch. S. 415.
Theodor Lindners Weltgeschichte. Von Georg Winter. S. 455.
Menschlichkeit. Von F. Kunze. S. 568.
In Lausche. Von Marthe Renate Fischer. S. 576.
Gibraltar. Reisebilder von Martin Andersen Nexö. S. 617.

Der Marquis von Caradas. Roman von Palle Rasenkranz. S. 35. 89. 137. 182. 231. 287. 335. 379. 429. 485. 532. 581. 627.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel: S. 42. 97. 146. 191. 242. 294. 343. 387. 437. 492. 589. 587. 636.

Zur antiken Wirtschaftsgeschichte. S. 45. — Handel, Geld, Banken und Börse, öffentliche Anleihen. S. 46. — Ein katholischer Reformer und ein protestantischer Weiterbildner der Religion. S. 48. — Eine Geographie des Mittelmeergebiets. S. 50. — Adolf Harnack über den bürgerkundlichen Unterricht. S. 51. — Historisch-politisches ABC-Buch. S. 101. — Modern-positive Theologie. S. 102. — Eine Krisis des italienischen Theaters. S. 102. — Die Weltwirtschaft. S. 149. — Gnasis. S. 150. — Bücher von Dr. Ernst Schultze. S. 151. — Über Kunst und Religion. S. 152. — Schriften zur Sozialwissenschaft und Volkswirtschaftslehre. S. 196. — Kultur der Persönlichkeit. S. 198. — Italienische Lyrik. S. 200. — Die Reden des frühern Ministers Delcassé. S. 247. — Paragraph 198 des Strafgesetzbuches über künstlerische und literarische Kritik. S. 250. — Wilhelm Jordan und die Palenfrage. S. 298. — Literarische Notizen. S. 300. — Zur Schulorganisation. S. 347. — Astrologie und Chiromantie. S. 391. — Hermann Useners Vorträge und Aufsätze. S. 392. — Herders Konversationslexikon. S. 394. — Das Neueste vom Bund für Mutterschutz. S. 396. — Die Deportation der Verbrecher. S. 441. — England in deutscher Beleuchtung. S. 443. — Zum Kampfe gegen den Monistenbund. S. 444. — Weyers Taschenbuch der Kriegsflotten. S. 497. — Die städtische Badenfrage. S. 498. — Barmer Geschichten von

0302 .407 .67 pt.1 612039 1909 (RECAP)

Clara Hohrath. S. 498. — Anormal, anomal und abnorm. S. 499. — Kolonlate Rundschau. S. 544. — Aus japanischen Schulen. S. 547. — Kirchenpolitisches. S. 591. — „Rückständigkeit." S. 594. — Kunstgeschwätz. S. 595. — Wolffs Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. S. 596. — Die großen christlichen Erzieher. S. 641. — Kleinere Bücher kulturgeschichtlichen Inhalts. S. 642. — Philosophische Bibliothek. S. 644.

Literatur

Die mit einem * bezeichneten Bücher sind in einem größern Artikel behandelt oder erwähnt worden.

*Althaus. Englische Charakterbilder. S. 280.
*Arslanian. Das System des ländlichen Grundeigentums im osmanischen Reiche. S. 356.
Ashley, W. J. Das Aufsteigen der arbeitenden Klassen Deutschlands. S. 197.
Beß, B. Unsre religiösen Erzieher. S. 641.
Beth, Karl. Die Moderne und die Prinzipien der Theologie. S. 102.
*Böhlau, Helene. Das Haus zur Flamm. S. 130.
Borghl, K. van der. Handel u. Handelspolitik. S. 46.
Bourguin, Maurice. Die sozialistischen Systeme und die wirtschaftliche Entwicklung. S. 196.
*Brunner. Deutsche Rechtsgeschichte. S. 358.
*Burgdorff, Bernhard von. Wir alten Familien. S. 129.
*Decasos. Die Landwirtschaft im heutigen Griechenland. S. 356.
Delitzsch, Friedrich. Mehr Licht. S. 49.
*Desdevises du Dézert, G. L'Eglise et l'Etat en France I. S. 509. 561.
*Dill, Liesbet. Eine von zuvielen. S. 129.
*Duhr, Bernh. S. J. Geschichte der Jesuiten. S. 118.
Ehrhardt, Albert. Kathotisches Christentum und moderne Kultur. S. 48.
Eines Dichters Liebe (Mörikes Brautbriefe). S. 300.
*Engel, Eduard. Parasekwula und andere Novellen. S. 132.
England in deutscher Beleuchtung. S. 443.
Erbe, A. Städtebilder aus Holland. S. 643.
*Florenz, K. Geschichte der japanischen Literatur. 1. S. 225.
Freund, G. S. Rechtsverhältnisse der öffentlichen Anleihen. S. 47.
*Friedjung, H. Der Krimkrieg und die österreichische Politik. S. 264.
Gaulke, Johannes. Religion und Kunst. S. 152.
*Gförer. Byzantinische Geschichten. S. 355.
Gilman, Nicholas P. Wege zum gewerblichen Frieden. S. 197.
Glaser, Friedrich. Wirtschaftspolitische Annalen. 1. Jahrgang. S. 198.
*Grothe, H. Zur Landeskunde v. Rumänien. S. 362.
Heil, B. Deutsche Städte im Mittelalter. S. 643.
Heilige Krieg, Der. (Auswahl aus Hebbels Briefen, Tagebüchern und Gedichten.) S. 300.
Helms, Emil. Die sozialdemokratische und gewerkschaftliche Bewegung in Dänemark. S. 198.
Herders Konversationslexikon. S. 394.
Hohrath, Clara. Im Wuppertal. S. 498.
Jeremias, Alfred. Die Pandabylonisten. S. 391.
*Jorga, N. Geschichte d. rumänischen Volkes. S. 362.
Kerschensteiner, Georg. Grundfragen der Schulorganisation. S. 347.
*Kobatsch, Rudolf. Internationale Wirtschaftspolitik. S. 215.
*Korff, S. A. Der Adel. S. 607.
Krüger, Gustav. Das Papsttum, seine Idee und ihre Träger. S. 103.
*Lauff, Joseph. Die Tanzmamsell. S. 132.
Le cento miliori liriche della lingua italiana. S. 200.
*Lev, J. Die Entwicklung des ältesten japanischen Seelenlebens nach seinen literarischen Ausdrucksformen. S. 225.
*Leyen, F. von der. Friedrich Schlegel, Fragmente. S. 524.
*Lindau, Hans. Gustav Freytag. S. 469.
*Lindner, Theodor. Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. S. 455.
*— Geschichtsphilosophie. S. 456.
*— Allgemeingeschichtliche Entwicklung. S. 456.
*Lingenthal, Z. von. Geschichte des griechisch-römischen Rechts. S. 354.
Lotz, W. Verkehrsentwicklung in Deutschland. S. 643.
Maier, Gustav. Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. S. 198.
Mangoldt, K. von. Die städtische Bodenfrage. S. 498.
Mehringer, R. Das deutsche Haus. S. 643.
Mertens, M. Historisch-polit. ABC-Buch. S. 101.
Meyer, Arnold. Wer hat das Christentum begründet, Jesus oder Paulus? S. 102.
Moeller van der Bruck. Die Deutschen. S. 152.
Müller, Johannes. Blätter zur Pflege persönlichen Lebens. S. 198.
*Radolny, Rudolf. Verkehr nach Rußland. S. 606.
*Neumann, C. Weltstellung des byzantinischen Reiches. S. 358.
Odst, Georg. Geld-, Bank- und Börsenwesen. S. 47.
*Ompteda, Georg von. Wie am ersten Tag. S. 130.
*Pauli, Reinh. Geschichte Englands von 1815 bis 1848. S. 280.
Paulsen, Fr. Deutsches Bildungswesen. S. 643.
*Philippovich, Eugen von. Grundriß der Politischen Ökonomie. S. 218.
Philippson, Alfred. Das Mittelmeergebiet. S. 50.
Pilatus (Dr. B. Naumann). Die katholische Presse. S. 598.
*Preuß, Hugo. Die Entwicklung des deutschen Städtewesens. I. Bd. S. 366.
Rauck, Chr. Kulturgesch. des Bauernhauses. S. 642.
*Rangabé, Cleon. Julian Apostata. Theodora. Kaiser Herakllos. Die Bilderstürmer. Die Herzogin von Athen. Harald, Fürst der Waräger. Die Freier der Penelope. Die Liebe wacht. S. 177-181.
*Rantzau, Adeline Gräfin von. Hans Kamp. S. 129.
*— Ein unmöglicher Mensch. S. 129.
Riezler, Kurt. Finanzen und Monopole im alten Griechenland. S. 45.
Robert, Léon. Voltaire et l'intolérance religieuse. S. 592.
*Samson-Himmelstjerna, H. von. Die Verlumpung der Bauern und des Adels in Rußland. S. 361.
*Schlesinger, Ludwig. Rußland im 20. Jahrh. S. 606.
*Schmidt, J. Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. S. 280.
Schmitt, Eugen Heinrich. Die Gnosis. S. 150.
Schultze, Ernst. Kulturgeschichtliche Streifzüge. S. 151.
*Sohnrey, H. Robinson in der Lindenhütte. S. 132.
*Spitteler, Karl. Die Mädchenfeinde. S. 131.
Statuen deutscher Kultur. S. 300.
Stein, B. Neuere Dichter im Lichte des Christentums. S. 152.
Troeltsch, Ernst. Die Trennung von Staat und Kirche. S. 591.
Usener, Hermann. Vorträge und Aufsätze. S. 392.
Weltwirtschaft, Die. II. Jahrgang. 1. Teil. S. 149.
*Wettstein. Blumenau und Brasilien. S. 505.
Weyers Taschenbuch der Kriegsflotten für 1908. S. 497.
*Wilda, Johannes. Amerikawanderungen eines Deutschen. S. 64.
*Wildenbruch, Ernst von. Lukrezia. S. 131.
Wolff, Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. S. 596.
*Wundt, Wilhelm. Völkerpsychologie. 2. Bd. S. 318.
*— Essays. S. 425.
*— Metaphysik. S. 415.
*— Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. S. 420.
*Zahn, Ernst. Lukas Hochstraßers Haus. S. 130.

Neujahrsgedanken,

erbauliche und unerbauliche

Linde Friedenslüfte wehen durch die ganze waffenstarrende Welt. Alle Feindschaften, alle Gegensätze scheinen verschwunden und vergessen zu sein. England und Frankreich stehen trotz Trafalgar und Faschoda im engsten Einvernehmen, und doch bewahrt Frankreich sein Verhältnis zu Englands größtem Gegner Rußland; ja auch diese beiden Mächte haben sich in Asien über eine Abgrenzung ihrer Einflußsphären verständigt, die Afghanistan an England ausgeliefert und Persien wirtschaftlich zwischen beiden geteilt hat. Damit ist jede Möglichkeit eines russischen Angriffs auf Indien vorläufig geschwunden und somit auch die unangenehme Aussicht für England, eines schönen Tages japanische Truppen zum Schutze seines indischen Reichs heranziehen und damit seine eigne Ohnmacht zu Lande eingestehen zu müssen. Zugleich hält das englisch-japanische Bündnis Rußland im äußersten Osten im Schach. Sogar der japanisch-nordamerikanische Gegensatz scheint augenblicklich aus der großen Politik ausgeschaltet zu sein. Nicht anders steht es im mohammedanischen Orient, Nordafrika mit inbegriffen. Die Türkei steht gewissermaßen unter einer Gesamtvormundschaft der europäischen Großmächte, die darüber einig sind, unter Wahrung der Souveränität des Sultans die notwendigsten Reformen in Makedonien durchzuführen und durch den elenden Bandenkrieg oder vielmehr Ausrottungskrieg der dortigen halbbarbarischen Völkerschaften, die den letzten Rest von Sympathie für die eine oder die andre zerstören müssen, in ihrem Vorsatz nur bestärkt werden können. Das Abkommen zwischen Österreich und Italien über die Aufrechterhaltung des Status quo in Albanien hat dieses Einverständnis auch an einer sehr empfindlichen Stelle hergestellt und damit zugleich, trotz des irredentistischen Geschreis nach Trient und Triest, den abermals erneuerten Dreibund gefestigt. Ein ähnlicher Zustand hat sich in Marokko herausgebildet. Die — natürlich in Deutschland — vielbespöttelte Algeciraakte

ist die Grundlage dafür geworden und wird von Frankreich aufs sorgfältigste respektiert. Stärker als jemals ist dabei der aristokratische Charakter der modernen Staatengesellschaft zutage getreten: nur die Großmächte, die Weltmächte sprechen mit; auf die Stellung der andern kommt gar nichts an, und ihre Schicksale üben auf den Gang der Weltpolitik keinen Einfluß. Daß sich Norwegen in echt germanischem Eigensinn von Schweden löste, um die Zahl der formell zwar selbständigen, aber tatsächlich ohnmächtigen kleinen Staaten um einen neuen zu vermehren und damit den alten Traum einer skandinavischen Union vollends ins Fabelreich zu verweisen, das hat auswärts zwar Kopfschütteln oder Bedauern hervorgerufen, aber die Ruhe der Welt nicht erschüttert, freilich auch deshalb, weil es der soeben heimgegangne ehrwürdige König Oskar verschmähte, die unzweifelhafte Übermacht Schwedens zur Behauptung der Union aufzubieten.

Aber darüber kann sich niemand täuschen: der gegenwärtige Zustand der Welt beruht durchaus nicht auf einer wirklichen Ausgleichung der Gegensätze, sondern auf einem gewissen Gleichgewicht der Kräfte, das jeder Großmacht die Überzeugung aufdrängen muß, daß die politischen Errungenschaften auch des glücklichsten Krieges von seinen furchtbaren Einbußen weit übertroffen werden würden, und auf den innern Zuständen einiger dieser Mächte. Die amerikanische Union steht in dem schweren Kampfe eines selbstsüchtigen Unternehmertums gegen die Staatsgewalt, deren Schwäche bisher der Yankee als eine Bürgschaft der persönlichen Freiheit betrachtet hat, einem Kampfe, worin wieder einmal der uns rückständigen Europäern nicht ganz unbekannte unsterbliche Gegensatz zwischen dem Großbesitz und der Staatsgewalt in modernen Formen hervortritt. Dazu will sich der große Bundesstaat eine gewaltige Flotte schaffen und rüstet sich zur Präsidentenwahl, die unter Umständen seiner ganzen Politik eine andre Richtung geben kann. Rußland ist auf längere Zeit vorläufig, sozusagen, außer Gefecht gesetzt, seiner Kriegsflotte beraubt, durch innere Kämpfe schwer erschüttert. Aber es ist ein liberaler Irrtum, an einen dauernden Niedergang oder gar an einen nahen Zerfall des Riesenreichs zu glauben. Weder haben sich irgendwo nachhaltige separatistische Bestrebungen gezeigt, auch bei den Polen nicht, die wirtschaftlich viel zu fest mit Rußland verbunden sind, als daß sie sich von ihm trennen könnten, noch hat sich das Zarentum so schwach gezeigt wie das französische Königtum von 1789; trotz gelegentlicher Meutereien haben Heer und Beamtentum so wenig versagt, daß die Reichsduma, weil mit ihrer radikalen, politisch völlig unreifen Mehrheit nicht zu verhandeln war, zweimal aufgelöst und das Wahlrecht verändert werden konnte, ohne daß es irgendwo zu einer großen Erhebung gekommen wäre. Auch würde eine solche, selbst wenn sie in Petersburg oder Moskau siegreich bliebe, bei der ungeheuern Ausdehnung des Reichs, bei der niedrigen Kulturstufe und dem Mangel einer wirklichen Zentralisation niemals eine Wirkung haben, wie eine Pariser Revolution sie in dem viel kleinern, weit kultiviertern und seit Jahrhunderten straff zentralisierten Frankreich regelmäßig gehabt hat. Auch die Stärke und das stolze Selbstbewußtsein des

herrschenden, sehr einheitlichen Großrussentums darf nicht unterschätzt werden. Kurz, der beliebte Vergleich zwischen der französischen und der russischen Revolution hinkt auf beiden Beinen. Und wenn Rußland schwere Niederlagen erlitten hat, so war das ein Grenzkrieg um weit entlegne, neu erworbne Provinzen, der den Kern der russischen Macht so wenig erschüttert hat wie vor einem halben Jahrhundert der nicht weniger unglückliche Krimkrieg. La Russie se recueille, sagte damals Fürst Gortschakow. Das gilt jetzt wieder; es wäre deshalb sehr gewagt, Rußland als eine quantité négligeable anzusehen, und das tut auch kein praktischer Staatsmann.

Auch die immer wiederholten Prophezeiungen und Erwartungen von einem nahe bevorstehenden Zerfall Österreichs, wenn einmal der greise Kaiser die Augen schließe, dürften sich nicht erfüllen. Als ob nicht viel stärkere Klammern als dieser ehrwürdige Monarch den weitläufigen Reichsbau zusammenhielten! Von dem Thronfolger Franz Ferdinand weiß man noch wenig, aber doch schon so viel, daß er ein Mann ist, daß die jetzt in Österreich zur Herrschaft gelangte christlich-soziale Partei seine Partei ist, und daß er ein entschiedner Feind der unberechtigten und unhistorischen Selbständigkeitsbestrebungen der in unbelehrbarem Größenwahn befangnen Magyaren ist. Der Ausgleich in diesem „Staate auf Kündigung" ist unter leidlichen Bedingungen wieder einmal gesichert, die Ungarn sind nicht abgefallen und werden sich das auch beim Tode des Kaisers zweimal überlegen, wenn sie an die wachsenden Schwierigkeiten mit den Kroaten und den ungarländischen Nationalitäten denken. Wir aber sind nur mit Österreich-Ungarn verbündet, nicht mit Österreich und mit Ungarn; eine Trennung Ungarns wäre eine Zerstörung dieser Großmacht und damit auch dieses einheitlichen europäischen Rechtssubjekts.

Eine Zeit lang schien es, als ob die verschiednen Einverständnisse und Bündnisse zwischen alten Gegnern rings um uns, an denen das Deutsche Reich keinen Anteil nahm, vor allem den Zweck hätten, uns „einzukreisen", um schließlich im geeigneten Augenblick über dieses unbequeme Deutschland, das sich durchaus nicht mehr zum Kriegsschauplatz der europäischen Heere hergeben, sondern sogar in der Welt etwas bedeuten will, herzufallen. Und die Führung dieser Politik hatte, wie es schien, England, oder, richtiger gesagt, König Eduard. Jawohl, ein König von England! Wo bleiben da die alten schönen Lieblingsvorstellungen vom englischen „Schattenkönigtum", das nur eine „dekorative Spitze" des englischen Staatsbaus sein sollte und kaum das Tüpfelchen auf das I zu setzen hatte? Und doch, heute spricht man kaum mehr von der Politik dieses oder jenes britischen Ministeriums, wie früher vom Ministerium Beaconsfield, Gladstone, Salisbury, sondern von der Politik des Königs Eduard. In der englischen Verfassung hat sich nicht ein Jota geändert, aber diese Verfassung beruht auf dem Herkommen und nicht auf einer Urkunde, und wenn der Monarch, ohne dieses Herkommen zu verletzen, die Interessen seines Volkes einsichtig und kraftvoll vertritt, so hat er die ganze, ebenso stolze als loyale Nation hinter sich, und

kein Minister würde es wagen, ihm in den Arm zu fallen. Das begreift allerdings der Deutsche schwer, der sich seine politischen Ansichten, namentlich die von der auswärtigen Politik, die ihm immer so „ungemein einfach" vorkommt, von „seiner Zeitung" machen läßt und es unter allen Umständen für das oberste Recht des Staatsbürgers hält, die Regierung zu bekritteln und ihr auch in Dingen zu mißtrauen, von denen er wirklich gar nichts versteht, noch verstehn kann, noch zu verstehn braucht.

So war er auch ohne weiteres geneigt, in das ängstliche Zeitungsgeschrei von der drohenden Einkreisung kleinmütig einzustimmen und unsre Regierung dafür verantwortlich zu machen, ihrer angeblich schwankenden, bald herausfordernden, bald furchtsamen Politik die Schuld beizumessen. Von alledem ist es recht still geworden. Entweder hat jene englische „Einkreisungspolitik" gar nicht bestanden, oder sie ist aufgegeben. Das Verdienst, diese Wendung, wenn es eine ist, herbeigeführt zu haben, nimmt unsre Regierung keineswegs für sich allein in Anspruch. Einflußreiche und einsichtige Kreise diesseits und jenseits des Kanals haben vielmehr daran mitgearbeitet, und die gegenseitigen Besuche, vor allem der Empfang der englischen Journalisten in Deutschland im Mai des letzten Jahres, werden doch wohl die Teilnehmer davon überzeugt haben, daß wir ein aufstrebendes, ruhig arbeitendes und wohlhabendes, aber durchaus friedliches Volk sind, das seine Selbständigkeit und seine Interessen gegen jeden Feind wahren wird, daß aber der Ausbau unsrer Kriegsflotte nur zu unserm Schutze, nicht zum Angriff auf England bestimmt ist, und daß für den wirtschaftlichen friedlichen Wettkampf die Erde Raum für beide Völker bietet. Der Besuch König Eduards in Wilhelmshöhe und der Aufenthalt unsers Kaiserpaares in England waren bestimmt, die letzten Reste der Verstimmung zu beseitigen, und das englische Volk hat durch seine warme Beteiligung am Empfange gezeigt, daß dieser nicht nur eine höfische Veranstaltung war. Einzelne Kreise und Preßorgane jenseits des Kanals haben freilich das alte Mißtrauen und Übelwollen gegen die angeblich aggressive Politik des Kaisers noch keineswegs aufgegeben, und eins darf man nie vergessen: nur ein starkes, selbstbewußtes Deutschland wird den Engländern imponieren.

Die günstigen Folgen eines bessern Einvernehmens mit England haben sich uns schon in Südafrika gezeigt, als der Hottentottenaufruhr von neuem aufzuflammen drohte, und die kapländische Polizei mit unsern Truppen zusammenwirkte, um Morenga unschädlich zu machen. Der schwere Kolonialkrieg ist durchgekämpft, die friedliche Arbeit hat in der mit deutschem Blute in deutschen Boden verwandelten Kolonie wieder begonnen, während zugleich im englischen Südafrika das Holländertum kräftig emporstrebt und vielleicht zur innern Überlegenheit gelangt. Hoffentlich zeigt sich die freundliche Nachbarschaft Englands auch dort, wo die zukunftsreiche Bagdadbahn nach Mesopotamien vordringt und sich dem Persischen Golf nähert, den England zu seiner indischen Einflußsphäre zu rechnen geneigt ist.

Aber unsre friedliche Ausbreitung muß sichern Schrittes unbeirrt vorwärts gehn. Mit Dernburg ist ein frisches Leben in unsre stagnierende Kolonialpolitik eingezogen. Er hat durchaus nicht als „Kolonialschwärmer" — Schwärmerei ist nicht modern —, sondern mit dem nüchternen Blicke des Kaufmanns den Glauben an den Wert und die Zukunft unsrer Kolonien in weite Kreise getragen und gestärkt, er hat aber auch auf Grund eigner Anschauung, die sich vor ihm kein einziger Leiter unsers Kolonialwesens verschafft hatte, energisch darauf hingewiesen, daß große Kapitalanlagen des Mutterlandes, nicht nur eine geordnete Verwaltung notwendig sind, um diese Gebiete zu entwickeln und für die Heimat nutzbar zu machen.

Und zum erstenmale darf eine aktive, großzügige, nicht ängstlich rechnende und knauserude Kolonialpolitik auf eine sichere Mehrheit im Reichstage rechnen, auf den konservativ-liberalen „Block", der das Zentrum mit seiner roten Gefolgschaft endlich von dem solange ausgeübten und so oft mißbrauchten maßgebenden Einfluß auf die Reichspolitik verdrängt hat. Was soll da das ewige Zerren und Nörgeln an diesem Block? Haben sich die nationalen Parteien nur deshalb zusammengeschlossen, um dabei jede ihre besondern Interessen zu fördern oder um des Ganzen, des Vaterlandes willen? Wollen sie wieder in den elenden „Kuhhandel", den sie dem Zentrum so oft vorgeworfen haben, zurückfallen, die nationale Sache nur dann zu der ihrigen zu machen, wenn dabei ein Vorteil für die oder jene Gruppe herausspringt? Haben sie noch immer nicht begriffen, daß keine Partei irgendwelchen Anspruch hat, ihre „Prinzipien" und ihren Willen allein durchzusetzen, weil sie eben nur einen Faktor des vielgestaltigen nationalen Lebens vertritt, daß also jede praktische Politik auf Kompromissen beruht? Ein Kind muß einsehen, daß ein Zerfall des Blocks sofort dem Zentrum seine alte Macht wiedergeben, damit alle die alten vielbeklagten Übelstände erneuern, und daß eine dann durchaus mögliche konservativ-klerikale Mehrheit die Liberalen beiseite schieben würde, während sie jetzt zur Regierungspartei gehören. Aber eben dieser Gedanke scheint so manchem Liberalen namentlich des linken Flügels unerträglich zu sein. Sie müssen doch ihren Wählern zuweilen ihre Gesinnungstüchtigkeit zeigen, und diese hat von jeher in der Opposition bestanden, die freilich bequemer ist als das Regieren, denn „tadeln ist leichter als besser machen", sagt das alte Sprichwort. Wäre es nicht so, dann wäre der unerwartete und sachlich unmotivierte Vorstoß eines nationalliberalen Führers gegen den Kriegsminister, noch dazu wegen einer so ekelhaften Sache wie der Moltke-Hardenprozeß, ganz unbegreiflich, denn persönliche Motive darf man ja bei Abgeordneten nie voraussetzen. Der Reichskanzler mußte seine ganze Autorität einsetzen, um den Herren klar zu machen, daß mit der Existenz des Blocks seine eigne Stellung auf dem Spiele stehe. Und dabei soll man nicht an der politischen Befähigung der Deutschen verzweifeln! Die Art, wie Zentrum und Sozialdemokratie am 5. Dezember die glückliche Lösung der mutwillig heraufbeschwornen Krisis begrüßten, mußte es auch dem Verblendetsten klar machen,

um was es sich gehandelt hatte; aber wenn dieses wüste Gejohle und Geschrei im österreichischen Reichsrate oder in den französischen Kammern nicht besonders wunder nimmt, weil sich dort die „subgermanischen" Nationchen eben noch nicht die volle westeuropäische Gesittung angeeignet haben, und hier die alte gallische Erregbarkeit zuweilen durchbricht, im deutschen Reichstage müssen sich die Wähler solche wüste Radauszenen entschieden verbitten. Jeder einzelne Reichsbote, der dabei Lunge und Fäuste in Bewegung gesetzt hat, würde sich schämen, wenn er allein wäre, derartiges zu tun, aber zusammen mit ein paar Dutzend andern, das ist etwas ganz andres. Es ist immer die alte Geschichte: in einer größern Menge kann jeder einzelne ein ganz vernünftiger und gesitteter Mann sein, aber alle zusammen werden sie leicht unvernünftig.

Die Polenvorlage im preußischen Abgeordnetenhause, das hier eine der wichtigsten nationalen Aufgaben zu lösen hat, scheint in einer der Regierung und dem Parlament annehmbaren Form mit Beschränkung des Enteignungsrechts auf gewisse von den Polen besonders bedrohte Bezirke zur Annahme gelangen zu sollen. Aber ob damit die Polenfrage selbst ihrer Lösung nähergerückt wird? Dreiundeinhalb Millionen Menschen polnischer Zunge, die unter preußischer Verwaltung wohlhabend geworden und von leidenschaftlichem Nationalgefühl erfüllt sind, der zehnte Teil der gesamten preußischen Bevölkerung können doch nicht auf die Dauer als Feinde des Staats behandelt und sie können ebensowenig mit den Mitteln des modernen Rechtsstaats niedergeworfen werden. Daß die Wiederherstellung des alten polnischen Reichs ihr letztes Ideal ist, das mag ja sein, und daß wir diese niemals zulassen können, ist selbstverständlich; aber ist die Gefahr, daß solche Ideen zu praktischen Versuchen führen und daß solche Versuche einen Erfolg haben, wirklich so groß? Und liegt es denn so ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß ein Ausgleich zwischen Russen und Polen zustande kommt? Das wäre eine akute Gefahr für unsern Osten.

Fast verzweifelt steht die Frage der Reichsfinanzen. Es ist doch ein schreiender Widerspruch, daß das deutsche Volk immer wohlhabender wird, und das Deutsche Reich aus dem Defizit nicht herauskommt. Wo ist der alte Grundsatz des Fürsten Bismarck, die Einzelstaaten zu „Kostgängern" des Reichs zu machen, geblieben? Statt dessen muß das Reich bei den Einzelstaaten um die Matrikularbeiträge betteln und stört dadurch auch deren Haushalt zuweilen bis zur Unerträglichkeit. Wenn das die notwendige Folge des vielgepriesnen „föderativen Prinzips" ist, so danken wir für dieses Prinzip. Aber aus diesem Grundsatz folgt die Reichsfinanznot an sich nicht, sondern aus dem Doktrinarismus der Parteien, die einst das Tabaksmonopol verwarfen und noch heute erglühen für das Pfeifchen und das Schnäpschen des armen Mannes, dagegen sich für direkte Reichssteuern begeistern, obwohl solche von allen Regierungen verworfen werden, und die fortdauernde Erhöhung der direkten Steuern dem alten Erfahrungssatze widerspricht, daß man sie in friedlichen Zeiten niemals überspannen darf, weil in Zeiten der Not nur sie mit Erfolg erhöht werden können, während

die indirekten Steuern in solchen Zeiten zurückgehn, in friedlicher Zeit dagegen auch in ziemlicher Höhe mit Leichtigkeit getragen werden. Aber nicht nur Doktrinarismus steckt hinter solcher kurzsichtigen Steuerpolitik, sondern auch ein Stück Volksschmeichelei. Volksschmeichelei ist es auch, wenn man die untersten Schichten womöglich von allen direkten Abgaben ganz entlasten möchte, damit ihnen ja nur das ohnehin schwache Bewußtsein der Pflicht gegen den Staat möglichst ausgetrieben wird; Volksschmeichelei ist es, wenn allerorten auf eine weitere Demokratisierung des Wahlrechts und damit der einzelstaatlichen Volksvertretungen hingearbeitet wird, statt daß man unentwegt an dem Grundsatz festhielte: die Herrschaft im Staate darf unter gar keinen Umständen den Massen ausgeliefert werden. Aber heute kriecht man um die Wette vor dem „König Demos", und dieser Byzantinismus ist viel schlimmer als jeder andre.

Welchen angenehmen Kitzel mußte nun diesem umschmeichelten „König Demos" der jüngste Skandalprozeß verursachen! Wie ließ sich das benutzen, um die schönsten Tiraden gegen die sittliche Fäulnis der „obern Stände" und gegen den ganzen „Kapitalistenstaat" loszulassen, dem gegenüber die Tugend der „Genossen" in makelloser Reinheit strahlte! Gewiß, wo man moralischen Schmutz findet, da soll man ihn rücksichtslos auskehren, vor allem auf den Höhen der Gesellschaft, wenn man dort der alten Pflicht vergißt: Noblesse oblige und vergißt, daß das Schicksal eines Volkes von seinen führenden Ständen abhängt. Aber war es wirklich nötig, war es eine Forderung des allgemeinen Interesses, bis in die geheimsten Winkel des Privatlebens eines unbescholtnen hochgestellten und verdienten Offiziers hineinzuleuchten, um den „Wahrheitsbeweis" für die unter allen Umständen beleidigenden Behauptungen des Angeklagten zu erbringen? Wenn das Mode wird, dann ist der Schuldloseste den Praktiken jedes unbedenklichen Rechtsanwalts wehrlos ausgesetzt. Daß die einst heißbegehrte, als Palladium einer unparteiischen Rechtspflege gepriesne Öffentlichkeit des Verfahrens ihre höchst bedenklichen Seiten hat, ist bei dieser Gelegenheit mehr als jemals hervorgetreten. Und das soll man uns nicht einreden, daß nur sittliche Empörung die Presse leitete, die, längst jeder Diskretion entwöhnt, diese schmutzigen Geschichten in alle Welt verbreitete und dabei auch noch Laster ganz unbefangen beinahe als etwas gewöhnliches besprach, von denen bisher kein anständiger Mensch öffentlich geredet hat. Nein, die Sensationslust hat da die Feder geführt, und Sensationslust hat diese breiten Berichte gierig verschlungen. Ja man ging weiter. Man verallgemeinerte diesen Fall und andre zu Anklagen gegen die Sittlichkeit in der Armee, die ein Pestherd sein soll. Pharisäer! Wenn unser Heer das Volk in Waffen ist, dann sind ihre Tugenden und Untugenden die des ganzen Volkes in allen seinen Schichten, und nicht in der Armee liegt der Herd des Verderbens, sondern tiefer.

Kein Wunder! Unsre Zeit scheint mehr und mehr zu vergessen, daß es ewige sittliche Gesetze und unantastbare schwererrungne Kulturgüter gibt, auf die kein Volk verzichten kann und darf, wenn es nicht der ärgsten Barbarei

verfallen soll, der zivilisierten. Aber heute, wo die Lehre, daß der Mensch „sich ausleben", seinen Naturtrieben rückhaltlos folgen solle, aus den Kreisen unverantwortlicher Pseudophilosophen immer weiter dringt und schon die gebildete Jugend angefressen hat, wo auch die Ehe nicht mehr für heilig gilt, sondern durch „freiere" Formen ersetzt werden soll, wo der bisher festgehaltne rechtliche Unterschied der Geschlechter im Namen der Gleichberechtigung grundverschiedner Menschenwesen möglichst aufgehoben werden soll, da dürfen solche Erscheinungen, wie sie bei jenem widerwärtigen Prozeß ans Tageslicht getreten sind, eigentlich nicht befremden. Es ist ähnlich wie vor hundert Jahren. Auch damals waren die alten sittlich-religiösen Grundlagen erschüttert, es herrschte die Lehre vom Alleinrechte des Individuums, dessen Interessen zugunsten der Allgemeinheit zu beschränken für inhuman galt; die Neigung zu feinerm oder gröberm Lebensgenuß und sittliche Leichtfertigkeit beherrschten weite Kreise, ein langer Friede hatte den Wohlstand mächtig gehoben und den Gedanken, der jeden Staat tragen muß, die Pflicht zur Aufopferung des persönlichen Interesses für das Ganze beinahe zerstört. Damals mußte eine furchtbare Katastrophe kommen, um unser Volk zu den einfachsten sittlichen Grundlagen zurückzuführen, und das war nur möglich, weil sein Kern noch gesund war. Heute genießen wir beinahe ebensolange den Frieden wie damals und sind reich geworden. Möge keine Katastrophe nötig sein, um unser Volk auf dem weitern Hinabgleiten nach der schiefen Ebene zu bewahren, auf die man es zu drängen sucht.

Sozialdemokratische Agitation und Landbevölkerung

Seit dem günstigen Ausfall der letzten Reichstagswahlen wiegt man sich in zahlreichen politischen Kreisen in ein Sicherheitsgefühl, das bedenklich erscheint. Man glaubt, die Hauptarbeit in der Bekämpfung sozialdemokratischer Ideen sei getan, man könne sich nun andern politischen Arbeitsgebieten zuwenden. Das ist ein großer Irrtum und ein gefährlicher dazu. Die Sozialdemokratie hat seit den Januartagen 1907 offenbar nach zwei Seiten ihre Taktik geändert, um ihre alte Zugkraft für die Massen wieder zu gewinnen. Sie läßt ihren internationalen Charakter in der praktischen Agitation zurücktreten, sie heuchelt Patriotismus und Nationalgefühl; sie hat ferner ihre Organisations- und Agitationsarbeit sorgfältig revidiert. Als neues Mittel ist aufgenommen worden, die sozialdemokratische Werbearbeit aufs platte Land hinauszutragen. Wer nur einen Blick in die sozialdemokratische Tagespresse der letzten Monate geworfen hat, dem wird aufgefallen sein, wie ungleich häufiger als früher man sich mit der Landbevölkerung beschäftigt; namentlich ist die Gesindeordnung unter dem

tönenden Titel: „Moderne Hörigkeit“ ein beliebtes Thema. Unter den Initiativanträgen auf dem jüngsten sozialdemokratischen Parteitage beschäftigten sich eine außergewöhnlich große Zahl mit der Frage, wie die sozialdemokratische Organisation auf dem Lande auszugestalten sei.

Wie steht es nun um diese ländliche Agitationsarbeit der Sozialdemokratie? Hat sie Erfolg? Wie arbeitet sie? Was ist dawider zu tun?

Zur Schilderung dieses wenig gekannten Herganges sei es mir gestattet, die Verhältnisse meines Ortes etwas näher darzulegen. Es handelt sich um ein kleines, etwa 300 Seelen zählendes Dorf in der nordsächsischen Ebene, ungefähr fünf Kilometer von der nächsten Industriestadt entfernt. Im „Oberdorfe“ sitzen die Bauern, fast alles altansässige, wohlhabende mittlere Gutsbesitzer, im „Unterdorfe“ die Häusler, meist Handarbeiter, Bahnbedienstete, Steinbrecher, Maurer, Zimmerleute. Diese soziale Differenzierung fand ich schon in der Mitte der siebziger Jahre vor. Nie hat sich in den langen Jahren irgendwie eine starke soziale Überspannung herausgestellt. Wohl wurden bei den Wahlen immer einige sozialdemokratische und freisinnige Stimmen abgegeben, im allgemeinen aber stand das Dorf durchaus unter der Herrschaft des konservativen Bauernelements. Ja gegenüber den umliegenden Dörfern mit ihrer mehr fluktuierenden, moderner angehauchten Bauernbevölkerung trug es sogar das Gepräge des altväterischen Bauerndorfes mit all seinen Vorzügen und Nachteilen: Bauernart führt ein zwar nicht immer feinfühliges und ästhetisch besonders wirkungsvolles, im allgemeinen aber ein durchaus sittlich tüchtiges Regiment. Das ist seit etwa drei Jahren anders geworden. Das Bauerntum sieht sich in die Defensive gedrängt, zum großen Teil um den sozialen und sittlichen Einfluß gebracht durch eine Art sozialdemokratische Schreckensherrschaft, die sich stützt auf eine prompt arbeitende Organisation der ländlichen Arbeiter, des Gesindes.

Die Landarbeiternot, die Gesindefrage als Kernpunkt unsrer landwirtschaftlichen Nöte ist so oft schon Gegenstand bitterer Klagen, drängender Beschwerden gewesen, daß hier darauf verzichtet werden kann, sie zu wiederholen. Jedoch daß diese Gesindenot geradezu unmögliche Formen annimmt, wenn sich die sozialdemokratische Agitation ihrer bemächtigt, das zeigt das Beispiel meines Dorfes deutlich. Es ist keine Übertreibung, wenn ich behaupte, das Leben wird dann auf dem Dorfe furchtbar. Die Stadtleute können sich das zunächst nicht denken. Sie sehen das Landleben im allgemeinen immer noch durch die Brille des klassischen Idylls an, sie legen an die einfachen Verhältnisse zu sehr städtische Maßstäbe an. Alle Autorität, sei es die des Gemeindevorstandes, des Pfarrers, des Lehrers, beruht auf dem Dorfe noch auf der Sitte, auf einem halb freiwilligen, halb gezwungnen Unterordnen unter das im Laufe der Zeiten Gewordne. Man fügt sich mit einem gewissen guten Willen dem Zwange der vernünftigen Einsicht, in der Annahme, daß alle Teile des Dorfes so am besten fahren. In der Stadt hat man mit dieser Form der Sitte nicht in dem Umfange zu rechnen. Hier sind zur Stütze und Stärkung der autoritären Gewalten die direkten Macht-

mittel der Polizei vorhanden, ferner eine ſtraff zentraliſierte Verwaltung und eine größere Anzahl der Gebildeten als moraliſche Stützen der Autorität. Auf dem Dorfe fehlt alles dies. Wie gering die polizeiliche Gewalt auf dem Lande iſt — zwar nicht theoretiſch, wohl aber praktiſch —, davon macht ſich der Städter keinen Begriff. Wird nun auch die Macht der Sitte gebrochen, wie dies ja für die ſozialdemokratiſche Agitation erſte Vorausſetzung iſt, ſo bewirkt das zunächſt — ob dauernd, iſt eine andre Frage — eine Auflöſung aller dörflichen Autoritäten.

Wie äußert ſich dieſe ſozialdemokratiſche Schreckensherrſchaft? Zunächſt im Arbeitsverhältnis. Der Bauer gerät direkt in Abhängigkeit vom Geſinde dadurch, daß die ſozialdemokratiſche Organiſation die Geſindenot ausnutzt, ja bewußt ausſpielt. In der Ernte und in der Saatzeit muß der Bauer oft mit jeder einzelnen Stunde ſeiner Arbeitskräfte rechnen. Dieſe Chance wird den Knechten von den Agitatoren immer und immer wieder vorgerechnet. Man hat ja Praxis darin: in der Induſtrie kehren Hochkonjunkturen nicht mit ſolcher Regelmäßigkeit wieder wie in der Landwirtſchaft die abſolute Unentbehrlichkeit jedes einzelnen Arbeiters in den beiden Perioden. Infolgedeſſen haben die Bauern geradezu Angſt vor dem „Schichtmachen“ des Geſindes, der Bauer erduldet alles, er iſt ganz und gar auf den guten Willen des Geſindes angewieſen.

Dazu hat das Geſinde immer ein Mittel in der Hand, den Bauern auch formell ins Unrecht zu ſetzen: Mißhandlung des Viehes. Derſelbe Bauer, der ſich perſönlich vom Knecht alles gefallen läßt, vergißt dieſe Klugheitserwägungen, wenn dieſer ſeine Pferde ſchlecht behandelt. Dies empfindet der Bauer alten Schlags als perſönliche Beleidigung, und er jagt dann den Knecht weg. So iſt der heißumſtrittne Paragraph 95 der revidierten Geſindeordnung von 1898 über den Vertragsbruch ſo gut wie wirkungslos. Wenn ſchon die Gutsbeſitzer, um die ſo koſtbaren Arbeitskräfte zu erhalten, auf jede Tadelrede im Arbeitsverhältnis ſelbſt verzichten, ſo ſehen ſie überhaupt nichts, wenn es ſich um das Verhalten des Geſindes außerhalb der Arbeit handelt.

In ſozialdemokratiſchen Blättern werden die höchſten rhetoriſchen Regiſter gezogen ob der unmenſchlich langen, der menſchenunwürdigen Arbeitszeit von früh drei und vier Uhr bis abends acht Uhr, man ſpricht von dem „abſtumpfenden“ Einfluß, von erbärmlicher Lohnſklaverei uſw. Ich würde den Schreiern empfehlen, ſich einmal an einem Sommertag abends gegen elf Uhr in das Dorf zu bemühen. Wenn das Geſinde ſo furchtbar müde wäre, würde es doch ſchlafen gehn. Jedoch bis in die zwölfte Stunde kann man ihr Lärmen hören. Ich bin durchaus ein Freund des abendlichen Singens der Burſchen und Mädchen, wie dies noch bis vor wenig Jahren auch Sitte war. Die alten weichen, etwas ſtark ſentimentalen Lieder ſind freilich ſo gut wie verſchwunden, die Herren vom ſozialdemokratiſchen Radfahrerverein — dem noch zu erwähnenden Kern der ſozialdemokratiſchen Agitation — gröhlen die neuen Lieder aus dem Arbeiterliederbuch. Da alſo nicht mehr die Mägde mit ihren weichern Stimmen die

eigentlichen Chorführerinnen sind, sondern die rohern Stimmen der Knechte, so darf man den Gesang mit Recht ein Gegröhle nennen. In das Gegröhle tönen scharf und schrill die Klingeln der Radfahrglocken durch die Nacht. Beim Scheine der Acetylenlaterne üben sich die Knechte für den „Verein" im Kunstfahren. Trotzdem der Bauer abends die Ruhe über alles liebt — er geht um acht, spätestens um neun Uhr zu Bett —, so wagt niemand gegen den Unfug des mitternächtlichen Lärmens einzuschreiten, aus Furcht, sein Knecht, seine Magd könne ihm kündigen. Ein Gendarm ist nicht am Orte; der Gemeindevorstand sieht nichts, hört nichts, will nichts bemerken; denn er ist ja an erster Stelle Bauer und sodann erst Polizeiorgan. Die Amtshauptmannschaft zahlt ihm keine Entschädigung, wenn ihm sein Großknecht mitten in der Ernte davonläuft. Seit das Gesinde nun gemerkt hat, woher der Wind weht, um so toller treiben sie es. Die Bauern ärgern sich ganz gewaltig; wenn sie unter sich sind, klagen sie einander auch die Not; doch das Odium des Anklägers will keiner auf sich nehmen.

Besonders häßlich tritt diese Autoritätslosigkeit zutage auf dem Gebiete des Kirchen- und Schullebens. Die alte Sitte, daß am Sonntag aus jedem Gute mindestens ein männliches und ein weibliches Glied zur Kirche ging, ist längst entschwunden. Der Gutsbesitzer wagt nicht mehr, seinen Knecht oder seine Magd an den Kirchgang zu erinnern. Einen heilsamen Schreck haben neulich die halbwüchsigen Bürschchen erhalten, als einer der ihrigen wegen Verspottung einer kirchlichen Handlung beim Begräbnis vom Landgericht zu einer mehrwöchigen Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Wie sich diese sozialdemokratischen Hetzereien mit Vorliebe die Würde des Gottesdienstes als Ziel gesetzt haben, dafür nur ein Beispiel. Der Bälgetreter, der alte Gemeindediener, ist krank. Sein Sohn, als Maurer ein Anhänger der sozialdemokratischen Organisation, vertritt ihn. Nach dem Schlußchoral schweigt unter häßlichem Quietschen die Orgel. Der Bälgetreter hatte aufgehört zu treten. Darüber zur Rede gestellt, erklärte er, er hätte nur zu treten, solange Kirche wäre, diese wäre aber aus. Die Kirchenvorstände, empört darüber, daß das althergebrachte, feierliche „Heimspielen" der Gemeinde wegfallen sollte, wagten doch nicht, energisch durchzugreifen. Dem Pfarrer aber sind die Hände gebunden durch Drohen mit dem Austritt aus der Landeskirche — und die Sozialdemokratie lacht sich ins Fäustchen. Auch im Schulleben zeigt sich die sozialdemokratische Verhetzung durch die Freude an der Zerstörung jeder Autorität, am meisten in der Fortbildungsschule.

Wir haben hier die schweren Tage der Einführung der ländlichen Fortbildungsschule im Winter 1875 und den folgenden Jahren mit durchgekämpft, viel bösen Willen, Ungezogenheit und Starrsinn bei Knechten wie bei Bauern erfahren, doch einen so bösen Winter, wie den vergangnen, haben wir noch nicht erlebt. Die Jungen zeigten in allem passiven Widerstand, schliefen, schafften sich weder Federn noch Hefte an, von sonstigen Ungezogenheiten, ja Roheiten

ganz zu schweigen. Hilfe bei den vorgesetzten Behörden! Der Kenner lächelt. Auf dem Lande ist man so gut wie hilflos. Der Ortsschulinspektor — um allen Mißdeutungen vorzubeugen, mein bester Freund — sagt sich sehr richtig: Du bist zunächst Seelsorger, du darfst dich nicht allzusehr in diese bösen Sachen mischen, es schadet dem kirchlichen Frieden. Deshalb stetes Beschränken auf „moralische Beschämung", die natürlich bei den hartgesottnen Sündern zwecklos ist. Die Stadt mit ihrer vorzüglichen städtischen Polizei ist ganz anders in der Lage, durchzugreifen und die Autorität der Schule und somit auch die des Gemeinwesens zu schützen. Der ländliche Schuldiener — davor Gott mich behüte!

Die Ursache für die gesteigerte Autoritätslosigkeit ist die Agitation und Organisation der Sozialdemokratie. Ihre Seele ist eine nicht vorwärtsgekommne, genußsüchtige Handwerkerfamilie, insbesondre der Alte und sein Sohn. Wohl bekannte sich der Alte im stillen schon lange zur sozialdemokratischen Partei, verteilte auch wohl sozialdemokratische Flugblätter, freilich ohne eigentlichen Erfolg. Aber durch seinen Sohn, der in der Großstadt die Methode der Organisation kennen gelernt hatte, sind nun die vereinzelten sozialdemokratischen Anhänger sorgfältig geeint und vor allem neue Mitglieder gewonnen worden, namentlich unter den Knechten.

Sonntag früh schneidet er den Knechten die Haare und rasiert sie. Bei dieser Gelegenheit werden die Hetzversuche unternommen. „Wieviel Lohn kriegst du denn eigentlich bei ....?" „90 Taler." „Du dummer Kerl, für die Schufterei, den Plack mußt du 150 Taler verlangen. Als Maurer verdienst du 5 Mark" usw. Nach bekannter Methode werden die reichen Naturalleistungen bei dem ländlichen Lohnsystem überhaupt nicht in Rechnung gestellt. Ebenso werden hier die Behandlung durch die Dienstherren, die heutzutage wirklich nicht mehr schlecht ist, ferner die Kost, die Geschenke usw. einer aufhetzenden Kritik unterzogen.

Diesem edeln Paar, Vater und Sohn, die beide offenbar im Dienste des sozialdemokratischen Generalstabs stehn, ist es nun leider gelungen, die Hetzversuche auf eine breitere, bleibendere Basis zu stellen durch einen Verein „Radfahrerverein zum Stern von .... und Umgegend". Diesem Vereine gehören sämtliche Knechte an, vom naseweisen Kleinknechte bis zum „Ausgehobnen" (zum Militär). Sie halten streng zusammen und erklären sich bei jeder Gelegenheit solidarisch. Mit ihnen sind verbunden ihre Schätze, die Mägde. Diese sozialdemokratische Zentralstelle pflegt mit besondrer Vorliebe das „Schichtmachen", die Arbeitseinstellung, als moralisches Schreckmittel der Bauern, als Kraftprobe der Organisation. Denn während früher kein Bauer einen Knecht anstellte, den ein andrer Bauer weggejagt hatte, ist diese Form der Solidarität infolge des drückenden Arbeitermangels längst entschwunden. Jetzt bekommt der fortgejagte Knecht morgen einen Dienst, jeder Bauer nimmt ihn an. Sollte der Weggejagte einmal wirklich nicht sofort Arbeit finden, so gewährt ihm die Familie des Agitators Unterkunft.

Durch den sozialdemokratischen Vertrauensmann scheint auch eine Art Personalaustausch zu gehen. Seit einigen Jahren drängen sich ausgemergelte, hyperanämische Konfirmanden aus der nahen Industriestadt zum Dienste bei den Bauern. Hier bleiben sie zwei oder drei Jahre, dann gehn sie zurück in die Stadt, meist als Maurer. „Du mußt dich bei den Bauern erst ein paar Jahre gesundfressen", hört man nicht selten. Man stelle sich die Gemütsverfassung der Bauern vor bei diesem Arbeitsmaterial: sozialdemokratisch verschrieben, ohne landwirtschaftliche Kenntnisse und Erfahrungen, interesselos, sich austobend während der „Pensionsjahre".

Gegen all diese trüben Erscheinungen ist der Bauer im allgemeinen machtlos. Manchmal bricht der furor rusticus durch. So haben vor kurzem die Bauern einen sozialdemokratischen Agitator, den sie in flagranti ertappten, als er sich beim Rübenhacken an einen Arbeiterzug machte, windelweich geschlagen. Selbstverständlich will dieser Akt der rohen Selbsthilfe nichts bedeuten gegen die offenbar fein und planmäßig geleitete Organisation. Die gesetzlichen Vorschriften halten die Genossen genau inne. Man weiß sehr wohl, daß beim Gesinde eine gewerkschaftliche Organisation gesetzlich nicht möglich ist, das Koalitionsverbot der Gesindeordnung respektiert man sehr korrekt, aber der Radfahrerverein, anderwärts der Turnverein, arbeiten besser und geräuschloser.

Was ist dagegen zu tun? Die kleinen Mittel, etwa Ausmieten der sozialdemokratischen Elemente, Saalverbot usw., helfen von dem Augenblick an nicht mehr, wo die Organisation vollzogne Tatsache ist. Von der genossenschaftlichen Selbsthilfe, die sich sonst auf dem Lande so bewährt hat, ist ebenfalls nichts zu erwarten; die krassen Formen der Leutenot hindern jede Korporation der Bauern. Vielleicht könnte man bei der Regelung der Vereinsgesetzgebung, die ja gegenwärtig im Mittelpunkt der politischen Diskussion steht, die landwirtschaftlichen Verhältnisse entsprechend berücksichtigen und den verkappten sozialdemokratischen Jugendvereinen etwas schärfer auf die Finger sehen. Ferner wird zu erwägen sein, ob nicht die polizeilichen Verhältnisse auf dem Lande einer Reorganisation bedürfen. Auch klagen die Bauern stark über die philanthropische Milde der Gerichts- und Verwaltungsbehörden gegenüber Roheitsdelikten; die Furcht vor sozialdemokratischer Pressebehandlung könnte auch aufhören. Mit polizeilichen Repressivmaßregeln allein ist freilich der Kern der Sache nicht berührt, der liegt in dem allzu frühen Schwinden jeder Autorität auf dem Lande. Während der junge Mann der gebildeten Stände oft bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre durchaus gebunden ist an die Autorität des Elternhauses, der Schule oder der Universität, des Berufs, der gesellschaftlichen Traditionen, während in der Stadt durch die straffere Organisation der Fortbildungsschulen, durch eine ganz anders geartete Form des Arbeitsverhältnisses, durch die größere Anzahl der Gebildeten, durch die direkten Machtmittel der Polizei usw. der junge Mann zur Anerkennung der autoritären Gewalt wenigstens bis zum achtzehnten Lebensjahre gezwungen ist, hört auf rein agrarischen Dörfern diese

autoritäre Unterordnung faſt auf mit der Schulentlaſſung im vierzehnten Lebensjahre.

Wie dieſe autoritären Gewalten geſtärkt werden können, dies zu beantworten, iſt ſehr ſchwierig. Zu fordern iſt Stärkung der Disziplinargewalt des Fortbildungsſchullehrers, Anerkennung und Berückſichtigung der Fortbildungsſchulzeugniſſe, vor allem auch der ſittlichen Führung, beim Militär, bei Verwaltungs- und Gerichtsbehörden.

Ob ſich die geſchilderten Verhältniſſe auch anderwärts finden, ſich vielleicht ſogar oft wiederholen, vermag ich nicht zu ſagen, glaube ich auch nicht. Die Zeit iſt noch zu kurz, als daß der planmäßig geleitete Angriffsfeldzug gegen die Landbevölkerung ſchon allerorten Sieg melden könnte; in meinem Dorfe lagen eben ſehr günſtige Bedingungen vor. Aber das Beiſpiel gibt doch zu denken. Wer unter den heutigen Verhältniſſen ſiegen wird, iſt mir unzweifelhaft. Ich vermag es aber nicht auszudenken, was aus unſerm Heer, unſrer Nation überhaupt werden ſoll, wenn das Mark eines Volks, das Bauerntum, ſozialdemokratiſch zerfreſſen und ſomit angefault iſt.

Die Vinetaſage

Von Wilhelm von Maſſow

1

Jedermann kennt die wunderbar ſtimmungsvolle Sage von der glänzenden, üppigen Handelsſtadt Vineta am Geſtade der Oſtſee, der Wunderſtadt, die eines Tages zur Strafe für ſündigen Übermut von den Fluten des Meeres verſchlungen wurde. Seitdem ruht ihre verſunkne Pracht auf dem Meeresgrunde, nur Sonntagskinder dürfen zuzeiten etwas von dieſer Herrlichkeit ſchauen, und geheimnisvolle Glockenklänge, die heraufſchallen, legen Zeugnis ab von den Wundern, die in der Tiefe verborgen ſind.

Die Sage bezeichnet uns auch den Ort, wo wir das verſunkne Vineta zu ſuchen haben. In drei Armen ſtrömt bekanntlich die Oder aus dem großen Waſſerbecken des Haffs der Oſtſee zu und bildet dadurch zwei große Inſeln, Uſedom und Wollin. Wer auf der weſtlichen dieſer beiden Inſeln, Uſedom, an der waldumſäumten Oſtſeeküſte entlang wandert, trifft ungefähr in der Mitte der ganzen Küſtenſtrecke auf eine von herrlichem Laubwald beſtandne Erhebung des Dünengürtels, die ſchroff nach dem Meere abfällt. Neuerdings iſt der ſteile Abhang nach Möglichkeit gegen die den ſchönen Wald bedrohende, unterwühlende Tätigkeit der Fluten geſchützt worden. Wer auf der Höhe dieſes

sogenannten Streckelsberges steht und auf das Meer hinausblickt, erkennt in einiger Entfernung bei ruhiger See an der Färbung des Wassers und, bei niedrigem Wasserstand, auch an gewissen Brandungserscheinungen das Vorhandensein eines großen Riffs mit steinigem Grunde. Es ist das alte „Damerower Riff", heute auch oft „Vinetariff" genannt, denn hier soll die alte, berühmte Handelsstadt gestanden haben.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Überlieferung von der untergegangnen Stadt, die ein uraltes Handelsemporium an der Ostsee gewesen sein sollte, auch den Historiker beschäftigen mußte. Über die Frage, ob es wirklich ein Vineta gegeben habe, sind zahlreiche und scharfsinnige Untersuchungen angestellt worden, aber es ist wenig davon in weitere Kreise gedrungen. So kommt es wohl, daß die meisten, die Auskunft über den geschichtlichen Untergrund der anziehenden Sage suchen, recht unbefriedigende Antworten erhalten. Am bequemsten machen es sich die Erklärer, die einfach behaupten, Vineta sei nichts andres gewesen als die heutige Stadt Wollin, die zur Wendenzeit eine angesehene Handelsstadt war und später schnell ihre Bedeutung einbüßte; alles andre sei sagenhafte Ausschmückung. Andern Erklärern schlug doch wohl das Gewissen bei der Vorstellung, daß eine gar nicht am Meere gelegne Stadt durch die Sage zu einem Seehandelsplatz umgestaltet und im Meere versunken sein sollte, obwohl sie noch heute als freundliches, kleines Provinzstädtchen ganz vergnügt und wohlbehalten auf festem Grunde steht. Sie fanden die Lösung darin, daß es zwei wendische Handelsstädte gegeben habe, Julin und Vineta. Die eine sei das heutige Wollin, die andre sei eben verschwunden, und es sei schon möglich, daß sie den Meereswogen zum Opfer gefallen sei. Rechte Klarheit schaffen diese Deutungen nicht, und merkwürdigerweise scheinen sie auch auf andre Erklärungsversuche abgefärbt zu haben, die sich auf die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen genauer stützen, denn auch in diesen finden sich auffallende Unklarheiten und Verwechslungen.

Und doch gibt es eine wissenschaftliche Arbeit, die das Rätsel von Vineta, soweit seine geschichtlichen Grundlagen in Betracht kommen, so gut wie einwandfrei löst. Dabei ist diese Arbeit schon etwa siebzig Jahre alt. Ich meine die ausgezeichnete Darstellung des Greifswalder Historikers Friedrich Wilhelm Barthold in seiner Geschichte von Pommern und Rügen. Wenn Barthold damals nicht recht durchdrang, so ist es wohl erklärlich. Die nüchterne, kritische Schärfe des Forschers erweckte in jener der Romantik geneigten Zeit den leidenschaftlichen Widerspruch derer, die an den überlieferten Vorstellungen mit ganzem Herzen hingen und sich den vermeintlichen historischen Kern der heimischen Sagenwelt nicht rauben lassen wollten. Durch den künstlichen Nebel, der durch den damaligen Streit um die Frage wiederum über das Vinetaproblem ausgebreitet worden ist, sind dann auch die folgenden Generationen etwas beirrt worden. Die Untersuchungen Barthold sind aber so sehr im Geiste der modernen Geschichtsforschung gehalten, daß es sich wohl verlohnt,

daran zu erinnern. Denn bei der Reichhaltigkeit der historischen Literatur von heute wird der Kreis derer, die sich noch aus einem alten Spezialwerk, wie Bartholds pommerscher Geschichte, unmittelbar unterrichten, verhältnismäßig beschränkt sein. Gerade die Darstellung der Vinetafrage verdient aber auch eine Beachtung weiterer Kreise, weil wir dabei die überraschende Entdeckung machen, daß wir die Entstehung dieser Sage, sozusagen, an der Hand geschichtlicher Dokumente verfolgen und kontrollieren können — ein Fall, der sich sonst wohl nicht leicht finden wird. So gewinnt die Sache eine allgemeine Bedeutung für die Sagenforschung.

Allerdings läuft dabei eine gewisse Einseitigkeit unter. Man darf die Frage nicht ausschließlich vom Standpunkte des kritischen Urkundenforschers betrachten. So einfach entwickelt sich eine Sage niemals, daß sie aus der willkürlichen Ausschmückung geschichtlicher Vorgänge allein hervorwüchse. Vielmehr bewegt sich diese ausschmückende und umgestaltende Tendenz in ganz bestimmten Vorstellungsbahnen, die ohne geschichtliche Unterlagen lediglich durch die dichtende Volksphantasie geschaffen worden sind. Erst aus dieser Durchdringung geschichtlicher Überlieferungen mit Gebilden der reinen, schöpferischen Volksphantasie entsteht die echte Sage. Nur so wird man auch die Vinetasage verstehn können.

Der grübelnde Verstand des schlichten, einfachen Menschen kann es nicht fassen, daß auch das Elend und die Unvollkommenheit der Welt aus der Hand eines gütigen Schöpfers hervorgegangen sein soll. Nur eine Möglichkeit scheint die Erklärung zu geben: der Schöpfer hat alles gut geschaffen, aber Vorwitz, Übermut und Ungehorsam der Menschenkinder haben das Unheil als Strafe des Himmels herbeigeführt. Das ist die Vorstellung von dem verlornen Paradiese, von dem dahingeschwundnen goldnen Zeitalter. Tief senkte sich diese Vorstellung in die Seelen der kämpfenden und leidenden Menschheit unter den verschiedensten Himmelsstrichen und in den verschiedensten Zeiten. Sie verbreitete sich als beherrschendes Moment auf einen weitern Gedankenkreis, der für das Übel dieser Welt und die zerstörenden Gewalten in der Natur eine Erklärung und einen Trost suchte und beides in dem Walten einer höhern Gerechtigkeit fand, die in der Vernichtung einstiger Herrlichkeit den Übermut leichtfertig genossenen Glücks strafte. Wo sich der Mensch ohnmächtig den Schrecknissen mächtiger Naturkräfte gegenüber sah, da schuf seine Phantasie dichtend die Motive für den göttlichen Zorn und wob auf diesem Wege eine sittliche Idee hinein, die nicht selten zu einer gewaltigen Tragödie erwuchs. Es war gewiß ursprünglich nur ein kecker Scherz, der einer in Schnee und Eis in schauriger Einsamkeit starrenden Bergmasse mitten im Berner Hochgebirge den Namen Blümelisalp schuf. Aber die dichtende Volksphantasie bemächtigte sich des Wortes, das einen ihrer Lieblingsgedanken anregte, und nun zauberte sie die Eiswüste in einen ehemaligen Blumengarten um, der voll Glanz und Reichtum war, bis ein schwerer Frevel den Fluch des Himmels

auf die Stätte herabzog. Das ist eben ein immer wiederkehrendes Motiv unsrer Sagenwelt, wo immer nur das Walten der Natur den Anlaß dazu bot. So gaben die Erscheinungen der eigentümlichen Hochmoore in der Rhön, der Kraterseen in der Eifel und ähnliches den Anstoß zu den vielen und mannigfaltigen Erzählungen von versunknen Dörfern, und so haben auch die Meeresküsten ihre Sagen von ganzen Ortschaften, die der Flut zum Opfer fielen. Und wirklich reißt bekanntlich die Ostsee jahraus jahrein ein Stück von unsrer Küste ab. Wenn sich heute ein fremder Besucher über die mehrfachen Gürtel von sandigen Untiefen wundert, die unsre heimische Ostseeküste fast überall begleiten, dann pflegen alte Fischer gern zu erzählen, wie zu ihrer Großväter Zeiten die Leute an denselben Stellen, wo jetzt das Meer flutet, auf festen Wegen von einem Küstenort zum andern mit Wagen fuhren. Das bekannteste Zeugnis für diese zerstörende Tätigkeit des Meeres ist das Kirchdorf Hof an der hinterpommerschen Küste. Einst lag die Kirche von Hof inmitten des auf sicherm Grunde stehenden Dorfes. Aber näher und näher rückte das Meer heran, ein Stück nach dem andern der lehmigen Steilküste stürzte und rutschte hinab, dann stand die Kirche einsam am steil abfallenden Rande, für den gottesdienstlichen Gebrauch mußte sie geschlossen werden, bald ist sie ganz dem Untergange geweiht. Nur noch kurze Zeit, und ihre zerfallenden Trümmer werden krachend hinabstürzen in die gierige Flut.

Es bedarf also keiner besondern Erklärung, daß die Phantasie der Küstenbewohner der Ostsee erfüllt ist von der Vorstellung verschwundner Ortschaften, die das Meer einst hinweggespült hat. Die Sandriffe werden ihnen zu ehemaligen Landstraßen längs der Küste, die Häufungen von Wanderblöcken, die sich in den Riffen stellenweise finden, zu Resten alter Gebäude und Stadtmauern. Und von diesen Anfängen aus spinnt die Phantasie ihren Faden weiter und erzählt von dem göttlichen Strafgericht, das hereinbrach, als das alles noch festes Land war. Dann klingen wohl dem Erzähler an stillen Abenden dumpfe, feierliche Töne aus dem Meer entgegen, wie ferne, gedämpfte Orgel- und Glockenklänge — die Stimmen versunkner Kirchen! Es sind geheimnisvolle Klänge, wie man sie gelegentlich wohl überall hört, wo ein eintöniges Rauschen im Wald oder im Meer unter dem Einfluß gewisser Luftbewegungen sich zu langen, regelmäßigen Schwingungen ordnet, die den gewohnten Klang in tiefen, harmonischen Untertönen begleiten. Auch das Festland kennt den Glockenton der verzauberten Kirche, der den Wald durchklingt und die Seele mit wunderbarer Sehnsucht erfüllt.

Wir sehen also, wie sich an der pommerschen Küste die Sage von der versunknen Stadt in einer Form entwickeln konnte, die schon alle Hauptmotive der Dichtung enthält. Woher aber der Name „Vineta" und alle die konkreten, an historische Vorgänge erinnernden Züge, mit denen die Sage sonst noch ausgestattet ist? Hier verlassen wir zunächst ganz das Gebiet der Sage; die nüchterne Geschichtsforschung tritt in ihr Recht.

2

Zuerst drängt sich die Frage auf: Hat etwa in vorhistorischer Zeit — und das bedeutet für die hier in Betracht kommenden Gegenden: vor dem zehnten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung — an der Ostseeküste wirklich ein größeres Handelsemporium bestanden? Diese Frage kann nur dahin beantwortet werden, daß es zum mindesten außerordentlich unwahrscheinlich ist. Denn wir wissen heute, daß von der Ostsee alte Handelswege in die Länder griechischer Zunge und nach dem Schwarzen Meere führten, und wir sehen aus den alten Schriftstellern, daß die Griechen — und natürlich auch die Römer — durchaus nicht ohne Kenntnis von den Völkern an den baltischen Gestaden waren. Und da sollte nichts davon erwähnt oder überliefert sein, daß im Gebiet dieser noch wenig von der Kultur berührten, einfachen Tauschhandel treibenden Völkerschaften ein großer Handelsplatz, eine wirkliche Stadt lag? Das ist ganz unglaublich. Wir können also annehmen, daß keine der Ansiedlungen im Ostseegebiet über den Durchschnitt hervorragte, der durch die bescheidne Kultur der wendischen Völker und die Unfertigkeit ihrer sozialen Einrichtungen gegeben war. Auch die Nordgermanen auf der andern Seite der Ostsee hatten den Wikingergeist der alten Zeiten noch nicht in feste, staatliche Formen gebannt. In Frieden oder Fehde hausten zahlreiche kleine Könige mit ihren Stämmen auf den dänischen Inseln und in Südschweden nebeneinander. Gelegentlich hatten zwar einzelne dieser Könige eine größere Macht erworben und ihre Mitkönige unterworfen oder vertrieben. So geschah es, als der jütische König Göttrik seine Herrschaft über die dänischen Inseln ausdehnte, den Sachsen in ihrem Kampfe gegen Karl den Großen einen Rückhalt gewährt hatte und deshalb von dem mächtigen Beherrscher des Frankenreichs bekriegt wurde. In dem Maße als die Bedrohung des heidnischen germanischen Nordens durch das Frankenreich aufhörte, schwand auch wieder das Bedürfnis der dänischen Stämme nach staatlicher Einigung, um erst aufs neue zu erwachen, als das kraftvolle Geschlecht der Sachsenherzöge die deutsche Königskrone trug und die östliche Hälfte des alten Frankenreichs zu einer neuen Machthöhe emporführte. So erscheint erst ein Zeitgenosse Heinrichs des Ersten und Ottos des Großen, der seeländische Häuptling Gorm der Alte, als Begründer einer dauernden Vereinigung der dänischen Stämme und als der erste in einer nun ununterbrochnen Reihe von dänischen Königen.

Ein wenig später, aber unter der Einwirkung derselben Ursachen, finden wir eine ähnliche Entwicklung auch bei den slawischen Nachbarn des deutschen Reichs, die sich gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts erst zu sehr bescheidnen Anfängen politischer Organisation hindurchgearbeitet hatten. Das junge deutsche Reich reckte eben damals ganz gewaltig die Glieder. Die von Karl dem Großen angeregte Idee der politischen und nationalen Ausbreitung im Namen des Christentums hatte, nachdem Heinrich der Erste die Slawen östlich von Elbe und Saale gezüchtigt und die sächsisch-thüringischen Marken

angelegt hatte, durch die Verknüpfung des Imperiums mit der deutschen Krone unter Otto dem Großen einen neuen Impuls erhalten. Die Tätigkeit des gewaltigen Herzogs Gero bedrohte das Slawentum auf das schwerste. Unter dem Eindrucke dieser Gefahr ballten sich die Massen der slawischen Bevölkerung östlich von der Oder bis zur Weichsel hin zu einer politischen Einheit zusammen, indem sie den Fürsten Mscislaw als ihren Führer und Herrn anerkannten. Das ist der Anfang des polnischen Reichs.

Es ist ein alter, auch heute noch immer wiederholter Irrtum, daß die Polen von Hause aus eine besondre Völkerschaft innerhalb der Masse der Westslawen gewesen seien. Die Westslawen hatten ursprünglich eine sehr lose gefügte Gauverfassung, die allerdings durch die Zusammenfassung verschiednr Gauverbände in größern Landesbezirken zu gemeinsamer Besiedlung und Verteidigung — meist, was für die fischereitreibenden Slawen bezeichnend ist, nach Flußgebieten benannt — die Abgrenzung nach kleinen Volksgemeinschaften kannte. Namen und Einteilung dieser „Stämme" und der von ihnen zeitweise geschlossenen größern Verbände wechseln jedoch öfter, und die allmählich entstehenden mundartlichen Unterschiede in der Sprache der verschiednen Gegenden sind so unbedeutend, daß man an Unterschiede wirklicher Volksstämme von irgendwelcher Eigenart und innerm Zusammenhang innerhalb der westslawischen Bevölkerungsmasse nicht denken darf — vielleicht mit Ausnahme von Böhmen und Mähren, wo sich frühzeitig in einem geographisch abgeschlossenen Gebiete nationale Fürstentümer gebildet hatten. Man bezeichnete nur gewisse Gruppen dieser Bevölkerung nach der geographischen Eigentümlichkeit des von ihnen bewohnten Gebiets, unterschied daher ganz allgemein die „Küstenbewohner" als pomorane (Pommern) von den Binnenländern, und unter diesen wieder die „Polen" (polane oder polacy = Ebnenbewohner, Unterländer, von pole = Feld, Ebne) von den ursprünglich in Oberungarn wohnenden „Horwaten" (horowat = Bergbewohner, Oberländer von hora = Berg), deren Hauptmasse durch den Einbruch der Avaren abgesprengt und nach Süden gedrängt wurde, wo sie als Chrowaten (Kroaten) noch heute wohnen.

Diese Feststellung war notwendig zum Verständnis der Tatsache, daß in dem Streben des Fürsten Mscislaw, möglichst alle Westslawen unter seiner Herrschaft zu sammeln, keineswegs die Eroberungslust eines Stammfürsten zu sehen ist, der über sein angestammtes Herrschaftsgebiet hinausgreift, sondern eine aus der gegebnen Lage unmittelbar folgende Aufgabe. Beim Vordringen nach Westen mußte der Polenfürst sehr bald erkennen, daß sein Bemühen vergeblich war. Er unterlag im Kampfe mit Gero. Das Opfer, zu dem sich die trotzigen Dänen nicht so leicht entschlossen, brachte der geschmeidige Slawenfürst in raschem Erfassen der Lage sofort; er wurde deutscher Reichsfürst und Christ und brachte dadurch die Bewegung der Deutschen nach Osten zum Stillstand. Um so mehr lag ihm nun daran, die Ostseeküste zu gewinnen, aber gerade hier lebte der Unabhängigkeitssinn der slawischen Stämme noch ganz

ungebrochen, und von einer neuen Religion wollte man vollends nichts wissen. So begnügte sich der weitsichtige und verschlagne Polenherzog einstweilen damit, durch friedliche Beziehungen an der Ostsee Einfluß zu gewinnen und den Dänen, die durch gemeinsame Feindschaft gegen die deutsche Macht mit ihm die gleichen Interessen hatten, die Hand zu reichen. Die Dänen ihrerseits erkannten die Notwendigkeit, möglichst bald auf der Südseite der Ostsee festen Fuß zu fassen.

Diesen Umständen nun verdankt der Handelsplatz Julin seine erste Blüte. Mscislaw mußte nämlich zur Erreichung seiner Zwecke bemüht sein, dem polnischen Binnenlande zwischen Oder und Weichsel eine günstige Gelegenheit zum Absatz der Landesprodukte an der Ostseeküste zu verschaffen, ferner aber einen vielbenutzten Handelsweg durch das von ihm beherrschte Land zu leiten. Für die aufstrebende russische Macht in Kiew kam dieser Wunsch sehr gelegen. Die Russen konnten auf dem Wege über Polen nun auch mit Dänemark in Handelsverbindung treten. Polen selbst aber konnte seine eignen Erzeugnisse, Pelzwerk, Honig, gesalzne Fische auf diesem Weg an die Küste bringen. Wo mußte nun der Endpunkt dieses Handelswegs liegen, der besonders auf den Verkehr mit Dänemark berechnet war? Natürlich nicht an der von Dänemark zu entlegnen, durch die Nachbarschaft der Preußen gefährdeten Weichselmündung, sondern an der Odermündung. Von den drei Armen, in denen die Oder dem Haff entströmt, kam der westliche, die Peene, deren Hinterland schon unter sächsischem Einfluß stand, für Polen nicht in Betracht. Der mittlere, die Swine, war nicht so unmittelbar und bequem von Osten her zu ereichen, auch in jener Blütezeit der Seeräuberei zu wenig gegen das offne Meer hin gesichert. Der östliche, die Dievenow, war auf dem Wege von Polen her der nächste Oderarm; er war in seinem obern Teile schmal und besaß eine versandete Mündung. Wenn man an einer schmalen Stelle die Dievenow überschritt und sich drüben festsetzte, konnte man nach Bedarf auch die Mündung der Swine leicht erreichen, war zugleich gegen das Meer hin leidlich gesichert und hatte doch den bequemen Wasserweg stromaufwärts frei. Hier also mußte der Handelsplatz liegen, den man brauchte. Es ist genau die Stelle, auf der heute das Städtchen Wollin liegt, das alte Julin, wie es damals genannt wurde.

Julin hob sich durch die neuen Handelsbeziehungen zu beträchtlicher Blüte. Daß der Verkehr mit Rußland und dem fernen Südosten Europas nicht nur auf einer Sage beruht, beweisen die zahlreichen Funde arabischer Münzen in der Umgebung von Wollin. Diese Münzen stammen sämtlich aus dem zehnten und elften Jahrhundert; sie waren in jener Zeit nicht nur im mohammedanischen Orient, sondern auch in Kiew ein beliebtes Zahlungsmittel. Man darf wohl der Überlieferung glauben, daß Julin damals an Umfang die meisten Städte des slawischen Landes zwischen Elbe und Bug übertraf, und daß dort ein reges Leben und Treiben herrschte. Den Julinern wird nachgerühmt, daß

sie durch gastfreundliches und entgegenkommendes Verhalten den Fremden den Aufenthalt in ihrer Stadt angenehm machten, wie es nicht nur ihrem Vorteil, sondern auch slawischer Art und Sitte entsprach. Freilich darf man nicht vergessen, daß diese glänzenden Schilderungen nur relativen Wert haben. Julin zeichnete sich gewiß durch viele Vorzüge vor andern Städten des slawischen Ostens aus und mußte dadurch in seiner nähern und fernern Umgebung vorteilhaft auffallen, aber von Pracht und Üppigkeit nach dem Maßstabe einer höhern Kultur kann wohl schwerlich die Rede sein. Es war doch nur ein sehr bescheidner Glanz, der von dort ausstrahlte. In einem Punkt übrigens ließen die fremdenfreundlichen Juliner nicht mit sich reden: sie duldeten kein öffentliches Bekenntnis des Christentums. Instinktiv ahnten sie, daß ihrer Unabhängigkeit ernste Gefahr drohe, sobald sie der von den Deutschen und Polen bekannten Religion irgendwelchen Einfluß gewährten. Und ihr Unabhängigkeitssinn und Selbstbewußtsein war groß; zweifellos ging ihr Ehrgeiz dahin, Polen gegenüber dieselbe Rolle zu spielen wie in Rußland Pleskau (Pskow) und Großnaugard (Nowgorod). Diesem Ziel näher zu kommen, fand sich bald eine Gelegenheit. Um sie zu verstehn, müssen wir uns wieder den dänischen Verhältnissen zuwenden.

Die Winterausstellung der Akademie der Künste in Berlin

Auch auf dem Gebiete der bildenden Künste ist eine Blockpolitik wohl durchzuführen. Die Berufungen von Tuaillon, Messel und Bruno Paul in staatliche Ämter, die Ernennungen von Leistikow und Max Kruse zu Professoren beweisen, daß die Regierung die besten Absichten hat, die alten Gegensätze, verschärft mehr durch ungeschickte Federn als durch die Tätigkeit der Künstler selbst, zu überbrücken. Sezessionisten werden zu Akademikern, und in der Akademie wird den Führern der Sezession Gastfreundschaft gewährt. Arthur Kampf, der neue Präsident der Akademie der Künste, scheint seine ganze unverbrauchte Kraft in den Dienst solcher Versöhnungsgedanken stellen zu wollen; vor allem aber kommt es ihm darauf an, dem seiner Leitung unterstellten etwas schläfrig gewordnen Institut die Bedeutung zurückzuerobern, die ihm bei seiner Begründung zugedacht war. So holte er denn die besten Männer des linken Flügels der zeitgenössischen Kunst heran, die zweite Ausstellung der Akademie in ihren neuen Räumen am Pariser Platz farbiger und möglichst umfassend zu gestalten. In den Sälen hängen also jetzt Werke von Liebermann, Stuck und L. von Hofmann friedlich neben solchen von

Knaus, Meyerheim und Hertel; Skulpturen von Otto Lessing, Manzel und Breuer vertragen die Nachbarschaft von Gaul und Tuaillon; die Architekten Theodor Fischer und Otto March stellen geschlossen mit Otzen und Schwechten aus. Das so geschaffne Bild ist einheitlicher, als man bei der Nennung solcher Namen annehmen dürfte: als geschickte Regisseure haben die Veranstalter dieser Ausstellung es verstanden, zu dämpfen und abzutönen, hier zu unterstreichen und da abzuwinken, mit dem Licht der Bühnensonne und mit szenischen Verdunklungen zu arbeiten. Im vorigen Jahre hatte man besonders die auswärtigen Akademiemitglieder herangezogen; diesmal beschränkte man sich auf die Mitwirkung der einheimischen, denen je zwei Kunstwerke nach eigner Wahl einzusenden erlaubt war; einige Gäste aus Berlin selbst, aus München, Dresden und andern Kunststädten, aus dem Auslande nur Sargent, reihen sich an. Also keine der üblichen Massenansammlungen, wie gerade die Akademie sie früher ins Leben rief, sondern eine gewählte Galerie von noch nicht hundert Kunstwerken. Zugegeben, daß Ausstellungen, wie sie alljährlich am Lehrter Bahnhof und im Münchner Glaspalast stattfinden, aus sozialen Gründen fortbestehn müssen, so hindert doch nichts den Kunstfreund, diese intimern Kammermusikfeste der Kunst in der Art des von Kampf und dem Akademiesekretär Professor Justi veranstalteten den geräuschvollen Militärkonzerten mit Schlachtenmusik und Kanonendonner vorzuziehn.

Man fühlt deutlich, wie das Kaiser-Friedrich-Museum und die seiner Gründung vorausgegangnen vorbildlichen Ausstellungen alter Kunst aus Berliner Privatbesitz auch für die Darbietungen moderner Kunst Schule machen. Auch im Akademiepalast haben Teppiche und Gobelins, eine zweckmäßige Verteilung plastischer Kunstwerke zwischen den Gemälden, kurz ein deutlich erkennbares Zusammenstimmen jene die Empfänglichkeit steigernde Gesamtwirkung hervorgebracht, die weit entfernt ist von der gewaltsamen Stimmungsmache, wie sie einst Lenbach, darin ein Neuerer, bevorzugte, und wie sie in andrer Form jetzt von gewissen Berliner Kunstsalons in Szene gesetzt wird. Ein sichrer Takt vermied das Zuviel.

Als Sohn amerikanischer Eltern in Florenz geboren, tätig in London, verkörpert John Singer Sargent, dessen Vertretung gleich im ersten Saal den Erfolg dieser Ausstellung beim Publikum besiegelte, so recht das Produkt einer internationalen künstlerischen, besser vielleicht artistischen Kultur. Man begreift hier den außerordentlichen Erfolg, den dieser gentleman-painter bei dem verwöhntesten Publikum der Welt, dem englischen Hochadel, hatte, und — man bedauert ihn. Sargent versprach einmal mehr als ein Modeporträtist zu werden. Gewiß, seine Palette ist immer noch so glänzend wie in den Jahren, da er Gemälde wie das berühmte Carnation, Lily, Lily, Rose (jetzt im Besitz der Royal Academy in London) und die spanischen Tänzerinnen vom Jahre 1882 (El Jaleo) schuf, sie ist sogar selbständiger geworden und erinnert nur noch gelegentlich an die großen Vorbilder Velazquez, Goya und Manet. Aber die

Charakteristik besonders der weiblichen Bildnisse ist oft von einer erschreckenden Oberflächlichkeit und nicht fern von theatralischen Effekten. Man erinnert sich, daß Sargent einmal Ellen Terry als Lady Macbeth gemalt hat: eine sehr unfreiwillige Parodie auf die hohle Majestät des Bühnenkönigtums ist daraus geworden. Ich glaube nicht, daß Gemälde wie die hier ausgestellten der drei Ladies Acheson, der Gräfin Warwick mit Kind und der Frau Robert Mathias, sämtlich aus den letzten Jahren, vor der Kunstgeschichte soviel Gnade wie zweifellos vor den Augen der Besteller finden werden. Auch die Eleganz der Geste und die hinreißend geschmackvolle Stoffmalerei, die besonders in dem schneeigen Weiß der schlanken Ladies Acheson ihre höchsten Trümpfe ausspielt, täuschen nicht über den gefährlichen Mangel an innerer Beseelung hinweg. Ein General mit vielen Soldaten ist noch kein guter Feldherr, sagt einmal Chamfort. Und Sargent ist noch kein großer Porträtist, weil er über alle Vorzüge einer blendenden Technik verfügt. So wird man von den acht in Berlin ausgestellten Bildnissen Sargents gerade denen den Preis zuerkennen, bei denen an die Stelle einer oft lärmenden „Aufmachung" Ansätze zu einer schlichtern und energischern Charakterisierung treten: vor allem den Porträts des Generalleutnants Sir Ian Hamilton und des greisen Architekten Herrn Penrose (von 1898). Denkt man freilich an die große Porträtausstellung des Kunstsalons Keller und Reiner zur Feier seines zehnjährigen Bestehens zurück, die der Berliner Gesellschaft ein so wenig schmeichelhaftes Zeugnis für ihren Geschmack ausstellte und eine so weitgehende Unterwerfung unter die Satzungen einer nur modischen, aber nicht zugleich künstlerischen Kultur bewies, so wird man beinahe geneigt sein, jene Schwächen der Sargentschen Kunst für Vorzüge zu halten und ein Land zu beneiden, dessen gesuchteste Porträtisten sich den Luxus eines unverfälschten Malertemperaments erlauben dürfen! Wir haben Conrad Kiesel und Josef Scheurenberg . . .

Arthur Kampf, wenn er nicht Historienbilder malt, sucht sich gern Vorwürfe aus, die seiner resoluten, frisch zugreifenden Art durch einfache Fassung des Gegenständlichen entsprechen. Diesmal stellt er in einer riesigen Leinwand einen Stallknecht in roter Jacke auf die Beine, im Begriff, auf staubiger Landstraße ein störrisches, sich aufbäumendes Pferd zu bändigen. Das ist prächtig und sehr wirkungsvoll heruntergemalt, mit der Sicherheit, die alles auszeichnet, was dieser frische und selbstbewußte Rheinländer auch unternehmen mag. Eine tiefergehende Wirkung bleibt ihm freilich auch hier versagt, und ein Bildnis — Dame in Gelb am Teetisch — ist sogar in einer ziemlich äußerlichen Mache stecken geblieben. Eine gewisse Verwandtschaft mit Kampf zeigt Otto H. Engel, auch diesmal wieder mit Bildern aus dem friesischen Volksleben vertreten, in der gesunden, saftigen Malweise, dem geschickten Erfassen des Bildmäßigen. Gemälde wie die „junge Mutter" bezeugen, daß auch das solange verpönte Sittenbild, das Anekdotische gemildert zugunsten des Malerischen, einer Neubelebung noch fähig ist. Von den ältern in Berlin wirkenden Mitgliedern der

Akademie werden die in ihrer alten Art verharrenden Meister mehr Anspruch auf Anerkennung verdienen als die Unsichern, die Kompromißler. Knaus, Meyerheim und Skarbina sind mir lieber als Hugo Vogel, der eine „junge Dame im Garten", ein großes Freilichtbild mit stark vorherrschender Lokalfarbe, ausstellt. Entweder man ist Hugo Vogel, oder man ist Renoir. Erfreulicher ist eine gewisse Verjüngung in den Landschafts- und Architekturbildchen Albert Hertels festzustellen; was dieser Künstler im Bunde mit Friedrich Kallmorgen für die Heranbildung einer ganzen Generation tüchtiger, ausgeprägt märkischer Landschafter geleistet hat, stellt ein noch ungeschriebnes, aber recht wesentliches Kapitel in der Geschichte der Berliner akademischen Hochschule dar, vielleicht das einzige rühmliche in einer schon historischen, aber darum nicht minder unfreundlich zu beurteilenden Periode. Daß Max Liebermann, übrigens schon seit zehn Jahren, ordentliches Mitglied der Akademie ist, wird manchem Leser neu sein; während er auf der Ausstellung des vorigen Jahres mit dem gewaltigen Bilde der „Netzflickerinnen" aus der Hamburger Kunsthalle einen großen persönlichen Triumph auch bei Gegnern seiner Kunstrichtung errang, tritt er diesmal mit der „Straße in Haarlem" (1907) und den „Polospielern" etwas zurück, nicht weil diese Gemälde hinter seiner sonstigen Produktion zurückstehn, sondern weil sie nur seine von vielen Sonderausstellungen her vertraute Art darstellen. Ein andrer Führer der Berliner Sezession, Walter Leistikow, ist in den „alten Lotsenbooten" nicht ganz er selbst, und auch Reinhold Lepsius haben wir schon glücklicher vertreten gesehen als in dem in der Komposition gar zu lockern Bildnis der Gräfin Yorck von Wartenburg mit ihren Kindern. Viel anregender ist, was auswärtige Gäste eingeschickt haben: Gotthard Kuehl in Dresden ein farbig ungemein frisches „Mädchen am grünen Koffer", eine wahre Augenfreude in diesem nebelgrauen, unkoloristischen Winter, und Karl Bantzer zwei Bilder aus seiner Domäne, dem hessischen Bauernleben. Einmal stellt er einen lebensgroßen, ganz in Weiß gekleideten greisen „Erntearbeiter", von Korn umwogt, in flimmerndes Sonnenlicht; ein andres Gemälde gibt dunkelgekleidete feierliche Bauern, vor dem Kirchgang oder zu einem Leichenkondukt versammelt, wieder. Vortrefflich gemalt, vortrefflich beobachtet, aber trotzdem leer wirkend; warum muß auch ein solcher Vorgang auf einer Riesenleinwand aus der Rüstkammer der Historienmalerei geschildert werden? Wie fein verstand es Menzel, das Format seiner Gemälde jeweils dem Inhalt anzupassen! Genannt seien wenigstens noch der Königsberger Akademiedirektor Ludwig Dettmann mit einer „Idyll" getauften rembrandtisierenden Heiligen Nacht, das schon bekannte, ganz hervorragende Bildnis eines alten Herrn in Schneelandschaft von Hans Olde (Weimar) und Ludwig von Hofmanns badende Frauen. Wer nicht ungerecht werden will, kann eine solche Aufzählung kaum vermeiden, denn es fällt schwer, den Faden zu finden, der so verschiedenartige Werke verbindet. Die kleine Kreuzigung Franz Stucks vom Jahre 1906, die in Berlin noch nicht gezeigt worden ist, verdient aber

eine besondre Hervorhebung schon wegen der geflissentlichen Nichtachtung, die diesem Künstler von der norddeutschen Kritik, die nur seine Schwächen aufzuspüren weiß, widerfährt. Stuck hat allerdings in den letzten Jahren durch die Manieriertheit besonders seiner Frauenköpfe gerechten Anstoß erregt; wer aber auf der vorjährigen Mannheimer Ausstellung jenes nur mit Stuckschen Gemälden geschmückte Kabinett aufmerksam durchging, konnte sich nicht der Wahrnehmung entziehen, daß diese antikisch drapierte, aber von persönlichstem Leben erfüllte Kunst sich wieder einem Aufschwung nähert. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß Stuck auf einem verlornen Posten steht; nicht er „regiert die Stunde", noch Klinger, noch L. von Hofmann, sondern jene Gruppe der modernen Malerei, die entweder den von Leibl gewiesnen Weg einschlägt oder sich um Liebermann schart. Die „Kreuzigung", obschon sie besonders in der Gestalt der hinsinkenden schwarzgekleideten Maria Anklänge an Böcklin verrät, hat doch als Komposition so viel vom Hergebrachten vorteilhaft Abweichendes, daß man sich der schöpferischen Stärke dieser vom Naturalismus kaum berührten Phantasiekunst wieder einmal voll bewußt wird. Und das heilige Grauen der Stunde wird noch erhöht durch ein mit seltsam transparenten Farben wirkendes Kolorit, dem Malachitgrün im Mantel der Maria Magdalena und dem prächtigen Rot im Gewande des Kriegers zu ihrer Rechten; wie bei dem Isenheimer Altar Grünewalds nehmen auch die Elemente am Aufruhr und pathetischen Gebaren der am Fuß des Kreuzes trauernden Gruppe teil: der Nachthimmel ist in flammendes Rot gehüllt, und wie ein St. Elmsfeuer umstrahlt ein gewaltiger Nimbus das Haupt des Gekreuzigten. Im Gegensatz zu einer frühern Gestaltung desselben Vorwurfs ist es als charakteristisch für die Weiterentwicklung Stucks hervorzuheben, wie zurückhaltend die sonst gern als Sammelbecken anatomischer Kenntnisse behandelten Körper der beiden Schächer gemalt sind.

Über die plastische Abteilung der Ausstellung ist nur wenig zu sagen; sie gibt kein Bild des gegenwärtigen Kunstschaffens, vor allem fehlen die um A. Hildebrand. Dem Bronzehirsch in Überlebensgröße, den Louis Tuaillon für die Besitzung des Geheimrats Arnhold am Wannsee geschaffen hat, wird mit Recht die größte Bewunderung gezollt. Die Majestät in der Erscheinung des stattlichen Waldbewohners, die herrliche Modellierung des Körpers, liebevoll am einzelnen verweilend und doch von der Tuaillon auszeichnenden Großzügigkeit der Gesamtwirkung, machen dieses Bildwerk zu einer Meisterskulptur von seltner Vollkommenheit. Schade, daß ein solches Werk in Privatbesitz versteckt bleiben soll! Wir haben dafür „am Großen Stern", der belebtesten Straßenkreuzung des Tiergartens, jene schwächlichen, ganz unplastisch empfundnen Tier- und Jägergruppen, die man nicht mit besondrer Freude der Nachwelt überliefert sieht! Und August Gaul, der Tierspezialist, der auch hier wieder entzückende Bronzestatuetten ausstellt, ist im Straßenbilde der Großstadt, abgesehen von dem schon volkstümlichen Bärenbrunnen in der Vorhalle des Wertheimschen Kaufpalastes, noch gar nicht

vertreten. Leider aber Eberlein, dessen wahrhaft unmögliche „Pallas Athene", die vor einem wagenradgroßen Lorbeerkranz ihre nackten Glieder reckt, eines der wenigen Werke ist, die unter dem Niveau der Ausstellung bleiben.

Auch eine kleine Architekturabteilung ist vorhanden, leider lange nicht von der Bedeutung, die sie auf der vorjährigen Akademieausstellung hatte. Am erfreulichsten berühren die Entwürfe von Otto March (Charlottenburg) zu kleinen Kirchenbauten im Rheinlande. March arbeitet hier ohne Materialvergeudung in einfachen Formen, die sich dem späten Rokoko nähern, da aus ihm der Louis Seize-Stil entwächst; vor allem scheint rühmenswert, wie geschickt er die Turmanlagen für die Gesamtwirkung heranzieht! Mit allem Nachdruck sind dagegen die Entwürfe Franz Schwechtens, des Erbauers der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, für die geplanten Kölner Rheinbrücken zu bekämpfen. Auch hier wieder die sinnlose Verbindung von moderner sachlicher Eisenkonstruktion mit mittelalterlichen Portalen, Pfeilern und Galerien, beinahe Kreuzgängen — glaubten die Kölner, ihren historischen Sinn in allen Ehren, diese Konzession dem Stadtbilde machen zu müssen? Sind wir in der Tat immer noch nicht aus der unglücklichen Periode der gotischen Bahnhöfe, der Renaissancepostämter und der Villen im Raubritterburgenstil heraus? In Köln werden jetzt die Direktorenposten der beiden hochbedeutenden Sammlungen, des Wallraf-Richartz- und des Kunstgewerbemuseums, mit neuen Männern besetzt: möchte ihrer Wirksamkeit ein Erfolg auch über die Museumsmauern hinaus in die Tiefe und Weite beschieden sein!

Dr. Walter Cohen

Eine Eisenbahnfahrt von Sevilla nach Cordoba

Reisebilder von Martin Andersen Nexö

Einen ganzen Monat hat Sevilla uns festgehalten, nun aber muß es ein Ende haben. Eines Tages gleich nach Neujahr entschließen wir uns kurzerhand, rollen zum letztenmal durch die alle Sinne weichlich betörende Stadt und setzen uns in den Zug, der nach Cordoba geht.

Es ist Abgangszeit, aber der Zug rührt sich nicht vom Fleck. Es vergeht eine Viertel-, eine halbe Stunde, immer noch kommen Leute und steigen ein. Hier aber gibt es keinen, der von seinem Platze aus dem Neuankömmling zornige Blicke zuwirft, keinen, der die Waggontür zuhält, um ihn auszusperren, oder ihm ein Bein stellt, wenn er mit seinem Reisegepäck mühsam heraufklimmt. „Hier ist Platz, kommen Sie her!" rufen sie dem Suchenden zu, selbst wenn alle Plätze besetzt sind. Und als er zögert, sagt einer: „So steigen Sie doch ein, Mann; ich fahre nicht weiter als bis zur nächsten Station und kann recht gut stehn." Dienstwillige Hände ergreifen sein Gepäck und bringen es unter den Bänken unter, und er selbst kommt hintennach, heiß und schweißbedeckt und stellt sich mit dem Rücken an das andre Fenster; er sei zuletzt gekommen, und er wolle stehn, nichts sei ihm so zuträglich wie das Stehen, der

Arzt habe es ihm geradezu verordnet! Aber die andern wollen es nicht zugeben; gerade weil er zuletzt gekommen sei, dürfe er durchaus nicht stehn — sie seien doch keine Flegel! Und sie zwingen ihn, Platz zu nehmen, indem sie sich alle erheben.

Wir haben heimlich etwas im Halse kribbeln gefühlt — wie immer, wenn wir hier auf der Eisenbahn fahren —, ein Verlangen, zu krakeelen. Aber wir haben es unterdrückt, und nun hinterher schämen wir uns ein bißchen. Jeder neue Passagier mischt sich ohne weiteres ins Gespräch, das sich um alles zwischen Himmel und Erde dreht, nur nicht um die Verspätung. Dieser schenkt niemand einen Gedanken.

Endlich wird zur Abfahrt geläutet — und wir rollen davon. Ein Mann kommt über den Perron gelaufen, springt im Fahren auf und hängt an dem hintersten Wagen; er klettert längs der Waggons weiter, öffnet unser Coupé und steigt ein. Er ist wütend über die Unverläßlichkeit der Bahn: sonst führe der Zug erst eine Stunde nach fahrplanmäßiger Abgangszeit, und heute sei er schon nach dreiviertel Stunden abgegangen — da könnten wir es selbst sehen! Er zeigt uns seine Stahluhr, zankt und zappelt; aber die andern geben ihm Tabak und beruhigen ihn durch gutmütiges Geplauder, das zuweilen die Form von kleinen Sticheleien annimmt. Ob er etwa ein Engländer sei? oder ob sein Vater Uhrmacher gewesen sei, daß er es mit dem Glockenschlag so genau nehme?

Nur eine schmale Rückenlehne trennt ein Coupé von dem andern, und wir können den ganzen Wagen überschauen. Auf dem Boden und auf mehreren Sitzen ist das Gepäck fast bis zur Decke aufgetürmt: Bündel und große Säcke und grobe Decken. Einige haben auch ihr Bettzeug mit und große lederne Weinkrüge und ungeheure Schnappsäcke; es sind Leute, die nach den nördlichen Provinzen fahren, um Arbeit zu suchen. Sie sind wie Schweden gekleidet, in strammschließende Jacken aus schwarzem Plüsch, an den Füßen aber tragen sie Rebsandalen und um den Hals mächtige gefaltete Decken, die sie ganz nach vorn ziehen, und deren Enden den Boden berühren. Zuweilen ist mitten an dem einen Saum der viereckigen Decke ein Kragen angenäht, der um den Hals zuzuhaken ist und den ersten Anlauf zu einem Mantel bildet. Sie rauchen alle, und so oft einer eine Zigarette rollt, bietet er dem ganzen Coupé an.

Fürchterlich unruhig sind sie — wie achtjährige Knaben. Sie werfen sich von einer Seite auf die andre und nehmen alle Stellungen an mit Ausnahme der sitzenden, hängen aus den Fenstern oder oben auf der Rückenlehne der Bänke oder krabbeln über die Scheidewände von Coupé zu Coupé, schlafen, plaudern mit sich selbst oder stoßen unmotivierte brüllende Laute des Wohlbehagens aus. Oder sie führen ein ohrenbetäubendes Gespräch von einem Ende des Waggons zum andern; wie alle Südländer haben sie kräftige Lungen und sprechen meist von Geld. Die Höhe der genannten Summen bürgt jedoch dafür, daß es nicht allzu ernst gemeint ist.

An ihren Kleidern und ihrer Haut erkenne ich, daß einige Arbeiter aus der Stadt oder vom Lande sind, andre sind Beamte oder Handelsleute. Sonst aber herrscht kein Unterschied in Sprache und Wesen, der Einfachgekleidete beträgt sich ebenso gebildet und freimütig wie der Vornehmgekleidete. In ihrem Verhältnis zueinander gibt es kein Auf- und Abwärts, alles bewegt sich auf demselben vertraulichen Niveau. Nur uns gegenüber sind sie etwas zurückhaltender.

Digitized by Google

Ein altes zerlumptes Weib mit vielen Bündeln will bei einer kleinen Provinzstation aussteigen. Ein wohlgekleideter Herr sammelt alle ihre Sachen bei der Waggontür, steigt dann aus und hebt alles heraus; zuletzt nimmt er sie selbst in die Arme, hebt sie herab und trägt sie ein paar Schritte, ehe er sie lachend auf den Perron niederläßt. Dann steigt er wieder ein. Sie aber sieht ihm mit Tränen in den Augen nach und sagt laut zu einigen sie begrüßenden Kindern — vielleicht ihren Enkeln: „Wie gut er doch gegen mich arme alte Haut war, und ist doch nie bei mir gelegen."

Obwohl wir das neue Jahr kaum überschritten haben, ist es sommerlich warm, und der Staub wirbelt vom Bahnkörper herein und kitzelt uns in die Nase. So oft wir niesen, sagen die Wohlgekleideten: Zur Gesundheit! die mit den Decken aber sagen: Jesus, Maria und Joseph! wie sich denn auch allmählich ihre ländliche Herkunft verrät. Aber sie titulieren einander mit caballero und bieten gastfreundlich ihre dürftige Mahlzeit an: Brot und ein Stück Apfel oder Melone. Eine Lederflasche mit Wein wandert über die Scheidewand herüber; sie geht von Mund zu Mund, und sie halten sie mit gestrecktem Arm empor und lassen den Strahl in den Mund hinabfallen.

Auch wir bieten unsern Eßkorb umher, und dies nimmt sie sogleich für uns ein. Mit ihren großen Krummessern schneiden sie ein Stückchen unsers Gebäcks ab und essen davon, Fleisch und Eier lehnen sie mit Bestimmtheit ab. Caramba, sagen sie zueinander, der Kuckuck, sind das Engländer? Sie sind ja fast so wohlerzogen wie wir andern.

Nein, wir sind aus Dänemark.

Woher? Ach so! Ist das etwa eine Provinz in Nordspanien?

Nein, das ist ein selbständiges Land weit nördlich von Nordspanien.

Man spricht also dort auch Spanisch?

Nein, gewiß nicht. Man spricht Dänisch.

Ist das also Dänisch, was Sie da nun sprechen?

Nein, das soll eigentlich Spanisch sein.

Vorzügliches Spanisch, beeilen sie sich höflich zu versichern. Aber ist es nicht Frankreich? oder Nordamerika? — England vielleicht? Ihr Ausdruck verrät, daß sie nun die ganze Erdkugel erschöpft haben.

Nein, sage ich gekränkt, es ist ein selbständiges Land, und ein gesegnetes Land — ein rechtes Butterloch. Wenn Sie Butter in Ihren Brei täten, wie andre zivilisierte Völker, würden Sie es kennen; die ganze aufgeklärte Welt holt sich diese Tunke bei uns. Und wir haben einen richtigen König.

Sie sagen nicht, daß ich in meinen Hals hinein lüge, aber ihre gegenseitigen Blicke sprechen deutlich genug. Glücklicherweise kann ich meine Aussage beweisen. Ich suche eine spanische Zeitung hervor und durchlause die Telegramme. Hier steht gedruckt: „König Christian von Dänemark will zugunsten seines ältesten Sohnes zurücktreten." Das Blatt geht von Hand zu Hand, bis es drüben im dritten Coupé in die Hand eines Mannes gerät, der lesen kann. Er liest es laut, und es entsteht ein Augenblick des Schweigens. Wie groß doch die Welt ist, sagt dann einer, und wie merkwürdig! Und dies löst wiederum alle Zungen.

Meine nationale Eitelkeit hat einen Stoß erhalten, aber ich suche mich zu trösten. Habe ich nicht einmal in Granada einen Postbeamten getroffen, der ebensowenig von der Existenz meines Vaterlandes wußte — und die Dinge, die ich heimsandte, kamen doch an. Habe ich überhaupt jemand getroffen, der Dänemark kannte — mit Ausnahme einiger deutscher Reisender, die glaubten,

daß Deutsch unsre Muttersprache sei? Unser wichtigster Beitrag zum Welthaushalt, die Butter, kommt überall im Süden unter dem Namen Flämische Butter in den Handel, und unser großer dänischer Hund spaziert hier unten immer noch als deutscher umher. Ich habe in Venedig Engländer und Amerikaner über Liedern unsers Chr. Winther nach Hartmanns Melodien vor Ergriffenheit dahinschmelzen sehen, auf dem englischen Titelblatt aber stand: Nach einer deutschen Romanze. Die großen Nationen sind wie Wale, sie öffnen bloß den Rachen und lassen alles ohne Unterschied hineinströmen; schwimmende Flaschen und Konservenbüchsen so gut wie Fische und Weichtiere. Sie sind keine Feinschmecker, sonst könnten wir uns einen kleinen herben Beigeschmack zulegen, um sie fernzuhalten. Nun bleibt uns nur zu hoffen, daß sie uns nicht verdauen können und uns einigermaßen unbeschädigt wieder abliefern.

So tröstete ich mich, und ich beschloß, meinen Landsleuten daheim nicht die Binde von den Augen zu reißen, sondern sie in dem Glauben leben und sterben zu lassen, daß die ganze Welt besondres von ihnen erwarte und auf sie hinschaue als auf das erleuchtetste Volk der Erde.

Während wir solcherart draußen in Europa ein Nichtdasein führen, gibt es ein andres kleines Land, das sich beständig in Erinnerung bringt, die Schweiz. Es wird alltäglich von Fortschrittsblättern und Fortschrittsmännern genannt, die auf seine Verfassung und seine Institutionen hinweisen; es hat den Glanz der Ideale um sich — der Zukunftsideale. Es mag dies herabstimmend genug sein für einen Dänen, der in die Welt hinausfährt, Kopf und Herz voll hausgesponnenen Lobes; aber es ist nun einmal so.

Auch die Spanier haben Selbstvertrauen, aber das Urteil der Welt ist ihnen gleichgiltig. Auch sie sind das tüchtigste und aufgeklärteste Volk der Welt, aber sie geben weder sich selbst noch den andern Gründe hierfür an; sie sind es einfach — basta! Und jeder von ihnen tut, was ihm einfällt, so gleichgiltig gegenüber dem Urteil der andern, als gäbe es niemand über und niemand neben ihm.

Mitten im Fahren öffnet einer die Waggontür und steigt aus. Er hat einen Bekannten in einem der vordersten Wagen entdeckt und krabbelt hinüber; ein Kondukteur will ihn aufhalten, aber er läßt sich nichts sagen. Nicht anders verfährt der mir gegenübersitzende Mann, der jeden Augenblick seine schmutzigen Schuhe auf meinen Sitz legt. Ich sage erfahrungsgemäß nichts, mache aber häufig eine Bewegung, sodaß seine Beine auf den Boden hinabplumpsen; und jedesmal legt er sie ruhig wieder hinauf. Da entschließe ich mich, grob zu Werke zu gehen und ihm durch eine kleine Übertreibung klarzumachen, wie rücksichtslos er ist; und ich lege meine beiden Füße auf seinen Schoß. Da nimmt er sogleich die Beine von meinem Sitz herab und setzt sich zurecht — um es mir bequemer zu machen.

Sie halten häufige Mahlzeiten und speisen nur wenig auf einmal. Die Kost ist sehr dürftig: trocknes Brot mit etwas Obst; höchstens ist ein wenig saure Tomate auf das Brot gestrichen — andre Auflage kennen sie nicht. Hier und da hat einer einen Bissen Speckwurst oder ein Ei. Läßt er einen Bissen Brot fallen, hebt er ihn rasch auf, küßt ihn zwei- dreimal und verzehrt ihn; dieselbe rührende Abbitte habe ich daheim unser Volk dem Brot leisten sehen. Fällt ihm jedoch eine Frucht oder ein Stück Fleisch herab, so stößt er es mit dem Fuße unter die Bank; er legt keinen Wert darauf, und der Boden ist sehr schmutzig. Das Brot aber ist heilig.

Wir haben die flache Landschaft verlassen, der Boden beginnt hüglig zu werden; die Menschen, die bei den Stationen einsteigen, sind auch anders:

Digitized by Google

schärfer und altmodischer in Ausdruck und Kleidung. Sie haben Bündel lebender Hühner bei sich, die mit den Beinen aneinander gebunden sind und sich wie üppige Buketts nach allen Seiten spreizen. Mehlsäcke werden hereingeschmissen und Lämmer, die paarweise mit den Hinterbeinen zusammengebunden sind; einige Hunde kommen mit herein, richten sich unter den Sitzen ein und schnuppern an unsern Fersen. Die Männer tragen Kniehosen, Sandalen, Jacken, die bis zum Gürtel reichen, und schnurrige Hüte; sie sind glattrasiert und nicht selten blatternarbig; es sind ziemlich viele Zigeuner unter ihnen.

So oft ich mich dem Gebirge nähere, werde ich an den Altersstufen der Bevölkerung irre; die Zeit vermag hier keine rechten Schichten zu bilden. Jugend und Alter ist gleich altmodisch in Tracht und Sitten, gleich jugendlich in Haltung und Gebärden; so bleibt also nur die Farbe des Haares und der Haut und die Runzeln, an die man sich halten kann, und dies täuscht. Da sitzen zwei alte Männer uns gegenüber, sie sind rührig und schlank wie Zwanzigjährige, aber das dichte kurzgeschnittene Haar ist grau untermischt und deutet auf das halbe Hundert, und einige weiße Flecken in den Augen sagen mir, daß sie noch viel älter sind.

Wie alt sind Sie, Edelmann? frage ich einschmeichelnd. Ich halte ihn für einen Erdarbeiter.

Compadre, Freund! Ich bin sieben Spezies und fünf Mark (89 Jahre), und mein Sohn da ist genau sechs Spezies (72 Jahre). Er zeigt auf den andern Alten, der kindlich ehrerbietig nickt.

Da sind Sie zeitig Vater gewesen, rufe ich aus, nachdem ich mühsam das Geld in Jahre umgesetzt habe.

Es gibt Leute, die noch früher dazu kommen. Droben im Dorfe wurde eben ein Paar getraut, wo er sechzehn und sie dreizehn war. Sie sind mehrere Jahre Liebesleute gewesen, und die Eltern wollten sie gern vereint haben, ehe es schief ging; aber es ließ sich vor dem Gesetz nicht machen. Denn sie war wohl über zwölf Jahre, aber er mußte ja sechzehn sein. So blieb eben nichts übrig, als geradeswegs von der Hochzeit zur Taufe zu gehn, was deutlich genug zeigt, daß das ganze Gesetz nicht viel wert ist.

Immerhin dürften doch so frühe Heiraten Ausnahmen sein, nicht wahr?

In meiner Jugend nicht, jetzt aber sieht man sie nicht gerne; es heißt, die Nachkommenschaft ist nicht viel wert. Der da nun ist ganz gut geraten, für den stehe ich in jeder Beziehung. Er faßte den Sohn übermütig an den Schultern und schüttelte ihn. Aber natürlich viel Saft und Kraft ist heutzutage in der Jugend nicht.

Ein sechzehnjähriger Ehemann kann wohl auch Frau und Kind nicht ordentlich ernähren.

Das kann hier in Spanien ein Vierzigjähriger ebensowenig — wenigstens nicht durch ehrliche Arbeit. Da müßten erst 25000 der höchsten Köpfe abgeschnitten werden. Aber das kommt schon, die Revolution kommt! Dann bekommen wir eine Republik, und die Obrigkeit kommt zu mir und den andern und sagt: Bitte, du hast all die Jahre den Boden des Grafen bebaut, und er hat die Ernte verzehrt; nun ist sie dein, du magst selbst alles essen, was darauf wächst! Und willst du deine Kinder auf die Universität schicken, bitte, die Tür steht offen. Oder willst du eine Reise machen, etwa die Alhambra besichtigen, oder hinauf zur Hauptstadt fahren — du brauchst bloß in den Zug zu steigen. Denn das wird die Aufgabe der neuen Obrigkeit sein, statt aus dem Brot, das wir speisen, ihre Kraft zu saugen, uns zu unsrer Nahrung zu

wechselsen: Komm her und sieh! Komm her und koste! Das wird ein schönes Leben sein, nicht wahr, Söhnchen?

Das Söhnchen nickte zustimmend, es ist lange mit einer Frage auf den Lippen dagesessen, hat aber ehrerbietig geschwiegen; nun beeilt es sich, die Pause zu benützen: Kennen Sie Krapotkin? Er ist wohl gar aus Ihrem Lande?

Nein, aber ich kenne seine Werke. Haben Sie wirklich Krapotkin gelesen?

Nicht gelesen, denn wir können nicht lesen, weder Vater noch ich. Aber mein Schwiegersohn hat ihn uns daheim im Dorfe im revolutionären Klub der Landarbeiter laut vorgelesen. Es sind gute Bücher, besonders La conquista del pan (die Eroberung des Brotes). Das ist ein Mann: hier können Sie ihn sehen. Er zieht eine anarchistische spanische Zeitung aus der Tasche und zeigt uns Krapotkins Bild.

Ja, sagt der Vater, hätten wir bloß einen von seiner Sorte. Aber unsre eignen Großen verkaufen sich für Geld, und so stehn wir ohne Führer da; unsre Wurzel ist gut, aber der Wipfel ist morsch, das ist die Sache. Die spanische Nation ist die beste auf der Welt, aber sie hat die schlechteste Regierung.

Ein altes Wort sagt sonst, daß ein Volk immer die Regierung hat, die es verdient, schaltete ich ein.

Ja, alte Worte sagen so viel. Aber was lehrt uns das neue Wort: Wenn Läuse in den Weinstock der Berge kommen, so hackt ihn mit der Wurzel aus, damit die Insekteneier nicht mit dem Wasser herabrinnen und das ganze Tal verheeren. So spricht das neue Wort zu uns, während das alte uns lehrte, daß gegen die Reblaus nichts zu machen sei, denn sie käme um unsrer Sünden willen. Nun lebt wohl, Freund, und gute Reise.

Sie steigen aus; ich kann ihren schlanken Gestalten folgen, die schwerbeladen durch den Kalkstaub der Straße dahinstampfen und hinter einem Olivenhain verschwinden.

* * *

Das südliche Spanien hat von den Mauren einen Sinn für das blendend Weiße geerbt. Schifft man durch die Straße von Gibraltar, so wirken die Städte zu beiden Seiten gleich blendend, nur Gibraltar, in englischem Moll herabgestimmt, bildet eine Ausnahme. Cadiz ist die Kulmination der weißen Farbe, reiner weiß als diese Stadt kann nichts wirken, nicht einmal Schnee.

Rückt man nordwärts, so wird das Weiße von grauer, trübseliger Erdfarbe abgelöst; von außen und von oben gesehen, hat schon Sevilla etwas davon abgestreift. Die Häuser werden nicht wie in Cadiz von flachen Dächern abgeschlossen, auf denen, eingerahmt von weißen Brustwehren, sich weiße Wäsche breitet; in Sevilla sind die meisten Gebäude mit grauen Ziegeln behangen, und in dem Totalbilde herrscht der Lehmton.

Unten aber ist die Stadt noch weiß. Aus der Tiefe der engen Gassen geht der Blick aufwärts über schneidend weiße, sonnenbeschienene Mauerflächen, die ein Stück blauen Himmels einrahmen. Und das Weiße hat sich nach innen geschlagen, in die Häuser, wo Decken und Wände getüncht und die Ansprüche an deren Weiße so streng sind, daß die tägliche Wohnungssäuberung der Frauen zum wesentlichen Teile darin besteht, Kalk zu rühren und mit dem Tünchpinsel nachzutragen.

Digitized by Google

Auf der Strecke zwischen Sevilla und Cordoba liegen die Dörfer wie graue Lehmklumpen, wie plump ausgeführte Reliefs auf dem krustigen Erdreich. Wir halten eben vor einem solchen unheimlich grauen Lehmklumpen, in den einzig und allein die stark roten und blauen Trachten der Frauen Leben bringen. Ich habe den großen Fehler begangen, das Mantelfutter eines Kaufmanns zu loben und diesen hierdurch in die peinliche Lage gebracht, den Mantel, den er mir um nichts in der Welt geben wollte, aufnötigen zu müssen. „Er gefällt Ihnen, sagt er und nimmt ihn rasch ab, nun wohl, er gehört Ihnen." Er legt ihn schön zusammen und reicht mir ihn hin. „Nein, danke, stammle ich beschämt, das war nicht meine Absicht." „Aber gefällt er Ihnen denn nicht — wie? So nehmen Sie ihn nur, er hat gar keinen Wert, nicht den geringsten! Es ist ein schlechter Mantel, ein elender Mantel, und ich bedaure, daß ich Ihnen keinen schönern anbieten kann. Aber wenn Sie mir die Freude machen wollen —" Und da ich mich weigere, ihn zu nehmen, legt er ihn mit einer Miene und einem Nachdruck auf mein Gepäck, als dulde er keinen weitern Widerspruch.

Ich sehe also nun wirklich einen meiner eitelsten Wünsche erfüllt und bin Besitzer eines spanischen Mantels geworden, noch dazu eines schönen und kostbaren Mantels mit dem herrlichsten roten und grünen Plüschfutter. Denn dies ist ausnahmsweise keine Formsache, der Mann meint es ernst. Aber was soll ich ihm dafür geben? Geld geht nicht an, und meine Uhr — ja, da wäre der ganze Profit verloren. Aber ich will schon etwas ausfindig machen, ehe wir uns trennen; irgend etwas, was mich selbst nichts kostet und dennoch für ihn Wert haben kann. Ich lächle den freigebigen Kaufmann an, und er lächelt zurück, aber kaum so wohlwollend wie zuvor. Das ist ja auch nicht zu verlangen.

Er sitzt da und sieht mich so wunderlich an — ob ich denn keine Erziehung, keinen Takt habe? Aber was kümmern mich diese dummen Begriffe, ich bin ja kein Spanier. Dann schüttelt er sich, als ob ihn fröre; nun sollte ich sagen: Mein elender Mantel steht zu Ihren Diensten! und dann würde er ihn ohne weitere Umstände behalten. Aber ich verstehe ihn nicht, ich habe einen Mantel bekommen und gedenke ihn nicht gutwillig wieder herzugeben. Es ist doch auch zu kindisch: etwas zu geben, um es darauf wieder zurückzuverlangen; auf diese Art wäre es ein bißchen zu leicht, Europas höflichstes und gastfreundlichstes Volk zu sein.

Ich spreche schläfrig mit meiner Frau von dem schönen Mantel, und was wir dem Spender als Gegengeschenk geben sollen. Sie antwortet, indem sie mich aufmerksam macht, welch reizendes Barett für sie aus dem Plüsch zu machen wäre. Ich aber protestiere entschieden gegen eine Teilung, und es zieht sich eben zu einer kleinen Reiberei zusammen, als der Zug bei einem der Dörfer anhält. Unser freigebiger Kaufmann beugt sich vor und liest den Namen der Station, fährt plötzlich empor, ergreift seinen Koffer, wirft in der Zerstreutheit den Mantel über die Schultern und stürzt hinaus. „Er war wohl nahe daran, zu weit zu fahren", sagen wir und sehen ihm nach, während er durch den Ausgang verschwindet. Dann erst kommt es uns zum Bewußtsein, daß er den Mantel mitgenommen hat. Er hat in der Eile natürlich ganz mechanisch gehandelt und wird mit dem Mantel zurückkommen, sobald er das Versehen bemerkt hat — die Spanier sind ehrliche Leute! Kurz darauf sehen wir ihn auch drüben am Ende der Station auftauchen, aber er schleicht sich über den Perron und huscht in den vordersten Wagen.

Wir haben nicht recht Zeit, uns über unsern Verlust zu grämen, denn ein Schwarm von Dorfjugend wälzt sich über den Perron; mitten im Schwarm gehn zwei Gendarmen und ein großer glattrasierter Mann, der einen Dreifuß trägt. Ich vermute, daß es ein Verbrecher ist, der ins Gefängnis transportiert wird; als er sich aber mit seiner Eskorte unserm Wagen nähert, und meine Mitreisenden ihn erblicken, fahren sie auf, als ob der Sitz unter ihnen Feuer gefangen habe. El Verdugo — der Henker! Caramba, nicht herein! nicht herein! schreien sie und halten die Wagentür zu. Aber die Gendarmen öffnen mit Gewalt unser Coupé, und die Reisenden reißen ihre Sachen an sich und flüchten knurrend über die Scheidewände an das andre Wagenende. Die Gendarmen nehmen jeder in einer Ecke Platz, und der Henker stellt seinen Dreifuß mitten zwischen die leeren Sitze und setzt sich darauf. Er hat niemand angesehen, sondern sitzt gebückt, die Ellbogen auf den Knien, und rollt eine Zigarette.

Dieser große, schwerfällige Mensch mit dem verschlossenen rätselvollen Gesichtsausdruck und einem Blicke, der hinausgeht in das Unendliche — wo habe ich ihn denn nur früher gesehen? Halt — das war ja in Sevilla, wo ich ihn oft auf der Straße sah, immer mit seinem Dreifuß in der Hand; ich glaubte, es sei dies eine fixe Idee bei dem Manne. Nun aber wird es mir klar, denn der Henker in Andalusien ist in den Augen der Bevölkerung verachteter als der elendeste Lump. Niemand bietet ihm einen Sitz oder berührt ihn. Er darf sich nicht einmal auf Treppen und Mauervorsprünge setzen, wo sich möglicherweise andre nach ihm niederlassen könnten — er ist unrein. Darum führt er überall seinen Stuhl mit sich.

Von dem andern Ende des Waggons winken sie uns eifrig zu, daß wir zu ihnen hinüber kommen sollen; aber ich tue, als sähe ich es nicht, und biete statt dessen dem Henker eine Zigarette. Er blickt hastig auf, entdeckt, daß ich ein Fremder bin, und verliert sogleich den gespannten Ausdruck. Nein, danke, sagt er mit einem ruhigen Lächeln und sinkt wieder zusammen. Ich aber lege die Zigarette auf sein Knie und halte ihm meine eigne zum Anzünden entgegen — das ist familiärer als ein Zündholz anzubieten. Er setzte auch die Zigarette in Brand, würdigte mich jedoch keines Wortes noch Blickes. Und die Gendarmen blinzelten mir zu, daß ich mich nicht mit ihm befassen solle.

Ich versuche verschiedne spanische Liebenswürdigkeiten, aber ohne Resultat; er will sich nicht mit mir einlassen. Da lege ich meine Reisedecke zusammen und bitte ihn, darauf Platz zu nehmen. Ihr Stuhl muß auf die Dauer ziemlich unbequem sein.

Sie wissen wohl nicht, wer ich bin, sagt er mit einem herben Lächeln.

O doch, ich weiß es.

Ist denn der Henker in Ihrem Lande kein Ausgestoßner? Er hebt den Kopf.

Es gab 129 Bewerber für das Amt, als es vor einigen Jahren frei wurde.

Caraja, da muß ich hinauf, bricht er in plötzlichem Galgenhumor aus. Und die Stelle wurde ausgeboten, sagen Sie? War denn die ganze Familie ausgestorben? Hier in Spanien wird niemals eine Stelle frei; und würde sie es, so würde keiner sich darum bewerben, nicht einmal die Verbrecher. Aber es gibt genug Leute in diesem Handwerk; ich allein habe drei Söhne, die nichts sehnlicher wünschen, als endlich einmal ein Amt zu bekommen; nun müssen sie von dem leben, was ich erübrigen kann.

Aber warum suchen sie sich denn keinen andern Erwerb?

Warum? Weil keiner Henkerskinder im Lohn haben und das gebrauchen will, was wir mit unsern Händen verfertigen; nicht einmal in ihrer Erde lassen sie uns graben. Meine Tochter brachte ich gut an, sie heiratete den Gehilfen des Scharfrichters in Madrid; er wird sicher einmal aufrücken, wenn der Meister selbst einmal gegangen ist; und es ist ein guter Posten. Er ist übrigens selbst ein Henkerssohn droben aus der Gegend von Bilbao und ein Prachtkerl, der bei den Weibern Glück gemacht hätte, wäre es nicht des Handwerks wegen gewesen. So aber mußte er ganz hinunter nach Sevilla zu mir, um sich ein Weib zu holen. Ich selbst kam leichter zu meiner Frau, denn ich holte sie mir bei dem Henker in Malaga; damals waren die Ämter nicht so weit voneinander entfernt wie jetzt.

Ist es wahr, daß Sie zu und von der Richtstatt eskortiert werden müssen, da das Volk Sie sonst steinigen würde?

Ja, das Publikum hält es immer mit dem Verbrecher — das spanische Volk ist so stolz, wissen Sie. Gewissermaßen macht das auch die Obrigkeit — jetzt allerdings nicht mehr so sehr. Aber noch vor zehn Jahren wurde ich nach jeder Hinrichtung gepackt und von den Leuten der Obrigkeit in Ketten gelegt. Dann stellten sie mich vor die Schranke, und der Richter fragte: Gestehst du, Don Fulano getötet zu haben? — Ja! — Warum hast du es getan? — Um seiner schweren Sünden willen! — Sollst du denn die Sünder bestrafen? — Die Gerechtigkeit hat ihn gerichtet und mich beauftragt, das Urteil zu vollziehen! Dann wurden mir die Ketten abgenommen, und ich wurde heimeskortiert.

Diese Komödie spielte man wohl, um das Publikum zufrieden zu stellen und Sie dadurch zu schützen?

Jawohl! Aber wenn die Leute so recht wütend über eine Hinrichtung waren, wurde ich dennoch im Stiche gelassen — als ob ich der einzig Schuldige und das Ganze mein Werk wäre. Einmal hat man mich halb zerrissen. Nun ist es nicht mehr so schlimm; nur in abseits gelegnen Gegenden will das Volk mir noch manchmal zu Leibe. Aber voll Hohn und Verachtung sind sie alle, ich bin in ihren Augen ärger als ein Aussätziger oder ein Cholerakranker. Wenn wenigstens die Behörde mich als Mensch behandeln wollte! Ich bin ja doch ein Glied von ihr. Sein Gesicht hat wieder den verschlossenen rätselhaften Ausdruck erhalten, als brüteten allerlei Gedanken dahinter.

Was fühlen Sie nun während einer Hinrichtung? Diese Frage fährt mir fast wider Willen heraus.

Fühlen? Seine Miene wird herb. Fühlen? soll der Henker nun auch etwas fühlen? Sagen Sie nur gerade heraus, daß Sie gerade so wie die andern der Überzeugung sind, der Henker müsse an jedem der Tage, wo er nicht eine Hinrichtung vor sich hat, einer Henne den Kopf abhauen und ihr Blut saugen. Fühlen? Als ich jung war, fühlte ich mich zuweilen als der Repräsentant der himmlischen Gerechtigkeit, und da dünkte mich mein Handwerk ein herrliches; zuweilen aber habe ich auch mit dem Volke Partei für den Verbrecher genommen, und dann kam mir die Ausübung hart an. Später hat es Zeiten gegeben, wo ich gern mit dem Missetäter getauscht hätte. Da wurde ich schwach in den Knien wie eine Wöchnerin; aber der Gedanke, daß nicht einmal er an meiner Stelle sein wollte, ließ mich ihn anfallen wie ein Raubtier. Nein, der Henker ist kein Mensch! Und doch bin ich auf dem Schafott gestanden mit tausenden gierigen Augen um mich her und habe ge-

fühlt, daß, wenn nun die Begnadigung käme, der Verurteilte und ich selbst die einzigen wären, die sich wahrhaft freuten — trotz des lärmenden Protestes der Menge gegen die Hinrichtung. Und während ich einen Menschen zur Warnung und Strafe zum Tode brachte, bedienten sich die andern der allgemeinen Spannung, um einander die Taschen zu leeren; nicht einmal des Henkers Rock war ihnen zu gemein. Sie stahlen einmal meinen ganzen Lohn — obwohl ich unrein bin.

Der Marquis von Carabas

Roman von Palle Rosenkrantz

Erster Teil

Erstes Kapitel

(das einzige betrübende im ganzen Buch, das aber nichtsdestoweniger durchaus notwendig ist)

Es war im April gegen Schluß des vorigen Jahrhunderts, als auf dem Herrenhofe Steengaard der alte Hofjägermeister Henrik Steenfeld in seinen letzten Zügen lag. Es geschah keineswegs zum erstenmal, daß sich der Mann mit der Sense nach dem alten Hofjägermeister umschaute, aber — es war das letztemal. Jetzt wurde es Ernst, das fühlte der Alte selbst, und er seufzte darüber; den Leuten freilich wollte er zeigen, daß er standesgemäß aus dem Leben zu gehn wußte, wie er es zugebracht hatte.

An seinem Bett stand sein einziger Sohn, Jörgen Steenfeld, ein fünfundzwanzigjähriger Student. Er war ganz gänzlich anderm Typus als sein Vater, braunäugig und schlank mit einem schön und regelmäßig geschnittnen Gesicht; und deshalb war er doch ein echter Steenfeld, denn die Steenfelds waren alle schöne Leute. Vater und Sohn hatten zueinander wie Kameraden gestanden, nun sollten sie scheiden, und das war schwer für beide, denn sie liebten einander, und nie war ein böses Wort zwischen ihnen gefallen. Der Alte sah mit etwas unsicherm Blick zu seinem Sohne auf.

Es nützt nichts, Jörgen, sagte er, nun kommts, nun kommts. Das weißt du gut, nicht wahr? Mich narren die verdammten Doktoren nicht. Das Stundenglas läuft ab. Ich bin fertig. Komm jetzt näher zu mir. Wir sind doch wohl allein?

Jörgen beugte sich über das Bett seines Vaters.

Du mußt nicht böse werden, kleiner Jörg, aber wenn ich morgen tot bin — und morgen bin ich tot —, dann wirst du in meiner Schatulle sechshundert Kronen zu meinem Begräbnis finden. Du mußt durchaus dafür sorgen, daß ich standesgemäß begraben werde, an keinem Ende darfst zu sparen. Das wird sich für die sechshundert Kronen machen lassen. Aber dann ist auch nichts mehr übrig, mein armer Kleiner, nicht ein Groschen!

Jörgen bewegte abwehrend die Hand und wollte etwas erwidern.

Nein, laß mich reden, mein Sohn, sagte der Alte. Es bleibt auf Ehre nichts mehr übrig. Du weißt selbst, daß Steengaard mit seinen sechshundert Morgen Ackerland, seinen fünfhundert Morgen Wald und den Bauerngehöften gegen neunhunderttausend Kronen wert ist. Ich schulde nun auf das Gut eine Million zweimalhunderttausend Kronen. Das meiste meinem alten Freund Emil von Schinkel auf

Rodstenseje. Aber einerlei, das liegt auf dem Gut. Die Möbel, die Gemälde, das Silberzeug, alles, was noch nicht im Keller in der Hasenstraße liegt, ist für das Gut schon verpfändet worden. Einige laufende Schulden sind auch noch da, kurz gesagt, du besitzest nicht mehr als meine alten Reithasen, wenn du meine müden Augen geschlossen und jedem das Seine gegeben hast. Bist du nun böse?

Jörgen drückte leicht des Alten Hand. Aber Vater!

Ja, es ist vielleicht nicht hübsch von mir, daß ich dir das alles erst jetzt erzähle. Aber siehst du, ich habe es niemals einem Menschen gesagt. Niemand weiß etwas davon. Ich habe nun einmal die Erfahrung gemacht, daß es hier in der Welt nur ein großes Verbrechen gibt, und das ist — merk es dir — arm zu sein. Dafür gibt es keinen Pardon, das ist eine Todsünde, mein Sohn. Verbrechen und Verbrecher habe ich immer gehaßt, und darum schwieg ich solange. Die Prioritäten versuchte ich mit einer Art von Privatfideikommiß zu decken, was nichts als Humbug war. Du weißt aber, daß ich immer standesgemäß gelebt habe, und keiner vermag demnach zu ahnen, wie es bei uns steht. Du bist nun mein echter Sohn. Deine selige Mutter tat ihre Pflicht. Du wirst mein Werk fortsetzen können. Gott sei mit dir. Wie du es anstellen wirst, das mußt du selber wissen. Ich könnte meinen, daß es jetzt schwieriger sei. Aber versprich mir, mein Junge, daß du deinen alten Vater nicht hassen wirst, weil er dir nichts hinterließ. Schüttle nicht den Kopf. Es ist doch Sünde von mir, denn ich hätte dir einen guten Batzen hinterlassen können. Nun aber kann ichs nicht.

Der Alte schöpfte Atem. Es nützt nichts zu klagen. Nun weißt du Bescheid, Jörgen. Advokat Knudsen, den ich gebraucht habe, ist ein Esel; sieh zu, daß du ihn los wirst. Er weiß nur sehr wenig und kann dir nicht schaden. Den alten Henriksen kannst du behalten; er stiehlt zwar Wein und Zigarren wie ein Rabe, aber im übrigen ist er ehrlich. Der Kutscher dagegen ist ein Schlingel, den jag nur weg. Mit den andern kannst du machen, was du willst. Das kleine Stubenmädchen Hanne Nielsen hat noch zweihundert Taler zu bekommen, aber schicke sie dann auch fort oder verheirate sie, denn sie ist gefährlich. Einige gute Ratschläge wirst du in meinem Tagebuche finden, das im gelben Sekretär liegt, mein Testament befindet sich auf dem Gutskontor. Du bist mein einziger Erbe. Für einige kleine Legate mußt du sehn, Geld zu schaffen. Das ist gottlob jetzt deine und nicht meine Sache, denn ich bin müde, kleiner Jörg. Ich kann nicht mehr. Und darum sorgt jener dort aben auch jetzt für meine Auflösung.

Setz einen Stein auf mein Grab draben im Kirchhof, wo deine selige Mutter meiner wartet; einen schönen Granitstein mit meinem Wappen und Namen darauf, nichts andres. Keinen Spruch, denn Sprüche habe ich niemals leiden mögen. Und versprich mir also, daß du alles tun wirst, was du kannst. Halt hier gut zusammen, und tritt wie ein echter Edelmann auf. Ich habe das immer getan. Lebensregeln kann ich dir nicht geben, du hast ja eine schöne Erziehung genossen, gebrauche sie nun gut. Nimm dich in acht vor den Frauenzimmern, die sind wohl ein Genuß, doch ein teuer zu erkaufender. Sieh in mein Tagebuch, dort wirst du gute Dinge finden. Halte dich zu Onkel Emil, aber laß ihn niemals merken, daß du dich zu ihm drängst. Gib mir ein Glas Wasser.

Der Alte netzte seine Lippen. Deine selige Mutter sagte immer, daß ich, wenn ich vor einer Abreise alles nötige anordnen sollte, immer das Wichtigste vergäße. Das vergesse ich wohl auch jetzt. Aber mag dem so sein. Ich habe immer für mich selbst gesorgt. Tu du es nun ebenso. Ich habe viel zu bereuen, und das wirst du sicher auch einst müssen; aber je weniger du dich vor dir selbst zu schämen brauchst, desto glücklicher bist du. Gib mir jetzt die Hand!

Jörgen saß lange mit der Hand des Alten in der seinigen; er sagte nichts, denn es war ein so wundersamer Augenblick, wie ihm schien. Er dachte eigentlich an nichts bestimmtes, er fühlte nur eine Leere in sich, die Kehle war ihm wie zugeschnürt, und im Munde hatte er einen herben Geschmack.

Der Alte wollte noch einige Worte sprechen, aber sie wurden erstickt, wie es Jörgen schien. Dann kam der Doktor, und gerade als er an das Bett trat, fiel der Kranke ganz in sich zusammen. Er gelangte nicht wieder zum Bewußtsein zurück, und gegen Morgengrauen war er tot. —

Jörgen Steenfeld war nun Herr auf Steengard, der Universalerbe seines Vaters, allein in der Welt, da sein ganzes Geschlecht nur aus ihm selbst bestand und seine Mutter aus deutscher Familie gewesen war, ohne nähere Verwandte in weitem Umkreise zu haben. Still saß er an dem Bette seines Vaters, ohne zu weinen, ohne zu denken. Nun war es vorbei. Von seinem heitern Leben in der Hauptstadt war er nach Hause zurückgerufen worden, und des Vaters letzte Krankheit hatte nur kurze Zeit gewährt. Von seinen Vermögensverhältnissen hatte er nichts geahnt, denn es war seines Vaters Stolz gewesen, ihn reichlich mit Geldmitteln zu versehn, und Jörgen war ein höchst ardentlicher junger Mann, der von den angewiesenen vierhundert Kronen monatlich hübsch und behaglich, ohne Schulden zu machen, gelebt hatte.

Er dachte nun eigentlich auch nicht an die Beichte seines Vaters. Er dachte überhaupt nicht; nur schien es ihm so wundertich, daß er niemals mehr in die freundlichen, grauen Augen unter den dichten Brauen blicken sollte, niemals mehr die trockne, gutmütige Stimme hören und niemals mehr den leichten Druck auf seiner Schulter von dem Arm des alten Kameraden fühlen sollte. Nun war er also ganz allein. Und er saß an dem Bette des Toten bis weit in den Vormittag hinein. — Dann begann eine geschäftige Zeit; es gab Briefe zu schreiben und Befehle zu erteilen, alles zu tun, was einen über den Kummer hinweghebt und in das tägliche Leben zurückführt.

Ordentlich und ruhig wurde es gemacht wie alles, was Jörgen Steenfeld tat, und nach Verlauf von acht Tagen, die er wie in einem Taubenschlag zubrachte, und in denen die Türen unaufhörlich gingen, war von dem alten Hofjägermeister Henrik Steenfeld auf Erden nichts mehr übrig als ein freundliches Gedächtnis an einen sogenannten vollendeten Edelmann, ein reiner, unbefleckter Name und einige vergilbte Blätter, die viel erzählten, wovon sonst niemand etwas wußte.

Man glaubte, der Hofjägermeister auf Steensgaard sei ein reicher Mann gewesen, der sein Schäfchen ins Trockne gebracht habe. Das Begräbnis war schön und festlich, und nachdem alles wohl überstanden war, begann das gedämpfte Flüstern im Trauerhause erleichterter zu klingen, und neugierig wurde gefragt: Was mag nun wohl der junge Gutsherr für Absichten haben? Würde er seine juristischen Studien vollenden, oder würde er die Landwirtschaft kennen lernen wollen? Schön und jung war er ja.

Was mochte er bloß wollen?

Und Jörgen Steenfeld saß still in seines Vaters Stube und blätterte in dessen altem Tagebuch. Seine Gedanken aber drehten sich nur um das eine: In vierzehn Tagen ist mein Geld aufgezehrt — ich muß dann mit dem Gutsverwalter sprechen — und was dann?

Zweites Kapitel

(worin etwas sehr sonderbares geschieht, das aber doch ganz natürlich zugeht)

Die Tage gingen hin. Die stille Wehmut schlug sich nieder. Jörgen Steenfeld hatte kein besonders tiefes Gemüt; er hatte niemals die wahre Sorge kennen gelernt; seine Mutter war gestorben, als er noch klein gewesen war, und zwischen

ihm und seinem Vater hatte immer eine ruhige Kameradschaft geherrscht. Die Wehmut schlug sich nieder. Draußen lag das Leben und wartete auf ihn.

Freunde hatte er in der Stadt genug, Schulkameraden aus dem obern Zehntausend, angenehme Umgangsgefährten, aber keinen von ihnen zum Vertrauten. Der Alte hatte das Seine immer allein getragen, so allein, daß er nicht einmal seinen Sohn in sein Geheimnis eingeweiht hatte, obwohl dieser sicher seine Rechnung dabei gefunden hätte.

Nun galt es, einen Vergleich mit dem Tagebuch zu machen. Jörgen nahm es zur Hand und blätterte darin.

Da stand von der steifen Hand seines Vaters geschrieben:

Von all dem Unsinn, mit dem die Dichter ihre Zeit verschwendet haben, habe ich mich, im Grunde genommen, nur mit einer einzigen, wirklich guten und nützlichen Erzählung abgegeben. Die schönsten Abenteuer erlebt man doch selbst und genießt sie am besten in natura. Mit Büchern dagegen verschwendet man blaß seine Zeit; ich kenne meine Bücher nur vom Rücken her, und da sehen sie alle gleich aus. Aber, wie gesagt, ein gutes Buch habe ich doch gelesen, das war zwar kurz, hat mir jedoch Nutzen gebracht. Es heißt ganz einfach: Der gestiefelte Kater und handelt vom Marquis von Carabas. Es enthält die erhabne Lehre, daß, so lange uns die Welt für reich betrachtet, wir auch wirklich reich sind, und diese Lehre hat mir über alle Schwierigkeiten meines Lebens hinweggeholfen. Meine selige Gattin lachte immer wegen dieser Erzählung über mich — sie hatte trefflichen Grund dazu, die arme Charlotte, denn sie kannte die Geschichte gut. Wir trafen uns in einem kleinen deutschen Badeort; sie glaubte, ich wäre ein phänomenal reicher dänischer Gutsherr, die gute Haut! Und ich, ich glaubte, sie wäre eine unermeßlich reiche deutsche Erbin. So heirateten wir uns, ich ebenso arm wie sie. „Marquis von Carabas" nannte sie mich und lachte dazu. Ich lachte auch, denn damals waren wir ja jung und hatten zum Bereuen keine Stunde übrig. Aber uns gegenseitig damit necken, das taten wir ordentlich. An den gestiefelten Kater glaube ich aber dennoch, bloß daß es jetzt notwendig ist — da die Tiere nun einmal nicht sprechen können, und die Menschen wieder zu viel plappern —, sein eigner gestiefelter Kater zu sein. Und so ist schließlich kein Schade dabei, den Marquis von Carabas zu spielen.

Jörgen lächelte wehmütig. Marquis von Carabas. Das war also die Erbschaft!

Es klopfte an der Tür; mechanisch rief er: Herein!

Es war der Diener.

Ein Herr steht draußen, der den Herrn Gutsbesitzer sprechen möchte.

Wer ist es denn? fragte Jörgen.

Er nannte sich Studiosus Kattrup.

Kattrup? wiederholte Jörgen. Oh, dann laß ihn nur herein.

Jörgen erhob sich und schlug das Tagebuch zu. Wieder knarrte die Tür und schlaß sich hinter dem Eintretenden. Bei dem Halbdunkel, das das Zimmer erfüllte, konnte man nur mit Not und Mühe tiefer in den Raum hineinschauen; am Fenster dagegen fiel noch der Abendschimmer herein. Jörgen wandte sich dem Fremden zu und streckte ihm die Hand entgegen.

Bist du es, Katt? fragte er lächelnd.

Der also Angeredete, der Jörgens freundliches, warmes Lächeln bemerken konnte, antwortete mit einem Tone, das wie ein wunderliches, fernes Miauen klang, sodaß der am Kamin liegende Hühnerhund die Ohren spitzte und zu knurren begann.

Vergib — ich vergaß, daß du Trauer hast. Du sahst jedoch so fröhlich aus, Jörgen, als wären wir noch in den alten Tagen. Ja, das hast du wohl nicht erwartet, daß ich jetzt kommen würde? Was?

Jörgen drückte die ihm entgegengeſtreckte Hond und brochte den Fremden auf einem Stuhl unter. Der Abendſchein fiel auf einen wohlgewachſnen, geſchmeidigen Burſchen mit gelblichem Antlitz, in dem zwei große, ins grünliche ſpielende Augen funkelten. Ein richtiges Kotzenantlitz wars — mit großen, beweglichen, länglichen Pupillen und kniſterndem, ſchworzem Hoar, das im Dunkeln ſaſt leuchtete, wenn mon darüber ſtrich.

Willkommen, Kott, ſagte Jörgen, wiederum lächelnd, omen accipio, das Vorzeichen nehme ich on, wie der alte taube Jenſen es uns auf lateiniſch lehrte. Du biſt willkommen, denn die unſterblichen Götter haben dich geſandt.

Nun dann paßt es ja großartig, Jörgen — ich habe in der Welt ja niemand als dich. Ich weiß wohl, es iſt entſetzlich frech von mir, dir jetzt die Türen einzurennen, aber — bei meiner Seligkeit, ich bin gezwungen dazu. Ich hatte bloß die Wohl zwiſchen dem Zwangsarbeitshaus und dem Peblingeſee, du verſtehſt, und do ich nun in der Zeitung las, daß du den gonzen Komplex hier von deinem Vater geerbt habeſt, wollte ich doch erſt den Verſuch machen, bei dir beſcheiden anzuklopfen. Du weißt, ich halte nichts vom Briefſchreiben. Hier haſt du mich und meine Angelegenheit dazu. Du kannſt mich hinausjagen, wenn du willſt — ober ich gehe doch davon aus, daß du nicht willſt. Im voraus aber will ich dir gleich ſagen, daß, wenn du mich nicht wegjagſt, du mich auch niemals wieder los wirſt. Ich binde mich für Lebenszeit an dich, mein beſter Jörg.

Biſt du hungrig? fragte Jörgen.

Mörderlich! In den acht Togen, in denen du wegen deiner Trauer Urlaub erhielteſt, habe ich keine ordentliche Nahrung bekommen. Mehr als die Hälfte des Wegs hierher habe ich auf meinen Füßen zurückgelegt. Dein Hausknecht war nohe daran, mich die Treppe hinunterzuwerfen, und dein Kettenhund hätte mich am liebſten aufgefreſſen. Du ſiehſt alſo, ich bin am unterſten Ende angelangt.

Jörgen hatte ſich erhoben. So haſt du alſo auch kein Reiſezeug?

Gott ſegne dich, Edelmonn, für deine Frage. Denn die Pfandſcheine in meiner Bruſttoſche ſind meine gonze Bogage. Ein launenvolles Glück hot es gefügt, daß uns die gleichen Kleider paſſen, ſonſt wärſt du wohl niemals dazu gekommen, mit mir an einem Tiſche zu ſitzen. Wenn ich nun zunächſt bloß in deine Stiefel kommen könnte, die meinigen ſind nämlich nur noch ein einziges großes Loch.

Jörgen legte ſeinen Arm in den ſeines Gaſtes. So komm denn, du Stroßenräuber, und laß dich ordentlich bekleiden. Dann ſpielen wir beide, du ſeiſt der geſtiefelte Kater.

Der geſtiefelte Koter?

Ja, und ich der Marquis von Carabas.

Was für Marquis?

Du kennſt deine Klaſſiker nicht, beſter Kott, aber gloub mir nur, wir werden ſchon in die Lage kommen, ſie kennen zu lernen. Nun reden wir aber kein Wort mehr darüber, bevor du nicht ſatt und reingewaſchen biſt. Komm nun, Kott!

Möchteſt du aber nicht erſt Gewißheit darüber erlangen, ob ich nicht etwa einen oder mehrere Maſſenmorde begongen hobe?

Nein, Katt, denn das iſt mir vollkommen gleichgiltig, und wenn du ſelbſt dem Juſtizminiſter den Hols umgedreht hätteſt. Hier biſt du, und hier bleibſt du vorläufig. Komm jetzt!

Der Hund am Kamin erhob ſich und knurrte, worauf der Fremde mit leiſem, einſchmeichelndem Miauen antwortete. Hierüber geriet Chaſſeur in ſo großen Ingrimm, daß er zwei Stühle zum Umſtürzen brachte. Jörgen Steenfeld aber lachte — zum erſtenmale nach dem Tode des alten Herrn.

Digitized by Google

Drittes Kapitel

(das von Katt und einigen Stiefeln, die ihm nicht gehörten, handelt sowie von Hausgeistern berichtet)

Am Nachmittag saßen die beiden Freunde in der Bibliothek und rauchten im Halbdunkel ihre Zigarren. Student Kattrup steckte nunmehr in einem hellen Jackettanzug von Jörgen und trug eine ungeheure bunte Krawatte. Beides kleidete ihn, geschmeidig und schlank, wie er war, und er fühlte sich vollständig wie zu Hause. Er redete gern und hatte nun auch das Wort.

Sieh mal, Jörgen, wie du weißt, habe ich niemals Vater oder Mutter gekannt. Ich habe niemand gekannt als Tante Amalie — Gott erfreue sie in ihrem ewigen Jungfernstand. Die Katholiken eroberten sie mit Haut und Haar für ihre Sache, und so vermochte sie dazu beizutragen, daß ich auf das Kollegium kam. Aber woran es nun liegen mag, weiß ich nicht, höhere Mächte führten jedenfalls mein schwaches Fleisch in Versuchung, ich fiel der Versuchung zum Opfer und sündigte ärger, als die Statuten des Kollegiums vertragen können. Es war ein Paar Stiefel, das das ganze Unglück hervorwälzte, und es ist nicht das erste Mal, daß ich „der gestiefelte Kater" genannt worden bin. Marie Jensen, die du nicht kennst und deren Bekanntschaft ich dir auch nicht wünsche, hatte ein Paar niedliche, kleine Stiefel, die eines Morgens draußen vor meiner Türe im Kollegium standen, gerade als der ehrsame Vorsteher auf dem Gange seine Morgentour machte. Diese Stiefel wurden mein Unglück. Wer sie dort hinausgestellt haben mochte, ist mir ein Rätsel, jedenfalls standen sie ungeheuer verwandtschaftlich Seite an Seite mit den meinigen. Es gibt kleine Dinge, Jörgen, die die Welt bewegen. Du erinnerst dich wohl noch unsers hochgelehrten Religionslehrers im sechsten Schuljahre, der immer von dem unsäglich Großen im unsäglich Kleinen redete. Nun, Mariens Stiefel waren ja nicht gerade unsäglich klein und hätten gut eine Nummer kleiner sein können, aber sie waren doch zu klein, um zum männlichen Geschlecht zu gehören. Das konnte sogar der Professor herausfinden — der fromme Mann. Ich wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit an die Luft gesetzt; Stipendium, Kollegium, Ehre, Zukunft und Auskommen waren verloren, bloß wegen eines Paars Damenstiefel. Die Frauenzimmer sind ja immer, wo sie nicht sein sollen. Tante ging beinahe in den Himmel ein, die Katholiken greinten und bekreuzigten sich über mich. Mir blieb, wie gesagt, nichts übrig als das Arbeitshaus, der Peblingesee und meine Pfandscheine. Einige Bücher, das Mobiliar und andre Siebensachen machte ich für den ersten Bedarf flüssig, und es reichte für acht Tage. Schließlich fiel mir eine Zeitung in die Hände, die die Nachricht von dem Tode deines Vaters brachte. Da fragte ich mich: Hast du drei Jahre lang mit Jörgen Steenfeld auf derselben Bude gehaust, als ihr beide noch Schulbuben und verhältnismäßig sündenfrei waret? Hast du es, oder hast du es nicht? Die Antwort lautete bejahend. Gesagt, getan. Und ich spreche nun wie der selige Luther in einem bewegten Augenblick: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, so wahr mir Gott helfe! Du rauchst eine gute Zigarre. Nun, Jörgen?

Jörgen Steenfeld lächelte. Du kommst wie gerufen, Kattrup. Du kommst wie der Kater mit den Stiefeln. Was willst du bei mir sein? Gutsverwalter, Sekretär, Bibliothekar, männliche Gesellschaftsdame, Jugendfreund, Hauskaplan oder Schloßverwalter? Du kannst selbst wählen.

Kattrup legte den Kopf auf die Seite: Was, glaubst du, bezahlt sich am besten?

Jörgen hatte sich erhoben und trat auf ihn zu; er legte seine Hand auf Katts Schulter und sagte mit ernstem, langsamem Tonfalle: Was mein ist, Kattrup, ist auch dein!

Da durchfuhr es Kattrup wie ein Schreck. Jörgen, ſagte er, du mußt mich nicht überwältigen. Ich habe in der letzten Zeit ſo viel Aufregungen durchgemacht, daß mein Nervenſyſtem nicht mehr viel davon ertragen kann. Sollen wir das ganze Geſchäft hier miteinander teilen? Das verbietet meine Beſcheidenheit. Herr, laß mich einer der Geringſten unter deiner Schar ſein; andres begehr ich nicht.

Kattrup, ich weiß aus frühern Tagen, daß du gut zu ſchweigen verſtehſt. Willſt du mir nun dein Wort darauf geben, daß du von dem, was ich dir jetzt anvertrauen werde, keinem Menſchen etwas erzählen wirſt?

Wenn du es hier in dieſem Halbdunkel und auf deiner alten Räuberburg erzählſt, ſo läuft es mir kalt den Rücken herunter. Du haſt wohl Familiengeiſter, was?

Ja, verſetzte Jörgen lächelnd, das iſt es eben.

Meinetwegen. Willſt du mich nun ſofort dem Geiſte vorſtellen, oder iſt es noch zu früh in der Nacht?

Durchaus nicht, Katt! Denn der Geiſt erſcheint uns nicht etwa, ſondern er iſt ſchon hier. Er hat einen recht garſtigen, niederträchtigen Namen, er lauert hier in jedem einzigen Raume und ſtreckt ſeine Arme in alle Winkel des Hauſes hinein. Aber das Schnurrige dabei iſt, daß kein Menſch ihn zu ſehen vermag. Keiner außer mir und dem, der es weiß.

Das fängt ja ganz hübſch an. Dann laß mich nur auch noch das übrige wiſſen. Wie heißt denn dieſe Dame — denn die Beſtie gehört wohl wie alle größern Unglücke zum weiblichen Geſchlecht.

Die Armut, ſagte Jörgen kurz. Sieh, ich bin genau ſo wohlhabend wie du, genau ſo, bloß daß ich meine Pfandſcheine nicht mit mir herumſchleppe, ſondern daß dieſe bei den Gläubigern der Erbmaſſe liegen. Nun weißt du es.

Katt kaute die Sache in Gedanken durch. Das iſt ja eine ſchöne Entdeckung, das. Du biſt alſo völlig rein bis auf die Ratten? Der Alte hat nichts hinterlaſſen?

Abſolut nichts.

Und der Herrenhof, die ganze Herrlichkeit?

Mir gehört nicht ein Stummel davon.

Hör mal, du mußt ſchon entſchuldigen, aber wenn das etwa die Einleitung dazu ſein ſoll, mich von hier fortzuſchrecken, dann, lieber Jörgen, will ich dir bloß ſagen, daß du dir etwas ganz andres ausdenken mußt. Ich glaube es einfach nicht, denn derartiges würde man im kleinen Dänemark doch wiſſen, und du biſt überall mörderlich wohl angeſchrieben. Ich hatte nicht erwartet, daß du einen alten Kameraden im Stich laſſen würdeſt.

Ich lüge nicht, Katt. Es iſt wahr.

Es lag etwas ſo Überzeugendes in Jörgens Stimme, daß ſeinem Kameraden jeder Zweifel genommen wurde. Sie ſaßen lange ſchweigend da. Schließlich ergriff Jörgen zuerſt das Wort.

Dies war allerdings erſt die Einleitung. Während ich hier ſaß und in den Papieren meines Vaters las, denn Papiere hat er hinterlaſſen, blieb ich gerade bei der Geſchichte vom geſtiefelten Kater ſtehen. Da kamſt du, Katt, mit Stiefeln und Miauen ganz zur rechten Zeit. Das war ein Zeichen, du, von Mächten, die wir nicht kennen. Ich nahm das Vorzeichen an. Und nun ſitzeſt du wirklich hier. Geſtiefelt biſt du, und nun ſollſt du Nutzen leiſten. Was ich dir ſoeben erzählt habe, das begrabe tief in deinem Katzenkopf, verſtehſt du? Ich beſitze alles Äußerliche, während du mehr innerliche Fähigkeiten haſt, zuſammen kommen wir beide beſſer durch. Ich bin der Marquis von Carabas, und du biſt mein Kater. Der Reſt iſt deine Sache. Die Papiere liegen in der Schatulle meines Vaters. Heute abend genießen wir noch unſre Zigarren, und du gehſt zeitig zu Bett. Und

während du dich schlafen legst, kannst du die kleine Geschichte vom gestiefelten Kater lesen, und übermorgen machen wir uns ans Werk. Verstanden?

Sie gingen zeitig zur Ruhe. Kattrup aber las die kleine Geschichte und wurde ganz bedeutend klüger dadurch. Karl Konstantin Kattrup hatte gleich vom ersten Augenblick, wo er zur Schule gekommen war, Katt oder Kater geheißen; er war aber keine gewöhnliche Hauskatze, sondern er wußte und verstand eine ganze Menge mehr als bloß das Vaterunser, und aus der Situation, in die er geraten war, wußte er für sich und Jörgen Steensfeld ungewöhnlich viel Nutzen zu ziehen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Moltke-Hardenprozeß in zweiter Auflage. Weiteres über die Krise im Flottenverein. Nationale Vereine.)

Berlin, 27. Dezember 1907

Wie es in der Festzeit natürlich ist, hat uns die letzte Woche keine politischen Ereignisse im besondern Sinne gebracht. Leider ist, wie schon in der vorigen Wochenbetrachtung erwähnt wurde, der Moltke-Hardenprozeß gerade in die Festzeit hineingeraten, sodaß diese Tage, wenn auch keine politischen Ereignisse, so doch ihre „Sensation" haben. Nach der ersten Verhandlung schrieben wir Anfang November an dieser Stelle: „Man darf hoffen, daß das neue Verfahren, das jetzt eingeleitet worden ist, die schwere Aufgabe lösen wird, einerseits die großen Unterlassungen und Fehler der ersten Beweisaufnahme auszugleichen, andrerseits aber auch alles Überflüssige und nur auf Sensation Berechnete auszuscheiden." Obwohl der Prozeß in diesem Augenblick noch nicht abgeschlossen ist, darf man doch wohl schon sagen, daß diese Hoffnung erfüllt worden ist. Man hat die Beweisaufnahme offenbar eingehender und gerechter geführt und sich strenger an das Beweisthema gehalten als in der ersten Verhandlung. Ferner hat man diesmal bei allen den Dingen, die in dem ersten Prozeß durch ihre rücksichtslose und gänzlich unnötige Erörterung vor der Öffentlichkeit so widerwärtig berühren mußten, die Öffentlichkeit ausgeschlossen, dieses Prinzip aber auch wieder nicht so weit getrieben, daß man über alles, worauf es wirklich ankam, nicht nach durch öffentliche Verhandlung unterrichtet wurde. So kann es vor allem dankbar begrüßt werden, daß sich die ganze Vernehmung der Frau von Elbe, der geschiednen Gattin des Grafen Moltke, hinter verschlossenen Türen vollzog, und daß auch die Presse gänzlich ausgeschlossen wurde. Harden wurde durch die ganze Methode der Verhandlung, ohne daß ihm irgendwie Unrecht geschah, zu einer andern Taktik gezwungen als im ersten Prozeß. Damals war der Grundgedanke seiner Verteidigung folgender: „Was aus meinen Artikeln herausgelesen worden ist, habe ich gar nicht gesagt; wenn man sie aber nun einmal so verstanden hat, so will ich die Wahrheit dessen, was man darin gefunden hat, beweisen." Daraufhin wurde der vielfältige Schmutz aufgerührt, der ja genugsam bekannt ist. Die Intimitäten des Eheiebens des Grafen Moltke wurden ausgeforscht; gesellschaftliche Beziehungen des Klägers wurden dadurch verdächtigt, daß andern Personen aus diesem Kreise häßliche Laster nachgesagt, übrigens durchaus nicht einwandfrei nachgewiesen wurden. Durch diesen sogenannten Wahrheitsbeweis

wurde ein künstlicher Nebel erzeugt, der, wie sich nachher aus der geradezu ungeheuerlichen Urteilsbegründung ergab, auch dem Vorsitzenden und den Schöffen den Blick verwirrt hatte. Nur auf dieser Grundlage war die unerhörte Mißhandlung des Privatklägers durch die Reden des Angeklagten und seines Verteidigers möglich, und daß das möglich war und durch den Vorsitzenden zugelassen wurde, gehört zu den peinlichsten Erfahrungen, die uns die Rechtspflege unsrer Tage hat machen lassen.

Jetzt war das alles anders. Harden beschränkte sich auf den ersten Teil seiner damaligen Verteidigung, hielt also nur daran fest, daß er das, was man aus seinen Artikeln herausgelesen habe, nicht gesagt habe. Wenn das Gericht trotzdem — aber diesmal unter Ausschluß der Öffentlichkeit — dem Grafen Moltke, der jetzt als Nebenkläger erschien, Gelegenheit gab, sich von den Flecken zu reinigen, die die verfehlte Prozeßführung des Schöffengerichts auf ihn geworfen hatte, so diente es damit der Gerechtigkeit, ohne in den frühern Fehler der Verschiebung des Beweisthemas zu verfallen.

Harden, der in diesen Tagen, körperlich schwer leidend, nur mit Aufbietung aller Kräfte den Verhandlungen standhalten konnte, erfuhr am eignen Leibe durch eine merkwürdige Vergeltung des Schicksals dasselbe, was er körperlich leidenden Gegnern selbst innerhalb und außerhalb des Prozeßsaales angetan hatte. Aber — seltsam! — man empfand dabei wohl menschliches Mitleid — und dieses wurde dem leidenden Angeklagten in der ritterlichsten und vornehmsten Form von dem so schwer und rücksichtslos beschimpften Grafen Moltke selbst erwiesen! —, aber niemand sah darin irgend etwas von Tragik; so sehr hatte sich schon längst durch seine eigne Schuld die Stimmung gegen ihn gewandt, der die Überlegenheit, die ihm die Lage während des ersten Prozesses zeitweise gegeben hatte, mit solcher Roheit mißbraucht hatte. Die Stimmung der Massen mag wetterwendisch sein, wie ja damals Harden nach der Enthüllung der häßlichen Schmutzgeschichten aus der Potsdamer Villa bei seinem Heraustreten aus dem Gerichtsgebäude der Gegenstand von Ovationen wurde, während jetzt dasselbe dem Grafen Moltke begegnete. Aber es ist doch unverkennbar, daß in unserm Volke nach vorübergehenden Trübungen der gesunde Sinn zuletzt durchbricht und sich dann dauernd die richtige Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht bewahrt. So wird es, wenn nicht alle Anzeichen trügen, auch jetzt sein.

Noch immer hallen die Zeitungen wider von dem Lärm, den die Krisis im Flottenverein verursacht. Wir brauchen nicht zu wiederholen, was wir zur Sache bereits gesagt haben. Das Präsidium des Flottenvereins verharrt in vornehmer Zurückhaltung, indem es den zahlreichen Anzapfungen gegenüber nur darauf hinweist, daß es zur rechten Zeit an der richtigen Stelle, nämlich bei der eigens dazu berufnen Hauptversammlung, die am 19. Januar in Kassel stattfinden soll, ordnungsmäßig Rechenschaft über die Vorgänge ablegen wird. Es wirft ein schlechtes Licht auf die Gegner, daß sie in ihrer nervösen Unruhe und in dem Gefühl, daß die Sache nicht gerade zum besten für sie steht, gerade diese Zwischenzeit eifrig benutzen, um durch einseitige Veröffentlichung von Briefen und angeblichen Informationen, die sich leider meist als unrichtig erweisen, die allgemeine Stimmung auf ihre Seite zu bringen. Natürlich bleiben solche Versuche nicht ganz ohne Wirkung, aber es ist dabei wohl zu bedenken, daß die Gegenwirkung dann auch um so unangenehmer ausfallen muß, wenn sich später herausstellt, daß das Präsidium nicht nur korrekt gehandelt, sondern auch die Mehrheit des Vereins auf seiner Seite hat.

Interessant ist bei diesem Treiben noch eine andre Erscheinung. Daß Prinz Ruprecht von Bayern die Behandlung einer Personenfrage im Flottenverein so auf-

gefaßt hat, als ob damit eine Nichtbeachtung seiner persönlichen Wünsche ausgedrückt werden sollte, wird nicht nur in Bayern, sondern auch überall sonst in Deutschland aufrichtig bedauert werden, obwohl es für alle, die den Sachverhalt näher kennen, vollkommen klar ist, daß der Prinz nur auf Grund einer ganz falschen Darstellung in diesen Glauben versetzt werden konnte. Niemand hat daran gedacht, die dem Prinzen schuldige Rücksicht und Ehrerbietung zu verletzen. Im Gegenteil, es ist der Hauptvorwurf, den man den Gegnern des Generals Keim machen muß, daß sie, nur um persönliche und Parteiwünsche zu erreichen, hochgestellte Personen, die nach alter guter Sitte vor dem überflüssigen Hineinziehn in kleinliche Streitigkeiten geschützt werden sollten, gewissermaßen vor sich herschieben, damit sie als Gegenstände eines Angriffs erscheinen, der ihnen gar nicht gilt. Gewiß, wir wollen nicht, daß Fürstlichkeiten wie Puppen betrachtet werden. Sie haben das Recht ihrer Meinung wie andre auch, und wir freuen uns, wenn sie in großen Fragen, wo es not tut, die Sturmfahne ergreifen und ihrem Volk vorangehn. Aber in gewöhnlichen Zeitläuften und im Geplänkel der kleinen Streitfragen gehört der echte deutsche Mann vor seinen Fürsten; er verkriecht sich nicht hinter den dynastischen Wappenschild. Tagaus tagein bekommen wir jetzt in gewissen Blättern zu hören, dieser oder jener deutsche Fürst oder Prinz habe sich gegen General Keim erklärt, immer mit dem vorsichtigen, aber deutlichen Wink, nun könne doch eigentlich kein anständiger Mensch der Meinung des Generals Keim sein. Was in aller Welt hat die Meinung eines deutschen Mannes über die zweckmäßigste Form und Methode der Aufklärung über Ziel und Umfang der deutschen Seemacht mit den besondern Ansichten einer fürstlichen Persönlichkeit über diese Frage zu tun? Auch bei der größten dynastischen Ergebenheit und der weitgehendsten Achtung vor der Autorität der fürstlichen Würde ist es doch schlechterdings unmöglich, Ansichten, die unbedingt zum politischen Betätigungsrecht jedes Reichsangehörigen gehören, von fürstlichen Wünschen abhängig zu machen. Wenn die Stellung der sogenannten Protektoren eines nationalen Vereins zu solchen Mißbräuchen führt, dann kann man es kaum bedauern, daß sie überhaupt verschwindet. Doch das Merkwürdigste dabei ist etwas andres. Von welcher Stelle gehn überhaupt diese Versuche aus, die die deutschen Fürsten in den Tages- und Parteistreit hineinziehn wollen und jedem das Recht einer eignen Meinung verwehren, sobald irgendwo die Behauptung auftaucht, eine Fürstlichkeit habe über eine Sache diese oder jene Ansicht ausgesprochen? Das sind immer die mit demokratischen Überzeugungen prunkenden Blätter, die bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit den „Männerstolz vor Königsthronen“ im Munde führen. Wer Zeuge des strafenden Unwillens und Befremdens gewesen ist, womit zum Beispiel das Berliner Tageblatt auf die unerhörte Tatsache hinwies, daß sich das Präsidium des Flottenvereins in Gegensatz zu dem künftigen König von Bayern gesetzt habe, der hätte wohl in ein Gelächter ausbrechen können, wenn ihn nicht zugleich der Ekel über dieses unehrliche Treiben gewürgt hätte. Überraschend ist das gleichwohl nicht. Das demokratische Prinzip wird immer an den Nagel gehängt, wenn man entdeckt, daß „König Demos“ selbst im Grunde noch einen heillosen Respekt vor dem echten Purpur hat. Dann entdecken gewisse Leute plötzlich ihr monarchisches Herz.

In die Flottenvereinskrisis scheint auch die deutsche Kolonialgesellschaft verwickelt zu werden, da der Präsident dieser Gesellschaft der Abteilung Berlin eine Rüge erteilt hat, weil diese eine öffentliche Versammlung zur Aussprache über die Flottenfrage berufen hat. Es scheint, als ob überhaupt die Frage der nationalen Vereine einer Klärung und Regelung bedürfte. Der Streit über „politische“ oder „unpolitische“ Tätigkeit dieser Vereine taucht immer wieder auf und führt zu Unzuträglichkeiten, obwohl das doch eine ganz nebensächliche Frage ist. Nationale

Ziele sind selbstverständlich immer politische Ziele; ob sie auch parteipolitische sind, hängt von Umständen ab, die gar nicht in der Hand einzelner Menschen liegen. Deshalb sollte man einen Strich unter die ganze Streitfrage machen. Fürstlichkeiten und aktive Militärpersonen gehören überhaupt in solche Vereine nicht hinein. Es ist eine lächerliche deutsche Unart, die uns noch aus alter Zeit überkommen ist, daß wir uns einbilden, einer politischen Tätigkeit hafte ein Makel an; sie sei etwas weniger berechtigtes und vornehmes als das, was man jetzt gemeinhin „national" nennt. Wenn wir in nationalen Vereinen politische Aufgaben lösen wollen, so müssen wir eben politisch sein, und wenn es Parteien gibt, die das, was wir anstreben, nicht wollen, so müssen wir sie eben bekämpfen. Alles andre ist dummes Zeug und Blendwerk, erfunden, um matte und feige Seelen irrezuführen. Wir sollten endlich darüber hinaus sein.

Zur antiken Wirtschaftsgeschichte. Jakob Burckhardt sagt einmal in seiner griechischen Kulturgeschichte: „Man kann bei der Betrachtung der frühern griechischen Geschichte auf die Anschauung kommen, daß keine Potenz in der Weltgeschichte ihr Leben so furchtbar teuer bezahlt haben möchte wie die griechischen Poleis." Nichts bestätigt Burckhardts Aussage so deutlich wie die in Dr. Kurt Riezlers Münchner Preisschrift ausgeführten Erörterungen über „Finanzen und Monopole im alten Griechenland" (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1907), in der es der junge Gelehrte und Politiker unternommen hat, das in dem zweiten Buche der Pseudoaristotelischen Ökonomik enthaltne Material „zur Theorie und Geschichte der antiken Stadtwirtschaft" systematisch zu verwerten. Riezler macht hier den ersten Versuch; denn so bahnbrechend sein Lehrer Pöhlmann die soziale Frage im Altertum in dem vorzüglichen Buche „Antiker Sozialismus und Kommunismus" (2 Bände 1893 und 1901) behandelt hat, so wenig ist die notwendigste Klarheit über die antike wirtschaftliche Entwicklung geschaffen worden, obwohl der Streit, ob das Altertum immer in der Hauswirtschaft stehn geblieben ist — wie die römische Schlußperiode der Antike, die sich zur Oikenwirtschaft bekannt hat, glauben lassen möchte —, oder ob schon eine Weltwirtschaft, die sich über die ganze Oikoumene erstreckte, existiert hat, hin und her getobt hat. (Siehe jetzt auch Handbuch zum Neuen Testament: Wendland, „Die hellenistisch-römische Kultur usw.", der Riezler gerade noch zitieren konnte.) Schon Aristoteles hat in der Politik I, 3, 1256a ff. den Unterschied zwischen Oikenwirtschaft, in der jedes Haus für den eignen Bedarf Gebrauchsgüter produziert, und einer Volkswirtschaft aufgestellt; aber die Volkswirtschaft des Aristoteles war doch nur eine Stadtwirtschaft im Gegensatz zur eigentlichen, internationalen Volkswirtschaft. Dadurch, in quantitativer Weise, nicht qualitativ-begrifflich unterscheidet sich die antike Form der Wirtschaft von der modernen. Und diese ausgeprägte Beschränkung der Wirtschaft auf die Stadt, das verhältnismäßig kleine Gebiet, hat vor allem mitgeholfen, daß die Poleis, die Stadtstaaten, ihr Leben so furchtbar teuer bezahlt haben, wie wir nach Burckhardt zitierten. Denn für die Ausdehnung der volkswirtschaftlichen Beziehungen waren die Prinzipien, nach denen die Polis zu existieren gewohnt war, unbrauchbar. In der Polis war ja alles Leben in enge Kreise eingeschlossen und hat sich selber verzehrt, da sich die Kräfte nicht in friedlichem Nebeneinander ausleben konnten, sondern einander vernichten mußten. Niemals hat die Geschichte eine solche Allmacht der Stadt über die Bürger gesehen wie im griechischen Altertum, in dessen Kleinstaaterei dieses Monopol der Polis über ihre Bürger der eigentliche Lebensnerv ist. Riezler nennt seine Entwicklungsgeschichte der antiken Stadtwirtschaft selbst eine Vorarbeit; aber es ist

ihm schon trefflich gelungen, auf Grund einer philologisch geschulten und scharfsinnigen Erklärung der pseudo-aristotelischen Schrift, die die erste Hälfte seiner Monographie bildet, dann in einer zweiten Abteilung das Finanzsystem der griechischen Stadtstaaten aufzubauen. Das Material hierzu hat ihm jene mit Bezug auf das stadtstaatliche Wirken abgefaßte Anekdotensammlung, die auch außerathenische Zustände einbezieht, durch die gegebnen Beispiele geboten. So werden die Arten betrachtet, wie der Stadtstaat sich Geld verschafft: Landwirtschaft, Abstoßung von Aktiven aber törichterweise auch von produktiven, Industrielle und kommunale Unternehmungen des Staates mit vorübergehenden Verkaufs(aber nicht Produktions)monopolen, die Getreideversorgung, die Anleihen — äußere, innere, diese als Zwangsanleihen oder auch für einen antiken Orden, d. h. eine Ehreninschrift freiwillig gegebne —, das Geld- und Münzwesen durch die Münzverschlechterungen von großer aber falscher Ertragsfähigkeit, die Steuern und die Haupteinnahmen durch Krieg, Land- und Seeraub. Die Polis, dieser Staat, der nach Ansicht der Antike früher da war als jedes Einzelwesen, duldet keine ihren Interessen entgegenstehende Aktion des Einzelnen, und alle diese kleinen Körper sind in sich vollständig abgeschlossen; der wirtschaftliche Zustand, der ihnen entspricht, ist die Autarkie, die Geschlossenheit des wirtschaftlichen Lebens in der Stadt. Als nun jene gewaltige Expansion der Griechen nach Osten und Westen begonnen hatte, womit der Kreis von Konsumtion und Produktion weit über den Rahmen der Polis hinausgriff, da mußte sich doch ein Gegensatz zwischen der engen Polis und ihrer Eigenmächtigkeit und der sich immer erweiternden wirtschaftlichen Entwicklung, der sich ihr System nicht anpassen konnte, herausstellen. Gewiß hatte auch die Polis selbst anfangs mächtig fördernd als Marktkonzentration gewirkt; aber sobald die Wirtschaft einen gewissen Grad interlokaler Ordnung erreicht hat, beginnt der vom Stadtstaat mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln geführte Kampf, bei dem sogar das freiheitliche und volksfreundliche Athen vor solchen radikalen Eingriffen nicht zurückschreckte, wie Beherrschung der Preisbildung, Regelung des Aufschlags für die Zwischenhändler in Getreide, Gesetze gegen Aufkauf, Marktzwang, Ausfuhrverbote, Beschränkung des Kaufrechts von Haus- und Grundbesitz. Längst wäre diese Polis, die doch den Anforderungen nicht mehr genügte, erlegen, hätten nicht die Stärke und die Eigenart ihrer Organisation ihr solche Gewaltmittel der Rettung an die Hand gegeben. Der Mensch war im großen und ganzen an seine Heimatstadt gebunden, gleichviel, wie diese mit ihm umsprang. Erst die Eroberung des Orients durch Alexander nahm der Polis ein Hauptstück ihres Wesens: die Unentrinnbarkeit. Von da an begann sie zu vegetieren, verlor Aktionsfähigkeit und Widerstandskraft, sodaß die Wirtschaftsgeschichte des alten Griechenlands in einem tragischen Verhängnis auslautet; denn der Territorialstaat kam für das Wirtschaftsleben zu spät, er fand nur noch eine kleine Gruppe übermächtig reicher und ein verarmtes Proletariat vor; der einigermaßen begüterte Mittelstand war verschwunden, der beste und einzig mögliche Faktor für ein blühendes Gemeinwesen in alter wie in neuer Zeit. Die fünfzig Seiten, die Riezler der Systematik des aus der Ökonomik geholten Materials gewidmet hat, enthalten eine bei aller Genauigkeit und Klarheit so schwungvolle Darstellung, daß auch ein ästhetisches Vergnügen mit der aus der Monographie hervorgehenden Belehrung verknüpft ist. M.

Handel, Geld, Banken und Börse, öffentliche Anleihen. (Neue Literatur.) Im Verlage von C. L. Hirschfeld in Leipzig ist die zweite Auflage des Lehrbuchs „Handel und Handelspolitik“ von Dr. R. van der Borght erschienen. Der Verfasser gibt eine umfassende Darstellung des gesamten Handels sowie der innern

und äußern Handelspolitik. Die Darstellungsweise ist klar und einfach, und besonders der zweite Teil, Handelspolitik, ist sehr interessant geschrieben. Das kaufmännische Bildungswesen ist ganz vortrefflich geschildert, wenn auch nicht in Übereinstimmung mit den Anschauungen vieler „Praktiker". Leider ist der erste Teil zugunsten des zweiten gekürzt worden, während doch einige Erweiterungen sehr zu wünschen wären. Eine Gegenüberstellung der Betriebsformen des Warenhandels unter möglichst vollzähliger Berücksichtigung der verschiednen Branchen würde, wenn sie auch nur die Hauptgesichtspunkte hervorhöbe, auf geringem Raume zeigen, wie mannigfaltig die Technik der gleichen Handelsform in den verschiednen Branchen ist. Auch der Einfluß der Kartelle auf die Handelsformen und auf den Zahlungsverkehr im Handel hätte ausführlicher dargestellt werden müssen. Der Zahlungsverkehr überhaupt ist zu kurz behandelt worden.

Andrerseits eignet sich das Buch dadurch, daß der Verfasser auf Einzelheiten nicht eingeht, sondern überall nur die grundsätzlichen Ideen hervorhebt, vorzüglich zur Lektüre für Nichtkaufleute. Das Werk wird dann die wichtige Aufgabe erfüllen, die Achtung der Laien vor dem Kaufmannsstande zu erhöhen, indem es die Wahrheit des Goethischen Wortes dartut: „Ich wüßte nicht, wessen Geist größer und gebildeter sein müßte als der eines rechten Kaufmanns." Ausführlich beschrieben werden nur der Buch- und der Börsenhandel, dieser verhältnismäßig besser als in dem Buche eines Praktikers, das sich speziell mit dem Börsenwesen befaßt: Georg Obst, Geld-, Bank- und Börsenwesen; Leipzig, Carl Ernst Poeschel, 1907. Obwohl das Buch in vierter Auflage (13. bis 17. Tausend) erscheint, hat es noch nicht vermocht, die ihm seit der ersten Auflage anhaftenden Mängel ganz abzustoßen. Der Verfasser widmet das Buch Bankbeamten, Kaufleuten, Kapitalisten, Männern der Wissenschaft, Juristen und Studierenden. Ein großes Publikum, aber wir meinen, Juristen und Studierende werden zum Beispiel aus dem Studium der vorzüglichen Werke von Karl Helfferich größern Nutzen haben. Obst will zwar Geld-, Bank- und Börsenwesen darstellen, in der Hauptsache aber gibt er eine Geld-, Bank- und Börsentechnik. Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Geldes, der Börsen und des Wechsels wird viel zu kurz behandelt. Die Aufgaben der Notenbanken werden unvollständig angegeben. Wesen und Aufgaben der Diskontpolitik sind nicht dargestellt, ebensowenig die Bedeutung des Giroverkehrs für die Volkswirtschaft, wie sie in scharfsinniger Weise von Dr. Anton Arnold im Bankarchiv vom 1. Dezember 1906 zum Teil behandelt worden ist. Der Praktiker hätte es auch nicht unterlassen sollen, den für den Laien so schwierigen Begriff des nationalen und internationalen Geldmarktes zu erläutern. Die dem internationalen Zahlungsverkehr eigentümlichen Zahlungsmittel bleiben unerwähnt. Obst gehört nicht zu jenen Praktikern, die von der Rechtswissenschaft nichts wissen wollen, er operiert sogar mit römischrechtlichen Begriffen und zieht vergleichsweise Bestimmungen des alten Handelsgesetzbuchs heran. Wo aber der moderne Rechtszustand geschildert werden soll, wird die Darstellung unvollständig, ungenau. Weder die rechtliche Natur des Wechsels noch die der Anweisung und des Schecks ist ganz klar und richtig wiedergegeben. Die Postscheckfrage ist nicht behandelt. Aber auch die rein technischen Darstellungen können nicht befriedigen. So ist das Wechseldiskontgeschäft unzulänglich beschrieben; Mexiko hat nach Obst immer noch Silberwährung. So bleibt denn als Publikum unsers Erachtens nur der junge Kaufmann, der junge Bankbeamte, der Handelsschüler übrig. Gerade aber mit Rücksicht auf diesen Leserkreis müßten die Mängel in der nächsten Auflage beseitigt werden.

Gerade zur rechten Zeit ist ein Werk von Geh. Regierungsrat Dr. G. S. Freund, Berlin, J. Guttentag, 1907 erschienen, das die „Rechtsverhältnisse der öffentlichen

Anleihen" untersucht. Es ist ein wertvoller Beitrag zur Lehre vom internationalen Kapitalmarkt. Der Verfasser weist zwar mit Recht darauf hin, daß der Erwerb ausländischer Anleihen für Deutschland notwendig ist, damit wir uns in Kriegszeiten durch den Verkauf solcher Anleihen einen Teil der zur Kriegführung notwendigen Mittel aus dem Auslande beschaffen können. Wie wir aber in Nummer 40 der Grenzboten vom 3. Oktober d. J. bei Besprechung des Kursstandes der deutschen Staatsanleihen ausgeführt haben, haben wir vorläufig an vierzehn bis sechzehn Milliarden Mark fremder Wertpapiere genug. Trotzdem haben wir im vorigen Jahre und am Anfang dieses Jahres neue Auslandsanleihen erworben zur Zeit der Hochkonjunktur, wo der größte Mangel an Kapital und Geld bei uns herrschte. Die im Frühjahr erfolgte Aufnahme der Anleihen wurde von den Banken damit entschuldigt, daß der Gegenwert erst im November an das Ausland abzuführen sei. Nachdem jetzt der Umschwung in der Konjunktur eingetreten ist, veranlaßt diese Kapitalausfuhr eine nicht unbedeutende Verschärfung der abnormen, gefahrdrohenden Lage am internationalen Geldmarkt. Dazu kommt, daß sich das europäische Publikum nicht abhalten läßt, die durch die amerikanische Finanzkrisis entwerteten amerikanischen Papiere zu kaufen, und so wiederum dazu beiträgt, daß weiteres Kapital nach dem Ausland abfließt. Ein Bankdiskont von siebeneinhalb Prozent mußte als Abwehrmaßregel festgesetzt werden!

Da sind die Warnungen Freunds wohl angebracht, daß die Rechte der Inhaber von Auslandsanleihen bei dem gegenwärtigen Rechtszustande nur unzulänglich gesichert seien. Möchte sich endlich das Publikum im Erwerb und die Bankwelt in der Emission fremder Anleihen Zurückhaltung auferlegen! Das Buch Freunds enthält viele wertvolle Anregungen, die bei dem Bestreben, die Rechtsverhältnisse der öffentlichen Anleihen weiter auszubauen, zweifellos nicht unbeachtet bleiben werden.

Ein katholischer Reformer und ein protestantischer Weiterbildner der Religion. Dem damals Wiener, jetzt Straßburger Theologieprofessor Albert Ehrhard habe ich im 27. Heft des Jahrgangs 1902 der Grenzboten das Zeugnis ausgestellt, daß ihm in hohem Grade der historische Sinn eigen ist, der dem jesuitisch geschulten Teile des katholischen Klerus vollständig abgeht, und habe bemerkt, aus diesem Umstande und daraus, daß mir trotz allem das Verständnis für den positiven Gehalt des Katholizismus nicht abhanden gekommen sei, erkläre es sich, daß unsre beiderseitigen Anschauungen vielfach übereinstimmen. Eine neue Schrift Ehrhards bestätigt dieses Urteil: Katholisches Christentum und moderne Kultur. Zweite Auflage. (6. Bändchen der bei Kirchheim in Mainz und München erscheinenden Sammlung: Kultur und Katholizismus.) Er erkennt mit richtigem Blick die Regierung des Papstes Bonifaz des Achten als den Wendepunkt, von dem an sich die Kulturentwicklung von der Kirche losgelöst habe und in Gegensatz zu ihr getreten sei. Aber es sei eine Übertreibung, deren sich sowohl die kirchenfeindlichen Vertreter der modernen Kultur wie die Zeloten unter den Katholiken schuldig machten, wenn der Gegensatz zum unversöhnlichen Widerspruch gesteigert werde. Er zeigt in einer vortrefflichen Analyse der modernen Kultur, einmal, daß sie ein ungemein kompliziertes Gebilde ist, von dessen Bestandteilen sich die meisten ganz vortrefflich mit dem christlichen Glauben und Leben vertragen, sodann, daß sie nichts fertiges, daß sie erst ein Anfang ist, sodaß sich über sie noch gar kein abschließendes Urteil fällen läßt. Von den Gedanken, die ich selbst oft ausgesprochen habe, und die ich bei Ehrhard wiederfinde, will ich nur den einen (S. 43) anführen, daß das Ideal hienieden niemals verwirklicht sein darf, weil mit der Verwirklichung die Lebensaufgabe des Menschen erfüllt und ihm der Lebensinhalt, der eben in der Arbeit an der Ver-

wirklichung besteht, geraubt wäre, und daß dieses auch für das Kirchliche gilt. Doch stützt auch diese Schrift meine Überzeugung, daß sich Männer wie Ehrhard selbst täuschen, wenn sie an der Verwirklichung ihres Kirchenideals innerhalb der heutigen, ultramontan gewordnen Kirche arbeiten zu können glauben. Er bezeichnet als ein Vorurteil die Ansicht, die Kirche sei innerlich und wesentlich an das Mittelalter gebunden, katholisch denken heiße mittelalterlich denken. Aber gerade die Identifikation von katholisch und mittelalterlich ist das Charakteristische der jesuitischen Richtung, die seit Pius dem Neunten in der römischen Kirche herrscht, und wenn die Sätze, mit denen er die Harmonie zwischen Katholizismus und Kultur begründet, der Zensurierung durch die Indexkongregation entgehn, so hat er das nur einem von zwei Umständen zu verdanken: entweder wird dieser Behörde zufälligerweise seine Schrift nicht denunziert, oder die Kurie ist so klug, ihren orthodoxen Eifer zu zügeln und auf weitere Maßregelungen zu verzichten, nachdem ihre letzten Torheiten schon so viel böses Blut gemacht haben. Besonders folgenden Satz wird man in Rom entschieden mißbilligen: „Die Zeiten, in denen Zwangsbekehrungen infolge des spezifisch mittelalterlichen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat geschahen, sind unwiderruflich vorbei. Der katholischen Kirche fehlt es heute nicht bloß an der Macht dazu, es fehlt ihr auch der Wille; denn Zwangsbekehrungen widersprechen ihren eignen Grundsätzen über die Freiheit des Glaubens und des religiösen Lebens.“ Wenn die katholische Kirche aus lauter Ehrhards bestünde, wäre das richtig, aber vorläufig herrscht Rom in dieser Kirche, und wo dieses irgendeinmal den Grundsatz der Glaubensfreiheit ausgesprochen hätte, würde Ehrhard, wenn er um Auskunft gebeten würde, kaum anzugeben vermögen. Die Bestrebungen von Männern wie Ehrhard sind preiswürdig, aber durchschlagenden Erfolg können sie nicht haben, solange nicht mit der Orthodoxie gebrochen wird, wobei dann freilich außer dem Dogma vom unfehlbaren Papste noch manches andre fällt. — Um wieder einmal daran zu erinnern, verbinde ich mit der Anzeige der soeben charakterisierten Schrift die der letzten Veröffentlichung von Friedrich Delitzsch, die auf den ersten Blick mit dem angeschnittnen Thema nichts zu tun zu haben scheint. (Mehr Licht. Die bedeutendsten Ergebnisse der babylonisch-assyrischen Grabungen für Geschichte, Kultur und Religion. Ein Vortrag. Mit 50 Abbildungen. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1907.) Die Grenzboten haben sich in dem Babel-Bibelstreit gegen die Tendenz gewandt, die biblische Schöpfungsgeschichte und die mosaische Gesetzgebung auf oder sogar unter das Niveau der babylonischen Schöpfungssage und der Gesetze Hammurabis hinabzudrücken, und sie haben Urteile von Fachmännern angeführt, nach denen manche von Delitzschs Deutungen der assyrisch-babylonischen Schriftdenkmäler anfechtbar sind. Gegen seine vorliegende Schrift haben wir nichts einzuwenden. Es ist unbestreitbar, daß die Ausgrabungen von ungeheurer Wichtigkeit für die Wissenschaft sind, und daß nach ihren Belundungen unsre Kultur der babylonisch-assyrischen noch weit mehr verdankt, als vordem schon bekannt war. Längst wußte man, daß die Babylonier die Begründer der Astronomie und die Schöpfer des zwölfteiligen Maß- und Gewichtssystems gewesen sind. Als dann die ersten Bildwerke der alten Kulturstaaten am Euphrat ans Licht kamen, ersah man aus ihnen, welchen hohen Grad ihre künstlerische und kunstgewerbliche Technik lange vor den ersten Anfängen der griechischen erreicht hatte, sodaß also die Griechen als ihre Schüler zu denken sind, und die Entzifferung der Schriftwerke endlich zeigt uns die Volkswirtschaft, das Verkehrswesen und die Rechtsordnung eines Staates von hoher Kultur. Und schließlich bekommen wir eine urkundliche Geschichte des dritten und vierten vorchristlichen Jahrtausends. Während das Alte Testament „von David ab als Geschichtsquelle für die ferner gelegnen Länder fast vollständig versiegt“, und über

Abraham hinaus die alttestamentliche Geschichte in Sage übergeht, wie die Zahlenangaben für die Lebenszeit seiner Vorfahren beweisen, besitzen wir jetzt Urkunden, die Aufschluß geben über die Regierung der vorabrahamischen Herrscher jener Reiche; deren Lebensdauer überschreitet nach diesen Angaben nicht die für den Menschen normale, und diese neu aufgedeckte Geschichte führt nicht bloß über die biblische Jahreszahl für die Sintflut sondern auch über die für die Weltschöpfung (3760) hinauf. Doch auch ein recht schlimmes Erbe hat die europäische Menschheit von jenen alten Kulturvölkern übernommen: den Hexenaberglauben und die verhängnisvolle Ansicht, daß nur das Feuer die unheilvollen Wirkungen des bösen Zaubers aufheben könne. Während sich aber die babylonischen Götzendiener meist damit begnügten, die Hexe in effigie zu verbrennen, haben die „Christen" des fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts Hunderttausende von Frauen, Jungfrauen und — Kindern auf Grund der blödsinnigsten aller Beschuldigungen leibhaftig und lebendig verbrannt. Delitzsch verweilt bei diesem Gegenstande aus demselben Grunde, der mich bestimmt, von Zeit zu Zeit an ihn zu erinnern: da alle Kirchen samt ihren höchsten Autoritäten zeitweise in den dümmsten und verderblichsten Aberglauben versunken sind, so ist es die lächerlichste aller Anmaßungen, wenn eine von ihnen den Anspruch erhebt, unfehlbare Lehrerin der Wahrheit zu sein, woraus folgt, daß ohne entschiednen Bruch mit der Orthodoxie von einer wirklichen Kirchenreform keine Rede sein kann. Delitzsch schließt seine Betrachtungen über den Gegenstand, in denen er auch der Einschleppung des persischen Dämonenglaubens in die christliche Religion gedenkt, mit den Worten: „Mögen wir gleich durch die Wissenschaft genötigt werden, viel menschliches Beiwerk aus dem Alten wie Neuen Testament mit pietätvoller Hand auszuscheiden, um den Kern ewiger Wahrheiten desto rückhaltloser und freudiger festzuhalten, so wollen wir doch die uns beschiednen neuen Erkenntnisse offen und dankbar hinnehmen, ja als Boten eines neuen Tages das Licht aus dem Osten freudig begrüßen." C. J.

Eine Geographie des Mittelmeergebiets. Es ist ein unbestreitbares Verdienst des leider zu früh dahingegangnen Friedrich Ratzel, eines der eifrigsten Mitarbeiter der Grenzboten, daß er das Interesse für die geographische Wissenschaft in die weitesten Kreise zu tragen wußte und dadurch unter den Gebildeten aller Berufsarten unzählige Freunde und Anhänger dieses Faches geschaffen hat. Seine geographischen Vorlesungen an der Leipziger Universität wurden von Studierenden aller Fakultäten besucht, und seine geistvollen volkstümlich gehaltnen Abhandlungen und Essays können nach jetzt auf einen großen Leserkreis rechnen. Wir werden lebhaft an manche Vorzüge unsers verstorbnen Freundes erinnert, wenn wir das Buch von Alfred Philippson lesen: Das Mittelmeergebiet. Seine geographische und kulturelle Eigenart. (Zweite Auflage. Mit 9 Figuren im Text, 13 Ansichten und 10 Karten auf 15 Tafeln. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. 1907. Preis 7 Mark.) Es ist dreißig Jahre her, daß Theobald Fischer seine grundlegenden Beiträge zur physischen Geographie der Mittelmeerländer schrieb; seitdem hat nicht nur dieser Forscher immer wieder die Probleme jenes interessanten Gebiets behandelt, sondern auch die Engländer und die Franzosen haben diesem Forschungsgebiet ihr besondres Interesse zugewandt und eine Reihe wertvoller Ergebnisse zutage gefördert. Philippsons Werk beruht hauptsächlich auf den Arbeiten Theobald Fischers. Der Verfasser beabsichtigt nicht, neue Forschungsergebnisse oder eine spezielle Länderkunde der Mittelmeerländer darzubieten, seine Aufgabe soll nur sein, eine zusammenfassende Übersicht über die verschiednen geographischen Erscheinungen zu geben, die im Mittelmeergebiet auftreten, aufeinander einwirken und so dieses

Gebiet als einen einheitlichen, wohl individualisierten Erdraum kennzeichnen, der von Natur zum Schauplatz einer unvergleichlichen Kultur und Geschichte geeignet war. Sein Ziel war, den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen, soweit sie geographisch bedingt sind, herauszuarbeiten. Deshalb hat er darauf verzichtet, eine Abhandlung über die Siedlungsformen des Mittelmeergebiets und eine Staatengeschichte zu geben, sondern sich darauf beschränkt, die geographisch, das heißt durch die Natur des Erdraums hervorgerufnen Züge in der Staatenbildung und in den Siedlungsformen aufzuzeigen. Und man muß gestehn, daß der Verfasser diese Aufgabe vortrefflich gelöst hat. Er vereinigt mit seinen fachmännischen Kenntnissen so viel schriftstellerische Vorzüge, Klarheit, Anschaulichkeit und Temperament, daß auch der Laie das Buch mit großem Genuß lesen wird. Als Beispiel diene folgende Stelle: „Wir haben hier ein Gebiet vor uns, wo die verschiednen geographischen Faktoren: Weltstellung, Oberflächengestalt, Klima, Lebewelt, Menschengeschichte in so klarer gegenseitiger Wechselwirkung stehn und einen Erdraum von so scharf geprägtem Charakter schaffen wie selten auf der Erde. Und dieses Gebiet war der Schauplatz, auf dem die abendländische Kultur entstand und sich entwickelte, sodaß man unsern ganzen Kulturkreis geradezu als den mediterranen bezeichnet; es war das Gebiet, wo diese Kultur ihren Schwerpunkt hatte durch das ganze Altertum hindurch, ja bis zur Zeit, als die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien ihre Wirkung zu tun und Westeuropa die Welt zu beherrschen begann. Wir können diese Kultur, namentlich die des Altertums, die dem Mittelmeergebiet entsprungen und angepaßt war, nicht verstehn, ohne die Natur dieses Gebiets gründlich zu kennen. Gibt es eine lohnendere Aufgabe geographischer Erkenntnis, als die Fasern zu verfolgen, welche in einem *solchen* Erdraum die menschliche Kulturentwicklung mit der Natur ihres Schauplatzes verbinden?“ In neun Kapiteln behandelt der Verfasser folgende Stoffgebiete: Weltlage, Bau und Entstehungsgeschichte in ihrem Einfluß auf die Oberflächengestalt, mit einer kurzen, aber vortrefflichen Darstellung der fortdauernden Bewegungen in der Erdkruste, der Strandverschiebungen, der Vulkane und des Erdbebens; ferner das westliche und das östliche Mittelmeergebiet, das Mittelmeer, die Küsten, das Klima, Gewässer, Pflanzenwelt, die Landtiere. Das letzte Kapitel, der Mensch, behandelt die Völker, Religionen und Staaten, geht auf soziale Erscheinungen ein und gibt wertvolle Bemerkungen zur Wirtschafts- und Siedlungsgeagraphie. Wir können das Buch nicht nur den Lehrern der Geographie, sondern allen Freunden dieser Wissenschaft als eine Fundgrube feiner Beabachtungen und anregender Ideen bestens empfehlen.

Adolf Harnack über den bürgerkundlichen Unterricht. Unter den Vorträgen, die auf der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 25. September 1907 zu Basel gehalten wurden, und die soeben im Druck erschienen sind (Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1907), ist von großem allgemeinem Interesse Harnacks Vortrag über Geschichte und Religion. Der Verfasser stellt eine Reihe von Vorschlägen auf, um den Geschichtsunterricht von Schule und Universität enger zu verknüpfen, spricht über die Aufgabe dieses Fachs für die Bildung der Jugend und verlangt, daß schon auf der Schule der Weg und Übergang aus der politischen Geschichte und ihren spröden Tatsachen, das heißt aus der *Geschichte der Macht*, zur allgemeinen Geschichte, das heißt zur *Geschichte des Geistes* gezeigt werden müsse. Beachtenswert ist, was er über das Memorieren von Jahreszahlen, über die Behandlung des Altertums und der Neuzeit sagt. Zu der letzten Frage äußert er sich folgendermaßen: „Was mein Desideratum in bezug auf die Neuzeit anlangt, so ist es ein oft schon laut gewordnes, und ich kann mich daher

kurz fassen: es ist ein unerträglicher Übelstand, daß aus zahlreichen Gymnasien — soll ich sagen aus den meisten? — die Schüler nach langjährigem Geschichtsunterricht herauskommen und doch unser gegenwärtiges Verfassungsleben und unsre öffentlichen Rechtszustände auch nicht einmal in den Grundzügen kennen. Ich sage nicht zuviel, wenigstens nicht in bezug auf die deutschen Verhältnisse; denn ich habe mich immer wieder durch Nachforschen und Fragen von der bodenlosen Unwissenheit überzeugt. Und diese Unwissenheit gilt nicht einmal als Unbildung, und doch ist sie die folgenschwerste Unbildung; denn ohne Kenntnis der öffentlichen Rechtsverhältnisse fällt die Jugend sofort der Macht des politischen Schlagwortes anheim, wobei oft nur Zufall oder Familienprovenienz entscheiden, auf welche Seite sie gerät. In zweckmäßiger Weise kann m. E. hier nur Abhilfe geschafft werden, wenn auf den Universitäten für Zuhörer aller Fakultäten ein Kolleg über Bürgerkunde, das heißt über die Verfassung und die Grundzüge des öffentlichen Rechts, gelesen wird, und wenn gleichzeitig schon auf der Schule der Unterricht in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts diese Grundzüge zur Darstellung bringt und einprägt. Dem wahren Patriotismus wird dadurch mehr gedient werden als durch detaillierte Schilderung der Kriege und Schlachten, die erhebender wirken werden, wenn man sie der Privatlektüre überläßt." Nachdem auch der Regierungsrat Regenborn, von seinem Standpunkt als praktischer Verwaltungsmann, in den Grenzboten diese Forderung mit allem Nachdruck erhoben hat, werden die maßgebenden Kreise dieser wichtigen Frage des bürgerkundlichen Unterrichts nicht mehr interesselos aus dem Wege gehn dürfen.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 2 Ausgegeben am 9. Januar 1908

Inhalt

Der preußische Staat und die polnische Frage. Von W. von Massow 53
Amerikawanderungen eines Deutschen 64
Die Neuordnung der Beamtenbesoldungen — ein sozialpolitisches Problem. Von Theobald Vogt 75
Zum Andenken an Oswald Vierordt. Von Ad. Schmitthenner 82
Er und Sie. Von Rudolf Kleinpaul 85
Der Marquis von Caracas. Roman von Palle Rosenkrantz (Fortsetzung) 89
Maßgebliches und Unmaßgebliches 97
Reichsspiegel. Der Schluß des Moltke-Gardenprozesses. Pläne zur Reichskanzleiform. — Historisch-politisches ABC-Buch. — Modern-gestern Theologie. — Eine Krise des italienischen Theaters.

50 Pf. das Heft

6 Mark. das Vierteljahr

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig.

Digitized by Google

GERMANIA

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Sicherheitsfonds: 330 Millionen Mark

Leibrenten-Versicherung

zu den günstigsten Bedingungen bei der höchsten Sicherheit

Bisher ausgezahlte Renten: 34 Millionen Mark

R. WOLF

Magdeburg-Buckau

Berlin 1907 Grand Prix

Fahrbare und feststehende Sattdampf- und Patent-

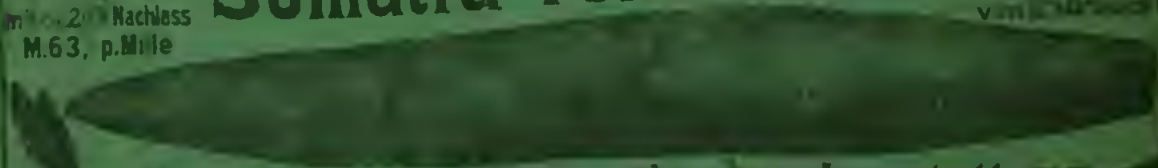
Heißdampf-Lokomobilen

bis zu 600 Pferdestärken

Wirtschaftlichste Betriebsmaschinen der Neuzeit

M.78,- p.Mille
mit 20% Nachlass
M.63, p.Mille

Sumatra-Fehlfarben



Hervorragende Qualitätsmarke ohne Ausstattung.

Allen Rauchern, welche nicht auf Farben u. andere Äußerlichkeiten, sondern auf W... sehen ... empfohlen, Preiskarten oder allerlei Cigarren-u. Rauchtabak Fabrikate ...

Ziel 2 Monat oder länger nach Vereinbarung

Klever & Werres, Holl. Cigarrenfabrik GELDERN

Wir liefern gegen **Monatsraten von 2 Mk.** ...

Photog. Apparate

Neueste Modelle aller modernen Typen, ... Utensilien ...

Zithern aller Arten

Saiten-Instrumente.

Violinen

Mandolinen ...

Musikwerke

... Drehinstrumente ... Automaten.

Grammophone

Goerz Trieder-Binocles, Operngläser, Feldstecher

Preisbuch No. Gr. mit vielen Abbildungen auf Verlangen gratis und frei. Postkarte genügt.

Bial & Freund in Bresl...

Der preußiſche Staat und die polniſche Frage

Von W. von Maſſow

Die Politik bedarf, wenn ſie nicht im Dunkeln tappen will, außer den beſondern Fähigkeiten, die dem praktiſchen Staatsmann eigen ſein müſſen, auch der Beihilfe verſchiedner Wiſſenſchaften, unter denen die Statiſtik und die Geſchichte obenan ſtehn. Ein kleines perſönliches Erlebnis darf ich vielleicht dabei erwähnen. Als ich vor einigen Jahren nach längerer Pauſe einmal wieder die Stadt Poſen beſuchte, wandte ſich mein Intereſſe auch gewiſſen Eindrücken aus dem Straßenleben und der äußern Erſcheinung der Stadt zu. Ich kam bei mir ſelbſt zu dem Ergebnis: „Gott ſei Dank! Man merkt jetzt, daß eine energiſchere Hand hier waltet als vor Jahren! Das Polentum macht ſich nicht mehr ſo breit wie damals!“ In demſelben Augenblick trat ein Bekannter zu mir, der ebenfalls Poſen nach einer Reihe von Jahren wiederſah, und meinte, es ſei doch eine wahre Schande, wie die Stadt zuſehends immer polniſcher werde.

Wer hatte Recht? Die Frage kann nur auf Grund ſtatiſtiſchen Materials beantwortet werden. Mit ſo widerſprechenden, unſichern Eindrücken hat der Politiker auf Schritt und Tritt zu tun, die Statiſtik aber lenkt ihn unerbittlich auf die wirklichen Tatſachen hin. Freilich iſt bei der Deutung ſolchen Materials Vorſicht und Verſtändnis nötig, und außerdem gibt es Fragen genug, die überhaupt nicht auf dem Wege ſtatiſtiſcher Unterſuchungen beantwortet werden können, weil ſie mit Kräften in Zuſammenhang ſtehn, die niemals in zahlenmäßig beſtimmbaren Werten zur Erſcheinung kommen. Das gilt namentlich von allen den Verhältniſſen, die nur aus ihrem Werden richtig zu begreifen ſind. Darum muß man zugleich die Geſchichte zu Rate ziehen, wenn man Art und Weſen politiſcher Fragen beſtimmen will.

In der Polenfrage entſtehn die meiſten Irrtümer dadurch, daß ſich Leute, die nur die „aktuelle“ Seite der Sache äußerlich zu erfaſſen imſtande ſind, berechtigt glauben, ein fertiges Urteil zu fällen, während ihnen der geſchichtliche Zuſammenhang, der das Werden aller dieſer Verhältniſſe regiert und die

auf ſeeliſchem Gebiet liegenden Beziehungen ſchafft, verſchloſſen bleibt. Darum kann man nicht oft genug auf den Gang der geſchichtlichen Entwicklung hinweiſen, durch die alle jetzt zwiſchen Deutſchen und Polen ſchwebenden Fragen erſt ihre Geſtalt gewonnen haben.

Wir brauchen dabei nicht auf die Beziehungen zurückzugehn, die vor der erſten Teilung Polens zwiſchen dem preußiſchen Staat und dem polniſchen Königreich beſtanden haben, obwohl es einen gewiſſen Reiz hätte, nachzuweiſen, daß es Könige von Polen geweſen ſind, die zuerſt bei ihren Nachbarn den Teilungsgedanken angeregt haben. Dieſe für die heutige Welt beinahe unverſtändliche Tatſache erklärt ſich aus dem Staatsbegriff des ſiebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts und dem damals anerkannten abſoluten Verfügungsrecht des Monarchen über das Staatsgebiet. In einer Zeit, wo beſtändig über Länder als Tauſchobjekte verfügt wurde, wo ein polniſcher Fürſt nach Lothringen, ein lothringiſcher nach Toskana wanderte, ohne daß von Beziehungen der Völker zu angeſtammten Dynaſtien die Rede war, darf es nicht wundernehmen, daß ein Wahlkönig, der ſich noch dazu durch eine ganz unſinnige Verfaſſung eingeengt fühlte, unbedenklich das Wohlwollen ſeiner Nachbarn durch Gebietsabtretungen zu erkaufen gedachte, um dafür in dem Kern ſeines Landes ebenſo unumſchränkter Herr kraft Erbrechts zu werden wie andre Könige ſeiner Zeit.

Eine praktiſch brauchbare Geſtalt haben dieſe Pläne vor der Zeit der Teilungen niemals gewonnen. Friedrich der Große hat ſich in der erſten Hälfte ſeiner Regierung ſchwerlich damit beſchäftigt. Erſt nach dem Siebenjährigen Kriege wurde ihm die polniſche Frage näher gerückt. Zwei Geſichtspunkte kamen für ihn dabei in Betracht. Er mußte erſtens, ſobald einmal der polniſche Beſitzſtand in Frage geſtellt wurde, nach dem Beſitz von Weſtpreußen trachten, und zweitens dienten ihm die polniſchen Angelegenheiten als ein Mittel, ſeine auswärtige Politik auf eine neue Grundlage zu ſtellen. Daß zwiſchen den kurbrandenburgiſchen und den preußiſchen Beſitzungen des Hauſes Hohenzollern ein fremdes Landgebiet lag, war ein ſchwerer Schaden für den Staat. Und dieſes Stück Polen hatte früher ebenfalls zu dem Ordenslande Preußen gehört, ein deutſches Koloniſationsgebiet, das Polen gewaltſam dem Deutſchen Orden entriſſen hatte, um ſich den Weg zur Oſtſee zu bahnen. Dieſes „Polniſch-Preußen“ wiederzugewinnen, mußte für den preußiſchen Staat in ſeiner neuen Großmachtſtellung eine Lebensfrage werden, beſonders wenn die Gefahr beſtand, daß es in ruſſiſche Hände fallen könne. Was aber den zweiten Punkt betrifft, der die Politik Friedrichs des Großen beſtimmte, ſo bedurfte er einer Handhabe, um gemeinſame politiſche Intereſſen mit Rußland zu pflegen. Die Verbindung mit Rußland war eine Notwendigkeit für ihn geworden, und das Mittel, ſie zu gewinnen und zu erhalten, war die Behandlung, die Preußen den polniſchen Angelegenheiten angedeihen ließ. Die Erhaltung dieſer Beziehungen zu Rußland ſtand übrigens für Friedrich den

Großen so sehr im Vordergrunde, daß er die Erwerbung von Westpreußen zeitweise ganz beiseite schob. Als sich die Lage so gestaltet hatte, daß sich Rußland genötigt sah, einer Entschädigung Preußens für die moralische und materielle Unterstützung Rußlands zuzustimmen, war der König zunächst darauf bedacht, Sicherheiten für deutsche Ansprüche seines Hauses — zum Beispiel die Erbfolge in Ansbach-Bayreuth — zu erlangen. Erst das Drängen seines Bruders, des Prinzen Heinrich, sich Westpreußen keinesfalls entgehn zu lassen, bestimmte ihn, auf diesen Gedanken zurückzukommen.

Ich erwähne das, nicht um die Geschichte der Teilungen Polens hier in ihren Einzelheiten zu verfolgen, sondern um daran zu erinnern, wie zweckbewußt, klar und scharf umgrenzt die Stellungnahme des großen Königs zur polnischen Frage war. Von der Politik seines Nachfolgers kann man das nicht ohne weiters behaupten. Die preußische Politik nach 1786 hatte Rußland gegenüber nicht mehr die frühere sichre Haltung. Dennoch war Preußen von vornherein keineswegs geneigt, die russische Politik der rücksichtslosen Gewalttätigkeit gegen Polen mitzumachen; es stand vielmehr den Versuchen der polnischen Patrioten, die Schäden der alten polnischen Verfassung zu bessern, sympathisch gegenüber. Durch die neue Verfassung vom 3. Mai 1791 machte das alte Polenreich den letzten Versuch, sich zu erneuern, und die Freunde dieser Reform suchten mit Erfolg Anlehnung an Preußen. Es ist bekannt, wie alsbald die russischen Intrigen gegen die polnische Verfassungsreform begannen, wie sich unter dem Einfluß dieser Intrigen der Landesverrat in Polen selbst öffentlich unter dem Namen der Konföderation von Targowitz organisierte, wie dann durch die Ereignisse in Frankreich das Interesse der preußischen Politik ganz von dem Osten abgelenkt wurde, und wie nun durch die eigne Jämmerlichkeit der polnischen Nation das offne, gewaltsame Eingreifen Rußlands im Jahre 1792 wiederum herbeigeführt wurde. Das Verhältnis Preußens und Rußlands bei dieser zweiten Teilung Polens war sehr eigentümlicher Natur. Die Kaiserin Katharina die Zweite hatte gehofft, selbständig gegen Polen vorgehn zu können, aber sie war um die Zeit, als die Frage zur Entscheidung reif wurde, in verschiedne diplomatische Schwierigkeiten verwickelt, mußte deshalb Preußen für sich gewinnen und fand die vorteilhafteste Lösung dieser Aufgabe darin, daß sie Preußen zum Mitschuldigen der russischen Gewaltpolitik machte. Für Friedrich Wilhelm den Zweiten und seine Ratgeber war es nach der unklaren und lässigen Wahrnehmung der preußischen Interessen in den Beziehungen zu den osteuropäischen Mächten nun viel zu spät, sich den Nachteilen dieser Lage zu entziehen, ohne sich ihre Vorteile entgehn zu lassen. Immerhin war das Ergebnis der zweiten Teilung für Preußen noch vorteilhaft. Denn man gewann dabei den westlichsten Teil von Großpolen, das sogenannte „Südpreußen", also einen Landesteil, der nicht nur schon stark mit deutscher Bevölkerung durchsetzt war, sondern auch der Ostgrenze des Staates eine vorteilhaftere Gestalt gab und eine wertvolle

Verbindung zwischen Schlesien und dem Nordosten der hohenzollernschen Erblande herstellte.

Aber die zweite Teilung Polens trug in der Form ihrer Abmachungen den Keim eines letzten verzweifelten Wiederherstellungsversuchs der alten polnischen Macht durch die auf das Äußerste getriebnen polnischen Patrioten in sich. Sie führte zum Kriege und zwang nun alle drei an der Zerstücklung Polens beteiligten Mächte, gemeinsam ganze Arbeit zu machen und den letzten Rest des Königreichs unter sich zu teilen. Für Preußen bedeutete das trotz des bedeutenden Landerwerbs eine entschiedne Schwächung seiner innern Kraft und seiner internationalen Stellung.

Das zeigte sich schon 1806 nach den ersten Niederlagen, die Preußen im Kampfe gegen Napoleon erlitten hatte. Die preußische Herrschaft in den 1793 und 1795 erworbnen polnischen Landesteilen brach zusammen. Nach dem Friedensschluß 1807 errichtete Napoleon das Herzogtum Warschau, um durch diesen Vasallenstaat die Hoffnungen der Polen auf die Wiederherstellung ihres Reiches gerade so weit anzuregen, wie es ihm für seine Zwecke nützlich schien. Noch ein andrer lernte in dieser Zeit die Ausnutzung der polnischen Frage zugunsten französischer Interessen; es war — Talleyrand. Im Wiener Kongreß wußte er von dieser Erfahrung Gebrauch zu machen.

Die preußischen Bevollmächtigten befanden sich auf dem Wiener Kongreß in einer schwierigen Lage. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg und sein nächster Adlatus, Wilhelm von Humboldt, ließen sich beide in der polnischen Frage zu einer falschen Stellungnahme verleiten. Die beiden genialen und staatsklugen Männer hielten es für ihre Pflicht, vor allem die deutsche Stellung Preußens zu wahren, mußten aber leider zu spät die Erfahrung machen, daß auf diesem Wege den vereinigten Künsten Metternichs und Talleyrands gegenüber nichts, höchstens das Gegenteil des Erstrebten zu erreichen war, und daß ein rücksichtslos nur auf den preußischen Staat bedachter Egoismus weiter geführt hätte. Dazu hätte eine klare Verständigung mit Rußland und eine rechtzeitige, freiwillige Beschränkung der dieser Verständigung im Wege stehenden Ziele gehört. Mit andern Worten, Preußen mußte den polnischen Plänen Alexanders des Ersten weit entgegenkommen und Rußland eine sichere Rückendeckung gewähren, sich also förmlich und deutlich von allen Ansprüchen auf Gebietsteile, die es in die polnische Frage verwickeln konnten, zurückziehen. Als Preis für dieses freiwillige Zugeständnis an Rußland und seine vollständige Loslösung von dem künftigen Schicksal des polnischen Volks konnte es außer der Ergänzung Westpreußens, dieses selbst von Napoleon nicht angefochtnen Besitzes, durch Danzig und Thorn auch den größern westlichen Teil des ehemaligen Südpreußens, also die heutige Provinz Posen fordern, nicht als Anteil am ehemaligen polnischen Reiche, sondern zur Sicherung seiner Ostgrenze und Abrundung seines Gebiets, also mit dem Grundgedanken der vollständigen Lösung dieses Gebiets von seiner polnischen Vergangenheit und des

bedingungslosen Übergangs in die preußische Interessensphäre. Geschah das, dann schied Preußen, obwohl es dasselbe Gebiet erhielt, das es heute von dem ehemaligen Königreich Polen besitzt, offiziell aus der Reihe der „Teilungsmächte" aus und hatte den Polen gegenüber völlig freie Hand.

Leider geschah in Wirklichkeit das Gegenteil. Die preußischen Bevollmächtigten, die sich von Österreich irreführen ließen und von dem stärksten Mißtrauen gegen Kaiser Alexander beseelt waren, hielten die polnischen Ansprüche bis aufs äußerste aufrecht, und erst im letzten Augenblick fanden sie so viel Anschluß an Rußland, daß sie wenigstens die Provinz Posen noch für Preußen retten konnten. So hatten sie in der polnischen Frage nur das Notwendigste durchgesetzt, mußten es aber dulden, daß Preußen in die Bestimmungen hineingezogen wurde, die in der polnischen Frage den Teilungsmächten auferlegt wurden. Diese Bestimmungen waren freilich so nichtssagend und nebelhaft, daß sie keinen der beteiligten Staaten in Wahrheit hinderten, mit den Polen zu machen, was er wollte. Aber trotz alledem war es für die Auffassung der staatsrechtlichen Grundlagen dieses Verhältnisses nicht gleichgiltig, wie die Schlußakte des Wiener Kongresses die Rechtslage formuliert hatte. Und da wurde es bedeutungsvoll, daß das polnische Volk, wenn auch seine politische Führung in die Hand von drei fremden Regierungen gelegt wurde, doch durch einen internationalen Rechtsakt als ein fortbestehendes Ganzes, als eine „politische Persönlichkeit" — wie man nach Analogie des Begriffs „juristische Persönlichkeit" sagen möchte — anerkannt wurde. Das war das Kuckucksei, das die Westmächte oder vielmehr Talleyrand als Inspirator der französischen Politik — Lord Castlereagh segelte in seinem Kielwasser — den Ostmächten in das Nest gelegt hatte.

Für die Polen wurden die „Wiener Verträge" von 1815 gewissermaßen die magna charta ihrer nationalen Bestrebungen. Sie haben keinen Augenblick das Prinzip verleugnet, daß ihnen durch diese Abmachungen die Fortführung ihrer nationalen Existenz gesichert sei. Danach haben sie ihr ganzes Handeln eingerichtet, sowohl in Österreich und Rußland wie auch in Preußen. Niemals ist es ihnen eingefallen, daß sie sich mit der Duldung ihrer Sprache und Sitte auf Grund der Rechte, die ihnen als preußische, russische oder österreichische Untertanen zustanden, begnügen können. Die Hauptsache war ihnen, daß das polnische Volk fortfuhr ein geschichtliches Ganzes zu bilden, das die Berechtigung dazu aus seiner nationalen Geschichte entnahm. Wenn noch immer von einigen leicht zu täuschenden oder schlecht orientierten Deutschen der Wahn aufrecht erhalten wird, diese Anschauung sei nur die einiger Hetzer oder Träumer unter den Polen, so kann das nicht entschieden genug zurückgewiesen werden. Daher einige Worte über Art und Umfang der sogenannten „Loyalität" der Polen.

Zur Zeit der alten polnischen Republik hat der herrschende Adel mit unbeschränkter Willkür dem völlig rechtlosen Volke gegenüber gestanden. Er war bestrebt, die Massen in Unwissenheit und Trägheit niederzuhalten und ihnen

als einzige Pflicht die des Gehorsams einzuschärfen. Unter solchen Umständen mußte nach dem Aufhören der politischen Selbständigkeit Polens die rechtlose polnische Volksmasse allen nationalen Empfindungen gegenüber völlig neutral erscheinen. Ihr Verhalten gestaltete sich verschieden, je nachdem die gewohnte Führung ihres nationalen Adels oder die fremde Staatsgewalt, der sie unterworfen war, ihr auf irgendeine Weise näher trat. Der Adel aber blieb zunächst in seinem Wesen derselbe, der er in den letzten Zeiten der Republik gewesen war, das heißt er teilte sich in einen leidenschaftlich empfindenden Teil, der durch die tiefe Schmach des Vaterlandes in seinem tiefsten Innern ergriffen und zur Einkehr und Umkehr getrieben wurde, und einen andern, der in hoffnungsloser Entsagung an der Wiedererstehung Polens verzweifelte und seinen Frieden mit den neuen Verhältnissen machte. Man könnte noch eine dritte Kategorie erwähnen, die sich aus denen zusammensetzte, die in dem alten nationalen Leichtsinn und der oberflächlichen Gedankenlosigkeit und Unzuverlässigkeit verharrten. Es waren Leute, die über die Sache nicht allzuviel nachdachten, sondern sich abwechselnd je nach den Umständen bald der ersten bald der zweiten Gruppe anschlossen. Für die tatsächliche Entwicklung des Polentums kommen also nur die ersten beiden Kategorien in Betracht. Aber die zweite mußte schon dadurch immer mehr zusammenschmelzen, daß im Laufe mehrerer Menschenalter von dem Polentum dieser Adlichen — der „ralliierten Polen", wie Bismarck sie nannte — nichts mehr übrig blieb als der Name. Die erste Gruppe, die wir soeben gekennzeichnet haben, mußte je länger je mehr allein das Feld behaupten, und sie konnte der Natur der Sache nach nicht loyal im strengen Sinne des Worts sein. Sie arbeitete zielbewußt an der Wiedergeburt ihres Volks, zuerst in gelegentlichem wildem und verzweifeltem Rütteln an den Ketten, dann in revolutionärem Intrigen- und Verschwörungsspiel, dann, allmählich besonnen gemacht durch schlimme Erfahrungen und erzogen und verinnerlicht durch eine aufstrebende Nationalliteratur und die fortschreitende nationale Sammlung, in der intensiven Pflege einer nationalen Organisation, die in harter Arbeit allmählich immer reichere und stärkere Mittel zu nationaler Erziehung, Sammlung und Ausbreitung gewinnt. Unter den preußischen Polen gelang es dem Adel, unterstützt durch den Gerechtigkeitssinn der preußischen Verwaltung und durch eine Gesetzgebung, die sie an allen Wohltaten einer tüchtigen, festgegründeten Staatsordnung unbeschränkt nach dem Grade ihrer eignen Tüchtigkeit teilnehmen ließ, immer weitere Kreise des polnischen Volks für sich und die nationalpolnische Idee zu gewinnen. Der Marcinkowskiverein half den polnischen Mittelstand schaffen und aus ihm ein gebildetes polnisches Großbürgertum. Neben den Adel und dieses führende Bürgertum trat die katholische Geistlichkeit, um zuerst den Bauernstand, später das Proletariat für die nationalen Ideen empfänglich zu machen. An Stelle des alten polnischen Adels, der einer gleichgiltigen Volksmasse gegenüberstand, haben wir seit langer Zeit eine führende, zielbewußte polnische „Intelligenz"

an der Spitze eines jetzt freiwillig folgenden, von tiefem Haß gegen das Deutschtum erfüllten polnischen Volks. Wenn man das geschichtliche Werden dieses Zustands verfolgt hat, ist es schlechterdings unverständlich, wie man daran glauben kann, es könne heute noch ein Pole, der sich zum Polentum wirklich bekennt, im wahren Sinne „loyal" sein.

Allerdings wird ja das Wort häufig in einem andern Sinne gebraucht. Sehr viele — es sind immer die Leute, die nur das Heute sehen und die Geschichte nicht kennen — werfen die Frage auf, ob denn die Polen wirklich einen „Aufstand" machen wollen, um sich von Preußen loszumachen. Davon haben sie nämlich dunkel etwas gehört, daß 1831, 1848 und 1863 so etwas vorgekommen ist. Natürlich weisen das die Polen weit von sich, also sind sie „loyal". Ja noch mehr! Sie wissen heute, gerade infolge des sichern und stetigen Fortschreitens ihrer nationalen Organisation, so genau, wie lange sie auf die Erfüllung ihrer letzten nationalen Wünsche selbst in dem für sie günstigsten Falle noch zu warten haben, daß die jetzige Generation auch gern bereit wäre, einem preußischen Könige, der sie in ihrer nationalen Arbeit nicht hinderte oder der sie gar förderte, persönlich jede Huldigung zu erweisen. Ich habe in der Provinz Posen die Zeit erlebt, als Fürst Bismarck entlassen wurde, als die Versöhnungspolitik einsetzte und die polnische „Hofpartei" in Blüte stand. Damals tauchten in polnischen Salons, in denen vorher wohl niemals das Bild eines Königs von Preußen zu finden gewesen war, die Bildnisse Kaiser Wilhelms des Zweiten auf. Das war in seiner Art ehrlich gemeint. Die Polen schätzten den Kaiser falsch ein, weil er sie von dem gefürchteten Bismarck befreit hatte; ich habe das damals im Gespräch mit Polen mehrfach feststellen können. Sie hofften, in völligem Mißverständnis der Geistesrichtung und Persönlichkeit des Kaisers, er würde, einem bei ihm fälschlich vorausgesetzten Bedürfnis folgend, die Traditionen und Lebensinteressen des preußischen Staats so weit umbiegen, daß daraus eine dauernde Förderung ihrer nationalpolnischen Organisation erwachsen könne. Darum riefen die Polen damals aus vollem Herzen: Niech żyje Cesarz niemiecki! Es lebe der Deutsche Kaiser! Natürlich mit der reservatio mentalis: Aber den preußischen Staat und vollends die vermaledeiten Deutschen soll der Teufel holen! Wer das Loyalität unsrer „polnischen Mitbürger" nennen will, mag es tun!

Auf die Geschichte der polnischen Organisation selbst soll hier nicht eingegangen werden. Bernhard hat das in seinem Buche „Das polnische Gemeinwesen im preußischen Staat" ausgezeichnet und anschaulich geschildert, und dieses Buch ist ja in den Grenzboten erst kürzlich von G. Cleinow eingehend gewürdigt worden. Bis 1831 lag der Schwerpunkt der polnischen Angelegenheiten und demgemäß auch die Hoffnung der Polen in Russisch-Polen, damals noch ein autonomer Verfassungsstaat mit selbständiger Verwaltung und sogar eigner Armee. Der unglückliche Ausgang des Aufstandes von 1830 vernichtete diese Hoffnung, und nun fiel der Leitung der polnischen Emigration in Paris

die Aufgabe zu, die Führung der nationalen Sache zu übernehmen. Seit aber Preußen ein Verfassungsstaat geworden war, hielt man diese offne Leitung der polnischen Sache vom Auslande her nicht mehr für praktisch. Die polnische Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses rückte für die preußischen Polen in den Vordergrund und wurde nach dem Scheitern des Aufstandes von 1863 der Mittelpunkt der nationalen Organisation, bis das Einlenken der Politik Bismarcks in entschiedne Gegenmaßregeln gegen diese mit den Interessen des preußischen Staats nicht verträglichen Bestrebungen die preußischen Polen veranlaßte, ihre Organisation wirtschaftlich neu zu fundieren. Die Aufmerksamkeit unsrer deutschen Landsleute kann nicht oft genug darauf gelenkt werden, daß die Polen mit bewunderungswerter Sicherheit und Stetigkeit, immer an der grundlegenden Idee festhaltend, im einzelnen aber stets an die jeweiligen Umstände angepaßt, daran gearbeitet haben, einen Staat im Staate zu organisieren, um später einmal, wenn es die Lage der europäischen Politik gestattet, den geeigneten Augenblick zum Wiederaufbau des polnischen Gesamtstaats benutzen zu können.

Wie hat sich nun der preußische Staat zu dieser Tatsache gestellt? Hat er etwas getan, diese Entwicklung zu hindern, oder hat er sie gehen lassen, oder hat er vielleicht zwar den Versuch gemacht, sie zu hindern, aber dabei zu falschen Mitteln gegriffen?

Die richtige Antwort ist, daß der preußische Staat bis zum Jahre 1886 überhaupt nichts getan hat, was auf eine klare Erkenntnis der Lage hindeutete. Die Abmachungen von 1815 gaben trotz der Anerkennung der polnischen Nation als einer Gesamtheit mit politischen Rechten dem Staate völlig freie Hand für seine Regierungsmaßnahmen. Damals hätte man, ohne in die Rechte und Interessen der polnischen Grundbesitzer einzugreifen, mit Leichtigkeit eine ebenso energische deutsche Kolonisation der Provinz Posen vornehmen können, wie sie Friedrich der Große nach der ersten Teilung Polens in Westpreußen und im Netzedistrikt vornahm. Aber von solchen Ideen war man damals weit entfernt. Man glaubte richtig zu handeln, wenn im Sinne gewissenhafter Gerechtigkeit das Vorhandensein besondrer Wünsche und Zukunftsträume der Polen einfach ignoriert, den Wiener Verträgen aber doch darin Rechnung getragen wurde, daß man für den wiedergewonnenen Teil des ehemaligen „Südpreußens“ den ganz unhistorischen Begriff eines „Großherzogtums Posen“ mit einem eignen Statthalter schuf. Preußen nahm also, sehr zu seinem Nachteil, die ihm unberechtigterweise aufgedrängte Rolle einer „Teilungsmacht“ mit einer Gewissenhaftigkeit, die dem Privatmann zur Ehre gereicht, in der Politik aber unter solchen Umständen zum Verbrechen wurde, willig auf sich.

Im Jahre 1831 erkannte man sechzehn Jahre zu spät, daß ein ungeheurer Fehler gemacht worden war. Der geniale Oberpräsident von Flottwell erkannte die Lage so weit, daß er eine großzügige deutsche Kolonisation der Provinz Posen für notwendig hielt und diese mit dankenswerter Energie und un-

gewöhnlichem Weitblick in Angriff nahm. Es war eine glückliche Idee, die dem Polentum große Bedrängnis schuf und zum erstenmale wirksam ihre Kreise störte, und so wird auch die Nachwelt diesem tapfern und verdienten Staatsmanne den wärmsten Dank schulden müssen. Aber es gibt eine Seite der Polenfrage, die auch Flottwell unterschätzt hat. Auch er sah die Hauptgefahr in dem wirtschaftlich verlotterten, unruhigen und ehrgeizigen Adel, den er im Interesse der Wohlfahrt der ihm anvertrauten Provinz auf gesetzlichem Wege möglichst beseitigen wollte. Das sich im stillen vorbereitende Erstarken der polnischen Nationalität, einer nationalen Gesamtheit, die trotz tiefem Fall noch nicht gestorben war und ebenso aus dem Gerechtigkeitssinne der preußischen Verwaltung wie aus ihrer eignen geschichtlichen Vergangenheit neue Kraft zog, sah auch Flottwell nicht, sonst hätte dieser bedeutende und weitschauende Vorkämpfer des Deutschtums niemals der Mitschöpfer und Protektor des Marcinkowskivereins werden können. Es ist also nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß der Kern der preußischen Polenfrage auch in dieser Zeit von der preußischen Staatsregierung nicht recht erfaßt worden ist.

Friedrich Wilhelm der Vierte hat dann bekanntlich schon in seinem ersten Regierungsjahr, den Einflüsterungen kurzsichtiger Politiker und offenbarer Polenfreunde folgend, Flottwell abberufen und jene unheilvolle Politik der Versöhnungsversuche, der Schwankungen und Fehlgriffe begonnen, die im Sturmjahre 1848 sogar zu Rebellion und Blutvergießen führte. Der königliche Romantiker hat auch später den bittern Ernst dieses nationalen Kampfes nie zu erkennen vermocht. Als Freund historischer Besonderheiten hatte er für diese heißblütigen, unruhigen Frondeurs im Grunde seines Herzens mancherlei übrig, da er das Volk für treu hielt und in seinem Selbstbewußtsein als Träger der preußischen Staatssouveränität mit ihnen leicht fertig zu werden glaubte.

Nach 1863, der Zeit des abermals mißglückten polnischen Aufstands, trat die polnische Frage wieder mehr in den Hintergrund. Die Polen bedurften nach dem Zusammenbrechen ihrer frühern Leitung neuer Vorbereitungen, und Preußen stand vor der Lösung der Frage der deutschen Einheit. Erst der Kulturkampf lenkte die Aufmerksamkeit Bismarcks wieder auf die polnische Frage. Die Frucht der Erfahrungen dieser Zeit ist das Ansiedlungsgesetz von 1886. Bismarck knüpfte unmittelbar an die Ideen Flottwells an. Es tut der Bewunderung des großen Staatsmanns keinen Eintrag, wenn wir heute erkennen müssen, daß er die Lage und die Kräfte des Polentums falsch eingeschätzt hat. In ihm lebte noch das Bild früherer Jahrzehnte: der leichtsinnige, verrottete polnische Szlachcic als einzig unruhiges Element über und neben einer treuen, dem preußischen Staate dankbaren und gehorsamen polnischen Volksmasse. Bezeichnender als dieser für Bismarck verzeihliche Irrtum ist die Tatsache, daß unter den hochgestellten, verantwortlichen preußischen Beamten niemand war, der ihn korrigieren konnte. Die ganze Frage war der preußischen Verwaltung ein böhmisches Dorf. Bismarck selbst aber kam trotz

ſeiner unrichtigen Information über die Einzelheiten der Lage in ſeiner Geſamtauffaſſung der Polenfrage der Wahrheit immer noch näher als alle andern; wieder bewährte ſich die Sicherheit ſeines ſtaatsmänniſchen Blicks für die großen hiſtoriſchen Zuſammenhänge.

Auch die Anſiedlungskommiſſion mußte alſo zuerſt taſtend ihren Weg ſuchen, da die ihr gegebnen Direktiven mit der Wirklichkeit nicht übereinſtimmten. Zugleich bereitete ſich eine neue Organiſation der Polen auf wirtſchaftlicher Grundlage vor. Einige Jahre ſpäter ſetzte die Capriviſche Verſöhnungspolitik ein und mit ihr zugleich eine wahrhaft fieberhafte Tätigkeit der Polen, um die Gunſt der Zeit auszunutzen. Man muß dieſe Periode in der Provinz Poſen erlebt haben — wie es mir zufällig vergönnt geweſen iſt —, um es für möglich zu halten, daß alle dieſe in ihrem Ziele gar nicht zu verkennenden Anſtrengungen der Polen für ihre Sache bei der Mehrheit der Deutſchen einer geradezu beiſpielloſen Indolenz und Ahnungsloſigkeit begegneten. Erſt 1894 wuchs mehr unter dem Eindruck allgemeinpolitiſcher Verhältniſſe als aus der Einſicht in die Natur der polniſchen Beſtrebungen eine ſtärkere Unzufriedenheit und Sorge empor, und jetzt war es der von Bismarck ausgehende Impuls, der bei der Huldigungsfahrt der Poſener nach Varzin die Anregung zur Gründung des Oſtmarkenvereins gab. Aber die Anfänge dieſer Vereinstätigkeit, die die Deutſchen in den Oſtmarken endlich zum Verſtändnis ihrer Lage brachte, ſtießen in den erſten Jahren bei den Behörden auf das ſtärkſte Mißvergnügen. Der Oberpräſident von Poſen führte einen ſtillen Krieg gegen den Verein, der den alten heilloſen Schlendrian des ruhigen Stillhaltens der Deutſchen bei allen Bemühungen der Polen, ſich auf ihre und des Staats Koſten auszubreiten, ſo unbequem ſtörte. Aber zwei preußiſche Staatsmänner an bedeutſamen, verantwortlichen Stellen halfen verſtändnisvoll dem jungen Verein über die Klippen hinweg. Das waren Staatsminiſter von Goßler, der Oberpräſident von Weſtpreußen, und Johannes von Miquel. Es wird zu den dauernden Ruhmestiteln dieſer Männer gehören, daß ſie in der preußiſchen Staatsregierung den erſten feſten Grund zu einem vollen Verſtändnis der polniſchen Frage gelegt haben.

Der Rücktritt Miquels und die zunehmende Kränklichkeit Goßlers, der im September 1902 ſtarb, brachten noch einmal eine kleine Schwankung, inzwiſchen aber hatte auch der neue Reichskanzler von Bülow eine feſte Stellung zu der Frage gewonnen. Schon im Januar 1902 hatte er vor dem Abgeordnetenhauſe ſein Programm entwickelt; es war das erſtemal, daß ein leitender Staatsmann Preußens die geſamte Aufgabe des Staats gegenüber dem Polentum mit vollem Verſtändnis der wahren Natur der Frage darlegte.

Man kann ſich dieſe Sachlage nicht ſcharf und deutlich genug klar machen. Seit dem Jahre 1815, das heißt faſt bald dreiundneunzig Jahren, haben die Polen an nichts andres gedacht und für nichts andres gearbeitet als für die Bewahrung ihres Volkstums im Sinne ihrer nationalen Geſchichte

und für die künftige Wiedererstehung ihres Nationalstaats; sie sind stetig ihren Weg gegangen, ohne auch nur die geringste innere Verpflichtung für das staatliche Gemeinwesen zu empfinden, dem sie äußerlich angehören; sie haben sich durch nichts beirren lassen. Im Jahre 1902, das heißt vor fünf Jahren, hat die preußische Staatsregierung das erste wirklich umfassende und auf voller Kenntnis der Lage beruhende Programm aufgestellt, das eine dauernde Tätigkeit zur Lösung des schwierigen Problems verspricht. Gemildert wird dieses schroffe Mißverhältnis nur durch die Tätigkeit der Ansiedlungskommission, die dem Namen nach seit zwanzig Jahren arbeitet. Aber auch hier müssen die Lehrjahre, das heißt mindestens zehn Jahre, in Abzug gebracht werden.

Man vergegenwärtige sich das alles ganz genau und überlege sich, was es heißt, daß der preußische Staat achtzig und mehr Jahre vergeudet hat, während die Polen diese Zeit ausnutzten, einen Staat im Staate mit allen Mitteln, über die ein 17 Millionen zählendes, selbstbewußtes Volk mit neunhundertjähriger Geschichte verfügt, zu gründen. Und dann frage man sich ehrlich, was unter solchen Umständen die Urteile wert sind, die schon jetzt aus den kleinen Mißerfolgen und Schwierigkeiten, die natürlich unvermeidlich sind, die Berechtigung entnehmen, dem preußischen Staat zur Umkehr in seiner Ostmarkenpolitik zu raten.

Ich habe bereits zum Ausdruck gebracht, wie hoch ich die Arbeit von Professor Bernhard einschätze, aber ich kann mir auch den Hinweis nicht versagen, daß die Vertiefung in die sichere, zielbewußte Arbeit der Polen ihn einseitig gemacht und zu einem Pessimismus geführt hat, der eben jetzt unheilvoll wirken muß. Auch mein verehrter Freund Cleinow, dessen Urteil mir in allen diesen Fragen sehr wertvoll ist, hat sich auf seinem ausländischen Beobachtungsposten durch die Vorzüge des Bernhardschen Werks einigermaßen blenden lassen. Er übersieht, daß so viel Neues, wie er annimmt, dieses Werk den Eingeweihten denn doch nicht gebracht hat, und daß Bernhard sein Material zum Teil auch von der Regierung selbst erhalten hat. Wir brauchen also nicht zu warten, bis wir die Polenfrage noch gründlicher kennen. Ein Feldherr kann mit seinen Operationen nicht warten, bis er beim Feinde die Aufstellung jedes Mannes und jedes Geschützes kennt. Deshalb möchte ich auf die Gefahr aufmerksam machen, die daraus entsteht, daß über einzelnen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten, die, aus der Ferne gesehen, in ihren Dimensionen überschätzt werden, die historische Entwicklung und die dadurch gegebne Lage in ihrer Gesamtheit verkannt wird.

Nun bleibt freilich eine schwerwiegende Frage: Zu welchem Ende soll das führen? Man muß doch in jedem Kampf eine Vorstellung haben, wie einmal der Friede geschlossen werden kann. Darüber zum Schluß noch einige Worte. Der Friede ist für uns nur möglich auf der Grundlage, daß das gegenwärtige Gebiet des preußischen Staats völlig außerhalb aller Bestrebungen bleibt, die

auf eine Wiederherstellung Polens zielen. Diese Sicherheit haben wir nur, wenn die deutsche Bevölkerung in diesen Gebieten eine sichre Mehrheit bildet und die Bestrebungen der Polen, sich gesellschaftlich und wirtschaftlich abzusondern und das Verhältnis der Nationalitäten in der Bevölkerung zu verschieben, von ihnen — weil überall durch geeignete Maßregeln unterbunden — als nutzlos und auf die Dauer zwecklos empfunden werden. Mit einer solchen polnischen Minderheit wird man in Frieden und Freundschaft leben können, und sie wird weder in ihrer Sitte und Sprache noch in ihrem Besitz gefährdet sein. Aber es ist leider noch ein weiter Weg, bis die Polen wirklich das unschädliche, fremdsprachige Element unsrer preußischen Bevölkerung geworden sein werden, für das sie von Unkundigen schon jetzt gehalten werden.

Amerikawanderungen eines Deutschen

Johannes Wilda hat soeben den Schlußband seines Reisewerkes*) über den amerikanischen Kontinent veröffentlicht und damit dem deutschen Volke, das in auswärtigen Fragen noch immer viel zu wenig geschult ist und sich nicht daran gewöhnen kann, daß die Diplomatie aus einer mystischen Geheimkunst ein Feld der Betätigung für die ganze Nation geworden ist, die Möglichkeit gegeben, sich über einen der wichtigsten Staatenkomplexe zu informieren. Es ist die Pflicht eines jeden Deutschen, es seinen britischen Vettern gleichzumachen und die auswärtige Politik seines Vaterlandes mit demselben Interesse wie die innere zu verfolgen, denn in kritischen Zeiten würde schwerlich das richtige Nationalgefühl und die für große Entscheidungen notwendige Begeisterung vorhanden sein, wenn nicht das ganze Volk mit vollem Verständnis hinter der Politik der Regierung stünde. Jedes Werk, das dazu beiträgt, die Kenntnis über auswärtige Politik zu verbreiten, ist deshalb ein Stein zum Fundament unsers berechtigten Imperialismus. Wilda ist dieser Aufgabe in jeder Weise gerecht geworden und hat seine Schilderungen der verschiednen amerikanischen Republiken mit so strenger Wahrheitsliebe durchgeführt und mit so interessanten Streiflichtern auf die gegenwärtige Weltlage durchsetzt, daß jeder Kenner der dortigen Verhältnisse ihm beipflichten, jeder Leser aber, dem Amerika bisher so gut wie unbekannt war — denn wer bekümmerte sich bisher um alle diese interessanten, scheinbar halbwilden Länder? —, einen richtigen Begriff von ihnen bekommen wird.

*) Amerikawanderungen eines Deutschen von Johannes Wilda. Drei Bände. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur, 1906 und 1907.

Mit feinem Verständnis hat Wilda erkannt, daß neben der Union nur Mexiko, Chile, Brasilien und Argentinien nach menschlicher Berechnung eine Rolle in der Weltgeschichte spielen werden, während die andern latino-amerikanischen Republiken infolge ihrer innern Verhältnisse in immer größere Abhängigkeit von ihren großen Nachbarn geraten dürften. Mit Recht hält er aber Mexiko allein für zu schwach, trotz seinem genialen Präsidenten Porfirio Diaz und seinen vorzüglichen Soldaten, als daß es einen Krieg mit den Vereinigten Staaten wagen könnte, und in Südamerika eine Allianz zwischen Brasilien, Chile und Argentinien, obgleich sie ein Gebot der Selbsterhaltung gegenüber den Bestrebungen der Union ist, für ausgeschlossen. Er zieht daraus die Folgerung, daß sich die Vereinigten Staaten langsam, aber sicher den gesamten Kontinent dienstbar machen würden, wenn Japan oder Europa nicht eingreifen.

Amerika sei der Kontinent, der unabhängig vom Menschenwitz den Pol des ozeanischen Welthandels umschließe, und seiner Südhälfte würden die gewaltigen Hilfsmittel ebenso einmal zu Gebote stehn wie der Nordhälfte. Zu einem politisch-wirtschaftlichen Ganzen vereinigt, würden sie die übrige Welt zum Besten der Nordhälfte auf die Knie zwingen. Dies nicht zuzulassen, sei für Europa das Gebot einfacher Selbsterhaltung. Wir müßten also einen Gegenpol schaffen, dessen Anziehungskraft gleich stark sei. Nordamerika stehe Südamerika nicht minder als fremde Individualität gegenüber wie Europa. Es laufe eben alles nur auf die Machtfrage hinaus, und dies sei gegen die nordamerikanischen Verschleierungen, die unter der Firma „Amerika für die Amerikaner“ die Welt blufften, nackt und klar festzustellen.

Großbritannien müsse, wenn es sich nicht mit Deutschland verständigen wolle, alle andern Nationen je nachdem gewinnen oder unter sich verhetzen, um bestehen zu können. Europa begreife kaum, daß Großbritannien eine anti-europäische Politik verfolgte, indem es Japan zur ostasiatischen Vorherrschaft verhalf; es begreife erst recht nicht, daß nicht Großbritannien Europas Interessen verfechte, sondern Deutschland. Für uns sei es gänzlich zwecklos, irgendeiner Macht nachzulaufen. Auch ein einseitiges Bündnis mit den Vereinigten Staaten würde sich an uns rächen, weil wir nicht aus unsrer Interessengruppe heraus könnten. Eine ehrliche Freundschaft dagegen müßte schon der gesunde Menschenverstand der Union so gut wie uns gebieten.

Diese Ansichten Wildas entsprechen im allgemeinen den Grundsätzen, die auch die Grenzboten seit Jahren vertreten haben. Wenn er aber seine wirtschaftlichen Beobachtungen in den latino-amerikanischen Republiken in die Worte zusammenfaßt: „Überall herrscht kecke nordamerikanische Initiative und deutsches überbedenkliches Zurückweichen“, so muß gegen eine solche Behauptung energisch protestiert werden. Die Kapitalinteressen Deutschlands in Amerika sind gerade in den letzten Jahren um Hunderte von Millionen gestiegen, haben sogar in Ländern bedeutend zugenommen, die, wie Mexiko, unmittelbar dem nord-

Digitized by Google

amerikanischen Einfluß ausgesetzt sind, und die deutsche Seeschiffahrt mit Nord-, Mittel- und Südamerika hat einen Aufschwung ohnegleichen genommen. Wilda ist auch nicht immer genau von den neueren Tatsachen unterrichtet. So findet er es zum Beispiel betrübend, daß die Filiale der Deutschen Überseeischen Bank in Mexiko im Verein mit nordamerikanischen und mexikanischen Firmen in eine mexikanische Aktienbank umgewandelt worden ist, erwähnt aber nicht, daß unmittelbar darauf von dem deutschen Bankier Hugo Scherer unter Mitwirkung der Dresdner Bankgruppe eine Filiale der Deutsch-Südamerikanischen Bank in Mexiko errichtet wurde, die ausschließlich deutsche Interessen vertritt, sodaß keinerlei Veränderungen in den Machtverhältnissen zwischen deutschem und nordamerikanischem Bankkapital in Mexiko eingetreten ist.

Außerdem muß streng unterschieden werden zwischen den Republiken, die schon jetzt oder nach Eröffnung des Panamakanals in den geographischen Rayon der Union fallen, und denen, die außerhalb dieses liegen. Gewiß werden sich die Vereinigten Staaten alle zentralamerikanischen Freistaaten in irgendeiner Form angliedern, sobald es ihnen beliebt, und sich Kolumbien, Ecuador und Peru botmäßig machen können, aber bei dem Fehlen eines Landheeres würde ein Krieg der Union mit dem benachbarten gutgerüsteten Mexiko, dem nach preußischem Muster militärisch gedrillten Chile oder auch mit Venezuela, Brasilien oder Argentinien für sie ein Wagnis bedeuten, dessen tatsächlicher Erfolg denn doch mehr als zweifelhaft wäre. Alle diese zuletzt genannten Länder gravitieren aber mehr zu Europa als zu der großen nordischen Schwesterrepublik und werden, wenn Europa aufpaßt und am Platze ist, aller Voraussicht nach so europafreundlich wie jetzt bleiben und deshalb wirtschaftlich kaum in nähere Beziehungen zu Nordamerika treten.

Unsre amtlichen Vertreter in Amerika haben mit wenigen Ausnahmen nicht den ungeteilten Beifall Wildas gefunden. Lobend spricht er eigentlich nur von den Diplomaten von Waldthausen in Buenos Aires, von Flöckher in Mexiko und von Reichenau in Chile, die er wegen ihrer guten Beziehungen zur Landesregierung und ihrer Kenntnis der Landessprache lobend erwähnt. Das fast überall noch herrschende System der deutschen Wahlkonsuln hat ihm gründlich mißfallen. Er verlangt dringend den Ersatz der ungenügenden Wahlkonsuln durch Berufskonsuln, die aber keine Bureaukraten sein dürften. Über unsre damalige Vertretung in Rio de Janeiro sagt er: „Nicht nur amtliche Tüchtigkeit, sondern auch die Eigenschaft menschlich einfacher Zugänglichkeit sollte bei Besetzung von Posten, die nationale Interessen im Auslande wahrzunehmen haben, recht hoch veranschlagt werden.“ Das spricht Bände, ist aber noch verhältnismäßig ein mildes Urteil, wenn man bedenkt, wie die vorzügliche Stellung, die Deutschland vor sieben Jahren noch in Brasilien einnahm, durch gewisse Ungeschicklichkeiten gerade in das Gegenteil verwandelt ist. So ist es gekommen, daß die Nordamerikaner, die zur Zeit der berüchtigten Wilmington-Expedition auf dem

Amazonas die beſtgehaßten Leute waren, jetzt die einzigen ſind, die eine Zollvergünſtigung von 20 Prozent auf wichtige eingeführte Waren gegenüber ihren Konkurrenten genießen.

Wilda irrt, wenn er ſchreibt: „Nordamerika erhebt einen Kaffeeimportzoll, England nicht. Trotzdem bewilligte Braſilien den Zollnachlaß von 20 Prozent auf eingeführte Waren, den England dafür genießt, auch Nordamerika.“ Nein, das Gegenteil iſt der Fall! In den Vereinigten Staaten iſt die Kaffeeeinfuhr zollfrei, während Großbritannien 28 Mark und Deutſchland 40 Mark pro 100 Kilogramm Kaffee Einfuhrzoll erheben. Den Zollnachlaß genießen vorläufig nur die Vereinigten Staaten.

Weshalb in aller Welt ſitzen wir aber ruhig da und verſuchen nicht, durch Entſendung geeigneter Unterhändler einen günſtigen Handelsvertrag zu erlangen? Sind wir etwa größer als die Union, die eine Handelskommiſſion nach der andern dorthin geſandt hat? Es iſt wirklich die allerhöchſte Zeit, daß wir das Verſäumte nachholen und die guten Chancen, die wir in Braſilien infolge des deutſchfreundlich geſinnten Miniſters des Auswärtigen Baron do Rio Branco und durch die vielen Landeseinwohner deutſcher Abſtammung haben, die von den Braſilianern als wichtige Kulturförderer anerkannt werden, endlich ausnutzen und eine reine Geſchäftspolitik treiben. Dasſelbe gilt natürlich auch von den andern Republiken, wenn wir nicht ganz ins Hintertreffen geraten wollen.

Welche ungeheuern Entwicklungsmöglichkeiten faſt für alle amerikaniſchen Republiken vorliegen, ergibt ſich ſchon daraus, daß bis jetzt eigentlich nur die Umrandung des ſüdlichen Teils des Kontinents ziviliſiert iſt. Wilda hat, wie er zugibt, auch nur dieſe Umrandung beſucht und nicht einmal die übliche Durchquerung von Chile nach Argentinien über die Kordilleren ausgeführt. In Petermanns Mitteilungen hat Profeſſor Sievers im Jahre 1900 einen hochintereſſanten Bericht über die geographiſche Erforſchung Südamerikas im neunzehnten Jahrhundert mit begleitenden Karten veröffentlicht. Er unterſcheidet dabei zwiſchen unbekannten, erkundeten, beſſer bekannten und zwiſchen ſolchen Gebieten, die einer Landesaufnahme unterworfen ſind. Das Zentrum Südamerikas iſt außerhalb der Flußwege noch ganz unbekannt, und ſelbſt die nordöſtlichen braſilianiſchen Staaten ſind kaum von einigen Reiſenden durchzogen worden. Guayana ſteht im Stadium der allererſten Anfänge; die weiten Wildniſſe zwiſchen den Zuflüſſen des Amazonas im ganzen Syſtem dieſes großen Stromes ſind noch völlige terra incognita. Andre Gegenden, wie das Quellgebiet des Tapajoz und das des Madre de Dios, ſowie das Innere des Chaco Boreal harren überhaupt noch der erſten Erforſchung, ſodaß es hier geradezu der Pioniertätigkeit bedarf, wie nur in wenigen Gegenden Afrikas. Sievers kommt daher zu dem Ergebnis, daß vielleicht das erſt jüngſt entdeckte Innere Afrikas früher wiſſenſchaftlich bekannt werden wird als der größte Teil Südamerikas.

Es ist eines der größten Verhängnisse der Weltgeschichte, daß die reichsten Länder Amerikas in die Hände der Spanier und der Portugiesen fielen, die ihre gänzliche Unfähigkeit zu kolonisieren damit vor aller Welt bekundet haben. Ebenso rasch wie jetzt die Erforschung und wirtschaftliche Entwicklung Afrikas auf die Besitzergreifung gefolgt sind, ebenso langsam und schleppend hat sich die Aufschließung Amerikas vollzogen. Die Spanier sowohl als die Portugiesen haben wie die Barbaren in Mexiko, Peru und Brasilien gehaust, die hochentwickelten Landeskulturen in Stücke geschlagen, Hunderttausende von Indianern ad majorem dei gloriam durch die Henkerknechte der Inquisition verbrennen lassen, alle edeln Metalle geraubt, die Bevölkerung überall zu Sklaven hinabgedrückt und durch die Verbote, irgend etwas zu produzieren, was in Spanien oder in Portugal produziert wurde, jede wirtschaftliche Entwicklung unmöglich gemacht. Als einst zur Feier des Namenstages des portugiesischen Königs Hekatomben von Indiern verbrannt wurden, schrieb der Statthalter: Wie glücklich sind doch diese Indier, denn sie wurden vom Erzbischof getauft, als sie bereits auf dem Scheiterhaufen standen, konnten also nicht mehr sündigen und sind nun sicher im Paradies. Und mit solchen Anschauungen sind dreihundert Jahre lang diese armen Länder verwaltet worden. Man muß in der Tat staunen, daß überhaupt noch ein Menschenmaterial übriggeblieben ist, das jetzt den Grundstock der neuen Nationen bildet. In einigen Staaten wie zum Beispiel in Brasilien ist in den bekannten Küstenstrichen allerdings kein Abkömmling von Ureinwohnern mehr vorhanden. Deshalb ist das Rassenproblem auch nirgends so akut wie in dem von freigelassenen Negern geradezu verseuchten Brasilien, dessen Zukunft jetzt ebenso wie die Argentiniens ganz von einer guten europäischen Einwanderung abhängen wird. Mexiko und Chile sind die einzigen Republiken, die eine zahlreiche indianische Urbevölkerung haben und frei von Negern sind. Auffallenderweise sind bis jetzt nur diese beiden Staaten imstande gewesen, ein stehendes Heer zu bilden, das einen europäischen Vergleich nicht zu scheuen braucht.

Das Einwanderungsproblem hat für alle latino-amerikanischen Republiken eine mehr oder minder große Bedeutung. Wilda wirft einmal die Frage auf, wie sich die Weltgeschichte wohl gestaltet haben würde, wenn die Millionen deutscher Auswandrer, die sich nach Nordamerika gewandt haben und dort völlig in der großen Nation aufgegangen sind, sich zum größern Teile nach Südbrasilien, Chile oder Argentinien gewandt hätten. Da sich die nach Südamerika ausgewanderten Deutschen jetzt zum Teil fünf Generationen hindurch ihre Sprache erhalten haben, ist anzunehmen, daß dann unsre Stellung in Südamerika eine wesentlich gefestigtere sein würde, als sie es jetzt leider ist. Trotzdem dürfen wir nie die Auswanderung begünstigen, sondern müssen uns immer darauf beschränken, den einmal vorhandnen Auswandrerstrom nach uns geeignet erscheinenden Ländern zu lenken, soweit er sich eben lenken läßt. Daß die Reichsregierung eine gute Auswanderungspolitik aber nur in Verbindung mit

einer richtigen Zoll- und Handelspolitik gegenüber Südamerika wird durchsetzen können, unterliegt für jeden, der diese Länder kennt, keinem Zweifel. Bis jetzt haben es nur die Nordamerikaner verstanden, eine erfolgreiche do ut des-Politik dort zu treiben.

Von den deutsch bevölkerten Gebieten Südamerikas hat Wilda nur Südchile, dagegen weder Südargentinien noch Südbrasilien besucht. Das letzte nicht gesehen zu haben, ist entschieden eine große Unterlassungssünde von ihm. Was er über die Deutschen in Chile sagt, ist im allgemeinen richtig. Er erwähnt die historische Reminiszenz, daß es ein Fugger war, dem Kaiser Karl der Fünfte im Jahre 1526 das Besitzrecht auf das erst vor kurzem entdeckte Chile verpfändet hatte, der aber nicht dazu kam, seine Gerechtsame auszunutzen. Mitte des vorigen Jahrhunderts begann dann die deutsche Einwanderung nach Chile. Wilda meint, daß, wenn sie stärker gewesen wäre, Chile heute vermutlich ein wirtschaftlich uns eng verbundner und politisch uns nahe stehender Überseefreund sein würde. Die Möglichkeit, ein deutsches Südwestamerika zu schaffen, sei auf immer entronnen, wenn wir mit Chile gut Freund bleiben wollten, das jetzt nur solche Einwandrer wünsche, die möglichst bald Chilenen würden. Wie Wilda trotzdem für eine deutsche Auswanderung nach Chile eintreten kann, ist nicht recht verständlich, zumal da er an einer andern Stelle seines Werkes erklärt, zunächst müsse jede Auswanderung in unsre eignen Kolonien geleitet werden, und nur in dem Falle, daß sich über dieses nächste Bedürfnis unsrer eignen Kolonien ein Überschuß an Auswanderungslustigen ergebe, könne von der Begünstigung andrer Kolonisationsgebiete die Rede sein. Nun ist aber für absehbare Zeit kein solcher Auswandererüberschuß vorhanden, und auch wenn er eintreten sollte, kommt doch zunächst Südbrasilien in Betracht, wo schon 400000 Deutsche in ziemlich geschlossenen Siedlungen wohnen, deren schon gewonnenen Einfluß auf die Entwicklung der Dinge in Südamerika zu stärken wahrlich des Schweißes der Edeln wert ist.

Brasilien ist eben nicht, wie Wilda behauptet, ein reines Tropenland, sondern liegt mit seinen Südstaaten im subtropischen Gebiet. Außerdem ist das Klima durch die Höhenlage dieses Gebiets im Jahresdurchschnitt wesentlich kühler als der größere Teil Argentiniens. Die von Deutschen besiedelten brasilianischen Staaten Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul geben den deutschen Einwanderern die Möglichkeit, fast ganz dieselben landwirtschaftlichen Produkte zu erzielen wie in der Heimat. Es ist also ohne weiteres klar, daß von Tropenklima dort keine Rede sein kann.

Argentinien wird überhaupt von Wilda auf Kosten der andern Republiken zu sehr herausgestrichen. Allerdings findet er, daß die Ladenstraßen von Buenos Aires einen weniger glänzenden Eindruck machen als die der Hauptstadt von Mexiko, aber er erklärt sie für die ersten von Südamerika, während jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß Rio de Janeiro zum Beispiel in Gold- und Juwelierläden mit London und Paris konkurrieren kann, und daß man in

Santiago de Chile viel leichter Herren- und Damenmodeartikel nach bestem europäischem Geschmack erhalten kann als in Buenos Aires, wo diese Waren nach dem theatralischen Geschmack der Landeseinwohner eingerichtet sind. In den Toiletten sollen die Damen von Buenos Aires die von Berlin nach Wildas Ansicht stark übertreffen. Hätte er irgendeine europäische Dame des dortigen diplomatischen Korps gefragt, so würde er gehört haben, daß sich dieses Übertreffen vielleicht auf die Kostbarkeit, nicht aber auf den Geschmack beziehen könne. Es ist eine bekannte Anekdote in Buenos Aires, daß der Präsident eine neu angekommne Gesandtenfrau gefragt hätte, wie ihr die Toiletten bei der täglichen Korsofahrt in Palermo (dem Bois de Boulogne von Buenos Aires) gefallen hätten, und daß diese ihm ruhig geantwortet hätte, daß die Farben alle so grell gewesen wären, wie man sie in Paris nur während des Karnevals trüge. Seitdem sollen die Farbentöne dort in der Tat etwas weniger lebhaft geworden sein.

Auch die Hafeneinrichtungen von Buenos Aires werden gelobt und zum Teil ganz modern genannt. Hernach schränkt Wilda dieses Lob etwas ein und meint, die argentinische Regierung scheine die Hafenausbauten doch zu langsam zu betreiben. In Wirklichkeit ist der Hafen von Buenos Aires für moderne Seedampfer ganz ungeeignet, da er viel zu geringe Tiefenverhältnisse aufweist und nicht einen einzigen der großen nach Newyork fahrenden Dampfer aufnehmen könnte, während Rio de Janeiro einen Hafen besitzt, der alle Seeschiffe der Welt zu derselben Zeit beherbergen könnte und auch für zukünftige noch bedeutend tiefer gehende Dampfer ausreichende Tiefenlinien hat. Brasilien ist außerdem an mineralischen Bodenschätzen so viel reicher und seiner Ausdehnung nach so viel größer als Argentinien, daß die zukünftige Führerrolle Brasiliens in Südamerika wohl kaum bezweifelt werden kann.

Im Seeschiffahrtsverkehr Amerikas herrscht, wie Wilda klar und richtig geschildert hat, bis jetzt überall die europäische Flagge, und zwar an erster Stelle die britische und an zweiter die deutsche vor. Präsident Roosevelt hat aber nach der berühmten Rundreise des Staatssekretärs Root, von dem Wilda meint, er habe seine Ansichten auf dem letzten panamerikanischen Kongreß (der übrigens in Rio de Janeiro und nicht, wie Wilda angibt, in Buenos Aires stattgefunden hat) sehr verschleiern müssen, in einer auch von Wilda erwähnten Botschaft an den Kongreß unverhohlen ausgesprochen, es entspreche nicht der Würde der Vereinigten Staaten, den südamerikanischen Großhandel ihren Handelskonkurrenten zu überlassen. Aus den Erfahrungen Roots ergebe sich, daß Südamerika, das eigentlich mit den Vereinigten Staaten in innigsten Handelsbeziehungen stehn müßte, kaum einen direkten Dampferverkehr mit den Vereinigten Staaten habe, und daß sich seine Handelsbeziehungen fast nur auf Europa beschränkten. Südamerika müsse dem Großhandel der Vereinigten Staaten gewonnen werden.

Vorläufig ist das von Roosevelt geplante Subventionsgesetz zur Schaffung amerikanischer Schiffsverbindungen zwischen der Union und Rio de Janeiro,

Buenos Aires, Peru, Chile an der ablehnenden Haltung des Senats geſcheitert. Daß ſich die Vereinigten Staaten aber in abſehbarer Zeit eine Achtung gebietende Handelsflotte ſchaffen werden, iſt wohl mit Sicherheit anzunehmen. Darauf deutet auch die von Wilda wiedergegebne Rede hin, die Schatzſekretär Shaw über einen Welthandelskrieg zu Harvardſtudenten hielt, und in der er ſagte: „Das jetzige Jahrhundert wird Zeuge ſein eines erbitterten und rieſenhaften internationalen Handelskrieges zwiſchen England, Frankreich, Deutſchland und den Vereinigten Staaten um die Märkte der Welt. Gebe Gott, daß der Krieg unblutig bleibe. Aber er wird genau ſo heftig und unerbittlich geführt werden wie nur irgendein Krieg in frühern Zeiten. Wir Amerikaner haben nur Märkte für fünf Prozent nötig. Es wird aber nicht lange dauern, und wir brauchen mehr Märkte. Wenn ihr glaubt, ihr würdet ſo alt werden wie ich, und unſer Überſchuß würde immer noch ſo gering ſein wie heute, ſo irrt ihr euch. Seht, wie verhältnismäßig gering unſer Anteil an den großen Märkten der Welt iſt. Wir müſſen dieſen internationalen Handel in unſre Hände bekommen. Selbſt in Südamerika hört man von der Union als Handelsſtaat kaum reden. Wir brauchen aber nicht nur für unſern Handel eine große Kauffahrteiflotte. Ohne eine ſolche, ohne Schiffe, die ſich als Transportdampfer und Kohlendampfer gebrauchen laſſen, würde unſre Flotte im Falle eines großen Krieges ernſtlich behindert ſein.“ Jedenfalls werden alſo die deutſchen Reeder aufpaſſen müſſen, damit die jetzt entſtehende amerikaniſche Kauffahrteiflotte ihnen nicht gefährlich wird.

Daran, daß einige ſüdamerikaniſche Republiken ſelbſt ſich an der internationalen Seeſchiffahrt in einer für Europa unerwünſchten Weiſe beteiligen könnten, iſt aber vorläufig nicht zu denken. Das beweiſt die traurige Geſchichte des braſilianiſchen Lloyds, der trotz dem Privileg der ausſchließlichen Küſtenſchiffahrt und trotz großen Subventionen ein kümmerliches Daſein friſtet. Wie ſich die in Buenos Aires gegründete argentiniſche transatlantiſche Dampferkompagnie entwickeln wird, bleibt abzuwarten.

Die Japaner dagegen nehmen einen immer reger werdenden und mit ihren Auswanderungsbeſtrebungen kombinierten Anteil an der Seeſchiffahrt mit Nord- und Südamerika. Solange ſie aber keine Schiffsverbindung zwiſchen Europa und Amerika herſtellen, iſt ihre Konkurrenz nicht allzu gefährlich. In der Zukunft werden ſie allerdings aller Vorausſicht nach einen bedeutenden Teil der internationalen Seeſchiffahrt beherrſchen, und das jetzt noch vorhandne europäiſche Monopol wird ſchwer darunter leiden.

Inwieweit die Handelsbeziehungen Südamerikas zu der Union und zu Japan durch die Entwicklung der Kauffahrteiflotte dieſer Länder günſtig beeinflußt werden, läßt ſich jetzt noch nicht überſehen.

Wie ſchon vorhin erwähnt worden iſt, werden durch die ſpätere Eröffnung des Panamakanals einige Handelswege zugunſten der Vereinigten Staaten und Japans verſchoben werden. Wilda meint, man pflege bei uns den Panama-

kanal zu unterschätzen. Unterschätzt wird aber bis jetzt nur die Zeit seiner Ausführung. Wie hat man früher die Franzosen verspottet, daß sie trotz der Aufwendung so vieler Millionen nichts zustande brachten. Jetzt geht es den Amerikanern genau so. Roosevelt, der noch in seiner diesmaligen Präsidentschaftsperiode das Werk zu vollenden hoffte, muß zusehen, wie eine Studienkommission nach der andern dorthin reist, und wie trotz seiner persönlichen energischen Initiative die Arbeit am Kanal selbst kaum weiterrückt. Hat doch ein deutscher Beamter vor kurzem festgestellt, daß von den notwendigen Arbeiten bis heute ein Zehntel fertiggestellt ist. Vor einem Jahrzehnt wird deshalb kaum an die Eröffnung des Kanals zu denken sein. Und dann wird er in einer Gestalt vorliegen, die sogar nach amerikanischer sachverständiger Ansicht nur ein Notbehelf ist, der gewählt wurde, weil aus strategischen Gründen die Bauzeit möglichst abgekürzt werden sollte. Die Höhe von Culebra wird nicht abgetragen, sondern durch ein Schleusensystem überwunden. Es wird also kein Niveaukanal nach Art des Suez- oder des Kaiser-Wilhelm-Kanals geschaffen, sondern ein Schleusenkanal, der nicht nur infolge der für zukünftige Schiffsgrößen ungenügenden Abmessungen seiner Schleusentore bald unmodern werden und für große Kriegsschiffe unbenutzbar sein wird, sondern auch, und das ist das schwerste Bedenken gegen ihn, durch Erdbeben oder Sprengstoffe leicht gesperrt werden kann. Ein einziges stärkeres Erdbeben genügt, um die Schleusen für Monate unbrauchbar zu machen, und die Japaner würden im Falle drohender kriegerischer Verwicklungen wohl auch die Möglichkeit finden, die Schleusen zu zerstören. Solange also der Panamakanal nicht die Form des Suezkanals erhalten haben wird, ist mit einer dauernden sichern Benutzung dieses neuen Handelsweges nicht zu rechnen und deshalb auch nicht anzunehmen, daß der Welthandel wesentlich durch ihn beeinflußt werden wird.

Als politisch und wirtschaftlich außerordentlich wichtig für Deutschland wird es von Wilda bezeichnet, sich durch Legung eigner Kabel möglichst von dem britischen Kabelmonopol unabhängig zu machen durch Legung deutscher Kabel nach Südamerika. Das deutsch-argentinische Kabel ist ja soeben konzessioniert worden. An dieses muß sich aber ein ganz Südamerika umschließendes Kabel Deutschlands anschließen. Was Wilda über die Folgen des britischen Kabelmonopols sagt, trifft den Nagel auf den Kopf. Man kann jedes Wort Wildas über die Preßtreibereien unsrer Gegner in südamerikanischen Blättern unterschreiben. Offen spricht er es aus, daß der Nachrichtendienst des Deutschen Reichs noch betrüblich im argen liegt, und daß man diesem Umstande neben unsrer zu schwachen Marine wohl unbedenklich eine Hauptschuld an den in Erscheinung getretnen Koalitionsmöglichkeiten gegen Deutschland zuschreiben darf. Den wohlberechneten Aussprengungen der Agence Havas, der Western Telegraph Company und der Galveston Kabelgesellschaft über angebliche deutsche Annexionspläne folge fast nie ein amtliches Dementi der deutschen Gesandtschaft. In der

Tat scheinen hierüber noch immer keine bestimmten Instruktionen zu existieren, sondern alles scheint der persönlichen Diskretion des betreffenden deutschen Diplomaten überlassen zu sein. So sind in Brasilien jahrelang alle fremden Verdächtigungen Deutschlands energisch dementiert worden. Die Folge war, daß sie immer seltner wurden. Dann kam aber ein neuer Gesandter, der nie dementierte und die Drachensaat ruhig wachsen ließ.

Sehr richtig hebt Wilda hervor, daß wir zwar keine politischen Interessen in Südamerika haben, wohl aber wirtschaftliche und kommerzielle Interessen, die wir uns zur Erhaltung unsrer Existenzbasis nicht verkümmern lassen dürfen. Da nun das politische Gespenst gerade zu dem ausgesprochnen Zwecke von unsern Gegnern erfunden sei, eine Verkümmerung und Schädigung der Handelsinteressen herbeizuführen, sei es Pflicht aller deutschen Diplomaten und Berufskonsuln, energisch für sie einzutreten und jede Verdächtigung in der Presse sofort zurückzuweisen, ehe sich das Gift eingefressen habe. Wilda hat ganz Recht, aber er macht sich wohl keine Vorstellung davon, wieviele Millionen jährlich à fonds perdu von der Reichsregierung ausgegeben werden müßten, wenn wir wirklich einen vollwertigen telegraphischen Nachrichtendienst auf der ganzen Welt oder auch nur in Amerika und Ostasien schaffen wollten. Zunächst gilt es deshalb, das deutsche Kabelnetz möglichst schnell auszubauen. Erst dann wird man in der Lage sein, einen wirklich unabhängigen deutschen Nachrichtendienst zu schaffen. Immerhin könnte das Auswärtige Amt in Berlin schon jetzt das Beispiel Washingtons nachahmen und auf sämtliche Zeitungen Zentral- und Südamerikas zum Zwecke politischer Bearbeitung abonnieren. Das Bureau der amerikanischen Republiken ist so wie so schon ein kommerzieller Generalstab der Union, in dem nicht nur alle Statistiken der latino-amerikanischen Republiken, sondern außerdem viele andre internationale wirtschaftliche und politische Fragen bearbeitet werden. Man sollte in Berlin eine besondre Abteilung des Auswärtigen Amts für Amerika schaffen, um es auch nur einigermaßen Washington gleich zu tun. So wie die Verhältnisse jetzt liegen, ist uns Washington bei allen Verhandlungen mit latino-amerikanischen Republiken schon deshalb überlegen, weil es das nötige Material selbst besitzt, während wir lediglich auf das angewiesen sind, was diese Republiken und Washington veröffentlichen, uns aber ein eignes Urteil überhaupt nicht bilden können.

Unsern Marinebesuchen in Amerika schreibt Wilda einen gar nicht hoch genug zu bewertenden Einfluß zu, und man kann seinen an vielen Stellen des Werkes wiederkehrenden Ausführungen hierüber nur zustimmen. Wilda begreift nicht, daß unser Auswärtiges Amt trotz den offen zutage tretenden guten Wirkungen der deutschen Flottenbesuche in amerikanischen Republiken noch immer, vielleicht durch den Sparsamkeitstrieb unterstützt, etwaige Verstimmungen für folgenreicher zu halten scheint als die so offensichtlich nationalen Nutzen stiftenden Entsendungen deutscher Kriegsschiffe. Verstimmungen, wie sie durch den ungeschickten Kapitän des Panther in Brasilien hervorgerufen und durch die unentschiedne

Haltung der deutschen Gesandtschaft über Gebühr aufgebauscht worden sind, kommen so selten vor und werden auch regelmäßig so schnell durch einen taktvollern Besuch der Marine wieder aus der Welt geschafft, daß hierin kein Hinderungsgrund für öftere amerikanische Reisen deutscher Kriegsschiffe gesehen werden kann. Je mehr Schiffe kommen, desto besser. Das zeigt das Beispiel Mexikos, das vor drei Jahren von einem imponierenden Geschwader besucht wurde. Die Vereinigten Staaten haben den Besuch keineswegs übelgenommen, sondern sympathisch begrüßt. Weshalb also die Furchtsamkeit noch länger fortsetzen? Es ist gar nicht auszusagen, welche Bedeutung es haben würde, wenn, wie Wilda sehr gut hervorhebt, statt eines aller zehn Jahre einmal sich zeigenden Kreuzers ein Geschwader Brasilien, Argentinien und Chile besuchte und ihnen unsre jetzige Kriegsgeltung zur See vor Augen führte. Insbesondre würden dann die Latino-Amerikaner auch einen Begriff von der deutschen Disziplin bekommen. Wilda erwähnt, daß sich bei Gelegenheit der Anwesenheit des Falke im Hafen von Valparaiso die Disziplin unsrer Mannschaft wieder im hellsten Lichte zeigte, während sich die zugleich anwesenden nordamerikanischen Matrosen die gröbsten Ausschreitungen zuschulden kommen ließen. In Mexiko desertierte einmal von einem nordamerikanischen Kriegsschiff fast die Hälfte der Mannschaft. Bei dem Besuche der vier deutschen Kriegsschiffe ist kein Mann desertiert, kein Mann am Lande in irgendwelche Schwierigkeiten geraten und kein Mann erkrankt. Dieser eine Besuch hat dem deutschen Ansehn mehr genutzt als die Arbeit von allen Diplomaten die dort in den letzten dreißig Jahren beglaubigt waren. Das hat der Präsident Porfirio Diaz bei verschiednen Gelegenheiten zu erkennen gegeben. Benutzen wir also unsre vortreffliche Marine, auf die stolz zu sein wir allen Anlaß haben, uns Sympathien zu erwecken in einem Erdteil, den, wenn wir alles ruhig geschehn lassen und uns selbst ganz passiv verhalten, die Nordamerikaner sonst bald zu ihrer ausschließlichen Domäne machen werden.

Roosevelt hat in seiner letzten Botschaft an den Kongreß vom 3. Dezember 1906 die Ziele der amerikanischen auswärtigen Politik mit gewohnter Offenheit ausgesprochen und ausgeführt: die Teilnahme der amerikanischen Republiken an der Haager Konferenz sei die formelle und endgiltige Annahme der Erklärung seitens der Weltmächte, daß kein Teil des amerikanischen Kontinents der Kolonisation unterworfen werden könne. Kein Teil der Welt habe aber auch einen so ungeheuern Fortschritt und eine so staunenswerte Entwicklung in den letzten Jahren aufzuweisen gehabt als das latinische Amerika. Die Vereinigten Staaten und das latinische Amerika müßten jetzt zusammenstehn, um eine allamerikanische öffentliche Meinung zu schaffen, deren mächtiger Einfluß die freien amerikanischen Länder für immer von den Bürden einer Bewaffnung schützen werde, unter der jetzt Europa seufze. So werde für alle Amerikaner Sicherheit und Gedeihen, Produktion und Handel, Reichtum, Wissenschaft, Künste und Glück kommen!

Der Imperialismus ist von alters her mit altruistischem Beiwerk ausgeschmückt worden, und Roosevelt handelt nur nach römischem und britischem Muster,

wenn er die Devise „Amerika den Nordamerikanern“ mit so schönen Phrasen verkleidet. An uns aber ist es, der Gefahr kalten Blutes ins Auge zu sehn und unsre guten Beziehungen zu den Vereinigten Staaten dazu zu benutzen, auch unserm Volk den ihm gebührenden Anteil an der Entwicklung dieser reichsten Länder der Welt zu sichern.

Die Neuordnung der Beamtenbesoldungen — ein sozialpolitisches Problem

Von den Fragen, die in diesen Tagen ihrer Lösung durch die gesetzgebenden Faktoren des Reiches wie der Einzelstaaten harren, wird wohl keine in weiten Volkskreisen mit solcher Spannung verfolgt, wie die Frage der Neuregelung und Aufbesserung der Beamtenbesoldungen. Diese Spannung ist durch die immer noch zunehmende Teuerung aller zum Lebensunterhalt notwendigen Dinge nur zu sehr begründet. Immer mehr drängt sich aber bei den vielfachen Erörterungen der Frage der Gedanke in den Vordergrund, daß ihre Lösung ein sozialpolitisches Problem ersten Ranges in sich schließt und deshalb eine gründliche Untersuchung der sozialen Zustände im deutschen Beamtentum nach ihrer materiellen wie nach ihrer ethischen Seite zur Voraussetzung hat.

Wie bei den meisten sozialpolitischen Fragen unsrer Zeit, so handelt es sich auch hier um eine Massenfrage. Mit der Ausdehnung der staatswirtschaftlichen Betriebe, insbesondre der Post und der Eisenbahn, ist der Staat der größte Arbeitgeber geworden. Die gewaltigen Summen, mit denen schon eine kleine Erhöhung der Gehälter das Staatsbudget belastet, bilden hierfür den besten Gradmesser. Was aber die Wichtigkeit dieser Frage über sonstige Massenfragen weit hinaushebt, das ist die Bedeutung des Beamtentums unsrer Nation. Während fast alle Teile der frühern Mittelstände in eine rückläufige Bewegung geraten sind, ist der Beamtenstand mit der zunehmenden Betätigung des Staates auf Gebieten aller Art an Zahl und an Einfluß bedeutend gewachsen. Mit dem sich neu bildenden Stand der Privatbeamten stellt er den wichtigsten Teil des heutigen Mittelstandes dar, einen kräftigen Puffer zwischen Proletariat einerseits, Geld- und Geburtsaristokratie andrerseits. Die gesellschaftliche Stellung dieses einflußreichen Volksteils bringt es mit sich, daß die Lebensführung der Beamten vielfach von vorbildlicher Wirkung auf andre Stände ist. Gerade dieser Umstand erhebt die Frage über die Gestaltung der Beamtenverhältnisse zu besondrer politischer Bedeutung. Mit der Möglichkeit, in die Lebensverhältnisse seiner Beamten durch die Gehaltsregelung einzugreifen, ist in die Hand des

Staates auch ein Einfluß auf soziale Verhältnisse und damit ein gewaltiges Mittel gegeben, auf die Zukunftsbahnen unsers Volkstums richtunggebend zu wirken. Gut angewandt kann diese Macht den größten Segen stiften: gesunde Verhältnisse im Beamtenstand werden auch einen gesundenden Einfluß auf weitere Volkskreise haben — ungesundes in ihm wird als Krankheitserreger auf andre Teile des sozialen Körpers übergreifen.

Zur Ehre des deutschen Beamtentums darf es gesagt werden, daß es im allgemeinen dem deutschen Volke immer ein gutes Vorbild gewesen ist seit den Zeiten, wo es sich mit der aufkommenden Fürstenmacht als Berufsstand in modernem Sinne neben den auf feudaler Grundlage beruhenden Geburtsständen erst entwickelte. Bei Einfachheit und sittlicher Reinheit der Lebensführung wahrte es jene dem materiellen Genußleben abgewandte, auf hohe Lebensziele hinstrebende Geistesrichtung, die wir als deutschen Idealismus zu bezeichnen pflegen. Namentlich vom Beginn bis weit über die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war der Träger dieses Idealismus vornehmlich der deutsche Beamte. Dieser zeichnete sich zugleich durch politisches Verständnis und ein reges Gefühl für die Größe und die Bedürfnisse des Staates aus. Sowohl bei der Entwicklung zum konstitutionellen Staat wie zum Nationalstaat ist er dem deutschen Volke treu zur Seite gestanden, vielfach Führer gewesen. Diese politische Bedeutung des Beamtentums findet kaum irgendwo bei andern Nationen ein Gegenstück. Während bei diesen politischer Sinn und Staatsgefühl meist eine Domäne des Adels oder altererbten Reichtums ist, entwickelt sich in Deutschland ein Stand, der sich bei aller Kleinheit und Enge der Verhältnisse jenen freien und auf hohe staatliche Ziele gerichteten Blick wahrte, durch den er den wesentlichsten politischen Kräften unsers Volkes zuzuzählen ist. Diesen vortrefflichen Eigenschaften diente als Wurzel und Kraftquelle ein vorbildlich gesundes und tüchtiges Familienleben. Hier könnte noch ein Loblied der deutschen Beamtenfrau gesungen werden, deren Haushaltungskunst es zu danken ist, daß auch bei beschränkten Mitteln der Glanz und der Schimmer in deutschen Beamtenhaushaltungen nicht fehlte, der Beamtenfrau, die meist auch eine treffliche Erzieherin der jüngern Generation war.

Nun erhebt sich die bange Frage: Ist dieses Idealbild des deutschen Beamtentums, wie es bis in die letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts Geltung haben mag, auch heute noch richtig? Jeder Vaterlandsfreund möchte sie gern mit freudigem Ja beantworten; aufmerksame Beobachter unsers nationalen Lebens werden aber gefunden haben, daß immer mehr eine Wandlung in der standesmäßigen Struktur wie im innern Wesen des Beamtentums hervorzutreten beginnt. Dem Idealismus der alten Zeit ist ein gefährlicher Gegner in einer materiellen Lebensauffassung entstanden, die ihre Quelle in dem neu errungnen und zunehmenden Wohlstand weiter Volkskreise hat. Dessen Wirkungen mögen um so schärfer gewesen sein, als dem wirtschaftlichen Aufschwung in Deutschland lange Zeiten der Dürftigkeit und Kleinheit voraus-

gegangen waren. Während sich dem Unternehmungsgeiste allenthalben neue Bahnen gewinnverheißend öffneten, blieb die wirtschaftliche Lage des auf feste Bezüge angewiesnen Beamtentums dieselbe. Hatte sie sich früher selbst bei kleinerm Gehalte infolge des geringern allgemeinen Wohlstands wenig von der Lage der erwerbenden Kreise unterschieden, so trat sie jetzt in einen oft scharfen Gegensatz zu dem wirtschaftlichen Aufschwung andrer Stände. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Beamten ihre Verhältnisse dem veränderten Zustande anzupassen suchten. Leider waren aber die Wege, die hierzu offen standen, der Art, daß sie nicht ohne tiefe Einwirkung auf das eigenste Wesen des Standes beschritten werden konnten. Diese Wege waren das Streben nach Geldheiraten einerseits, Ehelosigkeit und weitgehende Beschränkung in der Kinderzahl, selbst Verzicht auf Kindersegen andrerseits. Nicht weniger schädlich wirkte die weit verbreitete Sucht, sich den veränderten Verhältnissen äußerlich anzupassen durch Einschränkung nach innen, durch Aufrechterhaltung eines Scheines von Wohlstand nach außen. Damit ist in das Leben vieler Beamten ein unwahrhaftiger Zug gekommen, der auf die Charakterbildung, und namentlich jene der nachfolgenden Generation, nicht ohne schlimmen Einfluß sein konnte. Andrerseits hat sich der Wohlstand vieler Beamtenfamilien durch Geldheiraten und Erbschaften gehoben; dieser erhöhte Wohlstand scheint aber nicht auch zu einer Hebung des geistigen Lebens innerhalb des Standes beigetragen zu haben. Mir wenigstens scheint es, als ob dem Leben der Beamten, und selbst der wohlhabenden, heute vielfach ein kleinlicherer Zug anhaftete als in den Zeiten der frühern wirtschaftlichen Beschränktheit. Auch anderswo hat ja der Materialismus weniger geistigen Fortschritt als Philistertum erzeugt. Mit diesen Zuständen lockerte sich aber auch das Gefüge des Beamtenstandes. Hatte früher die Ähnlichkeit der Lebenslage eine gleichartige Geistesrichtung gefördert, so wirkte jetzt die Verschiedenheit der ökonomischen Lage in entgegengesetztem Sinne; sie wirkte dem gesellschaftlichen Zusammenschlusse entgegen. Hatte der Stand früher einen Kitt in der Gleichartigkeit des Familiensinnes und des Familienlebens, so wirkten jetzt zersplitternd die verschiednen Lebensgewohnheiten und Lebensanschauungen der unverheirateten, der spät heiratenden und auf Kindersegen verzichtenden, der kinderreichen, kinderarmen, der wohlhabenden und vermögenslosen Beamten.

Bei dieser Verschiedenheit der Lebenslage muß eine Gehaltserhöhung, sofern sie nach bureaukratischem Schema in einer prozentualen Erhöhung der bestehenden Gehälter bestehen würde, je nach den Verhältnissen des Einzelnen von grundverschiedner Wirkung sein. Eine solche gleichmäßige Aufbesserung kann sich als eine Kolossalsumme im Budget darstellen und doch für viele nicht mehr bedeuten als ein Tropfen auf den heißen Stein, während andern gegeben wird, was sie keineswegs dringend bedürfen. Natürlich wird eine solche Aufbesserung gerade von der letzten Kategorie am angenehmsten empfunden, weil sie gerade da, wo keine Not vorhanden ist, zu den Annehmlichkeiten des Lebens verwandt werden

kann. Und hierbei handelt es sich keineswegs um einen kleinen Teil der Staatsdiener. Es wäre ganz unzutreffend, von einem allgemeinen Notstand der Beamten zu sprechen. Müssen die derzeitigen Gehälter noch ausreichend sein für viele kinderreiche Beamtenfamilien, so müssen sie sicher auskömmlich sein für den unverheirateten Beamten, den kinderlosen Witwer, den in kinderloser Ehe lebenden Beamten, für den Beamten mit gut versorgten Kindern, selbst auch für den Beamten mit Kindern in sehr jugendlichem Alter. Alle diese Beamten nun, die eine Gehaltserhöhung nicht zur Bestreitung dringender Bedürfnisse benötigen, sind in der Lage, sie zur Verbesserung der allgemeinen Lebenshaltung zu benutzen. Bei der keineswegs geringen Zahl dieser Beamten steigt aber damit auch die Lebenslage des ganzen Standes. Der gesellschaftliche Zusammenhang bringt es mit sich, daß der Einzelne bemüht sein muß, sich dem allgemeinen Niveau anzupassen. Hebt sich dieses, indem durch die Aufbesserung viele in die Lage kommen, mehr auf äußre Eleganz in Kleidung, Wohnung, Einrichtung, Gastlichkeit zu verwenden, so wird auch der Beamte, der die Gehaltsmehrung dringend zur Bestreitung notwendiger Bedürfnisse braucht, mindestens einen Teil hiervon dazu verwenden müssen, mit der allgemein gehobnen Lebenslage des Standes in Übereinstimmung zu bleiben. Daher also die fatale Wirkung, daß gerade der Beamte, der die Gehaltserhöhung am meisten nötig hat, nicht zur richtigen Verwendung und damit auch nicht zum vollen Genuß der Gehaltsvermehrung kommt. Dies sowie der Umstand, daß die Haushaltungsbudgets solcher Beamtenfamilien gewöhnlich unter starkem Drucke stehn, sodaß sich die Gehaltsmehrung in Hunderte von kleinen Posten, die alle nach Vergrößerung drängten, verkrümelt, bringt des Rätsels Lösung, warum kurze Zeit nach jeder solchen allgemeinen Aufbesserung das alte Lied der Klagen und Petitionen aus den Kreisen der sich wirklich in bedrängter Lage befindenden Beamten von neuem beginnt.

Sitz des Übels ist also der verallgemeinernde Grundzug unsrer Besoldungsvorschriften. Eine Aufbesserung unter Beibehaltung dieses Prinzips bringt keine dauernde Abhilfe, sondern läßt die Sache in Wirklichkeit beim alten. Eine Besserung kann nur erfolgen, wenn aus dem zwischen dem Staate und seinen Beamten bestehenden Rechtsverhältnis, wie es von namhaften Staatsrechtslehrern und in Erkenntnissen des Reichsgerichts wie des preußischen Oberverwaltungsgerichts dargelegt wird, die richtigen Folgerungen gezogen werden. Der Staat verlangt von seinen Beamten die volle Hingebung ihrer Person an den Beruf unter Verzicht auf jede anderweite Verwendung ihrer Arbeitskraft. Die Folge davon ist, daß dann auch der Staat verpflichtet ist, dem Beamten die Sorge um den Lebensunterhalt, den er auf andre Weise nicht erwerben kann, abzunehmen. Demnach unterscheidet sich der Gehalt der Beamten scharf von dem Arbeitslohn des Privatdienstes, der sich den Einzelleistungen möglichst anzupassen sucht und von Angebot und Nachfrage beherrscht wird. Der Staat darf sich aber, schon im Interesse seines eignen Ansehens, nicht damit begnügen, seinen

Dienern den notdürftigen Lebensunterhalt zu gewähren, sondern er erfüllt seine Verpflichtung nur mit Darbietung des standesgemäßen Unterhalts. Der Beamte muß in der Lage sein, die Ausgaben zu bestreiten, die in der Gesellschaftsklasse, zu der er sich rechnen darf, als unumgänglich angesehen werden. Demnach ist das wirkliche Bedürfnis der Staatsdiener der richtige Gradmesser für die Gehaltsregelung; daraus ergibt sich aber, daß Verschiedenheit des Bedürfnisses auch eine besondre Abstufung der Gehälter rechtfertigt. Hierbei wäre es nun allerdings durchaus unrichtig und eine Übertreibung jenes an sich richtigen Grundsatzes, wenn bei der Erforschung des Bedürfnisses bis in Einzelheiten gegangen würde. Die Beamtenbesoldung muß immer ein Pauschale darstellen, das für die Durchschnittsansprüche großer Kategorien zutreffen soll. Unbegründet ist demnach die vielfach hervorgetretne Behauptung, bei der Gehaltsbemessung müsse auch eine Alimentationspflicht gegen Eltern, Geschwister u. dgl. berücksichtigt werden. Für solche und andre Fälle, die nicht als Regelfälle gelten können, zum Beispiel Verschuldung infolge von Krankheit und andre Umstände — auch besonders großer Kindersegen kann hierher gerechnet werden —, mögen besondre Fonds dienen; der Normalgehalt kann auf solche Ausnahmen nicht eingestellt werden. Von diesem Standpunkt aus, daß nicht die Bedürfnisse im einzelnen, sondern nur große Unterschiede in den Bedürfnissen zu berücksichtigen sind, wäre auch die vielfach geforderte Verkürzung der unverheirateten Beamten in bezug auf das Wohnungsgeld nicht zu rechtfertigen. Es soll nicht bestritten werden, daß der Bedarf des Junggesellen im Durchschnitt auch den des verheirateten aber kinderlosen Kollegen nicht erreicht; aber der Unterschied ist viel zu gering, als daß sich daraufhin eine Verkürzung im Gehaltsbezug rechtfertigen ließe. Die Besoldung muß so bemessen sein, daß sie nicht nur dem unverheirateten Beamten, sondern auch dem verheirateten ohne Kinder oder mit Kindern in den ersten Lebensjahren ein ausreichendes Auskommen sichert. Diesen Anforderungen mögen die gegenwärtigen Gehälter im Reichsdienst und in Preußen im allgemeinen vielleicht noch entsprechen; unzureichend sind sie aber sicher für die beträchtliche Steigerung der Ausgaben, die durch die Erziehungs- und Unterhaltungskosten für heranwachsende Kinder verursacht werden. Und diese große, für das Staatswohl wichtige Kategorie der Familienväter mit heranwachsenden Kindern ist es, die bei einer Besoldungsänderung besonders berücksichtigt werden müßte. Solche Beamtenfamilien sind in sehr schlechter Lage, wenn sie vermögenslos sind; die Spannung zwischen Bedarf und Gehalt ist aber meist so groß, daß sich sogar Vermögen besitzende Beamtenfamilien in wirtschaftlich gedrückter Lage befinden. Große Vermögen sind im deutschen Beamtentum nur sehr spärlich vorhanden; dagegen hat der wirtschaftliche Aufschwung dem Beamtenstand viele mittlere und kleine Vermögen zugeführt. Nur dem Umstande, daß solche Vermögen in die Lücke getreten und zur Bestreitung des standesgemäßen Unterhalts zahlreicher Beamtenfamilien ganz oder teilweise aufgezehrt worden sind, ist es zu verdanken, daß die vorhandnen Mißstände

nicht schon längst weit schärfer hervorgetreten sind. Als eine schwere wirtschaftliche Schädigung des Beamtenstandes aber muß es erachtet werden, daß selbst vermögende Beamte gezwungen sind, ihr Vermögen zu des Lebens Notdurft zu verwenden und damit seinen eigentlichen ökonomischen Zwecken zu entziehen. Solcher Zweckbestimmung würde es entsprechen, wenn die Rente des Vermögens zur Hebung der Familie, namentlich zur Ausbildung der Kinder für höhere Berufsarten verwandt, der Vermögensstock aber den Kindern als Rückhalt im eignen Lebenskampfe bewahrt werden könnte. Es ist deshalb eine sozialpolitische Forderung ersten Ranges, die Besoldungsverhältnisse so zu ordnen, daß die wirtschaftliche Lage jener Beamten gestärkt wird, die wegen der Sorge für heranwachsende Kinder entweder nur unter großen Entbehrungen den Anforderungen ihres Standes gerecht werden können oder, sofern sie Vermögen besitzen, zu dessen Opferung behufs Ermöglichung eines standesgemäßen Auftretens genötigt sind.

Zur Hebung dieser schweren sozialen Mißstände im Beamtentum machte ich vor einem Jahre (Nr. 4 der Gartenlaube des Jahrgangs 1907) den Vorschlag, es solle die Gehaltserhöhung vorzugsweise in Form einer Erziehungszulage gewährt werden, die der mit Kindern gesegnete Beamte beziehen solle von dem Zeitpunkt, wo das älteste Kind in das schulpflichtige Alter (sechstes Lebensjahr), bis zu jenem, wo das jüngste Kind in das erwerbsfähige Alter (vollendetes einundzwanzigstes Lebensjahr) getreten sei. Die finanztechnische Durchführung dieses Vorschlags kann keine ernstlichen Schwierigkeiten bereiten, hat er doch ein Vorbild in den schon bestehenden Witwen- und Waisengeldern. Ganz einfach würde sich die Verwirklichung dieser Zulage durch eine entsprechende Abstufung des Wohnungsgeldes gestalten.

Dieser Vorschlag hat vielfache Zustimmung, aber auch manchen heftigen Angriff erfahren. Unter den Gegnern haben sich besonders die Junggesellen hervorgetan, obwohl gerade sie von den Wohltaten einer solchen Regelung keineswegs ausgeschlossen sind, wenigstens die Junggesellen nicht, die noch nicht alle Heiratslust abgeschworen haben. Es ist sicher, daß die zunehmende Ehescheu unter den jungen Beamten ihre Ursache in dem Einblick hat, der ihnen in die wirtschaftlichen Verhältnisse vieler mit Kindern gesegneten Kollegen gewährt ist. Würde mit der Erziehungszulage ein Gegengewicht gegen die befürchteten Nachteile geschaffen werden, so dürfte gar mancher seine Bedenken überwinden und den Weg zum wahren Glück des deutschen Mannes, zum Familienglück, finden. Würde hierbei auch hübschen Beamtentöchtern zu Ehe und Mutterglück verholfen, so wäre damit ein nicht zu unterschätzender Nebenvorteil erreicht.

Dabei ist nicht gesagt, daß sich die Gehaltserhöhung auf eine solche Erziehungszulage beschränken solle. Zu verwerfen wäre nur eine mechanisch-gleichmäßige Gestaltung nach hergebrachtem Schema, weil sie nur vorübergehende Besserung bringt, dabei aber die Staatsfinanzen schwer belastet. Dagegen würde

die Erziehungszulage ihr Gegenstück und ihre Ergänzung in der Ausgestaltung des an sich schon wohltätigen Altersstufensystems finden. Dieses ist nicht etwa darin begründet, daß der Staatsdiener in höherm Alter mehr leiste, sondern darin, daß seine Bedürfnisse mit dem Alter wachsen, und zwar gilt dies für alle Beamten, auch die unverheirateten und kinderlosen. Mit Einführung weiterer Altersstufen würde auch für die große Mehrzahl der Fälle der einzige wesentliche Mißstand, der der Erziehungszulage anhaftet, nämlich der Einnahmerückgang bei Wegfall der Zulage, beseitigt. Dieser Ausfall würde sich mit der Erreichung weiterer Altersstufen ausgleichen. Jedenfalls haben die Altersstufen den großen Vorteil, daß sie einer gleichmäßigen Erhöhung der Lebenshaltung des ganzen Standes entgegenwirken und, wie die Erziehungszulage, dem wirklichen Bedürfnisse gerecht werden.

Man hat gegen unsern Vorschlag das häßliche Schlagwort „Kinderprämie" auszuspielen gesucht. Nun habe ich aber absichtlich von einer Berücksichtigung der Kinderzahl abgesehen, entsprechend dem oben aufgestellten Grundsatz, daß eine Gehaltsregelung ein Pauschale darstellen muß und nicht allen Einzelheiten des Bedürfnisses gerecht werden kann. Nach unserm Vorschlag wird die Kinderzahl nur insoweit in Berücksichtigung gezogen, als sich je nach der Zahl der Kinder das Recht auf den Bezug der Erziehungszulage verlängert. Sie soll in gleicher Höhe, die Abstufungen nach der Größe des Gehalts selbstverständlich vorausgesetzt, bezogen werden, bis das jüngste Kind das einundzwanzigste Lebensjahr vollendet hat. Sogar bei der Regelung der Zulage mit Abstufung nach der Kinderzahl wäre der in jenem Schlagwort versteckte Angriff nicht gerechtfertigt, denn die Zulage würde in diesem Fall für das einzelne Kind schon aus Gründen der staatlichen Finanzlage so niedrig bemessen werden, daß bei den einer starken Kindererzeugung unter unsern Kulturverhältnissen ohnehin entgegenstrebenden Umständen eine irgendwie bedenkliche Wirkung auf das Bevölkerungsproblem nicht zu erwarten wäre. Die Folgen einer solchen auf sozialpolitischen Erwägungen beruhenden Regelung der Gehaltsverhältnisse könnten vielmehr nur günstige sein. Die wirtschaftliche Lage der Beamtenfamilien würde verbessert; die Sorgen der Familienväter würden erleichtert und damit das Familienleben wieder gesunder und mehr erstrebenswert werden. Ein großer Vorteil wäre schon erreicht, wenn die in Beamtenkreisen bestehende Abneigung gegen Familiengründung und die beklagenswerte Angst vor Kindersegen wenigstens nicht weitere Ausbreitung erfahren würden. Bei dem beispielgebenden Einfluß des Beamtentums auf andre Volkskreise könnte aber mit Stärkung des Familiensinns in seinen eignen Reihen auch eine sehr erfreuliche Förderung der idealen Kräfte in unserm Volkstum überhaupt erreicht werden.

Berlin-Friedenau Theobald Vogt

Zum Andenken an Oswald Vierordt

Von Adolf Schmitthenner*)

Wenn ein merkwürdiger Menſch von uns gegangen iſt, bleibt als einziger Erſatz ſein Andenken zurück. Ohne Wiſſen und Wollen, wie die Natur ſchafft, hat er ſelber jeden Zug gezeichnet, jeden Strich eingegraben; ſo hat er lebend und wirkend ſein eigen Bild vollendet. Sobald er geſchieden iſt, fällt der Schleier von dieſem ſeinem Vermächtnis, und fertig ſteht es da. Aber nicht ſinnlich iſt es vorhanden, ſodaß es mit der Welt als ein Stück von ihr bliebe, ſondern es führt ſein Leben nur allein in den Gemütern derer, die ihn lieb gehabt haben; bei andern nicht: nur was wir lieben, vermögen wir zu verſtehn. So iſt die Wirklichkeit des Andenkens die zarteſte und edelſte, die es gibt, aber auch die vergänglichſte. Mit jenen Gemütern geht auch ſie aus der Welt, und dieſer Verluſt iſt nicht minder groß, als der Hingang des Menſchen ſelbſt geweſen iſt. Darum iſt es eine Pflicht für die Freunde, daß ſie ſich nicht daran genügen laſſen, ſtill und wehmütig das Andenken zu betrachten. Allerdings, das iſt das Beſte, was ihm widerfahren kann, hierzu iſt es da, ſolches wird als heiliges Recht von ihm gefordert; aber damit es nicht ſchwinde, muß verſucht werden, durch Überlegung und Wort ihm etwas abzugewinnen, das für Künftige erhalten bleibe.

Solches dem Andenken Oswald Vierordts zu tun, iſt der Sinn dieſer Niederſchrift.

Sein Arbeitszimmer ſieht heute noch gerade ſo aus wie an jenem Sonntagmorgen, wo er es mit ſeinem elaſtiſchen Schritt für immer verlaſſen und unter der Gartentür ſeiner Gattin den Gruß für immer zum Fenſter hinauf gewinkt hat. Die letzte Stunde, die er daheim verlebte, hat er in dieſem Zimmer zugebracht, indem er ſeinem Gedächtnis aneignete, was er an jenem Vormittag ſeinen Berufsgenoſſen vorzutragen gedachte und vorgetragen hätte, wenn er nicht vorher in ihrer Mitte vom Tod übereilt worden wäre. Alles hat er liegen und ſtehen laſſen wie einer, der ſelbſtverſtändlich alsbald dieſe Dinge wieder ſieht und an ſich nimmt. Darum wird man angemutet, als müſſe der Herr dieſes Raumes dort am Flügel ſitzen, hintenübergebeugt, mit halbgeſchloſſenen Augen — oder heitern Grußes zu jener Tür eintreten.

*) Dieſer Aufſatz iſt die letzte von unſerm verſtorbnen Freunde Schmitthenner verfaßte literariſche Arbeit. Oswald Vierordt war ordentlicher Profeſſor der innern Medizin, Direktor der Poliklinik und der Univerſitätskinderklinik in Heidelberg.

Digitized by Google

Was Gelehrtenarbeit und Verwaltungsgeschäfte auf Tische niederlegen, sieht überall gleichmäßig aus und unterscheidet sich für das Auge nur durch die Anzeichen verschiedner Arbeitsweise, die sich um so leiser geltend machen, je maßvoller und gehaltner der gewesen ist, der diese Dinge so hat liegen lassen. Was dagegen die eigne Wahl und Entscheidung ringsherum angebracht oder zugelassen hat, kennzeichnet die Persönlichkeit, und zwar um so deutlicher, je reicher und gestalteter ihr Leben gewesen ist.

Was sich von dieser Art in Vierordts Arbeitszimmer dem Auge bietet, ist alles überaus schön und alles überaus charakteristisch. Nichts, was nicht allgemein bedeutend wäre, und nichts, das nicht die intimste Sprache redete. Es muß ein geistvoller, feinfühliger, eigenartiger Mensch gewesen sein, der in diesem Zimmer gewaltet hat.

Denselben Eindruck hat jeder empfangen, dem er auch nur für Augenblicke vor das Antlitz getreten ist. Vierordt war einer der schönen Menschen; nicht einer der schönen Männer in dem landläufigen Sinne des Wortes. Seine Schönheit bestand in der vollendeten Harmonie des innern und des äußern Wesens. In besondern Augenblicken sah er aus, als ob er aus einem Bilde des Giorgione getreten wäre. Aber die Natürlichkeit und Einfachheit seines Gebarens bezeugte ihn alsobald als das frische Kind unsrer Tage, bei dem die seltne Anmut der körperlichen Erscheinung nur dazu vorhanden zu sein schien, daß der glänzenden Begabung des Geistes das feinste und heiterste Instrument geboten und für die Fülle der ihm anheim gegebnen Liebenswürdigkeit die zarteste und freieste Vermittlung geschaffen sei.

Alle Menschen solcher Art sind von Willenskraft durchdrungen und üben eine Macht aus, die gern oder ungern von jedem empfunden wird. So war es bei Oswald Vierordt. Wie die Erscheinung fesselte, so bestrickte die Rede. Aber nicht durch ein sinnliches Mittel oder einen rednerischen Griff; sondern der schöne Fluß und die freie Anmut der Sprache schienen nur vorhanden zu sein, um die scharfen, klaren, gehaltvollen Gedanken auf kürzestem Wege zum Ziele zu tragen.

Wie wenn sie aus feinstem Porzellan aufgebaut wäre, stellte sich diese Persönlichkeit vor die Augen; aber man spürte alsbald, daß sie aus lauter Stahl und Federkraft bestand. Und wer ein Gehör hatte für das Tönen der Seele, der mußte staunen, bis zu welchem Wohlklang sich hier die Kräfte des geistigen und äußern Daseins ausgeglichen hatten — in einer Zeit, in der so vielfach das Menschliche zu schreiendem Mißklang verbildet ist.

Oswald Vierordt war eine künstlerische Natur. Das Verbleiben im schönen Maß war ihm ebenso Bedürfnis wie die vollendende Abrundung. Solchen Menschen genügt das reine Forschen selten, weil es auf diesem Wege keinen Abschluß gibt. Es treibt sie auf Gebiete, wo aus dem Verlangen nach harmonischer Gestaltung der Lebensinhalte schöpferische Tätigkeit entspringen kann. Mitten in der größten Überlastung durch Berufsgeschäfte wirkte bei ihm

dieſer Antrieb unermattet auf die ſtete Ausbildung der eignen Perſönlichkeit. Er blieb bis zuletzt der allſeitig Lernende. Nicht um ein mißgeſtaltetes Vielwiſſen zuſammen zu häufen; ſondern er wählte mit dem ſichern Griff der künſtleriſchen Natur. Die Dinge, die er ſich aneignete, wie die Beherrſchung fremder Sprachen, die muſikaliſche Bildung, die Meiſterſchaft im Klavierſpiel, gehörten in ſeine Perſönlichkeit hinein wie die Blumen in den Anger oder wie der ſchmetternde Fink in den blühenden Apfelbaum.

Dieſelbe künſtleriſche Kraft, die ihn zu ſolcher Beſchäftigung nötigte, bewahrte ihn davor, die Außendinge überwuchern zu laſſen. Er ließ ſich niemals gehn, hatte Zeit und Kraft, Willen und Gefühl immer in höherer Gewalt, ſodaß ſich dienend eingliederte, was er nicht zur Herrſchaft berufen hatte. Die Herrſchaft behielt der leidenſchaftlich geliebte Beruf.

Solche Naturen, in denen ſich durch den Kriſtalliſationsprozeß künſtleriſchen Wirkens von ſelber geſtaltet, was andre mühſelig vorbereiten und zubereiten, ſind die Sonntagskinder in der Menſchenwelt. Aber man preiſe ſie nicht voreilig um ihres Glückes willen! Sie ſind es, die das Leid des Menſchenlebens am tiefſten durchkoſten. Ihre Sehnſucht nach dem reinſten Licht zieht magnetiſch die Schatten herauf und herbei.

Auch mit Oswald Vierordt iſt das Leid durchs Leben gegangen. Früh hat es ſich zu ihm geſellt, und es iſt ihm treu geblieben. Er litt unter jedem Mißklang, jedem Mißverſtändnis. Nur die ihm die Nächſten waren, wiſſen davon; befreien konnte ihn niemand als nur allein der Freund, der ihm in jener Sonntagsfrühe plötzlich die Hand aufs Herz legte.

Aber durch ſolche Trübſal wurde ſein Leben nicht gehemmt ſondern beſchleunigt, nicht verſchüttet ſondern vertieft. Nur wenige ahnen, welch eine reine Empfindungswelt hinter dieſer liebenswürdigen Außenſeite wogte und bebte. All ſein Inneres war in ſteter Bewegung — fließend, auf und ab und in ſich zurück, erwartungsvoll zitternd, tief aufgerührt und ſich leiſe ſtillend — ſo immerfort und immerfort.

Merkwürdig offenbarte ſich dieſe Lebendigkeit ſeiner Seele: Raſchheit war das Merkmal all ſeiner Lebensäußerungen. Raſch legte er zurecht, führte er aus. Raſch überflogen ſeine Augen, bohrten in die Tiefe. Blitzſchnell war der Weg zurückgelegt vom Schauen zum Verſtehn, zum Erkennen, zur Entſchließung, zur Tat. Dann gab es keinen Zweifel, kein Zaudern, kein Zittern. Aus ſeinen tiefliegenden Augen ſchoß ein feuriger Strahl: er wollte, was er wußte, und tat, was er wollte.

Dieſe Raſchheit aber, die in ſeinem Gang, in ſeiner Rede, in jeder Gebärde vorhanden war, wurde niemals zur Eile, niemals zur Haſt; auch in den Tagen der größten Geſchäftigkeit wurde ſein Leben niemals zum Schollen treibenden Strom. Er verſtand auch zu ruhn und, wenn nur für Minuten, mit atmender Seele zu genießen. Wie tief hat er die Natur empfunden! Wie reich hat ihn die Kunſt geſegnet! Hier und dort hatte er Lieblinge, aber ſie wurden nicht zu

Digitized by Google

tyrannischen Liebhabern. Allem blieb sein Gemüt offen, was echt und groß ist. Der Parzival war das letzte Erlebnis, das ihn mit Begeisterung durchglühte. Die Erinnerung an die Bayreuther Stunden trug bis in den Todestag hinein sein Gemüt auf Adlersfittichen.

Die tiefste Erquickung aber hatte er dann, wenn er die Empfindungsfülle liebend ergießen konnte, wenn das Erbarmen aus seiner Seele quoll, wenn seine überwältigende Freundlichkeit ein verzagtes Gemüt mit Zuversicht erfüllte, wenn an seiner stählenden Willenskraft ein willensschwacher Mensch sich aufrichtete. Es zog ihn zu den Ohnmächtigen, Armen, Kleinen unwiderstehlich hin, und edelste Humanität war die Seele seiner ärztlichen Kunst.

Das Heiligtum seiner eignen Seele aber war sein Haus. Inmitten von Weib und Kind war er unsäglich beglückt, hat er unsäglich beglückt.

Oswald Vierordt wußte, daß sein Herz gefährdet war, und er war auf ein frühes, plötzliches Ende gefaßt. Er hat die Sorge allein und heldenhaft getragen. Sonst in allen Dingen äußern Lebens sein eigner Diener, duldete er, daß man sich für ihn bücke: dies war das einzige Anzeichen, das er den Seinigen gab. Seine Arbeit deshalb einzuschränken, sein Leben deshalb zu verlangsamen, kam ihm nicht in den Sinn, so wenig als jener Läufer von Marathon, den ihm ein dankbarer Mensch auf den Flügel gestellt hat, daran dachte, den Lauf zu hemmen, weil ihm der Atem versagte.

Als Oswald Vierordt das Herz brach — just in dem Augenblick, wo die Kollegen im Saale nebenan ihn durch Zuruf zum Präsidenten ihrer Versammlung beriefen —, da mag daheim im stillen Arbeitszimmer des Sterbenden der erzene Lorbeer in der Hand des atheniſchen Jünglings geleuchtet haben und durch die geöffneten Lippen der Laut geflogen sein, den auszurufen sich der Bote zu Tode gelaufen hat: Sieg!

Er und Sie

Von Rudolf Kleinpaul

Unter diesem Titel wird gewöhnlich der Roman eines Liebespaars verstanden; zum Beispiel die Geschichte des Dichters Alfred de Musset und der George Sand. Ich meine weiter nichts als die deutschen Anredefürwörter Er und Sie, die an Stelle des einfachen Du getreten sind, das Erzen und das Siezen.

Das Er hat sich in Deutschland schon wieder überlebt. Friedrich der Große nannte bekanntlich noch jeden Menschen Er; aber schon der alte Heim verbat sich das von der Prinzessin Ferdinand von Preußen, als sie ihn zum Leibarzt haben wollte. Es sei nicht mehr zeitgemäß; er nenne nicht einmal seinen Stiefelputzer Er.

Ebenſo braucht man das Sie im Singular nur noch ausnahmsweiſe, etwa einer Bauersfrau oder einer Bedienſteten gegenüber. Das Sie im Plural, verbunden mit dem Verbum in der dritten Perſon des Plurals, iſt heute noch Regel.

Wie kommt man dazu, einen Menſchen in der dritten Perſon und noch dazu im Plural anzureden? Warum nennen wir uns nicht Du?

Im Anfange duzten ſich alle Menſchen, wie dies das Natürlichſte iſt, und wie das auch die Kinder tun. Das Du iſt eben dazu da, den Menſchen anzureden. Wenn ihrer mehrere ſind, ſo ſagt man Ihr, wie der Herzogregent von Mecklenburg, der im September 1900 die zu einer militäriſchen Übung einberufnen Lehrer ihrzte; oder wie der Graf Mirbach, der Oberhofmeiſter der Kaiſerin, der am 3. November 1900 an die beim Bau des Auguſtaſtiftes beſchäftigten Arbeiter eine Anſprache hielt und ſie dabei mit Ihr anredete. Patriarchaliſche Völker brauchen dieſe ehrwürdigen Pronomina noch heute, zum Beiſpiel die Tiroler, die Walachen und die Polen. Die ſchwediſchen Dalekarlier ſind dafür bekannt, daß ſie ſelbſt den König mit Du anreden — wir nennen alle Menſchen Du, nur Dich nicht, verſicherte ſo ein alter Talkerl Seine Majeſtät den König Oskar den Erſten. Zum König ſagen ſie nämlich, wie weiland Horaz zum Kaiſer Auguſtus: Deine Majeſtät.

Die Tiroler kokettieren ein wenig mit ihrem Du, beſonders außerhalb Tirols; aber in den dortigen Dorfſchulen wird ſelbſt der Lehrer von den Schülern Du genannt. Eines Tages wurde Inſpektion durch den Biſchof angeſagt; damit die Kinder nicht etwa auch dieſen duzten, prägte ihnen der Lehrer ein, daß ſie: Eure biſchöfliche Gnaden zu ſagen hätten. Als nun beſagter Oberhirte einen Buben fragte: Wie lautet das ſiebente Gebot? — antwortete der Kleine: Eure biſchöfliche Gnaden ſollen nicht ſtehlen! Das erinnert daran, wie einmal der Kammerdiener des Königs Friedrich Wilhelm des Erſten, als er ihm den Abendſegen vorlas, das Du durch Sie erſetzen wollte. Er las: Der Herr ſegne Sie und behüte Sie! — Hundsfott, lies richtig, ſchalt der König, vor dem lieben Gott bin ich ein Hundsfott wie Du! Auch einzelne religiöſe Sekten haben das Du zur Übung chriſtlicher Einfachheit und Brüderlichkeit beibehalten oder vielmehr wieder eingeführt. So namentlich die Quäker, die auch vor keinem Menſchen den Hut abnehmen. Sie tun das, obgleich in England das Wörtchen Thou zu den ſeltenſten Ausnahmen gehört.

Aber Europens übertünchte Höflichkeit brachte nachgerade dieſes unterſchiedsloſe, anbiedernde Duzen in Verruf. Mit der Zeit wird es ſo, daß ſich nur noch geſellſchaftlich Gleichſtehende, ſozuſagen die Pairs untereinander mit Du anreden. Alle Monarchen duzen ſich gegenſeitig; Kaiſer Wilhelm redete nicht nur den König Milan vor ſeiner Abdankung, ſondern auch den Fürſten Hohenlohe in Briefen und Telegrammen mit Du an. Er duzt neuerdings auch den Reichskanzler Fürſten Bülow, und wenn er ſich im Kreiſe ſeiner Korpsbrüder, der Bonner Boruſſen befindet, duzt er dieſe. Im öſterreichiſch-ungariſchen Heere beſteht die Sitte, daß Offiziere, die ungefähr denſelben Rang bekleiden, einander gleich bei der erſten Begegnung, auch wenn ſie ſich nicht kennen, mit

dem vertraulichen Du anreden; dieſe Gepflogenheit hat ſich auch das ungariſche Abgeordnetenhaus zu eigen gemacht. Alle deſſen Mitglieder reden einander mit Du an, auch wenn der eine Miniſterpräſident, der andre ein beſcheidner Advokat iſt. Alle Schauſpieler duzen ſich; die Mitglieder des Deutſchen und Öſterreichiſchen Alpenvereins ſtehen auf Du und Du. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts redeten ſich auf kleinen Univerſitäten alle Studenten mit Du an, ob Bekannte oder nicht. Was Wunder? Sie waren Pairs.

Wenn dagegen ein Unterſchied beſtand, ſo hatte der geringe Mann den gnädigen Herrn im Plural anzureden und zu ihrzen; dieſer höfliche Plural erſcheint zuerſt im neunten Jahrhundert. Er ſollte den großen Abſtand des Redenden von der geheiligten Perſon des Angeredeten markieren, die gleichſam in der Mehrzahl vorhanden war. Aus demſelben Grunde ſprachen die römiſchen Kaiſer ſeit Konſtantin dem Großen und danach die deutſchen Könige von ſich im Plural, was man den Majeſtätsplural nennt: Wir Ludwig von Gottes Gnaden römiſcher Kaiſer (A. D. 1336). Der Untertan ſagte alſo zu ſeinem König Ihr und gab ihm, wie es der Italiener nennt, das Voi, desgleichen ſagte der Engländer You und der Franzoſe Vous, während der Herr dem Knechte gegenüber das Du beibehielt. Die Pairs ihrzten ſich gegenſeitig, wenigſtens ſolange der Höflichkeitskodex vorhielt. Kaiſer Friedrich Barbaroſſa ihrzte den Papſt Alexander; wenn er aber gereizt war, nannte er ihn Du, wie umgekehrt der Papſt das Ihr gebrauchte, wenn er dem Kaiſer ſchmeicheln wollte. Das geſchah im zwölften Jahrhundert.

In England und in Frankreich ließ man es nun bei Vous und You bewenden; in Deutſchland und in Italien ging die Höflichkeit und die Untertänigkeit noch weiter. Hier kam Ende des ſechzehnten Jahrhunderts eine neue Anrede auf, die die Kluft zwiſchen den beiden Perſonen noch erweiterte: ſtatt des Du erſchien das Er, oder, wenn man einer vornehmen Frau gegenüberſtand, das Sie. Alſo die dritte Perſon Singularis, verbunden mit dem Verbum in der dritten Perſon Singularis. Es iſt klar, daß dieſe Pronomina die Titel, zu denen die dritte Perſon eigentlich gehört, und die man nicht immer wiederholen will, vertreten; das Er vertritt ein reſpektvolles: der Herr, das man ja heute noch gern für die angeredete Perſon zu ſetzen pflegt, indem man von derſelben wie von einer dritten Perſon ſpricht: Wünſcht der Herr noch etwas? Iſt der Herr Doktor ſchon in Wien geweſen? Das Sie ſteht für die Gnädige Frau oder die Madame. Man kann von ſich ſelbſt in der dritten Perſon ſprechen, dann tut man es aber, um ſich klein zu machen, als armer Mann oder als ergebenſter Diener; ein armer Mann bittet um eine kleine Gabe, ſagt der Bettler. Es wird alſo mit Er und Sie nur fortgefahren, nachdem ein Hauptwort vorausgegangen iſt; dieſes Hauptwort wird wenigſtens ſtillſchweigend vorausgeſetzt. Im Italieniſchen iſt der ſtehende Begriff, der für jede Perſon von Stande, Herr oder Dame, geſetzt zu werden pflegt, La Signoria sua oder vostra, Ihre oder Eure Herrlichkeit, worauf dann korrekterweiſe mit Ella oder Lei, das heißt mit Sie fortgefahren wird; das Lei gilt in Italien für vornehmer als das

Voi, man gibt es ſogar den Heiligen. In Spanien ſetzt man für die angeredete Perſon Usted, wörtlich: Eure Gnade (Vuestra Merced); eine Vertretung durch Ella findet hier nicht ſtatt.

Er und Sie gehörte alſo urſprünglich durchaus zum guten Ton, bis es in den letzten Jahrzehnten des ſiebzehnten Jahrhunderts aufkam, den Menſchen mit Sie im Plural anzureden, was man am beſten als Vertretung des ſehr gewöhnlichen Plurals Euer Gnaden auffaßt; natürlich mußte auch das Verbum in Plural dazutreten. Seitdem ſank das Er oder das Sie im Singular zu einer geringſchätzigen Bezeichnung und zu einer Anrede herab, die der Pfarrer einſt dem Schulmeiſter gegenüber brauchte, und deren man ſich noch heute bedient, wenn man mit Kindern und Hunden ſpricht. Will er wohl! Will er gleich parieren! Wenn Friedrich der Große zu dem Dichter Gleim in einer Audienz, die er ihm erteilte, ſagte: Er iſt wohl nicht ſtolz? Grüß Er mir den Domdechanten! ſo brauchte der arme Gleim wahrlich nicht ſtolz zu ſein, obgleich er verſicherte, daß er es in dieſem Augenblicke wäre, denn Friedrich der Große ſtellte ihn unter ſeine Windhunde, die der Bediente Sie nennen mußte. Mit Er wurden zu Friedrichs des Großen Zeiten, wie ſchon geſagt, Perſonen von Stande nicht mehr angeredet. Für dieſe gehörte ſich die Anrede mit Sie in der dritten Perſon des Plurals, das Siezen im Plural. Im September des Jahres 1787 trat Friedrich Perthes bei Adam Friedrich Böhme auf der Nikolaiſtraße in Leipzig als Lehrling ein. Die Lehrlinge wurden nicht nur vom Prinzipal ſelbſt, ſondern auch von den Kindern des Prinzipals, dem Dienſtmädchen und den Markthelfern mit Er angeredet. Wenn ſie ausgelernt hatten, ſagte der Chef: Hiermit ernenne ich Sie vom Lehrburſchen zum Buchhandlungsdiener.

Ganz untergeordnete Perſonen wurden dagegen von ihren Vorgeſetzten nach wie vor Du genannt. Bis 1850 pflegten die Offiziere die Mannſchaft zu duzen; bis 1866 genoſſen in Bayern nur die Fahnenjunker die Auszeichnung, mit Sie angeſprochen zu werden, während ſonſt Du bei den Vorgeſetzten gegen Untergebne und bei dieſen unter ſich Vorſchrift war. Der Kaiſer nennt alle Gemeinen Du, zum Beiſpiel den Gefreiten Lueck: in Anerkennung Deines korrekten Benehmens auf Poſten ... Der Zar duzt ſogar ſeine Generale, ſogar die Ärzte. Kaiſer Nikolaus der Erſte wollte es nicht Wort haben, daß jemand im Reiche Hunger leiden könne. Einmal beſuchte er ein Hoſpital und trat an das Bett eines Typhuskranken. Der Arzt ſollte ihm ſagen, was das für eine Krankheit ſei; der Unglückliche meinte: Hungertyphus. Der Kaiſer blickte ihn finſter an und ging weiter; beim Abſchied trat er nochmals auf den Doktor zu und ſagte: Du, nimm Dein Maul beſſer in acht! Am nächſten Tage hatte der Arzt ſeinen Poſten verloren.

Das iſt die patriarchaliſche Gepflogenheit der alten Grand Seigneurs; der verſtorbne Fürſt Johann Adolf Schwarzenberg nannte ebenfalls alle ſeine Beamten Du, vom Hofrat angefangen. Der alte Paſtor nannte alle ſeine Pfarrkinder Du; im Hauſe wurden die Kinder und die Dienſtboten geduzt. Die Eltern wurden dagegen von den Kindern noch im vorigen Jahrhundert Sie genannt. Gargantua braucht in einem Briefe an ſeinen Sohn Pantagruel das Tu

Pantagruel nennt seinen Vater Vous; dieses Verhältnis besteht in Frankreich noch heute. Die Dienstboten werden von der Herrschaft längst nicht mehr Du genannt. Sogar Eheleute duzten sich in früherer Zeit nicht immer; aus einem Gespräche vom Juli des Jahres 1527 geht hervor, daß Luther zu Käthe Du, Käthe aber „Mein lieber Herr Doktor" zu ihm sagte und ihn ihrzte.

In den Gefängnissen besteht die Vorschrift, daß Personen unter achtzehn Jahren mit Du angeredet werden. Zuchthäusler werden ohne Unterschied Du genannt. Bekanntlich nannten die Verschwornen in Belgrad den König Alexander Du, als sie ihn im Juni 1903 ermordeten. Alexander Obrenowitsch, danke ab und unterschreibe die Abdankungsurkunde, die wir in Händen haben!

Im Zorn oder im Schrecken pflegen wieder die Verbrecher der Obrigkeit gegenüber ins Du zurückzufallen. Eine gewisse Pietzschker wird wegen einer Übertretung des Prostitutionsregulativs nach dem Polizeiamt abgeführt. Sie bittet den Schutzmann, ein Auge zuzudrücken; sie sucht ihn zu bestechen. Als dieser unerbittlich bleibt, ergießt sich ein Strom von Schimpfreden und Verwünschungen über ihn, wobei sie ihn mit Du anredet. Solche Fälle wiederholen sich oft, sogar in der Schule. Ein Laufbursche, der die Fortbildungsschule besucht hat, nennt nach seiner Entlassung einen Oberlehrer Du, wie ihn dieser zur Ruhe vermahnen will. Vor ein paar Jahren ist hier folgendes vorgekommen: Ein Lehrer züchtigte einen kleinen Jungen. Als ob er gebissen worden wäre, rief der Schlingel: I, Du Luder! Und dabei werden die Schüler in Frankreich von ihren Lehrern immer mit Vous angeredet, bei uns werden sie gewöhnlich nach der Konfirmation, vom vierzehnten Jahre ab, auf den humanistischen Gymnasien von Untersekunda an gesiezt. Naturam expellas furca, tamen usque recurret, sagt Horaz. Auch das Du wird immer unterlaufen, trotz aller eingebleuten Anredeformen.

Der Marquis von Carabas

Roman von Palle Rosenkrantz

Viertes Kapitel

(worin der Leser über einige Zahlen Aufschluß erhält und die Bekanntschaft einer unsympathischen Figur macht)

Auf einem Hügel, eine kleine Viertelstunde von Steensgaard entfernt, steht am Kreuzweg — gerade, wo der Wald beginnt — eine hohe Buche. Sie verdeckt das Schloß mit ihrem Laub; Steensgaard nämlich ist ein Schloß. Es ist aus rotem Stein erbaut mit niederländischen Giebeln und einem kurzen Turm nebst blinkender Spitze. Ellen Marswin soll es erbaut haben, und es ist recht augenscheinlich, daß diese Dame im Bauen tüchtig war.

Die Buche auf der Höhe hat mächtige gekrümmte Äste, und im Mai, wenn im Walde die Bäume ausschlagen, schließt sich ein dichter Rahmen um das rote Schloß. Dieses steht inmitten des Parks mit seinen seltnen Laubbäumen und ewig-

grünen Büschen und schaut über einen blinkenden Graben, der sich auf grüner Wiese in einen Bach verliert, ins Weite. Vor der Wiese liegen flache Weiden, auf denen die Rinder in Reihen stehn — große, glänzende Angler Kühe, wertvolle Herden, und ein mächtiger breiter Stier. Sie gehören zum Besitz des Pächters Schäffer, der einer der wohlhabendsten Leute in der Gegend ist. Für eine entsprechende Abgabe besitzt er das Recht zur Ausnutzung des Landes, und darauf versteht er sich vortrefflich.

Im Rahmen der Buche sieht Steensgaard schön und freundlich aus wie eine Stiftsdame, die sich ihres Ranges wohl bewußt, aber nichtsdestoweniger herablassend freundlich ist, wenn sie einen frommen Blick zu den zehn Kirchen hinübersendet, die mit ihren weißen Türmen und treppenartigen Giebeln durch zerstreut liegende Waldpartien im Osten und Westen hervorlugen. Teils sind es wohl alte, gebrechliche Kirchen mit Storchfamilien auf den Dächern, teils aber auch neugebaute, von hochkirchlicher Vornehmheit, den fetten Zehntabgaben entsprechend. Das Ganze macht den Eindruck eines milden Sattseins und des Vertrauens auf die Zukunft.

An einem sonnigen Tage im Mai, gegen Nachmittag, saß Katt in Jörgens hellgrauem Anzug unter der Buche und blinzelte gegen die Sonne. Die Augen hielt er des blendenden Sonnenscheins wegen fast gänzlich geschlossen, aber dennoch vermochte er gut mit ihnen zu sehen. Er schnurrte einfach vor Wohlbehagen. Aus dem Waldsaum trat Jörgen mit Chasseur hervor, schlank und sonnenverbrannt, im grünen Jagdanzug mit blanken Gamaschen, seinen „Hammerleß" ohne Riemen ruhig auf der Schulter tragend. Katt nickte.

Nun, was geschossen, Marquis?

Keine Spur, sagte Jörgen.

Gott sei Dank, versetzte Katt. Denn ich hasse das Abmorden unschuldiger Tiere. Du magst es vielleicht für weichlich oder schwächlich halten, aber ich bekomme es nicht einmal über das Herz, einen Ohrwurm zu zertreten. Ich kann kein Tier vernichten. Ja, wenn es sich um Menschen handelt, dann ists bei mir etwas andres. Ich könnte da zum Beispiel von der ganzen theologischen Fakultät einen Professor nach dem andern roh — unzubereitet verspeisen. Aber Jagd ist mir widerlich. Deshalb brauchst du nun gar nicht so hochnäsig auszusehen, Marquis. Jag du nur immer zu — denn wenn man euch Landjunkern die Jagd nehmen würde, dann stürbt ihr ja vor Langerweile. Und dabei glaubt ihr doch immer, ihr richtet Gewaltiges aus. Da geht Schäffer und guckt seine Kühe im Spiegel. Der wohnt dicht neben dir und hat seine Hunderttausend auf der Bank, während du —

Jörgen setzte sich auf den Wegabhang und legte die Büchse über seine Knie. Hast du Vaters Papiere nun durchstudiert, Katt? Jetzt bin ich nämlich ausgepumpt bis zum letzten. Fünf Tage lang haben wir uns herumgetrieben, nun müssen wir ans Werk gehn.

Hm. Das würde dir allerdings gut bekommen, Marquis. Ja, die Papiere deines Vaters habe ich durchstudiert. Allen Respekt vor ihm, denn er war ein genialer Mann. Bloß, daß ich nicht einzusehen vermag, warum er dich nicht zu einem ebensolchen Genie erzogen hat.

Jörgen schüttelte den Kopf.

Wäre hoffnungslos gewesen. Außerdem genierte er sich wohl vor mir und wollte mich nicht wissen lassen, wie schwer er kämpfen mußte, um den Schein aufrecht zu erhalten.

Ja, und schließlich nahm er dich beim Genick wie einen jungen Hund und warf dich direkt in die Patsche hinein.

Freilich — und du sollst mich nun herausziehn.

Katt streckte die Beine von sich fort. Siehst du, Marquis, so, wie der kleine Herrenhof da liegt, umgeben von See und Wiesen und Schäffers Kühen, ist er neunhunderttausend Kronen wert, wenn er nicht verkauft werden soll, und knapp siebenhunderttausend, wenn ein hohes Gebot gemacht werden soll. Das weiß man ganz genau. Dem müßigen Beobachter bist du freilich unbeschnitten der Besitzer dieser ganzen Herrlichkeit, aber drinnen beim Bürgermeister am Marktplatz in Ravnekrog liegt ein dickes, ledergebundnes Buch, das auf Folio fünf eine häßliche Wahrheit über deine Besitzverhältnisse erzählt. Deines Vaters Genialität bestand nun darin, daß er diesem redenden Buch den Mund zu stopfen verstand. Du weißt wohl selber nicht, was du auf den Hof eigentlich alles schuldest?

Das in Erfahrung zu bringen, war ja deine Aufgabe, Katt.

Nun, dann hör! Der Obervormundschaft schuldest du sechshunderttausend Kronen. Dazu sag ich nichts weiter, denn das ist eine regelrechte öffentliche Anleihe. Ferner schuldest du dem Kammerherrn Emil von Schinkel zweihundertfünfzigtausend Kronen, also genau eine Viertelmillion. Das ist schon übler, aber am schlimmsten doch für den Kammerherrn selbst, wenn er einmal Lust bekommen sollte, sein Geld beisammen zu sehen. Schließlich schuldest du dir selbst — nun sei gefaßt — vierhunderttausend Kronen.

Ich mir — was?

Ja! Das ist eben die Genialität deines Vaters! Das kleinere Steenfeldsche Fideikommiß von ursprünglich vierzigtausend Talern hat er zu einer Periode, da die Lehnskontrolle mit den Lehnsmännern auf sehr gutem und fröhlichem Fuße stand, ausgezahlt erhalten und mit sehr großer Entschiedenheit zu einem Kapital von vierhunderttausend Kronen umgewechselt, dessen Zinsen du in Zukunft dir selbst auszuzahlen hast. Verstehst du?

Nee!

Ja, ich konnte lange auch nicht daraus klug werden, aber nun hab ichs erfaßt. Die Gelder hat dein Vater verbraucht, sie liegen auf dem Gut und können niemals wieder herauskommen. Die Zinsen an sich selbst hat er gewissenhaft ausgezahlt, wie ich vermute. Das ist nun durchaus kein einzig dastehender Fall, sondern es befestigt deinen Kredit, da du offiziell vierhunderttausend Kronen Fideikommiß besitzest und niemand fragt, wo diese stehn. Wenn du dagegen den Hof verkaufst, so ist alles wie weggeblasen. Eigentlicher Reichtum sind diese vierhunderttausend also nicht, sie sind bloß Kapital. Die Wälder, die Einnahmen abgeben sollten, sind verhauen, und obendrein wird dir von dem Tode deines Vaters ab auf eine lange Reihe von Jahren Schonungspflicht unter öffentlicher Kontrolle auferlegt. Die Gutsabgaben von den Gehöften, die noch nicht verkauft sind, belaufen sich auf zwölftausend Kronen, die Pachtgelder betragen achtzehntausend; zusammengenommen hast du also dreißigtausend Kronen im Jahr. Hiervon sollst du zahlen: an die Unmündigen in Kopenhagen vier Prozent von sechshunderttausend macht vierundzwanzigtausend und zwölftausendfünfhundert an Onkel Emil. Soviel, was die Zahlen betrifft. Bist du mitgefolgt?

Jörgen neigte den Kopf. Ja — das ist allerdings nicht lustig — aber das wußte ich schließlich auch im voraus. Sind denn gar keine Lichtblicke vorhanden?

Einer, sagte Katt freundlich. Dein Kredit. Alle Leute glauben, daß die Schuld an Onkel Emil zinsenfrei sei; es heißt, ihr solltet den einmal beerben. Schließlich hast du ja deine vierhunderttausend Kronen.

Was kann das helfen! Wenn nun Onkel Emil eines Tages stirbt?

So bekommst du noch einmal eine Schenkung von einer Viertelmillion, die du dir selbst verzinsen kannst. Ja, du bist wahrhaftig ein Glückspilz, aber sei nur ruhig, der Onkel ist noch am Leben.

Hat Vater ihm die Zinsen bezahlt?

Auf Heller und Pfennig, und das ist dein Glück. Dein Vater war ein zuverlässiger Mann, er bezahlte, so lange er konnte, und als er nicht mehr konnte, da starb er ganz einfach.

Woher weißt du das alles eigentlich? fragte Jörgen müde.

Ich bin in der Stadt gewesen und habe mit dem Gutsverwalter deines Vaters gesprochen, das heißt mit einem kleinen Anwalt, der die Waldauktionsrechnungen deines Vaters einkassierte und im übrigen nicht das geringste von dessen Affären wußte. Er redete freundlich von deinem Vater, wenn auch ein wenig bitter, denn viel ist bei dessen Geschäften für ihn nicht abgefallen. Und dadurch, daß ich ihm erzählte, ich sei dein neuer Gutsverwalter, vermochte ich ihn auch nicht heiterer zu stimmen.

Hast du das gesagt?

Freilich. Es schien allerdings, als habe ich mich selbst dazu ernannt, jedoch es ist am besten, du dankst für seine weitern Dienste und bestätigst die Ernennung. Ich habe vier Jahre lang Jura studiert, und mit Gottes Hilfe werde ich hier schon Klarheit schaffen. Hier bedarf es auch nicht der Rechtswissenschaft, sondern eines klaren Finanzkopfes, und den habe ich. Daß ich davon bisher keinen Gebrauch gemacht habe, liegt nur daran, daß ich niemals mehr als zehn Kronen auf einmal in den Händen gehabt habe. Aber ich sage dir, du wirst staunen. Staunen, sag ich!

Jörgen hatte sich erhoben und stand auf die Büchse gestützt.

Sag mir, Katt, was willst du nun eigentlich machen?

Wir brauchen fünfzigtausend Kronen, Marquis, und zwar für Erbsteuer, Zinsen und andres mehr; denn wir wollen doch ebenfalls leben! Und diese Summe will ich jetzt schaffen.

Na, sagte Jörgen, mit Läppereien scheinst du dich jedenfalls nicht abzugeben.

Katt streckte sich, als ob er seine Glieder prüfen wollte.

Wenn wir uns nicht rettungslos blamieren wollen, dann können wir nicht weniger verlangen.

Von wem aber?

Von Onkel Emil, ganz einfach.

Der tut das nie!

Er muß. Laß mich nur machen, Marquis. Leute, die nicht drängen, können immer noch borgen, und dein Kredit ist ungewöhnlich fein. Dank du wieder deinem Vater in seinem Grabe. Ich will dir aber sagen, hätte der Himmel nicht mich dir gesandt, so wärst du bis zum Herbst vom Hofe verschwunden. Sei du nur der Graf, Marquis, und für das übrige laß mich sorgen. Am besten ist, du vergißt, daß du nichts besitzest.

Jörgen zuckte mit den Achseln. Von barem Gelde besitze ich jedenfalls keine Spur.

Katt blickte mit gewinnendem Lächeln auf. Einige hundert Kronen, die der Aufmerksamkeit deines Vaters entgangen sind, liegen noch beim Advokaten. Wenn du es unterlassen kannst, sie vor vier Tagen abzuheben, so wäre es am besten. Aber, sieh, dort kommt ein herrschaftlicher Wagen den Hügel herabgerollt. Donnerschlag, ist der aber mal stilvoll!

Jörgen blickte auf.

Über den Kamm des Hügels kam eine Viktoriakutsche daher, die mit zwei Schimmeln bespannt war. Die Tiere tänzelten den harten Weg hinunter, während ihnen der Schaum vor den Mäulern stand.

Das ist Wildenbrück von Aastrup, sagte Jörgen, unser alter Schulkamerad aus der dritten Klasse. Du weißt, dort saß er drei Jahre lang, bis sie ihn schließlich herausnehmen mußten.

Wildenbrück? fragte Katt, und sein Blick wurde ganz zornig, der widerliche, aufgeblasne Kerl? Wohnt er denn hier in der Nähe?

Ja, sagte Jörgen, er ist mein nächster Nachbar. Aber über den kannst du ganz ruhig hinwegsehen, Katt. Er ist ein notorischer Einfaltspinsel, über den alle lachen. Du mußt mir bloß versprechen, nicht beleidigend gegen ihn zu werden, denn das ist er gar nicht wert. Im übrigen ist er ganz manierlich, und er hat eine Frau, die einfach süß ist — süß, sag ich dir, und pikant.

Der Wagen war näher herangerollt. Jörgen hob die Hand empor.

Tag, Franz Ferdinand. Willkommen! Gilt der Besuch mir?

Baron von Wildenbrück saß allein im Wagen. Mit wohlwollendem Ausdruck in seinen großen, hervorstehenden Augen beugte er sich nach vorn und stieß seine Antwort ein wenig zwischen dem rotblonden, herabhängenden Schnurrbart hervor. Dies war seine Art zu sprechen; die Worte kamen sprungweise aus dem Gehege der Zähne; es lag ein Sprachfehler an ihnen, der im großen Hartkorn nicht selten ist.

Hast du Zeit, Jörgen — dann setz dich zu mir herein; Chasseur kann auch mit hereinkommen, wenn du ihn nicht gern hinter dem Wagen herlaufen lassen willst.

Die Pferde standen und stampften ungeduldig den Weg, während der lange dünne Kutscher die Fliegen von ihren Ohren mit der Peitsche fortzuschlagen suchte. Jörgen ergriff Katt bei der Hand. Darf ich dir meinen neuen Gutsverwalter vorstellen, Franz? sagte er. Der Baron drehte den Hals um eine Kleinigkeit. Der kann sich auf den Bock setzen, erwiderte er gnädig.

Falls du nicht lieber hinter dem Wagen herlaufen willst, Katt, versetzte Jörgen mit fröhlichem Lächeln. Aber willst du nicht so gut sein und hersehen, Franz. Das ist ja Katt aus dem Institut des Rektors Blomberg. Der richtige, echte Katt.

Der Baron fixierte Katt, der apathisch dastand und sich leicht über sein schwarzes, schimmerndes Haar strich.

Ich erinnere mich Ihrer nicht, sagte er endlich, aber Sie können sich trotzdem zu dem Kutscher setzen.

Jörgen lachte. Allerdings, ihr saßt ja auch in der Klasse ziemlich weit voneinander entfernt, und du bliebst mit Vorliebe immer da, wo du warst. Fahr nur in den Hof hinein, Franz, und laß ausspannen. Katt und ich gehn über das Feld nach Hause, währenddessen du Zeit gewinnst, Erinnerungen an alte Tage aufzufrischen.

Und während Jörgen ihm die Hand drückte, fügte er leise hinzu: Verhalte dich ruhig, Franz. Katt ist mein Faktotum, und ohne ihn kommst du nicht fort.

Jörgen trat zum Wegrande zurück, wo „sein Faktotum" stand.

Was will der Tropf? fragte Katt mit gedämpfter Stimme.

Geld von uns borgen, sagte Jörgen lächelnd. Das habe ich ihm gleich ansehen können.

Gott segne ihn, versetzte Katt, indem er einen Sprung machte. Da kannst du es sehen, Marquis, der Herr sei gelobt für solchen Kredit. Fahr du nur heim mit ihm, und überlaß das Weitere mir. Triff aber ja kein Abkommen mit ihm. Ich will in der Einsamkeit nachdenken.

Also fuhr Jörgen mit dem Baron von dannen, während Katt mit gesenktem Kopfe langsam den Hügel hinaufschritt.

Fünftes Kapitel

(worin die Leserinnen für die Sachlichkeit der vorigen Kapitel dadurch schadlos gehalten werden, daß die Heldin des Buches in sowohl standesgemäßer als auch ansprechender Erscheinung vorgeführt wird)

Der Wagen aus Aastrup rollte flüchtig den Weg hinab, und Katt ließ sich reichlich Zeit. Blitzartig war ihm ein Plan durch den Kopf gefahren, und er hatte ihn auf der Flucht ergriffen. Zunächst und zuvörderst galt es, Verbindungen mit der Finanzwelt und bares Geld zu schaffen. Sein Besuch in der Stadt hatte ihn von Steenfelds Kredit überzeugt. Der Alte hatte es wirklich verstanden, alle Nichtbeteiligten über seine Geldlage im unklaren zu halten; alle betrachteten ihn für einen schwer reichen Mann und waren durch seine Genauigkeit in dieser Annahme nur bestärkt worden. In Wirklichkeit hatte er einen harten Kampf geführt und Zinsen und Steuern nur dadurch decken können, daß er seine Wälder bis zum Äußersten ausnutzte. Für sich selbst dagegen hatte er nichts gebraucht, und er war sein eigner Förster und Gutsverwalter gewesen. Daher war das Ganze noch gegangen.

Jörgen dagegen verstand nichts von alledem, und es war deshalb notwendig, gleich Geld zu erheben und in der Hauptstadt durch ständige Benutzung des guten Kredits neue Mittel zu schaffen zu suchen. In Kattrup steckte wirklich etwas von einem Finanzgenie. Er hatte auf dem Bureau eines mehr bekannten als angesehnen Anwalts gearbeitet und dort nicht geringe Erfahrungen gewonnen. Sein Unglück im Kollegium hatte ihm den Lebensmut geraubt, aber sein Plan, sein Schicksal mit Jörgen Steenfeld in Verbindung zu bringen, war nicht ganz ein blinder Einfall gewesen.

Wenn ihn auch Jörgen im Laufe der Jahre vergessen haben machte, so war er doch seinem Kameraden stets gefolgt, und nun griff er zu. Und was Karl Konstantin Kattrup tat, das tat er auch ganz. Es galt, sich völlig auf Jörgens Seite zu stellen und dessen Sache wie seine eigne zu führen. Sein eigner Nutzen dabei mußte ihm nebensächlich sein, denn Jörgen war einer von den Menschen, die alles nehmen und nur wenig dafür geben. Von einer sentimentalen Freundschaft konnte hier somit niemals die Rede sein, und die wahre Kameradschaft zwischen beiden beruhte im Grunde auf Kattrup selbst. Und nun stand er mitten in der Arbeit. Als er noch einsam und freundelos und von den Launen einer alten, verschrobnen Frau abhängig gewesen war, da hatte er sich willenlos im Strome forttreiben lassen — nun dagegen nahm er selbst das Steuer in die Hand und bestimmte den Kurs, in dem er fuhr.

Mit gebeugtem Kopf schritt er den Hügel hinauf, um dann einem Fußpfad zu folgen, der über die Wiese nach Steensgaard führte. Da wurde er plötzlich von einem Kutscher angerufen, der zwischen seinen beiden Mietpferden am Kamme des Berges auftauchte. Kattrup blieb stehn; denn oben am Wege hielt eine wacklige Wiener Kutsche, in deren heruntergeschlagnem Fond zwei Damen saßen: eine ältere, starke und eine noch ganz junge — beide in Reisetracht.

Hören Sie, lieber Freund, rief die ältere, noch bevor Katt an die Seite des Wagens getreten war, wollen Sie nicht so gut sein und uns sagen, ob dieses der Weg nach Stubberup ist?

Katt blickte zu ihr hinauf. Sie hatte ein liebenswürdiges, rundes Gesicht und zwei helle, freundliche Augen unter ihrem eleganten Reisehut. Trotz des fürchterlichen Fuhrwerks schien sie eine vornehme Dame zu sein. Die Jüngere hatte sich währenddes etwas vorgebeugt, ihr Blick traf Kattrups Augen, und dieser schrak fast zusammen vor Bewunderung. Wie lieblich sie war!

Er machte freilich den Versuch, sich über die Einzelheiten ihres Gesichts klar zu werden, doch dieses ließ sich nicht in Augen, Nase, Wangen, Haar und Kinn

zerlegen, es war das Ganze, das ihn zur Bewunderung hinriß: das einem Jens Juelschen Familienbilde ähnelnde, reine und zarte Gesicht. Ein junges Schloßfräulein mochte sie sein. Gesichter kann man im Grunde genommen überhaupt nicht beschreiben — in sein Gehirn aber hatte sich ein Bildnis fein und doch stark eingeprägt, gerade ein Bild von Jens Juel.

Hören Sie nicht, lieber Freund, wiederholte die Ältere. Der Kutscher ist hier noch niemals gefahren und weiß nicht mehr Bescheid. Wir wollen nach Stubberup. Ist dieses der Weg?

Es war nicht der Weg — denn dieser bog unterhalb des Berges ab, und da er mitten durch den Wald führte und verschiedne Nebenwege sich von ihm abzweigten, so war es wirklich schwer, ihn zu finden.

Ich werde mich wohl zu dem Kutscher hinaufsetzen müssen, sagte Katt zuvorkommend, denn allein findet er sich sicher nicht zurecht. Das ist allerdings auch alles, was ich von dieser Gegend kenne, denn ich bin hier nur seit kurzem und darum ebenfalls fremd.

Die alte Dame jedoch lud ihn freundlich ein, auf dem Vordersitz Platz zu nehmen, und so kletterte er denn in das Vehikel hinein, das in allen Fugen krachte, worüber das junge Mädchen lachen mußte.

Papa sollte uns bloß in dieser Karre sehen, Mama, sagte sie. So geht es, wenn du einmal herrschen darfst.

Die ältere Dame lächelte. Wie heißen Sie, mein guter Mann? Ich mag immer gern wissen, wen ich vor mir habe.

Mein Name ist Kattrup, Kandidat, erwiderte dieser mit einer Verbeugung, die ihn, da der Wagen gerade eine Wendung machte, beinahe in den Schoß des jungen Mädchens warf.

Sie lachten alle drei.

Und Sie sind? fragte die ältere Dame.

Gutsverwalter auf Steensgaard, erwiderte Katt mit Selbstgefühl. Er begann sich an den Titel, der ihm so flott zu klingen schien, zu gewöhnen.

Bei wem dienen Sie denn? fragte die ältere Dame, der der Titel weit weniger imponierte, als Katt erwartet hatte.

Bei dem Gutsherrn Jörgen Steensfeld, versetzte er mit Würde.

Ih, nicht möglich; das wär ja amüsant, dem Sohn vom alten Henrik Steenfeld, dem lieben, prächtigen alten Herrn! Weißt du, Rose, der war einer meiner allereifrigsten Ballkavaliere in alten Tagen.

Mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen? fragte Katt im Ton eines Hofmannes. Er hatte schon das Gefühl, daß er sich in höhern Kreisen bewegte, und machte sich schon auf eine Herzogin oder dergleichen gefaßt. Das junge Mädchen jedenfalls glich einer Prinzessin.

Ich bin die Lehnsgräfin Markdanner; mein Mann ist er, Sie wissen wohl, der Minister.

Katt knickte nach vorn über. Wie vielemale hatten er und seine Caféfreunde sich über den ganz neuen Mann in der Politik lustig gemacht, über den Mann mit den Rennpferden, wie ihn die Witzblätter zur allgemeinen Belustigung aufgezeichnet hatten. Nun tat er im stillen der Exzellenz Abbitte.

Ihre Gnaden erzählte weiter: Mein Mann hat Stubberup vor ein paar Jahren übernehmen müssen, doch sind wir niemals dort gewesen, denn, wissen Sie, mein Mann ist zu sehr in Anspruch genommen; nun aber soll die Friedenskirche dort eingeweiht werden, wie Sie vielleicht wissen, und Roses — das heißt meiner Tochter früherer Lehrer ist dort Prediger geworden. Wir haben nun ein Altar-

tuch gestickt und wollen das dem Prediger übergeben. Wir kommen ganz unerwartet, um die lieben Menschen zu überraschen. Pastor Kabel ist nämlich mit einer Pächterstochter aus unserm Trudstrup vermählt, wissen Sie, und es soll nun eine wirkliche Überraschung werden.

Katt vermochte sich lebhaft in die frohe Überraschung hineinzuversetzen, die dem Dorfprediger und seiner Ehehälfte zuteil werden würde, wenn plötzlich eines schönen Tags Ihre Gnaden des Ministers Gemahlin und deren Tochter ihnen mitten bei Eierkuchen und Dünnbier ins Haus hineinplatzten.

Rose vermochte ihm den Gedanken vom Gesichte zu lesen, und sie sagte deshalb, leise lächelnd: Die Idee mit der Überraschung stammt von Mama.

Da wurde die alte Dame eifrig. Finden Sie nicht, Herr Kastberg, daß die Idee gut ist?

„Herr Kastberg" sagte nichts, und Ihre Gnaden fuhr fort: Sind Sie vielleicht mit dem Prediger Kastberg in Hjernesley verwandt?

Katt war es leider nicht, er erlaubte sich auch, Kattrup zu heißen und weder mit dem Glöckner Kattrupp bei St. Lukas noch mit dem Pächter Kattrup auf Bellinge verwandt zu sein. Alles dieses schreckte jedoch Ihre Gnaden nicht ab. Sie strahlte vor Freude am Erzählen und ließ sich eine schöne, stimmungsvolle Beschreibung über die letzten Tage des alten Hofjägermeisters liefern. Die Phantasie hierbei machte Katt alle Ehre. Dann erzählte sie von Jörgen, der sehr klein gewesen wäre, als Ihre Gnaden ihn zuletzt gesehen habe — bis schließlich konstatiert wurde, daß sie ihn achtmal im letzten Winter getroffen hatte, wobei er durchaus nicht mehr so klein gewesen war.

Rose war noch nicht der Gesellschaft vorgestellt worden, da sie, wie Ihre Gnaden mitteilte, erst neunzehn Jahre zählte. Katt fand jedoch im stillen, daß sie nicht mehr als achtzehn Jahre alt sein könne, und darin hatte er recht; denn sie verbesserte die Mutter mit einem feinen, leichten Erröten, das sie allerliebst kleidete.

So erreichten sie endlich die Stelle, wo sich der Weg abbog, und Katt erhob sich nunmehr, um auszusteigen. Die Damen drückten ihm die Hand und dankten ihm für seine Gefälligkeit; er selbst wünschte im stillen, daß die Fahrt noch länger gedauert hätte, und gelobte sich feierlich, niemals wieder herabsetzend von einer Exzellenz zu reden, die eine solche Tochter habe. Rose Markdanner fand, daß der junge Gutsverwalter einem italienischen Künstler ähnle, doch Ihre Gnaden meinte, daß dennoch etwas an ihm läge, das an eine Katze erinnere. Und dieses war keineswegs so verwunderlich.

Stubberup lag noch fünf Viertelstunden weit entfernt, und als Katt in das Forsthaus kam, von dem aus der alte Hofjägermeister zu seiner Bequemlichkeit hatte Telephon anlegen lassen, telephonierte er an den Gutsverwalter von Stubberup, daß Ihre Gnaden, die Lehnsgräfin, den Pastor überraschen wollte. Und dieses schuf ihm später eine getreue Freundin in der Gemahlin Seiner Wohlehrwürden und bezeugte seinen angebornen, praktischen Sinn.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Schluß des Moltke-Hardenprozesses. Pläne zur Reichsfinanzreform.)

Berlin, 5. Januar 1908

Der Prozeß gegen Maximilian Harden wegen Beleidigung des Grafen Moltke ist noch in das neue Jahr hinübergenommen worden. Er erlitt noch einmal eine Unterbrechung durch einen neuen Krankheitsanfall Hardens, doch konnte am 3. Januar endlich das Urteil gefällt werden. Es lautete auf vier Monate Gefängnis; die Strafkammer folgte genau dem Antrag des Oberstaatsanwalts. In der juristischen Behandlung dieses Falles wird das jetzt gesprochne Urteil wahl noch nicht des Dramas letzten Akt bedeuten. Nicht nur weil der Verurteilte von dem Rechtsmittel der Revision Gebrauch macht, sondern auch weil ein weiteres Verfahren wegen Beleidigung des Fürsten Eulenburg zu erwarten ist. Die unerquickliche Angelegenheit wird uns also wohl noch lange beschäftigen, aber ihre politische Seite, die uns allein hier interessieren kann, spielt dabei nur noch eine geringe Rolle. Politisch ist die Sache zu Ende, und keine neue Verhandlung kann den Zusammenbruch, den Harden erlitten hat, wieder heilen aber auch nur verhüllen.

Die Unzulänglichkeit der Beweisaufnahme bei der ersten Verhandlung vor dem Schöffengericht ist durch die Feststellungen dieses zweiten Prozesses erst recht offenbar geworden. Wir halten es für verkehrt, sich deshalb in Vorwürfen gegen die in dem ersten Prozeß tätigen Personen zu ergehen, die zweifellos ihr Bestes getan haben, um das Recht zu finden. Der Fehler lag vielmehr darin, daß Graf Moltke durch das Versagen der Staatsanwaltschaft auf den Weg der Privatklage beim Schöffengericht gedrängt wurde, und die Sache dadurch vor eine richterliche Behörde gebracht wurde, die ihrer ganzen Zusammensetzung und Einrichtung nach sowie durch den Mangel an Gewicht und Erfahrung in solchen Verhandlungen von unberechenbarer Tragweite für die Öffentlichkeit nicht die geeignete Stelle sein konnte, um derartiges zum Austrag zu bringen. Die Staatsanwaltschaft hat wenigstens den Fehler wieder gut gemacht.

Nach den Ergebnissen der frühern Beweisaufnahme konnte die Freisprechung Hardens nicht überraschen, weil die Verhandlung weithin den Eindruck hinterlassen hatte, daß sich Harden durch die Aufdeckung gewisser Vorgänge und Zustände ein Verdienst erworben habe. Jetzt aber hat das Ergebnis des zweiten Prozesses ein gänzlich verändertes Bild geschaffen. Es muß offen bekannt werden, daß auch viele, die über die Wirksamkeit Hardens einigermaßen Bescheid zu wissen glaubten, überrascht worden sind.

Der politische Wert des Prozesses liegt darin, daß er weiten Kreisen einen Blick in die Werkstatt des vielbewunderten und vielgescholtnen Publizisten gestattet hat. Wenn man in den letzten Wochen und Monaten mit Personen zusammentraf, bei denen man einige Kenntnis der Personalverhältnisse und der intimeren Beziehungen innerhalb der Behörden, der Parlamente und der Presse voraussetzen konnte, dann wurde eigentlich wohl niemals des Prozesses Harden Erwähnung getan, ohne daß zugleich die Überzeugung ausgesprochen wurde, Harden habe sicher noch ein ungeheures Material im Rückhalt. Denn man wußte, wie viel von allen möglichen Seiten zugetragen wurde, und niemand glaubte, daß ein Mann von so scharfem Verstand und langjähriger publizistischer Erfahrung sich ohne starkes Rüstzeug auf das Glatteis der Enthüllungen und des politischen Skandals begeben haben könne. Nun war ihm jetzt die Gelegenheit gegeben, sein Material vollständig auszukramen, und das einfachste Gebot der Selbsterhaltung mußte ihn veranlassen, das zu tun,

denn es handelte sich um seinen politischen und journalistischen Ruf, der für ihn so viel der Verteidigung wert war wie für andre Kopf und Kragen. Und da begab sich das Merkwürdige, daß das „Material“ des Angeklagten im Laufe der Verhandlung immer mehr zusammenschrumpfte wie die Hülle eines Luftballons, dem das Gas entströmt. Zuletzt blieb von den vermuteten Quellen, aus denen Harden seine Darstellung geschöpft haben sollte, weiter nichts übrig als die Aussage einer hysterischen Frau. Daraus, daß Harden den Gesundheitszustand der geschiednen Gattin des Grafen Moltke nicht richtig erkannt hat, kann ihm freilich billigerweise kein Vorwurf gemacht werden; denn die Dame wurde ihm durch Geheimrat Schweninger zugeführt. Wenn dieser als erfahrner Arzt und Gatte einer nahen Verwandten des Grafen Moltke die Aussagen der jetzigen Frau von Elbe für glaubwürdig hielt, so kann man Harden nicht tadeln, wenn er persönlich das Gleiche tat und den Aussagen Glauben schenkte. Indessen von dem Erfassen einer persönlichen Meinung bis zum Eintritt in eine große Aktion, um mit Tinte und Feder den Angriff gegen eine staatsgefährliche Gruppe zu führen, ist für einen erfahrnen Publizisten immer noch ein weiter Weg. Eine sorgfältigere Prüfung des Materials mußte zeigen, daß es nicht ausreichte, um öffentliche Anklagen und Enthüllungen zu stützen. Denn ein guter Menschenkenner wird die Aussagen einer leidenschaftlichen und angeblich gekränkten Frau, wenn sie nicht anderweitig bekräftigt sind, niemals ohne weiteres als Tatsachen ansehn, die er nötigenfalls vor Gericht verwenden kann, und nur auf solche Tatsachen gestützt kann man einen publizistischen Feldzug führen. Eine solche Vorsicht ist auch da nötig, wo keine Zweifel an der geistigen Gesundheit der Dame gehegt werden.

Nun hat sowohl Harden als auch Geheimrat Schweninger offenbar unter dem Eindruck von Gesprächen gestanden, in denen Fürst Bismarck seinerzeit in Friedrichsruh seinem Groll gegen den damaligen Grafen Philipp zu Eulenburg und seine Freunde Luft machte. Aber im vertrauten Kreise spricht sich mancher über Personen und Dinge, die ihm widerwärtig sind, gern so drastisch aus, wie es die Umstände nur irgend gestatten, ohne daran zu denken, daß der Hörer die Worte buchstäblich nimmt; leidenschaftliche Naturen gehn darin nicht selten bis an die äußerste Grenze und drüber hinaus. Ein so vulkanisches Temperament wie Fürst Bismarck machte davon keine Ausnahme; wie er sich in gereizter und bittrer Stimmung im engsten Kreise auszusprechen pflegte, davon gibt es auch sonst Beispiele genug. Aber es ist direkt unbegreiflich, wie Harden auf den Gedanken kommen konnte, sich auf diese Zornesausbrüche als Zeugnisse für Tatsachen zu stützen. Auch wenn mehrere Personen vorhanden waren, die den Wortlaut der Bismarckischen Äußerungen bestätigen konnten — und auch hierin sah er sich im Stich gelassen —, so mußte er voraussehen, daß diese Zeugen unter der Wucht des Eides unmöglich eine Deutung jener Äußerungen geben konnten, die vor Gericht als ausreichender Beweis für Tatsachen gelten durfte. Harden hatte also wirklich die denkbar schwächsten Stützen für seine Behauptungen. Da er aber gleichwohl mit derselben Sicherheit aufgetreten war, mit der er sonst als angeblich genau Eingeweihter die intimsten Vorgänge der Politik und des Haslebens zu kennen vorgab, so wurde dadurch den Bewunderern Hardens zum erstenmale recht deutlich der Rückschluß aufgedrängt, daß auch sonst die eigenartige Stellung Hardens zu den politischen Fragen häufig keine andre Grundlage hatte als Klatsch, Mißverständnisse und falsch bewertete Nichtigkeiten.

Wir halten diese Feststellung für das Wichtigste an der ganzen Sache. Nicht um der Person Hardens willen, sondern weil wir meinen, daß diese Erfahrung unsrer ganzen Zeit heilsam sein kann. Man hat sich in dem letzten halben Jahre recht viel darum gestritten, aus welchen Motiven Harden gehandelt haben mag. Der Streit ist müßig, weil sich darüber nichts beweisen läßt, am wenigsten bei

einer so komplizierten Natur wie Harden. Wenn jetzt seine Freunde sagen werden, gerade die Unvorsichtigkeit, mit der er ohne genügendes Material vorgegangen sei, bürge für seinen guten Glauben und seine edle Absicht, so wird psychologische Erfahrung dem entgegenhalten können, daß diese Sicherheit auch ebensowohl das Ergebnis eines Selbstbetrugs sein kann, der bei eiteln Naturen durch fortgesetzte Erfolge auf einem bestimmten Gebiete sich sehr leicht einstellt und die Schärfe der Urteilskraft mindert. Indessen wie sich das auch verhalten mag, der verruchte Bösewicht, über dessen Unschädlichmachung jetzt plötzlich alles frohlockt, ist Harden ebensowenig wie der schwer verkannte Vaterlandsretter, als der er von seinen Freunden beklagt wird. Wir haben es schon einmal gesagt und möchten es jetzt gerade nach der vollständigen Klärung, die der zweite Prozeß gebracht hat, noch einmal wiederholen: Harden ist ein Produkt und ein Typus unsrer Zeit, und weniger seine Person als die Zeitkrankheiten sind es, die in ihm an den Pranger gestellt werden. Dieser begabte Publizist ist auf den Weg, den er genommen hat, hauptsächlich dadurch geraten, daß sein Streben, sich aus engen und widrigen Verhältnissen herauszuarbeiten, ihn der Versuchung erliegen ließ, die Schwächen und Unarten des Nationalcharakters und unsrer Zeit als Mittel zum Erfolge zu benutzen. Das hat ihn emporgetragen, aber man darf dabei nicht übersehen, daß eben dadurch ein großer Teil des deutschen Volks zum Mitschuldigen Hardens geworden ist.

Die natürlichen Rückschläge, die nach dem Scheiden Bismarcks aus seinen Ämtern in der politischen Stimmung eintreten mußten, sind der Nährboden für Hardens Tätigkeit geworden. Diese Tätigkeit war niemals die einer sachlichen Opposition gegen bestimmte Grundsätze und Maßnahmen des neuen Kurses, sondern Stimmungsmache, Erhaltung einer grundsätzlichen Verdrossenheit gegen alle, die es wagten, nach dem März 1890 noch deutsche Politik zu machen. Die ziellose Nörgelsucht der Zeit kam ihm zu Hilfe. Der deutsche Philister, der sich unter Bismarcks Kanzlerschaft wahrhaftig nicht in Unkosten gestürzt hatte, sondern im Grunde nur froh war, daß die große Politik ohne Anstrengung und Nachdenken von seiner Seite so ausgezeichnet besorgt wurde, glaubte nun außerordentlich viel zu tun, wenn er im Gegensatz zur vergangnen Zeit alles durch ein Verkleinerungsglas betrachtete. Bei dem Darniederliegen des politischen Verständnisses und Pflichtgefühls vermochte er aber für all das Kleine und Fehlerhafte, was nach seiner Meinung ringsum geschah, keine andre Erklärung zu finden als die Histörchen, die ihm das Hintertreppengeschwätz bot. Solche Zeit war allerdings wie geschaffen für das Emporkommen eines Publizisten, der — unter lebhaft zur Schau getragner Bismarckbegeisterung, im übrigen aber ohne feste politische Gesichtspunkte — immer eine interessante Wissenschaft von allem, was hinter den Schlüssellöchern, in den Alkoven und auf den Hintertreppen vorging oder gesprochen wurde, verriet und in jedem Fall, es mochte geschehen, was da wollte, mit pikanter Bosheit festzustellen verstand, daß man wieder einmal das Falsche getan habe. Aber, wie schon erwähnt, der einzige Schuldige ist Harden nicht. Jeder Publizist und Parlamentarier wird bestätigen können, daß diese kleinliche und häßliche Methode politischen Denkens bis heute beinahe die Regel geworden ist. Das normale Denken in politischen Fragen ist überwuchert durch anekdotischen Kleinkram und Klatsch, und als der am besten unterrichtete Politiker gilt nicht der, der die besten Erfahrungen und Kenntnisse in einer Sache hat, sondern der am besten Bescheid weiß in dem persönlichen Klatsch, der zufällig mit der Frage verknüpft worden ist. Ein typisches Beispiel für die heute besonders beliebte politische Methode ist das neuliche Vorgehn des Abgeordneten Dr. Paasche gegen den Kriegsminister. Das Bewußtsein, durch zufällige persönliche Beziehungen in einem bestimmten Augenblick über einige Nebendinge besser unterrichtet zu sein als der Minister — was für die Sache völlig gleichgiltig war —,

war dem sonst so gescheiten Politiker und Parteiführer so zu Kopfe gestiegen und raubte ihm so das Unterscheidungsvermögen, daß er gar nicht merkte, einen wie schlimmen Fehler, der für die Politik seiner Partei verhängnisvoll werden konnte, er eigentlich machte. Wenn irgendwo heute ein guter Zeitungsartikel erscheint, wird sicherlich erst ganz zuletzt gefragt, was darin steht, und was er sachlich wert ist; vorher zerbricht sich alles den Kopf, wer den Artikel vielleicht „lanciert" haben könnte, und in welcher möglichst weit hergeholten Absicht es geschehen ist.

Diese ganze Richtung des heutigen politischen Denkens, die immer die Nebendinge, persönliche Motive, das Sensationelle, die unwahrscheinlichsten Kombinationen aufsucht und in den Vordergrund schiebt, ist die Hauptursache der für unser skeptisches Zeitalter sonst beinahe unerklärlichen und mitunter an das Kindische streifenden Leichtgläubigkeit in politischen Dingen. Ein vernünftiges Urteil, das aus der Sache selbst geschöpft ist, wird mitleidig belächelt, aber das Dümmste wird unbesehen geglaubt, wenn der, der es behauptet, den Eindruck zu erwecken weiß, daß er über besondre Verbindungen verfügt. Es ist von Wert, daß diese Art, Politik zu machen, durch den Prozeß Harden einmal in ihrer ganzen Hohlheit und Wertlosigkeit offen dargelegt worden ist. Es wird zwar dadurch noch keine endgiltige Heilung eintreten, aber einen starken Stoß wird die Politik des Flüsterns, Raunens, Klatschens und Nörgelns doch hoffentlich erhalten.

Bald geht es nun wieder an ernstere Arbeit, denn die Weihnachtspause der Parlamente nähert sich ihrem Ende. Im Reichstag wird voraussichtlich die Reichsfinanzreform die Frage aller Fragen werden; alles spitzt sich darauf zu. Die Gegensätze, die es dabei zu versöhnen gilt, sind an dieser Stelle schon einigemal gekennzeichnet worden. Weshalb die Forderung direkter Reichssteuern vorläufig als unerfüllbar gelten muß, ist hier auch schon angedeutet worden. Es würde das einen zu tiefen Eingriff in die verfassungsmäßigen Grundlagen des Reichs bedeuten. Vorläufig muß man also bei den Mitteln bleiben, die die Reichsverfassung an die Hand gibt. Zunächst handelt es sich dabei um den Ausbau der indirekten Verbrauchssteuern, unter möglichster Berücksichtigung der liberalen Wünsche, weil bei der grundsätzlichen Gegnerschaft der Liberalen gegen indirekte Steuern von dieser Seite ohnehin Zugeständnisse gemacht werden müssen. Die einzigen vernünftigen Steuern dieser Art sind die Steuern auf Gegenstände des Massenkonsums, soweit dieser Konsum mehr auf den Lebensgewohnheiten und Neigungen der Bevölkerung als auf absoluter Notwendigkeit zum Zweck des Lebensunterhalts beruht. Denn diese Steuern sind die einzigen, die schon bei einer kaum merkbaren Mehrbelastung des Verbrauchers, die dieser willig auf sich nimmt, recht bedeutende Erträge geben. Für unsre deutschen Verhältnisse würden in erster Linie Bier und Tabak in Betracht kommen. Aber da in Steuerfragen nicht die Vernunft und Wahrheit, sondern die agitatorische Phrase das letzte Wort zu sprechen pflegt, und der deutsche Volksvertreter den Ärger des kannegießernden Biertrinkers mehr zu fürchten hat als alles andre in der Welt, so wagt man mit der Bierbesteuerung nicht so weit zu gehn, wie es im Interesse der Reichsfinanzen geboten wäre. Was aber den Tabak betrifft, so ist die Reichsfinanzverwaltung bisher durch den Reichstag genötigt worden, selbst auf die bescheidensten Pläne zur bessern Ausnutzung dieser Steuerquelle zu verzichten, weil es nicht gelungen war, die hier besonders stark auseinanderstrebenden Interessen gleichmäßig zu berücksichtigen. Die Vorschläge, mit denen sich Tabakindustrie und Tabakhandel allenfalls befreundet hätten, galten dem Tabakbau als ruinös, und umgekehrt. Jetzt will man es noch einmal versuchen mit der Zigarren-Banderolesteuer. Es ist die einzige Form der Besteuerung, bei der die Last mit einiger Sicherheit dem Verbraucher auferlegt werden kann, und die zugleich eine Abstufung der Belastung nach dem Wert der fertigen Ware gestattet.

Von sonstigen Verbrauchssteuern bleibt dann eigentlich nur noch die Umgestaltung der Branntweinbesteuerung übrig, die bekanntlich durch ein Branntweinmonopol erreicht werden soll. Den grundsätzlichen Widerstand der Liberalen gegen Monopole jeder Art hofft man in diesem Falle durch Berücksichtigung ihrer andern Wünsche bezüglich der Behandlung des Branntweingewerbes zu überwinden. Das Nähere darüber wird noch später Gegenstand der Erörterung werden.

Alle diese Vorschläge sind jedoch nicht imstande, den Bedarf des Reichs voll zu decken, und so ist man immer noch auf die Ergänzung der Reichseinnahmen durch die Matrikularbeiträge angewiesen. Denn das Suchen nach allen möglichen Steuerquellen, wie es bei dem letzten Reformversuch notgedrungen geschehen mußte, kann nur zu Mißerfolgen führen, wie sie die verunglückte Fahrkartensteuer mit sich gebracht hat. Daß diese Steuer, die in ihrer jetzigen, besonders verfehlten Form bekanntlich der Regierung durch den Reichstag aufgedrängt worden ist, über kurz oder lang überhaupt beseitigt wird, ist dringend zu wünschen. Dann muß aber Ersatz geschafft werden. Es heißt, daß von seiten Bayerns eine Ausdehnung der Erbschaftssteuer beim Bundesrat beantragt worden ist. Aber für diesen Gedanken wird im Reichstag schwer eine Mehrheit zu finden sein, da hier mit einer sehr starken und entschlossenen Gegnerschaft der Konservativen und des Zentrums, teilweise auch der Nationalliberalen zu rechnen ist. Und so weist auch diese Erwägung auf die Matrikularbeiträge der Einzelstaaten hin.

Aber freilich ihre Erhöhung nach dem jetzigen System der Verteilung nach der Kopfzahl der Bevölkerung der Einzelstaaten ist schlechthin unmöglich. Und deshalb muß man jetzt doch ernstlich an den Gedanken herantreten, einen andern Verteilungsmodus nach der finanziellen Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten zu finden. Das ist ungemein schwierig, aber immerhin nicht unmöglich, und es ist bei den obwaltenden Verhältnissen insofern der beste Weg, als der Wunsch der Liberalen, direkte Reichssteuern einzuführen, in der Sache eigentlich damit erfüllt wird, ohne daß die Reichsverfassung verletzt oder in ihrem Wesen verändert wird. Denn die Wirkung auf die Steuerzahler ist, wenn wirklich die Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten berücksichtigt wird, in der Tat ungefähr dieselbe. Man wird sich mit diesen Plänen in der nächsten Zeit noch viel beschäftigen müssen.

Historisch-politisches ABC-Buch. Zur Förderung des Geschichtsunterrichts und zur Selbstbelehrung. Von Dr. M. Mertens, Direktor des Gymnasiums in Brühl. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1907.) Wie jeder Beruf mit einem besondern Schatz von technischen Ausdrücken arbeitet, deren Sinn und Bedeutung dem Eingeweihten ganz geläufig, dem Fernerstehenden aber zuweilen höchst rätselhaft ist, so hat auch jede Wissenschaft in ihrem Wortschatz eine Menge von besondern Bezeichnungen und Wendungen, die aus frühern Zeiten wie ein altes Erbgut übernommen worden sind, oder die erst die Neuzeit geprägt hat. Da die Geschichte und die politischen Wissenschaften vom Sprachschatz aus allen Jahrhunderten und nicht zum mindesten auch aus der Gegenwart zusammentragen, so ist es heutzutage auch für den gebildeten Leser nicht leicht, alle Begriffe der historischen oder politischen Darstellungen schnell auszufassen und richtig zu verstehn; vollends wird die Jugend bei der Lektüre historischer Werke auf Schritt und Tritt durch die Unkenntnis der technischen Ausdrücke gehindert werden. Um diesem Übelstand abzuhelfen, hat M. Mertens ein historisch-politisches Wörterbuch verfaßt, das auf 216 Seiten die für das Verständnis historisch-politischer Werke notwendigen Begriffe in gemeinverständlicher Sprache erklärt. Das Buch beginnt mit Abendland und endigt mit Zwölftafelgesetz. Wie knapp und doch deutlich der Verfasser darzustellen weiß, dafür folgendes Beispiel: „Monroelehre, die im Jahre 1823 von

dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Monroe, feierlich abgegebne Erklärung, daß es fortan den europäischen Staaten nicht gestattet sei, Erwerbungen auf dem amerikanischen Festlande zu machen und sich in die innern Angelegenheiten amerikanischer Staaten einzumischen (»Amerika den Amerikanern!«), in neuester Zeit dahin erweitert, daß bei Streitigkeiten europäischer Mächte mit süd- und mittelamerikanischen Staaten die Union die Vermittlung beansprucht.“ Es ist natürlich, daß dieser erste Versuch das große Gebiet der historisch-politischen Begriffe nicht erschöpfen kann. Wir vermissen zum Beispiel eine Erklärung des Wortes Jesuitismus; auch Finanzen hätte eingehender behandelt werden können, desgleichen fehlen manche in den letzten Jahren vielfach gebrauchten diplomatischen Ausdrücke, wie Revirement, Isolation (splendid isolation!), Expansionspolitik, Made in Germany und andre. Weshalb wird Cromwell an verschiednen Stellen mit einem K geschrieben? Aber das sind alles Kleinigkeiten gegenüber den vortrefflichen Eigenschaften des Buches. Wir können es vor allem den jungen Leuten, die sich in den historisch-politischen Zeit- und Streitfragen schnell zurechtfinden wollen, nur angelegentlich empfehlen.

Modern-positive Theologie. Wie sich die Biologie mehr und mehr von Haeckel abkehrt, die Philosophie die entschiedne Wendung vom Materialismus zum Idealismus schon auf der ganzen Linie vollzogen hat, so sucht auch die liberale protestantische Theologie, nachdem ihre kritische Aufgabe gelöst ist, wieder festen Grund und Baden unter die Füße zu bekommen. **Karl Beth**, Professor der Theologie in Wien, definiert in seinem Buche: **Die Moderne und die Prinzipien der Theologie** (Berlin, Trowitzsch und Sohn, 1907) den modernen Geist als den Geist des Individualismus, der autonomen Entscheidungen und des Empirismus, weist seine Wurzeln in der Renaissance, der Reformation und dem englischen Baconismus nach, kritisiert die Versuche Seebergs, Kaftans und Grützmachers, mit diesem Geiste positive, nicht etwa orthodoxe Theologie zu treiben, und weist dann im einzelnen nach, wie man auch mit diesem Geiste zu positiven Ergebnissen gelangen könne. Was eine Theologie als positiv charakterisiere, das sei „eine in Freiheit gewonnene bejahende Stellung zu Bibel und Bekenntnis, und zwar im Verein mit wissenschaftlicher Kritik“. Auch das Verdienst von Troeltsch um die Aufhellung des Verhältnisses zwischen dem reformatorischen Christentum und der modernen Kultur wird anerkannt, in zwei Stücken ihm jedoch entschieden widersprochen: daß er die religiöse Toleranz und Gewissensfreiheit als ein Werk des Täufertums ansieht, und daß er mit Max Weber zusammen lehrt, der Protestantismus habe eine neue Art Askese, die Arbeitsaskese, in die moderne Welt eingeführt. Vom Calvinismus kann das doch wohl nicht geleugnet werden; wir haben uns in den Artikeln über Konfession und Wirtschaftsleben die Auffassung von Troeltsch und Weber angeeignet. — Auch **D. Arnold Meyer**, o. Professor der Theologie in Zürich, gelangt zu positiven Ergebnissen, die sich der Auffassung der ältern Kirche nähern, in seiner Untersuchung: **Wer hat das Christentum begründet, Jesus oder Paulus?** (Tübingen, J. C. B. Mahr, 1907.) Da die Reformatoren von dem paulinischen Rechtfertigungsdogma ausgegangen sind, liegt den protestantischen Theologen die Versuchung nahe, Paulus auf Kosten Jesu zu überschätzen. Nichttheologen sind darin noch weiter gegangen. Eduard von Hartmann hat Jesus für eine ziemlich unbedeutende Persönlichkeit gehalten, deren Bedeutung lediglich darin bestehe, daß sie den Paulus zur Schaffung seines Christusbildes angeregt habe. Auf der andern Seite ruft ein ganzer Chor: Zurück zu Jesus! Paulus ist der Verderber der reinen, schlichten Jesuslehre gewesen! Meyer stellt nun die Theologie des Paulus und die Lehre Jesu, beider Unterschied und Einheit

dar und kommt zu dem Ergebnis: „Paulus hat nicht nur Jesus in sich aufgenommen und eigenartig wiedergegeben, sondern diese Wiedergabe geschah in so tiefsinniger, hochgemuter und geistvoller Weise, daß dadurch das Christentum und die Sache Jesu einen Fortschritt nach vielen Seiten hin erfuhr.... So groß der Abstand in der Begriffswelt beider ist, im Streben nach religiöser Freiheit, nach geistiger Auffassung reicht Paulus dem Christentum die Hand und wird ihm ein starker Helfer.... Der eigentliche Grund und Begründer unsrer Religion ist nur Jesus. Paulus dagegen ist zwar nicht der einzige, aber doch der hauptsächliche Begründer der Form des Christentums, in der es allein die weite Welt für Christus erobern konnte." — Auch „Das Papsttum, seine Idee und ihre Träger" von Professor Dr. Gustav Krüger in Gießen (J. C. B. Mohr in Tübingen. 3. und 4. Heft der 4. Reihe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher) dürfen wir als ein Produkt des positiven Geistes bezeichnen. Die Entstehung des Papsttums und seine Geschichte wird mit vollem Verständnis seiner weltgeschichtlichen Bedeutung ganz objektiv, ohne eine Spur gehässiger Polemik, erzählt. Am Schluß erinnert der Verfasser an Macaulays bekannte Prophezeiung, die römische Kirche, die so viele Staaten und die Blüte des Islam überlebt habe, werde „vermutlich noch dastehen in ungeschwächter Kraft, wenn einst ein Reisender aus Neuseeland, inmitten ungeheurer Einsamkeit, auf einem zerbrochnen Pfeiler der Themsebrücke Posten fassen wird, um die Ruinen von St. Paul zu zeichnen". Aber er erinnert zugleich an das Wort Jesu von dem Manne, der für seine reiche Ernte neue Scheunen bauen und dann seines Reichtums froh werden wollte, zu dem jedoch Gott sprach: Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern. Das ist, schließt der Verfasser, „eine Weissagung, von der alles Zeitliche abgestreift ist; sie wird sich auch am Papsttum erfüllen".

Eine Krisis des italienischen Theaters. So gewiß sich auch in Italien in den letzten Jahren ein erhöhtes Interesse für die Künste bemerkbar macht, so wird man doch schwerlich behaupten können, daß diesem Interesse eine ebenso bemerkenswerte künstlerische Produktion entspreche. Die dramatische Kunst ist die einzige, die dank der Tüchtigkeit einiger hochbedeutender Schauspieler sowie dank der erfreulichen Arbeit zahlreicher Schriftsteller eine Blüte erlebt. Eleonore Duse, Ermete Novelli, Ermete Zaccone, um nur einige der Größten anzuführen, das sind Namen, die nachgerade überall in den Theatern Europas und Amerikas gekannt und geschätzt sind; sie sind es auch, die dem Publikum die Dramen eines d'Annunzio, eines Giacosa, eines Rovetta und der übrigen bedeutendern Italiener vertraut und lieb gemacht haben. Sicherlich trägt auch die altererbte Begeisterung dieses Volks für Schauspiele ihr gutes Teil zu dieser gegenwärtigen Blüte des Dramas in Italien bei. Die Italiener von heute sind ja würdige Nachkommen ihrer Ahnen, die sich im Zeitalter der Renaissance in den Theatern von Florenz zu den Komödien Machiavellis drängten, und die im siebzehnten Jahrhundert in Venedig nicht müde wurden, Abend für Abend die schelmischen Einfälle Goldonis zu beklatschen. Diese Begeisterung ist eine solche, daß es kein Dörflein gibt — und wäre es selbst ein solches ohne Schule —, das nicht sein regelrechtes Gemeindetheater haben will, wo in Ermanglung von etwas besserm einige wackre junge Leute an den Winterabenden die blutigsten Spektakelstücke darstellen, bei denen unter der aufrichtigsten Rührung des Publikums von vier Schauspielern mindestens drei auf offner Bühne ermordet werden und der vierte sich selbst zum Tode befördert.

Und doch ist dieser blühende Zustand der dramatischen Kunst heute schwer bedroht durch einen finanziellen Zusammenschluß, der in den letzten Tagen bekannt geworden ist. Leider kann sich ja auch die Kunst dem mächtigen Einfluß ökonomischer Machtmittel nicht entziehen. Es handelt sich um einen großen Trust,

der im Begriff ist, sich zu bilden zwischen den Gebrüdern Chiarella, den Besitzern einiger der bedeutendsten Theater Italiens, und Riccardi Re, einem großen Operettenunternehmer. Dieser Zusammenschluß hätte den Zweck, alle wichtigen Theatergesellschaften zu einer einzigen Riesenunternehmung zusammenzuschmelzen und überdies die schriftstellerische Arbeit der besten Verfasser von Theaterstücken an sich zu ketten. Die Folge wäre, daß dieser Trust als Herr der größten Theater, der bedeutendsten Schauspieler und der bekanntesten Schriftsteller das gesamte italienische Theater vollständig in der Hand hätte.

Wie es scheint, sind schon sechs oder sieben der besten Theatergesellschaften dieser Vereinigung beigetreten, die ihnen ausgezeichnete Bedingungen in finanzieller Beziehung zusichert, aber zum Glück für die italienische Kunst sind die Verhandlungen mit den Schriftstellern nicht ebenso glatt abgelaufen. Vielmehr hat die Schriftstellervereinigung von Rom jüngst in einer Versammlung beschlossen, sich mit aller Kraft dem drohenden Syndikat entgegenzustellen und alle andern italienischen Schriftsteller aufzufordern, sie möchten ihre Werke den Theatergesellschaften versagen, die sich am Trust beteiligen. Diese Entscheidung ist bemerkenswert, um so mehr, als zweifelsohne der Trust den schon bekannten Schriftstellern die allergünstigsten Bedingungen gemacht haben würde, um sich deren künftige Schöpfungen zu sichern, die ihnen eine gefährliche Konkurrenz gemacht hätten.

Statt dessen haben sich nun die berühmtesten Schriftsteller nicht ausschließlich von ihren Privatinteressen leiten lassen, sondern auch an das heranwachsende Autorengeschlecht gedacht sowie auf die allgemeinen Existenzbedingungen der Kunst Rücksicht genommen. Und das mit vollem Recht; denn soll irgend die Kunst fortschreiten und sich das Theaterwesen naturgemäß nach dem Geschmack und der Vorliebe des jeweiligen Publikums entwickeln, so muß volle und unbedingte Freiheit im Theater herrschen in der Weise, daß der persönlichen Initiative keine Fesseln angelegt werden und sich die Kräfte der Autoren wie die der Schauspieler frei entfalten können. Alle Macht in die Hand einer einzigen oder zweier Personen legen, einem Privatmann eine übermäßige Gewalt einräumen, das kann nur schädlich wirken, das hieße allerlei Mißbräuchen und Übergriffen, die für das Theater verhängnisvoll werden könnten, Tür und Tor öffnen.

Daß dies die unvermeidlichen Wirkungen des Systems sind, das man einzuführen im Begriff ist, hat man schon erfahren und erfährt es eben jetzt in Italien auf dem Gebiet der Musik mit der unwidersprochnen Vorherrschaft der zwei großen Musikherausgeber Ricordi und Sonzogno. Neulich äußerte sich ein älterer bekannter Komponist uns gegenüber in folgendem Sinn: wenn die italienische Musik (il teatro lirico) gegenwärtig eine Periode des Niedergangs durchzumachen habe, so verdanke man diese Tatsache zunächst diesen beiden Verlegern. Indem diese die wenigen Komponisten in besondrer Weise protegieren, die durch langfristige Verträge an sie gebunden seien, verhindern sie das Emporkommen von jüngern Talenten, da sie ein Interesse daran haben, Werke, die in ihrem Besitz sind und einen gesicherten Erfolg haben, ausschließlich auszubeuten.

Wir können also den energischen Beschluß der Schriftstellervereinigung nur mit Freuden begrüßen, da er hoffen läßt, die schwere Gefahr, die dem italienischen Theater droht, werde diesmal abgewandt werden. Duilio Bossi

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 3 Ausgegeben am 16. Januar 1908

Inhalt

Seite

Die Früchte der Hardenprozesse 105

Zehn Jahre deutscher Flottenentwicklung. Von Prof. Dr. G. Francke in Berlin 109

Die Jesuiten in Deutschland. Von Carl Jentsch . . . 118

Neue Romane und Novellen. Von Heinrich Spiero . . 128

Skizzen aus dem westfälischen Industriegebiete . . . 133

Der Marquis von Carabas. Roman von Palle Rosenkrantz (Fortsetzung) 137

Maßgebliches und Unmaßgebliches 146

Reichsspiegel (Die Lage der preußischen Finanzen. Die Finanzen des [illegible] und der Einzelstaaten. Die Wahlrechtssanierung in Preußen) — Die Weltlage [illegible] — Gnosis — Bücher von Dr. Ernst Schultze — Aus Kunst und Leben

50 Pf. das Heft. | Fr. Wilh. Grunow Leipzig. | 6 Mark. das Vierteljahr.

Digitized by Google

Gothaer

Lebensversicherungsbank a. G.

Versicherungsbestand Anf. Oktober 1907: 943 000 000 Mk.
Bisher ausgezahl. Versicherungssummen 501 000 000 „
Bisher gewährte Dividenden: . . . . 343 000 000 „

Sehr günstige Versicherungsbedingungen.

Unverfallbarkeit sofort, Unanfechtbarkeit und Weltpolice nach zwei Jahren.

Prospekte und Auskunft kostenfrei durch die Bank in Gotha oder deren Vertreter.

Deutsche Lebensversicherungs-Bank, Aktiengesellschaft

Kronprinzen-Ufer 18 **Berlin N.W.** Kronprinzen-Ufer 18

Vollständige Unanfechtbarkeit in einem Jahr, kulanteste Bedingungen; übernimmt Lebens-, Militärdienst-, Aussteuer- und Alters-Versicherungen.

KOLA NUSS LIKÖR f. Touristen, Jäger, Militärs etc. unentbehrlich. ½ Lt.-Fl. M. 4, ⅛ Fl. M 2,25 incl. frko. gegen Nachn.

Julius Krahnstöver
Dampfkornbrennerei
Fernspr. 960. Rostock III (Meckl.) Gegr. 1805.

Rostocker Aquavit und Doppelkümmel
garantiert fuselfrei.

Griechische Weine
Probekisten:
12 grosse Flaschen
in 12 verschiedenen Sorten
Mark 19.–
Kiste und Packung frei ab Würzburg.
Friedr. Carl Ott
Preisliste gratis u. franko.
Würzburg

FRIEDRICH WILHELM

Preußische Lebens- und Garantie-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft

Behrenstraße 59-61 **BERLIN W. 64** Behrenstraße 59-61

Errichtet 1866

„Anträge in 1906: rund 100 Millionen Mark"

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung

[illegible] vielfach – je nach Alter und Versicherungsdauer – [illegible] Preise als [illegible] Gesellschaften [illegible] Untersuchung verlangt wird.

Steigende Dividende

(jährl. Steigerung, je nach der Prämienzahlungsdauer 3 bis 6 %) eventuell

bis über 100 % der Jahresprämie.

Die Versicherung ist unverfallbar und unanfechtbar. Reisen und Aufenthalt unterliegen keinerlei Beschränkung. Kriegsversicherung ohne Zahlungsaufschub [illegible] für Berufsbeamte eingeschlossen.

Die Früchte der Hardenprozesse

Der zweite Prozeß gegen Maximilian Harden ist am 3. Januar zu Ende gegangen und hat mit einem dem Resultat des ersten geradezu entgegengesetzten Urteil abgeschlossen, mit dem Urteil, das rechtskundige unbefangne Männer gleich bei der Privatklage des Grafen Moltke erwarten mußten und erwartet haben. Damit ist diese cause scandaleuse, die zu einer großen politischen Aktion aufgebauscht worden war, in juristischem Sinne aus der Welt geschafft, aber keineswegs in sittlichem und politischem Sinne; vielmehr ist der Geschichte des deutschen Journalismus ein unsauberes, beschämendes Blatt eingeheftet worden, und lange noch werden sich die schädlichen Nachwirkungen dieser Verhandlungen, die wie eine Tragödie mit tragischem Pathos anhoben und mit einer kläglichen Komödie der Irrungen schlossen, geltend machen.

Wie ist das zustande gekommen? Der gewandte, rücksichtslose und geistreichelnde Journalist, der in seiner Wochenschrift die Rolle des öffentlichen Sittenrichters und Anklägers übernommen hatte, hat auch hier seine eigne, höchst persönliche Art entfaltet, die deutschem Wesen wenig entspricht, also jedem echten deutschen Manne unsympathisch sein müßte, die aber bei der politischen Unreife und der Neigung des Publikums, sich durch eine geschickte Mache blenden zu lassen, doch zuweilen höchst wirksam ist. Er liebt es, in geheimnisvollen Andeutungen von wichtigen Dingen zu reden, die auf eine tiefe, durch die intimsten Beziehungen, auf Hintertreppen und durch Hintertüren erworbne Kenntnis schließen lassen, allen möglichen Vermutungen Raum geben und doch unter Umständen auch ganz harmlos gedeutet werden können. Er pflegt, alles auf persönliche Interessen, Schiebungen und Ränke zurückzuführen, eine kleinliche und darum falsche Auffassung, die von der echt kritischen und historischen weit entfernt ist. Es geniert ihn auch gar nicht, zum Beispiel als Ersatzmann für einen wichtigen Posten mit der größten Bestimmtheit einen Mann zu nennen, der niemals wirklich dafür in Aussicht genommen worden ist, und wenn ein

halbes Jahr später ein ganz andrer ernannt wird, frischweg zu behaupten, gerade das habe er ja schon längst gewußt. Das Publikum ist eben leichtgläubig und vergeßlich. Harden hat unsre ganze Politik, namentlich die auswärtige, seit Jahren fortwährend diskreditiert, im Inlande wie im Auslande, indem er sie so darstellte, als schwanke sie urteilslos und charakterlos beständig zwischen Übereilung und Versäumnis. Mit seinem scharfen analytischen Geiste, seinem nicht tiefen aber enzyklopädischen Wissen, seinem auf den Effekt berechneten, pseudogenialen und manierierten Stil und seiner shylockischen Erbarmungslosigkeit gegen schwächere oder zaghafte Gegner hat er auf die öffentliche Meinung jahrelang zersetzend gewirkt und sich in der Publizistik mit seiner Zeitschrift geradezu eine tyrannische Herrschaft angemaßt. Niemals aufbauend hat er, wie seine ganze Clique, am Herunterreißen seine besondre Freude gehabt und dabei auf die niedrigen Instinkte, auch auf den demokratischen Neid und Haß gegen alles Hervorragende spekuliert. Das liebe Publikum in der großen politischen Kinderstube und die alten Klatschweiber der politischen Spinnstuben haben seinen pathetischen oder satirischen Offenbarungen stets gläubig und bewundernd zugehört; und die ihn als den großen Geist in Furcht anbetenden kleinen Journalisten wurden nicht müde zu rufen: Hört ihn, er ist ein großer Prophet! Von den kommandierenden Preßgeneralen herab bis zum journalistischen Trainsoldaten fingen in den letzten Jahren viele an, in der geistreichelnden Manier und dem affektierten Stil Hardens über höhere Politik zu phantasieren, unsre Staatsmänner zu verhöhnen und zu verdächtigen — bis das urteilsfähige Publikum von einem allgemeinen Unwillen und Ekel ergriffen wurde, der sich jetzt mit aller Macht gegen den undeutschen Geist der Hardenschen Kampfesweise auflehnt.

In acht Artikeln brachte Harden, immer nur in wenig Sätzen, halbversteckte Andeutungen und Anklagen gegen angeblich perverse Neigungen bei einigen hochgestellten Männern in der nächsten Umgebung des Kaisers, die bald als „Tafelrunde", bald als „Kamarilla" bezeichnet wurden und auf den Monarchen einen schädlichen Einfluß, namentlich in persönlichen Fragen, aber auch in hochpolitischen Dingen ausüben und unsre Politik ungünstig bestimmen sollten. Die Leser lauschten, zweifelten, glaubten schließlich das allerschlimmste, und mancher, der gewöhnt war, die Vorgänge in der Welt wie ein großes Rechenexempel zu behandeln, meinte wohl gar, damit falle auch auf den Kaiser ein Schatten; denn entweder habe er von diesen Dingen nichts gewußt, dann mangle es ihm in bedauerlicher Weise an Scharfblick für die Persönlichkeiten, denen er sein Vertrauen schenke, oder er habe etwas davon gewußt, dann sei das ein Zeichen bedenklicher Schwäche. Nun, der eine der verdächtigten Herren legte sein Amt nieder, der zweite wurde sofort mit schlichtem Abschied entlassen, noch andre fielen in Ungnade, ein Beweis, daß der Kaiser mit Männern, auf denen auch nur ein solcher Verdacht lastete, nichts zu tun haben wollte. Er selbst war über diese Anschuldigungen so aufgebracht, daß er vier Wochen in

England blieb, um aus der widerwärtigen Atmoſphäre ſeiner Hauptſtadt und ihrer Preſſe herauszukommen. Als Ehrenmann klagte Graf Moltke gegen Harden auf Beleidigung. Als nun vor dem Schöffengericht infolge des Verhaltens des Vorſitzenden und der groben Rückſichtsloſigkeit des Verteidigers, um den „Wahrheitsbeweis" zu liefern, vor aller Öffentlichkeit, vor dem ſenſationslüſternen, ja ſchadenfrohen Publikum innerhalb und außerhalb des Gerichtsſaales auf Grund der Angaben einer rachſüchtigen geſchiednen Frau die intimſten Vorgänge aus dem Eheleben des Klägers ans Licht gezerrt und tagelang breitgetreten wurden, Dinge, von denen eine ehrbare Frau nicht einmal hören, geſchweige denn ſprechen mag, da galten alle Verdienſte und alle Verſicherungen Moltkes, galt ein langes ehrenvolles Leben nichts; er ſchien gerichtet, alles, was gegen ihn vorgebracht worden war, ſchien bewieſen, der Kläger wurde im Handumdrehen zum Verklagten und Verurteilten gebrandmarkt. Und noch mehr. In der Preſſe, in Flugblättern und im Publikum wurden die perverſen Erſcheinungen, für die ſich ſogar ſchon „wiſſenſchaftliche" Fachmänner fanden, als etwas ſozuſagen Selbſtverſtändliches, ganz Gewöhnliches behandelt; Harden aber erſchien in der dramatiſchen Poſe des Vaterlandsretters, des Ritters ohne Furcht und Tadel im Kampfe gegen die Verderbnis höchſter Kreiſe und wurde mit Hurra begrüßt. Niemals hat die öffentliche Meinung in Deutſchland ſittlich ſo tief geſtanden.

Und heute? Heute bei der öffentlich rechtlichen Anklage, die der Staatsanwalt pflichtgemäß und energiſch einleitete, iſt alles gegen Moltke angeſammelte Material zerfaſert, im weſentlichen als die völlig unzuverläſſigen Äußerungen einer charakterloſen und hyſteriſchen Frau, und alles andre als ganz gemeiner Klatſch erwieſen. Sogar ein Hauptzeuge, der es immer noch liebt, ſich als einen Vertrauten des Fürſten Bismarck aus der Zeit ſeines Ruheſtandes aufzuſpielen, nach dem Tode des Unvergeßlichen für ſich allein die rechte Verehrung gepachtet zu haben beanſpruchte, fiel um. Er hatte eine Äußerung des alten grollenden Titanen über perverſe Neigungen und die „Kamarilla" des Fürſten Eulenburg zum Beweis der Wahrheit von Hardens Anſchuldigungen früher beigebracht, wollte aber ſchließlich in den Worten des Altreichskanzlers keinen ſittlichen Vorwurf gefunden haben. „Er wurde, wie der Verteidiger Hardens ſagt, leider bei der letzten Vernehmung von einer außerordentlich beklagenswerten Gedächtnisſchwäche befallen." Und ſelbſt, wenn er bei ſeiner urſprünglichen Auffaſſung beharrt hätte, ſo wäre damit gar nichts bewieſen. Wenn man erlebt hat, wie Bismarck in Momenten der Erregung über Männer urteilte, die er, zuweilen ohne jeden Grund, für ſeine Gegner und für mitſchuldig an ſeinem Sturze hielt, dann weiß man, welchen hiſtoriſchen Wert ſolchen Worten beizumeſſen iſt, und daß es ein unverantwortlicher Unfug iſt, ſolche mit grober Indiskretion als hiſtoriſche oder gar juriſtiſche Dokumente zu behandeln. Harden ſagt, Bismarck ſei ein ſchlechter Menſchenkenner geweſen. Das kann von dieſem großen Staatsmann höchſtens nach ſeiner Ent-

lassung angenommen werden, wo Zorn und Rachsucht seine Seele erfüllten, sein Urteil trübten und seine ritterliche Gesinnung so zurückdrängten, daß er sich zum großen Leidwesen seiner wahren Freunde und Verehrer in die Arme journalistischer Streber warf.

Kurz, Moltke ist glänzend gerechtfertigt; auch was etwa von Hardens Behauptungen gegen andre Persönlichkeiten noch übrig bleibt, das erscheint jetzt höchst unsicher und unglaubwürdig. Er selbst ist der Verleumdung aus grober Fahrlässigkeit überführt worden, denn er hat auf ganz unsichern Grundlagen, wenn auch, wie man ihm ja glauben mag, bona fide die schwersten Verdächtigungen gegen ehrenhafte Männer geschleudert. Harden hätte sich noch einige Sympathien gerettet, wenn er bis zum Schluß tapfer aufgetreten wäre und alle Folgen seiner Handlungsweise männlich auf sich genommen hätte, aber seine Entschlüpfungsversuche mußten überall einen kläglichen Eindruck machen. Die deutsche Presse kann sich bei ihm für den Schmutzfleck, der auf ihr haften bleibt, bedanken. Harden hat ihrem Ansehen in der wirklich gebildeten Gesellschaft unendlich geschadet, und es ist kein Zufall, daß sich jetzt wieder in bestimmten Kreisen leider eine starke antisemitische Bewegung zeigt.

Aber nicht nur das! War Harden wirklich berufen, hier nicht nur als Anwalt der öffentlichen Moral, sondern auch als Befreier des Kaisers von einer ihn verderblich beeinflussenden Umgebung aufzutreten? Es heißt doch den Charakter des Monarchen, der überall eine seltne Selbständigkeit des Urteils beweist und schon oft ohne jedes traditionelle Vorurteil die tüchtigsten Männer an die richtige Stelle gesetzt hat, völlig verkennen, wenn man von einer Kamarilla spricht, worunter man sich schlechterdings nichts Bestimmtes vorstellt und bei ihm auch gar nichts Bestimmtes vorstellen kann, und wenn man ihm zutraut, er kenne seine Umgebung nicht, wenngleich sich die geheimen Laster, die dort ausgeübt werden sollten, nicht gerade breit zu machen pflegen. Es war eine echt journalistische Überhebung, eine impertinente Anmaßung, sich hier gewissermaßen als der politische Seelsorger des Kaisers aufzudrängen, wo Harden doch sonst kaum eine Gelegenheit vorübergehn ließ, an dem Kaiser und an der ganzen kaiserlichen Familie mit diabolischem Behagen von oben herab oft hämische Kritik zu üben.

Das Schlimmste aber ist die sittliche Verwüstung, die dieser Prozeß angerichtet hat, denn er war nicht ein reinigendes Gewitter, sondern der schmutzige Erguß eines Schlammvulkans. Das wird uns noch lange nachhängen. Harden hat uns auch im Ausland aufs schwerste geschädigt; dort, wo man Deutschland im allgemeinen so wenig kennt und oft so herzlich haßt, glaubte man natürlich bereitwillig an all den moralischen Schmutz, der hier mit lüsternem Behagen ausgebreitet wurde; man sah mit Vergnügen, wie angefault doch dieses deutsche Volk sein müsse, das solche Elemente, noch dazu in der nächsten Umgebung seines Kaisers, in sich barg, dessen Presse so eifrig und wohlgefällig in dem Schmutze wühlte, der natürlich in andern fortgeschrittnern Ländern, wo es keinen

Paragraphen 175 gibt, überhaupt nicht vorkommt. Da man aber dort nach wie vor an das alberne Märchen vom deutſchen Abſolutismus und vom Deſpotismus des Kaiſers glaubt, ſo galt der Ankläger Harden dort auch als einer der ſeltnen Vertreter des Männerſtolzes vor Königsthronen, womöglich als der einzige Mann in dieſem tiefgeſunknen Deutſchland. Kurz, Leichtfertigkeit, Anmaßung, Freude am moraliſchen Schmutz, Blamage vor dem Auslande, das ſind die Dinge, die dieſe Prozeſſe zutage gefördert haben. Die deutſche Juſtiz hat ohne Furcht vor der ganzen gefährlichen Gruppe, die in Harden ihr Haupt verehrte, die Wahrheit an den Tag gebracht. Im Vergleich zu den hohen Strafen, die oft wegen weniger unheilvoller Vergehen verhängt werden, iſt die Gefängnisſtrafe von vier Monaten noch ſehr maßvoll; denn die Schädigungen, die der Kredit und das Anſehen Deutſchlands durch Harden und ſeinen Prozeß erfahren haben, ſind unabſehbar. *

Zehn Jahre deutſcher Flottenentwicklung

Von Prof. Dr. E. Francke in Berlin

Um den richtigen Maßſtab für eine zutreffende Beurteilung des gegenwärtigen Standes der Flottenangelegenheiten zu gewinnen, muß man zurückblicken auf den Anfang und Fortgang ihrer Entwicklung, die ihre Grundlage in dem erſten Flottengeſetz vom 10. April 1898 hat. „Wir alle erinnern uns wohl der Jahre, in denen hier im Reichstag der Streit um jedes einzelne Schiff, regelmäßig mit einer namentlichen Abſtimmung endend, ſich abgeſpielt hat. Seit dem erſten Flottengeſetz iſt die organiſche Grundlage gegeben.“ Dieſe Worte aus der Rede des Abgeordneten Baſſermann vom 28. November 1907 ſind genau zehn Jahre nach dem Erſcheinen des denkwürdigen Extrablattes des Reichsanzeigers geſprochen worden, das am Abend des 27. November 1897 die Flottenpläne der Regierung zuerſt in amtlicher Darſtellung bekannt gab. Wenige Tage darauf erklärte der Kaiſer in der Thronrede: „Die Entwicklung unſrer Kriegsflotte entſpricht nicht den Aufgaben, welche Deutſchland an ſeine Wehrkraft zur See zu ſtellen gezwungen iſt ... Wenngleich es nicht unſre Aufgabe ſein kann, den Seemächten erſten Ranges gleichzukommen, ſo muß Deutſchland ſich doch in den Stand geſetzt ſehen, auch durch ſeine Rüſtung zur See ſein Anſehen unter den Völkern der Erde zu behaupten. Hierzu iſt eine Verſtärkung der heimiſchen Schlachtflotte und eine Vermehrung der für den Auslandsdienſt im Frieden beſtimmten Schiffe erforderlich. Um für dieſe dringenden und nicht länger hinauszuſchiebenden Maßnahmen einen feſten Boden zu gewinnen, erachten die verbündeten Regierungen

es für geboten, die Stärke der Marine und den Zeitraum, in welchem diese Stärke erreicht werden soll, gesetzlich festzulegen."

Das Gesetz normierte als Schiffsbestand, abgesehen von Torpedofahrzeugen, Schulschiffen, Spezialschiffen und Kanonenbooten, ein Doppelgeschwader von je 8 Linienschiffen mit einen Flottenflaggschiff, 2 Divisionen von je 4 Küstenpanzerschiffen, 6 große und 16 kleine Kreuzer als Aufklärungsschiffe für die heimische Schlachtflotte, 3 große und 10 kleine Kreuzer für den Auslandsdienst. Zu dieser verwendungsbereiten Flotte sollten als Materialreserve 2 Linienschiffe, 3 große und 4 kleine Kreuzer treten. Von den am 1. April 1898 vorhandnen und im Bau befindlichen Schiffen kamen auf diesen Sollbestand in Anrechnung als Linienschiffe 12, als Küstenpanzer 8, als große Kreuzer 10, als kleine Kreuzer 23. Mit andern Worten: vermehrt wurde die Flotte um 7 Linienschiffe, 2 große und 7 kleine Kreuzer.

Unsre Zeit lebt rasch und vergißt leicht. Nur schwer vermögen wir uns ins Gedächtnis zurückzurufen, welche Stürme der Erregung und des Widerstandes dieses erste Flottengesetz hervorgerufen hat, welche gewaltigen Anstrengungen im Reichstag und im Volke nötig waren, es durchzusetzen. Die Opposition wandte sich mit der stärksten Hartnäckigkeit gegen die Vermehrung der Flotte an sich, als unnötig, ja bedenklich gegen die finanzielle Belastung, die unerträglich sei, gegen die gesetzliche Festlegung des Sollbestandes als unkonstitutionell und das Budgetrecht des Reichstags beeinträchtigend. Es bedurfte fast vier Monate heißer parlamentarischer Kämpfe, in denen die Regierung und die flottenfreundlichen Parteien alle Kräfte aufwandten, bis am 24. März 1898 der grundlegende Paragraph 1 der Vorlage mit 212 gegen 139 Stimmen angenommen wurde. Die Entscheidung lag beim Zentrum, dieses stimmte mit Ja, nachdem sich sein Führer Abgeordneter Dr. Lieber mit seiner ganzen Autorität eingesetzt hatte. Dieses nationale Verdienst des kurze Zeit danach verstorbnen Mannes hat Staatssekretär Admiral von Tirpitz in seiner Reichstagsrede vom 29. November 1907 in das Gedächtnis der Mitwelt zurückgerufen. Und er hat Recht damit getan: keine Veränderung der politischen Konstellation kann jene patriotische Tat der Zentrumspartei aus der Welt schaffen oder auch nur ihre Bedeutung verringern.

Damals empfanden alle Vaterlandsfreunde, die in einer starken Seemacht eine Notwendigkeit für Deutschlands Ansehen, Größe und Sicherheit sahen, in gleicher Weise. Wer diese Zeiten — und sei es auch nur mit der Feder am Schreibtisch — handelnd miterlebt hat, denkt freudig zurück an das Walten eines starken patriotischen Geistes, der unser Volk ergriff und auf große Ziele lenkte. Was der Kaiser am 6. Mai 1898 dem Reichstag zum Abschied sagte, war der Nation aus dem Herzen gesprochen: „Mit hoher Befriedigung erfüllt es mich, daß ich unter Ihrer patriotischen Mitwirkung erreichen konnte, unsre Flotte auf eine feste und dauernde Grundlage zu stellen. Indem der Reichstag

die Bedeutung des Flottengesetzes für unsre wirtschaftliche Entwicklung und für die Stärkung unsrer maritimen Wehrkraft anerkannte, hat er die Hand zu einem Werke geboten, welches die dankbare Würdigung kommender Geschlechter finden wird."

Heute mag es manche geben, die angesichts der sehr bescheidnen Forderungen des ersten Flottengesetzes diesen Dank für überschwenglich halten. Er war es damals nicht, und er ist es heute auch nicht. Denn die Bedeutung des Ereignisses, das so stark wirkte, lag zunächst nicht in der Erhöhung der Schiffszahl und der Gefechtskraft der Flotte, sondern in der gesetzlichen Sicherung. Die Kriegsmarine war aus dem Jahrzehnte dauernden Stadium der Denkschriften und Pläne, die meist nur nach Erwägungen der parteitaktischen und finanziellen Lage Zufallswirklichkeiten geworden waren, jetzt in den festen Stand einer gesetzlichen Institution übergeführt und damit den andern großen, fundamentalen Einrichtungen von Reich und Staat ebenbürtig an die Seite gestellt worden. Ihr Sollbestand war gesetzlich festgelegt und durch die Bestimmungen über den Ersatzbau dauernd gesichert. Zugleich war das Linienschiff als Kern der Schlachtflotte hingestellt, die Geschwadereinheit in das Gesetz hineingebracht, die Indiensthaltungen bestimmt. Alles dies, ohne dem Budgetrecht des Reichstags etwas abzubrechen. Die deutsche Kriegsflotte war fortan dem Hader der Parteien und den Zufälligkeiten parlamentarischer Mehrheiten entrückt.

Dies hat sich bei den folgenden Marinevorlagen erwiesen. Die Etatsdebatten, in denen früher mit Erbitterung um jedes neue Schiff gestritten worden war, verliefen glatt und sachlich im Rahmen des Gesetzes, und die Festigkeit des Fundaments hinderte nicht im geringsten seine Erweiterung und Verstärkung. Das zweite Flottengesetz vom 14. Juni 1900 brachte eine Verdoppelung der Schlachtflotte, die aus 2 Flottenflaggschiffen, 4 Geschwadern zu je 8 Linienschiffen, 8 großen und 24 kleinen Kreuzern bestehn soll. Ihm folgte das dritte Flottengesetz vom Jahre 1906, das mit seiner Erhöhung des gesetzlichen Schiffsbestandes um 6 große Kreuzer, der Größensteigerung der Schiffe und der Vermehrung der Torpedoboote ein Wachsen der Leistungsfähigkeit der Marine gegenüber dem zweiten Flottengesetz um 35 vom Hundert gebracht hat. Hieran schließt sich endlich das jetzige vierte Gesetz, das am 18. November 1907 dem Reichstag zugegangen ist. Die Novelle fordert bekanntlich eine Herabsetzung der Ersatzfrist für Linienschiffe von 25 auf 20 Jahre und eine Beschleunigung des Bautempos. „Durch ihre Annahme — sagt das Januarheft der Marine-Rundschau (S. 91) — würde Deutschland bis zum Jahre 1914 in den Besitz eines Doppelgeschwaders von zusammen 16 Linienschiffen des sogenannten »Dreadnought«-Typs kommen. Die Erhöhung des Geldbedarfs durch die Vorlage entspricht ungefähr der durch die Vorlage 1906, welche die Leistungsfähigkeit der Marine um etwa 35 Prozent gegen früher zu steigern bestimmt war."

Gerade an dieser Entwicklung zeigt sich die ungeheure Bedeutung der gesetzlichen Fundamentierung unsrer Flotte. Denn wenn auch noch die Novelle von 1900 zu parlamentarischen Kämpfen Anlaß gab, so beschränkten sich diese doch mehr auf den Umfang der Forderungen an Schiffszahl und Geldbedarf als auf die prinzipielle gesetzliche Festlegung, die nur noch von den Sozialdemokraten und einem Teil der Freisinnigen bekämpft wurde. Diese verharrten in ihrer Ablehnung auch noch bei der Novelle von 1906, während nach den offiziellen Erklärungen der vereinigten Freisinnigen im Reichstag zur Novelle von 1907 deren Zustimmung diesmal zu erwarten ist. Vereinzelte Äußerungen in der freisinnigen Presse gegen die gesetzliche Festlegung des Sollbestandes und des Ersatzbaus weichen hoffentlich bald und dauernd einer bessern Einsicht. Wie die Konservativen, die Reichspartei, die Nationalliberalen steht auch das Zentrum nach wie vor auf dem Boden der gesetzlichen Fundamentierung und Weiterentwicklung der Kriegsflotte. Die Überzeugung von der Notwendigkeit einer starken Seemacht ist heute Gemeingut der Nation geworden, dies findet seinen Ausdruck in der Zustimmung aller bürgerlichen Parteien im Reichstag.

Diese hocherfreuliche Tatsache als Ergebnis einer zehnjährigen Entwicklung ist verschiednen Gründen zu danken. Allem voran steht die unermüdliche, wegweisende Tätigkeit Kaiser Wilhelms des Zweiten, der für die Seewehr die Bahn gebrochen hat wie sein erlauchter Großvater für die Armee. Er hat in Admiral von Tirpitz den Mann an die Spitze des Marineamts gestellt, der von Anfang an, nun seit mehr als zehn Jahren, klar und fest die Wege zum Ziel abgesteckt hat. Sein historisches Verdienst ist die gesetzliche Festlegung des Flottenbestandes mit allen ihren heilsamen Folgen. Seine Amtsführung hat den Reichstag zum entschloßnen, opferwilligen Freunde der Marine gemacht, und die Bewilligungen für die Flotte in den letzten zehn Jahren bilden ein Ehrenblatt in der deutschen Parlamentsgeschichte. Daß dies aber geschehen konnte, ist auch der Mitwirkung zahlreicher begeisterter Flottenfreunde im Reiche, ihrer Organisation und Agitation zu danken. Als 1897 die erste Flottenvorlage kam, da stellten sich in großer Zahl Männer aus der Elite der Nation mit voller Hingebung in den Dienst der Sache: Gelehrte, alte Offiziere, Kaufleute, Industrielle, Beamte, Geistliche, Lehrer reichten sich die Hände, um durch Wort und Schrift Aufklärung in die Massen zu tragen und Begeisterung zu wecken, die ihren hellen Schein dann in den Reichstag warf. Kurz vor dem zweiten Flottengesetz wuchs aus zwei Wurzeln der Baum des Flottenvereins auf, der seine Zweige bald über ganz Deutschland breiten sollte. Seine Verdienste um den Flottengedanken sind gar nicht hoch genug einzuschätzen. Wie er die Massen angefeuert und begeistert hat, wirkt er auch mittelbar auf den Bestand der flottenfreundlichen Mehrheit des Reichstags.

Gerade weil sich neuerdings im Flottenverein eine Tendenz offenbart, die Entwicklung der Marine über das Maß der amtlichen Pläne hinaus zu treiben

und der verantwortlichen Leitung Lauheit, dem Reichstag Knauserei vorzuwerfen, fordert es die Gerechtigkeit, die unvergänglichen Verdienste des Flottenvereins rückhaltlos anzuerkennen. Sie dürfen ihn freilich nicht vor Kritik und Abwehr schützen, wie seine Wortführer wahrlich auch nicht zaghaft in scharfen Vorwürfen gegen Maßnahmen sind, die ihnen unzulänglich oder verkehrt scheinen. Niemand hat das Recht, ihnen dabei den guten Glauben und die ehrliche Überzeugung abzusprechen: sie handeln, wie ihr patriotisches Gewissen sie treibt. Aber dasselbe Recht machen auch die geltend, die eine anders geartete Meinung aussprechen.

Es ist ein seltsamer, auf die Dauer unhaltbarer Zustand, daß zwischen den berufnen amtlichen Stellen, die pflichtgemäß die höchste Leistungsfähigkeit unsrer Flotte erstreben müssen, und den eifrigsten Flottenfreunden, die mit Leib und Seele der Sache dienen wollen, ein Zwiespalt eingerissen ist, der die Marineverwaltung und den Reichstag zwingt, vor blindem Übereifer zu warnen, der aber zugleich manche Führer des Flottenvereins verleitet, in leidenschaftlichen Angriffen das Ansehen der Marinebehörden und des Reichstags herabzuwürdigen und das Vertrauen des Volks auf unsre Flotte zu schmälern. Schon seit einigen Jahren häufen sich die Vorwürfe: Unsre Flotte ist viel zu klein, mindestens ein drittes Doppelgeschwader, lieber noch ein viertes — das heißt also mit Flaggschiffen und Materialreserve 57 oder 76 Linienschiffe mit den entsprechenden Aufklärungsschiffen — ist nötig. Ganz unzulänglich ist die Zahl und Größe unsrer Auslandschiffe. Es wird viel zu langsam gebaut, mehr Linienschiffe — bisher 3, künftig 4 — auf Stapel gelegt und diese rascher vollendet. Was bisher an Neubauten geliefert worden ist, hat kaum einen Wert, und die alten Schiffe, die noch mitgeschleppt werden, sind „schwimmende Särge". Die deutsche Flotte sinkt von Jahr zu Jahr im Vergleich zu andern Marinen tiefer herab; jetzt steht sie an vierter, bald an fünfter Stelle, sie muß aber zum mindesten an dritter Stelle stehn, besser noch nur von England überragt sein. Das sind so die sachlichen Angriffe, die dann reichlich mit persönlichen Ausfällen gegen die Lauheit und Verdrossenheit der zuständigen amtlichen Behörden und des Reichstags verbrämt werden.

Ungewollt haben derartige Treibereien freilich auch eine gute Wirkung. Es ist noch frisch in der Erinnerung, welche Besorgnisse und Verdächtigungen die ersten Anläufe, unsre Kriegsflotte zu einem wirksamen Instrument der nationalen Macht, im Sinne unsrer Verteidigung, zu gestalten, im Auslande, namentlich in England, aber auch bei Frankreich und den Vereinigten Staaten geweckt haben. Ist diese Mißgunst, sind diese Besorgnisse geschwunden oder doch gemildert, so hat neben der loyalen Friedenspolitik Deutschlands auch die ruhige, maßvolle Entwicklung unsrer Marine daran ein Verdienst, und diese wäre niemals so ins helle Licht gesetzt worden als durch den Gegensatz zu den Forderungen des Flottenvereins. Aber was will das besagen gegen die Verwirrung der Be-

griffe, die Erſchütterung des Vertrauens und die nationalen Zwiſtigkeiten, die ſich neuerdings als — gewiß ungewollte — tatſächlich höchſt ſchädliche Folgeerſcheinungen eines fanatiſchen Draufgängertums in Flottenfragen bemerkbar machen. Auch in den Reichstag ſchlugen dieſe Wogen wenigſtens mit einigen Spritzern hinein.

In der Rede, womit er die Flottengeſetznovelle einführte, wies Staatsſekretär von Tirpitz auf zwei Tatſachen hin: Infolge der Entwicklung der Technik beſitzen wir eine Anzahl veralteter Schiffe. Und durch die Berechnung der Erſatzfriſten für die Schiffe, wie ſie jetzt feſtgeſetzt iſt, geraten wir auf die Dauer ins Hintertreffen. Nun gibt es zwei Möglichkeiten, hier Abhilfe zu ſchaffen. Das eine Verfahren vertritt der Flottenverein: er verdammt es, den Erſatz von einer beſtimmten Lebensdauer des Schiffes abhängig zu machen; er will jedesmal ſofort, wenn ein Schiff den jetzigen Anſchauungen und Forderungen nicht entſpricht, ein neues bauen. Der Staatsſekretär nannte dies Verfahren ein ideales und radikales; nur ſchade, daß es unermeßliche Summen koſte und auch noch andre Nachteile habe, die er nicht erörtern könne. Nach unſrer Meinung würde uns dieſes Syſtem bald wieder in jene Zeit zurückwerfen, wo nach den eingangs angeführten Worten des Abgeordneten Baſſermann um jedes Schiff im Reichstag gefeilſcht und gemarktet wurde, bis eine Kraftprobe ein Ja oder ein Nein ergab. Die ganze Stetigkeit und Geſchloſſenheit unſrer Flottenentwicklung würde zerſtört zugunſten eines beſtändigen Experimentierens und Taſtens. Dem gegenüber hielt der Staatsſekretär an ſeinem Vorſchlage der Verkürzung der Erſatzfriſt feſt, mit der zugleich eine Beſchleunigung der Herſtellung neuer Schiffe zu verbinden iſt. Er betonte dabei, daß die Novelle an der unterſten Grenze deſſen bleibe, was andre Nationen in dieſer Beziehung tun, und er erläuterte dieſes Wort ſpäter in der Kommiſſion dahin, daß in fremden Marinen die Anſchauung herrſche, ſchon nach 16, 15 oder noch weniger Jahren ſei heutzutage bei dem raſchen Fluſſe der Technik ein Kriegsſchiff veraltet, während in der deutſchen Marine künftig eine zwanzigjährige Lebensdauer geſetzlich gelten ſoll.

Schon der Abgeordnete Baſſermann im Plenum und dann Graf Oriola und Dr. Semler in der Kommiſſion regten an, ob es ſich nicht empfehle, über dieſen Vorſchlag hinauszugehn, kürzere Erſatzfriſten zu nehmen und noch raſcher zu bauen. Der Staatsſekretär des Reichsmarineamts wiederholte ſeine Erklärung, daß die Novelle an der unterſten Grenze des Möglichen bleibe, und fügte hinzu: „In militäriſcher Beziehung habe ich die volle Verantwortung dafür übernommen. Ich ſtünde nicht hier an dieſer Stelle, wenn ich die Verantwortung nicht übernehmen könnte. Trotzdem muß ich zugeben, daß der Vorſchlag des Grafen Oriola vom militäriſchen Standpunkt aus eine Verbeſſerung bedeuten würde. Ich könnte mich daher nur freuen, wenn es ihm gelänge, im Reichstag und in dieſer Kommiſſion eine Majorität für ſeinen Vorſchlag zu gewinnen. Ich müßte ihn bei den verbündeten Regierungen vom militäriſchen Standpunkt aus befürworten.“ Desgleichen nannte Admiral von Tirpitz einen

frühern Erſatz der Kaiſer- und auch der Wittelsbachklaſſe, wie ihn im Plenum Abgeordneter Baſſermann empfohlen habe, eine unzweifelhafte militäriſche Verbeſſerung.

Dieſes offne Bekenntnis des Staatsſekretärs hat ihm in einigen Blättern die ſchwerſten Angriffe zugezogen. Wie, ſo wurde gefragt, Herr von Tirpitz erkennt beſtimmte Forderungen als militäriſche Verbeſſerungen an, will ſich aber nur dann zu ihrer Befürwortung bequemen, wenn ihm eine Mehrheit dafür im Reichstag gleichſam auf dem Präſentierteller angeboten wird? Welche grobe Verkennung ſeiner Pflichten! An ihm iſt es, die militäriſchen Intereſſen der Marine zu wahren, davon den Bundesrat zu überzeugen und ſie im Reichstag durchzuſetzen — nötigenfalls kraft einer Auflöſung und Neuwahlen.

Mit dieſer Deutung legt man in die Worte des Admirals einen Sinn hinein, den ſie nicht gehabt haben und nicht haben können. Herr von Tirpitz hat loyal erklärt, ſeine Forderung bleibe an der unterſten Grenze des Möglichen. Aber er hat ſofort hinzugefügt, er übernehme dafür die volle Verantwortung. Das kann doch nur heißen, daß er dieſe unterſte Grenze zurzeit auch für ausreichend halte. Natürlich würde er mit Freuden weitere militäriſche Verbeſſerungen nehmen. Er müßte nicht Staatsſekretär der Marine ſein, wenn er das nicht offen erklärte. Aber, ſo ſteht ſehr klar zwiſchen den Zeilen zu leſen, der Staatsmann muß ſich mit dem Möglichen begnügen, auch hier kann das Beſſere der Feind des Guten ſein. Jeder Reſſortminiſter macht dieſe Erfahrung. Oder glaubt man etwa nicht, daß der Kriegsminiſter alljährlich ſchweren Herzens auf eine Reihe von Wünſchen verzichtet, die gewiß militäriſche Verbeſſerungen bedeuten? Auch ſeine Forderungen bleiben unzweifelhaft an der unterſten Grenze des Möglichen — wenigſtens nach ſeiner Auffaſſung, nach dem Maße ſeiner Verantwortung.

Die Verſtärkung, die unſre Kriegsflotte mit der Novelle erfahren ſoll, iſt die vierte im Laufe von zehn Jahren; für jeden, der einigermaßen die Dinge kennt, iſt ihre Tragweite viel größer, als der lakoniſche Wortlaut des Geſetzestextes verrät. Sie kommt zu einer Zeit des wirtſchaftlichen Niedergangs und ſchwerer Finanzbedrängnis des Reichs. Auch der allgemeinen politiſchen Lage hat ſie Rechnung getragen, indem ſie vermeidet, was den kaum beſeitigten Argwohn fremder Gegner wecken könnte. Wir wiſſen nichts von den Vorbereitungen im Schoße der Regierung und den Beratungen im Bundesrat. Aber die Vermutung liegt nahe, daß politiſche und finanzielle Erwägungen bei dem Ausmaße der Forderungen dabei mitgeſprochen haben, die militäriſch doch immerhin eine ſolche Bedeutung haben, daß der hierfür zuſtändige Fachminiſter dafür die volle militäriſche Verantwortung übernimmt, während die ſtaatsrechtliche Verantwortung natürlich der Reichskanzler trägt. Und iſt es denn wirklich ein wertloſes Ereignis, daß alle bürgerlichen Parteien des Reichstags geſchloſſen für die Vorlage eintreten? Liegt darin nicht zugleich die Bürgſchaft für eine kraftvolle Weiterentwicklung unſrer Marine? Wer will leichten Herzens die un-

Digitized by Google

sichern Folgen eines innern Konflikts auf sich nehmen, der schwer Errungnes, endlich Gesichertes wieder in Frage stellen kann? Die Haltung der Kommission hat dem Staatssekretär Recht gegeben: mit großer Schärfe haben die Wortführer der bürgerlichen Parteien jene Zeitungsangriffe verurteilt, sich einmütig auf den Boden der Regierungsvorlage gestellt und dem Staatssekretär ihr Vertrauen bekundet.

Die Verhandlungen der Budgetkommission haben aber noch weiter wichtige Erklärungen der Marineverwaltung gebracht, die beruhigend für weite Kreise wirken können. Ohne jeden Rückhalt gab der Staatssekretär zu, daß infolge der technischen Entwicklung und der militärischen Erfahrungen, die das letzte Jahrzehnt gebracht habe, unsre Flotte eine Anzahl minderwertiger Schiffe besitze, die nicht in eine Schlachtfront eingestellt werden können. Aber unter diesem Mißstande leiden andre Staaten auch. „Dieser Entwicklung zu folgen, ist nicht angenehm. Wir sind aber dazu gezwungen. Wenn man in eine Gefechtslinie gleichzeitig Schiffe älterer und neuerer Konstruktion vereinigen wollte, so hieße das vor einen Karren ein Pferd und einen Esel spannen. Wir müssen nun den Tatsachen folgen und haben die Vorlage eingebracht, um rasch über diesen, wie ich mich ausdrücken möchte, »toten Punkt« hinwegzukommen." Die akute Wirkung der Novelle sei die, daß wir durch die Baubeschleunigung in den nächsten vier Jahren in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem Doppelgeschwader von Linienschiffen kommen.

Gegenüber den Verfechtern des Kleinkriegs äußerte sich Admiral von Tirpitz: „Wenn man mit Torpedobooten Krieg führt, so stößt man draußen vor den Flußmündungen auf die feindlichen Torpedoboote, die sich auf ihre Kreuzer zurückziehen müssen. Deswegen müssen auch wir Kreuzer haben, um die feindlichen Kreuzer zu verjagen. Diese ziehen sich nun wieder auf ihre Linienschiffe zurück, und auch wir müssen schließlich unsre Linienschiffe einsetzen. Also auch der Kleinkrieg braucht Linienschiffe im Hintergrunde, sonst ist er aussichtslos." Man mag die Sache anfassen, an welchem Ende man will: immer kommt man auf das Linienschiff als Kern der Flotte.

Eine alte Klage ist, daß unsre Marine langsamer baue als die übrigen Seemächte. Der Staatssekretär führte folgende Zahlen an:

	Bei den Linienschiffen		Bei den großen Kreuzern	
England	42,4	Monate (Dreadnought)	44,9	Monate
Deutschland . . .	42,5	„	39,1	„
Frankreich . . .	66	„	60,4	„
Vereinigte Staaten	60	„	62,9	„

Obwohl also diese Zahlen für Deutschland sehr günstig sind, erklärte Herr von Tirpitz, er werde sich bemühen, innerhalb der vier Bauraten die Schiffe noch schneller zu bauen als bisher. Die Schwierigkeit der Beschleunigung der Bauzeit liege in der Beschaffung des Panzers und der schweren Kanonen,

Digitized by Google

wofür Deutschland nur eine Firma habe, England aber mehrere. Trotzdem baut Deutschland nicht teurer.

Von der größten Bedeutung sind aber die Erklärungen des Staatssekretärs über den Wert unsrer Schiffe, den übereifrige Marineschriftsteller herabzusetzen ständig sich abmühen. „Mir liegt — so führte Herr von Tirpitz aus — eine englische Tabelle vor, die die ganzen englischen Linienschiffe bis zur »King Edward-Klasse« einschließlich als minderwertig und »Zehnminutenschiffe« bezeichnet.... Es ist vollkommen unwahr, daß unsre Schiffe denen andrer Marinen nicht gleichwertig sind. Tatsache ist, daß alle unsre Schiffe stärkern Panzer haben als die englischen, mit Ausnahme unsrer »Kaiser«-Klasse, von der ich bereits vor einigen Tagen ausgeführt habe, daß sie nicht auf der Höhe steht. Ich bitte aber zu bedenken, daß die Schiffe dieser Klasse nach einer großen Pause in der Linienschiffskonstruktion bei uns gebaut sind, und daß eine solche Pause naturgemäß nachteilig auf die Konstruktionsfähigkeit einer Marine wirkt.... Unsre seit 1900 gebauten Schiffe werden in der ganzen Marine als gleichwertig mit den gleichzeitig gebauten englischen Schiffen betrachtet."

Endlich sei noch auf eine Ausführung des Staatssekretärs über die Unterseeboote verwiesen, bei denen ja ebenfalls eine starke Rückständigkeit Deutschlands behauptet wird. Es gebe, sagte der Admiral, beim Vorgehen gegenüber großen technischen Neuordnungen zwei Methoden: entweder nehme man keine Rücksichten auf den Geldbeutel und auf das Personal, oder man gehe in Rücksicht auf beides vor. Diese letztere Methode hätten wir gewählt. Das Maß von Sicherheit, das überhaupt bei einer solchen Waffe möglich, sei erreicht worden. Die Unterseebootsfrage sei ein besondres Beispiel, daß es nicht empfehlenswert für eine Behörde sei, sich auf noch so wohlgemeintes Drängen hin von einer wohlüberlegten Methode abbringen zu lassen.

Wie alle diese Erklärungen des Chefs unsrer Marineverwaltung in den leitenden Kreisen des Flottenvereins gewirkt haben, wissen wir nicht. Auf die Mitglieder der Budgetkommission haben sie einen so überzeugenden Eindruck gemacht, daß die Vertreter der bürgerlichen Parteien insgesamt den Staatssekretär ihres vollen, uneingeschränkten Vertrauens versichert haben. Dasselbe wird, so ist zu hoffen, auch im Plenum des Reichstags der Fall sein, und von der Volksvertretung wird die Meinung, daß die Leitung unsrer Marineverwaltung in guten, treuen und sichern Händen sei, auch in die weitesten Schichten der Nation dringen. Man darf wohl erwarten, daß, als weitre und hocherfreuliche Wirkung dieser Verhandlungen, auch die im Flottenverein organisierten Freunde eines seemächtigen Deutschlands künftig einmütig die Reichsmarineverwaltung nicht bekämpfen, sondern unterstützen, ihren Bestrebungen neuen und starken Anhang gewinnen und den Ausbau unsrer Kriegsflotte auf eine unerschütterliche nationale Basis stellen. Die Geschichte erzählt von einem Hofkriegsrat in Wien, der die Kriegsoperationen zu leiten sich unterfing. Ein gleiches Unding ist ein Verein, der den Weg und das Tempo der Marineentwicklung dekretieren will.

Für diese Entwicklung ist vor zehn Jahren der Grund gelegt, auf ihm ist in den Jahren 1900, 1906 und voraussichtlich 1908 weiter gebaut worden, und die Zukunft wird weitere Fortschritte bringen. „Das Vergangene heißt, mit Vertrauen vorwärts zu schauen", sagt ein Wort Goethes, das auch hier zutrifft und uns Mut verleiht zur Hoffnung, Deutschlands Wehrmacht zur See auf der Höhe ihrer großen Aufgabe zu finden.

Die Jesuiten in Deutschland

Das neueste Werk Duhrs, des bekannten Apologeten seines Ordens, muß schon darum als ein wertvoller Beitrag zur deutschen Geschichte angesehen werden, weil dafür viel bisher noch nicht gedrucktes urkundliches Material, hauptsächlich aus Berichten und Korrespondenzen von Jesuiten bestehend, benutzt worden ist.*) Die historische Kritik bleibt den Fachzeitschriften vorbehalten; hier soll nur eine Inhaltsübersicht andeuten, was ungefähr der Informationsbedürftige oder -lustige zu finden erwarten darf.

Die ersten fünf Kapitel berichten über die Ankunft der ersten Jesuiten in Deutschland, über die Gründung der Niederlassungen und ihre Gliederung in die oberdeutsche, die rheinische und die österreichische Ordensprovinz. Faber, Jajus und Bobadilla sind von 1540 ab als Begleiter päpstlicher Legaten vom Papste nach Deutschland geschickt worden, haben überall, wo sie hinkamen, durch Beichtehören, Exerzitien und Predigten auf die Bevölkerung einzuwirken gesucht und durch ihren Wandel erbaut. Ihre und der ihnen nachfolgenden Ordensgenossen Berichte stimmen darin überein, daß der Nordosten Deutschlands für die Kirche verloren, auch der Süden und der Westen teils abgefallen, teils dem Abfall nahe, und daß an dem allgemeinen Abfall die Unwissenheit, Lasterhaftigkeit und Nachlässigkeit der Welt- und Ordensgeistlichen schuld sei. Es ist zu verwundern, schreibt Faber, „daß es nicht zweimal und dreimal soviel Häretiker gibt, und zwar deshalb, weil schlechtes Leben notwendig zum Unglauben führt. Nicht durch den Mißbrauch der Heiligen Schrift in der Predigt, nicht durch die Scheingründe in den Disputationen haben die Lutheraner so viele Völker zum Abfall vom katholischen Glauben gebracht: die Hauptschuld trägt das ärgerliche Leben der Geistlichen. Gäbe Gott, daß sich in dieser Stadt Worms auch nur zwei oder drei Priester befänden, die nicht in unerlaubten Verbindungen oder andern öffentlich bekannten Lastern lebten: das Herz sagt

*) Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge von Bernhard Duhr S. J. Erster Band: Geschichte der Jesuiten in Deutschland im sechzehnten Jahrhundert. Mit 163 Abbildungen. 876 Seiten Großoktav. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 1907.

es mir, wenn nur diese zwei oder drei von ein wenig Seeleneifer entbrannt wären, dann könnten sie mit diesem einfachen Volke machen, was sie wollten. Ich spreche von Städten, die noch nicht die katholischen Gebräuche abgeschafft und das Joch des Gehorsams gegen den Heiligen Stuhl noch nicht abgeschüttelt haben." Vierundzwanzig Jahre später berichtet ein Jesuit, der mit drei Genossen in Niederbayern eine Volksmission abgehalten hatte: „Als Herzog Albrecht sah, daß das von Natur unglaublich schlichte und gerade Landvolk dennoch durch die benachbarten Irrgläubigen vom katholischen Glauben abkomme, bat er den Provinzial Canisius um einige Prediger. Er schickte uns vier nach Niederbayern, das am meisten daniederlag. Briefe an die Vögte und Bürgermeister sollten uns beim Volke Ansehn verschaffen. Wir fanden den Zustand der Religion unglaublich elend und traurig: in den Klöstern, wo die Obern fast insgesamt das schändlichste Leben führen, keine Frömmigkeit; in den Kirchen Schmutz und Unehrerbietigkeit; im Volke Zügellosigkeit; man glaubt, was einem gefällt, und folgt dem, was dem Fleische am meisten schmeichelt; beim Klerus und selbst bei den Pfarrern die krasseste Unwissenheit und Vernachlässigung ihres Amtes, sodaß es nicht wunder nimmt, wenn das einfache Volk vom Glauben abfällt. Ein großer Teil der Priester kann nicht einmal richtig und gut lesen." Was in Deutschland fehlt, urteilen die Jesuiten übereinstimmend, das sind unterrichtete, sittenreine und pflichteifrige Priester. Solche waren aber außerhalb des neu gegründeten Ordens fast nirgends zu finden, darum baten sich katholische Fürsten, die ihre Untertanen dem katholischen Glauben erhalten oder zu ihm zurückführen wollten, immer häufiger Jesuiten aus, sodaß der Ordensgeneral der Nachfrage bald nicht mehr genügen konnte. Daß die Niederlassungen von den Protestanten ungern gesehen wurden, und daß diese ihnen Hindernisse bereiteten, versteht sich von selbst. Schon gleich im Anfange offenbarte sich die eigentümliche Wirkungsweise des Ordens, die Paulsen mit den Worten beschreibt: „Große Individualitäten treten in der Geschichte des Ordens nicht hervor, der Poesie bietet er wenig Stoff; aber jederzeit besaß er eine große Menge durchaus zuverlässiger, sicher wirkender Kräfte. Es ist in seiner Tätigkeit etwas von der stillen, aber unaufhaltsamen Wirkungsweise der Naturkräfte; ohne Leidenschaft und Kriegslärm, ohne Aufregung und Überstürzung dringt er Schritt für Schritt vor, fast ohne jemals einen zurückzutun. Sicherheit und Überlegenheit charakterisieren jede seiner Bewegungen. Freilich sind das nicht Eigenschaften, die liebenswürdig machen." In Norddeutschland kam die Hauptursache des „Abfalls" hinzu, die von spanischen und französischen Jesuiten freilich nicht erkannt werden konnte: die instinktive Abneigung gegen die südländische Form der Frömmigkeit und des ganzen Kirchenwesens und die Anhänglichkeit an die ihr von Luther gegebne, dem nordischen Naturell besser entsprechende Form. Nur für den Süden und den Westen Deutschlands kann man es gelten lassen, daß die Schlechtigkeit der Geistlichkeit die Hauptursache gewesen sei; deren Bevölkerung konnte darum auch, von anders gearteten Bruch-

teilen abgesehen, durch tüchtige Geistliche der Kirche wiedergewonnen werden; im Norden war es anders. Aus Erfurt berichtet ein Pater: „Das war ein neues Schauspiel für die Bürger, Knaben in der Kirche knien und beten zu sehen.“ Manchen Müttern mag dieses Schauspiel recht rührend vorgekommen sein, nordische Männer sehen die Knaben lieber tätig sein und Kampfspiele üben und wollen sie nicht zur Devotion drillen lassen. Erfurt war ja eine bischöfliche Stadt, aber im übrigen Thüringen scheiterten die Niederlassungsversuche.

Doch auch von den Katholiken wurden die Jesuiten nicht durchweg freundlich aufgenommen. Man hatte an kirchlichen Unruhen gerade genug und betrachtete die „neue Sekte“, die neue Unruhen erregen konnte, mit Mißtrauen. Es kostete den fremden Ankömmlingen einige Mühe, zu beweisen, daß sie keine neue Sekte seien. Die Geistlichen und die Klosterleute nahmen es natürlich sehr übel, daß ihr Wandel gerügt und beschämt wurde, und die Lehrer der Schüler aller Stufen wurden sehr bald die geschwornen Feinde der Jesuiten, weil diese ihnen die Schüler entzogen. Besonders durch zweierlei übten die Jesuitenkollegien eine starke Anziehungskraft aus. Das eine war ihre gute Sittenzucht. Ein Kalvinist, der Graubündner Landvogt Fortunat von Juvalta, schreibt in seinen Denkwürdigkeiten: „Im Jahre 1586 begab ich mich nach Dillingen und trieb in dem dortigen Jesuitenkollegium zwei Jahre hindurch, und nicht ohne befriedigenden Fortschritt, rhetorische, logische und philosophische Studien. Dort ist nicht zu befürchten, daß die Jünglinge vom Pesthauche des Lasters angesteckt und verdorben werden, denn scharfe, strenge Zucht hält sie alle im Zaum ... Die Lehrart, die Emsigkeit und den Fleiß dieser Männer muß ich loben; ich würde aber dennoch keinem Reformierten raten, seine Kinder zu ihrer Ausbildung dorthin zu senden, denn stets arbeitet man mit allen Kräften dahin, den Jünglingen papistischen Aberglauben und Irrtümer einzupflanzen, die bei tiefer geschlagnen Wurzeln nur schwer ausgerottet werden können.“ Unter den andern protestantischen Zeugnissen, die Duhr noch anführt, hat besonders das des größten evangelischen Schulmannes des sechzehnten Jahrhunderts, des Straßburgers Sturm, Gewicht. Das andre, was der Konkurrenz der Jesuiten Zugkraft verlieh, und was die Lehrer der bestehenden Schulen besonders empfindlich berührte, war die Unentgeltlichkeit des Unterrichts, an der die Ordensobern so streng festhielten, daß nicht einmal das Geld angenommen werden durfte, das in Österreich die reichern Schüler zum Ankauf von Brennholz für die Schulstuben beizusteuern bereit waren. Ärmere Schüler wurden vollständig vom Kolleg unterhalten, und es wurde für diesen Zweck fleißig und mit Erfolg gebettelt. Wo die Fürsten, besonders die bayrischen und die österreichischen taten das, die Kollegien mit den Gebäuden und Gütern verlaßner oder im Eingehn begriffner Klöster ausstatteten (was der Ordensgeneral anfangs nicht zugeben wollte), da hatte man das Betteln nicht mehr nötig. Dem Schulwesen der Jesuiten sind fünf Kapitel gewidmet, in denen die Studienordnung, die Disziplin, die Schultheater, die Marianischen Kongregationen und

viele andre Gegenstände abgehandelt werden. Über das den Spaniern und Italienern fremde Institut des Karzers wurde viel und lange verhandelt. Der Provinzial der rheinischen Provinz schrieb in dieser Angelegenheit an den General: „Der Rektor von Koblenz hat dem Kanzler von Trier und dem Koblenzer Magistrat vorgestellt, daß wir aus den vom General mitgeteilten Gründen kein Recht auf den Karzer hätten. Man bat aber dringend, daß wir den guten Bürgern diesen Liebesdienst nicht versagen möchten. Da nämlich die Vergehen der Studenten, wie nächtliches Umherschwärmen und Keilereien, mitunter schwerere Strafen verdienten, so würden die Studenten, wenn die Sozietät nicht volle Gerichtsbarkeit über sie hätte, zugleich mit andern Übeltätern in das öffentliche Gefängnis geworfen werden, zur Schmach und Schande für ihre Familien. Um das zu verhüten, werde man genötigt sein, die Söhne auf andre Akademien zu schicken. Außerdem gebe es in diesen Gegenden keine Schule, in der der Rektor nicht die volle Gewalt habe, nicht allein die Studenten zu züchtigen, sondern auch sie einzusperren. Ja sogar wenn sie ein schweres Verbrechen begehn [über die Streitigkeiten, die ein Totschlag verursachte, wird in dem Buche berichtet], könnten sie an den meisten Orten durch die Autorität des Rektors und die Schulstrafe vor der Bestrafung durchs Kriminalgericht bewahrt werden. Ferner sei in diesen Gegenden die Behandlung der Schüler eine andre als in Italien, Frankreich und vielleicht auch in Spanien, da hier niemand, möge er noch so alt sein, in irgendeiner Schule vor erlangtem Magistergrade vom Regiment der Rute ausgenommen sei. Ein andres Verfahren wäre den Eltern höchst unlieb, da die Gewohnheit seit Jahrhunderten bestehe.“ Also Prügel waren die deutschen Jungen gewohnt, aber daß sie sie nicht von ihrem Lehrer, sondern von einem Fremden kriegen sollten, dem in den Jesuitenschulen üblichen Korrektor oder Strafmeister, der sein Amt im Umherziehen ausübte, das kam ihnen spanisch vor. Der General mußte von dieser Vorschrift dispensieren, und eine Kommission erklärte die Weitergewährung der Dispens für wünschenswert, „denn die Studierenden ertragen die Strafe leichter von ihrem Lehrer als von einem andern, ja nach deutscher Sitte geben sie nach empfangner Züchtigung dem Lehrer die Hand und bedanken sich“. Übrigens sollte die Zahl der Streiche ohne Bewilligung des Studienpräfekten sechs nicht übersteigen; auch solle kein Lehrer im Zorn zuschlagen, auf den Kopf hauen oder an den Ohren reißen. Man würde erwarten, daß die Jesuiten ihre Zöglinge möglichst von der Welt abgesperrt und zu diesem Zweck überall Konvikte eingerichtet hätten. Das war jedoch nicht Fall; im Gegenteil sträubten sie sich gegen die Errichtung oder Übernahme von Konvikten, wo sie ihnen zugemutet wurde. In einem Gutachten für den Herzog Wilhelm von Bayern hat ein Provinzial der oberdeutschen Provinz, Hoffäus, die Gründe auseinandergesetzt. „Bisher hat sich die Provinz in allen Generalkongregationen gegen die Übernahme von Konvikten ausgesprochen. Der jetzige General hat das römische Konvikt reduziert, auf die Konvikte in Würzburg und Trier verzichtet. Es ist schwer, geeignete

Regenten, Subregenten und Präfekten zu finden. Die zuletzt genannten werden zudem in ihren Studien behindert. Die Konviktoren machen oft weniger Fortschritte in der Frömmigkeit und der Wissenschaft als die übrigen Schüler; sie suchen sich auf alle Weise für ihre Art von Gefängnis [Gefangenschaft] zu entschädigen. Die Unzufriedenheit der Konviktoren gibt zu allerlei Verunglimpfungen Anlaß, als lebten wir nicht sittlich, als suchten wir uns an den Konvikten zu bereichern. Endlich müssen wir uns zu sehr mit weltlicher Verwaltung und mit der Sorge für Speise und Trank beschäftigen. Wegen der Lässigkeit der Konviktoren im Zahlen sind wir genötigt, Schulden zu machen und aus Mangel an Geld zu ungünstiger Zeit einzukaufen; wir kommen in Verruf bei den Gläubigern, die wir nicht bezahlen; trotz allem Mahnen schuldet man [mit »man« sind jedenfalls die Konviktoristen gemeint] dem Konvikt in München über 2000 Gulden, dem in Ingolstadt gegen 8000 Gulden. Der Regens von Ingolstadt wagt sich vor seinen Gläubigern nicht zu zeigen und verbirgt sich, wenn sie ins Haus kommen." Verwaltungssorgen blieben übrigens den Jesuiten so wie so nicht erspart, da sie, wie schon bemerkt worden ist, Gutsbesitzer wurden. Zur Verwaltung im engern Sinne kamen dadurch noch die Regierung der Untertanen und die landständischen Rechte und Pflichten. Eigner Betrieb der Landwirtschaft und der damit verbundnen Gewerbe wie der Brauerei hätte in einer noch überwiegend naturalwirtschaftlichen Zeit den Kollegien ohnedies nahe gelegen, aber darin erwiesen sich die Konstitutionen der Gesellschaft sehr hinderlich, die alles verboten, was bei der Verwertung von selbstgezognem Vieh und von Früchten auch nur von ferne wie Handel aussah. Einmal wurde verordnet, zur Bewirtschaftung der Landgüter dürfe man Vieh halten, aber Magervieh zu kaufen, um es gemästet mit Gewinn wieder zu verkaufen, das sei nicht erlaubt. Das Branntweinbrennen verbot der General Aquaviva unbedingt. Sogar den Betrieb einer eignen Druckerei, der doch einer gelehrten Gesellschaft sehr wohl anzustehn scheint, und auf den der Kaiser Ferdinand drang, wollte der General Laynez nicht gestatten. Der Haltung der Jesuiten in dem Streit um die Erlaubtheit des Kapitalzinses ist ein eignes Kapitel gewidmet.

In dem Kapitel über die Seelsorgepraxis der Jesuiten wird mitgeteilt, daß ihnen anfangs durch ihre Konstitution die Abhaltung von Hochämtern und andern feierlichen Gottesdiensten verboten wurde. Es sollte in ihren Kirchen weder figurierter Gesang noch Instrumentalmusik, ja nicht einmal Orgelspiel geduldet werden. Auf die Dauer ließen sich diese Vorschriften bei den musikliebenden Deutschen nicht aufrecht erhalten. Beim Predigen hinderte die ersten Jesuiten, die ja Ausländer waren, die Schwierigkeit der deutschen Sprache, die durch die Verschiedenheit der Dialekte erhöht wurde. Wo es anging, predigte man lateinisch. „Eigentliche Kontroverspredigten, wie sie schon zu dieser Zeit [zwischen 1540 und 1550] gehalten wurden, besonders solche, in denen die Protestanten genannt und hart angelassen wurden, waren durchaus gegen die Grundsätze des Stifters der Gesellschaft. Als im Jahre 1546 Laynez, Salmeron

und Jajus zum Konzil nach Trient reisten, schärfte ihnen Ignatius in seiner Instruktion ein: „Bei den Predigten soll durchaus kein Punkt berührt werden, worin die Protestanten mit der katholischen Kirche nicht übereinstimmen. Einfachhin soll zu einem sittlichen Leben und den Andachtsübungen der Kirche aufgemuntert werden, indem man den Leuten zu gründlicher Selbsterkenntnis und zu tieferer Erkenntnis ihres Herrn und Schöpfers verhilft." Den psychologischen Grund für diese Vorschrift gibt Ignatius in der Anweisung für die nach Ingolstadt reisenden Jesuiten an: „Direkter Angriff verbittert und verhärtet, die Klarheit und Schönheit der Wahrheit gewinnt." Leider, meint Duhr, hätten sich diese richtigen Grundsätze in jener kampflustigen Zeit nicht lange durchführen lassen. „In der Frauenseelsorge wurde von den Obern wiederholt vor Leichtgläubigkeit und überspannten Gebräuchen gewarnt. Wo auch nur von weitem Gefahr für irgendwelchen Aberglauben war, schritt Hoffäus als Visitator ein. So bestimmte er: die drei Messen zu Ehren der dreifachen Geburt Christi, der allerseligsten Jungfrau, des Täufers, die manchmal von Schwangern erbeten werden, sollen nicht gelesen werden, weil solche Andachten nicht mit dem Geiste des Konzils von Trient übereinzustimmen scheinen ... Bei der Visitation des Kollegs zu Luzern verordnete Hoffäus, veranlaßt durch Mitteilungen des Schultheißen: Frauen sollen nicht zum Einsiedlerleben ermuntert werden, im Gegenteil soll man sie abschrecken von dieser gefährlichen und verdächtigen Lebensart. Sie sollen sich begnügen mit der gewöhnlichen und soliden Frömmigkeit. Auch soll man Frauen nicht zum Ordensstande bereden, wo sich nicht wahrer Beruf kundgibt. Wenn sich solche Personen nicht fügen wollen, soll sie kein Jesuit zur Beichte zulassen. Was die unverträglichen, unfleißigen, untreuen Dienstboten betreffe, so sei es Sache des Hausherrn, die Weiber in Ordnung zu halten; auch gezieme es sich nicht, daß sich Mitglieder der Gesellschaft neugierig in Familienverhältnisse einmischen und erforschen, was man dort sage oder tue. Klagten sich aber Frauen, seien es Dienstboten oder Herrschaften, in der Beichte an, so solle man ihnen gehörig die Wahrheit sagen, sie vor falscher Frömmigkeit, die sie an der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten hindern, mit Nachdruck abschrecken." Eine Klippe für die Seelsorge, schreibt Duhr, konnte die Beschäftigung mit den weltlichen Anliegen der Gläubigen werden, wenn wegen der Art des bessern Fortkommens, wegen Prozessen und Testamenten um Rat gefragt wurde. In Beziehung auf die Testamente gab Hoffäus eine genaue Instruktion. „1. Die Unsrigen sollen weder von selbst noch auf andrer Bitten irgendeinen, sei er gesund oder krank, zur Abfassung eines Testaments, besonders nicht zugunsten dieses oder jenes oder zu Legaten an irgend jemand ermuntern, mit Ausnahme des Falles, wo wegen der zu befürchtenden Streitigkeiten gleichsam eine Gewissenspflicht zur Abfassung eines Testaments vorliegt, und der Betreffende selbst nicht daran denkt. Sonst soll man die Kranken nur im allgemeinen mahnen, ihre zeitlichen Angelegenheiten zu ordnen. 2. Fragt jemand um Rat über die Art und Weise des Testaments, so soll der Gefragte

keinen Rat im besondern geben, sondern nur im allgemeinen darauf hinweisen, daß man ohne Leidenschaft zuerst seinen Verpflichtungen gegen Gläubiger und Verwandte nachkommen, dann erst der piae causae gedenken müsse und andrer Personen, die, wenn auch nicht verwandt, ohne Verletzung der guten Sitte nicht übergangen werden können; endlich müsse man die Erbauung und den Frieden zwischen Bedachten und nicht Bedachten im Auge behalten. Für besondern Rat sollen sich die Fragenden an ihre Freunde und an fromme und kluge Gönner halten. 3. Was fromme Legate betrifft, so ist es für gewöhnlich nicht rätlich, zu etwas Bestimmtem aufzufordern; man kann fromme Spenden im allgemeinen als lobenswert bezeichnen und dann verschiedne Zwecke nennen, aus denen die Fragenden dann mit Anrufung Gottes selbst jenen auswählen mögen, den ihnen Gott eingibt. Wenn ausnahmsweise ein bestimmter Zweck anzuempfehlen wäre, so soll dies nicht ohne Beistimmung des Rektors geschehen. Nach der Verfügung des P. Manare [Vorgängers des Hoffäus] soll niemand den letzten Willen des Beichtkindes den Erben eröffnen, sondern es soll für die Herbeirufung von Zeugen gesorgt werden, denen der Sterbende seinen Willen kundgeben möge. Unsre Regel verbietet, bei Abfassung des Testaments als Zeuge mitzuwirken oder später Zeugnis abzulegen." Auf ein besondres, der Instruktion beigelegtes Blatt hat Hoffäus die frommen Zwecke verzeichnet, zu denen im allgemeinen geraten werden könne. 1. Für arme Studenten, doch so, daß nicht die Gesellschaft, sondern ein Außenstehender das Geld zu verwalten habe. 2. Für Schulmeister, die den Katechismus gut lehren. 3. Zur Verteilung von Bildern und frommen Büchern. 4. Zu einer Spende für die Armen. 5. Für einen musikkundigen Studenten, der dafür andre, besonders arme Schüler in der Musik unterrichten soll. 6. Für arme Kranke. 7. Für arme Knaben und Mädchen, die den Schulunterricht entbehren müssen, weil sie kein Schulgeld bezahlen können. „Wenn aber jemand durchaus der Gesellschaft etwas vermachen will, soll man mit aller Bescheidenheit und nach Befragung des Rektors hinweisen auf die Kirche, die Bibliothek und den Unterhalt weiterer Personen [?] im Kolleg."

In dem Kapitel über die Bauten der Jesuiten wird ausgeführt, daß es einen besondern Jesuitenstil nicht gebe. Die Jesuiten haben im Stil ihrer Zeit gebaut, zuerst noch gotisch, dann im Renaissance- und Barockstil, keineswegs einheitlich, sondern an verschiednen Orten sehr verschieden. Sie haben überhaupt nicht auf den Stil geachtet, sondern nur möglichste Zweckmäßigkeit angestrebt. In den Kirchen war es ihnen vor allem um Gewinnung von viel Raum zu tun und darum, daß alle den am Hochaltar zelebrierenden Priester sehen und den Prediger hören konnten. Darum legten sie gern einen weiten Mittelraum und Emporen an. (Wo sie gotische Kirchen andrer Orden bekamen, haben sie diese durch Einbauen von Emporen entstellt; ihre Neubauten sind teilweise sehr schön ausgefallen; so die Matthiaskirche in Breslau — ursprünglich Universitätskirche; die große und die kleine Aula der Leopoldina sind in demselben Stile

gehalten. Die Jeſuitenkollegien, die ich kenne, ſind großräumig und bequem eingerichtet und befriedigen auch in äſthetiſcher Beziehung.) In dem Kapitel über die Schriftſtellerei der Jeſuiten intereſſiert beſonders, daß ihnen der Index der verbotnen Bücher ſehr unbequem war, daß ſie die Undurchführbarkeit der Indexvorſchriften nachgewieſen und oft auf Milderung gedrungen haben. Unter den Druckwerken von deutſchen Jeſuiten im ſechzehnten Jahrhundert werden unter anderm die Progymnasmata latina des Jakob Pontan erwähnt. Es ſind Dialoge über allerlei Gegenſtände in reinem Latein. Einen beſondern langen Dialog hat der Verfaſſer dem Preiſe des deutſchen Vaterlands gewidmet, ſeines milden Klimas, ſeiner herrlichen Gärten, fruchtbaren Felder, fiſchreichen Seen und Flüſſe, hohen Gebirge, heilkräftigen Bäder. „Nicht genug kann er preiſen die zahlreichen blühenden Städte, Dörfer und Weiler, die vielen herrlichen Gotteshäuſer. Begeiſtert ſchildert er die deutſche Ehrlichkeit und Offenheit; nichts liege dem Deutſchen ſo ſehr am Herzen als Wahrheit, Treue, freundliche Zuvorkommenheit. Zürnen ſie einmal, ſo kennen ſie nicht unverſöhnliche Rache. Gegen die Notleidenden ſind die Deutſchen überaus barmherzig, daher die reichen Almoſen, in allen Städten Armen- und Krankenhäuſer. Die deutſche Gaſtfreundſchaft iſt ja ſeit Tacitus ſprichwörtlich geworden. Die ſchweren Strafen, die von alters her auf dem Ehebruch ſtehn, und die Schande ob der verlornen Ehre zeigen, wie hoch die Sittenreinheit geſchätzt wird. In der Gelehrſamkeit braucht Deutſchland vor keinem andern Lande zurückzutreten. Wenn man aber gar auf die herrlichen Taten ſchaut, welches Volk kann da wohl den Vergleich mit den Deutſchen aushalten? Die größten Erfindungen, die des Pulvers und der Buchdruckerkunſt, ſind von Deutſchland ausgegangen, in den Künſten, im Kunſtgewerbe welche Leiſtungen! Die Tapferkeit der Deutſchen mußten ſelbſt ihre Todfeinde preiſen. Schon Tacitus hat hervorgehoben, es habe noch jeden gereut, ſich mit den Deutſchen in einen Krieg eingelaſſen zu haben. Kein römiſcher Kaiſer hat ſie auf die Dauer bezwingen können. Durch Gewalt können ſie nicht bezwungen werden, wohl aber durch Güte.“ Und durch ihre eigne Zwietracht, wie der Pater vielleicht hinzugefügt haben würde, wenn er fünfzig Jahre ſpäter geſchrieben hätte.

In dem Kapitel „An den Fürſtenhöfen“ wird nachgewieſen, wie die Obern des Ordens gegen die Hineinziehung der fürſtlichen Beichtväter in die Hofgeſellſchaft und den Hofklatſch gearbeitet und gegen die Verwendung von Jeſuiten zu diplomatiſchen Sendungen proteſtiert haben, ohne das aus dieſen gefährlichen Stellungen hervorgehende Unheil völlig abwenden zu können. Dabei wird denn auch, wie ſchon in frühern Kapiteln einigemal, die Gegenreformation geſtreift. Man habe die ſeelſorgerliche Wirkſamkeit der Jeſuiten in Deutſchland vielfach ſo dargeſtellt, als habe ſie hauptſächlich in der Bekehrung von Proteſtanten beſtanden. Das ſei aber bei der Menge von Arbeit, die die Seelſorge bei den Katholiken forderte, gar nicht möglich geweſen. Aus den Berichten laſſe ſich das ziffermäßig nachweiſen; neben der gewaltigen Zahl von Beichten und

Kommunionen der Katholiken erscheine die Zahl der Konversionen geringfügig, und die Schüler der Jesuiten seien fast ausnahmslos katholisch gewesen. Von entscheidender Bedeutung für das Urteil über die Hofbeichtväter ist der Nachweis, wie sie auf die Höfe eingewirkt und welche Resultate sie erreicht haben. In dem religiös so erregten sechzehnten Jahrhundert, wo es sich in Deutschland darum handelte, ob die von den Vorfahren überkommne katholische Religion gänzlich verdrängt und vernichtet werden solle, war es klar, daß jeder Katholik, zumal jeder katholische Priester, innerhalb der Schranken der Reichsgesetzgebung für die Wiederherstellung der katholischen Religion in den noch katholisch gebliebnen [vielmehr in den noch von katholischen Fürsten regierten] Ländern eintreten und dahin zielende Maßregeln befürworten mußte. Das haben auch die Hofbeichtväter in Wien, Graz und München getan. Der Reichstag von 1555 hatte den protestantischen Reichsständen das Verbot des katholischen, den katholischen das Verbot des protestantischen Gottesdienstes anheimgegeben. Der Grundsatz, den auf diesem Reichstage der Herzog Ott-Heinrich von Neuburg offen aussprach: unbeschränkte Religionsfreiheit für die Protestanten und harte Beschränkung für die Katholiken, wurde praktisch nach wie vor von den Protestanten ausgeübt, wo sie nur immer die Macht dazu hatten. Protestantische Prediger und Gewissensräte verfochten offen den Satz, daß der Fürst im Gewissen verpflichtet sei, die katholische Religion mit Gewalt auszurotten. [Duhr beruft sich an dieser Stelle auf Ritter, Janssen-Pastor, K. A. Menzel und Döllinger. Die Hinweisung auf Menzel stimmt zwar, dagegen enthält Döllinger, Reformation II, 1 ff. gar nichts über diesen Gegenstand. Nur die Seite 12 berührt ihn, auf der Capitos Territorialsystem dargestellt wird.] Die Jesuitenbeichtväter befanden sich mit ihren Ratschlägen ganz auf dem Boden des [unter dem Namen des Augsburger Religionsfriedens bekannten] Reichstagsabschieds von 1555. In Wien und in Graz handelte es sich zudem um Sein oder Nichtsein der katholischen Kirche. Wenn irgendwo, so bewahrheitet sich hier das Wort Döllingers [Duhr zitiert: Kirche und Kirchen 63, die Stelle steht jedoch auf Seite 70]: „So wußten die Katholiken, Fürsten, Klerus und Volk von Anfang an mit völliger Bestimmtheit, daß sie selber unterdrückt werden würden, sobald nur die Partei der neuen Religion sich stark genug dazu fühle. Sie führten einen Kampf der Selbsterhaltung, indem sie alles aufboten, das Eindringen des Protestantismus in ihr Gebiet abzuwehren, den bereits eingedrungnen wieder auszustoßen. Sämtliche Reformatoren und Theologen der neuen Kirche ließen in ihren Schriften nicht den leisesten Zweifel über das Prinzip, daß die katholische Religion überall ausgerottet werden müsse, wo man die Macht dazu habe." Übrigens ist der Anteil der Hofbeichtväter an den Maßregeln zur Wiederherstellung der katholischen Kirche vielfach übertrieben worden; auch hier kommen zunächst die päpstlichen Nuntien in Betracht, die unermüdlich mit Bitten, Forderungen, unter Umständen auch mit Drohungen die lässigen katholischen Fürsten bestürmten. Von größerer Wichtigkeit ist die Beantwortung der weitern Frage, ob es den Hofbeichtvätern

gelungen ist, auf ihrem eigensten Gebiete in religiös sittlicher Beziehung nachhaltig fördernd auf die Höfe einzuwirken. Diese Frage bejahen die Tatsachen. „Dort, wo die Jesuitenbeichtväter längere Zeit gewirkt, bietet das Leben am Hofe ein Bild aufrichtiger Frömmigkeit und ehrlichen Strebens nach sittlicher Läuterung." Zum Beweise werden einige Züge des Hoflebens in Wien, Graz und München erzählt.

Das Kapitel „Teufelsmystik und Hexenprozesse" wird mit den Worten eingeleitet: „Das dunkle und gefährliche Gebiet der Teufelsmystik konnte auf einen so klar denkenden und praktisch gerichteten Mann, wie der Stifter des Jesuitenordens es war, keine Anziehung ausüben. Ignatius hielt sich von diesem Gebiete fern. Weder in den Exerzitien noch im Institut spricht er davon, und in seinem ganzen Leben hat er sich nie an einer Teufelsaustreibung beteiligt. Einer seiner Schüler, der seinen Geist und seine Richtung mit am besten erfaßt, P. Faber, schrieb auf die Kunde, daß ein Jesuit in Löwen sich mit Teufelsaustreibungen abgebe, am 9. Juli 1545: Diese Teufelsaustreibungen kann ich durchaus nicht billigen. Der Pater soll wissen, daß dabei viele Täuschung unterläuft. Er möge, wie es die Aufgabe des Priesters ist, die Teufel aus den Seelen austreiben und es den Exorzisten überlassen, ihr Amt auszuüben." Es würde jedoch, bemerkt Duhr richtig, ein Wunder gewesen sein, wenn nicht auch die Jesuiten der geistigen Epidemie des Jahrhunderts unterlegen wären. „Der Wahn des vielfach unwissenden und vernachlässigten Volks witterte überall Hexerei und Zauberei, und engherzige, kritiklose, unpraktische Gelehrte, Laien und Geistliche, Juristen und Theologen, gaben dem Volkswahn nach, anstatt ihm zu widerstehn. So entfachte der Wahn im Bunde mit Rachsucht und Habgier, unterstützt und endlos erweitert durch eine fast wahnsinnig zu nennende Anwendung der Folter, die entsetzliche Periode der Hexenbrände, dieser Schmach für unser deutsches Vaterland wie für den christlichen Namen. Was man auch immer von grauenhaften Verbrechen der Hexen behaupten und [zu] beweisen [versuchen] mag, so viel steht heute historisch fest, daß in den deutschen Hexenprozessen Tausende [Hunderttausende!] unschuldig gefoltert, verurteilt und verbrannt worden sind." Duhr bedauert, daß eine Anzahl seiner Ordensbrüder durch ihre Bücher den Hexenwahn befördert haben, namentlich Delrio mit seinen berüchtigten Disquisitiones magicae (das Buch ist nach Döllinger noch scheußlicher als der Hexenhammer); doch hätten sich die Jesuiten in populären Schriften großer Zurückhaltung befleißigt. Von den Jesuiten, die den Hexenwahn und die grausame Behandlung der angeblichen Hexen bekämpft haben, wird erst im folgenden Bande die Rede sein.

Kulturgeschichtlich Interessantes kommt besonders in den Kapiteln: „Geistliche und wissenschaftliche Ausbildung der Mitglieder; Noviziat und Scholastikat" und „Zu Hause" vor; hier wird auch die Art, wie die Jesuiten reisten, beschrieben. Hie und da bekommt man hübsche Schilderungen von Land und Leuten zu lesen, manche historische Vorgänge werden skizziert, zum Beispiel wie die

heſſiſchen Stände im Bunde mit dem (berühmten) Fürſtbiſchof Julius Echter von Würzburg den Abt von Fulda vertrieben haben. Im vorletzten Kapitel werden einige Charakterbilder deutſcher Jeſuiten gezeichnet, im letzten (dreiundzwanzigſten) Urteile proteſtantiſcher und katholiſcher Zeitgenoſſen über den Orden zuſammengeſtellt.

C. Jentſch

Neue Romane und Novellen

Von Heinrich Spiero

Eine Reihe von großen und zum Teil durchaus verdienten Erfolgen hat in den letzten Jahren den deutſchen Roman noch mehr in den Vordergrund literariſcher Beachtung und Bewertung geſchoben, und zwar auch bei dem Publikum, das mit Unrecht auf dieſe Gattung des Schrifttums herabſah und herabſehen zu müſſen glaubte, weil das, was die Welle früher nach oben trug, wirklich nur immer leicht wie Kork war. Nicht Wilhelm Raabe oder Gottfried Keller genoſſen in den Jahren ihrer friſchen Kraft die Erfolge, ſondern ſeichte Unterhaltungsſchriftſteller, die ſelbſt Friedrich Spielhagen und Paul Heyſe in der Gunſt der breiten Menge weit hinter ſich ließen. Nur ſo ja konnte das ungeheure Mißverſtändnis entſtehn, aus dem heraus beim Beginn der letzten literariſchen Revolution man dem Publikum einreden wollte, daß die damals lebendige deutſche Literatur aus Dahn, Ebers, Baumbach, Bodenſtedt, Lindau uſw. beſtünde, während doch Meiſter wie Raabe, Keller, Heyſe, den man freilich nicht gelten laſſen wollte, Meyer, Storm, Freytag lebten und zum größten Teil noch ſchufen, mindeſtens aber den Anſpruch erheben durften, neben der Literatur des Tags und des Jahrs ganz anders zu Worte zu kommen als bis dahin. Fontane, der jetzt ſeinen jugendlichen Altersſtil fand, wurde von den Jungen auf den Schild gehoben. Aber andre, und vor allem Raabe, ſind erſt am Ende der Bewegung nach vorn gekommen und wirkten nun freilich um ſo ſtärker.

Wo ſtehn wir denn nun heute? Ich habe vorher von zum Teil verdienten Romanerfolgen geſprochen. Ich leugne alſo nicht, daß viele der ſeit zehn Jahren in großen Auflagen verbreiteten Romane ihres Rufs wohl wert ſind. Es iſt höchſt erfreulich, daß Bücher wie der kraftvolle „Büttnerbauer“ von Wilhelm von Polenz, Omptedas tapfre Adelsromane, Thomas Manns feine „Buddenbrocks“, Hermann Heſſes heitrer und lyriſch zarter „Peter Camenzind“, Frenſſens ſtarker „Jörn Uhl“ oder ſeine jugendfriſchen „Drei Getreuen“, Otto Ernſts ſchlicht erzählter „Asmus Semper“ weithin geleſen werden.

Aber das Verhältnis, das zum Beiſpiel zwiſchen der Verbreitung des „Tagebuchs einer Verlorenen“ und Wilhelm Specks „Zwei Seelen“ obwaltet, zeugt nicht für eine Erhöhung des Durchſchnittsniveaus. Ein Publikum, das „Hilligenlei“ immer noch binnen wenigen Jahren fünfmal ſo hoch bewertet als

Raabes doch wirklich nicht schwer zugänglichen „Hungerpastor“ (von den großen andern Romanen schweige ich schon) binnen ebensoviel Jahrzehnten, wird sich nicht über die Generation stellen dürfen, die einst die wesentlich ungefährlichere Marlitt verschlang.

Und trotz alledem ist nicht nur eine Hebung des Interesses für den Roman, sondern auch eine Hebung seines durchschnittlichen Stils zu verzeichnen. Auch der bloße Unterhaltungsroman ist zweifellos viel besser geworden, als er war, und zum Beispiel ein Buch wie „Eine von zuvielen“ von Liesbet Dill (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) wäre früher weit mehr aufgefallen, während es heute im Strome mitgeht. Die Geschichte der armen Offizierstochter, die nichts gelernt hat und sich nun traurig genug als Gesellschafterin durchs Leben stößt, wird mit der an Liesbet Dill bekannten Kunst guter Charakteristik der Personen und des Milieus erzählt. Freilich gelingt es ihr nie, sich mit ihrem Stoff aufzuschwingen und ihn über den auf die Dauer kleinlich wirkenden Druck durch eine weitere Perspektive zu erheben. Wir bekommen schließlich die Neigung, nicht mehr Geschick und Milieu als lastend zu empfinden, sondern geraten in eine recht kriegerische Stimmung gegen die Heldin des Buchs hinein, deren Misere (das ist das rechte Wort) denn doch oft genug durch ein Wort zu beenden wäre. Das Buch ist ohne innere Notwendigkeit und könnte im Grunde schon viel früher schließen, als es geschieht, ebenso freilich auch in gleicher Weise noch eine Weile fortgeführt werden. Dasselbe Thema behandelt, und zwar mit dem Wunsch, es mit sozialen Ideen allgemeingiltiger hinauszuführen, Bernhard von Burgdorff in dem Roman „Wir alten Familien“ (Dresden, Heinrich Minden); ihm aber haftet noch eine gewisse dilettantische Ungelenkheit der Sprache an, die sein Buch ungleich gestaltet und es hinter dem Gewollten zurückbleiben läßt.

Adeline Gräfin zu Rantzau hat denselben sozialen Reformeifer wie Burgdorff, aber zugleich ein ganz andres Temperament, sehr viel mehr Dichtergaben und einen schärfern Blick für die Darstellung des einzelnen Menschen. Ihr Roman „Hans Kamp“ (Berlin, Martin Warneck) ist noch in den meisten Dingen ganz anfängerhaft, Typen werden unverbunden nebeneinander gestellt, die Umgebungen stark nach der Schablone gezeichnet. Aber hier freilich auch schon steckt viel leidenschaftliches Temperament, das dann in dem neuen Roman „Ein unmöglicher Mensch“ (ebenfalls bei Warneck) lodernd emporschlägt. Diese Gräfin Sibylle, die eine soziale Reformatorin ist und ihren Gatten wie ihren Sohn zu gleicher Gesinnung erzieht, ist eine imposante Gestalt, ein menschlich und künstlerisch gleich durchgearbeiteter Charakter, an dem kaum hier und da etwas fehlt. Man braucht sich nicht nur an dem hohen sittlichen Idealismus dieses durch und durch christlichen Buches zu erfreuen, sondern man empfindet diese starke und leuchtende Gesinnung als etwas nicht aufgepfropftes oder tendenziös hineingebrachtes, sondern als einen Lebensstrom, der aus der Schriftstellerin in ihre Heldin übergegangen ist. Die sittliche Revolution, die Sibylle erhofft,

und die ihr Sohn unblutig zum Ziele führt, ist nichts Abstraktes, was besser in einer Broschüre behandelt würde als in einem Roman, ein Gefühl, das nur zu leicht bei der Gestaltung solcher Probleme gerade den anspruchsvollen Leser befällt und verstimmt. So wie Gräfin Sibylle ihre leidenschaftlichen Gedanken auf jedem Punkt, ob auch nicht immer gleich glücklich, in praktische Taten umsetzt, so erwächst ihrer Darstellerin immer Handlung aus der Idee. Mängel hat das Buch noch eine ganze Zahl, aber es ist eins von denen, die man mit ihren Mängeln lieben kann, und von denen man sich Nachfolger verspricht, die den Vorgänger noch weit hinter sich lassen.

Wie aus einer andern Welt ertönt nach diesem Buch die Stimme von Helene Böhlau in ihrem neuen Werk „Das Haus zur Flamm" (Berlin, Egon Fleischel u. Co.). Helene Böhlau möchte so gern Seele und Leben zeigen und gibt doch immer wieder nur „Geist" und Literatur, sodaß man schier daran zweifeln möchte, die Erzählerin der Ratsmädelgeschichten vor sich zu haben. Alles wirkt konstruiert und gequält. Es sind aparte Menschen in dem Buch, aber Menschen mit einer gesuchten Apartheit, die uns nicht warmblütig begrüßen, und die doch auf der andern Seite zu deutlich gezeichnet sind, daß sie etwa nur als gewollte Symbole wirken könnten. Wo Helene Böhlau schöne und warme Menschlichkeit geben will, bleibt ein gespreiztes Schöntun übrig, das nicht erwärmt, und von dem wir uns schließlich gelangweilt abwenden.

Georg von Ompteda, der in den letzten Jahren in etwas flaches Fahrwasser geraten war, ist nun wieder auf anderm Wege. Wie schon früher hin und wieder, bemüht er sich nicht, breite Gemälde hinzustellen, sondern eine Seele zu malen, einen starken Vorgang in seinen psychologischen Konsequenzen wiederzugeben. Der Roman heißt „Wie am ersten Tag" (Berlin, Egon Fleischel u. Co.) und führt einen Bildhauer vor, der ein schönes Mädchen geheiratet hat und sie als „selbstverständliche Schönheit" modelliert. Als das Bildwerk fertig ist, kann er sich in rasender Eifersucht nicht entschließen, es zu verkaufen, ja es auch nur jemand zu zeigen. Aber weil er, ein Talent von starkem Eigenwillen, auch nicht zu andern, mindern Werken die Kraft findet, gerät das Ehepaar in immer bittrere Not. Überreizt und gequält, begeht der Bildhauer schließlich einen Totschlag an einem frühern Freunde. Er kann die Schuld, die nicht entdeckt wird, nicht verschwiegen weiter tragen und gesteht alles seiner Frau, deren Liebe, trotz allem warm wie am ersten Tag, ihm den Weg zum Gericht auferlegt, aber an das Ende seiner Strafe die Rückkehr zu der geduldig harrenden Gefährtin stellt. Kein sehr starkes, aber ein ernstes, knappes, nachdenkliches Buch.

Fast dasselbe, nur ohne das Kennwort der Knappheit läßt sich von Ernst Zahns Roman „Lukas Hochstraßers Haus" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) sagen. Mit seiner Seelenkunde zeichnet Zahn den Bauern Lukas Hochstraßer, dem nach dem Tode der Frau das bisher so festgefügte Gebäude der Familie auseinanderzugehn droht, und der es nun mit der Stärke des

gereiften Mannes so wieder zusammenfügt, daß jedes widerstrebende Glied am Ende in ihm nicht den Bezwinger, sondern den Meister ehrt. Nur eben etwas zu breit ist das Ganze angelegt, und die Gefahr, daß das Interesse einmal abflaut, ist vorhanden. Man liest ja nichts von Ernst Zahn ohne Gewinn und wird auch dieses Buch mit seiner aus dem Menschen herauswachsenden sittlich pädagogischen Tendenz nicht unbereichert aus der Hand legen, wenn auch die künstlerische Freude daran nicht so rein ist wie an Zahns letzten Novellen.

Ein ganz köstliches kleines Buch sind „Die Mädchenfeinde" von Karl Spitteler (Jena, Eugen Diederichs). Spitteler ist immer im eigentlichen und besten Sinne des Worts originell. Hier hat aber die Originalität seines Stils und seiner mit Humor erfüllten Form einen ganz besonders schalkhaften Reiz, der den Dichter von einer neuen Seite zeigt. Die Geschlossenheit der Komposition, die Spitteler immer wieder anstrebt und erreicht, ergibt in dem kleinen Rahmen einen vollen Blick in eine Kinderseele, die auf einer kurzen Reise alles durchlebt und erlebt, was ein empfindliches und empfängliches Kinderherz nur erfahren kann. Das Buch ist vor siebzehn Jahren geschrieben und jetzt umgearbeitet worden, wirkt aber vollkommen frisch, wie denn alle Spittelerschen Schöpfungen immer wieder als etwas Neues wirken und bei der ganz einsamen Stellung des großen Dichters auch künftig wirken werden.

Spittelers Altersgenosse Ernst von Wildenbruch hat einen neuen Roman „Lukrezia" (Berlin, G. Grote) geschrieben, der sich in der völligen Geschlossenheit des Aufbaues wohl zu Spittelers Art gesellen mag. Damit aber wäre das beiden Dichtern Gemeinsame erschöpft, denn Spittelers langsam steigende und fallende Handlung hat nichts gemein mit Wildenbruchs ungestüm zum Ziele fliegender Gestaltung. Das schafft Wildenbruch vielleicht den Vorteil, daß man ihm nicht so genau auf die Finger paßt, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, wie Spitteler. Bei dem Schweizer würden wirs haarscharf empfinden, wenn irgendwo psychologisch irgend etwas nicht stimmte — es stimmt aber immer. Bei dem Märker trägt uns die rasende Flugkraft über bedenkliche Lücken und Verbindungen hinweg, ehe wir noch aufatmen konnten. So auch in dieser Geschichte von der armen und reichen Lukrezia Mergentheimer. Ich glaube nicht, daß es auch dem ruhigsten Leser möglich sein wird, das schöne Buch an irgendeiner Stelle aus der Hand zu legen. Mit unentrinnbar festhaltendem Griff zieht der Dichter uns nach und läßt uns gar nicht Zeit, nach Ziel und Weg zu fragen. Über Beklemmungen hinweg führt die wogende Erzählergabe, über bedrückende und angsterregende Augenblicke die immer wieder durchbrechende prachtvolle menschliche Echtheit und Reinheit dieses Dichters. „Lukrezia" ist durchaus nur ein Buch für ganz reife Menschen, wie es alle Novellen und Romane Wildenbruchs sind. Der Mann, den die Ewigzeitgemäßen nie umhin können als Hofdichter zu apostrophieren, ist in Wahrheit einer, dem nichts Menschliches fremd blieb. Stets aber führt

er seine Schicksale hinaus in jene die Zeiten überleuchtende Welterbarmung, die Goethes Bajaderengedicht zu immer frischer Wirksamkeit verklärt.

Auch Joseph Lauff soll ja ein Hofdichter sein und wird, ohne daß man ihn im übrigen etwa an Wildenbruch messen darf, mit gleichem Recht wie dieser jene Bezeichnung ablehnen dürfen. Weil Lauff dem großen Publikum erst dadurch bekannt wurde, daß ein schwaches Drama des Verfassers guter und starker Epen die Aufmerksamkeit des Kaisers erregt hat, ist Lauff doch lange noch kein Hofdichter, und am wenigsten das, was die demokratische Presse unter dieser Bezeichnung versteht. In letzter Zeit hat er eine Reihe von Romanen geschrieben, die bei vielen schönen Einzelheiten, insbesondre in der Charakteristik des niederrheinischen Landes und Volkes, zu sehr im Detail verschwammen und so keinen kräftigen Eindruck hinterließen. Zu diesem Mangel gesellt sich in dem neuen Buch, „Die Tanzmamsell" (Berlin, G. Grote), noch ein zweiter und sehr wesentlicher, nämlich eine Tendenz, die so stark aufgetragen wird, daß sie fast karikierend wirkt. Das Buch spielt während des Kulturkampfes, und zwar in einem ultramontanen niederrheinischen Städtchen, dessen Bevölkerung die erhitzten Gefühle der streiterfüllten Zeit an den wenigen Gegnern in Ernst und Scherz ausläßt. Ich bin nicht prüde und lache sehr gern, aber die Drastik der Scherze in diesem Buche häuft sich denn doch bis über das Maß des künstlerisch Zulässigen. Ich bin natürlich gegen jeden Ultramontanismus, aber ich empfinde vor diesem Buch, daß es denn doch heißt, den Teufel mit Beelzebub austreiben, wenn man in einem Kunstwerk die Tendenz bei der Schilderung der einzelnen Gestalten dermaßen ins Krasse übertreibt wie hier. Ich habe ähnliches in den Grenzboten vom 22. November 1906 schon gelegentlich eines andern Buches ausgesprochen und finde gleichermaßen den künstlerischen Takt wie die Lebenswahrhaftigkeit durch die Art der Lauffschen Erzählung verletzt.

Zum Schluß seien noch zwei anspruchslose Sammlungen von Erzählungen angezeigt. Heinrich Sohnrey gibt in dem Buch „Robinson in der Lindenhütte" (Berlin, Warneck) eine Reihe einfacher Geschichten, ein rechtes Hausbuch zum Vorlesen bei der Lampe, behaglich hingeschrieben und behaglich wieder zu genießen. Eduard Engel versammelt in dem Bande „Paraskewüla und andere Novellen" (Stuttgart, Cotta) eine Anzahl von Erzählungen, die sich gut lesen, und ohne höhere Ansprüche zu machen, das einfache Bedürfnis einer geschmackvollen Unterhaltungslektüre (von der letzten Novelle abgesehen) befriedigen. Wenn Engel, wie er in seiner Literaturgeschichte von sich sagt, keinen höhern Ehrgeiz hat, als den zu erzählen, so wird man diese nicht neuen, sondern nur in neues Gewand gebundnen Novellen gern hinnehmen.

Wo wir stehn — die Frage warf ich vorhin auf und versuchte sie mit Rücksicht auf den Geschmack des Publikums zu beantworten. Ihr nun auch die Antwort zu finden für den Stand unsrer erzählenden Literatur — dazu bietet diese Betrachtung der Werke, die der Zufall gemeinsamen Erscheinens

dem Kritiker auf den Tisch wirft, nicht den rechten Anlaß. Immerhin lehrt auch eine solche Übersicht, wenn man Lyrik und Erzählung zusammenhält, daß immer noch unser geistiges Leben farbenreich, von Einseitigkeit weit entfernt ist, und daß neben den starken und feinen auch schwächere Individualitäten abliegende, eigne Pfade zu gehn bemüht sind. Und das wäre denn schon immer auf die Gewinnseite zu buchen.

Skizzen und Bilder aus dem westfälischen Industriegebiete

1. Die beiden Mallinghof

In einem kleinen Dorfe des westfälischen Industriegebiets, ein wenig abseits von der Straße, steht ein altes Bauerngehöft. Ein „Großer" wohnt dort. Niemand nennt ihn mit seinem eigentlichen Zunamen. „Große-Mallinghof" heißt der Bauer im Volksmunde. Stattlich ist sein Hof. Stattlich ist auch sein Besitzer, eine hohe, derbe Bauerngestalt mit eckigen Gesichtsformen, etwas ungeschlacht, ein echter Abkömmling des westfälischen Volksschlags. Er hat bei der Kavallerie gedient. Jeder Bauernsohn, der etwas auf sich hält, hat den Ehrgeiz, zu Pferde zu dienen. Ich sehe ihn öfter auf seinem kräftigen Ackerpferde in die Stadt reiten, eine prachtvolle Erscheinung. Dann richtet sich sein langer Körper straff auf. Wie sich die Beine dem Pferdeleibe anschmiegen, scheinen sie erst recht ihre Bestimmung zu erfüllen. Nichts Unebenes ist dann mehr an dieser Gestalt, alles Kraft, Sicherheit, Schönheit. Es ist, als ob Reiter und Roß zusammengehörten. Ich habe ihm oft bewundernd nachgeschaut, wenn er an mir vorüberbrauste.

Im Verkehr ist er leicht etwas grob und hält mit seiner Meinung nicht zurück. Aber kleinlich fand ich ihn selten. Den Bauernstolz verleugnet er nie. Bei aller Gutmütigkeit fehlt ihm nicht eine natürliche Schlauheit.

Seine Frau, eine Bauerntochter aus der Umgegend, ist von derselben westfälischen Art. Trotz ihrer Jugend — sie zählt noch nicht fünfundzwanzig Jahre — und trotz ihrer rastlosen Tätigkeit in Haus und Hof und Feld neigt sie schon etwas zur Fülle. Sie ist freundlich, aber zurückhaltend, fast verschlossen, wenn das Gespräch auf persönliche Angelegenheiten kommt.

Auf dem Hofe leben die alten Eltern. Der Vater achtzigjährig. Er hat sich auf das Altenteil zurückgezogen, aber nicht, was die Arbeit betrifft. Vom Morgen bis zum Abend ist er tätig, bald auf dem Hofe, bald auf dem Felde, hier einen Zaun ausbessernd, dort eine Hecke scherend. Seine Zeitung liest er eifrig und urteilt nicht minder scharf als der Sohn über die Zeitereignisse. Seine Augen sind kaum getrübt, nur das Gehör hat etwas gelitten. Sonst steht er noch in allem seinen Mann. „Der Vater kann mehr aushalten als ich", pflegt der Sohn zu sagen. Auch die Mutter, eine Siebzigerin, waltet noch rüstig im Hause. Sie ist eine stille Frau, sanft und gottergeben. Der Stolz der Alten ist der dreijährige Enkelsohn. Man muß Bauernart kennen, um ihre Empfindungen dem Erben gegenüber zu verstehn.

Es sind ausgeprägte Persönlichkeiten, die dieser Hof beherbergt. Jede hat etwas für sich. Nur in einem sind sie gleich, in dem Mißtrauen, mit dem sie die industrielle Entwicklung verfolgen, die von der großen Stadt aus ihnen immer näher auf den Leib rückt. In ihrer Nähe wohnen schon zahlreiche Bergleute. Daß aus ihrer Fleischkammer in einer dunkeln Nacht zuweilen einige Schinken und Würste verschwinden, verursacht ihnen nicht geringen Ärger. Doch das verwinden sie noch. Aber unheimlich ist ihnen das Überhandnehmen der „Roten". Und ihre größte Klage ist, daß die Industrie ihnen soviel verdirbt. Sie hat ihnen die Arbeitskräfte genommen und die Löhne so stark in die Höhe gedrückt. Wiesengelände ist gesunken durch den Bergwerksbetrieb. Die Zechen haben anständig bezahlen müssen. Der Bauer freut sich des baren Geldes. Aber der Verlust ist in seinen Augen doch größer als der Gewinn. Das schöne Land dauert ihn. Er kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß der gesteigerte Lebensmittelverbrauch ihm wirtschaftliche Vorteile bringt. Er nutzt die günstige Verkaufsgelegenheit in der nahen Stadt auch voll aus. Dennoch bleibt er unzufrieden mit dem industriellen Fortschritt. Er schimpft über die Schul- und Armenlasten, die der Gemeinde durch den Zuzug von Arbeitern erwachsen. Er wettert gegen die Errungenschaften der Neuzeit, die ihm nicht behagen. Ein Greuel sind ihm zum Beispiel die Automobile, weil seine Pferde vor ihnen scheuen. Ich beklagte mich einmal über die schlechten Wege in der Gemeinde. Da wurde mir mit überlegen lächelnder Miene die Antwort gegeben: „Ja, die verbessern wir absichtlich nicht, damit wir uns diese abscheulichen Dinger vom Halse halten." In Wirklichkeit mochten aber wohl Sparsamkeitsrücksichten den Ausschlag gegeben haben.

Wie lange noch — und der Widerstand des Bauern ist gebrochen, der letzte Hof verschwunden, Asphaltstraßen haben die holprigen Feldwege ersetzt!

Kaum ein Kilometer von dem alten Bauerngehöft entfernt liegt ein einstöckiges Backsteinhaus von verwahrlostem Aussehen an der Straße. Etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre mag es stehn. Aber es scheint, als ob seit dem Bau keine Hand von außen wieder daran gerührt hätte. Die roten Ziegelsteine sind unter dem Einfluß der Schlote schwarz geworden. In den schlecht verwahrten Fugen hat sich der Mörtel gelöst. Hier und da ist schon ein Stein herausgefallen. Ein verdorrter Baum steht vor dem Hause. Die Straßenrinne ist gefüllt mit Abwässern.

Dort haust hinter blinden Fensterscheiben Klein-Mallinghof. Er hat vor dreißig Jahren im Dorf auf einem eignen Hofe gesessen.

Kleiner war der Hof als der seines „großen" Nachbarn, aber schuldenfrei. Und Bargeld lag auf der Sparkasse. Klein-Mallinghof hat den Hof heruntergewirtschaftet und endlich verkauft, um sich an einem andern Ort anzusiedeln. Aber auch den neuen Hof hat er nicht halten können. Seine Frau soll viel daran schuld gewesen sein mit ihrer Unordentlichkeit und Trägheit. Von dem Rest seines Vermögens hat er sich das Häuschen gebaut, auf dem aber noch eine große Hypothek lastet. Er selbst ist Bergmann geworden. Seit langer Zeit liebt er den Branntwein, und seine Frau teilt seine Leidenschaft. Ob er damit schon seinen wirtschaftlichen Ruin herbeigeführt hat, oder ob ihn widrige Vermögensverhältnisse erst dem Trunke überlieferten — wer will es entscheiden!

Der Mann gilt als „rot wie sein Bart". Aber er will nicht eigentlich zu den Sozialdemokraten gezählt werden. Er ist sehr empfindlich im Punkte Ehre. Wenn er sich zur Sozialdemokratie hält, soll das nur der Ausdruck seiner Unzufriedenheit mit den bestehenden sozialen Verhältnissen sein. Von Feindschaft gegen die Monarchie will er nichts wissen. Er will nur mitsprechen, ein gewichtiges Wort mitsprechen in allen Dingen, ein Rest alten Bauernstolzes. Er redet gern von

Politik und weiß sich geschickt auszudrücken. Zur Kirche kammt er fast nie, aber er hält seine Kinder zum Besuche des Gottesdienstes an. Er meint, man könne Gott auch ebensogut in der Natur verehren und brauche auch ohne Kirche kein schlechter Mensch zu sein. Doch nimmt er es sehr übel, wenn der Pastar ihn nicht ebensa häufig besucht wie die andern Gemeindeglieder. Der Besuch des Pastors gilt ihm als eine Ehre, deren er nicht verlustig gehn will, als sein gutes Recht, auf das er durch seine Zugehörigkeit zur Kirche Anspruch zu haben meint. Es ist ein gewisser Stolz in dem Mann, aber ein gebrachner Stolz. Nur daß er das nicht zugeben will. Er möchte um jeden Preis den Schein vermeiden, als ab er auf derselben Stufe stünde wie die andern religionsfeindlichen und vaterlandslasen Sozialdemakraten. Vielleicht ist er im Herzen auch Bauer geblieben.

Seine Frau versargt das Hauswesen leidlich, wenn auch überall ihr Mangel an wirtschaftlichem Sinn zutage tritt. Die älteste Tachter ist ein braves, fleißiges Mädchen, das durch Näharbeit zu dem Unterhalte der Familie beisteuert. Der älteste Sahn dagegen ist in hahem Maße schwachsinnig. Er brachte es in der Schule nicht über die Mittelstufe hinaus, auch da nach ein Stümper. Der Vater meint, es sich nicht erklären zu können, warum der Junge so schlecht lerne. Schläge habe er ihm genug verabreicht, aber ohne jeden Erfalg. Ob er beim Anblick seines Kindes nie an den Alkahal gedacht hat? Die übrigen Kinder sind ziemlich narmal. Aber wie ein Druck liegt es auf ihnen allen. Ob sie es spüren, daß sie einem sinkenden Geschlechte angehären? Ob sie den Vater fürchten, seine Zornausbrüche in der Trunkenheit?

Jüngst stand Klein-Mallinghof wieder einmal var dem wirtschaftlichen Zusammenbruch. Er hatte seine Zinsen nicht bezahlen können. Allerlei unglückliche Umstände sallten daran schuld gewesen sein. Die Hypathek war ihm gekündigt warden. Ein wahlhabender Bauer hat sie auf seine Bitten und Tränen hin übernammen. Nach einmal ist der Mann dem Schicksal entronnen, sein letztes Besitztum zu verlieren! Aber auf wie lange? Ob er auf eignem Grund und Boden nach wird sterben können? Ein trauriges Bild sozialen Niederganges! Und wenn es nur einzig dastünde!

2. Leute „aus dem Osten"

Das industrielle Leben hat in Westfalen Menschen fast aus allen deutschen Provinzen und Staaten zusammengewürfelt. Sagar Ausländer treten ast in größerer Anzahl auf: Galizier, Italiener, Österreicher, Holländer. In den Schächten, in den Fabriken arbeitet neben dem Westfalen der Hannaveraner, neben dem Brandenburger der Schlesier. Außer den Palen sind besanders die Ost- und Westpreußen stark vertreten. Sie sind meist arbeitsame und sparsame Leute. Wenn bei ihnen der Alkohol nicht seine traurige Rolle spielt, leben sie meist auch bei graßer Kinderzahl in guten Vermögensverhältnissen. Sie empfinden im allgemeinen zunächst sehr stark den Unterschied van ihrer heimischen Lebensweise. Sie haben mir ast ihre Lage in der Heimat geschildert, ahne jede Klage, einfach erzählend, als etwas Natürliches und Selbstverständliches. Aber darum gerade war ihr Bericht um so wirkungsvaller. Daheim waren sie Landarbeiter auf den großen Gütern. Sie bekamen einen Taglohn von einigen Groschen. Er war lächerlich gering. Aber sie erhielten freie Wohnung. Nur was für eine Wahnung! Höchstens eine bis zwei Stuben in baufälligen, alten Häusern. Sie empfingen auch etwas Ackerland zum Anbau von Kartoffeln, ein bestimmtes Maß Karn, das vielleicht den Bedarf eben deckte. Etwas Vieh konnten sie sich je nach den Umständen halten. Davan lebten sie. Sie kamen eben durch, wenn auch kümmerlich genug. Schwer drückte sie aber das Dienstverhältnis. Das wurde immer wieder erwähnt. Der Mann mußte im Sammer

eine zweite Arbeitskraft stellen. Das Natürlichste war, daß seine Frau mit aufs Feld ging vom frühen Morgen bis zum späten Abend. War dann kein alter Vater, keine alte Mutter vorhanden, so blieb das Hauswesen mit den Kindern während des ganzen Tages ohne Aufsicht. Die Frauen konnten nicht genug versichern, wie gut sie es unter den neuen Verhältnissen hätten, da sie nur für den Haushalt zu sorgen brauchten. Das wäre wenigstens noch ein Leben! Ich weiß freilich auch Fälle, daß Frauen den Brauch ihrer Heimat beibehielten und sich Verdienst suchten, ohne gerade in einer Notlage zu sein.

Als Bergleute und Fabrikarbeiter erhielten die Leute nun hohe Löhne, wie sie sich vorher kaum geträumt hatten. Trotz der verteuerten Lebenshaltung glauben sie doch, einen guten Tausch gemacht zu haben. Einige meinten zwar, sie wären unter den frühern Verhältnissen ebensoweit gekommen, aber die Arbeit sei auch schwerer gewesen. Sie waren mit der veränderten Lage ganz zufrieden. Die guten, geräumigen Zechenwohnungen in den neuen Kolonien machten ihnen besondre Freude. Den Männern kam die Arbeit in der heißen Grubenluft zuerst wohl sauer an, aber sie gewöhnten sich meist bald daran und taten sie gern. Nur einige waren nach wenig Wochen enttäuscht und sehnten sich nach dem Landleben zurück. Es waren stille, gemütvolle Naturen, die nicht wurzelstark genug waren, daß sie die Verpflanzung auf einen fremden Boden verwinden konnten. Andre gaben bald den Bergmannsberuf um seiner Unsicherheit und Gefährlichkeit willen auf und suchten sich einen andern Posten, etwa bei der Straßenbahn.

Stark ausgeprägt ist bei allen diesen Leuten „aus dem Osten" der Gemeinschaftssinn. Die Landsleute unterhalten einen regen Verkehr untereinander. Beziehungen zu Fremden knüpfen sie selten an. Die religiöse Gemeinschaft pflegen sie etwa im „Ostpreußischen Gebetsverein". Überhaupt ist Religiosität ein wesentlicher Zug ihres Volkstums.

Ich lernte ein älteres Ehepaar kennen. Die Kinder waren verheiratet. Einer von ihnen, Mann oder Frau, war regelmäßig im Gottesdienste. Zusammen konnten sie die Wohnung nicht verlassen, des alten achtzigjährigen Vaters wegen, der blind und stark asthmatisch war. Er wurde von beiden mit großer Liebe und Treue gepflegt. Er war noch im Alter ein starker Mann, von einem außergewöhnlichen Knochenbau. Er hat mir viel erzählt aus der Arbeit und den Entbehrungen seiner Jugend- und Wanderjahre — er war Kürschner gewesen. Da ist mir oft klar geworden, wie die alte Zeit in wirtschaftlicher Beziehung doch nicht „gut" war: wenig Arbeit und noch weniger Verdienst! Der Kampf ums tägliche Brot — buchstäblich genommen — war ehedem viel härter. Aber ein Gutes hatte die alte Zeit doch. Sie machte die Menschen wetterfest. Sie knüpfte durch ihre Nöte das Band mit dem Ewigen!

Leute „aus dem Osten"! Viele Gestalten tauchen wieder vor meinen Augen auf, Männer und Frauen, Kinder noch ihres heimatlichen Bodens, tüchtig, einfach, empfänglich und fromm! Was wird aus ihren Kindern werden, die unter ganz andern Verhältnissen aufwachsen, ohne das Erbe der alten Heimat? Werden sie in der neuen Heimat festen Fuß fassen? Oder wird Westfalen ihnen eine fremde Welt bleiben, in der sie, herausgerissen aus ihrem Volkszusammenhang, allein stehn, „ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt"?

Der Marquis von Carabas

Roman von Palle Roſenkrantz

Sechſtes Kapitel

(worin Jörgen Steenfeld dem Baron Wildenbrück mit einer Bagatelle von vierzigtauſend Kronen aushilft, und worin Kattrups Preſtige ins Wachſen kommt)

Baron Wildenbrück hatte ganz richtig die Abſicht, Geld zu borgen. Er beſaß ein großes Stammhaus mit ausgedehnten Wäldern und reichlichem Landgut; doch vermochte er niemals mit den Erträgniſſen auszukommen. Er hielt ſich Pferde, die viel koſteten — eine Jacht, die ebenſoviel koſtete — baute darauf los, ohne ſich im geringſten um die Koſten zu bekümmern — und hatte eine ſehr ſchöne Frau, die ihn verachtete. Das alles zuſammen war ſehr teuer.

Folglich mußte er borgen, und da ſein Stammhaus ſehr reich war, ſo konnte er genügend Geld erhalten. Die Adminiſtration jedoch hing immer drohend über ſeinem Haupte, und darum hielt er ſich am liebſten an ſeine Freunde und Nachbarn, die ihm außerhalb der Lehnskontrolle borgen konnten. Dieſesmal brauchte er vierzigtauſend Kronen. Jörgen war ſehr wohlwollend gegen ihn; er fühle ſich geſchmeichelt, ſagte er, durch das Vertrauen, das Wildenbrück ihm erweiſe, aber er könne ſich nicht verpflichten, bevor er mit ſeinem Gutsverwalter geſprochen habe. Außerdem brauche er viel Geld zur Berichtigung der Erbabgaben und ſo weiter. So ſaß denn der Baron da und wartete auf Katt, der, dank der Lehnsgräfin und deren Tochter, überaus lange wegblieb.

Als er endlich erſchien, mußte ſich der Baron Zwang antun, um nicht unhöflich zu werden. Geld aber wollte er haben, und den jungen Gutsverwalter gedachte er ſchon auf die Beine zu bringen. Katt ging ſehr vorſichtig an die Sache heran; er wand ſich hin und her, machte einen Katzenbuckel und ſchlich ſich wieder zurück. Es wäre zuviel Geld, als daß man es im Augenblick entbehren könnte, aber wenn Jörgen ſchließlich wolle, dann —

Jörgen ſaß unruhig da, er wußte weder aus noch ein. Da erhob ſich Katt von dem Lehnſtuhl, auf dem er Platz genommen hatte; er ſah ſehr feierlich aus und räuſperte ſich, als ob er eine Rede halten wolle.

Gutsherr Steenfeld, ſagte er, hat mir erzählt, daß er ſeinem Vater an deſſen Sterbebette zwei Dinge gelobt habe: erſtens, niemals ſeinen Freunden Geld zu borgen, ohne rein geſchäftsmäßig ein Pfand in feſtem Eigentume zu erhalten, und zweit —

Der Baron unterbrach ihn, indem er meinte, daß er ſich in dieſem Falle mit Steenfelds Kaution behelfen könne, doch Katt fuhr mit Grabesſtimme fort: Und zweitens niemals für etwas Kaution zu leiſten. Es gibt ja verſchiedne Auffaſſungen davon, wie weit man ſein Wort zu halten brauche. Ich vermag aber nicht zu glauben, daß es ehrenhaft ſein würde, wenn Gutsherr Steenfeld ſein gegebnes Verſprechen bräche.

Jörgen schüttelte den Kopf. Er bestätigte weder Kattrups ernsthaften Bericht, noch widersprach er diesem, obgleich er sonnenklare Phantasie war.

Wildenbrück wurde ärgerlich, und Katt fuhr fort: Der Herr Baron haben wohl niemals ein solches Versprechen zu geben brauchen?

Nein, sagte der Baron, im Gegenteil, ich habe für jeden meiner Nachbarn Kautian geleistet, und es ist töricht, sich nicht gegenseitig in augenblicklichen Verlegenheiten zu helfen. Derartige alberne Versprechen gehören in Ammenmärchen hinein.

Es trat eine Stille ein. Schließlich ergriff Katt wiederum das Wort. Ich verstehe sehr gut, daß es dem Herrn Baron höchst unangenehm ist, und ich weiß, daß Gutsherr Steenfeld sehr gern einem Schulkameraden und lieben Nachbarn helfen möchte. Ich vermag nun einen Ausweg zu sehen, wobei der Wille des teuern Verstorbnen nicht verletzt wird. Wir sind genötigt, einige von unsern disponibeln Mitteln zur Deckung der augenblicklichen Ausgaben infolge des Besitzübergangs abzuheben. Die Rentendifferenz ist verschwindend klein, und der Kurs unsrer Papiere niedrig. Wenn wir es nun in der Weise ordneten, daß Gutsherr Steenfeld auf einen baren Kredit bei der Sparkasse mit der Kautian des Herrn Baron eine Anleihe machte — beide Herren sind ja sicher genug —, so könnten wir umgehn, Effekten zu realisieren, und dem Herrn Baron wäre gleichzeitig geholfen. Die Kaution ist ja den Banken gegenüber nur Formsache.

Jörgen erschrak. Der Baron begriff die Sache zwar nicht, doch der Gedanke, daß ihm geholfen werden könne, genügte.

Wie soll denn das gemacht werden? fragte Jörgen mit matter Stimme.

O höchst einfach, versetzte Kattrup rasch, natürlich wenn du überhaupt willst. Denn nötig ist es nicht, aber so geht es. Du hast ja deinem Vater nicht gelobt, auch keine Anleihen zu machen. Der Hofjägermeister hat eben nicht gemeint, daß du jemals dazu genötigt sein würdest. Gut, leihe also sechzigtausend Kronen von der Bank gegen Kautian des Barons, so haben wir keine weitern Ausgaben und sind keinem Kursverlust durch Verkauf unsrer Papiere ausgesetzt. Und mit zwanzigtausend Kronen können wir uns begnügen.

Der Baron redete ungestüm zu, und Jörgen war nicht abgeneigt, auf den Gedanken einzugehn. Katt dagegen saß eiskalt und gleichgültig da. Schließlich wurde dem Spiel ein Ende gemacht, und die Sache war in Ordnung.

Der Baron fuhr erleichtert nach Hause; die Anleihe sollte gleich am nächsten Sitzungstage der Bank geordnet werden; Schwierigkeiten konnten sich hierbei kaum erheben, da Steenfelds Kredit gut war, und Wildenbrück noch auf eine lange Reihe von Jahren für leistungsfähig galt; dieser hatte sich allein vor der Lehnskontrolle zu fürchten.

Als die beiden Freunde nach der Abfahrt des Barons wieder allein beisammensaßen, erhielt Jörgen die Sprache zurück. Sag mir bloß, Katt, warum meintest du, wir könnten mit zwanzigtausend auskommen; du sagtest doch vorhin, wir brauchten fünfzig?

Die sechzigtausend, erwiderte Katt kurz, können wir ohne Schwierigkeit bekommen; wollten wir mehr haben, so würde das schon umständlicher sein, und außerdem werden wir immerhin den Kammerherrn in Anspruch nehmen müssen; es ist am besten, das Ganze etwas schonungsvoll zu verteilen. Nun können wir uns Zeit lassen, denn für die Erbabgaben haben wir ein Jahr lang Frist, und die laufenden Unkosten erledigen wir stolz.

Zu Mittag wurde eine Flasche Champagner geleert. Baron Wildenbrück aber erzählte seiner Gattin von dem neuen Gutsverwalter auf Steensgaard, und die hübsche Baronesse beschloß, den neuen Mann in Augenschein zu nehmen.

Katt trat bei der Bank mit einer solchen Routine und Würde auf, daß sein Ruf sich auf lange Zeit befestigte. Man wünschte Steenfeld Glück zu dem neuen Gutsverwalter, und Katt gelobte sich selbst, seine durch das Ereignis mit den Stiefeln unterbrochnen Studien wieder aufzunehmen und sich zu den nächsten Weihnachten einem juristischen Examen zu unterziehn. Es sollte Ordnung in den Dingen herrschen. Jörgen Steenfeld war mit allem zufrieden. Er gehörte zu den glücklichen Menschen, die nehmen und es gewohnt sind zu nehmen. Er baute auf Katt und sein eignes gutes Glück. In Geldsachen war er ordentlich, und mit barem Gelde wußte er vorsichtig umzugehn.

Katt entschloß sich, gleich nach der Stadt zu reisen und den Vorlesungen beizuwohnen. Das Wichtigste war geordnet, und wenn es nötig sein sollte, so konnte er ja immer einen Abstecher nach dem Gute machen. Bevor er reiste, sprach man erst über die Gehaltsfrage und wurde darin einig, daß er sich selbst eine Summe von dreihundert Kronen monatlich auszahlen sollte. Ordnung mußte ja in den Dingen sein, und die Zinsen waren erst zum Junitermin fällig. Dann galt es, den Onkel Emil heranzubekommen.

Siebentes Kapitel

(worin der Marquis von Carabas Kattrups Abwesenheit benutzt, um ein Abenteuer einzuleiten, das für ihn und andre von durchgreifender Bedeutung wird, am meisten jedoch für andre)

Jörgen Steenfeld langweilte sich jämmerlich. Ab und zu schoß er einen Bock, ab und zu fuhr er auch zu Wildenbrücks hinüber, um der Baronin den Hof zu machen, fand sie jedoch zu elektrisch für sein ruhiges Temperament, zu anspruchsvoll und zu selbstbewußt. Öfters ritt er rund in seinen Wäldern umher und sah mit Kummer, wie verheerend die Axt in diesem ehemals so dichten Forst vorgedrungen war. Für die vortrefflichen Anpflanzungen hatte er weniger Sinn. Ursprünglich war er zum Jurafach bestimmt gewesen, doch hatte er dieses nunmehr aufgegeben, denn mehr als ein Jurist in der Gemeinschaft war nicht notwendig, und Katt mühte sich schon wie ein Esel ab, wie er selber schrieb. Die Landwirtschaft sagte Jörgen auch nicht zu, denn der Oberknecht brummte jedesmal, sowie er sich im Felde zeigte. Im nächsten Jahre sollte Jörgen seiner Wehrpflicht genügen, und bis dahin wollte er noch keinen Entschluß fassen. Er vegetierte als Gutsherr und hielt genaue Rechenschaft über seine Ausgaben.

Im übrigen langweilte er sich. Man stand erst im Ende des Mai, und Katt sollte nicht vor Juni zurückkehren, um alsdann den großen Schlag bei Onkel Emil zu führen.

An einem klaren, warmen Tag ritt Jörgen Schritt für Schritt über den Hügel mit der Buche, durch grüne Hecken, in denen Syringen und Goldregen dufteten, während kleine Blümchen am Grabenrande blühten. Er träumte von nichts und doch von allem, eigentlich dichtete er sich in eine kleine Geschichte hinein, in der er die Hauptrolle und ein kleines, blondes Mädchen eine ebenso hervorragende Rolle spielten. Die Geschichte war immer dieselbe, etwas zusammengereimt und nicht immer artig in ihrem Ausgange. Denn wie in allem, so hatte Jörgen auch in dieser Hinsicht immer seinen freien Willen gehabt, und er war gesund und kräftig dazu. Anfechtungen kannte er nicht, um so mehr dagegen hübsche und fügsame, vielleicht ein wenig zu fügsame Mädchen. Seine Erotik war von echtem Junkertypus, ein bißchen zusammengereimt und oftmals derb. Doch suchte er keine Abenteuer.

Als er jetzt über den Hügel ritt, hielt er plötzlich mit einem Ruck seine Stute an. Am Grabenrande, zwischen Hundskamillen und Vergißmeinnicht, zwischen Wegetritt und gelben Butterblumen saß ein junges, lichthaariges Mädchen und starrte

mit so tief bewunderndem Blick zu ihm auf, daß er unwillkürlich die Hand zum Gruß erhob. Die leuchtend helle Farbe ihres Haars war das erste, was er bemerkte; unter einem weißen, englischen Strohhut standen ein paar weißgelbe Locken um ihre Stirn, und ihre Haut war so rein und licht, weiß und rot, daß sie ihm ordentlich in die Augen stach.

Sie sprang auf, ihr helles Leinenkleid mit kleinem dreieckigem Ausschnitt saß straff über den schmächtigen Gliedern, die an ihr bebten wie die Glieder eines Eichhörnchens im Frühling. Dennoch aber blieb sie stehn, indem sie unwillkürlich mit den Händen über ihr helles Haar strich. Dann lachte sie, und eine Sekunde später stand Jörgen am Wegrande ihr zur Seite.

Guten Tag, Herr Gutsbesitzer, sagte sie fröhlich. Freut mich, Sie zu sehn.

Sie kannte ihn also. Er ergriff ihre Hand und führte sie an die Lippen. Das kleidete ihn gut und schien ihr zu gefallen.

Es ist nett, daß ich Sie getroffen habe, sagte sie dann, wogegen er nichts einzuwenden hatte.

Ja, Sie kennen mich freilich nicht, ich aber kenne Sie gut. Ich heiße Helga Anthon, bin aus Kapenhagen und jetzt bei Gutsbesitzer Olesen in Vadskär Lehrerin. Nun sind wir alte Bekannte, nicht wahr? Darf ich Ihr Pferd ein wenig klapfen? Ich habe Pferde sehr gern.

Das Fräulein reitet vielleicht sogar selbst, erwiderte er unwillkürlich.

Ich habe es zwei Winter hindurch bei einem Zureiter in Kristinehavn gelernt, in einer Artilleriekaserne. Er hieß Schultz und war sehr geschickt darin. Vielleicht kennen Sie ihn?

Nein, Jörgen kannte ihn nicht.

So beklapfte sie denn das Pferd und rieb es am Maul, während sie lachend zu Jörgen aufblickte, der mit dem Zügel in der Hand daneben stand.

Ist es fromm? fragte sie dann und fügte gleich hinzu: Ja, ein gutes Pferdchen ist es, ein schönes Pferdchen.

Die Stute wandte ihr Maul der kleinen weichen Hand zu.

Wie ein Lamm, sagte Jörgen und blickte Helga etwas inniger an, als diese ertragen konnte. Sie wurde ein wenig rot, doch lag Stolz darin, denn sie vermochte ihm anzusehn, wie schön er sie fand.

So faßte sie denn Mut und sagte: Darf ich einmal versuchen, mich hinaufzusetzen?

In einen Herrensattel? fragte er zweifelnd dagegen.

O, das macht nichts, erwiderte sie, ich bin eine richtige Kunstreiterin.

Also half er ihr hinauf. Sie war so leicht, so fein und so warm.

Das Pferd schritt den Weg hinab. Sie hielt es leicht am Stangenzaum, und er ging an der Seite schreitend mit, um sie aufzufangen, wenn sie hinabgleiten sollte.

Lassen Sie mich nun einmal allein versuchen, sagte sie schließlich.

Sie hatte einen Fuß in den Steigbügel gesetzt und saß brillant zu Pferde.

Dürfen wir es wagen? fragte er.

Wir dürfen! sagte sie.

Bald darauf ging es im leichten Trab den Weg hinab. Die Stute war nachsichtig und ließ sich auf das Abenteuer ein. Jörgen folgte Helga mit den Augen. Sie ritt wie ein Engel, wenn solche Wesen überhaupt reiten können. An einem Kreuzweg wandte sie um und trabte scharf zurück. Mit einem Sprung war sie unten auf dem Weg und stand nun rosig und atemlos vor ihm, die eine Hand noch auf den Sattel gelegt. Da faßte er sie um den Leib und küßte sie. Und hiermit war ihre Bekanntschaft geschlossen.

Achtes Kapitel

(worin Katt den großen Schlag beim Kammerherrn Emil von Schinkel vollführt. Kurz und sachlich, aber peinlich wahrheitsgetreu)

Johansen, sagte der Kammerherr auf Rodstenseje eines Nachmittags zu seinem vertrauten Sekretär, ich habe hier einen unangenehmen Brief bekommen. Da schreibt mir ein Dichter, daß er zweihundert Kronen haben müsse, sonst sei er genötigt, sich hier im Park auf Rodstenseje zu erschießen! Ich glaube, wir werden dem Kerl wohl die zweihundert auszahlen müssen. Was?

Johansen war von dieser Notwendigkeit durchaus nicht überzeugt.

Ja, Sie haben gut reden, versetzte der Kammerherr, wenn aber das Biest mit seiner Drohung Ernst macht, dann habe ich die ganze Schweinerei hier im Park.

In diesem Augenblick meldete der Diener den Besuch eines fremden Herrn an.

Das ist natürlich der Dichter, rief der Kammerherr. Sag ihm, er soll seine Pistole im Entree ablegen, und gewähr ihm alles, was er haben will.

Es war aber nicht der Dichter, sondern Katt im schwarzen Diplomatenrock.

Der Kammerherr fuhr auf ihn los: Sind Sie Dichter, mein Herr?

Im Gegenteil, versetzte Katt entschlossen, ich bin Jurist.

Gott sei Dank, seufzte der Kammerherr erleichtert und bot ihm einen Stuhl an. Sie sind also durchaus nicht Dichter?

Keine Spur davon, beteuerte Katt.

Was ist denn Ihr Begehr?

Ich soll Renten bezahlen für den Gutsherrn Jörgen Steenfeld auf Steensgaard.

J, du meine Güte, rief der Kammerherr aus. Dann sind Sie ja ein gern gesehener Gast. Wie heißen Sie denn, mein Lieber?

Katt sagte, wer er wäre.

Haben Sie das Geld mit? fragte der Kammerherr.

Das hatte Katt nicht.

Aber dann wollen Sie doch auch nicht bezahlen, sagte der Kammerherr verdutzt und begann wieder zu zweifeln, ob der Fremde nicht doch etwa der Dichter mit der Pistole sei.

Die Sache ist die, Herr Kammerherr, daß wir infolge der Übernahme des Besitztums vor sehr großen Zahlungen stehn. Es würde uns daher in sehr hohem Grade passen, wenn wir ein Arrangement treffen könnten, das uns die Zahlung der Zinsen erleichterte. Ich sagte vorhin, ich sollte bezahlen. Das soll ich auch und werde ich auch, wenn der Herr Kammerherr es verlangen, es ist ja unsre Pflicht, aber —

J, du meine Güte, rief der Kammerherr erleichtert. Es war also doch nicht der Dichter.

Der Wert der Erbschaft beträgt über eine halbe Million. Die Erbsteuer von ein Prozent macht also über fünftausend Kronen aus. Dazu kommen laufende Ausgaben mit etwa dreitausend Kronen, Terminsrenten zwölftausend, königliche Steuern dreitausend, außerdem Begräbniskosten tausend, alles in allem vierundzwanzigtausend Kronen und mit der Rente an den Herrn Kammerherrn von 6250 Kronen, im ganzen 30250 Kronen.

Kattrups Stärke beruhte darin, daß er immer Zahlen hervorzubringen wußte. Der Kammerherr war überwältigt. Ja, das ist viel Geld, sagte er. Er ahnte niemals, was er selbst zu zahlen hatte, dagegen war seine Verrechnung mit Freunden streng privatlich und wurde stets von ihm persönlich erledigt.

Das ist viel Geld, wiederholte er. Und das soll alles der kleine Jörgen bezahlen?

Alles zusammen, versetzte Katt düster.

Und das kann er? fragte der Kammerherr bekümmert.

Das kann er nicht! sagte Katt betrübt.

I, du meine Güte! fiel der Kammerherr ein, was will er denn aber machen?

Es gibt Juden und Griechen, Herr Kammerherr, erwiderte Katt und sah ungeheuer unheilverkündend aus. Der verstorbne Hofjägermeister hat sein Gut frei von Schuldenlasten gehalten. Ehrlich hat er jedem das Seine gezahlt. Nun ruht er selig im Herrn, und der Junge muß an das Werk. Das fällt ihm schwer genug, aber das Leben ist ja nun einmal schwer zu ertragen. Und wir vertrösten uns auf den Höchsten und hoffen, daß er uns Kraft geben werde! Katt ging von dem Umstand aus, daß der Kammerherr orthodox war. Und dieser faltete auch bei Katts Worten die Hände. Es entstand eine Pause.

Im Grunde genommen ist es ja des Jungen eignes Geld, sagte schließlich der Kammerherr bewegt. Er ist mein Pate, und ich habe reichlich. Warum kam er aber nicht selbst zu mir?

Er schämte sich, Herr Kammerherr, daß er nicht wie einst sein Vater mit gehobnem Kopfe herkommen könne.

Der Kammerherr focht einen innerlichen Kampf aus.

Hat er Schulden?

Leider. Katt log frech.

Wieviel denn?

Dreißigtausend Kronen, sagte Katt, indem er wie zur Entschuldigung mild über die fünfziffrige Zahl hinwegglitt.

Sie bleiben bei uns zu Mittag, mein junger Freund, sagte der Kammerherr schließlich freundlich.

Und am nächsten Morgen reiste Katt nach Hause, sowohl mit einer Quittung über bezahlte Renten als auch mit einer Anweisung auf die Landmannsbank über dreißigtausend Kronen versehn, wozu noch eine Entschuldigung des Kammerherrn für die verursachte Mühe kam. Keiner, der den Kammerherrn Emil von Schinkel gekannt hat, wird an der Wahrheit dieses Berichts zweifeln. Katt hatte schon einiges von ihm gewußt und es daraufhin gewagt. Einem Manne wie Jörgen dagegen wäre derartiges niemals gelungen. Er konnte nicht einmal mit Zahlen heranrücken, und der Kammerherr pflegte in Geldsachen doch sehr sorgfältig zu sein.

Neuntes Kapitel

(worin Katt auf einem Kallundborger Dampfer entdeckt, daß er eine Person von gewisser Bedeutung ist, und zugleich Komtesse Rose wieder sieht, um sie sofort in seine Pläne hineinzuverwickeln)

Katt fuhr erster Klasse, nicht etwa um seiner selbst willen, denn er war gewohnt, nur die dritte Klasse zu benutzen, aber die große Anweisung, die er in seiner Tasche trug, schien ihm doch eine mehr luxuriöse Ausstattung zu verlangen. Und er hatte die Freude, sämtliche Coupés erster Klasse von Eisenbahnbeamten besetzt zu finden, die zweifellos alle auf Freibillett so komfortabel reisten. Er erinnerte sich auch, gehört zu haben, daß jeder vierzigste Däne von der Eisenbahn lebe und dafür sorge, daß der Rest auf der Bahn fahren komme. Daran glaubte er jetzt.

Es war ein schöner, sonniger Tag, als er zum Hafen von Aarhus hinausglitt. Die alte „Zampa", auf der er fuhr, war ein ehrwürdiges Fahrzeug und mit Passagieren voll besetzt. Er spreizte sich ordentlich mit seinem alten Rumpf inmitten der blauen, lächelnden Bucht, deren hohe, meerumspülte Hügel freundliche Blicke zum alten Domkirchturm hinübersandten.

Katt saß auf Deck und fühlte sich von dem Durchschnittsstolz des Dänen auf sein Vaterland erfüllt. Den Rock hatte er über die dreißigtausend geknöpft, den

Digitized by Google

Rücken machte er steif und gerade, und den Kopf trug er stolz emporgehoben. Der Gedanke, mit so viel Geld über See zu reisen, rief ein erhabnes Selbstgefühl in ihm hervor. Fast hätte er geglaubt, die Leute müßten ihm ansehn können, ein wie wohlhabender Mann er war. Vor dem Rauchsalon war ein Teil des Verdecks gegen den vom Lande herwehenden Wind geschützt. Hier standen vierundzwanzig Hutschachteln, riemenumschnürte Reisedecken, kleine Koffer, Körbe und Handtaschen, außerdem ein in Zivil gekleideter Diener von unverkennbar internationalem Typus mit den zwei Seiten: eine seiner Herrschaft gegenüber, beflissen und glatt, und eine der Publikum gegenüber: aufgeblasen und rauhhaarig.

Als Katt an ihm und der ganzen Fortifikation vorüber schritt, stieß er auf eine muntre, kleine Kammerzofe, die träumerisch auf das Prinzenschloß blickend dasaß und gelegentlich nach dem Diener schielte. Ihr sandte er im Vorübergehn einen freundlichen Blick zu. Alsdann traf er auch die Herrschaft selbst. Was er sah, war ein breiter Damenrücken in drapfarbnem Tailormade-Kleide mit grauem Reiseschleier und im Schutz der Dame ein kleiner, zierlicher Herr mit grauem Schnurrbart, der in einem großkarierten, englischen Anzuge steckte und mit einem weichen, grauen Hute versehn war.

Es sah aus, als ob der Herr unter den Flügeln einer Henne säße. Augenblicklich berichtigte er offenbar das legendenhafte Wissen seiner bessern Ehehälfte über die Entstehung des Prinzenschlosses. Er lachte mit freundlichen Augen und etwas blasiertem Gesichtsausdruck, der anscheinend das Übergewicht der Dame bei jeder Diskussion ausgleichen sollte. Seine Nase bebte leise. Er benutzte sie, wenn er redete, beständig, und dieser Umstand hatte das Organ etwas über seine Bestimmungsgröße entwickelt. Schließlich blinzelte er mit den Augen und gab seine Belehrungen auf.

Als Katt näher trat, streifte der Herr sofort alles privatliche von sich ab, und ein Schimmer von offizieller Bedeutung legte sich über ihn; es war etwas halbfürstliches, das nur für die Außenwelt berechnet war und ihn zwei Zoll höher im Sessel aufrichtete. Katt hemmte unwillkürlich den Schritt, als wäre er im Begriff, ein Heiligtum zu verletzen. Dieses Angesicht kannte er, das kannte jedes Kind im Lande, von der Rückseite der Witzblätter her. Es war Seine Exzellenz, der Lehnsgraf Julius Markdanner auf Trudstrup, des Reiches Schirm gegen die Raubgier der großen Mächte und gegen die Niedertracht der kleinen Staaten. Folglich mußte die Dame Ihre Gnaden sein, die wie ein Impromptu im Paradiese des Dorfpredigers erschienen war, und richtig, dort hinten, gelehnt gegen die Bordwand, stand die feine und zarte Gestalt der Komtesse Rose.

Katt wollte sich eilig zurückziehn, denn um eine bekannte Größe ist immer leerer Raum zu finden, aber Ihre Gnaden hatte ihn schon entdeckt und mit der Gabe, die allen Fürsten und sonstigen von den Göttern Begnadeten eigen ist, auch schon erkannt.

Sind Sie auch hier, Herr Kastberg? rief sie aus.

Ja, er war auch hier.

Der große Mann grunzte ein wenig, dann wurde er in die Situation eingeweiht. Es flog eine Wolke über seine Stirn, die jedoch gleich wieder dem Sonnenschein Platz machte. Katt wurde unter einem Pseudonym, das aus einem ländlichen Pfarrhofe stammte, vorgestellt und erhielt einen Händedruck, der einen englischen Jarl nicht übel gekleidet hätte.

Komtesse Rose stand noch an die Reeling gelehnt und starrte zu den lichten Wäldern und den gelben Felsufern hin, über Höhen und Abhänge weit hinweg, in die Gegenden ihrer Mädchenträume hinein.

Katt wurde besonders wohl empfangen und nahm Anlaß, die Exzellenz im stillen vielemale für frühere unehrerbietige Reden um Entschuldigung zu bitten. Ein geborner Lehnsgraf, der Exzellenz und Leiter der auswärtigen Politik geworden ist, bildet nicht zum wenigsten einen schmeichelhaften Hintergrund für einen jungen, vorwärtsstrebenden Mann, wenn man sich auf dicht besetztem Schiffsverdeck befindet.

Dies empfand Katt sehr wohl, blaß daß er nicht begreifen konnte, warum er eigentlich so wohlwollend aufgenommen wurde. Er sollte es aber bald erfahren.

Die Sonne schien, und sie segelten. Die Exzellenz war gesprächig und wohlwollend, und im Laufe der Unterhaltung kam es.

Wie Sie wissen, sagte der Lehnsgraf, besitze ich Stubberup, das dem Steenfeldschen Hofe benachbart ist. Ich habe nun im Sinne, zum Sommer dort meinen Aufenthalt zu nehmen. Das werden Sie auch noch durch die Zeitungen erfahren. Im nächsten Frühjahr nämlich will ich mich dort im Kreise zur Wahl stellen, denn einen Wahlkreis muß man doch haben. In meinem eignen auf Trudstrup sitzt schon ein Parteimann seit sechzehn Jahren fest. Den kann ich natürlich nicht gut verdrängen, besonders da ich vor ein paar Jahren — als man, hm, die Dinge noch mit andern Augen ansah, die Exzellenz lächelte amtsmäßig — bei zwei Wahlgängen sein Gegenkandidat gewesen bin. Nun ja, ich wurde damals nicht gewählt, jetzt dagegen mein ich, äh, Sie als Gutsverwalter haben doch häufig mit den Leuten in jener Gegend zu tun und sind als junger Mann wohl einer der unsrigen?

In diesem Augenblick war Katt ohne jeden Zweifel ein Anhänger der Exzellenz, selbst wenn diese Anarchist gewesen wäre. Er erwiderte, seine politische Überzeugung befände sich erst im Wachsen. Die Exzellenz lächelte. Ja, Sie sind noch jung; wohl noch nicht voll dreißig, aber immerhin, der Jugend gehört die Zukunft.

Es blitzte in Katts Augen. Die Vergangenheit hatte unstreitig der Exzellenz gehört — damals, als man noch — hm — die Dinge mit andern Augen ansah; das war der wunde Punkt. Ihre Gnaden griff jetzt in das Gespräch mit ein; sie eignete sich vortrefflich dazu, zwischen Vergangenheit und Gegenwart eine Brücke zu bauen; sie war wie geschaffen, das Volksmäßige mit dem Hochgebornen zu versöhnen. Und das hielt sie für ihre Lebensaufgabe — wenigstens jetzt.

Wie geht es denn dem kleinen Jörgen Steenfeld? fragte sie, und Katt wurde in ein Gespräch gezogen, das ihn vermuten ließ, daß Ihre Gnaden öfters an den kleinen Jörgen dachte.

Man glitt nun längs der Küste von Tunö dahin, und der leere Raum um die Exzellenzenfamilie füllte sich nach und nach aus. Der „große" Mann wurde sogar von einem jütländischen Volksvertreter mit kurzer Pfeife gekapert, der sozial gesinnt war und mit geläufiger Zunge drohende Wurfgeschosse gegen das herrschaftliche Besitzwesen schleuderte. Der steife Diener bekam darüber manchen Schreck, aber der Mann gehörte nun einmal zu jener Partei und sagte zur Exzellenz einfach: „Sie".

Komtesse Rose stand immer noch an die Reeling gelehnt. Katt trat zu ihr hin und grüßte ehrfurchtsvoll. Sie erkannte ihn wieder und reichte ihm die Hand, in englischer Weise, mit gehobnem Ellbogen. Ihr Haar war unter dem kleinen braunen Reisehut zurückgestrichen, aber einige kleine widerspenstige Härchen über der Stirn hatten sich freigemacht und glänzten in der Sonne.

Hier ist es herrlich! sagte sie, und ihre Augen wurden groß und feucht.

Katt sah sie an.

Die Exzellenz und Ihre Gnaden, alle Volksvertreter, Großmächte und Parteien, alles, alles wurde zu blauem Dunst für ihn, fortgehaben wie der Morgentau auf den Wiesen von der ersten Frühlingssonne: so, wie sie dastand, hatte nur sie

allein das Recht, auf der Welt zu sein, jung und schön, wie sie war. Katt fand es ebenfalls hier herrlich. Im übrigen sagte sie nichts zu ihm, doch war sie so sehr von Schönheitseindrücken erfüllt, daß sie es aussprechen mußte. Sie nahm sich zusammen und wurde wohlerzogen.

Plötzlich blitzte es schalkhaft in ihren Augen.

Gestehn Sie, Herr Gutsverwalter, sind Sie es gewesen, der an Pastor Kabel telephoniert hat?

Ja, Katt gestand es ein, und darüber wurden sie gute Freunde.

Die Exzellenz und der Volksvertreter erörterten die bevorstehenden schneidigen Manöver der Partei; Ihre Gnaden nickte ein, denn die Sonne auf dem Wasser machte schläfrig; Katt und die Komtesse dagegen schwatzten munter, wie die Jugend zu schwatzen pflegt, während die frische Brise über die Wellen strich, und Möwen die alte Zampa umkreisten.

Als man über die Landzunge der Insel hinausgekommen war, erwachte in der Lehnsgräfin „die Mutter" ihrer Tochter wieder. Sie trat zu den beiden hin und machte dem Gespräch ein Ende.

Sie können Jörgen Steenfeld von mir grüßen und ihm sagen, daß wir einmal zu euch hinüberkommen werden.

Es soll eine Überraschung sein, lachte Rose.

Ihre Gnaden verstand nicht, was damit gemeint war, und diese kleine private Vertraulichkeit schuf eine Brücke zwischen beiden. Und in demselben Augenblick tauchte in Katt ein Gedanke auf, der einen prophetischen Glanz über ihn warf und sogar die Dreißigtausend in seiner Tasche verdunkelte.

Die Komtesse und Jörgen Steenfeld, die wären ein Paar! Und wer diesen Bund stiften sollte, das war er — Katt! Er selbst war so gerührt über diese ausgedachte Wohltat, daß es ihn dringend nach einer Stärkung verlangte und er das Gespräch abbrach.

Erst innen auf dem Fjord traf er wieder mit der Exzellenzenfamilie zusammen und schied nachher äußerst zeremoniell von ihr.

Die Exzellenz sah diplomatisch aus und flüsterte durch die Nase: Also — ich kann auf Sie zählen.

Und Katt kam sich wie ein Felsen vor, der den großen Mann und dessen Zukunft trug.

Komtesse Rose lächelte und reichte ihm mit einem „Auf Wiedersehen" in englischer Weise die Hand.

Katts Weg führte nach der Hauptstadt. Er teilte sein Coupé mit einem mittlern Verkehrsbeamten, und in Röstilde, wo die Bagage der Exzellenzenherrschaft einen kleinen Zugstillstand verursachte, wurde ihm ein Kopfnicken der Komtesse zuteil. In der Hauptstadt bestellte Katt sein Haus, und als er am Tage darauf nach Steensgaard weiterzog, warf sein Heiratsplan über die Dreißigtausend einen Schatten wie ein Eichbaum über ein Gänseblümchen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die Lage der preußischen Finanzen. Die Finanzen des Reichs und der Einzelstaaten. Die Wahlrechtsagitation in Preußen.)

Berlin, 12. Januar 1908

Die Vorarbeiten der Reichstagskommissionen sind noch nicht so weit gediehen, daß die zweiten Lesungen des Etats und der größern Vorlagen beginnen können. So kommt es, daß der Reichstag in den ersten Tagen nach Beendigung der Weihnachtsferien die Aufmerksamkeit der weitern politischen Kreise noch nicht in besonderm Maße in Anspruch genommen hat. Der Schwerpunkt des politischen Interesses liegt gegenwärtig im preußischen Landtag, weil es sich hier um Fragen handelt, die nicht nur das Wohl des größten deutschen Bundesstaats bestimmen helfen, sondern auch in einem gewissen innern Zusammenhang mit wichtigen Fragen der Reichspolitik stehn.

Im preußischen Abgeordnetenhause wurde gleich nach der Wiederaufnahme der Verhandlungen im neuen Jahre der Etat vorgelegt. Was der Finanzminister Freiherr von Rheinbaben dabei über die finanzielle Lage des Staats im allgemeinen zu sagen hatte, war von der größten Bedeutung auch für das ganze Reich, denn wir stehn, wie schon früher auseinandergesetzt worden ist, vor Entscheidungen über die Reichsfinanzen, wobei Preußens finanzpolitische Einrichtungen und Bedürfnisse außerordentlich schwer ins Gewicht fallen. Das diesjährige Finanzexposé des Herrn von Rheinbaben konnte leider kein erfreuliches Bild geben. Dem wachsenden Bedarf entsprechen keine steigenden Einnahmen. Es zeugt freilich für die Gerechtigkeit des direkten Besteuerungssystems, daß sich eine wirtschaftliche Depression sogleich in dem schlechtern Fließen der direkten Besteuerungsquellen geltend macht. Aber das ist ein schlechter Trost, wenn die praktische Wirkung darin besteht, daß die Ausführung notwendiger und gemeinnütziger Leistungen des Staats dadurch erschwert und verzögert wird. In Preußen wird eine gründliche Reform der Beamten- und Lehrerbesoldungen geplant, und eben jetzt muß die Hoffnung auf eine dem Mehrbedarf genügende Steigerung der Staatseinnahmen als trügerisch erscheinen, weil sich die Erträge aus der Einkommensteuer und der Vermögenssteuer vermindert haben. Früher war es die Eisenbahnverwaltung, die dem preußischen Staat über solche Verlegenheiten hinweghalf. Aber jetzt zeigt sich überall, daß die gewaltigen Anforderungen, denen die Eisenbahnverwaltung zu genügen hat, wenn sie der heutigen Verkehrsentwicklung auch nur einigermaßen folgen soll, Mehrausgaben nach sich ziehen, die von den erhofften Überschüssen viel zu wenig übrig lassen.

Nun ist ja trotzdem die Lage der preußischen Finanzen immer noch so, daß der Staat die Besoldungsreform nicht zurückzustellen braucht. Durch weise Sparsamkeit an der rechten Stelle und mit Hilfe einer Anleihe wird über die schlechten Zeiten hinwegzukommen sein. Denn die Grundlage dieser Finanzwirtschaft ist gesund, und die Ursachen der gegenwärtigen wirtschaftlichen Depression sind nicht derart, daß man nicht auf ihre baldige Überwindung rechnen dürfte. Das wird man unter den gegenwärtigen Umständen auch gegenüber den Bedenken vertreten können, die sich gegen die Aufnahme der neuen Anleihe zur Deckung einer dauernden, laufenden Mehrausgabe sonst grundsätzlich erheben lassen. Der wesentlichste Übelstand bleibt doch, daß die ungünstigere Gestaltung der preußischen Finanzen gerade in dem Augenblick zutage tritt, wo der Finanzbedarf des Reichs die Notwendigkeit einer Neuordnung der Reichsfinanzen dringend macht. Ein innerer Zusammenhang zwischen dem Defizit im Reich und dem in Preußen besteht nicht. Denn die Verlegenheit des Reichs entsteht nicht aus wirtschaftlichen Rückschlägen, die die Einnahmequellen

spärlicher fließen lassen, sondern aus der organischen Unzulänglichkeit der Quellen selbst, aus denen das Reich seine Einnahmen schöpfen muß. Aber obwohl es sich da um zwei ganz verschiedne Fragen handelt, ist es doch von der größten Bedeutung für die Lösung des Problems der Reichsfinanzreform, ob der größte deutsche Einzelstaat in guter Finanzlage ist oder nicht. Jedenfalls wird man es verstehn müssen, daß ein preußischer Finanzminister unmöglich dem an ihn herantretenden, so leichten Herzens ausgesprochenen Wunsch nach direkten Reichssteuern nachgeben kann. Er kann unmöglich im Staatsministerium eine Maßregel befürworten, die die preußischen Steuerzahler direkt in größerm Umfange belastet, während es der Staat selbst trotz ungünstiger Finanzlage nicht für opportun hält, eine solche Mehrbelastung in gleichem Umfange für seine eignen Zwecke vorzunehmen.

Daraus ist zugleich zu ersehen, wie mißlich es ist, die Fragen der Reichsfinanzreform aus ihrem Zusammenhang mit einzelstaatlichen und kommunalen Finanzfragen herauszulösen. Es ist zwar nicht daran zu zweifeln, daß dieser Zusammenhang den Urhebern der zahlreichen Reformvorschläge und den noch zahlreichern Kritikern, die das Reichsschatzamt in Grund und Boden räsonieren, ohne zu verraten, wie man es besser machen soll, im Grunde wohl bewußt ist, aber in den meisten Erörterungen tritt das nicht hervor, und deshalb wird der nicht besonders unterrichtete Durchschnittswähler häufig nicht begreifen können, warum man im Reich immer nur mit den unpopulären Verbrauchssteuern und ähnlichen Vorschlägen indirekter Steuern kommt, jede direkte Besteuerung aber verschmäht. Und doch müßte es auch dem mäßig begabten Steuerzahler klar sein, daß die Gesamtbelastung in Rechnung gezogen werden muß; er würde sich gewiß am meisten wundern, wenn ein einseitig ausgebautes System direkter Besteuerung den gesamten Bedarf in Reich, Einzelstaat und kommunalen Verbänden zu tragen hätte. Er würde dann vielleicht auch zu seinem Erstaunen die Erfahrung machen, daß, wenn der Ertrag gesichert sein soll, die mittlern Einkommen bei einem solchen System viel schärfer herangezogen werden müßten als jetzt.

Die zweite Frage, die im preußischen Landtage besondre Bedeutung erlangt hat, ist die Frage des Wahlrechts, die inzwischen von der Sozialdemokratie auf die Straße getragen worden ist. Über das preußische Wahlrecht und das angebliche Bedürfnis, es zu reformieren, ist in den Grenzboten kürzlich so Vortreffliches gesagt worden, daß wir an dieser Stelle lediglich darauf verweisen können. Wie bei allen derartigen Fragen muß man unterscheiden können, was dabei auf sachlicher Überzeugung beruht, und was nur aus taktischen Gründen um gewisser Wirkungen willen behauptet wird, endlich auch, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich und praktisch durchführbar ist.

Mit den Leuten, die das Reichstagswahlrecht für das relativ beste Wahlrecht halten und darum wenigstens theoretisch wünschen müssen, daß diese Wohltat endlich auch dem armen, unglücklichen, verwahrlosten preußischen Staat zuteil werden möchte, brauchen wir uns hier nicht auseinanderzusetzen. Da handelt es sich um Gegensätze, die nicht dadurch aus der Welt geschafft werden können, daß man den Parteigegner von einem Irrtum zu überzeugen versucht. Man wird aber leider feststellen müssen, daß die Fürsprecher der Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen nur zum kleinen Teil mit Gründen arbeiten, in denen man auch als Gegner eine achtungswerte, sachliche Überzeugung erkennen und respektieren muß. Die Regel ist, daß mit Phrasen, Entstellungen, Übertreibungen und direkten Unwahrheiten gearbeitet wird. Man kann die Probe machen, wenn man sich gelegentlich mit einem Ausländer unterhält, der sein Urteil über deutsche Verhältnisse aus gewissen deutschen Blättern schöpft, die im Auslande vorzugsweise gelesen werden. Ein solcher Ausländer wird in das größte Erstaunen geraten, wenn er hört, daß

das allgemeine Wahlrecht in Preußen längst besteht; aus den soeben bezeichneten Blättern wird er das nicht entnehmen können. Es wird ihm daher wohl leicht klar zu machen sein, worin eigentlich die Entrechtung des preußischen Wählers besteht. Wenn man diese Entrechtung darin sieht, daß nicht jede Wahlstimme zu ihrem Ziel gelangt, dann ist auch das Reichstagswahlrecht zu verurteilen, und wir kommen auf das liberum veto des weiland polnischen Reichstags. Denn genau besehen, verschwinden die Stimmen der Minderheiten bei den Reichstagswahlen noch viel gründlicher als bei den preußischen Landtagswahlen.

In dasselbe Gebiet gehören Äußerungen, wie sie kürzlich der „Genosse" Eduard Bernstein getan hat, außer Rußland habe kein zivilisierter Staat ein so jämmerliches Wahlrecht wie Preußen. Es ist recht schade, daß man Herren dieser Art nicht beim Wort nehmen kann. Bernstein würde es nach dieser Behauptung gewiß für einen Fortschritt halten, wenn wir in Preußen das englische Wahlrecht einführten. Das Experiment kann ja leider nicht gemacht werden, und so wird man darauf verzichten müssen, sich die verdutzten Gesichter der preußischen Proletarier auszumalen, die sich durch die von ihrem Genossen Bernstein empfohlne Verbesserung des „elenden" preußischen Rechts plötzlich auch noch dessen, was sie jetzt haben, beraubt sehen würden.

Diese und ähnliche handgreifliche Lügen und Verdrehungen, die nur aus taktischen Gründen in die Öffentlichkeit geworfen werden, um die Massen aufzuregen und ihnen das Gefühl erlittnen Unrechts zu erzeugen, sind sicherlich nicht schön, aber sie sind in dieser bösen Welt wenigstens zu verstehn, da der Zweck, der damit erreicht werden soll, die Aufhetzung der Massen, in Wahrheit auch erreicht wird. Vollkommen unverständlich dagegen bleibt es, wenn wirklich hier und da geglaubt worden sein sollte, die Wahlrechtsreform könne unter den gegenwärtigen Verhältnissen der innern Reichs- und Staatspolitik der preußischen Regierung in der Tat abgetrotzt werden.

Und doch zeigt das Vorgehn der Freisinnigen im preußischen Abgeordnetenhause, daß sie sich einen gewissen Erfolg davon versprechen zu können glaubten. Daß die Wahlrechtsreform in Preußen nicht zu den Fragen gehörte und gehören konnte, die bei der „konservativ-liberalen Paarung" eine Rolle zu spielen hatten, ist von Anfang an klar gewesen. Als der Abgeordnete Naumann im neugewählten Reichstage die Frage aufs Tapet brachte, wurde allgemein zugegeben, daß das ein programmwidriger Seitensprung war, der geeignet war, die Blockpolitik in Gefahr zu bringen. Als sich die beiden freisinnigen Gruppen die Forderung zu eigen gemacht hatten, wurde dies von allen gemäßigten Politikern als ein entschiedner Fehler bezeichnet, und die Zweifel, die in den verschiednen Parteilagern an dem Bestand des Blocks gehegt wurden, gründeten sich in der Hauptsache darauf, daß die Freisinnigen eine Aktion auf ihre Fahne geschrieben hatten, die das Vertrauen in eine gedeihliche und von gutem Willen erfüllte Zusammenarbeit mit andern Parteien von Grund aus erschüttern mußte. Nachdem es aber einmal geschehen war, mußte eine Interpellation in diesem Sinne geduldet werden. Daß die freisinnigen Wünsche abgelehnt werden mußten, verstand sich ganz von selbst. Selbst wenn Fürst Bülow es für möglich gehalten hätte, den Linksliberalen auch hier entgegenzukommen, würde er wahrscheinlich auf die größten Schwierigkeiten gestoßen sein, die Zustimmung des Königs dazu zu erlangen. Und dann hätte er noch außerdem das ganze Staatsministerium auseinandersprengen müssen, denn es ist ganz ausgeschlossen, daß sich für eine Radikalisierung des preußischen Wahlrechts unter den Ministern eine Mehrheit gefunden hätte. Fürst Bülow hatte aber auch seinerseits als guter Kenner der Realitäten im preußischen Staat gewiß keine Neigung in sich zu überwinden, an ein solches Experiment irgendwie heranzutreten. Daß er hier jedes Diplomatisieren, jedes halbe Versprechen und Vertrösten als zwecklos

und unwürdig vermied, kann ihm doch nur zum Lobe angerechnet werden. Damit hätte er sich jedes Vertrauen bei der Rechten und den Mittelparteien verscherzt, und das Vertrauen der radikalen Linken hätte er damit nicht gewonnen. Das wissen die ehrlichen Leute auf der linken Seite so gut wie anderswo, und sie wissen es nicht erst seit dem 10. Januar, wo der Ministerpräsident den Interpellanten eine ehrliche, runde Absage erteilte, sondern sie wußten es längst vorher. Deshalb berührt es höchst widerlich, daß einzelne Organe der freisinnigen Presse jetzt die Überraschten und bitter Enttäuschten spielen und den Fürsten Bülow zum Teil in unerhörter Weise angreifen. Sie könnten recht gut wissen, daß, wenn Fürst Bülow ihnen den Willen getan hätte, oder richtiger gesagt, versucht hätte, ihnen den Willen zu tun, er sich selbst den Weg zu einer fruchtbaren Politik unwiderruflich versperrt hätte. Der Block wäre gerade dadurch vollständig auseinandergesprengt worden. Den Hauptschaden aber hätte der Liberalismus selbst getragen. Da man nicht annehmen kann, daß der Vorstoß aus bloßer Torheit und Kurzsichtigkeit unternommen worden ist, so verrät der Versuch der Freisinnigen, aus den eignen Fehlern dem Ministerpräsidenten einen Strick zu drehen, eine gehörige Portion Unehrlichkeit. Demgegenüber ist zunächst nur festzunageln, daß diese Gefährdung der Blockpolitik von liberaler Seite ohne ausreichende Gründe unternommen worden ist.

Weiter wird nun die Ostmarkenvorlage wieder den Landtag beschäftigen. Es scheint, als ob jetzt auch den Konservativen vor dem Kompromiß graue, und man doch noch ans Werk gehn werde, um eine andre Lösung zu finden. Welche das sein wird, ist zurzeit noch unklar.

Der leidige Zwist im Flottenverein geht noch weiter. Da aber die Hauptversammlung in Kassel so nahe bevorsteht, so ist es wohl angemessen, auch die Besprechungen der letzten Vorgänge, die hauptsächlich auf die Stellung der Protektoren Bezug haben, noch so lange aufzuschieben, bis die ganze Sache im Zusammenhang besprochen werden kann. Einstweilen kann man nur bedauern, daß die Hineinziehung fürstlicher Personen in eine Frage, die erst durch den Zusammenhang mit Parteifragen ihre Bedeutung erhält, der Lage einen peinlichen, der Sache nicht förderlichen Charakter gegeben hat.

Die Weltwirtschaft. Ein Jahr- und Lesebuch. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute herausgegeben von Dr. Ernst von Halle, Professor an der Universität Berlin, Wirklicher Admiralitätsrat. II. Jahrgang, 1907. 1. Teil:*) Internationale Übersichten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1907.

Dieses ausgezeichnete Werk, dessen ersten Jahrgang wir seinerzeit empfohlen haben, ist nicht allein das beste Nachschlagebuch für aktuelle Wirtschaftsangelegenheiten, sondern wie der Titel sagt, auch ein Lesebuch, aus dem man in interessanter und anregender Lektüre die vollständigste Übersicht über das Wirtschaftsleben der Gegenwart schöpfen kann. Ein gutes Resumé des vorliegenden Bandes finden wir schon gleich in der „Vorbemerkung". „Die gefahrdrohenden Zustände, wie sie vor allem durch die amerikanische Überproduktion und die Mängel des deutschen Geld- und Kreditmarkts und die ungenügende Ordnung der deutschen Reichsfinanzen hervorgerufen werden, haben 1906 noch nicht zu ernsthaften Unglücksfällen geführt. Steigende Beschäftigung und Löhne machten die Arbeitstreitigkeiten hier und da zwar lebhaft, aber die Lage der Industrie und der [hand]arbeitenden Klassen wurde dadurch nicht allzu erheblich erschüttert, und die Schilderung des Armenwesens vermag sich Betrachtungen über normale Zustände und der Erörterung allgemeiner Fragen und Maßnahmen zuzuwenden. Ein Jahr großer grundlegender Maßnahmen auf dem Gebiet der Handelspolitik durch den Beginn einer neuen Ära,

*) Teil 2 ist auch schon erschienen und wird in einem der nächsten Hefte besprochen werden.

hat 1906 [dennoch] große Entscheidungen und Umwälzungen nicht gebracht. Die Fortschritte der materiellen Produktion waren hier und da erheblich; die prophezeiten Rückschritte der Produktion und des Absatzes traten nicht ein, aber nennenswerte Errungenschaften sozialer und wirtschaftlicher Neuorganisation, tiefgreifende Reformen kamen auch nicht zum Abschluß. Fortsetzung des Entwicklungsganges des Vorjahres auf einer quantitativ vergrößerten Wirkungsfläche war die Losung. Im Kunstgewerbe allerdings war speziell für Deutschland die Dresdner Kunstausstellung auch ein Beleg für qualitative und organisatorische Fortschritte." Den von Benutzern und Kritikern ausgesprochnen Wünschen ist durch Ergänzungen und durch Einfügung neuer Teile nach Möglichkeit entsprochen worden. Der Band enthält dreizehn Hauptteile, von denen mehrere in Unterteile gegliedert sind: Die große Politik des Jahres von Dr. Kurt Riezler; Internationale Wirtschaftspolitik von Dr. Eduard Roghé; Weltsozialpolitik von Dr. Waldemar Zimmermann; Weltproduktion von Professor Dr. Ballod und Regierungsrat Dr. H. Voelker; Geld und Kredit von Eisenbahnbau- und Betriebsinspektor Ernst Biedermann, Redakteur des Handelsteils der Frankfurter Zeitung Arthur Feiler und dem Archivar der Dresdner Bank Dr. Hjalmar Schacht; Der Welthandel von A. H. Hirschberg in London; Der Weltverkehr (Eisenbahnen, Schiffahrt, Post und Telegraphie) vom Vortragenden Rat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten Dr. Alfred von der Leyen, Dr. Ernst von Halle und Oberpostinspektor O. Grosse; Versicherungswesen vom Generalsekretär des deutschen Vereins für Versicherungswissenschaft Dr. Alfred Manes; Die Finanzen der europäischen und der wichtigern außereuropäischen Staaten vom Geheimen Oberfinanzrat Otto Schwarz; Die Technik im Jahre 1905 vom Privatdozenten an der Königlichen Bergakademie in Berlin Professor Dr. H. Mehner; Kunstgewerbe von Dr. Hermann Muthesius; Armenwesen von Dr. E. Münsterberg; Das Wirtschaftsrecht vom Oberlandesgerichtsrat Dr. Karl Ritter. Wer im Buchladen rasch ein paar Stichproben nehmen will, dem empfehlen wir nachzulesen, was Seite 264 von den Künsten erzählt wird, mit denen man in Frankreich den schlimmen Stand der Finanzen zu verschleiern sucht, ferner über die Aufbringung der Kriegskosten in Rußland Seite 276 und die verhältnismäßig kurze Abhandlung, in der Mehner über Kartoffeltrocknung, Fasernot und Bodenheizung berichtet. Ein schönes Meditationsthema liefert sein Seufzer auf Seite 297: „Die Landwirtschaft leidet schwer von dem Segen des Himmels und der Wissenschaft." Die „Fasernot" der Textilindustrie wird u. a. durch den Umstand erhöht, daß die Verwendung ungeheurer Mengen von Zement für Bauten einen entsprechenden Bedarf an Zementsäcken erzeugt, den die Juteweberei kaum zu befriedigen vermag. Illustrationen veranschaulichen die Wirkung der Bodenheizung in der Königlichen Gärtnerlehranstalt Dahlem, und von gewebten Stoffen aus Natronzellulose sind Proben beigelegt. Den Zeitungsredaktionen und den Verwaltungsbehörden wird das Jahr- und Lesebuch für Weltwirtschaft sehr bald unentbehrlich geworden sein.

Gnosis. Im 4. Heft des Jahrgangs 1904 der Grenzboten haben wir Die Gnosis des genialen Autodidakten Eugen Heinrich Schmitt angezeigt, in der zu beweisen versucht wird, daß die Gnostiker die echten Jünger Jesu gewesen seien, und die Kirche als Unterdrückerin des echten Christentums auf das heftigste bekämpft wird. Jetzt ist (bei Eugen Diederichs in Jena) der zweite Band des Werkes erschienen, der die Entwicklung der Gnosis bis auf die Gegenwart verfolgt. Wie zu erwarten war, annektiert Schmitt alle tiefen und schönen Gedanken, die er bei den großen Denkern findet, für seine Gnosis; namentlich die Mystiker des Mittelalters und die deutsche idealistische Philosophie nimmt er für sich in Anspruch; am nächsten scheint ihm Eduard von Hartmann dem gekommen zu sein, was er für die Wahrheit

hält. Der zweite Band vermag an dem Urteil nichts zu ändern, das wir über den ersten gefällt haben. Wir erkennen die Gelehrsamkeit, die Gedankentiefe, den Scharfsinn des originellen Forschers an und stimmen in vielem einzelnen mit ihm überein; glauben aber zwischen den Extremen des Orthodoxismus und des Materialismus hindurchfinden zu können, ohne uns mit Schmitt in theosophische Schwärmerei zu verirren, denn dies und nichts andres ist seine Gnosis.

Bücher von Dr. Ernst Schultze. Der hier genannte Inhaber des Gutenbergverlags in Hamburg, der sich die Förderung der Volksbildung im heutigen prägnanten Sinne zur Lebensaufgabe gemacht hat, ist Verfasser mehrerer Bücher, von denen zwei, das über die Volksbibliotheken und die Schrift über Volksbildung und Volkswohlstand, ihrerzeit in den Grenzboten gelobt worden sind. Jetzt hat er Berichte über Fortbildungsschulen, Universitätsausdehnung, Settlements, Volkshäuser, Volksbibliotheken, Vorträge, Volksbildungsvereine in den europäischen Ländern, in den Vereinigten Staaten und in Japan von Leitern solcher Veranstaltungen in ihrer Heimat abfassen lassen und gibt sie mit Professor G. Hamdorff zusammen unter dem Titel: Archiv für das Volksbildungswesen aller Kulturvölker (in seinem Verlag 1907) heraus. Der Wert und Nutzen des verdienstlichen Unternehmens wird natürlich erst zutage treten, wenn eine Reihe von Jahresberichten vorliegen wird, aus denen dann zu ersehen ist, wie sich die einzelnen Veranstaltungen bewähren, wie sie sich ausbreiten oder zurückgehn. Es ist bekanntlich nicht immer und überall die reine Liebe zum Volke, zur heranwachsenden Jugend, was den Eifer für die Verbreitung von Volksbildung entflammt; es wirken dabei mancherlei Tendenzen mit, und in den Berichten aus dem grünweißen Königreiche hört man entgegengesetzte Melodien erklingen. Wie die Magyaren die Volksbildung verstehn, ist bekannt, doch läßt ihr Unterrichtsminister immerhin noch so weit Vernunft walten, daß der ungarische Berichterstatter schreiben kann: „Die Vorträge an den landwirtschaftlichen Winterschulen werden natürlich überall in der Muttersprache des Volkes abgehalten, demnach außer in ungarischer auch in deutscher, rumänischer und slawischer Sprache.“ Dagegen bemerkt der siebenbürgische Berichterstatter: „In allen Schulanstalten nimmt auf Grund von Gesetzen und Regierungsverordnungen der magyarische Sprachunterricht einen breiten Raum ein; wenn man nun auch vernünftigerweise und zum eignen Vorteil die Staatssprache möglichst erlernen soll, so erscheint es doch unpädagogisch, wenn der Unterrichtsminister den magyarischen Sprachunterricht [aber doch wenigstens nicht das Magyarische als Unterrichtssprache!] schon in der zweiten Klasse fordert.“ Außerdem wird über die Belastung der siebenbürgischen Deutschen geklagt. Ihre Schulen sind Kirchenschulen, ihre Kirche aber bekommt nichts vom Staate, während in Ungarn alle drei Konfessionen und auch die Israeliten Zuschüsse zur Bestreitung der Kosten ihres Kirchen- und Schulwesens erhalten. — Dr. Schultze hat vor einigen Jahren eine Studienreise in die Vereinigten Staaten unternommen und die empfangnen Eindrücke in hübschen Skizzen geschildert, die er jetzt als ersten Band seiner „Kulturgeschichtlichen Streifzüge“ (Gutenbergverlag 1908) veröffentlicht. Am meisten hat uns darin die Biographie des „verdientesten Negers“ Booker Washington interessiert, des Gründers und Leiters der Schule zu Tuskegie, deren vierzig Gebäude fast ausschließlich von den Schülern selbst hergestellt worden sind. Der noch in der Sklaverei geborne Sohn einer Sklavin hat gerade die drei Eigenschaften, die den Negern am meisten abgehn: Willenskraft, Stetigkeit und Ausdauer, von Kindheit auf in bewunderungswürdigem Maße bewährt. Doch ist daraus auf die in der Negerrasse vielleicht schlummernden Anlagen deswegen kein sicherer Schluß zu ziehn, weil sein Vater, den er nie gekannt hat, wahrscheinlich ein Weißer gewesen ist.

Digitized by Google

Über Kunst und Religion sucht sich in unsern Tagen mancher auszusprechen, und dabei kommt dann öfter kurioses zutage. In die „Führer zur Kunst“ (Nr. 9, Paul Neff) hat sich ein Aufsatz „Religion und Kunst“ von Johannes Gaulke verirrt, den man mit wachsendem Erstaunen (und Unwillen) liest, bis man am Schlusse des Rätsels Lösung in einer Verherrlichung Häckels findet. Hier entsprechen den Kolumnenkopfdruckfehlern „Mieheiangelo“, „astketisch“ ebenso peinliche Gedankendruckfehler im Text. Wir gestehn, daß uns der Standpunkt und die Arbeitsweise eines besonnenen Katholiken wie B. Steins in seinen Studien über „Neuere Dichter im Lichte des Christentums“ (Verlag von Friedrich Alber) weit sympathischer sind. Schon eine aufrichtig teilnehmende oder abwehrende katholische Stimme über Storm, Fontane und Raabe, über Keller, Meyer und Heyse überhaupt einmal zu hören ist Gewinn; der Verfasser ist in den Dichtungen dieser sechs, aber auch in ihren Briefen und der Literatur über sie bewandert, und der Spiegel des Katholizismus — mehr um diesen als um das Christentum handelt es sich — ist, wenn man die ihm eigentümlichen blinden und blanken Stellen kennt, doch eben auch ein Spiegel. Das wenigste Gewicht scheint uns der Schlußteil dieser Sammlung zu haben: der zu allgemein absprechende Aufsatz über Ibsen, der zu glatt anerkennende über Sienkiewitz und die Zusammenstellungen über das Thema Christus in der neuen Literatur.

Mit Bemerkungen über Religion in der Kunst klingt auch das neuste Buch über Goethe aus. Es ist der Schlußband einer Reihe von Arbeiten von Moeller van der Bruck, die der Verfasser unter dem anspruchsvollen Gesamttitel „Die Deutschen. Unsre Menschengeschichte“ veröffentlicht hat (J. C. C. Bruns Verlag). Wie die einzelnen Bände dieser Serie Beispiele von Verirrten Deutschen, Führenden Deutschen, Verschwärmten Deutschen, Entscheidenden Deutschen, Gestaltenden Deutschen vorführen, so erscheint nun hier zum Beschluß Goethe als der Verirrte, der Führende, der Verschwärmte usw., wobei es nicht ohne gewaltsame Drehung dieser Begriffe abgeht. Der Wert des Buchs liegt nicht in einer objektiven Reproduktion des Goethischen Lebensgehalts, sondern in dem Reflex von typischen modernen deutsch-idealistischen Bestrebungen auf das Wesen Goethes mit kranker, zum Teil schiefer Kritik.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 4

Ausgegeben am 23. Januar 1908

Inhalt

Seite

Deutschland und der Vatikan. Von Chr. D. Pflaum . . . 153

Der ägyptische Sudan. Von Otto Neuschler 160

Die Vinetasage. Von Wilhelm von Massow. 3. . . . 169

Otto Bangabé und seine Werke. Von Klara Fincke . . 176

Der Marquis von Carabas. Roman von Palle Rosenkrantz (Fortsetzung) 182

Maßgebliches und Unmaßgebliches 191

Geschichtsregel (Die Liberalen und das preußische Wahlrecht. Die Annahme der Ostmarkenvorlage im Abgeordnetenhause) — Schriften zur Sozialwissenschaft und Volkswirtschaftslehre — Kultur der Persönlichkeit — Italienische Lyrik.

50 Pf. das Heft.

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark. das Viertelj.

Digitized by Google

J. A. Henckels.

Zwillingswerk in Solingen

fabriziert und empfiehlt: Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und Künste — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle Zwecke.

Hauptniederlage: BERLIN W., Leipzigerstraße 118.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen: CÖLN a. Rh., Hohestraße 144 — DRESDEN, Wilsdrufferstraße 7 — FRANKFURT a. M., Roßmarkt 15 — HAMBURG, Große Johannisstraße 6 — WIEN I, Kärnthnerstraße 24.

Gothaer

Lebensversicherungsbank a. G.

Versicherungsbestand Anf. Oktober 1907	842 000 000 Mk.
Bisher ausgezahl. Versicherungssummen	501 000 000 „
Bisher gewährte Dividenden	243 000 000 „

Sehr günstige Versicherungsbedingungen.

Unverfallbarkeit sofort, Unanfechtbarkeit und Weltpolice nach zwei Jahren.

Prospekte und Auskunft kostenfrei durch die Bank in Gotha oder deren Vertreter.

Deutsche Lebensversicherungs-Bank, Aktiengesellschaft

Kronprinzen-Ufer 18 **Berlin N.W.** Kronprinzen-Ufer 18

Vollständige Unanfechtbarkeit in einem Jahr; kulanteste Bedingungen; übernimmt Lebens-, Militärdienst-, Aussteuer- und Alters-Versicherungen.

Hermann Meusser, Berlin W. 35 b

Steglitzerstr. 58, Buchhandlung,

ist bestrebt, durch solide, k[illegible]ste und schnelle Bedienung ihren Kundenkreis zu erweitern. Zur Erleichterung der Anschaffung werden monatliche Teilzahlungen in der Höhe des zehnten Teiles d. Kaufpreises eingeräumt — Vollständiges Lager. — Allerneueste Auflagen. — Katalog gratis — Portofreie Sendung.

FRIEDRICH WILHELM

Preußische Lebens- und Garantie-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft

Behrenstraße 59-61 **BERLIN W. 64** Behrenstraße 59-61

Errichtet 1866

Anträge in 1906: rund 100 Millionen Mark.

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung

zu annähernd gl[illegible], [illegible] je nach Alter und Versicherungsdauer [illegible] als d[illegible] von leistungsfähigen Gesellschaften für [illegible] Versicherung mit ärztlicher Untersuchung [illegible] wird.

Steigende Dividende

(jährl. Steigerung, je nach der Prämienzahlungsdauer 3 bis 6 %) eventuell

bis über 100 % der Jahresprämie.

Die Versicherung ist unverfallbar und unanfechtbar. Reisen und Aufenthalt unterliegen keinerlei Beschränkung. Kriegsversicherung ohne Extraprämie [illegible] für Berufsgeschäfte [illegible]

Deutschland und der Vatikan

Daß der Wechsel unsers diplomatischen Vertreters beim päpstlichen Stuhle und der gleichzeitige Wechsel des päpstlichen Nuntius in München hauptsächlich gedacht und erfolgt sei, um einen Wandel auch in den politischen Verhältnissen zwischen uns und dem Papste herbeizuführen, darf man bezweifeln. Man möchte jedoch wünschen, daß die gegebne Gelegenheit zur Einleitung eines solchen Wandels in mancher Hinsicht nicht verabsäumt würde.

Das äußere Bild unsrer Beziehungen zum Vatikan, von dem die effektiven Erfolge der Beziehungen keineswegs unabhängig sind, hat etwas Anomales und Unbefriedigendes. Von deutscher Seite werden an den päpstlichen Stuhl zwei hochgestellte Diplomaten geschickt, der eine als Vertreter des Königreichs Preußen und einiger andrer Bundesstaaten, der andre als Vertreter des Königreichs Bayern; der Papst andrerseits unterhält nur eine Nuntiatur zweiter Klasse für das Königreich Bayern mit dem Sitz in München, unterläßt also die konventionelle sowie durch die zahlreichen prinzipiellen und singulären, persönlichen und sachlichen Angelegenheiten der katholischen Bürger Preußens geforderte diplomatische Vertretung in Preußen. Man kommt über dieses Verhältnis nicht hinweg, wenn man die Tatsache betont, daß sich der Münchner Nuntius auch mit den preußischen Dingen befassen muß; im Gegenteil, es wird in Anbetracht dieser Tatsache erst recht befremdend, daß der Münchner Nuntius nicht einmal nötig hat, seine Person in Berlin vorstellen und seine amtlichen Befugnisse gebührend beglaubigen zu lassen, um doch als kompetente Stelle auch für preußische Angelegenheiten offiziös anerkannt und von amtlichen Stellen in Anspruch genommen zu werden, ja eben dieses ist besonders befremdend, wenn man schon davon absehn wollte, daß der Papst mit Rücksicht auf alte, gegründete und nirgends sonst außer acht gelassene Gepflogenheiten in Berlin durch einen besondern Nuntius vertreten sein müßte.

Wie erklärt sich, daß wir von der Zeit des Fürsten Bismarck an bis auf den heutigen Tag mit diesem Tatbestand zufrieden gewesen sind? Die römische Kirche, sagte Fürst Bismarck bei einer nachträglichen Kulturkampfdebatte vor

dem Reichstage am 30. November 1881, ist von jeher nicht bloß eine geistliche und kirchliche, sondern auch eine politische Macht gewesen. Und so energisch auch Fürst Bismarck in Sachen der neuen Besetzung der eine Reihe von Jahren vakant gelassenen preußischen Gesandtschaft beim Papste*) im Reichstage dafür eintrat, daß die Gesandtschaft den Standpunkt der weltlichen Gewalt zu den konfessionellen Fragen und zu den besondern Interessen der katholischen Untertanen in Rom direkt zur Geltung bringen wolle und solle, so wenig schloß er dabei aus, daß mit einer solchen Gesandtschaft eo ipso die Unabhängigkeit und vielseitig bedeutsame effektive Macht des Papstes ex officio anerkannt werde. Mit andern Worten: Fürst Bismarck erklärte zwar, daß er die Institution der katholischen Kirche in Deutschland mitsamt der päpstlichen Spitze, die zu ihr gehört, für eine einheimische und damit dem Staatsregiment nicht entzogne Institution halte; aber er sagte dennoch ganz ausdrücklich („Gedanken und Erinnerungen", 2. Bd., 24. Kap., 4. Abschn.), daß die römische Kurie eine unabhängige politische Macht ist mit gewissen Einflüssen von internationaler Bedeutung und gewissen uneliminierbaren innerpolitisch zu beachtenden Bestrebungen. Es liegt auf der Hand, daß die Lösung des hier gegebnen Widerspruchs nicht logischer, sondern nur praktisch-utilitärer Natur sein konnte. In diesem Sinne erhielt der preußische Gesandte beim Vatikan Instruktionen, die sein ganzes Auftreten beim päpstlichen Stuhle durchaus gemäß den Gepflogenheiten der bei Souveränen akkreditierten Gesandten regelten. Und in eben diesem Sinne erwog Fürst Bismarck die Einrichtung einer päpstlichen Nuntiatur in Berlin: die katholische Abteilung des Kultusministeriums, die sich allmählich aus einer Einrichtung zur Vertretung der Rechte der katholischen Preußen unabhängig von Rom sowie nötigenfalls gegen Rom zu einer die römischen Interessen und Anweisungen inmitten der preußischen Bureaukratie vertretenden Behörde gemausert hatte, hatte er abgeschafft; er zog ihr einen Nuntius vor, weil dieser außer einer relativen Unbefangenheit gegen polnische und andre Sonderinteressen noch das Bestreben mitbringen würde, die guten Beziehungen des Hofes, an dem er beglaubigt ist, zu seinem eignen Souverän zu erhalten und zu pflegen, und weil die preußische Regierung ihm gegenüber als dem Vertreter wohl umschriebner Positionen alle diplomatische Vorsicht walten lassen könnte, wie er seinerseits seinen Souverän ohne Zwischeninstanzen und somit ohne verfälschende Strahlenbrechung informieren würde. Daß dennoch kein Nuntius nach Berlin kam, erklärt uns Bismarck selbst („Gedanken und Erinnerungen", II, S. 129) daraus, daß es ihm nicht gelang, „die übrigens mehr äußerliche und formelle Abneigung des Kaisers gegen einen Nuntius in Berlin zu überwinden", und er überließ es darum der geschichtlichen Entwicklung, ob man nicht schließlich doch auf den Nuntius zurückkommen werde.

*) Daß sie von Preußen auf den Norddeutschen Bund und von diesem auf das Deutsche Reich übergegangen gewesen war, darf außer Betracht bleiben, wenngleich es unter dem verfassungsrechtlichen und politischen Gesichtspunkte nicht bedeutungslos ist.

Seither ſind in der Tat die Momente nicht ſelten geweſen, wo ſich die Empfindung aufdrängte, daß das Bewußtſein des Papſtes von der Art und dem Maße der ſeinerſeits zu erfüllenden politiſchen und moraliſchen Leiſtungen ſich dem Range und dem Maße der unerläßlichen Mittel zu ſeiner äußern Vertretung in dem betreffenden Staatsweſen anpaſſe, daß er alſo Deutſchland wenig und inſonderheit Preußen gar nichts ſchuldig zu ſein glauben müſſe. Um nicht weitgreifende Exkurſe zu machen, möchte ich nur daran erinnern, daß gerade gegenwärtig ſelbſt von ſeiten deutſcher Biſchöfe darüber geklagt worden iſt, daß die große Reihe der ſogenannten antimoderniſtiſchen Erlaſſe, Rund- und Individualſchreiben Pius des Zehnten ergangen ſei ohne ein zureichendes Verſtändnis und ohne die gebührende Berückſichtigung der deutſchen Kultur- und Rechtsverhältniſſe. Nimmt man noch hinzu, daß der regierende Kaiſer jene „mehr äußerliche und formelle Abneigung“ gegen einen Nuntius in Berlin zweifellos nicht teilt, und daß die öffentliche Meinung durch die Erſcheinung eines Nuntius, der ja doch immer nur die einfache und normale Antwort auf den preußiſchen Geſandten in Rom darſtellen würde, nicht mehr beunruhigt werden könnte als durch irgendein andres Mitglied des diplomatiſchen Korps, ſo ſcheint es geradezu eine politiſche Notwendigkeit, daß der Papſt dem König von Preußen einen Nuntius präſentiere. Von der päpſtlichen Seite geſehn, nimmt ſich dieſe Notwendigkeit gewiß einigermaßen anders aus; denn wie im Mittelalter, ſo iſt es noch heute, daß die römiſche Kurie in nicht katholiſchen und in paritätiſchen Staaten mit evangeliſcher Dynaſtie Übel ſieht, die ſie ihrem Lebensprinzip gemäß unabläſſig zu bekämpfen oder zu „heilen“ verſucht, und denen ſie jedenfalls auch das Minimum offizieller Anerkennung lieber verſagt als gewährt. Aber gerade, weil dem ſo iſt, und weil von ſeiten des paritätiſchen Staates dem Papſte gegenüber nun einmal nicht gleichermaßen verfahren wird, ſollte darauf beſtanden werden, daß ſich der Papſt ſeiner Schuldigkeit nicht entziehe. Es iſt dabei von ſekundärer Bedeutung, ob es ein Nuntius für Preußen oder einer für das Deutſche Reich wird; denn wenngleich die diplomatiſche Vertretung des einzelnen Bundesſtaates beim päpſtlichen Stuhle und entſprechend alſo die des Stuhles bei dem einzelnen Bundesſtaate durch die Verfaſſung und die kirchliche Geſetzgebung indiziert erſcheint, ſo wäre es doch auch nicht ohne gute Präzedentien, wenn das Deutſche Reich die Geſamtvertretung der Bundesſtaaten, die dem päpſtlichen Stuhle gegenüber weſentlich gleiche Intereſſen haben, aktiv und paſſiv übernähme.

Zu den unbefriedigenden Merkmalen des äußern Bildes und davon unlösbar auch der tatſächlichen Bedeutung unſrer Beziehungen zu der römiſchen Kurie gehört ſodann noch etwas: unſre Vertretung im Kardinalskollegium. Das Kardinalskollegium zählt heute zweiundſechzig Köpfe. Von dieſen nun ſind ſechsundzwanzig Italiener und ſechsunddreißig Nichtitaliener, unter dieſen zwei(!) Reichsdeutſche. Von den zweiundſechzig Kardinälen ſind vierundzwanzig bei der Kurie, und unter dieſen vierundzwanzig iſt kein einziger Reichsdeutſcher. Man

braucht sich nicht erst in weitere Einzeluntersuchungen zu verlieren, wenn man erkennen will, daß hier ein arges Mißverhältnis zuungunsten Deutschlands besteht, das doch nicht weniger als zwanzig Millionen Katholiken aufzuweisen hat, und dessen politische Bedeutung und diplomatische Erlebnisse ihm eine numerisch ansehnliche Vertretung im Konklave um so wichtiger machen, als es die Österreich, Frankreich und Spanien zuerkannten Ausschließungsbefugnisse gegen einzelne cardinali papabili nicht hat. Ich kann mir nicht denken, daß man im Ernste irgendeinem der deutschen Bischöfe die Fähigkeit zum Kardinalsrang bestreiten könnte, die man den vielen Bischöfen kleiner und sehr kleiner italienischer, französischer und spanischer Diözesen bald um ihres Bistums, bald um ihrer Person willen zuerkennt. Daß im besondern die Geltung des Kardinalshutes durch eine größere Berücksichtigung der Deutschen leiden könnte, wird niemand befürchten, der die wahrhaft bescheidnen Kenntnisse, Leistungen und Fähigkeiten vieler der die erdrückende Majorität des Kollegiums bildenden Kardinäle romanischen Stammes genauer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat.

Warum das tatsächliche Verhältnis so ist, kann man aus hundert Gründen erklären. Zwingend scheint mir jedoch nur der eine, daß wir die Opportunität noch nicht gefunden haben, vom Papste das uns Zukommende zu verlangen, und daß der Papst ohne ein solches nachdrückliches Verlangen natürlich abgeneigt ist, den Vorrang seiner Volks- und Rassevertwandten zu schmälern. In dieser Hinsicht und ein wenig auch darüber hinaus kennzeichnend ist ja der Stand und Wandel des Kurienkardinalats. So viel ich mich erinnere, gab es außer dem Prinzen Hohenlohe, über dessen Merkmale und Rolle die Akten noch nicht geschlossen sind, drei sozusagen reichsdeutsche Kurienkardinäle. Der eine war Miecislaus Graf Ledochowski (1875 bis 1902) und der andre Paulus Melchers (1885 bis 1895), beide nach schweren Konflikten mit der preußischen Regierung aus ihren Diözesen Posen und Köln unfreiwillig entfernt. Der dritte war Andreas Steinhuber (1894 bis 1907), ein Bayer, jedoch seit jungen Jahren Mitglied des Jesuitenordens, der die Nationalität mißachtet und die Staatsinteressen für nichts gelten läßt wegen der beanspruchten Universalität und Superiorität der kirchlichen Interessen. Man tritt keinem dieser drei Männer zu nahe, wenn man behauptet, daß sie sich an der Kurie für ihren Heimatsstaat nicht sonderlich bemüht haben; aber man kann immerhin annehmen, daß sie (mit Ausnahme von Ledochowski) gegen ihren Heimatsstaat als solchen gerichtete Maßnahmen sicherlich zu verhindern gesucht oder abgeschwächt haben. Wir haben manchmal geseufzt, daß uns wohler wäre, wenn wir keinen Kardinal an der Kurie hätten, als daß wir diese haben; eine durchgreifende Erwägung des Für und Wider ergibt jedoch noch immer etwas zu ihren Gunsten. Selbst ein Steinhuber konnte sich den deutschen Interessen nicht ganz entziehn, da sie ihm zum Beispiel das von ihm über die alte deutsche Nationalstiftung der Anima ausgeübte Protektorat und die damit verbundne „geistliche“ Beratung der ihr direkt oder indirekt zugehörigen Deutschen immer von neuem nahe

brachte. Heute nun haben wir keinen einzigen deutschen Kurienkardinal, und die ungewöhnliche Eilfertigkeit, mit der Papst Pius nach dem Tode Steinhubers das Protektorat über die Anima an den Spanier Merry del Val übertrug — keine deutsche Stimme hat das zu verhindern gesucht —, zwingt zu der Annahme, daß an die Kreierung neuer deutscher Kurienkardinäle nicht gedacht wird. Zwölf Kardinalshüte sind augenblicklich noch frei, und an deutschen Kandidaten für sie fehlt es nicht, die zwar keine Protestler à la Ledochowski und Melchers sind, aber sei es in deutschen Diözesen, sei es namentlich im Rahmen der Kurienkongregationen und vatikanischen Einrichtungen reichlich so viel Verdienste erworben und reichlich so viel Erkenntnis und Charakter bewiesen haben wie die ihnen vorher und gegenwärtig bevorzugten Italiener. Wenn es wahr ist, daß es die deutschen Bischöfe nicht fertig bringen, sich auf bestimmte Kandidaten für das Kurienkardinalat zu einigen, so ist es nicht minder wahr, daß der Papst auf diese Einigung nicht zu warten braucht und einwandsfreie Kandidaten ganz in der Nähe hat. Es wird darum nur darauf ankommen, daß dem Papste der Wunsch bestimmt genug ausgesprochen werde, daß die deutschen Prälaten in der Reihe der Kurienkardinäle vertreten seien, damit sie kraft ihrer autoritativen Persönlichkeit den Sonderinteressen der deutschen Katholiken Beachtung verschaffen und den Wünschen der diplomatischen Vertreter der deutschen Bundesstaaten die unter den im Vatikan nun einmal obwaltenden Verhältnissen in der Regel unerläßliche Extrabetonung geben können. Es gehört das Bedürfnis nach Kurienkardinälen überdies auch in den Plan, ein der Staatsregierung wie dem Vatikan gegenüber so anspruchsvoll in die Erscheinung tretendes und so bedenkliches politisches Gebilde, wie es die Zentrumspartei ist, einer weitern wichtigen Voraussetzung seiner Existenz zu berauben und es dem Verschwinden näher zu bringen, sowie überdies jene Extramissionen überflüssig zu machen, wie sie Freiherr von Hertling des öftern gehabt, und die in mancher Hinsicht einen peinlichen Eindruck hinterlassen hat.

Was nun die auf der Tagesordnung stehenden innern kirchenpolitischen Angelegenheiten betrifft, für die der Vatikan eine entscheidende Instanz ist, so würde ihre Erledigung gewiß verhältnismäßig sehr rasch und befriedigend zu erreichen sein, wenn die in den vorausgehenden Ausführungen bezeichneten Personaleinrichtungen schon vorhanden wären. Da sie das aber nicht sind und es so ohne weitres wohl auch nicht sein werden, so muß die Erledigung auf den gegebnen Wegen, wenngleich meines Erachtens in einer von dem bisherigen unfruchtbaren Verfahren wesentlich abweichenden Weise in Angriff genommen werden. Es handelt sich da um zweierlei, die Polenfrage und das Verhältnis akademischer Lehrer zum Bischof.

Die Polenfrage ist in dem hier zu behandelnden Bereiche aktuell nur wegen der Besetzung des Posen-Gnesener Erzbischofspostens. Es sind nun etwa zwei Jahre, seitdem der Erzbischof von Stablewski, ein Vorkämpfer des polnischen Nationalismus, tot ist und die preußische Regierung den löblichen

Entschluß kundgegeben hat, auf seinen Posten nur einen Mann gelangen zu lassen, unter dem die Wiederholung so arger staats- und deutschfeindlicher Agitationen, wie sie sich der Klerus selbst und unter seinem Einfluß die schulpflichtige und erwachsne polnische Bevölkerung hat zuschulden kommen lassen, ausgeschlossen ist. Dieser Mann hat dank der strammen hierarchischen Disziplin, die die katholische Kirche auszeichnet, keinerlei heroische oder geniemäßige Eigenschaften nötig, er braucht nur keine polnisch-nationalistische Gesinnung zu haben oder zu billigen. Nun, unter den hundert und aber hundert Priestern hat sich bis zum heutigen Tage keiner gefunden, der diesen bescheidnen Ansprüchen genügte. Oder richtiger: es haben sich mehrere gefunden, die ihm genügen, die aber sämtlich und gleichermaßen ohne zulängliche individuelle Begründung die Übernahme des Postens abgelehnt haben. Und so ist bis heute die „provisorische" Bestimmung in Kraft geblieben, daß der Inspirator und Koadjutor Stablewskis, der Weihbischof Likowski, den Erzbischofsposten bekleide ungeachtet seiner polnisch-nationalistischen Gesinnung und entsprechenden aktiven Präzedentien. So sehr zu bezweifeln ist, daß die Staatsregierung mit diesem Tatbestand zufrieden ist, ebenso sicher ist es, daß er dem Vatikan durchaus genehm ist — Likowski hat auch ohne den Titel „Erzbischof" so gut wie alle kirchlichen Rechte, Pflichten und Würden eines Erzbischofs —, und daß dieser status animi des Vatikans nicht ohne Einfluß auf die mehrfachen Ablehnungen seitens der der Regierung genehmen Geistlichen gewesen ist. Naiverweise, weil unkommentiert, ist kürzlich von deutschen Zeitungen die Äußerung einer allen amtlichen Stellen verfügbaren Wiener politischen Korrespondenz nachgedruckt worden, der päpstliche Stuhl sei in der Posener Sache „zur Bewahrung einer völlig neutralen Haltung entschlossen", er nehme „einen den nationalen Reibungen entrückten Standpunkt ein, er nehme weder für den einen noch für den andern Teil irgendwie Stellung". Gesetzt (nicht eingeräumt), daß dem wirklich so wäre, so bedeutete dieser Standpunkt des Papstes eine geradezu ungeheuerliche Beleidigung des Königreichs Preußen; denn Preußen ist kein Nationalitätenstaat, sondern ein nationaler Staat, und der Papst, der sich doch für einen Souverän erklärt und wie ein solcher behandelt sein will, hätte zu einer „neutralen" Haltung oder zu einer Unterscheidung zwischen „dem einen und dem andern Teil" nicht die mindeste politische oder rechtliche Handhabe, es sei denn, daß er zugleich den faktischen oder legitimen Bestand des Königreichs Preußen oder die Regierungskompetenz des „von Gottes Gnaden" Königs von Preußen antastete. Es bedarf natürlich bloß der ausdrücklichen Hervorhebung dieser Konsequenz, um die Möglichkeit jenes Standpunkts abzuweisen. Selbst wenn man es nicht so genau mit der logischen Analyse nehmen und jener (in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" wiederholt ausgesprochnen) Ansicht keinen Raum geben wollte, daß die Kurie die Entzündlichkeit der polnischen Untertanen Preußens mit Vorliebe im Kampfe für die Verwirklichung ihrer Prätensionen benutzte, selbst dann müßte man sich sagen, daß die Kurie, die

den abenteuerlichſten Staatsgebilden und nur durch Revolutionen legitimierten Regierungsformen allen feierlichen Segen geſpendet hat, dem Königreich Preußen als ſolchem direkt oder indirekt zu nahe zu treten nicht im Sinne haben kann.

Und dennoch! Hat nicht Papſt Pius der Zehnte ſeinen „polniſchen Söhnen“ in einem Augenblick, wo ihre Auflehnung gegen die Organe der Staatsregierung eine der kraſſeſten Formen annahm, in aller Form Worte des Troſtes und der Aufmunterung zukommen laſſen? Redet nicht die klerikale Preſſe Italiens (um nicht die Deutſchlands zu nennen) von einer „unmoraliſch oppreſſiven“ Tendenz der Staatsregierung gegen die Polen? Iſt es nicht gerade Papſt Pius, der mit beſonderm Nachdruck darauf hingewieſen hat, daß der Biſchof auch eine Ingerenz in alle irgendwie moraliſch qualifizierbaren bürgerlichen und politiſchen Angelegenheiten ſeiner Diözeſanen habe, und der alſo in unmittelbarer Konſequenz dieſer organiſchen Verknüpfung von Kirche und Politik ſchon allein dadurch, daß er die Untertanen des Königs von Preußen in deutſche und polniſche ſcheidet und ſich an die zuletzt genannten geſondert wendet, eine politiſche und zwar eine dem polniſchen Nationalismus ausgeprägt freundliche Parteiſtellung eingenommen hat? An wem liegt es endlich anders als an der Geiſtlichkeit, daß den Polen polniſch und katholiſch identiſche Begriffe ſind im Gegenſatz zu den ihnen ebenfalls identiſchen Begriffen deutſch und evangeliſch? Es wäre alſo gut und an der Zeit, wenn dem Vatikan bedeutet würde, daß ſein eignes Verhalten und das Verhalten des von ihm abhängigen ſowie von ihm zu verantwortenden Klerus nachgerade zu widerſpruchsvoll und unaufrichtig erſcheine, als daß es ſo weitergeführt werden könnte. Und im beſondern wird ſich der notwendige Kandidat für Poſen ſofort finden — o, es gibt ſo viele ehrgeizige und promotionsfreudige Prieſter! —, wenn nur der Vatikan die geeignete Parole ausgibt oder vielmehr die hemmende Parole zurückzieht.

Das Verhältnis der akademiſchen Lehrer zum Biſchof hat in neuerer Zeit wiederholt Anlaß zu Konflikten gegeben, inſofern das Verhältnis der Lehrer zur Univerſität und zum Staate dadurch ſchwer beeinträchtigt worden iſt, und es ſcheint keineswegs ausgeſchloſſen, daß dieſe Konflikte nicht bald wieder von neuem auf dem Plane ſtehn. Es hat ſich gezeigt, daß ein ſelbſtbewußtes und ſachgemäß entſchiednes Auftreten von Profeſſoren und Studenten von Fall zu Fall der beſte Weg zur praktiſchen Löſung ſolcher Konflikte iſt. Allein das iſt kein angemeſſener modus vivendi für einen großen Rechts- und Kulturſtaat. Es iſt dies um ſo weniger der Fall, als die neuen ſogenannten antimoderniſtiſchen Erlaſſe des Papſtes, deren letzter und disziplinar ſchärfſter wie ein Viatikum für den zu derſelben Zeit ernannten, dem Dominikanerorden entſtammenden Nuntius Frühwirth in München erſcheint, die kirchlichen Anſprüche im Antagonismus zu der vom Staate garantierten und gewollten allgemeinen Denk- und akademiſchen Lehr- und Lernfreiheit eigens betont haben. Ich will nicht ſo weit gehn, zu verlangen, daß die Profeſſoren an den katholiſch-theologiſchen Fakultäten dem Biſchof ihrer Diözeſe die Verſicherung vorenthalten

sollen, daß sie das katholische Dogmengebäude festhalten und in seinem Sinne ihr Lehramt ausüben; aber es scheint mir unerläßlich, daß der Bischof jede spezielle und vor allem jede direkte Kontrolle der Amtswaltung der Professoren und selbstverständlich erst recht jedwede imperative Befugnis gegenüber Professoren oder Studenten an den Staat oder die Universitäten abtrete. Die bisherigen rechtlichen Festsetzungen genügen in dieser Hinsicht noch nicht, sie lassen immer noch Raum für die von kirchlicher Seite hochgehaltne These, daß die Kirche den Lehrern befehle, und daß der Staat nur sie bezahlen und ihnen die Lehrräume freihalten dürfe. Wenn es uns ernst ist mit dem verfassungsmäßigen Prinzip, daß die Kirche selbst in der Ordnung und Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten den Staatsgesetzen und der Aufsicht des Staats unterworfen sein soll, so dürfen wir angesichts der heutigen Anspannung der bischöflichen Autorität nicht länger säumen, wenigstens dem akademischen Lehramt eine allseitig zulängliche und unantastbare solide Rechtsgrundlage zu geben. Die Durchsetzung solchen Bestrebens gegenüber der römischen Kurie ist wahrlich nicht leicht, scheinbar sogar unmöglich, und darum wird es gut sein, daß der Staat nicht vergißt, daß es sich zuletzt nur um eine Angelegenheit seiner innern Gesetzgebung handelt, bei der der consensus partium entbehrlich ist. Denn es bleibt sehr wahr, was Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (II, S. 125) geschrieben hat: „Die therapeutische Behandlung der katholischen Kirche in einem weltlichen Staate ist aber dadurch erschwert, daß die katholische Geistlichkeit, wenn sie ihren theoretischen Beruf voll erfüllen will, über das kirchliche Gebiet hinaus den Anspruch auf Beteiligung an weltlicher Herrschaft zu erheben hat, unter kirchlichen Formen eine politische Institution ist und auf ihre Mitarbeiter die eigne Überzeugung überträgt, daß ihre Freiheit in ihrer Herrschaft besteht, und daß die Kirche überall, wo sie nicht herrscht, berechtigt ist, über diokletianische Verfolgung zu klagen."

Rom Chr. D. Pflaum

Der ägyptische Sudan

Von Otto Neuschler

Wenn wir vor einiger Zeit (vgl. Grenzboten 1907, Nr. 35 und 36) versucht haben, an der Hand des amtlichen Berichts, den Lord Cromer, der bis vor kurzem Englands politischer Vertreter in Ägypten gewesen war, der britischen Regierung über seine Tätigkeit im Jahre 1906 eingereicht hatte, die Entwicklung Ägyptens unter seiner Einwirkung zu schildern, so soll heute noch mit kurzen Worten auf den zweiten Teil desselben Berichts zurückgekommen werden, der dem ägyptischen Sudan gewidmet ist.

Die Aufgaben, die der Regierung im ägyptischen Sudan zufallen, sind zwar von denen, an deren Lösung in Ägypten gearbeitet wird, nicht sehr wesentlich verschieden, immerhin aber, entsprechend der verschiednen Entwicklungsstufe, auf der die beiden Länder stehn, im Sudan bedeutend einfacher als in Ägypten. Denn während dieses Land schon die Hälfte und vielleicht sogar mehr als die Hälfte auf dem Wege zur westlichen Zivilisation zurückgelegt hat, kann man sogar von dem am weitesten in der Entwicklung vorgeschrittnen Teile des Sudans kaum behaupten, daß er sich aus dem Zustande der Barbarei herausgearbeitet habe. Noch für eine ganze künftige Generation wird wohl kaum die Frage, wie westliche Zivilisation auf orientalisches Wesen am besten zu übertragen sei, als solche im ganzen hier aufgeworfen werden können. Die Politik spielt eine unbedeutende Rolle und dreht sich höchstens um ganz einfache Fragen. Die ernsteste Frage ist wohl die, auf welche Weise die Sklaverei vollständig aufgehoben werden kann, ohne daß dadurch bedeutende Unruhen hervorgerufen werden. Vorübergehend kann das Auftreten eines religiösen Fanatikers die Ruhe stören, bei zweckentsprechenden Gegenmaßregeln wird es jedoch nicht leicht eine entscheidende Rolle spielen. Und wenn in Ägypten die Frage nach einer nationalen Regierung im Vordergrunde steht, kann diese im Sudan nicht aufgeworfen werden; hier handelt es sich nur um eine gute Regierung.

Als Generalgouverneur steht, dem britischen Agenten und Generalkonsul für Ägypten unterstellt, Generalmajor Sir F. Reginald Wingate, zugleich Sirdar der ägyptischen Armee, an der Spitze des Sudans. Ihm und seiner Verwaltungstätigkeit zollt Lord Cromer in seinem Bericht stets die größte Anerkennung.

Der ägyptische Sudan umfaßt ein Gebiet von 2460500 Quadratkilometern, das heißt, er ist mehr als zweimal so groß als Frankreich und Deutschland zusammen. Von diesem ungeheuern Gebiet sind nur gegen 4080 Quadratkilometer bebaut; der übrige Teil besteht aus Wüste, Sumpfland und Urwald. Das bebaute Gebiet hat sich in der Zeit von 1905 auf 1906 von 285191 Hektar auf 408096 Hektar, also um 122905 Hektar vergrößert. Diese auffallende Zunahme hat ihre Ursache in den starken Regenfällen des abgelaufnen Jahres in den meisten Teilen des Sudans. Übrigens hat sich auch das Land unter künstlicher Bewässerung in befriedigender Weise, nämlich um 3641 Hektar vermehrt. Die Zahl der Pumpen ist von 18 auf 23, die der Schöpfräder (Sakijes) von 9744 auf 10303 und die der Ziehbrunnen (Schadufs) von 2369 auf 2623 gestiegen.

Die Bevölkerung ist vermutlich im Zunehmen begriffen; da jedoch keine Zählung stattgefunden hat, ist es unmöglich, genaue Zahlen anzugeben. Soweit sich feststellen läßt, beläuft sie sich im ganzen noch auf wenig unter zwei Millionen Menschen. Die Zahl der im Sudan dauernd sich aufhaltenden Fremden ist wohl ziemlich genau; sie belief sich nach den letzten Aufstellungen auf 3104 Europäer und 9815 Abessinier, Ägypter und Inder, insgesamt also

auf 12919 Köpfe. Die Nachfrage nach rein körperlichen Arbeitskräften übersteigt zurzeit das Angebot bei weitem; die Lohnsätze sind, namentlich in Port Sudan, bedeutend gestiegen. Das geringe Angebot an gelernten Arbeitern bildet eine noch größere Schwierigkeit.

Die Hauptstädte des Sudans sind meist durch bedeutende Landstriche ohne Straßen und Wasser voneinander getrennt. Die Hebung des Handelsverkehrs seitab vom Wasserwege des Nils ist deshalb eine Sache, die nicht nur Zeit, sondern auch bedeutende Opfer an Geld kosten wird. Der Sudan bedarf vor allem einer Verbesserung seiner Verkehrseinrichtungen; dieser muß späterhin eine Erweiterung der Bewässerungsanlagen folgen. Jetzt schon Unternehmungen dieser Art in größerm Maßstabe einzuleiten, erscheint verfrüht, weil einerseits die Bevölkerung dafür noch keineswegs reif ist, und weil ferner die Herstellung solcher Anlagen ohne das Vorhandensein von Eisenbahnen unüberwindliche Schwierigkeiten birgt. Auf dem Wege des Eisenbahnbaues ist übrigens schon ein guter Schritt nach vorwärts getan. Die Linie von Kareima nach Abu Hamed hat die Provinz Dongola unmittelbar mit dem Meere verbunden, während die noch viel wichtigere Linie von Port Sudan nach dem Niltale den Raum, der seither den Sudan von der Außenwelt trennte, überbrückt und so die Bahn für weitere Verbesserungen geebnet hat.

Der nächste Schritt besteht in der Öffnung des Gebiets Ghezireh zwischen dem Blauen und dem Weißen Nil. Zu diesem Zwecke hat man der Regierung des Sudans eine Summe von 5175000 Mark zur Verfügung gestellt, um damit eine Brücke über den Blauen Nil von Halfaya nach Khartum zu bauen. Nach Vollendung dieser unerläßlich nötigen Vorarbeit soll dann eine Eisenbahn bis in die Mitte von Ghezireh gebaut werden mit Zweigbahnen nach dem Blauen und dem Weißen Nil.

Das Jahr 1906 brachte im Innern nur eine Störung durch einen religiösen Fanatiker, die bald unterdrückt wurde. Auch nach außen waren die Beziehungen des Sudans zu seinen Nachbarn befriedigend, so besonders zwischen den italienischen Behörden in der Kolonie Erythräa und denen des Sudans. Hier haben Verhandlungen wegen der Ausnützung der Flüsse Gash und Setit stattgefunden, die jedoch noch nicht zu Ende geführt sind. Die Beziehungen nach Abessinien haben sich nach rascher Erledigung eines durch einen abessinischen Banditen eingeleiteten Zwischenfalls, zu der sich beide Regierungen die Hand reichten, sehr zufriedenstellend entwickelt. Zumal haben mehrfache Handelsunternehmungen günstige Fortschritte gemacht. Besonders ermutigende Berichte liegen vor über den sudanesischen Handelsplatz Gambela auf abessinischem Gebiete, dessen Handel sich sehr gehoben hat. Auch in Dunkur in Westabessinien wurde von der Handelsabteilung der sudanesischen Regierung ein Markt eröffnet, der zu guten Hoffnungen berechtigt.

Die im Jahre 1905 unterbrochnen Handelsbeziehungen auf dem Nil nach den belgischen Stationen wurden im April 1906 wieder eröffnet. Am 9. Mai

wurde dann ein Übereinkommen zwischen der britischen Regierung und der des Kongofreistaates unterzeichnet, dessen Folge die Zurückziehung der Truppen des Kongostaates aus verschiednen benachbarten Plätzen ist.

Die erhoffte Erschließung einer unmittelbaren Wasserverbindung mit dem französischen Kongo konnte infolge der großen beim Katarakt von Rassilé sich entgegenstellenden Schwierigkeiten leider noch nicht durchgeführt werden; doch hofft man auch diese in kurzer Zeit zu überwältigen. Nach Uganda haben sich einige Handelsverbindungen zwischen Mongalla und Gondokoro angebahnt.

Auch die Beziehungen zwischen dem Sultan Ali Dinar von Darfur und der Regierung des Sudans sind dauernd völlig zufriedenstellend. Des Sultans Bemühungen zur Hebung des Handels haben gute Früchte getragen; seinen Tribut bezahlt er regelmäßig. Die gesamte Lage Darfurs hat sich verbessert.

Eine Betrachtung der Landeserzeugnisse zeigt zunächst, daß der Anbau von Baumwolle noch mit ganz bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Er weist denn auch zunächst einen kleinen Rückgang auf; während im Jahre 1905 9669 Hektar mit Baumwolle bepflanzt waren, verringerte sich diese Fläche im Jahre 1906 auf 8815 Hektar. Bis Ende September 1906 wurden über Halfa 37215 Kilogramm und über Port Sudan 880425 Kilogramm Baumwolle ausgeführt. Die Behörden aller Provinzen bemühen sich um eine Hebung des Baumwollbaues.

Dem Rückgang der baumwollbepflanzten Fläche steht eine Zunahme des Weizenanbaues gegenüber. Hier stehen 8931,5 Hektar im Jahre 1905 10282 Hektar im Jahre 1906 gegenüber. Es hat den Anschein, als ob der Weizenbau die Zukunft des Sudans bilden solle. Mit dem Anbau von Kautschuk und Gummi werden ausgedehnte Versuche gemacht. Ebenso werden von Staats wegen die zur regelmäßigen Gewinnung von Perlmutter nötigen Maßnahmen getroffen. Die Ausfuhr von Straußenfedern hat etwas zugenommen; doch könnte auf diesem Gebiete noch viel geschehn.

Über die Entwicklung des sudanesischen Handels geben nachstehende Zahlen Aufschluß. Trotz der Eröffnung der Bahnlinie vom Nil nach dem Roten Meere ist die Gesamthöhe der Einfuhr über Halfa von 13662 Millionen Mark im Jahre 1905 auf 12937 Millionen Mark im Jahre 1906 herabgegangen. Der Wert der Einfuhr über Suakin und Port Sudan ist von 5071 Millionen Mark im Jahre 1905 auf 10495 Millionen Mark im Jahre 1906 gestiegen. In diesen Zahlen sind die von der Regierung eingeführten Materialien nicht inbegriffen. Es handelt sich hierbei um Maschinen aller Art, Eisenbahnbaumaterialien, rollendes Material, Pumpen, Bauholz, Zement u. a. im Gesamtwerte von 2158 Millionen Mark. Mehr als die Hälfte dieser Materialien ist aus England eingeführt worden, ein großer Teil aus Ägypten und Holland, kleinere Mengen aus Belgien, Deutschland, Schweden, den Vereinigten Staaten und Österreich.

Hatten sich die Einkünfte des Sudans im Zeitraume von 1898 bis 1905 schon von 724500 Mark auf 11780000 Mark vermehrt, so weist auch das Jahr 1906 eine Zunahme der Einnahmen auf. Der Voranschlag für 1906 hatte folgende Summen vorgesehn:

Einnahmen	12875400 Mark
Ausgaben	18112500 „
Defizit	5237100 Mark

Bei Abfassung des Berichts war der Rechnungsabschluß des Jahres noch nicht völlig vollendet; er ließ jedoch die nachstehenden Zahlen erwarten:

Einnahmen	16642800 Mark
Ausgaben	17222400 „
Defizit	579600 Mark

Demnach haben die Einnahmen den Voranschlag um 3767400 Mark überstiegen, während die Ausgaben um 890100 Mark hinter diesem zurückgeblieben sind. Der Abschluß des Jahres 1906 gestaltet sich somit tatsächlich um 4657500 Millionen Mark günstiger als der Voranschlag des Staatshaushalts. Ein ähnliches Anwachsen der Einnahmen scheint aber nach Ansicht der Behörden in den künftigen Jahren nicht zu erwarten zu sein, da die direkte Besteuerung des bebauten Gebiets in Anbetracht der von Ägypten ausgehenden Beschränkungen in der Ausnützung des Nilwassers zurzeit die höchste Grenze erreicht hat, und da zunächst Änderungen dieser Verhältnisse abgewartet werden müssen.

Der günstige Abschluß des Jahres 1906 ließ den Reservefonds auf 6530850 Mark (Stand am 31. Dezember 1906) anwachsen; von dieser Summe sollen 5495850 Mark für eine Reihe öffentlicher Einrichtungen aufgewandt werden, sodaß ein Rest von 1035000 Mark übrig bleibt.

Bei Aufstellung des Staatshaushalts für 1907 wurde die Ablösung der Bootssteuer, die einen Ertrag von 31050 Mark abwarf, und eine Verminderung verschiedner Portosätze, die einen Rückgang der Einnahmen um 41500 Mark zur Folge haben wird, zugrunde gelegt. Der sich hieraus ergebende Voranschlag weist folgende Zahlen auf:

Einnahmen	17077500 Mark
Ausgaben	22314600 „
Defizit	5237100 Mark

Dieses Defizit wird ausgeglichen durch einen Beitrag der ägyptischen Regierung in derselben Höhe. Die ägyptische Regierung steuert zur Verwaltung des Sudans im ganzen 7866000 Mark bei; von dieser Summe aber gehn wieder 2628900 Mark ab, mit der die Regierung des Sudans an den Handelsausgaben Ägyptens teilzunehmen hat, sodaß als Rest eben jene 5237100 Mark übrig bleiben.

Von dieser Summe müssen jedoch andrerseits 4647150 Mark abgezogen werden, die Ägypten an Zöllen, durch Eisenbahn, Post und Telegraphen u. a. einnimmt, sodaß einschließlich der Summe von 2070000 Mark an Zinsen von Kapitalien, die Ägypten für den Sudan aufgewandt hat, die tatsächliche Beisteuer der ägyptischen Finanzverwaltung für den Sudan sich auf rund 2,7 Millionen Mark beläuft, eine Summe, die sehr gering ist im Verhältnis zu den Vorzügen, die für Ägypten aus einer geordneten Regierung im Sudan und aus dem gesicherten Besitze des Nils erwachsen.

An Eisenbahnen verfügt der Sudan nunmehr über eine Strecke von 1686 Kilometern. Die Bahnlinie vom Nil nach dem Roten Meer wurde erst im Januar 1906 eröffnet. Für den Betrieb war das Jahr infolge außergewöhnlich schwerer Regenfälle und der noch nicht vollständigen Fertigstellung mehrerer Brücken und Kanalisationsanlagen äußerst ungünstig. In Port Sudan und Suakin häuften sich die Güter und machten besondre Maßnahmen für den Abtransport nötig.

Das Verhältnis der Betriebsunkosten zu den Gesamteinnahmen betrug in den Jahren 1903 110,2 Prozent, 1904 87,7 Prozent, 1905 69,4 Prozent und 1906 68,5 Prozent. Im letzten Jahre steht einer Gesamteinnahme von 4878348 Mark Betriebsunkosten in Höhe von 3342843 Mark gegenüber. An Reisenden wurden außer den auf Kosten der Regierung fahrenden im abgelaufnen Jahre 247125 befördert. Ganz besonders schnell hat die Zahl der die vierte Klasse benutzenden zugenommen; sie belief sich allein auf 135301. Mit Ausnahme der für die Regierung mitgeführten Güter usw. wurden auf private Rechnung 64442 Tonnen Güter und 31425 Häupter lebenden Inventars befördert.

Gegen 2575 Kilometer neuer Straßen wurden im Jahre 1906 gebaut. In der Provinz Bahr-el-Gazal ist der Versuch gemacht worden, zur Lösung der infolge der großen Sterblichkeit von Kamelen, Eseln und Maultieren in dieser Gegend besonders schwierigen Beförderungsfrage Motorlowrys zu benutzen, und man hofft auf diesem Wege Erfolge zu erreichen. Auf der Straße von Khartum nach Kassala wurde bis zum Atbara mit einem gewissen Erfolge eine Art von Wüstenwagen, die durch Kamele gezogen werden, verwandt.

Die Tätigkeit der Post- und Telegraphenverwaltung ist in sehr rascher Zunahme begriffen. Die Zahl der Privattelegramme ist von 117000 im Jahre 1904 auf 167000 im Jahre 1905 und auf 231000 im Jahre 1906 gestiegen. An Geldern (auf Postanweisungen) wurden in den drei genannten Jahren 11,4 (1904), 16,7 (1905) und 24,8 (1906) Millionen Mark durch die Post befördert. Die Gesamtlänge der Telegraphenlinien beträgt jetzt 6817 Kilometer.

Während im Jahre 1904 das Departement der Posten und Telegraphen noch mit einem Verlust von 124200 Mark gearbeitet hatte, blieben im Jahre 1905 Einnahmen und Ausgaben annähernd gleich. Im Jahre 1906 standen den regelmäßigen Ausgaben in Höhe von 765900 Mark Einnahmen im Betrage von

828000 Mark gegenüber, sodaß im Betriebe ein Überschuß von 62100 Mark zu verzeichnen ist. Zu den regelmäßigen Ausgaben traten im Jahre 1906 einmalige Ausgaben in Höhe von ebenfalls 765900 Mark. Durch ein Übereinkommen mit dem Direktor der Medizinalabteilung wird neuerdings an allen Postämtern in den vom Fieber besonders heimgesuchten Bezirken Chinin zum Verkauf bereit gehalten.

Der seinerzeit von Cecil Rhodes angeregte Gedanke einer direkten Telegraphenverbindung von Norden nach Süden durch ganz Afrika ist seiner Durchführung, wenigstens was Ägypten und den Sudan anlangt, ziemlich nahe gerückt. Schon längere Zeit besteht telegraphische Verbindung zwischen Khartum und Tewfikieh am Zusammenfluß von Sobat und Weißem Nil. Von Tewfikieh bis Mesḥra-er-Rek ist eine Motorbootverbindung eingerichtet worden. Von dem letzten Ort gehen Telegraphenlinien, deren eine, von Mvolo bis Bor, noch nicht ganz fertig ist, bis Gondokoro. Wenn nun noch die Lücke südlich von Tewfikieh ausgefüllt ist, wozu schon die Vorarbeiten im Gange sind, wird eine direkte telegraphische Verbindung von Alexandria über Khartum nach Uganda oder bis in die Mitte von Afrika fertig sein.

Der Schiffahrt auf dem Nil und der Schiffbarmachung dieses vielverzweigten Flußsystems wendet die Regierung alle Aufmerksamkeit zu; die Erfolge sind aber wegen der ganz bedeutenden Hindernisse begreiflicherweise noch nicht sehr bedeutend.

Große Fortschritte haben im Jahre 1906 die öffentlichen Bauwerke verschiedner Art gemacht. Bedeutende Summen wurden für Kasernen, andre Militärbauten und namentlich auch für sonstige Staatsgebäude usw. aufgewandt. Die wichtigsten Arbeiten wurden in Port Sudan ausgeführt. Hier sind es besonders die Beleuchtung des Hafens, bedeutende Dock- und Kaianlagen, Anlegeplätze, Post- und Telegraphengebäude sowie andre öffentliche Gebäude verschiedner Art, die ihrer Vollendung entgegengehn. Hierfür waren im ganzen über 18 Millionen Mark angesetzt.

Die Frage der Wasserversorgung von Port Sudan ist noch nicht gelöst. Ein 245 Meter tiefer artesischer Brunnen lieferte zwar reichliche Mengen frischen Wassers, doch konnte dieser nicht gegen das Einströmen des Meerwassers geschützt werden. Man bohrt zurzeit an einem zweiten Brunnen; hat der keinen bessern Erfolg, so müßte die große Ausgabe aufgewandt werden, um Wasser aus dem Berglande auf eine Entfernung von etwa 50 Kilometern herbeizuleiten.

Trotz der ungeheuern Wichtigkeit der Bewässerungsfrage für den Sudan kann hier aus Raummangel nicht auf Einzelheiten eingegangen werden. Zudem befinden sich alle Arbeiten noch ziemlich im Zeitraum des Versuchs. Vor allem ist die Regierung seit mehrern Jahren eifrig bemüht, sich durch Aufnahmen, Vermessungen, Geländeerkundungen, Flußlaufbeobachtungen usw. eine möglichst genaue Kenntnis des Landes und der Wasserverhältnisse zu verschaffen.

Digitized by Google

Wie schon weiter oben ausgeführt worden ist, sind sich die maßgebenden Behörden darüber klar, daß Wasserregelungs- und Bewässerungsanlagen in größerm Stil erst nach der Weiterführung der Eisenbahnlinien in Betracht kommen können.

An Stelle des ursprünglich geplanten großen Flutkanals zur Bewässerung des Landes Ghezireh ist jetzt der Bau eines Kanals ins Auge gefaßt worden, der erst nach Ablauf der Flut das Land bewässern soll. Hierzu ist aber eine Anstauung des Blauen Nils nötig. Diese Arbeiten, die drei bis vier Jahre in Anspruch nehmen und etwa 60 Millionen Mark kosten würden — ein Kapital, von dem man nachher eine Verzinsung zu 8 Prozent erwartet —, können aber erst nach Weiterführung der Eisenbahn über die schon erwähnte Brücke über den Blauen Nil bei Halfaya ins Innere von Ghezireh begonnen werden. Die Arbeiten am Weißen Nil sind für Ägypten von größerer Wichtigkeit als für den Sudan. Ihre Ausführung wird bedeutend größere Kosten verursachen als die am Blauen Nil; sie werden aber auch eine viel größere Bedeutung haben. Bis jetzt werden nur Vorarbeiten, besonders mit Baggermaschinen, erledigt. Am Flusse Gash wurden bei Kassala kleinere Arbeiten ausgeführt, jedoch durch die im letzten Sommer in ungeahnter Stärke eintretende Flut wieder völlig zerstört. Auch hier muß die Weiterführung der Eisenbahn abgewartet werden, ehe die Arbeiten in größerm Stil wieder aufgenommen werden können.

Die Gesamtausgaben des Bewässerungsdienstes beliefen sich im Jahre 1906 auf rund 923000 Mark.

Trotz großer Schwierigkeiten wird der Kampf gegen die Sklaverei von der Regierung mit großem Eifer durchgeführt. Die auf die Ausrottung dieser schlimmen Einrichtung gerichteten Maßregeln machen langsame, aber sichere Fortschritte.

Auf dem Gebiete der Verwaltung verdienen die Erbauung eines großen Sträflingshauses in Port Sudan, dessen Insassen beim Hafenbau Verwendung finden sollen, die Maßnahmen zum Schutze der Waldungen und des Wildstandes, die Herstellung von Leuchttürmen am Hafen von Port Sudan, die auch bei Nachtzeit den Verkehr zu und aus dem Hafen ermöglichen, wodurch dieser einen bedeutenden Vorsprung über den von Suakin erreicht hat, sowie die Maßregeln und Gesetze zur Regelung des Handels mit alkoholischen Getränken Erwähnung.

Auf die schon durchgeführten oder beabsichtigten Maßnahmen der Regierung auf dem Gebiete der Gesundheitspflege, des Seuchenschutzes (die Rinderpest forderte in drei Provinzen 1950 Opfer; 14521 Impfungen wurden vorgenommen; zurzeit scheint die Seuche beinahe erloschen), der Rechtspflege, der Erziehung und des Schulwesens näher einzugehn, verbietet der Raum. Erwähnt sei nur, daß in dem mit dem 30. September endigenden Jahre 1905/06 nur 402 Fälle von schweren Verbrechen gegen 484 im Jahre 1904/05 zur Bestrafung kamen. Abgesehen von der Erziehung in den Eingebornenschulen (Kuttabs) genossen

340 Schüler, nämlich 311 Mohammedaner, 75 Kopten und 4 Israeliten Unterricht in den Regierungsschulen. Der Erfolg ist der, daß eine Reihe junger Leute dadurch befähigt worden ist, nachher in den Dienst der Regierung zu treten. Dreiundsiebzig derartige junge Leute sind heute in den verschiedensten Verwaltungszweigen tätig.

Wie schon an andrer Stelle erwähnt worden ist, wurde mit dem größten Eifer an der Aufnahme und kartographischen Darstellung des Landes gearbeitet. Eine große Anzahl neuer Kartenblätter im Maßstabe 1:100000 konnte fertiggestellt, eine Reihe nicht vollständiger Blätter im Maßstabe 1:250000 zu vorübergehendem Gebrauch ausgegeben werden. Die Katasteraufnahme ist in der Provinz Dongola beendigt und soll in andern Provinzen durchgeführt werden.

Auch die archäologische Abteilung ist eifrig tätig, besonders auf dem Gebiete des Schutzes der vorhandnen Altertümer, der Erhaltung der alten Tempel, des Studiums alter Inschriften usw. Schließlich müssen noch eine Reihe wissenschaftlicher Laboratorien Erwähnung finden, die in verschiednen Zweigen der Wissenschaft eifrig tätig sind.

Dem zusammenfassenden Berichte Lord Cromers, dem die im vorstehenden wiedergegebnen Darstellungen entnommen sind, haben nicht nur die Berichte der verschiednen Abteilungen der sudanesischen Regierung, sondern auch Sonderberichte der dreizehn Provinzen des Sudans zugrunde gelegen. Diese Berichte gibt Lord Cromer im Auszug wieder. So viel des Wissenswerten sie aber auch enthalten, so müssen wir uns doch versagen, auf sie näher einzugehn; sämtliche wichtigen Fragen glauben wir berührt zu haben.

Man wird nach der hier gegebnen Schilderung der Regierung des Sudans das Zeugnis nicht verweigern dürfen, daß sie alles daransetzt, das ihr unterstellte und anvertraute Land in die Höhe zu bringen, und daß ihr dies auch im Jahre 1906 in vieler Beziehung gelungen ist; es hat allen Anschein, daß der Besitz des ägyptischen Sudans für England von Jahr zu Jahr wertvoller wird.

Wie wir schon bei der Schilderung der Lage Ägyptens im Jahre 1906 erwähnt haben, ist der hier zugrunde gelegte Bericht der letzte, den Lord Cromer, dieser hervorragende Staatsmann, vor seinem Rücktritt verfassen konnte. Von hohem Interesse ist es nun, zu verfolgen, wie sich die Geschicke des Sudans unter seinem Nachfolger gestalten, und was dieser als den Erfolg seines ersten Amtsjahres der englischen Regierung in einigen Monaten berichten wird.

Die Vinetasage

Von Wilhelm von Massow

3

In Dänemark hatte man schon im zehnten Jahrhundert ein starkes Interesse daran, die Herrschaft auf beiden Seiten der Ostsee zu gewinnen. Gorms des Alten Sohn und Nachfolger, König Harald Blauzahn, hatte aus den schon erwähnten Gründen an der slawischen Ostseeküste festen Fuß gefaßt und als Stützpunkt dort eine Burg angelegt. Bestimmte Angaben über die Lage dieser Burg sind uns nicht überliefert; es kann aber nach allem, was wir darüber wissen, und was uns die Landkarte lehrt, nur eine der Odermündungen in Betracht kommen, und zwar weder die versandete Dievenow noch die für die heransegelnden Dänen ungünstig gelegne Peene, sondern nur die leicht erreichbare Swine, deren Mündung sich vom Meer aus deutlich markiert.

Die Dänen nannten das ganze Gebiet der Odermündungen mit einem Namen, der uns in den deutschen Berichten jener Zeiten in der Form „Jumne“ oder „Jumine“ überliefert wird, während die nordischen Quellen andre ähnliche Formen wie „Jom“ aufweisen. Der Name ist noch nicht genügend erklärt, doch hängt er vielleicht mit dem alten, vorslawischen Namen der Oder, die bei den alten Geographen als Viadus, Jadus, Jaduas bezeichnet wird, zusammen. Hiernach würde das Wort „Jumne“ die verstümmelte und zur Slawenzeit schon nicht mehr verstandne Form einer Wortbildung sein, die etwa „Jade-Mund“ bedeutete, das heißt das Land an der Odermündung. Vielleicht ist auf diesen uralten, später unverständlich gewordnen sprachlichen Zusammenhang die Überlieferung zurückzuführen, wonach die von Harald Blauzahn gegründete Burg bei dem alten Dorfe Jamund in der Nähe der hinterpommerschen Küste unweit Köslin gelegen haben sollte. Jamund liegt an einem haffartigen Küstensee, der durch zwei kleine Küstenflüsse gespeist wird, deren alter historischer Name verloren gegangen ist; heute führen sie die Namen Mühlenbach und Nestbach, es ist aber möglich, daß einer von ihnen ursprünglich den öfter wiederkehrenden Flußnamen „Jade“ führte. Deshalb führte dann die Örtlichkeit denselben Namen wie das Land an der Odermündung. Die alte dänische Burg, die „Jomsburg“, wie sie nachher in den Sagen der jüngern Edda heißt, kann natürlich nicht dort an der hinterpommerschen Küste gelegen haben.

König Harald hatte einen vornehmen schwedischen Flüchtling, Storbjörn, als seinen Statthalter und Kommandanten eingesetzt. Mit den benachbarten Slawen entwickelten sich bald freundliche Beziehungen, und in der Folgezeit zeigte sich immer mehr, daß Julin und die Jomsburg sich gegenseitig viel nützen konnten.

Inzwischen hatte Harald Blauzahn den Schritt getan, zu dem sein Vater noch nicht zu bewegen gewesen war. Er hatte das Christentum angenommen. Aber der Dänenfürst fand bei seinem Volke nicht die Gefügigkeit, die dem Mscislaw diesen Schritt so leicht machte; heiße Kämpfe rief der Abfall vom alten Volksglauben bei den trotzigen Nordländern hervor, und der Sohn stand wider den Vater. In diese Kämpfe spielt die halb sagenhafte Gestalt eines Helden von der Insel Fünen hinein, des Palna Toke, des dänischen Tell. Der als kunstreicher Bogenschütze berühmte Kriegsmann war dem Geschlecht Gorms des Alten durch alte Freundschaft verbunden; in seinem Hause war König Haralds ältester Sohn Sven zur Welt gekommen, der König hatte ihm die Erziehung des Knaben anvertraut, und mit Verehrung blickte der junge Sven auf den bewährten Helden. Nun wurde der König ein Abtrünniger an den alten Göttern, an denen Palna Toke mit unerschütterlicher Treue hing. Harald war von rasch zufahrendem Wesen und tyrannischer Gemütsart; er fand deshalb bei seinen Bemühungen um die Ausrottung des alten Götterglaubens erbitterten Widerstand, und der angesammelte Groll entlud sich in offner Empörung. Harald wurde vertrieben und fand seine Zuflucht in der Jomsburg, sein Sohn aber stand in den Reihen seiner triumphierenden Gegner. In dieser schweren Zeit gewährten die Slawen in „Jumne", besonders die Juliner, dem gedemütigten König freundliche Unterstützung. Von der Jomsburg aus sammelte er neue Kräfte und bereitete die Wiedergewinnung seines Thrones vor. Wirklich kam die Zeit, wo Harald sich wieder als Herr seines Reiches sah, und Sven sich ihm unterwarf. Palna Toke aber geriet in die Gewalt des ergrimmten Königs, der an ihm seine Rache kühlen wollte. Die Sage berichtet denselben Zug, der sich schon in der Wielandsage findet, und dem wir in der Erzählung vom Tell wieder begegnen. Harald forderte von Toke, daß er einen Apfel vom Haupte des eignen Sohnes schieße, und der Held bestand die furchtbare Probe, nicht ohne dem grausamen Herrscher unversöhnliche Rache geschworen zu haben. Und dieser Rache fiel Harald wirklich zum Opfer; auf einem Kriegszuge durchbohrte ihn Palna Tokes Pfeil. Aber der Mörder wurde seiner Tat nicht froh. Sein einstiger Liebling Sven — die Geschichte kennt ihn unter dem Beinamen „Gabelbart" — war nun König, aber zwischen ihnen stand das Gespenst der Blutrache, und so floh Palna Toke sehr bald nach Haralds Tode mit seinen Getreuen nach der Jomsburg, um sich hier ganz von der alten Heimat unabhängig zu machen und in Freiheit seine Heldenideale zu verwirklichen.

So entstand der unabhängige Wikingerstaat der Jomsburg, etwa um das Jahr 990 unsrer Zeitrechnung. Und jetzt gewann auch das alte Freundschaftsbündnis mit Julin eine neue Bedeutung. Die beiden Plätze bildeten jetzt eine Gemeinschaft, die ihnen ihre Unabhängigkeit verbürgte. Der Handel von Julin erfuhr eine größere Zunahme, seit es durch die Jomsburg gegen Angriffe vom Meere her geschützt war, die Jomsburger aber fanden einen reichen Absatzplatz für die Beute, die sie von ihren Kriegs- und Raubfahrten heimbrachten.

Die vielverschlungne, durch Sagen umgestaltete Geschichte dieser Vereinigung von Julin und Jomsburg braucht hier nicht erzählt zu werden. Bei dem Versuch, Jomsburg wieder zu erobern, erlitt Sven Gabelbart eine schwere Demütigung, aber bei seinen spätern Zügen gegen Norwegen und England — Sven hat bekanntlich England erobert — leisteten ihm die Jomsburger Heeresfolge. Während der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts blieben sie die gefürchteten Herren dieses Teils der Ostsee, und ihr Ruhm strahlte auch auf Julin zurück, das in der Vorstellung der entfernter wohnenden kaum noch von Jomsburg unterschieden wurde. Freilich fehlte es auch nicht an schlimmen Wechselfällen; im Jahre 1042 gelang es König Magnus dem Guten, den Doppelfreistaat Jomsburg-Julin zu züchtigen, die Jomsburg zu zerstören und die Anerkennung der dänischen Oberhoheit zu erzwingen. Aber von diesem Schlage erholten sich die Betroffnen schnell; zu Zeiten des Dänenkönigs Sven Estridson, dessen Mutter Estrid eine Tochter des Sven Gabelbart war, war Jomsburg-Julin wieder eine blühende, tatsächlich unabhängige Macht. Nur lag der Schwerpunkt jetzt in der Stadt Julin, die die Stätte der alten Jomsburg jetzt selbst in Besitz genommen hatte; die alten Wikinger hausten nicht mehr drin. Mit dem Beginn des zwölften Jahrhunderts ging auch diese Herrlichkeit zugrunde. Der Übermut der Juliner und ihre Feindseligkeit gegen die Dänen, deren Küsten sie fortwährend brandschatzten, bewogen den König Erik Ejegod zu einem Rachezug gegen Julin. Die Stadt wurde erobert, ihre Befestigungen zerstört, ihr Hafenplatz an der Mündung der Swine dem Erdboden gleichgemacht und ihr Wohlstand für immer vernichtet. Auch der Handel der Stadt erreichte nie wieder seine alte Blüte. Die Weltlage hatte sich geändert, und der osteuropäische Handel suchte sich andre Wege. Nur wenige Jahre darauf finden wir Julin, wofür sich bald der Name Wollin einbürgert, unter der Oberhoheit des Pommernfürsten Wartislaw. Als Otto von Bamberg im Jahre 1124 seine erste Missionsreise nach Pommern unternahm, fand er in Julin noch den trotzigen Unabhängigkeitssinn, der sich um die Gebote des Fürsten Wartislaw wenig kümmerte und dem Christentum die alte Feindseligkeit entgegenbrachte. Aber schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts war der alte Trotz gebrochen, mehr und mehr trat die Stadt hinter dem aufstrebenden Stettin zurück, und auch der Bischofssitz, der anfangs dorthin gelegt worden war, ging 1174 auf Kammin über. So sank Wollin

von seiner alten Höhe herab, von der alten Jomsburg aber verschwand, wie es bei den damals im Norden üblichen Holz- und Erdbefestigungen nicht anders sein konnte, jede Spur.

4

Aus den nordischen Sagen, den dänischen Geschichtsquellen und sonstigen verstreuten historischen Zeugnissen können wir heute den geschichtlichen Kern der Überlieferungen über die beiden berühmten Plätze auf der Insel Wollin, Julin an der Dievenow und Jomsburg an der Mündung der Swine, mit ziemlicher Deutlichkeit erkennen. Aber die bekannteste deutsche Quelle aus jener Zeit ist zugleich die, die den Zusammenhang am meisten verdunkelt hat. Es ist die Beschreibung des Domherrn Adam von Bremen, die etwa um 1070 verfaßt worden ist. Damals war also der alte Freistaat der Jomsburg-Wikinger schon vernichtet, aber der Platz mit der wiederhergestellten Befestigung bestand noch fort als Hafenort von Julin, und diese Stadt stand noch auf der Höhe der Macht. Adam von Bremen verfaßte seine Beschreibung dieser Gegenden zum Teil nach mündlichen Mitteilungen des Königs Sven Estridson, mit dem er persönlich bekannt war. Das hat seiner Schilderung besondres Gewicht gegeben, und doch mischte sie viel Fabelhaftes hinein — mochten nun die Erzählungen des dänischen Königs und seiner Gefährten vielleicht selbst schon phantastisch ausgeschmückt sein, oder mochten sie nur gewisse Mißverständnisse erwecken, oder mochte endlich Adam von Bremen selbst dem Geschmack seiner Zeit folgen und absichtlich alles mögliche hineinmengen, was ihm interessant erschien. So bekommt man aus seiner Schilderung keinen klaren Begriff von der Lage von Julin, für das er die dänische Bezeichnung Jumne gebrauchte. In seiner Vorstellung verschmilzt es mit seinem Hafenort in eins, und Swine, Dievenow und Ostsee vermischen sich in der Phantasie des Erzählers zu drei verschiedenartigen Gewässern, von denen Julin bespült wird. Der Handel der Stadt wird glänzender und umfangreicher geschildert, als er wohl je gewesen ist, und wenn er die heidnischen Besucher des Handelsplatzes und die griechisch-katholischen Russen als Barbari ac Graeci bezeichnet, so klingt das auch etwas hochtrabender, als es eigentlich zu verstehn ist. Der bunte und abenteuerliche Bericht des wackern Domherrn mußte jedenfalls in einer Zeit, die an solchen wunderbaren Schilderungen besondres Gefallen fand, die Phantasie lebhaft anregen.

Ungefähr hundert Jahre waren verflossen, als ein Geistlicher in der Landschaft Wagrien, der Pfarrer von Bosow namens Helmold, seine „Chronik der Slawen" schrieb. Auch er gibt eine Schilderung von Wollin, das aber zu seiner Zeit schon ein harmloses Provinzstädtchen geworden war. Das nahm er aus eigner Kenntnis; was er aber nicht kannte, das nahm er aus Adam von Bremen, nämlich die Schilderung der Vergangenheit. Das Werk Adams war sehr bekannt; es lag also sehr nahe, daraus zu schöpfen. Daß Helmold es getan hat, erkennt man daraus, daß er die Schilderung Adams

über Jumne wörtlich wiedergibt. Aber gerade weil er die Gegend kannte, kam er nicht auf den Gedanken, daß die von drei Meeren bespülte Wunderstadt Jumne das ihm wohlbekannte Wollin sein sollte. Für ihn, der an der unbestrittnen Autorität Adams naiv festhielt, gab es unter solchen Umständen nur eine Erklärung: dieses geheimnisvolle, nicht mehr existierende Jumne an der Ostsee hatte eben noch außer Wollin bestanden. Und so führte Helmold, in gutem Glauben den Adam von Bremen kopierend, die Stadt Jumne neben dem alten Julin in die Geschichte ein. Dabei begegnete es ihm noch, daß er in dem von ihm benutzten Handschriftenexemplar des Adam vermutlich einen Schnörkel oder ein undeutliches Zeichen falsch las. So machte er aus dem ihm nicht mehr bekannten, weil in seiner Zeit längst in Vergessenheit geratnen Namen „Jumne" die Form „Jumneta".

Auch über dieser von Helmold überlieferten Namensform für die slawische Handelsstadt, die nun schon vom Boden der Wirklichkeit losgelöst und in das Reich der Sage hinübergeführt worden war, waltete ein eigentümliches Schicksal, weil in dem Exemplar der Handschrift, das von den meisten spätern Gelehrten benutzt wurde, der nur an einer Stelle genannte Name der Stadt verstümmelt war. Er sollte IVMNETA lauten, aber der erste und dritte Buchstabe waren nicht zu erkennen, und man wußte nicht, wie man das Wort lesen sollte. Die verschiedensten Konjekturen wurden im Laufe der Jahrhunderte gemacht, bis man endlich übereinkam, das fast gar nicht zu erkennende erste Zeichen als nicht vorhanden zu betrachten und von dem ebenfalls schwer kenntlichen M nur einen Grundstrich gelten zu lassen. So las man nun VINETA, und damit war endlich am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein Name für die rätselhafte Stadt gefunden worden. Man entschied sich für die Lesart „Vineta" um so lieber, als man ihr die Deutung „Wendenstadt" gab. Der Name „Wenden", mit dem die Germanen die slawischen Völker zu bezeichnen pflegten, und der schon von den alten römischen Geographen in der Form Venedae oder Veneti übernommen wurde, schien auf den ähnlich klingenden Namen der keltischen Veneter hinzudeuten. So fand man in der Benennung des „nördlichen Venedig" einen Parallelismus zu der der italienischen Lagunenstadt. Wobei nur vergessen wurde, daß die slawischen Stämme, die doch der Stadt den Namen gegeben haben sollten, die Bezeichnung „Wenden" für ihre eigne Nationalität gar nicht kannten. Man könnte es wohl verstehn, daß zum Beispiel Deutsche, die irgendwo eine Stadt gründen, diese „Deutschburg" oder so ähnlich nennen, aber sie würden wohl nicht auf den Gedanken kommen, sie „Alemannenburg" zu nennen, etwa weil wir bei den Franzosen Allemands heißen.

Mit der Einführung der verschwundnen Stadt Vineta neben Wollin war allen möglichen Phantasien die Tür geöffnet. Der gelehrte Albert Crantzius gestaltete die Sage um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts weiter aus, indem er die Angaben Helmolds noch mehr ins unklare

verwischte, und um diese selbstverschuldete Unklarheit zu beseitigen, aus der Fülle seiner Gelehrsamkeit allerlei gar nicht dazu gehörende Tatsachen heranzog. Durch ihn wurde die Geschichte Vinetas chronologisch verschoben. Ihre Zerstörung durch Erik Ejegod wurde mit einem sagenhaften Zug des Dänenkönigs Hemming aus alter Zeit über die Ostsee in Verbindung gebracht. Damit wurde die Zeit ihrer Blüte in das Zeitalter Karls des Großen zurückgeschoben, und um dieses Wunder einer so frühzeitigen Kultur an dieser Stelle begreiflicher zu machen, erfand man mit dem kühnen Kombinationssinn der damaligen Gelehrsamkeit auch für den Namen der Stadt Julin eine neue Erklärung, nämlich das Märchen von ihrer Gründung durch Julius Cäsar! Der Gipfel der Abenteuerlichkeit sollte freilich dadurch noch nicht erreicht sein.

Auch Bugenhagen, der gelehrte Freund und treffliche Genosse Luthers, hat zur weitern Entwicklung der Vinetasage beigetragen. Bugenhagen durchforschte bei Abfassung seiner berühmten „Pommerania" nicht nur die alten handschriftlichen Quellen, sondern er trat auch als geborner Wolliner den Dingen mit praktischen Nachforschungen in seiner Heimat näher. Es konnte ihm nicht einfallen, an der von allen Autoritäten seiner Zeit vertretnen Tatsache zu zweifeln, daß an seiner heimischen Küste eine Stadt Vineta gelegen habe. Und nun erfuhr er, daß die Fischer der Küste von Usedom das Damerower Steinriff für die Überreste einer versunknen Stadt hielten. Ob sich wirklich noch ein Rest der Erinnerung an die alte Jomsburg im Volke erhalten hatte? Das kann natürlich niemals entschieden werden; die Stelle der Burg und ihr Name waren zweifellos gänzlich verschollen, aber es ist möglich, daß in der Deutung des Damerower Riffs doch noch eine Erinnerung daran zu erkennen ist. Für Bugenhagen genügte das, was er erfahren hatte, um in dem Damerower Riff das ehemalige Vineta zu vermuten. Die Brücke zwischen einer dunkeln Volksüberlieferung und einer irregeführten Geschichtsforschung war geschlagen. Nun konnte sich die Sage ungestört weiter entwickeln. Übrigens hat Bugenhagen seine Vermutung niemals als Gewißheit ausgegeben.

Trotzdem arbeitete die Phantasie der damaligen Gelehrtenwelt weiter. Der Rostocker Jurist Nikolaus Marschalk schilderte mit großer Bestimmtheit den Handelsverkehr Vinetas mit den fernsten Völkern Europas und Asiens; Vineta sei dann untergegangen und Julin emporgekommen. Unter dem Einfluß dieser Auffassung beschloß der junge Thomas Kantzow, der spätere verdienstvolle pommersche Geschichtschreiber, der 1525 in Rostock studiert hatte, an Ort und Stelle Nachforschungen zu unternehmen. Von Wolgast aus führte er seinen Plan aus und ließ sich nach dem Damerower Riff rudern. Hier spielte ihm die Phantasie einen seltsamen Streich. Er glaubte zu erkennen, daß die großen Steine auf dem Meeresgrund in geordneten Reihen lagen; er schloß daraus, daß es die Fundamente von Häusern seien, die einst in bestimmten Straßenzügen geordnet waren. Kantzow war es, der seitdem

den bestimmten Glauben hegte und nährte, daß die Überreste von Vineta an der Usedomer Küste entdeckt seien. Bei der Autorität, die Kantzow später durch seine gelehrten Werke gewann, ist es nicht zu verwundern, daß diese Meinung von seinen zahlreichen Schülern allgemein angenommen wurde, und daß auch die Fischer der Gegend, durch den häufigen Besuch vornehmer und gelehrter Herren aufmerksam gemacht und durch Fragen beeinflußt, schließlich selbst glaubten, was ihnen suggeriert worden war, und für Überlieferung und Tatsachen hielten, was sie noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit nicht geahnt hatten.

Es ist nicht nötig, den weitern Nachweisen Bartholds, wie die Gelehrtenphantasie die vermeintlichen Funde immer weiter ausschmückte, in allen Einzelheiten zu folgen. Während zu Kantzows Zeit noch die Vorstellung festgehalten wurde, daß Vineta durch einen Dänenkönig zerstört und die verlassene Stätte erst später zufällig durch Sturmfluten überschwemmt wurde, ist schon am Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Erzählung fertig, daß Vineta mitten in seinem Glanze vom Meere weggespült worden sei. So erzählte es ein Geistlicher aus Wolgast einem jungen Herzog von Braunschweig, den er nach der Stätte von Vineta begleitete. Die Schweden seien dann gekommen und hätten alles, was sie an Marmor, Erz, Gold und Silber hätten retten können, nach Wisby geschafft.

Immer abenteuerlicher werden die Erzählungen. Hundert Jahre später erkennt der Bürgermeister von Treptow an der Rega, Johannes Lubbochius, sogar Spuren des Straßenpflasters (!) und die Ecken der Straßen, die Fundamente großer Gebäude und ähnliches, und entwirft einen Plan von Vineta! Schon kann er sich auf einen alten, mehr als neunzigjährigen Fischer berufen, der ihn dorthin geführt und ihm allerhand Wunderdinge erzählt hat. Bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein dauert die Lieferung von weitern Beiträgen zur Ausschmückung der Sage. Präsident von Keffenbrink erwähnt noch um 1770 in seiner Beschreibung von Vineta „die ansehnlichste Festung des ganzen Nordens, die kunstreichste Zitadelle, ein Zeughaus für das grobe Geschütz, Kasernen für die gemeinen Soldaten, ein Admiralitätskollegium u. dgl." Schließlich verzeichnet Barthold noch ein merkwürdiges Vorkommnis, das ich mit seinen Worten hier wiedergebe: „Als am 14. August 1771 zwei holländische Schiffe an dem Steinriff unweit Damerow strandeten, nahmen forschbegierige Männer aus Swinemünde Gelegenheit, die rätselhaften Trümmer zu besuchen, und hatten eine Vision unbegreiflicher Art. Sie erblickten drei im Dreieck stehende, runde Pfeiler von weißem Marmor oder Alabaster, an welchem jene Fahrzeuge verunglückt waren, von denen der eine durch den Stoß des Schiffes eine schiefe Richtung bekommen hatte, bemerkten eine Abweichung der Magnetnadel auf dieser Stelle und erweckten durch ihre Erzählungen den, wie es scheint, eingeschlafnen Glauben an die Wunderstadt in der Weise, daß man bald wieder von Stadtmauern

aus Backsteinen, zehn Fuß unter dem Wasserspiegel, von den Marmorsäulen, die den Turm der Burg getragen, fabelte. Jene drei bemerkten Pfeiler, die bei niedrigem Wasserstand so weit hervorragen sollten, daß die Fischer ihre Netze darauf trocknen könnten, hat niemand später je in jener Gegend gesehen oder von ihnen gehört."

Damit hatten die Fabelerzählungen nun allerdings ihren Höhepunkt erreicht. Die nüchterne Forschung der wiedergebornen Geschichtswissenschaft setzte ein und klärte die Entstehung der merkwürdigen Sage auf. Über einzelne Punkte besteht wohl noch mancher Streit unter den Gelehrten, aber in allem wesentlichen hat doch Barthold mit seiner klaren und überzeugenden Aufdeckung aller Quellen und Zuflüsse der Sage Recht behalten. Die Genauigkeit, mit der man die allmähliche Ausgestaltung der Sage aus anfänglich mißverstandnen historischen Berichten unter Beimischung volkstümlicher Sagenmotive verfolgen kann, hat etwas Ungewöhnliches und Verblüffendes. Aber es wäre schade, wenn die Kenntnis dieses eigentümlichen Prozesses, der in geschichtlicher und psychologischer Beziehung soviel Belehrendes enthält, weiten Kreisen verloren ginge, anstatt besondrer Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden.

Cléon Rangabé und seine Werke

Von Klara Fincke

Dem Wirken des hervorragendsten griechischen Dichters der Jetztzeit, dessen Schöpfungen, soweit sie übersetzt worden sind, auch in Deutschland mit Begeistrung aufgenommen wurden, seien diese Zeilen in der Annahme gewidmet, daß seine Kunstrichtung und der Inhalt seiner Dramen die Teilnahme unsrer Leser erwecken werden. Ist doch der Einfluß deutschen Geisteslebens auf Rangabé, als den Vorkämpfer des Humanitätsgedankens, insbesondre durch Goethes Faust und Egmont, unverkennbar, und die Wesensart des Dichters, die in der zarten Keuschheit seiner edeln Frauencharaktere zutage tritt, erinnert uns an Schiller. In der dramatischen Gestaltungskraft aber kommt er dem großen Briten nahe. Und wie Shakespeare durch Dramatisierung der Hauptperioden der englischen Nationalgeschichte die historische Vergangenheit seines Vaterlandes belebte, so setzte es sich Rangabé zur Lebensaufgabe, eine Serie von chronologisch aufeinander folgenden Schauspielen zu verfassen, die in der Geschichte Griechenlands von einem historischen Gipfel zum andern fortschreiten. Der Dichter führt uns die tausendjährige Periode vor Augen, während deren sich das griechische Kaisertum in Byzanz durch unaufhörliche glorreiche Kämpfe gegen die von allen Seiten anstürmenden barbarischen Völker, die Perser, Goten und Avaren, Türken und

andre heroisch verteidigte und schützte. Als es endlich die Waffen strecken mußte, geschah es nicht, weil es von allen Seiten verlassen, sondern vom päpstlichen Stuhl direkt bekämpft wurde. So geriet Konstantinopel zuerst in die Hände der Kreuzfahrer, und nach Wiederherstellung der griechischen Herrschaft wurde es bald darauf von den Türken erobert, die alsdann nach Verfall dieses Bollwerks den ganzen Orient beherrschten und bis Wien vordringen konnten.

Diese tausendjährige Periode griechischer Geschichte ist in jeder Beziehung bedeutsam. Wohl in den Annalen keines andern Volkes finden wir so zahlreiche Seiten, auf denen der höchste Ruhm wie das tiefste Elend nebeneinander verzeichnet sind. Und doch war diese Zeit im ganzen wenig bekannt, bis sie Gibbon durch seine geniale Geschichte der Vergessenheit entriß. Er gab damit Veranlassung, daß die byzantinischen Studien immer eifriger betrieben wurden, wobei sich vor den Augen der modernen Geschichtsforscher ein Bild von ungeahnter Pracht aufrollte.

Schon als zwanzigjähriger Jüngling faßte Rangabé den Plan, dessen Ausführung das Lebenswerk des Dichters war, die bedeutendsten Geschehnisse dieser Zeit mit den damals wirkenden Persönlichkeiten und den sich bekämpfenden Ideen und Leidenschaften zu schildern. Das rein dramatische Element, die Stürme des menschlichen Herzens, die die historischen Vorgänge beleben und zum packenden Schauspiel verwandeln, war in verschwenderischer Fülle überall vorhanden. So sah sich Rangabé vor die große Aufgabe gestellt, das versunkne Leben wieder durch neue Bilder, Formen, Töne und Farben in das Bewußtsein des Volkes einzuzeichnen. Es ist der Gestaltungskraft des Dichters glänzend gelungen. War er doch schon durch Familientradition imstande, sich in jene Zeitspanne zurückzuversetzen, wie kaum ein andrer, denn er stammt aus edelm byzantinischem Geschlecht, das bis zum Kaiser Michel dem Ersten Rangabé hinaufreicht, der nach seiner Vermählung mit der Tochter des Kaisers Nicephor im Jahre 811 den Thron von Byzanz bestieg.

Aus dem Lebenslauf des Dichters sei erwähnt, daß er als ältester Sohn Alexander Rangabés, der als Dichter hochgeschätzt war, in Athen 1842 geboren wurde. Gleich dem Vater widmete er sich der Staatskarriere, nachdem er in Berlin und Heidelberg studiert und dort deutsche Wesensart lieb gewonnen hatte. Später führten ihn diplomatische Ämter nach Washington, Paris, San Francisco, Newyork, Petersburg, Wien, Bukarest, Alexandrien, schließlich Berlin, wo er als griechischer Gesandter noch verweilt und in der gleichen Stellung, wie sein inzwischen verstorbner Vater, sich als Dichter und als Mensch in allen Kreisen der Gesellschaft großer Verehrung erfreut.

Seine Dramen sind folgende: „Julian Apostata", „Theodora (Justinian)", „Kaiser Heraklios", „Die Bilderstürmer", „Die Herzogin von Athen". Der Roman „Harald, Fürst der Waräger" gehört mit zu diesen Geschichtsbildern. Dieses Werk, das die ganze Pracht des byzantinischen Hoflebens widerspiegelt, sowie die drei zuletzt genannten Dramen sind in deutscher Übersetzung erschienen.

„Alghi", eine lyrische Sammlung, ist von Carl Macke meisterhaft metrisch ins Deutsche übertragen worden und unter dem Titel: „Aus dunkeln Tiefen" in einer Prachtausgabe bei Schottländer in Breslau erschienen. Diese Lieder zeigen uns den Dichter, wie ihn in seinen Jünglingsjahren das Leben umbrauste, und wie er „in vollen Zügen aus jedem Becher trank, den Freude oder Schmerz ihm reichten".

Das Hauptinteresse wendet sich dem Drama „Julian Apostata" zu. Die Gestalt des Helden, die schon viele Dichter zu verkörpern gesucht haben, hat Rangabé zu diesem Jugendstück begeistert, und wie er selbst bekennt, vermochte keines der später vom Verfasser behandelten Themen sein Herz und seinen Geist in gleichem Maße zu erfüllen. Der Anfang dieses Dramas, das 1877 erschien, reicht bis ins Jahr 1862 zurück, wo sich der Dichter in dem von Julian so sehr geliebten Paris aufhielt. Die Handlung beginnt mit der Schilderung der sittlichen Verwahrlosung am Hofe in Konstantinopel, im Klerus und der Bürgerschaft sowie der religiösen Parteikämpfe, die in dieser Zeit, der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, besonders heftig emporloderten. Diese Zustände erfüllen Julian, der in Athen im Umgang mit den berühmtesten Gelehrten und Philosophen seinen Geist gebildet hatte, mit solchem Abscheu, daß er, nachdem er auf den Thron gekommen ist, sich entschließt, den alten Götterglauben der Hellenen, von dessen Wohltat er tief durchdrungen ist, wieder anzuerkennen. „Denn, sagt er, die ihn erfanden, haben ein menschenfreundliches Werk getan." Er erkennt, daß die gegen ihn gerichtete Botschaft des Galiläers die Ursache alles Unglücks wurde, für das es keine Heilung gibt. So verkörpert sich in dem Kaiser im Widerstreit mit seiner Umgebung, die dem krassen Obskurantismus huldigt, der Riesenkampf zweier geistiger Welten. Julian liebt Helle, die Tochter des Athener Patriziers Lysikrates, eine Christin, die mit ihrem reinen Herzen dem einfachen, kindlichen Glauben anhängt, die aber, nachdem sie erfahren hat, daß der Geliebte dem Christentum abtrünnig geworden ist, ihn zurückweist, trotzdem sie Julian zu seiner Gemahlin auf den Kaiserthron erheben will. Als ihr Flehen, er möge seine Seele retten, vergebens bleibt, stürzt sie nach einer letzten Umarmung des Geliebten hinweg, um den Tod in den Fluten des Bosporus zu suchen. Am Ufer findet Julian ihre Leiche, die ihm eine Welle des Meeres entgegentreibt. Verzweifelt erkennt er die entseelte Braut, er nimmt sie in seine Arme, unter Donner und Blitz den Ausruf: „Fluch, dreimal Fluch!" zum Himmel sendend.

Die poetische Gestalt des liebenden Mädchens ist freie Erfindung. Im übrigen wird die Geschichte ziemlich treu widergespiegelt. Der erste Akt gibt uns ein Bild des beginnenden Verfalls des Reichs. Die Feinde bedrängen es im Osten und im Westen, der elende Kaiser Konstantios, gänzlich in den Händen seiner Höflinge, die um seine Schandtaten wissen, weiß der drohenden Gefahr nicht zu begegnen. Der treue Feldherr Salustios rät dem Kaiser, den Kampf mit den Persern aufzunehmen, nach dem Westen jedoch den Prinzen Julian,

der in Athen seinen Studien obliegt, mit dem Cäsarenpurpur bekleidet, zu entsenden. Diesen Plan unterstützt die Kaiserin Eusebia, die den unter ihrer Obhut aufgewachsnen Prinzen ins Herz geschlossen hat. Die Höflinge widersetzen sich, besonders der Hausmeister Eusebias, der die Herrschaft über das Reich an sich zu bringen strebt. Ein andrer Prätendent, Silvanus, stiftet einen Aufruhr an, zu dessen Unterdrückung Julian nach Byzanz berufen wird.

Von diesem düstern Hintergrunde hebt sich leuchtend die Gestalt Julians ab. Im zweiten Akt sehen wir ihn als studierenden und liebenden Jüngling in Athen, im dritten als siegreichen Cäsar in Paris, damals Lutetia genannt. Der vierte zeigt ihn uns als Kaiser (Berufung aus Athen und tragisches Ende der Helle), im Schlußakt sehen wir seinen Tod in Kleinasien, mit der Abweichung vom geschichtlichen Vorgange, daß der tödliche Speer nicht von unbekannter Hand, sondern von Lysikratos, dem irrsinnig gewordnen Vater der Helle, gegen den Kaiser geschleudert wird. Der wahnsinnige Alte war heimlich von den Feinden des Kaisers, den Christen, ins Lager gelassen worden, wo er sich an dem vermeintlichen Mörder seiner Tochter rächt. So stirbt Julian, der geniale Idealist, und haucht, ein siegreich Besiegter, sein Leben mit den Worten aus: „Du hast gesiegt, o Galiläer!“

Das Drama hatte einen sensationellen Erfolg. Alle Literaturfreunde begrüßten mit Begeistrung das herrliche Werk, dessen Sprache edel, klassisch, im Aufbau von einer sich immer steigernden Spannung und von großer Bühnenwirksamkeit ist. Aber die Klerikalen in Griechenland machten es zum Gegenstand einer erbitterten Preßfehde, die Monate andauerte. Schließlich gipfelte die Verfolgung des Autors durch die Kirche in Entlassung Rangabés aus dem diplomatischen Dienst, trotz der begeisterten Verteidigung aller Freidenker. Der Dichter, damals Generalkonsul in Bukarest, mußte seinen Posten verlassen, wurde jedoch bald darauf als diplomatischer Agent nach Ägypten gesandt.

Das zweite in der Reihe der historischen Dramen ist „Theodora“; es gibt uns ein farbenprächtiges Bild des Justinianischen Zeitalters, u. a. Erbauung der Sancta Sophia durch Anthemios, der im Drama als der natürliche Sohn Theodoras auftritt. Im Gegensatz zu Sardou, der zu derselben Zeit zufällig den gleichen Stoff bearbeitete und sein Werk mehr sensationell als historisch treu gestaltete, lehnte sich der griechische Dichter an die offizielle Auffassung an, die Prokop, der Zeitgenosse der Kaiserin, von ihr gibt. Aber dieser Geschichtschreiber schilderte in seinen „Anekdoten“ — wie man annimmt, aus Rache — Theodora noch einmal in ganz andern Farben. Sie erscheint dort von Anfang bis zu Ende als Courtisane, die, abgesehen von ihren Herrschertalenten, eine verabscheuungswerte Kreatur ist, die schließlich an einem Liebesabenteuer zugrunde geht und von Justinian selbst dem Tode überliefert wird. Aus dieser Quelle allein hat Sardou geschöpft. Rangabé dagegen hat nicht nur der großen Kaiserin, sondern auch dem Weibe volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nur in der Vorgeschichte ist auf ihr sittenloses Leben im

Hippodrom zu Byzanz hingewiesen, während sie sich als Gattin Justinians nur der Lösung politischer Aufgaben und der Leitung des schwachen Kaisers widmete. Ihr Tod ist ein natürlicher. Sie stirbt aus Gram über den zu spät erkannten und gefundnen Sohn, der einer grausamen Justiz zum Opfer fällt.

„Kaiser Heraklios" folgt. Die Handlung umschließt den Zeitraum von 619 bis 641. Der Kaiser hatte bekanntlich seine eigne Nichte Martina geheiratet und als Orthodoxer damit ein schweres Verbrechen begangen. Nur seiner Liebe allein lebend, achtet er der Gefahren nicht, die das Reich bedrohen. Da bringt die schreckliche Botschaft nach Byzanz, daß sich die Perser Jerusalems bemächtigt haben. Das heilige Kreuz auf Golgatha ist in ihre Hände gefallen; sie haben es geschändet, ausgerissen und nach Mesopotamien fortgeschleppt. Da eilt der Patriarch, der seit zehn Jahren jede Verbindung mit Heraklios vermieden hatte, zum Kaiser, dem er die Verzeihung des Himmels verspricht, wenn der Monarch das Reich retten und das heilige Symbol zurückerobern könne. Heraklios, durch die Hoffnung begeistert, rafft sich auf. Und nun folgt die glorreiche Periode seines Lebens, eine ununterbrochne Reihe von glänzenden Siegen in den schon einmal von Alexander dem Großen eroberten Ländern. Er bezwingt die Perser, bringt das Kreuz nach Jerusalem zurück und pflanzt es wieder auf Golgatha auf. Aber in dem Augenblick, wo er sich an den Stufen des Kreuzes niederwerfen will, um Gott für die Siege und die ihm gewordne Vergebung zu danken, stürmen seine Heerführer herbei und melden, daß ein neues barbarisches Volk, die Türken, an den östlichen Grenzen seien und, alles vernichtend, sein Werk zerstörten. In der Erkenntnis, daß der Himmel doch unversöhnlich sei, verliert der Kaiser den Verstand. Er wird nach Byzanz zurückgebracht und stirbt, während der Pöbel den Palast stürmt und die schöne Martina sowie die Früchte dieser unheilvollen Ehe niedermetzelt.

„Die Bilderstürmer" schildern den großen Konflikt zwischen der neuen, von der genialen Dynastie der Isaurier geförderten Partei der Aufklärung und dem blinden Obskurantismus der Bilderverehrer. Diese werden von der bigotten Kaiserin Irene geleitet, während ihr Sohn, Konstantin der Sechste, alle edeln Träume seiner Rasse verkörpert. Neben dieser Mutter steht ihr Neffe Dukas, ein Dämon, der selbst auf den Thron gelangen möchte. Konstantin will eine Hofdame, die schöne Theodote, zu seiner Gemahlin erheben. Irene begünstigt scheinbar seinen Plan, um den Klerus und das Volk gegen ihren Sohn, den sie haßt, aufzuwiegeln. Konstantin wird durch Dukas Machinationen auf Befehl der eignen Mutter geblendet und stirbt. Der verzweifelten Theodote bietet Dukas, der nunmehrige Thronerbe, an der Bahre des Hingeopferten die Hand zum neuen Ehebunde. Die Unglückliche erhört ihn scheinbar, aber, zum Thron schreitend, ersticht sie den Vernichter ihres Glücks. Das Volk rächt den Tod des geliebten Kaisers Konstantin, dessen Blendung es erfahren hat. Es stürmt den Palast und proklamiert den Nikephoros zum neuen Kaiser. (Ende des achten Jahrhunderts.)

In der „Herzogin von Athen“ wird die engere Geschichte des in Attika und Böotien nach den Kreuzzügen gegründeten französischen Herzogtums als Lehen der Familien Laroche und Brienne geschildert. Lascaris, ein athenischer Edelmann, will das Vaterland vom Joche befreien. Er ist aber heimlich mit der jungen Witwe Mathilde des Herzogs Guy de Laroche vermählt und gerät dadurch in grausamen Konflikt zwischen Pflicht und Liebe. Endlich vertreibt er in der Schlacht bei Theben die Eindringlinge, geht aber selbst mit der geliebten Frau zugrunde.

Das Stück gewann schon 1888 beim Wettbewerb während der Olympischen Spiele den Siegespreis, wurde aber erst 1906 nach Erbauung des Königlichen Theaters in Athen bei den damals wiederholten „Spielen“ aufgeführt. Es vollzog sich mit Wiedergabe dieses Dramas eine künstlerische Tat, für die die ganze zivilisierte Welt dieser Bühne zu Dank verpflichtet ist, denn die „Herzogin“ ist eins der großartigsten Dichterwerke überhaupt. Der Beifall der aus aller Herren Ländern zusammengeströmten Zuschauermenge verriet die zündende dramatische Kraft, die von dem Drama ausging und die alle Seelen bewegte.

Der Roman „Harald, Fürst der Waräger“, ein ebenfalls preisgekröntes Meisterwerk, macht den Beschluß dieser Geschichtsbilder. Den Inhalt bildet das Leben des Wikingers in Norwegen, den Zug Haralds nach Byzanz, seine dortigen Erlebnisse, seine Rückkehr in die Heimat, wo er die Königswürde errang, ferner seine Fahrt mit Wilhelm dem Eroberer nach England, wo er in der Schlacht bei Hastings am 14. Oktober 1066 fiel.

Daß der Dichter auch meisterhaft das heitere Element beherrscht, zeigen die anmutigen Lustspiele: „Die Freier der Penelope“, eins der beliebtesten Stücke in Griechenland, und „Die Liebe wacht“.

Die Sammlung lyrischer Gedichte „Aus dunkeln Tiefen“, deren schon gedacht worden ist, hat neben ihrem hohen dichterischen Wert noch besonders den, als die äußerste Verfeinerung der Hochsprache zu gelten, eine Art Orchideenstrauß, der in den Kreisen der Hochgebildeten Griechenlands mit großer Begeistrung begrüßt wurde. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß schon Rangabés Vater wie später Cléon Rangabé mit ihrer vollen Autorität dafür eintraten, das Heiligtum ihrer Muttersprache von fremden Beimischungen zu reinigen. Seit dreitausend Jahren lebt die griechische Sprache fast unverändert fort, sodaß noch heute Homer und Xenophon auch von nur wenig gebildeten Leuten mit Leichtigkeit gelesen werden können. Nur während der dunkeln vier Jahrhunderte der türkischen Knechtschaft hat die Sprache, obwohl immer lebendig und frische Blüten treibend, durch Einschaltung von fremden, besonders italienischen und türkischen Wörtern gelitten. Die erste Sorge der Gelehrten und Literaten war es, nach Befreiung vom aufgedrungnen Joch, die Ausmerzung aller dieser fremden Bestandteile vorzunehmen und die ursprüngliche Reinheit und Schönheit des Griechischen wiederherzustellen. So entstand in kaum fünfzig Jahren die Hochsprache, die unbedingt eine der herrlichsten ist, die je auf menschlichen

Lippen geblüht haben. Daneben florierte aber von jeher ein bescheidner Zweig desselben Stammes, das Volksidiom, worin während der Knechtschaft die prächtigen Klephthenlieder, deren Dichter Freischärler waren, entstanden. Diesen Dialektdichtungen, die jedem griechischen Vaterlandsfreunde ans Herz gewachsen sind, läßt der Dichter selbstverständlich volle Würdigung widerfahren. Er hat sogar eine Reihe von Liedern in Mundarten geschaffen und Körners „Schwertlied" in den armatolischen Dialekt übertragen. Als aber die Partei der „Langhaarigen" ihr unheilvolles Wirken begann, das übrigens im Auslande vielfach nicht verstanden wurde, lehnte sich der Dichter und mit ihm alle gebildeten griechischen Patrioten gegen diese Tendenz auf. Sie machte sich nicht etwa die Erhaltung der Volkssprache zur Aufgabe, sondern Schaffung eines nach dem Vorbilde der französischen Dekadenten Varlaine und Marlamé frei erfundnen Idioms — eines unbegreiflich erscheinenden Kauderwelschs, dem man nicht das Recht einräumen durfte, sich in die herrliche Sprache einzunisten, die das wertvollste Erbe der Ahnen aus Griechenlands großer Vergangenheit ist.

Der Marquis von Carabas

Roman von Palle Rosenkrantz

Zehntes Kapitel

(das das alte Sprichwort bestätigt: Wenn die Katze nicht zu Hause, dann tanzen die Mäuse auf dem Tisch)

Als Streiter voll heißen Verlangens und unbezwinglichen Mutes war Katt von Steensgaard zur Stadt gezogen; als des Hauses getreuer und sorgsamer Wohltäter und Vorseher kehrte er nun zurück. Reich an Geld, reicher noch an Erfahrungen, am reichsten aber an Plänen. Aber ach, wie unsicher ist doch alles in der Welt, und wie wenig unsern Erwartungen gemäß finden wir, was wir einst verließen, wieder!

Es war zur Frühstückszeit, als Katt seinen Einzug auf Steensgaard hielt. Jörgen empfing ihn auf der Treppe; er war von der geglückten Mission schon unterrichtet und lächelte deshalb, wenn er sich auch im übrigen ganz gefaßt zeigte. Es war ja nicht seine, sondern Katts Sache gewesen, und Katt verlangte auch keine Anerkennung von ihm. Sagt nicht schon der Philosoph Pomponazzi, daß die Tugend ihren Lohn in sich selbst trage?

Aber!

Am Frühstückstisch saß ein kleines, rot-weißes Mädchen mit krausem, leuchtendem Blondhaar, in ein hellblaues Leinenkleid gehüllt und mit einer gewaltigen Schürze versehen, in der eine große, strahlende La France-Rose steckte.

Katt stutzte und blieb wie angewurzelt stehn. Er war sprachlos.

Da legte ihm Jörgen seine Hand auf die Schulter.

Das ist Katt, sagte er vorstellend, und das ist Pips.

Pips? fragte Katt und sah regelrecht dumm aus. Alle Vorteile waren auf ihrer Seite, denn sie hatte schon von Katt gehört, während er . . .!

Sie reichte ihm eine kleine, etwas gebräunte Hand und lächelte ihm zu. Wir werden sicher gute Freunde werden. Der dort sagt, Sie seien ein guter Kerl und hätten ihn gern, und deshalb sind Sie schon jetzt mein Freund.

Katt ging suchend um den Mittelpunkt herum.

Pips! wiederholte er.

Da lachten Jörgen und das Mädchen, während Henriksen mit den warmen Speisen erschien.

Katt speiste nicht viel, obgleich er die ganze Nacht hindurch gereist war. Das junge Mädchen überwältigte ihn wohl mit ihrer Fürsorge, und der Tisch war reich besetzt. Aber das Ganze fand er dennoch nicht so, wie es seiner Ansicht nach hätte sein müssen.

Pips!

Jörgen amüsierte sich in seiner stillen Weise über die Verwirrung seines Gutsverwalters. Dieser gestand sich freilich ohne Zögern die Vorzüge des jungen Mädchens ein; nie hatte er ein Weib gesehen, das in solcher Reine strahlte wie Pips. Ihr Haar war leuchtend, auch wenn die Sonne nicht darin spielte; sie lachte mit Augen, Mund und Händen, sogar mit dem kleinen, weißen Hals über dem Ausschnitt des Kleides. Sie überwältigte mit ihrem Lächeln wie ein Syringenbusch im Mai. Aber dennoch! Trotz alledem!

Nach Tisch bekam Katt die Geschichte zu hören: Pips heiße in Wirklichkeit Fräulein Helga Anthon und wäre offizielle Haushälterin auf Steensgaard. Sie wäre freilich nicht gewohnt, einen so großen Haushalt zu führen, denn sie sei ja noch nicht besonders alt, aber —

Diese Auslegung der Dinge jedoch wollte Katt nicht gelten lassen. Nein, alter Freund, sagte er, leg offne Karten auf den Tisch. Du kannst ja tun und lassen, was du willst, denn du bist ja dein eigner Herr, und sie — Pips — ist das süßeste kleine Mädchen, das ich seit langem gesehen habe, aber du mußt mir jetzt nicht kommen und Räubergeschichten erzählen.

Also mußte Jörgen der Geschichte eine andre Form verleihen:

Er liebe das junge Mädchen; er habe sie vor drei Wochen in einem Graben angetroffen. Sie sei Lehrerin bei einem Gutsbesitzer in Fugiebäck gewesen, der zwei schmutzige Jungen und eine spindeldürre Nichte von achtzehn Jahren habe. Pips und er seien gute Freunde geworden, und das habe die Besitzersfrau und die hagere Jungfer so sehr geärgert, daß sie das arme junge Mädchen hinausgejagt hätten. Ihre Eltern seien achtbare Leute in Kopenhagen, ihr Vater sogar ein Grossist. Kurz gesagt, sie dürfe nun auch nicht mehr nach Hause zurück.

Und da nahmst du sie zu dir herein und stehst dich jetzt schon auf „Pips" mit ihr! Was für ein Menschenfreund du nur bist, Jörgen! Ja, du liebst noch deinen Nächsten!

Was sollte ich tun?

Ja, das kann ich dir wahrhaftig nicht sagen. Aber ich glaube beinahe, wenn ich daheim gewesen wäre, dann hätte ich dir geraten, sie nach Hause zu schicken, zu ihren achtbaren Eltern. Das ist jetzt natürlich zu spät. Du hast meine Zustimmung. Behalte sie bei dir, aber das will ich dir sagen, diese Geschichte mußt du selber klären. Ich bin wohl dein juristischer Konsulent und Agent in Versicherungs- und andern ernsten Sachen. Aber deine Mädelgeschichten mußt du selber ins reine bringen.

Jörgen wurde rot. Fräulein Anthon ist kein Mädel.

Nein, sagte Katt trocken. Sie ist Haushälterin und soll durch freundliches Benehmen der Familie zur Gemütlichkeit und Behaglichkeit dienen. Du hättest sie

den Gutsleuten gegenüber als Leinenverwalterin vorstellen sollen, denn du hast doch wohl nicht im Sinne, sie hier in der Gegend als — Pips einzuführen.

Ich hätte nicht geglaubt, Katt, daß du so ein Schlappschwanz bist, sagte Jörgen verdrießlich.

Die Arbeit veredelt den Sinn, Marquis, erwiderte Katt mit Würde. Du kannst der Dame sagen, daß sie von mir sowohl kühle Aufmerksamkeit und ritterlichen Ton als auch Wohlwollen und —

Die vielbesprochne Dame trat in das Zimmer, wo die beiden saßen; sie brachte Sonnenschein in unerschöpflicher Menge mit sich.

Ist sie nicht herrlich? rief Jörgen und preßte sie innig an sich.

Ja, sie war herrlich, und Katts Spießbürgerlichkeit war doch zu neuen Datums. Er hatte die Schlacht verloren.

Aber das Ganze ärgerte ihn verteufelt, und er mußte sich zuletzt entschließen, die ernstgemeinten Pläne, die er für Jörgen und das Glück seines Hauses geschmiedet hatte, in seinem Busen ruhen zu lassen. Dadurch aber ging ein beträchtlicher Teil seines Ruhmes verloren, und schnurrig genug, gerade hierüber ärgerte er sich am meisten; denn daß sich Jörgen auch nur im allerentferntesten um die Dreißigtausend kümmern werde, von der Rentenquittung und dem guten Verhältnis zu Onkel Emil ganz zu schweigen, das hatte Katt nicht eine Sekunde lang erwartet.

Elftes Kapitel

(Ihre Gnaden inspiziert Steensgaard, und zwei junge Mädchen begegnen sich, die, wie man vorläufig glauben sollte, nicht dazu bestimmt sind, um denselben Gegenstand zu kämpfen, um deren Kampf sich aber dennoch schließlich alles dreht, vielleicht etwas anders, als der Leser jetzt — namentlich infolge der kommenden friedlichen Einleitung — zu glauben geneigt ist)

Es vergingen einige Wochen, und der Sommer kam herbei.

Die Exzellenz war in ihrem Fahrwasser; ihre Kandidatur war öffentlich bekannt gegeben, sie stand in allen Blättern. Der große Mann hielt eine Wahlversammlung nach der andern ab, und wenn er all die gewaltigen Redewendungen im Ernstfall zum Schutz des Friedens gebraucht hätte, so würde es nicht schwer gefallen sein, alle Gefahren zu überwinden. Die Blätter der Gegenparteien verhöhnten ihn und meinten mit vollem Recht, was er rede, sei entsetzliches Blech, und die Regierungspresse verteidigte ihn wieder und meinte mit demselben Recht, was die Kumpane der andern Parteien redeten, wäre ebenso entsetzliches Blech. An und für sich war das ja gleichgiltig, denn durch die Macht des Wortes ist bei den Männern Dänemarks nicht viel auszurichten. Die Exzellenz goß deshalb Punsch über das Ganze, was die Umständlichkeit des Verfahrens sehr vereinfachte und ihm, wenn auch nicht mehr Stimmen, so doch ein paar Hurrarufe und Herzen einbrachte.

Europas Situation ruft mich nach der Hauptstadt zurück, sagte er in einer Versammlung stolz; er wurde deswegen natürlich ad absurdum geführt.

Aber er reiste dennoch. Ihre Gnaden und die Komtesse blieben zurück. Sie befanden sich auf Stubberup ganz wohl, wo es ja auch recht schön und gut für sie war.

So kam schließlich der gefürchtete Besuch auf Steensgaard an die Reihe. Jörgen wünschte ihn von Herzen zum Teufel. Er hatte Ihre Gnaden und die Komtesse wohl schon bei Wildenbrücks und andern Nachbarn getroffen, aber er dachte jetzt bloß an Pips.

Ihre Gnaden hatte schon etwas von einer Haushälterin auf Steensgaard zu hören bekommen, und zwar hatte es ihr die Baronesse Wildenbrück hinterbracht,

die mißvergnügt war, daß sie von Jörgen ganz vernachlässigt wurde. Ihre Gnaden konnte das nicht begreifen, warum Jörgen derartiges verheimlichte. Der große Mann, der nach den Zeichen an Europas Himmel spähte, hatte doch auch eine Haushälterin gehabt, sowohl vor als auch — traurig genug — nach den glücklichsten Tagen seines Lebens, und Ihre Gnaden hatte ihn dennoch zur Geltung gebracht zum Nutzen und zur Freude seiner selbst und des ganzen Vaterlandes. Sie fürchtete sich vor keinen Haushälterinnen. Jörgen Steenfeld würde sicher wissen, was er ihr schuldete, und — nun kommt das Wichtigste — die Augen Ihrer Gnaden waren auf Jörgen in einer ganz bestimmten Absicht gerichtet, Katt und sie hatten genau denselben Gedanken gehabt. Und deshalb wollte sie allen Haushälterinnen der Welt Trotz bieten — und Rose mitnehmen.

Rose hatte noch nicht das Alter erreicht, wo Haushälterinnen einer jungen Dame etwas andres sind als nützliche Dienerinnen von dreißig Jahren mit Schmachtlocken und Schlüsselbund. Sie war noch das reine Kind. Ihre Gnaden hatte wie scherzend zu ihr gemeint, daß Jörgen Steenfeld ein passender Mann für sie wäre. Und damit war sie ganz einverstanden gewesen, denn gefallen tat er ihr schon.

Der große Tag brach an, und Katt war vom frühen Morgen an auf den Stiefeln.

Die Frage „Pips" wurde erörtert, und Katt meinte weltklug:

Verbergen kannst du sie nicht, im Gegenteil, Ihre Gnaden wird sie gerade zu sehen verlangen; denn es müßte wunderlich zugegangen sein, wenn die lieben Nachbarn ihr nicht die Ohren vollgetuschelt hätten.

Ja, aber Komtesse Rose ist mit dabei, sagte Jörgen.

Katt war nahe daran, zornig zu werden. Aber bei einigem Nachdenken fand er die Sache mit Pips ungeheuer natürlich. Woher in aller Welt sollte Jörgen zu besserm Wissen und Tun Veranlassung nehmen?

Du brauchst Pips ja gerade nicht zu küssen, wenn die Komtesse hinsieht, beschränkte er sich schließlich zu erwidern, er, der doch sonst niemals roh war. Aber weder Jörgen noch Helga verstanden ihn, sie bestärkten ihn nur in dem Glauben, daß er Unrecht habe. Etwas nervös blieb er dennoch.

Wenn ihm einer an jenem schönen Junitage auf dem Kallundborger Dampfer, als der Geist zum erstenmal über ihn gekommen war, gesagt hätte, daß er als Oberzeremonienmeister auf Steensgaard ein Frühstück arrangieren werde, bei dem die Komtesse zusammen mit einem kleinen Mädchen am Tische sitzen werde — das Jörgen im Graben gefunden und mit dem er ein Vierteljahr lang gelebt habe —, so würde Katt den Betreffenden ganz einfach ausgelacht haben. Aber wenn ebenderselbe gar angedeutet hätte, daß das Hauptziel seiner Bestrebungen darin beruhen werde, zu verhindern, daß die Gefühle dieses kleinen Mädchens verletzt würden — dieses Mädchens aus dem Graben —, dann, ja, was er dann gedacht, gesagt oder getan haben würde, das ist nicht leicht zu erdenken.

Und doch war nun alles so. Seine Pläne hatte er nicht aufgegeben; vielmehr war er überzeugt davon, daß Jörgen, wenn dieser erst Soldat gewesen wäre, sich mit Rose vermählen müsse. Das war ein Faktor in seinen Berechnungen. Über Pips hatte er noch keine wirklichen Pläne gefaßt, sondern höchstens eine nebelhafte Vorstellung davon, daß sie später einer wohlwollenden, christlichen Familie oder einem kinderlosen, hoch in den Jahren stehenden Witwer zum Nutzen und zur Stütze gereichen könne.

Und der Komtesse sollte — zum Kuckuck noch einmal — kein Recht zuteil werden, die arme Pips zu verunglimpfen. Ihrer Gnaden ebenfalls nicht.

Pips sollte ruhig mit am Tische sitzen, und zwar mit Schürze und Rose — La France-Rose. Das war zwar dreist, aber dumm war es nicht. Katt war nicht dumm.

Ihre Gnaden kam an. Sie wurde artig empfangen, rund durch den Garten und das Haus geführt, bekam Ställe und Wagenremisen, Malereien und Küchengeräte zu sehen sowie einige der feinsten Gastzimmer.

Dann schlug das Gong zum Frühstück. Katt wurde nervös.

Jörgen führte Ihre Gnaden zu Tisch. Katt mit der Komtesse folgte. Am Tischende stand Pips, weiß, rot und niedlich, mit einer leisen Spur von Glattgekämmtheit und einem Bernsteinkreuz am Halse. Sie war schwarzgekleidet. Das waren der Diener und der Kutscher anläßlich der Trauer auch.

Jörgen führte sich als Gutsherr auf, der er war.

Darf ich Euer Gnaden Fräulein Anthon vorstellen, die meinen Haushalt führt?

In der Lehnsgräfin knackte es leise, aber sie war ein guter Mensch und hatte den großen Vorzug, daß sie nichts Böses von andern glaubte. Vor ihr selbst hatte das Leben licht gelegen, warum sollten bei andern solche Niedrigkeiten getrieben werden?

Pips war niedlich. Sie verneigte sich vor der Gräfin, die ihr die Hand reichte, und grüßte Rose freundlich, die voller Verwunderung auf sie starrte. So hübsch war sie nämlich trotz ihrer Glattgekämmtheit.

Jörgen lächelte; es ging wirklich alles vortrefflich.

Rose aber hatte doch den hellsten Kopf von allen. Einer plötzlichen Eingebung folgend, heftete sie ihren Blick scharf und dauernd auf Katt.

Und da konnte sie sehen, daß etwas nicht in Ordnung war; blitzartig sandte sie ihren Blick zu Jörgen und Helga hinüber — kein Irrtum war möglich: hier lag etwas vor.

Pips saß an ihrem Platz und sorgte für das Ganze; sie war ein wenig zaghaft, aber doch süß und freundlich. Ihre Gnaden redete Langes und Breites, während Rose schwieg. Und Katt fühlte sich geniert. Er konnte gut merken, daß dies eine schwierige Situation war.

Jörgen dagegen glaubte natürlich, daß alles in schönster Ordnung wäre. Er trank Katt zu und warf ab und zu hinter dem Rücken Ihrer Gnaden zu Pips Blicke hinüber.

Nach Aufhebung der Tafel zog sich Pips zurück. Ihre Gnaden war satt und wohlgestimmt.

Speist Ihre Haushälterin immer mit? fragte sie flüchtig hinwerfend.

Immer, erwiderte Jörgen. Auf mich ist in solchen Dingen kein Verlaß. Die Damen verstehn das immer besser.

Sie sollten sich verheiraten, sagte die Lehnsgräfin unbefangen.

Ich muß erst Soldat spielen, sagte Jörgen fröhlich lachend.

Das ist wahr, stimmte Ihre Gnaden bei, Sie sind ja noch grausam jung.

Mehr sagte sie hierüber nicht, denn sie war weltklug — die gute Dame.

Nach dem Frühstück spazierte man im Garten umher — Pips, die gleich nach der Tafel mit einem kleinen Knicks verschwunden war, ließ sich nicht mehr blicken. Sie war ganz zufrieden mit der Art, in der sich die Sache abgewickelt hatte, und was sie am meisten freute, war, daß die Komtesse so still und mager war.

Eigentlich war sie furchtbar dünn, und Pips wußte doch, daß Jörgen besonders die Rundlichkeit an ihr liebte. Sie ist wie gedrechselt, sagte sie mit dem landläufigen Ausdruck.

Jörgen führte Ihre Gnaden im Park umher, der zwar sehr üppig, doch arg vernachlässigt war.

Dafür hatte Vater keinen Sinn, entschuldigte sich Jörgen.

Digitized by Google

Es wucherte auf dem fruchtbaren Boden, Busch stand an Busch, Blume an Blume, große Wiesenplätze lagen dazwischen, mit Gänseblümchen, Maßlieben und Tausendschön übersäet, geschlungne Kanäle zogen sich hin, von dichten Büschen und hängenden Weiden umsäumt und mit alten, morschen Brücken versehen, alles grün, üppig und duftend wie ein Gemisch von Wald und Garten. Aber alles unkultiviert.

Ihre Gnaden liebte einen wohlgepflegten englischen Park — dieser Park war ihr zu naturgetreu. Es verlangt alles nach einer Hausmutter, sagte sie, nach einer Hausmutter mit großem, weitem Sinn und mitgebrachtem Geschmack.

Dann sprachen sie über den Verstorbnen, das heißt, Ihre Gnaden sprach.

Katt schritt währenddessen still an der Seite der Komtesse dahin; diese freute sich über Blumen und Bäume, über die Vögel in den Büschen und über die Schwäne auf dem Teich und auf den Kanälen; aber sie sagte ebenfalls nur wenig. Plötzlich blieb sie auf einer kleinen Anhöhe am Zaun des Gartens stehn, von wo man einen Ausblick auf das Schloß hatte.

Hier ist es lieblich! rief sie, ein ganzes kleines Idyll. Aber im Winter muß es hier sehr einsam sein.

Dann kann man reisen, versetzte Katt, und man reist auch.

Hat dann das Fräulein das Haus allein zu verwalten? fragte die Komtesse. Sie ist noch so jung — aber sie ist hübsch, sehr hübsch. Wo stammt sie eigentlich her?

Ihr Vater ist Grossist in Kopenhagen, der aber Verluste gehabt hat. Sie ist eine Art Bekannte von mir und — sehr tüchtig.

Sie ist nett, meinte die Komtesse, aber sie ist zu hübsch. Sie sind wohl sehr eingenommen von ihr, nicht wahr?

Das war Katt nicht; er wäre überhaupt ein Arbeitsmensch, sagte er, dort läge sein Interessengebiet.

Steenfeld ist wohl nicht Arbeitsmensch? Die Frage klang ein wenig spitz.

Er ist zum Reichtum geboren, erwiderte Katt und schlug mit der Hand. Er hat bloß zu nehmen. Warum sollte er arbeiten?

Junge Menschen, die nicht arbeiten, verfallen leicht auf verschiedne Dinge, sagte sie altklug. Es war jedoch nur Schulweisheit von ihr, denn Erfahrung besaß sie noch nicht. — Und solch eine kleine Kopenhagner Dame ist wohl sehr gewöhnt daran, daß ihr der Hof gemacht wird?

Armen Mädchen macht man nicht den Hof, versetzte Katt ernst, die haben um ihr tägliches Brot zu arbeiten. Ja, Komtesse, das Leben ist ungerecht. Wenn bloß die, die in der Sonne stehn, ein klein wenig denen austeilen möchten, die im Schatten geboren sind.

Katt fand diesen Satz sowohl poetisch als auch würdig gesagt.

Nun, so wollen wir hoffen, daß Steenfeld nicht zuviel Sonnenschein an die junge Dame austeilt, erwiderte die Komtesse lächelnd. Sie ist schön, sehr schön und — ladylike.

Katt machte ein frommes Gesicht.

Die Herrschaft zog von dannen, und Ihre Gnaden versicherte der Baronesse Wildenbrück, daß sie die berühmte Haushälterin gesehen habe, und daß diese ein niedliches, kleines Ding, nett und bescheiden sei. Das wäre alles. Die Baronesse sagte nichts dazu, aber sie dachte sich, daß Ihre Gnaden bloß nicht habe sehen wollen. Der Sommer ging hin; die Lehnsgräfin verließ mit ihrer Tochter die Gegend, und Pips lebte auf dem Schloß ihr Idyll mit dem Marquis von Carabas, während der Herbst die Kronen der Bäume im Parke mit seinem Gold überzog, und die Sonne des scheidenden Sommers durch Wald und Felder leuchtete.

Zweiter Teil

Erstes Kapitel

(Katt wird Kandidat und gibt einen Schmaus, der schon von vornherein wunderlich zusammengesetzt ist, aber noch wunderlicher wird, als das Dessert erscheint)

Spät im Herbst reiste Jörgen in das sogenannte südliche Ausland — inkognito als Rentier Swedenborg nebst Familie aus Kjerteminde. Katt studierte währenddes Jura, womit er gegen Weihnachten fertig zu sein gedachte. Und gegen Weihnachten war er wirklich damit fertig und bekam ein schweres laudabilis. Nicht etwa weil er ein großer Rechtsgelehrter war, sondern weil er sich auf den Kniff der Sache verstanden hatte, und weil der Kern der Jurisprudenz — befreit von aller Schale — äußerst simpel ist. Zu Anfang und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nämlich haben einige anscheinend gelehrte Männer gelebt, die von der Mitwelt geehrt wurden, und denen die Nachwelt Denkmäler setzte. Sie starben in der Regel als Exzellenzen oder Konferenzräte. Während sie aber lebten, stellten sie eine Menge Ansichten auf, die ihren Mitbürgern imponierten und ihnen selbst einen gänzlich unverdienten Ruf einbrachten, unverdient, weil jetzige Wahltäter der Menschheit klipp und klar nachgewiesen haben, daß die Ansichten dieser verstorbnen geschätzten Männer allesamt Unsinn sind, sowohl was die großen Fragen als auch was die weniger bedeutenden betrifft. Ein Glück also, daß die erwähnten Wahltäter ihre privaten Ansichten über die Dinge hatten, sonst sähe es schlimm mit der Gegenwart aus. Und sie verfügten sogar über mehrere verschiedne Ansichten, die sie allmählich in Gebrauch brachten, und die auch richtig waren. Jede neue Meinung bedeutete ein neues Lehrbuch oder eine neue Dekoration, und das Ganze ging nach und nach mehr oder weniger in die Praxis über.

Es galt nun für die Jugend, in allen diesen Lehrbüchern die unsinnigen Meinungen der Verstorbnen rot und die Ansichten der jetzt Lebenden blau zu unterstreichen, das heißt die Bücher mit der Etikette: falsch aber richtig abzuliefern. Das machte Katt, und er bekam ein laudabilis. Die Ansichten hielt er auseinander, indem er ein Gesetzbuch mit Pünktchen abpunktierte oder richtiger, sich ein solches abpunktiertes Gesetzbuch lieh, das schon vielen ihr laudabilis eingebracht hatte und es fernerhin tun dürfte, solange es noch einen gibt, der diese Hieroglyphen zu deuten versteht.

Die verkehrten Ansichten über uneheliche Kinder zum Beispiel standen beim Gesetz über Feld- und Wegesicherheit, die richtigen dagegen beim Gesetz über Beaufsichtigung von Löschgeräten. Das Ganze war nichts als ein Rätselraten. Und darauf verstand sich Katt vortrefflich und machte das Examen somit schriftlich ab; bei der mündlichen Prüfung ließ er die Professoren reden; die taten das gern, bekamen sie doch dabei Gelegenheit, ihre eignen Ansichten zu äußern, und Katt widersprach ihnen nicht, was sie anerkannten.

Nachdem es überstanden war, beschloß er, das Ergebnis, bevor er nach Steensgaard zur Gutsverwaltung zurückkehrte, durch einen Schmaus zu feiern. Er wohnte im Seequartier in dem Pensionat einer „jungen Frau" namens Petersen. Sie war eine schwere und liebenswürdige Dame, die Witwe eines sagenhaften Mannes, den niemand gekannt hatte, und der nach der Altersangabe seiner Frau, verglichen mit andern Daten, schon ihr Ehemann gewesen sein mußte, noch bevor sie die Milchzähne gewechselt hatte. Ein getreuer Nordländer, der in dem Pensionat seit einer Ewigkeit wohnte, versicherte, daß er schon zum zehntenmale ihren achtundzwanzigsten Geburtstag gefeiert habe, aber durch ältere Überlieferungen konnte man diesen Festtag schon um acht weitere Jahre zurückverfolgen, und von da ab verlor er sich ins sagenhafte.

Um die andern Penſionäre kümmerte ſich Katt ſo gut wie gar nicht; er ſpeiſte allein auf ſeinem Zimmer und wurde deshalb für hochmütig gehalten. Die Penſionäre waren alle Herren, denn Damen mochte Frau Peterſen nicht nehmen, obwohl ſie den weiblichen Zugehörigen der Herren gegenüber ſehr liberal war. Hierüber ärgerte ſich Katt in ſeiner katogleichen Tugend mächtig; denn tugendhaft war Katt.

Am Tage nach dem Examen bat er Frau Peterſen feierlichſt, in ihrem eignen Speiſezimmer ein Feſteſſen, beſtehend aus Suppe, Fiſch, Braten und Kuchen mit drei Sorten Wein für ſechs Perſonen zu ſervieren. Die Eingeladnen waren alle Perſonen, die Frau Peterſen kannte, und ſie waren mit Geſchmack gewählt.

Der Polizeibeamte von der Ecke, Herr P. B. Harpeler, der die Staatsmacht repräſentierte, der Stadtbote Pederſen, Hausbeſitzer im Innern der Stadt, Straßenbahnkondukteur Appelrod und Pedell Juſtesen vom Kollegium mit den Stiefeln; hierzu kam noch als weibliches Element das Bäckerfräulein von ſchräg gegenüber, eine dralle Schönheit, die ſelbſtverſtändlich Nielſen hieß und in einem geſprenkelten Kleid mit vierkantigem Ausſchnitt erſchien, ſodaß es ſich ſchon lohnte, ſie zu betrachten.

Dieſe Menſchen waren die einzigen in der Stadt, von denen Katt mit Wehmut ſchied, und dieſe wollte er um ſich ſehn, bevor er für alle Zeiten von dannen zog. Die Gäſte verhielten ſich anfangs ſteif, und es dauerte eine Weile, bis ſie näher zuſammenrückten. Jeder fand für ſich, daß die Geſellſchaft hätte aus ſeinern Elementen beſtehn können, und jeder brüſtete ſich daher. Im Rückgrat des Polizeimannes ſaßen ſein kommunales Amt und ſein Vizewirtspoſten, im Rückgrat des Stadtboten ſaßen ſeine beiden Kataſternummern, und der Straßenbahnmann gedachte ſeiner hohen Abſtammung, denn er war ein Lehrersſohn. Einzig das kleine Bäckerfräulein tat ſich nicht groß, und das war vielleicht das Schönſte, was ihr im Rückgrat ſaß.

Über ſie freuten ſich aber auch alle, mit Ausnahme von Frau Peterſen, denn ſie fand, daß ſich das Mädel für die paar Jahre, die es jünger war als ſie, ziemlich wichtig tat. Als Frau Peterſen aber anfing, über das Brot vom vorigen Monat zu ſchelten, da war das Bäckerfräulein ganz und gar gezwungen, eine freundliche Miene aufzuſetzen. Katt verhielt ſich äußerſt zuvorkommend; mit dieſen Menſchen hatte er tägtich geſprochen, mit jedem von ihnen ſtand er auf vortrefflichen Fuße, und es wunderte ihn daher, daß der Ton ſo gezwungen war, nun, wo ſie alle zu gleicher Zeit auftreten ſollten.

Er baute aber auf den Wein und namentlich auf Frau Peterſens beſonders empfohlnen „Ammumpilatus“ der gleich nach der Suppe eingenommen wurde. Er hieß die Gäſte mit amtlichem Ernſte willkommen und leitete die Reihe der Reden durch einen tiefgefühlten und ergebnen Toaſt auf den regierenden Fürſten und deſſen Haus ein.

Damit hatte er eine Richtung angegeben, die ſich als glückbringend erwies, denn als ſich der Polizeimann erhob, um die Feſtrede zu halten, hätte man eine Stecknadel zu Boden fallen hören können und vernahm dabei auch, wie dem Bäckerfräulein die Knöpfe auf dem Rücken. leiſe und kokett knallend, abſprangen.

Hiermit waren die offiziellen Reden erſchöpft, und die heimatlichen Dialekte klangen wieder wohlbekannt von den Lippen. Der Stadtbote redete den Kopenhagner, der Pedell den loländiſchen Dialekt, der Polizeimann ſprach ſeeländiſch und der Kondukteur jütländiſch.

Dieſer Umſtand verlieh dem Toaſt auf das Vaterland einen Rückhalt, der die Herzen zum Schwellen brachte, und als der Pedell über die Frauen ſprach und der Polizeimann durch einen milden Blick das Hoch auf die Frauen der jungen Frau Peterſen applizierte, da löſten ſich alle Bande falſcher Scheu, und die Stimmung

wurde so leicht und vergnügt, daß das drolle Bäckerfräulein nicht selten zur Hausfrau sagen hörte: Mag alles sein, Frau Petersen, wir glaubens ja gern — sodaß diese ganz zärtlich zu werden begann.

Zu diesem Zeitpunkt läutete es plötzlich an der Entreetür, und der dienstbare Geist des Etablissements, ein bleiches, eingeschüchtertes Wesen, das zehn Kronen monatlich bekam, meldete ganz aufgeregt, daß draußen zwei Herren stünden und den Kandidaten zu sprechen wünschten.

Da gab es einen allgemeinen Aufstand, und auch Kott erhob sich, etwas ärgerlich, um die beiden Störenfriede möglichst schnell wieder auf den Weg zu bringen. Die Gesellschaft flankierte, als er hinaustrat, rechts und links die Tür, und das Bäckerfräulein war gleich dabei, den Kopf durch die Türspalte zu stecken; sie hatte inzwischen zu erfahren bekommen, daß der eine der Herren einen Pelz anhabe. — Als Kott die Störenfriede erblickte, war er überwältigt.

Draußen auf dem Gange stand in höchsteigner Person der Kammerherr von Schinkel, Kommandeur ersten Grades — er war der Herr im Pelz — und neben ihm sein unentbehrlicher Sekretär Johansen.

Der Kammerherr lächelte; er habe soeben in der Zeitung von dem Examen gelesen und wolle nun dem Kandidaten persönlich gratulieren. Kott hatte dem Kammerherrn vor einiger Zeit einen besonders wohl aufgesetzten Brief wegen der Zinsen zum Dezembertermin geschrieben und dabei auch des bevorstehenden Examens Erwähnung getan.

Der alte Herr wollte nun persönlich seinen Glückwunsch überbringen. Kott lud ihn ein, näher zu treten. Und der Kammerherr leistete keinen Widerstand. Sein scharfer Blick hatte bereits in der Türöffnung das drolle Bäckerfräulein erspäht, und als alter Possgänger, der er war, spitzte er sein Ohr dem Schall der Kriegstrompete.

Die Gesellschaft wich vor ihm zurück, und die Vorstellung verlief höchst feierlich. Der Polizist avancierte zum kommunalen Beamten, der Stadtbote zum Grossisten und Eigentümer, der Kondukteur zum Geschäftsträger der Bahngesellschaft und der Pedell zum Professor. Der Kammerherr lächelte immer freundlicher, das machte die Wärme, die von den beiden Damen ausstrahlte. Bei Nennung des Kammerherrntitels durchfuhr die ganze Gesellschaft ein Schreck, bloß Appelrod, der Sozialdemokrat war, wurde etwas bleich zwischen den Augen.

Das Dessert wurde aufgetragen, und der Kammerherr ließ aus einem gegenüberliegenden Keller Champagner heraufholen. Er selbst saß weich und gut zwischen den Lieblichkeiten der Gesellschaft und lächelte froh und vergnügt. Kott und Johansen waren sachlich miteinander. Als der Champagner auf den Tisch kam, erhob sich der Kammerherr und hielt eine kleine Rede:

Meine Damen — und meine Herren — der Polizist schlug die Hacken zusammen —, ich trinke auf die Gesundheit des Herrn Gutsverwalters, Kandidat juris Kattrup.

Nichts mehr.

Er lebe! schrie der Stadtbote mit Versammlungsfistelstimme.

Aber ein strafender Blick des Beamten ließ sein Hurra auf den Lippen ersterben. Kott verneigte sich tief und erwiderte den Toast mit derselben Wendung, während der Beamte dem Pedell erklärte, daß man so immer in den feinen Häusern rede, und dieser erinnerte sich auch, in der Abendpost einige Kaiserreden von ungefähr demselben Inhalt gelesen zu haben. Dann wurde gezecht.

Und der Humor kam wieder. Der Pedell rezitierte mit wirklichem Gefühl und nur wenig durch seinen lolländischen Accent verunstaltend: „Die Schweden sahn von

Kulla Gunnarstorp." Fräulein Nielsen sang Lieder, hörte jedoch sogleich auf, als sie bemerkte, daß Frau Petersen einen kleinen Vorsprung in der Gunst des hochvornehmen Gastes gewann, und wußte mit echt weiblicher Schneidigkeit einzurichten, daß Frau Petersen am Pianino zu stehn kam. Die Herren sangen im Chor.

Katt und Johansen redeten immer noch sachlich miteinander.

Als die Uhr auf zwölf ging, hielt der Kammerherr, bevor er sich zurückzog, noch eine Rede:

Meine Damen und Herren, ich danke Ihnen für dieses schöne Fest.

Hierauf küßte er den Damen galant die Hand und flüsterte Katt zu: Dieses nette kleine Fest werde ich Ihnen niemals vergessen, Herr Kottrup.

Dann verschwand er. Die Stimmung aber wurde immer ungebundner. Katt spielte Klavier, und die Herren waren im schönsten Zuge, die Damen totzuionzen.

Es wurde beschlossen, an den Gutsherrn Steensfeld oder, richtiger, an den Partikulier Swedenborg zurzeit Cadenabbia ein Telegramm zu senden, das von allen Anwesenden eigenhändig unterschrieben wurde, von Frau Petersen mit einem Bedauern über ihre schlechte Handschrift, deren sie sich tief schämte.

Was wird Herr Steensfeld sagen, wenn er das sieht, klagte sie.

Katt tröstete sie jedoch damit, daß Herr Steensfeld gewiß mehr auf den guten Willen sehn werde. Des Festes Glanzpunkt aber war und blieb doch der Herr Kammerherr.

Und ohne Folgen sollte das nicht bleiben; es bildete die Einleitung und Besieglung einer dauernden Geschäftsfreundschaft zwischen dem Kammerherrn von Schinkel und Katt; es sollte der Schlüssel zu mehreren Rätseln werden, aus denen der Marquis von Carabas nicht klug zu werden vermochte, und es verschaffte schließlich dem Fräulein Nielsen ein kleines, verschämtes Billett, das der drallen Dame einiges Herzklopfen verursachte und ihr außerdem einen weniger augenblicklichen Vorteil brachte. So war der Kammerherr nämlich.

Katt aber zog vertrauensvoll nach Steensgaard heim, von den Leuten geschätzt und von den höhern Rangklassen gewürdigt. Nun begann seine Wirksamkeit erst eigentlich.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die Liberalen und das preußische Wahlrecht. Die Annahme der Ostmarkenvorlage im Abgeordnetenhause.)

Berlin, 19. Januar 1908

Die Linke in Parlament und Presse tobt gegen den Reichskanzler, weil er als Ministerpräsident am 10. Januar im preußischen Abgeordnetenhause die Forderung der Einführung des allgemeinen, direkten und geheimen Wahlrechts in Preußen entschieden zurückgewiesen hat. Mit welcher Kaltblütigkeit und Unbefangenheit hierbei der Vernunft und Logik ins Gesicht geschlagen wird, ist erstaunlich. Sehen wir uns die Lage noch einmal genauer an.

Die Parteien des fortschrittlichen Liberalismus sind immer für eine Änderung des preußischen Wahlrechts eingetreten. Es ist also selbstverständlich, daß sie diese Forderung nicht aus ihrem Programm streichen, vielmehr im Lande dafür Stimmung zu machen suchen. Dagegen läßt sich natürlich auch vom gegnerischen Standpunkt aus nichts sagen. Aber nicht darum handelt es sich jetzt. Die Linksliberalen fordern

vielmehr von der Regierung die Wahlrechtsreform als ein Stück des Programms der Blockpolitik und empfinden die Ablehnung ihrer Forderung als einen unerwarteten Schlag gegen die Blockpolitik überhaupt, als eine Enttäuschung, eine Nichteinlösung gegebner Zusagen, und was dergleichen Anklagen mehr sind.

Vor einer nüchternen Prüfung können diese Anklagen nicht bestehn. Die Wahlrechtsform kann kein Bestandteil des Blockprogramms sein, im Gegenteil, sie widerspricht dem Wesen der Blockpolitik durchaus. Denn was hat Fürst Bülow gemeint, als er nach der Reichstagsauflösung vom 13. Dezember 1906 von jener berühmten „konservativ-liberalen Paarung“ sprach, die den Grundgedanken der sogenannten Blockpolitik bildet? Es ist oft genug bis zum Überdruß erklärt worden. Fürst Bülow ist der Meinung, daß die Parteien der Rechten und der bürgerlichen Linken so weit gereift, und daß ihre Gegensätze im Laufe der Zeit so weit gemildert seien, daß sie — wie es in andern Ländern längst selbstverständlich ist — in großen Fragen von nationaler Bedeutung zusammengehn und nötigenfalls eine sichere Mehrheit gegen Zentrum und Sozialdemokratie bilden können. Um diese Mehrheit zu festigen und trotz der prinzipiellen Gegnerschaft zwischen konservativ und liberal die Neigung zur gegenseitigen Verständigung zu stärken, wird sich die Regierung bemühen müssen, nicht ohne zwingende Gründe Vorlagen zu machen, die geeignet sind, die Parteigegensätze wieder schärfer auseinanderplatzen zu lassen. Darin muß sie aber auch von den Parteien selbst soweit als möglich unterstützt werden. Es ist also eine ganz natürliche und notwendige Folgerung aus der ganzen Lage, daß die Parteien nicht zwecklos Fragen in den Vordergrund schieben, in denen eine Einigung der Konservativen und der Liberalen von vornherein ausgeschlossen ist. Denn es wäre bei dem Wesen unsrer Parteien, die ja nicht persönliche Gefolgschaften ehrgeiziger Politiker, sondern Vertretungen verschiedner Auffassungen der grundlegenden Fragen sind, ganz widersinnig, ein politisches System auf dem Gedanken aufzubauen, daß die Konservativen liberale Politik machen sollen oder die Liberalen konservative. Das heißt denn doch der menschlichen Natur zuviel zumuten. Im Gegenteil, das Wesen des Blocks besteht darin, daß die trennenden Fragen möglichst ruhen sollen und beiseite geschoben werden, damit das übrigens recht ausgedehnte Gebiet der Fragen, in denen sich die verschiednen grundsätzlichen Anschauungen sehr wohl zusammenfinden können, und in denen bisher eigentlich nur schlechte Gewohnheit, Überlieferung und unberechtigtes Mißtrauen trennend gewirkt haben, desto erfolgreicher bearbeitet werden kann. Die Parteien hatten sich also zu überlegen, ob sie die Regierung in einer Politik dieser Art unterstützen wollen oder nicht. Erklärten sie sich für den Block, so übernahmen sie damit die Verpflichtung, nicht etwa die Politik der Gegenpartei zu machen und ihre eignen Grundsätze zu verleugnen, wohl aber alle die Fragen vorläufig zurückzustellen, die an die Gegenpartei eine zu starke Zumutung stellten. Glaubten Parteien dieses Verfahren mit ihrem politischen Gewissen nicht vereinen und vor den Wählern nicht verantworten zu können, dann konnten und durften sie sich eben nicht bereit erklären, in den Block einzutreten. Aber den Block anerkennen und sich zu seinen Grundsätzen verpflichten und dann bei der ersten Gelegenheit entgegen dem Grundgedanken dieser Politik eine Forderung stellen, die dem Partner im Block einen politischen Selbstmord zumutet, das geht denn doch zu weit über die Grenze des Zulässigen hinaus.

Die Linksliberalen haben dieses Kunststück gleichwohl fertig gebracht. Mit der ihnen eignen freundlichen Selbstverständlichkeit nehmen sie an, daß die Rechte als Gegengeschenk für die Ehre, daß sich die kleinen Gruppen auf den Bänken der Linken gnädigst herbeiließen, im Block mitzumachen, ihnen die konservativen Überzeugungen und Grundsätze willig zu Füßen legen würde. Was hätte sonst der

ganze Block für einen Zweck gehabt? Das Rezept ist doch einfach genug: Haben die Liberalen die Mehrheit, so muß es ohnehin nach ihren Wünschen gehn; haben sie die Minderheit, so muß es erst recht geschehen. Dann muß eben die Regierung die Konservativen zwingen, den Liberalen hübsch zu gehorchen. Es ist zwar gegen die eignen Prinzipien, aber das macht nichts.

Es war die erste sehr bezeichnende Tat der Herren Naumann und Genossen, sich zur Liberalisierung des Blocks gerade ausgerechnet die preußische Wahlrechtsreform herauszugreifen, d. h. die Frage, die die Konservativen am stärksten reizen und verstimmen mußte und dem Geiste der Blockpolitik am entschiedensten zuwiderlief. Es war ungefähr dasselbe, als wenn die Konservativen als Bedingung für ihren Eintritt in den Block die Vorlegung eines preußischen Schulgesetzes nach ihrem Sinne gefordert hätten. Die freisinnigen Fraktionen sind aber diesen Eingebungen der Hitz- und Querköpfe widerstandslos gefolgt und haben wirklich die Lösung der preußischen Wahlrechtsfrage auf ihre Fahnen geschrieben. Trotzdem haben sie noch bei der letzten Krisis im Reichstage ihr Festhalten am Block betont. Darauf mußte man eine Erklärung des Inhalts erwarten, daß die freisinnigen Parteien zwar an ihrer prinzipiellen Forderung einer Reform des preußischen Wahlrechts festhalten und ihre Agitation im Lande zu diesem Zwecke fortsetzen müßten, daß sie aber von einer parlamentarischen Aktion vorläufig mit Rücksicht auf die Blockpolitik absehen würden. Das wäre loyal und logisch gewesen. Ein andrer, ebenso einwandfreier Weg wäre die Erklärung gewesen, daß sich die freisinnigen Parteien überzeugt hätten, wie die Blockpolitik ihnen o große Opfer in ihrem Wirken für ihre wichtigsten, grundlegenden Forderungen auferlege, daß sie sich nicht mehr verpflichten könnten, im Sinne dieser Politik mitzuarbeiten.

Weder die eine noch die andre Erklärung ist abgegeben worden. Die Freisinnigen haben einerseits erklärt, am Block festhalten zu wollen, und haben andrerseits im preußischen Landtage eine Interpellation eingebracht, die dem Ministerpräsidenten zumutete, den Block in die Luft zu sprengen. Denn dies wäre die Folge gewesen, wenn Fürst Bülow eine Antwort gegeben hätte, die die freisinnigen Interpellanten befriedigte. Vor allem hätte Fürst Bülow mit einer solchen Antwort sich selbst unmöglich gemacht; denn er hätte etwas Undurchführbares versprechen und seine eigne Politik desavouieren müssen.

Um das offenbar Unsinnige ihres Vorgehens zu bemänteln, berufen sich die Linksliberalen darauf, daß Fürst Bülow in seinen programmatischen Erklärungen seit den letzten Reichstagswahlen „liberale Zugeständnisse“ versprochen habe. Die Aufrichtigkeit dieser Zusage aber — so argumentieren sie weiter — können wir nur dann erkennen und zugestehn, wenn die Regierung für unsre erste und wesentlichste Grundforderung Verständnis zeigt, und das ist die Reform des preußischen Wahlrechts. Wie verhält es sich nun mit diesem Versprechen des Fürsten Bülow?

Wer zwei Parteien, die sich bis dahin mit Abneigung und Mißtrauen gegenübergestanden haben, für bestimmte Zwecke zusammenbringen will, muß vor allem nach beiden Seiten ehrliches Spiel treiben. Das würde offenbar nicht geschehn, wenn Fürst Bülow die Bereitwilligkeit der rechtsstehenden Parteien, in einer neuen Mehrheit nach ganz neuen Grundsätzen mitzuwirken, dahin mißbrauchen wollte, um plötzlich liberale Politik zu machen. Mit den „liberalen Zugeständnissen“ muß es sich also doch etwas anders verhalten. Die Lage war bekanntlich die, daß der liberale Flügel des Blocks nach den Machtverhältnissen, die durch die parlamentarischen Grundsätze gegeben waren, keine Aussicht hatte, für sich etwas durchzusetzen. Zentrum und Sozialdemokratie hätten selbstverständlich keinen Finger gerührt, um für spezifisch liberale Interessen irgendetwas Positives zu tun. Die Parteien

der Rechten aber konnten jederzeit die abgebrochne Verbindung mit dem Zentrum wiederherstellen und teilweise auf dem Wege der Übereinstimmung in vielen Fragen, teilweise auf dem Wege des „Kuhhandels“ eine Mehrheit bilden, die den Liberalismus an die Wand drücken half. Wenn Fürst Bülow nun der Sache eine andre Wendung geben, die Rechte ganz vom Zentrum lösen und zum Zusammenarbeiten mit der Linken bringen wollte, dann mußte er darauf bedacht sein, die ungleichen Chancen von Rechts und Links einigermaßen auszugleichen. Er mußte den Liberalen einen Vorteil bieten, den sie ohne die gewünschte Zusammenarbeit mit den Konservativen nicht erreichen konnten, und er mußte den Konservativen eine Sicherheit geben, daß sie durch ihre Mitwirkung an der Blockpolitik *nicht* in eine Aktion verwickelt würden, die sie in einem nicht zu übersehenden Umfange an den liberalen Triumphwagen fesselte. Die liberalen Zugeständnisse des Kanzlers verpflichteten ihn also nicht nur nach der liberalen, sondern auch nach der konservativen Seite hin, indem sie die Grenze angaben, innerhalb deren — bei der *jetzigen* Zusammensetzung des Reichstags! — vorläufig liberale Politik getrieben und die Mitwirkung der Konservativen in Anspruch genommen werden konnte. Daß die Erfüllung gerade dieser liberalen Zugeständnisse der Regierung nur möglich ist, wenn die bezeichnete Grenze streng innegehalten wird, liegt auf der Hand, wenn man sich nur ein klein wenig Mühe gibt, die ganze Lage objektiv zu betrachten. Es muß darum auf einigermaßen unbefangen denkende einen merkwürdigen Eindruck machen, wenn die Liberalen unter solchen Umständen mit dem leidenschaftlichen Verlangen hervortreten, die Regierung solle ihre ganze politische Arbeit mit dem Block damit anfangen, daß sie über ihre Zusage weit hinausgeht, nur um die radikalsten liberalen Forderungen zu erfüllen und dadurch die Konservativen aus dem Block hinauszutreiben.

Nun berufen sich die Liberalen darauf, daß in Preußen keine parlamentarische Regierung besteht, die Regierung also in ihren Entschließungen nicht an die Parteien der Mehrheit gebunden ist. Das ist so weit richtig, als damit die stärkere Initiative der Regierung und ihre Unabhängigkeit von Parteiprogrammen gekennzeichnet wird. Aber bei den praktischen Aufgaben der Gesetzgebung kann doch die Unabhängigkeit des Willens der Regierung von der Parlamentsmehrheit nicht so weit getrieben werden, daß es die Regierung in jedem beliebigen Fall auf einen Konflikt ankommen lassen kann. Ein Konflikt kann von einer starken Regierung gewagt werden, wenn ihre Verantwortung für die Macht des Staats durch eine eigenwillige Parlamentsmehrheit gefährdet wird, aber nicht in jeder beliebigen Frage oder gar in einer solchen, die auf eine Stärkung des Einflusses der Massen gegenüber der Staatsgewalt zielt. Doch wie dem auch sein mag, es bleibt höchst eigenartig, daß die Forderung einer Vergewaltigung der Landtagsmehrheit durch die preußische Regierung gerade von den Parteien erhoben wird, die das parlamentarische Regierungssystem als ihr Ideal hinstellen. Man mag die Sache drehen und wenden, wie man will, das Geschrei über die Antwort des Fürsten Bülow auf die Anfrage wegen der Wahlrechtsreform erscheint in jeder Beziehung ungerechtfertigt und widersinnig.

Will der Liberalismus an sein Ziel gelangen, so muß er vor allem dafür sorgen, daß er auf dem von der Verfassung gegebnen Wege eine stärkere Geltung im Parlament erlangt. Man sage nicht, daß er eben daran durch das unzweckmäßige preußische Wahlrecht verhindert ist. In der Zeit des Verfassungskonflikts hat der Liberalismus mit genau demselben Wahlrecht eine starke Mehrheit im Abgeordnetenhause erobert, weil er damals eine Zeitströmung vertrat, die die politisch bedeutungsvollen Kreise des Volks wirklich beherrschte. Seitdem ist er rückständig und unfruchtbar geworden. Er hat sich immer auf der Gegenseite der politischen Macht und des realpolitischen Erfolges gehalten und hat die politisch beschränktesten

Grundsätze vertreten — wobei daran erinnert werden mag, daß gerade bei der Eigentümlichkeit des deutschen Charakters politische Beschränktheit oft mit einer hohen Stufe allgemeiner Geistesbildung verknüpft ist. Daher sind in dieser Zeit die wirklich politischen Köpfe immer mehr nach rechts gerückt, während die weniger urteilsfähigen, aber im allgemeinen liberal gerichteten Wählermassen größtenteils zum Sozialismus abschwenkten, weil sie das Vertrauen zum bürgerlichen Liberalismus verloren und nur die solange in ihnen genährte Stimmung der Oppasition und Verneinung übrig behalten hatten. Daraus folgt aber nicht, daß ein zeitgemäß reformierter, positiv gerichteter, politisch klug geführter Liberalismus nicht wieder eine Zukunft haben könnte. Die Anfänge dazu schienen sich nach dem Tode Eugen Richters, des letzten und begabtesten Vertreters des alten, philiströsen Oppositions- und Scheuklappenliberalismus, bemerkbar zu machen. Der Weg, diese Anfänge weiter zu entwickeln, ist dadurch gegeben, daß der Liberalismus — um es einmal so auszudrücken — die Probezeit besteht, die ihm zunächst durch die Geltendmachung liberaler Grundsätze bei einigen, einstweilen noch beschränkten Aufgaben der Gesetzgebung gebaten warden ist. Wenn der moderne Liberalismus lebensfähig und wirkliches Zeitbedürfnis ist, dann kann diese Probe nur die Wirkung haben, daß viele einflußreiche Elemente des gebildeten Bürgertums, die früher durch den unfruchtbaren Doktrinarismus der Liberalen zurückgescheucht warden sind, sich dieser Anschauung wieder zuwenden, ebensa wie alles, was die Massen zur Abkehr vom Sozialismus zu bewegen vermag, notwendig dem Liberalismus zugute kammen muß. Deshalb hätte der Liberalismus gerade mit Rücksicht auf die Zukunft das lebhafteste Interesse daran, jede kleine Schwenkung nach links durch loyale Mitarbeit zu unterstützen, anstatt die gemäßigten Kreise, die saeben wieder Vertrauen zum Liberalismus zu fassen angefangen haben, durch maßloses Vardrängen neuer Streitpunkte wieder abzustoßen. Denn darin spricht sich eine Kurzsichtigkeit aus, die alle scheinbar überwundnen Befürchtungen wieder aufwecken muß.

In dieser Woche ist auch die Ostmarkenvorlage vom Abgeordnetenhause in zweiter und dritter Lesung angenommen worden. Die neuen Kompromißverhandlungen, die infolge der Einsicht in die Unhaltbarkeit des ersten Kompromisses angeknüpft warden waren, hatten zum Ziel geführt. Die unglückliche Idee, die Geltung des Enteignungsrechts auf zwei einzelne Kreise — in jeder Provinz einen — zu beschränken, wurde mit Recht fallen gelassen. Das Enteignungsrecht wurde in dem neuen Kompromiß auf das Gebiet der beiden ganzen Provinzen (Pasen und Westpreußen) ausgedehnt; die Beschränkung, die von den Konservativen als Garantie gegen einen Mißbrauch dieses Rechts gefordert wurde, fand auf ganz andre Weise ihren Ausdruck, nämlich erstens in der Festsetzung einer obern Grenze für die nötigenfalls durch Enteignung zu beschaffende Bodenfläche, und zweitens in der Verminderung der jetzt zur Verfügung zu stellenden Mittel, was ja auf eine zeitliche Beschränkung hinausläuft. In der durch dieses Kampromiß gegebnen Fassung ist die Vorlage angenammen worden. Das Unheil, das durch den ersten Abänderungsversuch an der Regierungsvarlage drohte, ist also glücklich abgewandt. Freilich bedeutet auch die jetzt angenommne Änderung eine Verschlechterung der ursprünglichen Vorlage. Aber sie hat eine gute Seite; die Vorlage, die haffentlich auch bald das Herrenhaus passieren wird, ist der erste Schritt, der den zweiten einmal nach sich ziehen muß, und das auf einem Wege, der nach unsrer Meinung trotz allen Schwierigkeiten, die auf ihm drahen, doch der richtige ist. Wir nennen ihn den richtigen Weg, nicht weil eine absolute Gewißheit besteht, daß die Schwierigkeiten, die auch er bietet, alle glatt überwunden werden, sondern weil alle andern Wege, die bis jetzt in Frage gekommen sind, vom Ziele, das notwendig erreicht

werden muß, weit abführen, während dieser eine Weg, falls er geschickt und entschlossen benutzt wird, alle Wahrscheinlichkeit bietet, daß das Ziel erreicht wird. Mehr ist für den Augenblick nicht zu verlangen.

Schriften zur Sozialwissenschaft und Volkswirtschaftslehre. Maurice Bourguin, Professor der Nationalökonomie an der Université de Paris, untersucht in seinem gründlichen und umfangreichen Werke: Die sozialistischen Systeme und die wirtschaftliche Entwicklung (nach der zweiten Auflage übersetzt von Dr. Louis Katzenstein; Tübingen, J. C. B. Mohr, 1906) „die Zukunftsaussichten der sozialistischen Systeme daraufhin, ob sie sich verwirklichen lassen oder nicht". Im ersten Teil analysiert er: die Systeme des reinen Kollektivismus, solche, die den durch Angebot und Nachfrage entstehenden Wert beibehalten, und den Gruppensozialismus samt dem Genossenschaftswesen und zeigt, wie sich ungefähr bei ihrer Durchführung das gesellschaftliche und das Wirtschaftsleben gestalten könnte. Im zweiten, bei weitem umfangreichern Teile behandelt er die Tatsachen der wirtschaftlichen Entwicklung: die Konzentration in Gewerbe und Handel und ihre Schranken, die Landwirtschaft, den Kapitalismus, die Genossenschaften, Gewerkvereine, Unternehmerverbände, die Ausdehnung der wirtschaftlichen Tätigkeit des Staates und der Gemeinden und die Lehren dieser Tatsachen. Ein paar Äußerungen des Verfassers mögen seinen Standpunkt andeuten. „Der Realist wird nicht wie der in seinen Träumen befangne Philosoph sagen: da die Ungleichheit ein Übel ist, so muß das Eigentumsrecht beseitigt werden, auf dem sie beruht. ... Statt ein soziales System auf rein ideologischer Grundlage zu errichten, wird er immer zuerst nach der Durchführbarkeit fragen und darauf sehen, ob die Keime seiner Reformpläne in der bestehenden Gesellschaft vorhanden sind." (S. 359 bis 360.) „Man kann nicht vorsichtig genug sein, wenn man auf Grund gegebner Tatsachen das Rätsel der Zukunft lösen will; aber selbst das vorsichtigste Verfahren, das auf sorgfältigster Beobachtung beruht, kann vergeblich sein und durch die tatsächliche Entwicklung widerlegt werden. So stützen sich die Voraussagungen, die im Laufe unsrer Untersuchung gewagt worden sind, auf die Verallgemeinerung und Fortführung [?] gewisser Erscheinungen, die in den fortgeschrittensten Ländern beobachtet werden konnten. Gewiß werden aber nicht alle Völker denselben Weg einschlagen; die Entwicklungsbedingungen, die durch das Klima, das Territorium, die Rasse, die Geschichte gegeben sind, sind selbst in den Ländern unsrer westlichen Kultur zu verschieden, als daß die Entwicklung überall genau denselben Verlauf nehmen könnte." (389 bis 390.) „Die Gesellschaft der Zukunft wird weit demokratischer sein als die heutige, weil die Demokratisierung der politischen Welt notwendig die Demokratisierung der wirtschaftlichen Welt nach sich ziehen muß. Wir müssen uns in die Notwendigkeit dieser Entwicklung fügen. ... Die Demokratie hat ihre Schwächen, denn sie ist etwas menschliches, aber sie hat auch ihre Größe. Man muß sie ohne Hintergedanken und ohne Furcht willkommen heißen, man muß ihr Liebe und Begeisterung entgegenbringen, weil sie eine Gesellschaftsordnung ist, die auf hoher Kulturstufe die individuellen Werte am höchsten steigert und das größte Glück für die größte Zahl verwirklicht." (392 bis 393.) Gegen diese Ansicht von der fortschreitenden Demokratisierung und ihren beglückenden Wirkungen ließe sich mancherlei einwenden, aber die Darlegung der wirtschaftlichen Tatsachen ist musterhaft, und man muß es dem Franzosen besonders anrechnen, daß er von unserm blühenden deutschen Wirtschaftsleben ein sorgfältig ausgeführtes und im ganzen richtiges Bild entwirft — auf Grund unsrer reichen nationalökonomischen Literatur, die er vollständig beherrscht. Unter anderm polemisiert er gegen die allzu pessimistische Ansicht Werner Sombarts,

daß unser Handwerk rettungslos dem Untergange verfallen sei. 113 Seiten Anhänge enthalten das statistische Beweismaterial. An deutschen Werken ähnlicher Art haben wir ja keinen Mangel, aber darunter doch kaum eins, das die sozialistischen Theorien und die volkswirtschaftlichen Tatsachen in diesem Zusammenhange und mit dieser Tendenz und dabei so ausführlich behandelte. — Nach dem Franzosen ein Engländer, der uns gerecht wird! Wie mehrere Deutsche den Aufstieg des englischen Arbeiterstandes dargestellt haben, so schildert W. J. Ashley — die Leser kennen ihn ja wohl aus seiner englischen Wirtschaftsgeschichte und aus seinen Beiträgen an deutsche Zeitschriften — Das Aufsteigen der arbeitenden Klassen Deutschlands im letzten Vierteljahrhundert. (Deutsch von P. Scharf. Mit Diagrammen und Karten. Tübingen, H. Laupp, 1906.) Gleich Sidney Whitman und vielen andern Engländern, die nach diesem unser Vaterland zu Studienzwecken bereist haben, konstatiert er, daß unser niederes Volk einen weit erfreulichern oder sagen wir vorsichtshalber weit weniger unerfreulichen Eindruck macht als das englische. Er hat sich gefragt, „ob nicht der Schmutz und die Lumpen, die in England so sehr viel häufiger in die Augen fallen, vielleicht besser genährte Körper bedecken"; da er aber nicht in der Lage gewesen ist, die Leute auszukleiden und abzuwaschen, hat er leider seinen patriotischen Wunsch, verborgne Schönheiten zu entdecken, nicht befriedigen können. Er führt eine Anzahl deutscher und englischer Beobachter an, die alle zu demselben Ergebnisse gekommen sind. Namentlich in Schottland, hat H. Olshausen 1897 geschrieben, „aber auch in Manchester und Liverpool und selbst an manchen Stellen Londons haben wir solche Mengen zerlumpten, barfüßigen, ungewaschnen und ungekämmten, sichtlich durch Alkoholmißbrauch verkommnen Volkes, sowohl Männer wie Weiber, gesehen, wie sie uns bisher in unserm Leben nicht begegnet waren". Und ein Engländer, Horsfall: „Es besteht jetzt ein sehr starker Kontrast zwischen der physischen Beschaffenheit der Bewohner Londons und aller andern englischen Großstädte einerseits und der von Berlin und allen andern deutschen Großstädten andrerseits. Die deutschen Städte weisen einen viel größern Prozentsatz von großen, gut entwickelten Männern und Frauen auf als die englischen Städte, und in keiner großen deutschen Stadt kann man solche Mengen von kleinen, schlecht entwickelten und krank aussehenden Leuten finden wie in den ärmern Stadtteilen von London, Manchester und all den andern großen britischen Städten." Ashley will trotzdem so allgemein nicht absprechen. Es kommt ihm überhaupt nicht darauf an, zu beweisen, daß der deutsche Arbeiterstand höher stehe als der englische. Sein kleines aber gediegnes Buch soll nur zeigen, wie dieser Stand im letzten Vierteljahrhundert fortgeschritten ist, und zwar zu einem ganz bestimmten Zwecke: um jenen englischen Theoretikern entgegenzutreten, die behaupten, daß die deutschen Arbeiter unter dem Schutzzoll elend geworden seien, und daß jede Abweichung von der gegenwärtigen Zollpolitik den englischen Arbeitern dasselbe Los bereiten werde. Ashley will, als durchgebildeter Nationalökonom, keineswegs den Schutzzöllnern Waffen liefern, keineswegs beweisen, daß der Schutzzoll den ärmern Klassen Vorteil bringe, sondern nur, daß der Schutzzoll den ökonomischen Fortschritt und die Besserung der Lage der arbeitenden Klassen nicht hindere. Er erinnert gelegentlich daran, daß England in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, also in der Zeit, wo es seine Weltstellung errungen hat, weit schutzzöllnerischer gewesen ist als Deutschland; eine Tatsache nebenbei bemerkt, die den Führern unsrer Freihandelspartei natürlich bekannt ist, die aber ihren Anhängern in Zeitungen, Wahl- und Parlamentsreden zu verraten sie sich wohl hüten. — Nicholas P. Gilman hat ein Buch Methods of industrial peace geschrieben, dessen deutsche Übersetzung Dr. Bernhard Franke unter dem Titel Wege zum gewerblichen Frieden als

ersten Band einer Sammlung: Moderne Wirtschaftsprobleme (Berlin, Carl Heymann, 1907) veröffentlicht. Der Gegenstand: die englischen und amerikanischen Unternehmer- und Arbeitervereine, Kollektivverträge, Einigungsverhandlungen und Schiedsgerichte, sind uns aus zahlreichen Schriften und Büchern, namentlich denen von Schulze-Gaevernitz und den beiden Webbs, hinlänglich bekannt. Immerhin hat die Mitteilung des Wortlauts zahlreicher Kollektivverträge in Gilmans Buche und die Beschreibung der Methode, nach der in Neuseeland die Streitigkeiten zwischen den beiden Parteien gesetzlich beigelegt werden, für die Aufklärung über dieses schwierige Thema einigen Wert. Gilman tritt bei aller Sympathie für die Arbeiter ihren übertriebnen Ansprüchen entgegen und empfiehlt gerade im Interesse der Unternehmer die Verleihung von Korporationsrechten an die Vereine beider Parteien, weil nur unter dieser Bedingung die Gewerkvereine für Schädigungen der Unternehmer durch Vertragsbruch haftbar gemacht werden können. Die Entscheidung des Oberhauses in dem berühmten Prozeß der Taff-Vale-Railway-Company gegen die Amalgamated Society of Railway Servants entbehrt seiner Ansicht nach, weil dieser Gewerkverein nicht als juristische Person anerkannt war, der gesetzlichen Grundlage. (Der Eisenbahnerverband mußte an die Gesellschaft 23000 Pfund Sterling Entschädigung und 27000 Pfund Sterling Prozeßkosten bezahlen, behielt jedoch noch 274000 Pfund Sterling Vermögen übrig.) Die Tatsachen sind ja unsern Großunternehmern alle bekannt; ob die Argumentation Gilmans dazu beitragen wird, ihre Abneigung gegen Kollektivverträge und gegen die Verleihung von Korporationsrechten an die Gewerkvereine zu überwinden, bleibt abzuwarten. — Emil Helms erzählt Die sozialdemokratische und gewerkschaftliche Bewegung in Dänemark. (Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1907.) Mehr als diese Bewegung hat uns der vorausgeschickte Abriß der neusten politischen Entwicklung Dänemarks interessiert, in die jene verflochten ist. Wie zu erwarten war, ergibt sich aus der Darstellung, daß die Arbeiterbewegung in Dänemark, dem ruhigen Charakter und dem hohen Bildungsstande des Volkes entsprechend, ziemlich ruhig und leidlich vernünftig verläuft. — Friedrich Glaser hat soeben (bei J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin, 1907) den ersten Jahrgang (1906) Wirtschaftspolitischer Annalen herausgegeben; Untertitel: „Ein Kalendarium der Wirtschafts-, Sozial- und Finanzpolitik der Kulturstaaten, ihrer Kolonien und Dependenzen." Das Werk unterscheidet sich durch die annalistische Form von E. von Halles „Weltwirtschaft", von der Volkswirtschaftlichen Chronik dadurch, daß es besonders die Gesetzgebung in den drei genannten Gebieten berücksichtigt und charakteristische Äußerungen der Regierungsvertreter, der Volksvertreter, der Parteiführer, der Interessenvertreter, der Berufsorganisationen und hervorragender Fachmänner wörtlich anführt, von beiden durch den geringern Umfang; macht also den beiden andern Unternehmen nicht Konkurrenz, sondern befriedigt besondre Wünsche und Bedürfnisse. — Von dem guten Büchlein Gustav Maiers: Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung (2. Bändchen der Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt) ist die 3. Auflage erschienen (B. G. Teubner in Leipzig, 1906).

Kultur der Persönlichkeit. Seit mehreren Jahren erscheinen von Zeit zu Zeit einfache dünne Hefte in grünem Umschlag unter dem Namen „Blätter zur Pflege persönlichen Lebens von Dr. Johannes Müller." Sie sind nicht im Buchhandel zu haben, sondern nur direkt durch den Verfasser, sozusagen als private Mitteilungen, offne Briefe an nachdenkliche Leute. Es sei erlaubt, den Inhalt dieser Hefte ein wenig näher zu kennzeichnen; vielleicht trägt es zu dem weitern Bekanntwerden dieser geistvollen Aufsätze bei.

Dem Herausgeber ist es nicht um Belehren und Erbauen, Lernen und Wissen zu tun, sondern wie der Titel sagt, um Kultur der Persönlichkeit, und diese glaubt er am besten eben durch persönlichen Verkehr, soweit das in dieser Form möglich ist, mit seinen Lesern heben zu können. „Das Verhängnis für unsre ganze persönliche Kultur ist das Zeitungswesen und die Büchermacherei. Wir sind überfüttert mit Abhandlungen, ersticken in einem Schutt von Neuigkeiten und Nachrichten, Kenntnissen und Anschauungen, werden betäubt durch einen Wirbel unendlicher geistiger Interessen, zerstreut und träge durch ein buntes Allerlei geistiger Genüsse und — kommen nicht zu uns selbst."

Denen nun, die in solchem unruhigen Dasein die Sehnsucht nach dem Sichfinden haben, wollen die grünen Blätter dazu behilflich sein.

Die Bestimmung des Menschen ist, Persönlichkeit zu werden. Dieses: „Du sollst du werden" zieht sich als roter Faden durch sämtliche Aufsätze. Immer wieder wird man aufgerüttelt aus dem Schlendrian des alltäglichen Lebens und vor die große Pflicht der Arbeit an sich selbst gestellt. Nichts fremdes sollen wir in uns dulden, keine fremden Meinungen, keine fremden Pflichten; nicht andrer Leute Freuden und Leiden, auch nicht ihre Grundsätze. Was wir sind und besitzen, das sollen wir als unser eigenstes Eigentum haben, bewußt gewählt und geprüft. Die Geistesträgheit, die sich vor der Unbequemlichkeit des Neuen scheut, ebenso wie die geistige Kurzsichtigkeit, die nur die eignen Anschauungen durchaus für normal und recht hält, sie werden gleichmäßig gegeißelt. Was die eigentliche Bedeutung eines Menschen ausmacht, das ist eben das Maß des Persönlichen, was er in sich zur Ausgestaltung gebracht hat, und der große oder kleine, günstige oder ungünstige Einfluß, den er auf seine Umgebung ausübt, beruht nur hierauf.

Der bewußt gewordne Mensch soll „sich aus der Menge der bloß vegetierenden Existenzen herausheben in das Reich wirklichen Lebens". Von allen Seiten wird dies Thema angefaßt und beleuchtet. Mit Ernst und Begeisterung geschrieben, sind Aufsätze wie „Selbsterhaltung und Selbstgestaltung", „Das Ja und das Nein" — oder die des letzten Heftes über „Menschen untereinander" auch geeignet, ernstes Wollen zu wecken. Daß auch die Fragen der Zeit Beachtung finden, beweisen zum Beispiel die Artikel über die Stellung der Frau. Aus diesen Aufsätzen ist später das Buch: „Beruf und Stellung der Frau. Ein Buch für Männer und Frauen, Verheiratete und Ledige, alt und jung" entstanden, eines der besten, sachlichsten und maßvollsten, das über dieses moderne Problem geschrieben ist. Müller schildert darin aus einem feinen Verständnis der Frauennatur heraus die Bedingungen, die für sie in und außerhalb der Ehe bestehen (oder geschaffen werden) müssen, damit die Frau volle Entfaltung ihrer Wesensart finden kann. Erst dadurch wird sie fähig, den Anteil ihres Geschlechts an der Entwicklung der Menschheit zu leisten, daß sie diesen Anteil klar erkennt und umgrenzt, und dann jede einzelne an ihrem Platz als Frau oder Mädchen, Mutter oder Gehilfin an seiner Erfüllung wirkt.

Also auch hier ist der Grundgedanke die Persönlichkeit; je mehr die Frau sie selbst wird, das heißt im eigentlichen Sinne weiblich wird und handelt, desto besser wird die Frauenfrage beantwortet werden. So viel auch alle sozialen Veranstaltungen, staatliche und private, tun können und müssen, um ihre Lösung zu fördern, „gelöst wird sie nur durch die Menschen selbst und die rechte Lebensführung. Gehen wir einer neuen Kultur entgegen, die eine Kultur des menschlichen Wesens nach seiner Bestimmung ist, so wird sie die Lösung des Frauenproblems ganz von selbst mit sich bringen."

Auch andre Zeitfragen werden selbstverständlich in den Blättern zur Pflege persönlichen Lebens besprochen. Näher auf ihre Art einzugehn, wäre unrichtig; man

soll sie eben selbst lesen, und kein Zweifel, man wird Anregung und Mut aus ihnen schöpfen, auf eignen Füßen zu stehn und als selbständiges Ich durchs Leben zu gehen. Bequem ist die Lektüre nicht gerade; auch nicht das Ins-Leben-Übersetzen. Denn es handelt sich dem Verfasser nicht darum, allgemeine gute Lehren oder gar Krücken mit auf den Weg zu geben! Er verwahrt sich sogar sehr ernstlich dagegen, daß der Leser „sich an seine Rockschöße hänge".

Es sind ja durchaus keine absolut neuen Gedanken und Pflichten, die einem in diesen Heften vorgetragen werden, sondern im tiefsten Grunde einfach christliche. Aber es verwischt und vergißt sich im täglichen Gebrauch der christlichen Gedanken so vieles von dem folgerichtigen Ernst christlicher Lebens- und Pflichtauffassung, daß es doch als etwas neues vor uns hintritt, wenn einer uns sagt: Habe den Mut, ganz du selbst (vor Gott) zu werden; nicht andre für dich, sondern du selbst, du allein, sollst den Weg zum Leben, zu Gott, suchen.

Diesen Weg will der Verfasser andeuten und beschreiben, gehen muß ihn jeder selbst. Dem Ziele gegenüber bleibt bei aller Vortrefflichkeit der Hinweise das Mißliche des gedruckten Wortes bestehen. Nicht hundert Bücher, auch nicht sämtliche Grüne Blätter zusammen, können eine wirkliche oder gar christliche Persönlichkeit ersetzen und den lebendigen Austausch und Umgang mit einer solchen. Denn nur Leben weckt wieder Leben. Aber immer wieder daran erinnern, daß es solches Leben gibt, daß jeder danach suchen soll, und jeder es erreichen kann, mit andern Worten: daß es unsre Aufgabe ist, Persönlichkeiten zu werden, das wollen die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens uns eindringlich zurufen und beweisen. Bertha Göring

Italienische Lyrik. Eine Sammlung von hundert lyrischen Gedichten aus der italienischen Literatur ist unter dem Titel Le cento miliori liriche della lingua italiana scelte da Luigi Ricci soeben zu dem außerordentlich geringen Preise von 75 Pfennigen bei Wilhelm Weicher in Leipzig erschienen. „Die hundert besten lyrischen Gedichte" also. Über die Berechtigung dieses Titels ließe sich streiten, denn wenn die Meinungen schon häufig genug darüber geteilt sind, ob ein lyrisches Gedicht gut oder schlecht ist, so wird man noch weniger gleich hundert schlechtweg als die besten bezeichnen können, ohne den Widerspruch der Kenner herauszufordern. Der Titel „Hundert der besten lyrischen Gedichte usw." wäre deshalb vielleicht zutreffender gewesen. Aber man darf sagen, daß die Auswahl recht glücklich getroffen worden ist, und daß aus der ältern italienischen Literatur fast alle großen Meister von Dante und Petrarca an mit einem oder mehrern lyrischen Gedichten vertreten sind. Dagegen vermißt man die Dichter unsrer Zeit, denn über Dall' Ongaro († 1873) und Tommaseo († 1874) geht die Sammlung nicht hinaus. Sollten sich die italienischen Poeten etwa auch zu einem Kartell zusammengetan haben?

Sehr lehrreich ist die Anthologie übrigens hinsichtlich dessen, was die Italiener unter „Lyrik" verstehn. Gerade hier zeigt sich der Unterschied zwischen romanischem und germanischem Empfinden am deutlichsten. Der Wirklichkeitssinn des Südländers, seine unverkennbare Vorliebe für das Konkrete geben seiner Poesie, auch wo sie sich lyrisch gebärdet, einen epischen und zuweilen sogar einen satirischen Zug, der den Stimmungsgehalt, der bei unsrer Lyrik fast immer die Hauptsache ist, stark beeinträchtigt. Das sehr sauber, und soweit uns eine genauere Prüfung möglich war, fehlerlos gedruckte schmucke Büchlein sei allen Freunden der italienischen Sprache und Literatur angelegentlich empfohlen. J. A. H.

Digitized by Google

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 5 Ausgegeben am 30. Januar 1908

Inhalt

	Seite
Die Bedeutung des Militäretats von 1908	201
Eine Denkschrift aus dem Jahre 1850 über den Aufenthalt des Prinzen von Preußen in Koblenz. Von H. von Poschinger	210
Internationale Wirtschaftspolitik. Von Carl Jentsch	215
Altspanische Lyrik	225
Der Marquis von Carabas. Roman von Palle Rosenkrantz (Fortsetzung)	231
Maßgebliches und Unmaßgebliches	242

Reichsspiegel. Straßenunruhen. Die Wahlrechtsinterpellation im Reichstag. Verwirrung im [illegible] Lager. Der Flottenverein. — Die Rede des [illegible] Dalcaff. — Paragraph [illegible] des Strafgesetzbuches über künstlerische und literarische Kritik.

50 Pf. das Heft

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark das Vierteljahr

Digitized by Google

Berlinische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft

Aeltestes preußisches Institut, begründet 1836, empfiehlt sich zum Abschluß von

Lebens-, Spar- und Renten-Versicherungen

Versicherungssumme Ende 1906: M. 245 969 795. Gesamtgarantiefonds Ende 1906: M. 91 512 952

Dividende pro 1906: 27½ % der Jahresprämie der Tab. A. bei Divid.-Modus I — 2 [illegible] % der insgesamt gez. Jahres- und 1½ % der ebenso gez. Jahres-Ergänzungs-Prämie bei Divid.-Modus II

Nach Divid.-Modus II werden 1906 als Dividende bis zu 60 % der Jahresprämie vergütet.

Auskünfte und Prospekte durch die Agenturen, General-Agenturen und die Direktion der Gesellschaft in Berlin SW., Markgrafenstraße 11—12.

Steckenpferd-Lilienmilch Seife

von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden, erzeugt rosiges jugendfrisches Aussehen, reine weiße sammetweiche Haut und zarten blendendschönen Teint. à Stück 50 Pf. überall zu haben

Pianos

in vollendetster Ausführung, vielfach mit golden. Medaillen prämiiert, liefern fr. zur Probe unter 10jähr. Garantie [illegible] bar mit hohem Rabatt oder Raten von 20 Mk. ohne Zinsen und ohne Preisaufschlag direkt an Private. • Kataloge gratis u. franko. **Roth & Junius** Hofpianofabrik, Hagen i. W. 119

Wir liefern gegen **Monatsraten von 2 Mk. an**

Photog. Apparate

Neueste Modelle aller modernen Typen, sowie alle Utensilien zu mässigsten Preisen.

Zithern aller Arten, Saiten-Instrumente, **Violinen**

Mandolinen, Guitarren, Harmonikas

Musikwerke

selbstspielende, sowie Drehinstrumente mit Metallnoten. Automaten.

Grammophone

garantiert echt, mit Hartgummi-Platten. Phonographen [illegible] Hartgusswalzen.

Goerz Triëder-Binocles, Operngläser, Feldstecher

Preisbuch No. Gr. mit vielen Abbildungen auf Verlangen gratis und frei. Postkarte genügt.

Bial & Freund in Breslau II.

J. A. Henckels.

Zwillingswerk in Solingen

[illegible] Messer und [illegible] und Haus — Messer für alle [illegible] Hirschfänger u. Jagdmesser [illegible]

Hauptniederlage: **BERLIN W., Leipzigerstraße 118.**

[illegible] VERKAUFS Niederlagen: CÖLN a. Rh., Hohestraße 144 — [illegible] FRANKFURT a. M., Roßmarkt [illegible] — HAMBURG, Große Johannisstraße 6 — [illegible]

Die Bedeutung des Militäretats von 1908

Es braucht durchaus nicht aufzufallen, daß sich nicht nur die auswärtige Presse, sondern auch die deutsche dieses mal mehr als sonst mit den militärischen Forderungen beschäftigt, die das preußische Kriegsministerium für das Jahr 1908 dem Reichstage zur Bewilligung vorlegt. Denn die anscheinend trocknen Zahlen, die das Budget enthält, sprechen heute besonders lebhaft und entwerfen zugleich ein so interessantes, lehrreiches und erschöpfendes Bild von unsern Fortschritten auf allen soldatischen Gebieten, wie es anderweitig schwerlich gefunden werden dürfte.

Der Höhe der einzelnen Positionen nach stehn im außerordentlichen Etat jene 39 Millionen Mark obenan, die für den Ausbau unsrer Landesbefestigungen in Anspruch genommen werden. Schon in der Reichstagssitzung vom 23. April 1907 hatte Kriegsminister von Einem überzeugend nachgewiesen, daß es für uns auf dem Gebiete des Befestigungswesens keinen Stillstand geben dürfe, daß wir uns trotz der bedeutenden Kosten dafür auf der Höhe der Zeit halten müßten, um nicht wie die Franzosen im Jahre 1905 in ernster Stunde davon überrascht zu werden, daß Versäumnisse gemacht seien, die auf einmal gar nicht nachgeholt werden könnten und dazu weit höhere Mittel beanspruchten, als wenn das Gleichgewicht steten und wohlüberlegten Fortschritts dauernd im Auge behalten werde. Auf Grund dieser durchaus einleuchtenden Ausführungen wurden dem Minister schon im Jahre 1907 für die Modernisierung unsrer Festungen rund 31 Millionen bewilligt, womit gegen das Jahr 1906 eine Erhöhung um nahezu 15 Millionen eingetreten war. Wenn ja auch diese jährlichen Erfordernisse für Festungsbau nicht gering sind, so treten sie doch weit zurück gegenüber den für die gleichen Zwecke ausgegebnen Summen auf französischer Seite, wo in einem Jahre 200 Millionen Franken nicht ausgereicht haben, auch nur die notwendigsten Verbesserungen vorzunehmen.

Tritt man nun an die interessante Frage heran, wodurch denn eigentlich die verhältnismäßig hohen Kosten für die Verstärkung der Festungen und Forts

entstehn, dann lautet die nächste Antwort, daß, ähnlich wie bei den Schiffsneubauten, der fortwährende Kampf zwischen Panzerung und Geschoß zu stärkern und dementsprechend kostspieligern Verteidigungsvorkehrungen zwingt. Also widerstandsfähigere Panzer in Gestalt von Panzertürmen und Eindeckungen aller Art müssen geschaffen und, damit verbunden, muß der nicht billige Beton an zahlreichen Stellen angewandt werden; außerdem aber müssen die vielen neuzeitlichen Fortschritte der Technik, als da sind Beleuchtungsapparate, Schmalspurbahnen, drahtlose Telegraphie, lenkbare Luftschiffe u. a. m., fortgesetzt berücksichtigt werden, da ohne sie eine moderne Festung nicht bestehn kann. Es liegt nun auf der Hand, daß auch noch höhere Forderungen, als sie unsre Heeresverwaltung gestellt hat, nicht ausreichen würden, alle deutschen Landbefestigungen umzubauen, zu verstärken oder neu auszurüsten. Deshalb werden eben nach und nach die Festungen, deren militärischer Wert sich wesentlich verringert hat, aufgelassen und nur solche Plätze ausgebaut, die in einem Kriegsfalle aller Wahrscheinlichkeit nach berufen sein werden, eine erste Rolle zu spielen. Daß damit in der vordersten Linie unsre großen Festungen an der West- und der Ostgrenze gemeint sind, leuchtet um so mehr ein, wenn man einen kurzen Blick auf die vier großen Operationsgebiete unsrer Landesverteidigung und Landesbefestigung wirft, die Oberstleutnant Schröter vom Kriegsministerium in seinem kürzlich erschienenen interessanten Werke „Die Festung in der heutigen Kriegführung“ beschreibt. Die deutsche Fortifikationsstrategie unterscheidet danach eine westliche Zone — Mosel, Rhein, Weser, Donau; eine östliche Zone — Pregel und litauische Seenreihe, Weichsel, Warthe, obere und mittlere Oder; eine innere Zone — untere Oder, Spree, Havel, Elbe; die Küstenzone — Ostsee, Nordsee, Kaiser-Wilhelm-Kanal.

In der westlichen Zone liegen an der vorgeschobnen Mosellinie die große Grenzfestung Metz und der kleinere Platz Diedenhofen; auch besteht noch die kleine Sperrfeste Bitsch.

Am Oberrhein sind neuerdings kleinere Befestigungen zwischen Freiburg im Breisgau und Lörrach gebaut worden, und an der Rheinlinie schützen Neu-Breisach, Straßburg, mit der westlich vorgeschobnen Feste Kaiser Wilhelm II., Germersheim, Mainz, Koblenz, Köln, Wesel gegen Angriffe von Westen. Sämtliche Plätze liegen an den Knotenpunkten wichtiger Operationslinien und bilden zugleich Brückenköpfe. Die Stärke der Rheinfront hat es ermöglicht, die ohnedies kürzere und als Operations- und Verteidigungsabschnitt weniger geeignete Weserlinie bei der Landesbefestigung unberücksichtigt zu lassen. In Süddeutschland beherrschen die beiden großen Festungen Ulm und Ingolstadt das Operationsgebiet der Donau.

In der östlichen Zone bildet die große Festung Königsberg eine Art Zentralbefestigung für die vorgeschobne Provinz Ostpreußen. Wichtige Seendefileen werden durch die Feste Boyen (Lötzen) und eine Anzahl kleinerer Befestigungen an der masurischen Seenkette gesperrt. An der Weichsel liegen

die Plätze Danzig, Marienburg, Graudenz, Kulm und die große Grenzfestung Thorn, an der Warthe die große Festung Posen, an der mittlern Oder Glogau. Außerdem sind in Schlesien die Plätze Glatz und Neiße beibehalten worden, während Breslau in den Ranglisten als Depotbauverwaltung bezeichnet wird.

In der innern Zone dienen Magdeburg an der Elbe, Küstrin an der untern Oder und Spandau am Zusammenfluß der Spree und Havel als Stützpunkte einer Landesverteidigung, deren provisorische Ergänzung im Bedarfsfalle durch das Gelände begünstigt sein würde. Auch die kleine Sperre Königstein an der Elbe ist beibehalten worden.

In der Küstenzone bildeten früher allein die beiden großen befestigten Kriegshäfen Kiel-Friedrichsort und Wilhelmshaven sowie das befestigte Helgoland die Operationsstützpunkte für die deutsche Flotte in der Ost- und der Nordsee. An der Nordsee wurden außerdem der Zugang zur Weser durch Geestemünde, zur Elbe und zum Kaiser-Wilhelm-Kanal durch Cuxhaven verteidigt. An der Ostsee schützen ferner die Küstenbefestigungen von Swinemünde die Einfahrten in das Stettiner Haff, Weichselmünde-Neufahrwasser (zu Danzig gehörend) die in die Weichsel, Pillau und Memel die in das Frische und das Kurische Haff.

Die Landesbefestigung Deutschlands bestand sonach bis zur Ausführung des neuen Festungsbauplans, der die letzten Etatsforderungen gezeitigt hat, aus 27 Landfestungen, deren sieben als große Festungen im modernen Sinne ausgebaut waren, und aus neun Küstenbefestigungen, von denen zwei als große Kriegshäfen dienten.

Die übrigen Mittel, die unser Militärbudget für 1908 für notwendig erachtet, und die eine nähere Begründung verdienen, gehören dem ordentlichen Etat an. Da ist zunächst erwähnenswert der Posten von 13 Millionen Mark, der für weitere Versuche in der Bewaffnung mit Maschinengewehren eingestellt ist. Das ist ein anerkennenswerter Schritt unsrer Heeresverwaltung, daß sie in der Ausrüstung unsrer Armee mit Maschinengewehren ohne Übereilung aber stetig vorwärtsschreitet. Es soll allmählich das Ziel erreicht werden, jedes Infanterieregiment mit einer Maschinengewehrkompagnie zu drei Zügen von je zwei Gewehren, die zweispännig vom Bock aus gefahren werden, auszustatten, um dann die zurzeit vorhandnen sechzehn Maschinengewehrabteilungen, die dieselbe Gliederung haben mit dem Unterschiede, daß jedes Gewehr mit vier Pferden bespannt ist, der Kavallerie, insbesondre den Kavalleriedivisionen, überlassen zu können. Maschinengewehrkompagnien sind schon seit dem 1. Oktober v. J. versuchsweise bei vier Gardeinfanterieregimentern und acht Regimentern andrer Armeekorps aufgestellt, damit weitere Erfahrungen gesammelt und dadurch endgiltige Bestimmungen über diese wichtige Neuorganisation vorbereitet werden. Von Bedeutung erscheint, daß die vier Offiziere, die zu jeder Kompagnie gehören, sowie drei Leute zur Aufklärung und Verbindung beritten

sein sollen. Damit wird der Pferdestand jeder Kompagnie, wenn man zwei Reservezugpferde und ein Reservereitpferd hinzurechnet, auf 28 Tiere gebracht. Die Maschinengewehre haben, nachdem sie schon im südafrikanischen Kriege auf englischer Seite vortreffliche Dienste geleistet hatten, ihre ganz besonders hohe Leistungsfähigkeit im russisch-japanischen Kriege dargetan, mit dem Resultat, daß die russische Armee schon heute die Infanterieregimenter fast sämtlicher Divisionen — es fehlen nur noch acht — mit Maschinengewehrkompagnien ausgerüstet hat. Diese Formationen sind Radfahrerkompagnien und Bataillonen zweifellos vorzuziehen, und unsre Kriegsverwaltung hat nur recht daran getan, daß sie die Mittel nicht für solche neue Einheiten, sondern nur für Maschinengewehre gefordert hat. In Frankreich tobt dafür der Kampf zwischen den Anhängern und den Gegnern von geschlossenen Radfahrertruppen und Maschinengewehrformationen um so lebhafter. Eine große Gefolgschaft hat der angesehene General Langlois, der nichts von Maschinengewehren wissen will und dafür die Umbildung von achtzehn Jägerbataillonen in Radfahrerbataillone empfiehlt. Der Große Generalstab und mit ihm der Kriegsminister wünschen dagegen die schleunige Bewaffnung des Heeres mit Maschinengewehren. Dagegen liegt nur ein Hinderungsgrund vor, daß nämlich die Wahl und Beschaffung eines zweckmäßigen Maschinengewehrmodells noch fortwährend die größten Schwierigkeiten macht. Minister Piequart hat zwar kürzlich in der Deputiertenkammer das Gegenteil behauptet, um das Land zu beruhigen, aber trotzdem bleibt die Tatsache bestehn, daß die französische Armee mit ihren Maschinengewehren noch nicht aus dem Versuchsstadium heraus ist. Der Grund dafür liegt hauptsächlich in fortgesetzten Meinungsverschiedenheiten zwischen der Infanterie- und der Artilleriedirektion im Kriegsministerium, die jede für sich das Verdienst beansprucht, das beste Maschinengewehr liefern zu wollen. Augenblicklich wird in Versailles ein nach Angaben der Artilleriedirektion in St. Etienne hergestelltes Maschinengewehr erprobt, das imstande sein soll, 650 Schuß in der Minute abzugeben, wobei die Erhitzung nicht über 45 Grad hinausgehe. Bei dieser Gelegenheit weisen die Franzosen mit besondrer Betonung darauf hin, daß mit diesen Resultaten ihres neuen Maschinengewehrs sogar die angeblich großartigen Erfolge der jüngsten Erfindung des englischen Majors Fitzgerald in den Schatten gestellt würden. Leider hat auch ein Teil der deutschen Presse, ohne der Sache näherzutreten, die Auslassungen auswärtiger Blätter über das neue Fitzgerald-Maschinengewehr wiedergegeben. Es muß aber darauf aufmerksam gemacht werden, daß schon im Jahre 1899 ähnliche sensationelle Nachrichten über die englische Gewehrerfindung durch die Presse gingen. Es hieß damals, Fitzgerald habe ein neues Maschinengewehr (machine battery gun) erfunden, dieses habe acht in zwei Reihen zu je vier angeordnete Lee-Metfordläufe mit Fallblockverschluß. Es könne niemals klemmen, niemals schmutzen und niemals springen! Mit Rücksicht darauf, daß trotz dieser wunderbaren Eigenschaften seitdem über

dieſes Maſchinengewehr nichts mehr gehört worden iſt, wird man wohl gut tun, auch die neuauftauchenden Nachrichten darüber mit Vorſicht aufzunehmen.

Ein andrer Poſten von Wichtigkeit aus dem neuen Militäretat beläuft ſich auf rund 15 Millionen zur Beſchaffung einer Reſerve von Feldartilleriematerial, von Feldgerät für leichte Munitionskolonnen und für weitere Zwecke der Feldartillerie. In einem Teile der Preſſe wird dazu gewünſcht, daß etwas von dieſen Forderungen, angeſichts der ſoeben bekannt gewordnen Abſichten der franzöſiſchen oberſten Heeresleitung, ihre Artillerie faſt um die Hälfte des bisherigen Standes zu erhöhen, zur Aufſtellung der noch fehlenden Batterien bei der 37. und der 39. Diviſion an der Oſt- und der Weſtgrenze ſowie zur Erhöhung des Beſpannungsetats der Feldartillerie verwandt werde. Andre Wünſche gehn noch viel weiter und verlangen die ſofortige Einbringung einer neuen Artillerievorlage, die den angeblichen Vorſprung, den uns die Franzoſen abgewonnen haben ſollen, wieder einholen ſoll. Dieſe Forderungen, ſo patriotiſch ſie auch erſcheinen mögen, ſind im Augenblick teils unerfüllbar, teils ſchießen ſie über das Ziel hinaus und ſind geeignet, nicht nur in militäriſchen, ſondern auch in Laienkreiſen Unruhe über eine vermeintliche, plötzlich auftretende Überlegenheit der franzöſiſchen Artillerie zu verbreiten, zu der bei näherer Betrachtung auch nicht die geringſte Veranlaſſung vorliegt. Was zunächſt die gegenwärtige Unerfüllbarkeit der verſchiednen Wünſche und Anregungen anlangt, ſo iſt ſie damit zu begründen, daß die Einzelheiten der Verwendung der für 1908 geforderten 15 Millionen Mark für artilleriſtiſches Material, von denen oben die Rede war, längſt unveränderlich feſtgelegt waren, als das neue franzöſiſche Kadergeſetz, das die große Artillerievermehrung enthält, bekannt wurde. Näheres über dieſe Einzelheiten kann natürlich im Intereſſe der Landesverteidigung nicht verbreitet werden, nur das darf geſagt werden, daß ſie mit einer Verſtärkung unſrer jetzigen Batterie- oder Geſchützzahl nichts zu tun haben. Eine ſolche organiſatoriſche Maßnahme wäre ja zudem innerhalb des Quinquennats, das erſt am 31. März 1910 abläuft, unzuläſſig, womit die Forderung ängſtlicher Gemüter nach Einbringung einer neuen Artillerievorlage noch während der augenblicklichen Reichstagsſitzungen ſchon an ſich abgetan iſt. Ganz abgeſehen davon, daß ſich eine ſo wichtige und folgenſchwere Vorlage doch nicht von heute zu morgen zu Papier bringen läßt. Müßte ſie ſich doch vor allen Dingen mit der vielumſtrittenen Frage beſchäftigen, ob wir nur unſre Geſchützzahl vermehren, was die weniger koſtſpielige Löſung wäre, oder ob wir, wie die Franzoſen, außerdem noch zur Formation unſrer Batterien auf je vier Geſchütze übergehn ſollen, um dann mit den überzähligen beiden Geſchützen jeder Batterie eine beträchtliche Zahl neuer Batterien aufzuſtellen. Aber unſers Erachtens drängt eine Entſcheidung über eine Vermehrung der deutſchen Artillerie überhaupt nicht in dem Maße, wie ſie von vielen Seiten verlangt wird. Und zwar aus zwiefachen Gründen nicht. Erſtens weil eine tatſächliche Überlegenheit der

Zahl bei der französischen Artillerie über die deutsche, auch nach Annahme des Kadergesetzes, gar nicht vorliegt. Denn wenn danach die Franzosen auch 188 Batterien mehr haben werden als wir, so ist doch die Geschützzahl für das Armeekorps, auf die es allein ankommt, mit 144 auf beiden Seiten dieselbe. Dabei ist aber noch zu berücksichtigen, daß auf französischer Seite in die 144 Geschütze die Rimailho-Haubitzen von 155 Millimeter Kaliber der schweren Artillerie des Feldheeres mit eingerechnet sind, während den 144 Geschützen des deutschen Armeekorps die schwere Feldartillerie nicht zugerechnet ist. So steht also das artilleristische Zahlenverhältnis, auch wenn die Franzosen die geplante Neuorganisation ihrer Artillerie durchgeführt haben werden, in Wirklichkeit immer noch etwas zu unsern Gunsten. Der andre nicht weniger wichtige Grund, warum wir uns mit einer neuen Artillerievorlage in aller Ruhe Zeit lassen können, ist der, daß sich die außerordentliche Vermehrung der Artillerie unsrer westlichen Nachbarn, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht so einfach durchführen lassen wird, wie es äußerlich den Anschein hat. Denn den Wünschen der Heeresverwaltung steht ohne Zweifel die Tatsache gegenüber, daß die bisherige Friedensstärke der französischen Armee aus Mannschaftsmangel nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, vielmehr um 45000 Mann hinter dem bisherigen Stande zurückbleiben muß. Wo sollen also die Leute für die neuen 251 Batterien hergenommen werden? Dieselbe Frage entsteht wegen der Pferde. In dem neuen Kadergesetz heißt es, die fünften Schwadronen der zwölf Kürassierregimenter sollten aufgelöst und Leute wie Pferde an die Artillerie abgegeben werden. Dadurch werden doch aber nur etwa 1500 Pferde frei, während doch allein die 1004 neuen Geschütze, ganz abgesehen von den dazu gehörenden Munitionswagen, 6024 Pferde benötigen. Es wird darum wohl im günstigsten Falle noch recht lange dauern, bis die französische Artillerie die gewollte neue Stärke erreicht hat.

Nähere Beachtung verdienen auch jene $4^1/_2$ Millionen Mark, die für neue Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände bewilligt werden sollen. Gegen sie wird im Reichstag voraussichtlich der geringste Widerspruch erhoben werden. Denn schon seit Jahren haben sich in der Budgetkommission die Anfragen wiederholt, ob denn die Uniformtrageversuche bei unsrer Armee noch immer nicht zum Abschluß gekommen seien. Es ist eben durchgehend, bei Fachleuten wie bei Laien, die Ansicht verbreitet, daß die heutige Bekleidung und Ausrüstung unsrer Truppen mit ihren vielen blinkenden und leuchtenden Farben und ihrer zu schweren Belastung nicht mehr kriegsgemäß seien. Aber unsre Heeresverwaltung hat sich nicht drängen lassen. Die Erprobungen waren sehr schwierig und konnten nicht übereilt werden, handelte es sich doch um sehr kostspielige Fragen und Entscheidungen, und nicht allein um neue Tuchfarben und leichtere und bequemere Ausrüstungsstücke, sondern eben so sehr um ihre Dauerhaftigkeit und Haltbarkeit bei jeder Jahreszeit und Witterung. Auch konnten in dieser Hinsicht weder die Erfahrungen des südafrikanischen noch des russisch-

japaniſchen Krieges als allein maßgebend angeſehn werden, weil hier die Tageslichteffekte und die Bodenſchattierungen andre geweſen ſind, als wir ſie auf europäiſchen Kriegsſchauplätzen finden. An der neuen feldgrauen Uniform, die für die Infanterie, Artillerie und Pioniere beſtimmt iſt, wie auch an den feldgrünen Uniformen für die Jäger und die Schützen wird mit ſolchem Eifer gearbeitet, daß für den größten Teil der Armee dieſe neue Kriegsgarnitur ſchon auf den Kammern lagert. Der neue Waffenrock enthält eine Taillenſchnur und einen Umlegekragen, der aufgeklappt die Ohren ſchützt. Der Kragen, die zum Abknöpfen eingerichteten Achſelklappen und die Aufſchläge zeigen die Farbe des Grundtuches mit bunten Einfaſſungen. Die Litzen der Garde und einzelner Linienregimenter ſind beibehalten worden. Die acht Bruſtknöpfe, die Knöpfe der Aufſchläge und die Tragknöpfe an der Taille ſind aus mattem (brüniertem) Metall gefertigt. Der Rock hat vorn je zwei Schoßtaſchen zur Aufnahme von Reſervemunition. Statt der bisherigen ſchwarzen Halsbinde wird ein graues Halstuch eingeführt, wie es die Franzoſen in blauer Farbe ſchon haben. Die Frage der Neuuniformierung der Kavallerie ſcheint noch nicht entſchieden zu ſein. Eine recht praktiſch erſcheinende Neuerung iſt bei der Einführung der neuen Bekleidung beobachtet worden, nämlich, daß auch für das geſamte mobile Offizierkorps graue Kriegsgarnituren bei den Mannſchaftsbeſtänden auf den Regimentskammern bereit gehalten werden. Der Offizier braucht alſo die neue Uniform, die er im Frieden nicht tragen darf, nicht beſtändig zu unterhalten, bei Verſetzungen abändern zu laſſen uſw. Er verpaßt vielmehr, wie der Mann, alljährlich die Kriegsgarnitur und kann ihren Wert im Falle eines Krieges aus den Mobilmachungsgeldern dem Staate erſetzen.

Wie unſre Armee, ſo haben ſich auch die meiſten fremden Heere entweder ſchon endgiltig für eine neue Uniform entſchieden, oder es ſteht eine ſolche Entſcheidung nahe bevor. So zum Beiſpiel in Frankreich und in Italien, wo die Verſuche mit blaugrauem oder graugrünem Tuche nahezu abgeſchloſſen ſein ſollen, während in Öſterreich die hechtgraue, in Italien die rauchgraue, in Schweden die braungraue, in Norwegen die blaugraue und in Dänemark die graugrüne Tuchfarbe für die Armee angenommen ſind. Das engliſche, amerikaniſche, japaniſche und chineſiſche Heer tragen Khakiuniform, und Rußland allein iſt vorläufig bei der Tuchfarbe der Bekleidung geblieben, mit der es in den Krieg gegen Japan gegangen war.

Eine weitere Poſition aus dem kriegsminiſteriellen Budget iſt mit 1 Million angeſetzt und beſtimmt zur Beſchaffung von fahrbaren Küchenwagen. Auch ſie ſind hauptſächlich ein Reſultat der Erfahrungen aus dem ruſſiſch-japaniſchen Kriege. Hier haben ſie ſich, ſowohl auf der ruſſiſchen Seite wie auch bei den Japanern, in allen Lagen, ſogar im heftigſten Schlachtengewoge, dadurch ſo vorzüglich bewährt, daß ſie den Truppen, die ja weder Zeit noch Gelegenheit zum Abkochen hatten, warme Nahrung zuführten. Von den Ruſſen wurden zwei Modelle von fahrbaren Küchen erprobt. Das eine, vierrädrig, für die

Infanterie und Artillerie beſtimmt, iſt vom Oberſten Bogajewski hergeſtellt worden und faßte 300 warme Portionen, während das andre, zweirädrig, vom Modell Brun-Zalenski, für die Kavallerie und für 170 Portionen eingerichtet war und ſich ſchon ſeit 1902 im Truppengebrauch befand. Im Laufe des Feldzuges haben ſich jedoch die vierrädrigen Wagen als zu ſchwer erwieſen, denn oft genügten ſechs Pferde nicht, ſie auf ſchlechten Wegen fortzuſchaffen. Die zweirädrigen Karren bewährten ſich dagegen ſehr und wurden deshalb auch mit Vorliebe von der Infanterie benutzt. Auf Grund dieſer Reſultate geht man in Rußland augenblicklich mit dem Gedanken um, für die geſamte Armee zweirädrige Küchenwagen einzuführen, und zwar ſollen jede Schwadron und jede Batterie je einen ſolchen Wagen erhalten, jede Kompagnie dagegen deren zwei, von denen der eine für das Fleiſch, der andre für die Grütze benutzt werden ſoll. Bei dem japaniſchen Heere wurden zu Verpflegungszwecken leichte, zerlegbare Öfen — einer für jede Kompagnie — gebraucht, die mit dem Kochgeſchirr 172 Kilo wogen und auf Tragtieren mitgeführt wurden (zehn für das Bataillon). Jede Eskadron und jede Batterie hatten ein Kochgerät zu zwei Pferden. Es hatte dieſes nur den Nachteil, daß durch Benutzung großer Kochgefäße von 53 Liter Inhalt zwar die Zubereitung der Speiſen beſſer und ſchmackhafter als im Einzelkochgeſchirr erfolgen konnte, daß aber der Vorteil, auf dem Marſche ſelbſt zu kochen, nicht vorhanden war. In einem Kochgerät konnten 75 Portionen Reis in 40 Minuten gekocht werden. Eigentliche Küchenwagen, meiſt ſolche, die den Ruſſen fortgenommen worden waren, wurden in Japan vor allem für Sanitätsformationen benutzt, die gerade in Ruhepauſen die wenigſte Zeit zum Abkochen haben. Auf Grund dieſer Tatſachen ſagt Major von Tettau vom Großen Generalſtab, der ja während des Krieges zur ruſſiſchen Armee kommandiert war, ſicherlich mit Recht in ſeinem lehrreichen Buch über den Feldzug, daß in künftigen Kriegen wohl keine Armee ohne ſolche fahrbaren Küchenwagen auskommen werde. Beim Schweizer Heere, in Öſterreich und in Frankreich finden darum ſchon ſeit einiger Zeit Verſuche mit verſchiednen Syſtemen von Marſchküchen ſtatt. Dasſelbe iſt auch bei uns der Fall. Die während der Kaiſermanöver von 1907 beim dritten Bataillon des 55. Infanterieregiments und beim zweiten Bataillon des 14. Infanterieregiments vorgenommnen Erprobungen ſollen zu beſonders zufriedenſtellenden Ergebniſſen geführt haben.

Es mögen endlich noch aus dem Militäretat für 1908 die 80000 Mark hier Erwähnung finden, die für Ankauf von Kraftwagen bei den einzelnen Armeekorps uſw. gefordert werden. Daß wir ohne den mechaniſchen Zug zur Beförderung von Perſonen und Laſten bei der Ausdehnung der Schlachten in zukünftigen Kriegen und bei den hohen Anforderungen an die Bedürfniſſe des Nachſchubs für die ungeheuern Truppenmaſſen, die im Felde ſtehn werden, nicht auskommen, darf wohl als unbeſtrittne Tatſache angeſehen werden. Es iſt deshalb nur begreiflich, daß die Heeresverwaltung ſchon im Frieden auch in dieſer Hinſicht ihre Vorſorgen trifft. Verkleinerer unſrer Armeeeinrichtungen

behaupten immer, daß uns die Franzosen auf dem Gebiete des Militärautomobilwesens weit überlegen und dadurch für den Mobilmachungsfall besser vorbereitet seien. Der diesjährige Bericht des Budgetberichterstatters Messimy, der sich nur an Tatsachen hält, sowie die jüngsten Kammerverhandlungen über diesen wichtigen Gegenstand beweisen, daß wir mindestens auf derselben Höhe stehn wie unsre westlichen Nachbarn. Namentlich zeigt sich aus den angeführten französischen Quellen, daß die Armee weder über einen eignen großen Vorrat von Personen- und Lastautomobilen verfügt, noch daß das Stadium der Versuche mit den zuletzt genannten Kraftwagen beendet ist. An Personenautomobilen hat das französische Kriegsministerium seit dem Jahre 1906 überhaupt nur neun Wagen. Im Jahre 1907 sollten weitere Anschaffungen gemacht werden, und es waren dazu von der Kammer 28000 Franken bewilligt worden. Es stellte sich aber im Laufe des Jahres heraus, daß mehr als 20000 Franken auf Ausbesserungen und den Unterhalt der vorhandnen neun Wagen verwandt werden mußten, sodaß an den Ankauf neuen Materials nicht gedacht werden konnte. Diese Absicht will nun die französische Heeresverwaltung überhaupt zunächst ganz aufgeben; sie will nur noch Personenautomobile mieten und fordert deshalb im Etat für 1908 den Betrag von 50000 Franken, den man in der Höhe zwischen 1500 und 4000 Franken auf die einzelnen Armeekorps verteilen will, um diese in die Lage zu setzen, den eignen Stab und die unterstellten höhern Stäbe mit ermieteten Kraftwagen zu versehen. Auch mit dem Vorrat an Lastautomobilen für militärische Zwecke sieht es bei den Franzosen nicht sonderlich gut aus. Der Kriegsminister hat erst neulich erklärt, daß die Erprobungen der verschiednen Typen noch nicht abgeschlossen seien. Auf der andern Seite berechnet Messimy in seinem schon erwähnten Bericht, daß die französische Armee im Kriegsfalle für jedes Korps etwa 150 Lastautomobile gebrauche, daß deshalb insgesamt etwa 5000 solcher Wagen entweder im eignen Besitz des Heeres sein oder durch Requisition beschafft werden müßten. Nach der neusten Zählung seien aber heute im ganzen Lande nur etwa 700 schwere Motorwagen vorhanden, und auch von ihnen sei noch nicht erwiesen, daß sie sich sämtlich für militärische Zwecke eigneten. Gegenüber diesen einwandfreien Angaben über den Stand und den Bestand des französischen Militärautomobilwesens verlieren die günstigen Berichte über die vierzig Lastautomobile, die auf Aufforderung des Kriegsministers zu den Herbstübungen des Vorjahres beim 18. Armeekorps von verschiednen Fabriken zur Verfügung gestellt worden waren, an Bedeutung. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Erfahrungen, die mit diesen Wagen für das Verpflegungswesen im Felde gemacht wurden, an sich nicht etwa von hohem Werte gewesen sind. Aber auch die bei uns auf Anordnung des Kriegsministeriums unternommnen und vom Kommando der Verkehrstruppen bei der großen Belagerungsübung von Posen im September 1907 geleiteten Versuche mit 21 Lastwagen und 39 Anhängern haben in hohem Maße befriedigt und gezeigt, daß wir auf dem Gebiete der militärischen Automobilverwertung unsern

Nachbarn nicht nachstehn. Bei dieser Übung waren die Wagen in zwei Kolonnen geteilt, eine leichte und eine schwere. Die „leichte Kolonne" setzte sich aus 4 Benzinwagen mit je 3 Anhängerwagen, aus 3 Benzinwagen mit je 2, aus einem Benzinwagen mit einem und aus 2 Dampfwagen mit je einem Anhängerwagen zusammen. An ihrer Spitze stand der neue Daimlerzug. Der Motorwagen, der erste, der in Untertürkheim für die Verkehrstruppen gebaut worden ist, hat sowohl Vorder- als Hinterradantrieb. Ferner war dieser Kolonne noch ein Büssingomnibus beigegeben, der hauptsächlich zur Beförderung des Bureaupersonals dienen sollte. Die „schwere Kolonne" bestand aus einem N. A. G.-Wagen mit 2, einem Siemens-Schuckertwagen mit 5, 3 Straßenlokomotiven mit je 2 Anhängerwagen und einer solchen mit einem Anhänger. Die vorgesehenen Tagesleistungen betrugen für die leichte Kolonne 100, 80 oder 60 Kilometer, je nachdem hügliges oder bergiges Gelände zu überwinden war; die schwere Kolonne hatte entsprechend 60, 45 oder 30 Kilometer zu fahren. Die Resultate sollen die Erwartungen übertroffen haben.

Aber die deutsche Heeresverwaltung will bei diesen Ergebnissen durchaus nicht stehn bleiben, sondern weitere Erfahrungen sammeln und die Erprobungen mit immer wieder verbessertem Material fortsetzen. Daneben geht das Bestreben, für den Mobilmachungsfall genügend Fahrzeuge aus Privatbesitz zur Verfügung zu haben. So will das Kriegsministerium jetzt durch Gewährung von Prämien zum Ankauf sowie zur Unterhaltung des Wagens beitragen, wenn sich die Besitzer verpflichten, die Fahrzeuge dauernd in einem kriegsbrauchbaren Zustande zu erhalten, der Heeresverwaltung ein gewisses Beaufsichtigungsrecht einzuräumen und die Wagen im Bedarfsfalle zur Verfügung zu stellen. Auf Grund praktischer Erfahrungen würde es sich um Wagen von etwa 24 bis 45 Pferdestärken handeln, da diese es gestatten, auf guten Wegen Anhängerwagen mitzunehmen. Als Betriebsmittel ist Benzol vorgeschlagen, das bekanntlich ein deutsches Produkt ist.

Eine Denkschrift aus dem Jahre 1850

über den Aufenthalt des Prinzen von Preußen in Koblenz

Wir sind in der Lage, im nachstehenden eine bedeutsame historische Denkschrift aus dem Jahre 1850 zu publizieren, die die Inopportunität des Aufenthalts des Prinzen von Preußen, nachmaligen Kaiser Wilhelm des Ersten in Koblenz und den schädigenden Einfluß des dort herrschenden Systems nachzuweisen versucht. Wie bekannt, stand der Prinz der Politik seines Bruders, des Königs Friedrich Wilhelms des Vierten, nicht durchweg sympathisch gegenüber. Sie schien ihm nicht konsequent und kraftvoll genug und den nationalen Aspirationen Preußens

nicht Rechnung tragend. Die Differenz war zeitweise unüberbrückbar, und es fehlte nicht viel, daß es zu einem dramatischen Abschlusse kam. Eine Katastrophe herbeizuführen, lag aber dem weichen Charakter des Königs Friedrich Wilhelms des Vierten fern, und so kam es, daß schließlich immer ein Modus vivendi gefunden wurde.

Unter der Verschiedenheit der politischen Anschauung der beiden königlichen Brüder hatten in erster Linie die Staatsminister Friedrich Wilhelms des Vierten zu leiden, in den Fragen der auswärtigen Politik also der Freiherr von Manteuffel, dem der Prinz von Preußen scharfe Vorhalte machte, die der Minister mehrfach in aller Ehrerbietung als sachlich unbegründet zurückweisen konnte. Das war auch nicht schwer, da der Prinz, vielfach fern von der politischen Zentrale lebend, in die geheimen Gänge der auswärtigen Politik nicht eingeweiht war.

Kein Wunder, daß das Auftreten des Prinzen den verantwortlichen Ratgebern des Königs, sagen wir also der strengen Regierungspartei ein Dorn im Auge war, und daß sie alle Hebel in Bewegung setzte, um den Einfluß des Prinzen von Preußen ungefährlich zu machen. In diesem Lager ist der Verfasser der nachstehenden Denkschrift zu suchen, die allerdings nicht ohne Animosität geschrieben ist. Man fühlt heraus, daß der Verfasser mitunter über das Ziel hinausschießt und den Kampf mit Windmühlen führt. Die Aufzeichnung bleibt nichtsdestoweniger eine beachtenswerte Staatsschrift, die in einer neuen Biographie des Kaisers Wilhelms des Ersten nicht ungewürdigt bleiben kann. Der Name des Verfassers ist nicht bekannt. Vielleicht ist es der preußische Gesandte in St. Petersburg, Herr von Rochow, der, nachdem Preußen den Bundestag in Frankfurt am Main wieder beschickte, als preußischer Bundestagsgesandter ernannt wurde mit der Aufgabe, seinen Legationsrat, Herrn von Bismarck-Schönhausen, für seinen neuen politischen Beruf vorzubereiten. Die Denkschrift lautet:

Der Einfluß, welchen die Anwesenheit eines Prinzen des Königlichen Hauses in einer von der Haupt- und Residenzstadt entfernt gelegenen Provinz ausübt, legt durch seine Bedeutsamkeit der Regierung die Verpflichtung auf, solchen Einfluß sich entweder wenn förderlich ihren Interessen ganz zu assimilieren, oder wenn hinderlich an der Stelle zu beseitigen.

Es ist der Wunsch, daß durch die nachfolgende Darstellung die Notwendigkeit erhellen möge, den Aufenthalt Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen und Seiner Gemahlin in Koblenz möglichst bald abzukürzen.

Die unumwundene Aussprache dieser Ansicht wird jedoch mit der ausdrücklichen Verwahrung bevorwortet, daß der erhabene und reine Charakter des Prinzen den Konsequenzen fremd ist, welche von seiner Umgebung unter dem Schilde des prinzlichen Namens verfolgt werden, indem sie denselben zu einem Sammel- und Brennpunkte der Opposition mißbrauchen.

Der Zugang zu sicheren Ausgangspunkten für die Darlegung ist zwar sehr beschränkt, allein die mehrfachen Mitteilungen zuverlässiger, dem Königlichen Hause ergebener Männer sowie eine eben erfolgte mündliche Rücksprache mit einem älteren

in der Nähe von Koblenz lebenden und der dortigen Verhältnisse kundigen Offizier haben doch möglich gemacht, Data vorlegen zu können, welche wegen ihrer verschiedentlich bestätigten Wahrheit eine ernste Beachtung und baldige Folgerung verdienen dürften.

Obwohl das preußische Gouvernement in den Rheinlanden für jedes Element der öffentlichen Wohlfahrt mehr getan hat, als je eine weltliche oder geistliche Herrschaft, der diese Gebiete im Laufe der für sie so wechselvollen Zeiten untergeben waren, obwohl den höheren und gebildeteren Klassen durch die Teilnahme an den Ämtern und Stellen eines großen Staats eine ihnen früher unbekannte Aussicht auf Ehre und Auszeichnung eröffnet ist, so haben doch die Rheingegenden sich nie ganz und freiwillig als einen integrierenden Teil der preußischen Monarchie betrachtet. Die Verkennung solcher Wohltaten hat ihren Grund in dem Übermute, welchen eine unvergleichliche Lage und außerordentliche Prosperität des Bodens einem leicht beweglichen und überwiegend materiell gesinnten Volke eingeflößt hat, solche Undankbarkeit beruht auf der übertriebenen Meinung, welche man am Rheine von der Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Provinz für den Hauptstaat hegt. Die dortige Bevölkerung ist mancher trefflichen Eigenschaften ungeachtet im hohen Grade verwöhnt, eitel und selbstsüchtig, sie glaubt den alten Provinzen schon dadurch eine große Ehre zu erweisen, daß sie mit ihnen in demselben politischen Verbande steht.

Dieser Hochmut wuchs, als nach den Märzstürmen in die Gesetzgebung ein rheinisch-belgisch-französischer Liberalismus eindrang und die historischen Eigentümlichkeiten der älteren Provinzen sowie das alte deutsche Element einer auf rheinischer Anschauung nivellierenden Verwaltung und Organisationsmacherei einstweilen weichen mußten. Die Rheinländer konnten sogar den Wahn hegen, ihre provinziellen Maxime seien für immer zur Geltung gebracht, als die Ministerstellen mit Rheinländern besetzt waren, denen die auf dem Heldenruhme seiner Fürsten ruhende und stolze Geschichte Preußens eben so fremd war wie der bewährte, dem Königlichen Hause treu ergebene Sinn der Bewohner in den älteren Provinzen.

Als daher seit dem November 1848 die zerrütteten Verhältnisse des Vaterlandes durch ein Ministerium hergestellt und neu geordnet wurden, in dem der rheinische Typus weder nach Personen noch nach Grundsätzen vorherrschte, fühlte sich die rheinische Eitelkeit durch die Beseitigung ihrer vermeintlichen Vorzüge schwer verletzt. Nur die äußere Politik hatte noch Sympathien in der Rheinprovinz, solange sie die Prinzipien der Frankfurter Nationalversammlung acceptierte. Zu solcher mehr sachlichen Neigung für jene Politik war auch persönlicher Egoismus hinzugetreten, da die Mehrzahl der beredten oder vielmehr redelustigen Verteidiger, dem Rheinlande und Westfalen angehörig, durch die totale Durchführung dieser sogenannten deutschen und doch so wenig deutschen Eigentümlichkeiten berücksichtigenden Politik Hoffnungen auf Ehren und hohe Stellen von ihren Dienstleistungen her erheben durften.

Die Novembertage des vorigen Jahres haben derartige Aussichten und Erwartungen von einer augenblicklichen Erfüllung verdrängt, allein das Vertrauen auf einen neuen und baldigen Umschwung ist noch wach, und die Unterhaltung dieses Gedankens macht eben den prinzlichen Aufenthalt in Koblenz für eine Befestigung des jetzigen Regierungssystems so bedenklich.

Der Regierungspolitik gegenüber ist in Koblenz ein Zentralpunkt für ein in Opposition mit der Regierung stehendes System gebildet. Denn selbst bei der Gewißheit, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz zu loyal ist, um eine Opposition gegen seinen Königlichen Herrn und Bruder zu fördern oder auch nur zu dulden, falls er sich deren Tragweite und Gefährlichkeit klar bewußt würde, so läßt sich doch nicht verkennen, daß Er eben durch seine Persönlichkeit und Stellung vielfach eine regierungsfeindliche Richtung verstärkt hat, welche von der Prinzessin mit vollem Bewußtsein und in der Absicht eingeschlagen ist, für ihren Gemahl und sich ein höheres Ansehn und eine größere politische Bedeutung, als jetzt eingenommen wird, zu erlangen. Die öfteren, wie man sagt von anderen untergelegten Reden des Prinzen über Preußens Ehre und Patriotismus haben zu dem bereits laut ausgesprochenen Schlusse geführt, daß nur der Prinz den richtigen Begriff von Preußens Ehre und deren Wahrung habe. Der Prinz wird als der wahre Höhepunkt des preußischen Glücks, als der Liebling des Heeres, als die Bewunderung der Nation hingestellt. In rheinischen Lokalblättern und soweit tunlich an geeigneter Stelle mündlich wird die Nachricht oft wiederholt, Seine Majestät der König hege die Absicht, die Regierung niederzulegen. Mit dieser Unwahrheit ist bereits zweierlei erreicht: die Sympathien für den regierenden Allerhöchsten Herrn zu schwächen, für den präsumtiven Nachfolger dagegen zu steigern. Um dem Gerüchte einen leichteren und zusagenderen Eingang zu verschaffen, wird hervorgehoben, daß Seine Majestät der König, durch äußere Umstände zu der gegenwärtigen Politik genötigt, deren Unhaltbarkeit einsehe, verstimmt und verdrießlich über die Nichterfüllung seiner eigensten Wünsche und Gedanken, aber durch eingegangene Verbindlichkeiten mit den östlichen Mächten selbst außerstande, das frühere System wieder aufzunehmen, solches von dem Thronfolger hoffe. Es ist ferner versucht und geglückt, in die Offizierkorps eine Spaltung zu bringen durch den formulierten Unterschied zwischen den Offizieren, welche dem rechtmäßigen Kriegsherrn anhängen, und denen, welche einer liberalen Richtung zugetan sind, die man durch den Namen des Prinzen zu heben sucht. Die wegen des hergestellten Friedens fehlgeschlagenen Aussichten auf Avancement hatten unverkennbar eine große Mißstimmung in der Armee hervorgerufen, welche von neuem hervorgetreten ist, als auch im März und am 31. Mai dieses Jahres die vielfach unterstützten Hoffnungen unerfüllt blieben.

Durch solche Umstände ist die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und die Hoffnung auf eine angebliche Besserung durch den Prinzen genährt, von dem man ein der allgemeinen Stimmung mehr nachgiebiges System mit günstigeren

Konsequenzen erwartet. Die Verstimmung führt leider öfter zu taktlosen Äußerungen, welche einen Fremden zu dem Schlusse berechtigen, daß der einheitliche Geist der Armee nicht mehr überall in der früheren Stärke vorhanden sei.

Die vielfach verbreiteten Einzelheiten über und aus dem Leben der Prinzessin von Preußen mögen hier unerwähnt bleiben; nur die eine Tatsache muß als Kriterium der Koblenzer Agitation hervorgehoben werden, daß in allen politischen Gesprächen und Unterredungen von der Prinzessin geltend gemacht wird, wie durch die konstitutionelle Staatsverfassung dem Talente, dem Ehrgeize und der Bildung ein ungleich größeres und hoffnungsreicheres Feld der Tätigkeit eröffnet werde, als durch jede andere Staatsform. Aus der vorherrschenden Hinneigung der Rheinländer zu einer konsequenten Durchführung des französisch-belgischen Liberalismus und aus der Unzufriedenheit so vieler Beamten aus dem Zivil- und Militärstande, denen die aus einem solchen Munde erweckten Hoffnungen für eine bessere Lebenssituation die unbedingteste Ergebenheit motiviert, läßt sich leicht ermessen, warum der Anhang bereits so bedeutend und so tätig für eine weitere Ausbreitung geworden ist.

Die Rheinländer rühmen das große Talent der Prinzessin, sich populär zu machen, die treu gebliebenen Patrioten tadeln dagegen die Geschicklichkeit, jedes unzufriedene und verstimmte Gemüt sowie jede zwischen Pflicht und augenblicklichem Gewinn schwankende Persönlichkeit zu sich herüberzuziehen. So hat eine Anzahl der für einen bestimmten Zweck und ein vorgestecktes Ziel betörten Menschen die Schar derer am Rhein vermehrt, welchen der Widerspruchsgeist und die Oppositionstätigkeit gegen die Königliche Regierung fast angeboren, wenigstens von früher Jugend angelernt ist — eine Koalition, deren Ursprung und Tendenz notwendigerweise nachteilig auf die Stellung der damit in Verbindung gebrachten höchsten Herrschaften rückwirkt.

Daß die im Munde der rheinischen Bevölkerung umlaufenden Äußerungen der Prinzessin von Preußen wirklich alle in der Ausdehnung und Schärfe gemacht sind, wie sie mit sichtlicher Freude wiederholt werden, bezweifeln wir gerne; allein der Umstand, daß sie als wahr angesehen werden, beweist die Gefahr, für das Gouvernement in Koblenz länger einen Zentralpunkt zu dulden, welcher der Opposition eine Unterstützung leiht.

Zu den Anhängern und tätigen Arbeitern für jenes System gehören in Koblenz der Oberpräsident von Auerswald, Obrist von Griesheim, Obrist Fischer, General a. D. von Bardeleben, Oberpräsidialrat Braunemann, Hofdame Gräfin Oriolla, der Generalarzt und Intendant des achten Armeekorps, sowie die Adjutanten des Prinzen — in Köln der Regierungspräsident von Möller — in Trier General von Bonin, welcher jedoch neuerdings zu konservativeren und regierungsfreundlicheren Ansichten sich bequemen soll.

Oberpräsident von Auerswald, an und für sich regierungsfeindlich durch seine politische Richtung und seine Antezedentien, wird außerdem als unfähig zu seiner hohen Stellung bezeichnet; er ist zu bequem, um den Beruf in seiner

ganzen Wichtigkeit zu erfüllen, und zu sehr Lebemann, um seine Pflicht als Diener des Königs in dem Zurückziehen aus einer dem Königlichen Ansehen entgegenwirkenden Geselligkeit zu erkennen, die ihm freilich Annehmlichkeiten und Anerkennung darbietet. Obrist von Griesheim ist durch Klugheit und Geschicklichkeit jedenfalls das bedeutendste Mitglied der Partei.

Allein auch außerhalb des rheinpreußischen Gebiets hat die Koblenzer Agitation einen der Regierung schädlichen Einfluß geübt, so namentlich in den für preußische Interessen so wichtigen Städten Mainz und Frankfurt. In Mainz, wo General von Schack mit der größten Klugheit, unnachsichtigen Strenge und feinem Takt alle die vielen aus den dortigen Verhältnissen entstehenden Auswüchse beseitigt, und in Frankfurt, wo unverkennbar das Vertrauen zu Preußen seit Beschickung des Bundestages wieder gehoben ist, wird durch die unaufhörlichen Koblenzer Agitationen eine Durchführung der jetzigen Politik sehr erschwert. Soll sie fest und energisch in einem Sinne und nach einem leitenden Prinzipe zur Geltung gebracht werden, so darf in Koblenz nicht länger ein Lager geduldet werden, welches, gestützt auf eine konservativen Grundsätzen abgeneigte Bevölkerung und auf Ansammlung von Unzufriedenen jeder Gattung, dem Berliner Zentralpunkte, ja Preußens wahrem Wohle beharrlich und leider nicht ohne Erfolg entgegenarbeitet.

Internationale Wirtschaftspolitik

Rudolf Kobatsch empfiehlt in seinem Buche: Internationale Wirtschaftspolitik (Wien, Manzsche Hof- und Universitätsbuchhandlung, 1907), den mit diesem Titel bezeichneten Teil der Staatswissenschaften als eine besondre Disziplin zu behandeln, und sein Buch ist auch schon ein Lehr- und Handbuch dieser Disziplin. Die Handelspolitik pflegt zwar schon längst als ein gesonderter Teil der Nationalökonomie dargestellt zu werden, aber sie deckt sich nicht mit dem, was Kobatsch meint. Denn sie umfaßt auch den Binnenhandel, und andrerseits beschränkt sich der wirtschaftliche Zusammenhang der Völker und Staaten untereinander nicht auf den Güteraustausch; es kommen der Menschen- und der Kapitalienverkehr hinzu, und der zweite übertrifft heute schon dem Geldwerte nach den Warenaustausch, der im Jahre 1905 rund 100 Milliarden (Druckfehler: Millionen!) Mark betrug, um das Doppelte. Wie der Verfasser nach einem Bericht in der Statistique internationale des valeurs mobilières mitteilt, belief sich die Gesamtsumme dieser Werte im genannten Jahre auf 570 Milliarden Franken; davon befanden sich 345 Milliarden im Besitz der eignen Staatsangehörigen der Emissionsländer, während 225 Milliarden im Auslande untergebracht waren. Die neue Disziplin wird definiert als „die

Lehre von der Entwicklung und den Gesetzen jener Anschauungen, Bestrebungen, Maßnahmen des Staates und der Einzelpersonen, die sich auf den Personen- und den Sachverkehr eines Landes (einer Nationalwirtschaft) mit dem Auslande beziehen, und die, insoweit der Staat (Gesetzgebung und Regierung) in Betracht kommt, diesen Verkehr im allgemeinen Interesse der eignen Nationalwirtschaft zu beeinflussen und zu regeln suchen". Im Vorwort bringt Kobatsch den Befähigungsnachweis für die Aufgabe, die er sich gestellt hat. Er hat sich in den Seminarien von Karl Menger, Inama-Sternegg, Böhm-Bawerk und Philippovich sowie im Kommunaldienst der Stadt Wien und als Konzipient der Niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer vorbereitet, ist jetzt erster Sekretär des Niederösterreichischen Gewerbevereins und hat in dessen Auftrage sowie auch selbständig die österreichische Monarchie und das Ausland bereist, um sich über die wirtschaftlichen Zustände und Verhältnisse zu unterrichten.

In langen methodologischen Abhandlungen kommt er zu dem Ergebnis, daß die Internationale Wirtschaftspolitik, da sie nicht feste und unveränderliche Dinge, sondern fließende Zustände, deren jeder seine Ursachen in den vorhergegangnen hat, zum Gegenstande habe, entwicklungsgeschichtlich behandelt werden müsse, und er zeigt in einer besondern Reihe von Kapiteln, wie das geschehen könne. Entwicklung setzt ein Ziel voraus, und dem Verfasser schwebt, wie wir sehen werden, ein solches vor; noch so lange Reihen von Veränderungen, die keinem erkennbaren Ziele zustreben, dürfen nicht Entwicklung genannt werden. Der praktische Staatsmann nun wird sich zwar die entwicklungstheoretische Darstellung gern gefallen lassen, der bequemen Übersicht wegen, die jede systematische Gliederung des Stoffes gewährt, und weil gerade diese sowohl den Erkenntnistrieb wie das ästhetische Bedürfnis befriedigt. In der Praxis aber wird er wohl noch lange Zeit reiner Opportunist bleiben, d. h. jedesmal die Maßregel ergreifen, die augenblicklich dem eignen Staate oder der eignen Volkswirtschaft am wenigsten zu schaden oder am meisten zu nützen scheint. Seiner entwicklungstheoretischen Überzeugung, falls er sie gewonnen haben sollte, wird er höchstens in der Weise Rechnung tragen, daß er von zwei im übrigen gleichwertigen Maßregeln die wählt, die der erkannten oder angenommnen Entwicklungstendenz am besten entspricht oder wenigstens nicht widerspricht. Wie wir sogleich sehen werden, mutet auch Kobatsch dem praktischen Politiker kein andres Verhalten zu. Der eigentliche Stoff der vorgeschlagnen Wissenschaft nun wird in folgenden Hauptabschnitten abgehandelt: Internationaler Personenverkehr; Internationaler Sachverkehr; Zollpolitik (als Wirkung der Interessenkonflikte im internationalen Warenverkehr); Entwicklungsgesetze der internationalen Wirtschaftspolitik; Entwicklungsstufen der internationalen Wirtschaftspolitik; Internationalismus.

Mit dem letzten Worte ist das Ideal des Verfassers ausgesprochen, das er schon von vornherein angekündigt hat, und das dann die Reihenfolge der

Entwicklungsstufen ganz von selbst ergibt. Nur will er damit keineswegs irgendwelchen Doktrinarismus empfehlen und lehnt sogar das Wort Ideal ab, wofern man darunter eine unverbrüchliche Norm für die Praxis verstehn wollte. Er schreibt: „Man verstehe unter dem Begriffe »Interessengemeinschaft« [der die Entwicklung offenbar zustrebe] keine prästabilierten Harmonien im Sinne Leibnizens, keine harmonies économiques im Sinne Bastiats; überhaupt kein Programm, kein Ideal, kein Sein, sondern ein Werden; keinen Zustand, sondern Entwicklung, den kurzgefaßten Ausdruck für zwei entwicklungsgeschichtliche Tatsachen: 1. Im wechselseitigen Verkehr der Nationalwirtschaften gab es immer und gibt es neben zahlreichen, sich stetig vermehrenden Gegensätzen auch zahlreiche, ebenso stetig wachsende Gemeinschaften der Interessen; 2. die Gemeinschaften wurden im Verlaufe der Geschichte zusehends stärker als die Gegensätze. In dem Worte Interessengemeinschaft ist nicht das zweite sondern das erste Wort zu betonen. Es soll nicht Gemeinschaft um jeden Preis angestrebt werden, mit utopischer Begeisterung für weltverbrüdernde Ideen; nein, in der trocknen, nur allzu realistischen Wirtschaftspolitik entscheidet die nüchterne Überlegung, das Interesse, der Nutzen. Nur wenn man in zwei Nationalwirtschaften die Überzeugung gewinnt, daß irgendwelche gegenseitige Verkehrsakte im Interesse beider besser einverständlich geregelt, als im Kampfe entschieden werden, nur dann liegt wahre internationale Interessengemeinschaft vor." Das letzte Kapitel des Abschnitts über den Personenverkehr, „Einwanderungspolitik", schließt mit dem Ergebnis, das Ende der Entwicklung könne kein andres sein als völlige Freiheit des Zutritts und des Aufenthalts Fremder im Inlande und ihre Gleichstellung in wirtschaftlicher und persönlicher Hinsicht mit den Nationalen, „wenigstens soweit die Staaten in Betracht kommen, die unsrer Kulturgemeinschaft angehören. Ausnahmen von diesem Grundsatze wird man nur gelten lassen, wenn es sich um die Wehrpflicht, um politische Rechte und Pflichten, um Verbrecher und — vielleicht — um »politisch lästige« Ausländer handelt." So weit, scheint es, sind wir wohl heute schon, da Rußland noch nicht im vollen Sinne des Worts zu unsrer Kulturgemeinschaft oder, wie man jetzt gewöhnlich sagt, zum europäisch-amerikanischen Kulturkreise gehört.

In den Kapiteln über die Zollpolitik werden die Gründe und Argumentationen der Schutzzöllner und der Freihändler ausführlich dargelegt und kritisiert. Es wird zugestanden, daß Schutzzölle an ihrem Ort und zu ihrer Zeit notwendig sind, zugleich aber nachgewiesen, daß die Schutzzollpolitik ihrer eignen Aufhebung zustrebt, und zwar auf verschiednen Wegen, u. a. dadurch, daß sie die Entstehung von Trusts und Kartellen begünstigt, die aus einem Lande ins andre übergreifen, ferner dadurch, daß die Fabrikanten des „geschützten" Landes, wo der Schutz die Preise der Fabrikate und damit die Arbeitslöhne in die Höhe treibt, Filialen in den Ländern ihres Absatzmarktes anlegen, wo die Arbeitslöhne niedrig sind, und von dort aus der Heimat

Konkurrenz machen. Andrerseits wandern auch Unternehmer und Kapitalien in die geschützten Länder ein, und gerade dieses hat Rußland, das nur mit ausländischen Gehirnen, Händen und Kapitalien eine eigne Industrie begründen konnte, mit seiner Schutzzollpolitik beabsichtigt. Was die Syndikate und Trusts betrifft, so zählt Kobatsch eine lange Reihe solcher auf, die schon international geworden sind. Nur ein Beispiel! „Das internationale Spiegelglassyndikat umfaßt nach der Frankfurter Zeitung alle Gesellschaften, die ihre Werkstätten in Belgien, Frankreich, Deutschland, Österreich, Italien und Holland haben. Die Fabrikanten aller Gruppen kommen viermal im Jahre in Brüssel zusammen, um über eine etwa notwendige Einschränkung der Produktion zu beraten. Ein aus drei Mitgliedern bestehendes Schiedsgericht kontrolliert das Innehalten der Kontingente; für Überschreitung sind 50000, im Wiederholungsfalle 100000 Franken Buße zu zahlen; jeder Kontrahent hinterlegt 100000 Franken Kaution. Der Syndikatsvertrag ist 1904 auf fünf Jahre geschlossen worden. Das Syndikat regelt die Preise und Verkaufsbedingungen für die fertigen Produkte wie für Rohwaren. [?] Den Verkauf besorgen die Organisationen: Verein deutscher Spiegelglasfabriken, Comptoir de vente français, Bureau de St. Gobain, Bureau des glaces nationales Belges, und die Bureaus der übrigen Länder. Aus den Bevollmächtigten der Fabrikanten wird ein Zentralausschuß gewählt, der aller drei Monate in Brüssel tagt. [Diese Ausschußsitzungen werden wohl mit der oben erwähnten Vierteljahrszusammenkunft gemeint sein.] In Brüssel wurde ein Zentralbureau eingesetzt, dessen Direktor statistische Daten zu sammeln und über die Einheitlichkeit der Beschlüsse [nicht vielmehr über deren Ausführung?] zu wachen hat." Also das sind einige der Verfahrungsweisen, mit denen die Syndikate alle Zollschranken illusorisch machen, was immer noch besser ist, als wenn sie sich durch Erhöhung der Inlandpreise für ihre Fabrikate (die natürlich Erhöhung des Arbeitslohnes nicht bloß im eignen Gewerbe zur Folge haben, wodurch die Produktenpreise aufs neue gesteigert werden) in den Stand setzen, im Auslande wohlfeil zu verkaufen und so den Zoll illusorisch zu machen, mit dem sich der konkurrierende Staat für die Zollerhöhung des andern rächt.*) Genügen diese Tatsachen nicht, die Regierungen zu Verständigungsversuchen zu bewegen, so dürfte der verhängnisvolle und — wenn Lachen bei einer so ernsthaften Sache erlaubt wäre — einigermaßen lächerliche Zirkel einige Wirkung üben, den Kobatsch aufdeckt. „Wachsende auswärtige Interessen, daher wachsende Ausgaben für Heer und Flotte zum Schutze dieser Auslandsinteressen; infolgedessen neue und höhere Abgaben, darunter die Zölle, die den durch sie mittelbar zu schützenden Außenhandel

*) Die Zollpolitik findet man auch sehr gründlich behandelt in dem soeben bei J. C. B. Mohr in Tübingen erschienenen zweiten Teile des zweiten Bandes (Volkswirtschaftspolitik) des Grundrisses der Politischen Ökonomie von Professor Dr. Eugen von Philippovich. Geheftet 9, gebunden 10 Mark.

eigentlich schädigen." Diese Schädigung vermehrt die Zahl der schutzbedürftigen Interessen, was eine neue Steigerung der Militär- und Flottenausgaben, neue Schädigung, neues Schutzbedürfnis und so weiter in infinitum zur Folge hat. „Im Jahre 1900 betrugen die statistisch erfaßbaren Zolleinnahmen aller Staaten der Welt 3854 Millionen Mark; in den größern Staaten der Welt wurden im Jahre 1903 für Heer und Flotte 5868 Millionen Mark ausgegeben. Es muß der Zeitpunkt kommen, da die Ausgaben für die Verteidigung zu Land und zu Wasser nicht mehr erhöht werden können, weil die Staaten weder im Inlande noch im Auslande genügende freie Kapitalien zur Aufnahme neuer Rüstungsanleihen finden, oder mit solchen der nationalen Volkswirtschaft zu viel Kapitalien entziehen, also die Triebkraft der Rüstungen selbst schwächen und somit gezwungen sein werden, von weitern Rüstungen abzustehn und sogar abzurüsten. Zwar wird man kaum vermuten dürfen, daß die maßgebenden Politiker und die wirtschaftlichen leaders der Staaten in absehbarer Zeit zum Entschluß einer Wendung gelangen — aus purer Friedensliebe geschieht das auf keinen Fall; auch wurzelt der Glaube, die auswärtigen Interessen des Staates könnten nur mit einem großen Aufgebot militärischer und maritimer Streitkräfte aufrecht erhalten werden, noch zu tief im Volksbewußtsein. Nur allmählich, durch unausgesetzte Friedenspropaganda, vor allem aber durch die finanzielle Unmöglichkeit weiterer Rüstungen wird es gelingen, eine entscheidende Wendung herbeizuführen und einen Akt der internationalen Verständigung auch über die Rüstungsfrage zu erreichen."

Eine wunderschöne Beleuchtung erfährt die Zweckmäßigkeit des Zollschutzes und des mit diesem verbündeten militärischen Schutzes durch das Zusammentreffen folgender drei Tatsachen im Jahre 1906. Eisen gilt bekanntlich als ein Produkt, das vorzugsweise geschützt werden müsse, und zugleich ist es durch seine Verwendung in der Kriegsmarine (und für militärische Bahnlinien) eines der wichtigsten Schutzmittel geworden. Nun hat im Budgetausschuß der österreichischen Delegation der Marinechef am 5. Dezember 1906 erklärt, daß die Preise, die das Eisenkartell von der Kriegsmarine verlange, um 25 Prozent höher seien als die Preise, die es von Privatunternehmern fordere, und daß er, wenn er das Material aus Amerika beziehen dürfte, mit der geforderten Summe statt dreier Kriegsschiffe vier bauen könnte. Ein paar Tage darauf, am 9. Dezember, forderte der Marinesekretär der Vereinigten Staaten, daß es ihm gestattet werde, entweder die Panzerplatten für die zu bauenden Linienschiffe in Staatswerkstätten herstellen zu lassen oder sie aus dem Auslande zu beziehen, andernfalls sei man in Gefahr, „das Opfer privater Monopole" zu werden. Am 11. Dezember desselben Jahres endlich meldeten die Zeitungen, daß die italienische Regierung den Kontrakt auf Lieferung von 2100 Tonnen Panzerplatten für ein Linienschiff mit der amerikanischen Firma Midvale in Philadelphia abgeschlossen habe, und somit das Monopol für Italien, dessen sich die heimischen Terniwerke bis dahin zu erfreuen hatten, durchbrochen sei.

Wenn es so fort geht, wird sich vielleicht an den Professorenaustausch der von Kriegsschiffen reihen. So also sieht der berühmte Schutz der nationalen Arbeit mitunter aus, den die größten Patrioten, und das sind allemal die Besitzer der größten Kapitalien, so energisch zu fordern pflegen. In dem Kapitel über die Agrarzölle hatte Kobatsch gegen Adolf Wagner polemisiert. Dieser und seine Freunde seien „deshalb für den Agrarschutz, das heißt für die Erhöhung der Agrarzölle im deutschen Tarif des Jahres 1902 eingetreten, weil sie davon eine Besserung der Lage der Landwirtschaft, Verminderung der Landflucht und Verlangsamung des Tempos der mit großen wirtschaftlich-sozialen Gefahren verbundnen Industrialisierung erhofften. Diesen Zweck, den ein unabhängiger Volkswirt nicht unbedingt zu verwerfen braucht, hätte man vielleicht besser dadurch erreichen können, daß man zollpolitische Maßnahmen gegen die unleugbaren Auswüchse der Kartelle und Syndikate angewendet, vor allem der Regierung die Befugnis eingeräumt hätte, die Zölle auf die Produkte der Kartellindustrien aufzuheben oder zeitweilig herabzusetzen. Statt dieses offnen und klaren Schritts bewirkte man durch den forcierten Agrarschutz, daß sich die industriellen Anhänger des Hochschutzzolles mit den Agrariern verbanden, das Prinzip des solidarischen Schutzes der gesamten nationalen Arbeit proklamierten und auf diese Weise auch den Schutz der Kartelle sicherstellten. Das wird kaum die Industrialisierung verlangsamen, da die Agrarzölle die Lebensmittelpreise und dadurch die Arbeitlöhne erhöhen, die höhern Arbeitlöhne der Industrie demnach die Arbeiter nur um so kräftiger anziehen werden." In dem Abschnitt über die Kartelle kommt er darauf noch einmal zurück mit den Worten: Wagners Zweck „könnte mit weit größerm volks- oder allgemein nationalwirtschaftlichem Rechte durch zollpolitische Maßregeln gegen die Kartelle und Trusts angestrebt werden, und zwar immer nur für jene Produktionen, die international organisiert sind, und für jene Länder, auf die sich jene Organisation schon erstreckt".

Enthalten die mittlern Teile des Buches eine Menge interessanter Tatsachen, wovon wir soeben eine Probe mitgeteilt haben, so legen die letzten die Grundsätze der neuen Wissenschaft dar, die jedenfalls, auch wenn man nicht allen beistimmt, Beachtung verdienen. Als Gesetze, nach denen sich der internationale Verkehr entwickelt, werden angegeben: Relativität, das Zusammenspiel von Veränderung und Beharrung, der Wechsel der Differenzierung, die Interessenkonflikte erzeugt, mit der Integrierung durch entstehende Interessengemeinschaft. In der Relativität aller, auch der internationalen wirtschaftlichen Vorgänge und Verhältnisse liegt es, daß absolute Normen nicht aufgestellt, Entscheidungen, die für alle Zeiten und Staaten, unter allen Umständen giltig und bindend wären, nicht getroffen werden können. (Bekanntlich trifft das für die Politik überhaupt zu, ja für alle Regelungen menschlicher Dinge; nur in der Physik gibt es absolute Gesetze.) Doch müsse man sich auch hüten, in den dem dogmatischen Irrtum entgegengesetzten Irrtum zu verfallen und auf Normen ganz zu verzichten; sind die Bedingungen, unter denen gehandelt

werden soll, gegeben und bekannt, so lassen sich schon für den einzuschlagenden Weg Regeln aufstellen. Als die elementaren Tatsachen des internationalen Verkehrs, der die Regelung durch die Politik notwendig macht, werden angegeben: die natürliche Zunahme der Bevölkerung, deren Ausbreitung über das Land und ihre Verteilung in Dörfer und Städte; die internationalen Wanderungen; die Erfindungen und Entdeckungen; die Industrialisierung einzelner Länder; die Verfeinerung und Spezialisierung der Produktion; der ungleiche Fortschritt der Industrialisierung in den verschiednen Ländern; die Vervielfältigung der Bedürfnisse und die sich steigernde Sucht nach ihrer Befriedigung; die wechselseitige Abhängigkeit in der Bedürfnisbefriedigung, in die die Nationen mehr und mehr geraten; die dauernde Erlangung von Produktionsüberschüssen, die zur Ausfuhr zwingt; die Entstehung von Kapitalüberschüssen, die im Inlande keine Verwendung finden; die Entstehung und Steigerung sowohl von Interessenkonflikten wie von Interessengemeinschaften im internationalen Verkehr; die zunehmende Zahl und Bedeutung der Akte internationaler Verständigung; die zunehmende Internationalisierung auf allen Gebieten des Verkehrs. Neben diesen Grundtatsachen noch besondre Ursachen der Entwicklung der internationalen Wirtschaftspolitik abzuhandeln, wie Kobatsch tut, erscheint eigentlich überflüssig, doch kann man es gelten lassen, wenn er drei von den aufgezählten „Tatsachen": die Bevölkerungsüberschüsse, die Produktionsüberschüsse und die Kapitalüberschüsse als Hauptursachen oder „Faktoren" der Entwicklung hervorhebt. Unter den Mitteln der Entwicklung, von denen er spricht, stehen natürlich die Verkehrsmittel obenan. Wie mächtig deren Vervollkommnung auf den Güteraustausch und damit auf die gesamte nationale und internationale Wirtschaft einwirkt, macht er an einer Angabe über die Verbilligung des Getreidetransports (nach Alexander von Peez) anschaulich. Wenn angenommen wird, daß der Doppelzentner Weizen 12 Mark Transportkosten zu tragen vermag, so konnte der Weizen auf den alten, schlechten Straßen 100 Kilometer weit verfrachtet werden, auf der Eisenbahn nach dem alten Tarif 1500 Kilometer; nach dem jetzigen amerikanischen Tarif kann man ihn 4500 und zur See — immer für 12 Mark für den Doppelzentner — 25000 Kilometer weit verschicken. (Bekanntlich hat Thünen in seinem „Isolierten Staat" die Transportmöglichkeit als das behandelt, was innerhalb eines Landes sowohl die Wirtschaftsform wie die soziale Gliederung bestimmt.)

Die Entwicklungsstufen des internationalen Verkehrs charakterisiert Kobatsch durch ihre Benennung. Mit dem Worte Prähistorismus faßt er den prähistorischen Verkehr und den nur unvollkommen bekannten des frühern Altertums zusammen, der sich auf Tauschhandel mit Küstenfahrt und Karawanenreisen beschränkte. Es folgt der „Monetarismus" des mittlern und spätern Altertums und des Mittelalters. Die damalige Volkswirtschaft ist bekanntlich vorwiegend Naturalwirtschaft gewesen, aber da im internationalen Güteraustausch die Waren mit Bargeld, im spätern Mittelalter allerdings auch schon mit Wechseln, deren Valuta jedoch schließlich dem Empfangsberechtigten in bar

zufloß, bezahlt wurden, so ist die Bezeichnung nicht unpassend. Die Namen der folgenden Stufen bedürfen keiner Rechtfertigung oder Erklärung: Merkantilismus (sechzehntes, siebzehntes und die größere erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunders; Kobatsch schreibt merkwürdigerweise: 15./16. Jahrhundert; eher könnte man auch die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und noch ein Stück vom neunzehnten dazu rechnen); Liberalismus als Reaktion dagegen (seine ersten Theoretiker schreiben freilich in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, aber seine Praxis beginnt erst viel später — in England 1846 —, und niemals ist er in allen Kulturstaaten zur unumschränkten Herrschaft gelangt); Nationalismus oder nationaler Protektionismus als Reaktion gegen den Freihandel (beginnend um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, schreibt der Verfasser; eigentlich doch erst 1878); Kontinentalismus und (englischer) Imperialismus als Erweiterung des Nationalismus, und endlich als Endziel der Entwicklung, das zum Teil schon verwirklicht ist, der Internationalismus, der sich zugleich als Reaktion gegen die vorhergehenden und zurzeit noch herrschenden Systeme regt.

Sehr richtig bemerkt der Verfasser in Beziehung auf die Entwicklung der Nationalwirtschaften (was dann mutatis mutandis auch für die Weltwirtschaft gilt): „Wenn auch ein Staat, eine Nationalwirtschaft auf die höhere Stufe emporrückt, so wird der Charakter der frühern Stufe nicht sofort, und völlig vielleicht erst sehr spät, abgestreift; der Guß der neuen Form gelingt nicht fehlerlos, es bleiben Gräte, die erst nachher abgefeilt werden müssen. Im Industriestaat zum Beispiel werden noch lange agrarstaatliche Allüren beibehalten; daraus erklären sich die innerpolitischen Gegensätze in Beziehung auf den Außenhandel, und daher kommt es auch, daß, nachdem Industrie und Handel schon lange die Führung im Wirtschaftsleben übernommen haben, die Wirtschaftspolitik und oft auch die allgemeine Politik noch agrarischen Einschlag zeigt." Abgesehn von dem unpassenden „Guß" jedoch, einem Bilde, das aus der wirklich allein berechtigten biologischen Betrachtungsweise herausfällt, ist hierzu zweierlei zu bemerken. Der reine Industrie- und Handelsstaat ist zwar in England als vorläufig letzte Stufe erreicht, aber diese letzte Stufe als eine höhere oder höchste Stufe anzusehn, können wir uns aus bekannten Gründen nicht entschließen. Die Engländer selbst sehn sie nicht dafür an und mühen sich mit vergeblichen Experimenten ab, den untergegangnen Bauernstand wiederherzustellen. Unser Ideal ist der Listsche Agrikultur-Industrie-Handelsstaat, und wir sprechen nicht von agrarstaatlichen Allüren in einem Staate, der sich einer blühenden Industrie erfreut, sondern von dem berechtigten Interesse der Landwirtschaft in ihm, das freilich häufige Konflikte zwischen ihr und der Industrie erzeugen muß, sodaß diese Konflikte eine ebenso dauernde und unvermeidliche Lebenserscheinung im vollkommnen Kulturstaate bleiben müssen wie der Schnupfen im leiblichen Organismus der Menschen, die in der Zone der veränderlichen Niederschläge wohnen. Und zum andern: wenn der reine Industriestaat wirklich das Ende der Entwicklung aller Staaten wäre, so würden

unsre Nachkommen im einundzwanzigsten Jahrhundert zwar allstündlich ihre Hemden wechseln, allwöchentlich einen neuen Anzug anschaffen, ihre Wohnungen mit bric-à-brac vollstopfen, für hundert Mark eine ganze Gemäldegalerie kaufen oder eine Luftfahrt um die Erde machen können, aber weder Brot noch Fleisch mehr haben und darum freilich auch auf die vorgenannten Genüsse verzichten müssen, denn der allgemeine Hungertod würde der Herstellung wie dem Verbrauch der Industriewaren und der Beförderungsmittel ein Ende machen.

Im letzten Abschnitt, der den Internationalismus, also die Abschlußstufe und das wahrscheinliche Ziel der wirtschaftlichen wie der politischen Entwicklung darstellt, werden die privaten und die offiziellen Akte internationaler Verständigung behandelt. Unter anderm die mancherlei wissenschaftlichen Vereinbarungen wie die internationalen Kongresse für Astronomie, Geologie, Geodäsie, Tuberkulosebehandlung, Hygiene und Demographie, Irrenfürsorge, gewerbliche Berufskrankheiten, Versicherungswissenschaft, das Internationale Institut für Statistik, das Institut de droit international, die Internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft. Unmittelbar in die Praxis greift schon ein der Internationale Verband für Vereinbarung einheitlicher Prüfungsmethoden von Bau- und Konstruktionsmaterialien. Auch die Internationale kriminalistische Vereinigung wird nicht auf theoretische Erörterungen beschränkt bleiben, sondern die Rechtspflege aller Kulturstaaten kräftig beeinflussen. Ganz neue Perspektiven eröffnet der deutsch-amerikanische Professorenaustausch. Von vornherein wissenschaftlich und praktisch zugleich gedacht sind Einrichtungen wie das Internationale landwirtschaftliche Institut in Rom, das dem Verfasser zu einer hübschen Betrachtung Anlaß gibt über den verschiednen Klang, der das Wort „international" in den Ohren gewisser maßgebender Personen hat, je nachdem es sich auf ein Unternehmen der einen oder der andern Bevölkerungsschicht bezieht. Wenn die grüne Internationale über die Mittel zur Hebung des Getreidepreises (was andre Leute wieder Brotwucher nennen) berät, so handelt sie nicht bloß international, sondern höchst patriotisch zum Nutzen der eignen Nation. Vereinbarungen der goldnen Internationale gelten allermindestens für verdächtig und ihre Teilnehmer für vaterlandslos; die der roten Internationale aber sind entschieden antinational und bedeuten Vaterlandsverrat. (Auch die schwarze ist bekanntlich schlecht genug angeschrieben, doch berühren deren Operationen das Wirtschaftsleben nur wenig, unmittelbar keinesfalls.)

Interessant ist der Umstand, den Kobatsch hervorhebt, daß die zu allererst und vorzugsweise so genannte Internationale, die im Jahre 1864 zu London von den Häuptern der Sozialisten und Anarchisten gegründet wurde, verschwunden ist, ohne irgendwelche Wirkungen hinterlassen zu haben, sich als ein ganz unfruchtbares Unternehmen erwiesen hat. Ferner sind zu nennen der Handelsvertragsverein und der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein. Private und amtliche Tätigkeit haben zusammengewirkt, die internationalen Ausstellungen ins Leben zu rufen und durch internationale Beratungen die Sozialpolitik zu fördern. Zu der Einwendung gegen Vereinbarungen auf diesem Gebiete, daß jede Nation

im Arbeiterschutz nur so weit gehn könne, als es der Zustand ihrer Volkswirtschaft erlaubt, und daß sie durch Überschreitung dieser Grenze ihre Konkurrenzfähigkeit schädige, bemerkt der Verfasser: „Es ist wohl richtig, daß jedes Land Sozialpolitik nur im Rahmen und im Tempo seiner individuellen wirtschaftlichen Entwicklung treiben soll, dieses aber auch unbekümmert darum, ob andre Länder ihm sofort nachfolgen oder nicht. Vielmehr sollten zurückbleibende Länder angespornt werden, den fortgeschrittnen nachzueifern, durch die Erfahrung, daß sozialer Fortschritt auch wirtschaftlichen Fortschritt bedeutet." Ein Gegenstand dieses Gebiets, der von vornherein internationalen Charakter hat, ist die Behandlung des Versicherungsanspruchs ausländischer Arbeiter im Inlande. Unter den internationalen wirtschaftlichen Akten der Staaten sind die wichtigsten die Handelsverträge, die Niederlassungsverträge, die Abmachungen über die Bevormundung von Barbarenstaaten in der Finanzverwaltung, Rechtspflege und Polizei, der Weltpostverein, die Union zum Rechtsschutze des gewerblichen Eigentums, die Internationale Meterkonvention. Einen internationalen Giro- und Clearingverkehr hat der mitteleuropäische Wirtschaftsverein auf seinem Wiener Kongreß im November 1906 angeregt. In den Erörterungen über das internationale Recht wird bemerkt, der Berliner Handelsvertragsverein habe unzweifelhaft recht, wenn er fordere, „daß zunächst eine internationale Verständigung über die wichtigsten zolltechnischen Ausdrücke erzielt werde". Schon vorher hat er in Beziehung auf den Verkehr mit den Vereinigten Staaten geschrieben, was Europa von diesen verlangen könne (und müsse!), das sei die Einwilligung in eine klare, internationale Abmachung über die Zollformalitäten und über den Urheberrechtsschutz sowie die Unterwerfung unter ein internationales Schiedsgericht für Zollstreitigkeiten. Die Friedenskonferenzen und der ständige Schiedsgerichtshof im Haag sind ohne Zweifel als viel verheißende (wenn auch viel verspottete) Anfänge einer neuen Periode zu begrüßen. Am Schlusse stellt Kobatsch acht Leitsätze für die internationale Wirtschaftspolitik auf, deren erster lautet: „Es ist stets das Ganze des internationalen Verkehrs einer Nationalwirtschaft in Betracht zu ziehn, nicht etwa bloß der Warenhandel."

Unstreitig sind die von Kobatsch zusammengefaßten Materien sowohl nach Umfang und Wichtigkeit wie wegen ihres innigen Zusammenhangs untereinander geeignet, als eine besondre Disziplin behandelt zu werden, und diese neue Disziplin dürfte sehr rasch ein Übergewicht über viele andre Disziplinen gewinnen, denn aller leidenschaftliche Nationalismus vermag nichts gegen die Tatsache, daß sich die interdependence, auf die Herbert Spencers Biologie so großes Gewicht legt, im Völkerverkehr stetig machtvoller gestaltet und immer mehr das Leben jedes Einzelnen in ihren Bannkreis zieht. Carl Jentsch

Altjapaniſche Lyrik

Die chineſiſche Kultur iſt viel älter als die germaniſche, die japaniſche aber nur wenig. Die älteſten japaniſchen Literaturwerke ſind zwei Geſchichtsbücher aus einer Zeit, in der in Europa die germaniſche Völkerwanderung zur Ruhe kam und die Karolinger an die Spitze des Frankenreichs traten. Dieſe Geſchichtsbücher enthalten namentlich da, wo von den Kriegstaten und dem Liebesleben der Kaiſer und andrer Großen die Rede iſt, manches Lied. Brauchbare europäiſche Wiedergaben ſolcher Lieder gibt es erſt ſeit den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts; zunächſt haben ſich da engliſche Gelehrte verdient gemacht. Mit dem Beginn unſers Jahrhunderts iſt die deutſche Wiſſenſchaft auf dieſem Gebiete gleichwertig neben die engliſche getreten; namentlich der Forſchung, Darſtellung und Überſetzung von K. Florenz verdanken wir eine deutlichere Vorſtellung dieſer altöſtlichen Kunſt. Juſtus Leo hat nun ſoeben den Verſuch gemacht, in dieſer primitiven japaniſchen Lyrik, die fern von aller modernen Perſönlichkeitskultur iſt und offenbar — dies ergibt ſich aus der wiederholten Überlieferung desſelben Liedes zu verſchiednen angeblichen Entſtehungsgelegenheiten — volkstümliches poetiſches Gut zur Verbrämung des Herrſcherruhmes verwandte, wieder verſchiedne Kulturſtufen zu unterſcheiden. Wir halten den Verſuch für wohl durchführbar und geſtehen, daß in der Tat die Zeiten des ſiebenten und achten Jahrhunderts, die Leo darum von der noch ältern Zeit trennt, eine neuere, äſthetiſchere, kompliziertere, zum Teil abgeſchwächtere Lyrik in Japan geſehen haben müſſen als die Jahrhunderte davor. Dabei verkennen wir nicht, daß ſich die primitive volkstümliche Kunſt lebendig erhalten kann zugleich mit dem Heranwachſen einer anders gearteten Kulturdichtung. Das heute geſungne Tiroler Volkslied zum Beiſpiel enthält Tageliedmotive, die urſprünglicher und deren erſte Verwendung älter iſt als die ganze Tageliedpoeſie der Minneſinger.

Wir geben im folgenden nach Florenz und Leo*) Proben der älteſten japaniſchen Lyrik aus jenen Geſchichtsbüchern und fügen einige Gedichte oder Gedichtteile aus dem Manyoſhu, das heißt Myriadenblätterſammlung, hinzu, der erſten großen japaniſchen Gedichtſammlung, um 750 von dem Dichter

*) K. Florenz, Geſchichte der japaniſchen Literatur I. 1904. — J. Leo, Die Entwicklung des älteſten japaniſchen Seelenlebens nach ſeinen literariſchen Ausdrucksformen. 1907.

Yakamochi zusammengebracht, um den Abstand dieser ersten japanischen Kulturdichtung von den ursprünglichern ältesten Liedern zu zeigen.

Eins der ältesten japanischen Kriegslieder heißt:

In Osaka
Im großen Höhlenhaus
Gar viele Feinde
Kamen herein, sind drin;
Gae viele Feinde
Gingen hinein, sind drin,
Doch unsree gewaltigen
Kriegshorden Kinder
Mit schlägelköpfigen Schwertern,
Mit Steinschlägeln
Zerschmeißen sie allesamt,
Ihr, unsrer gewaltigen
Kriegshorde Kinder,
Mit schlägelköpfigen Schwertern,
Mit Steinschlägeln
Wohlan, zerschmeißt sie jetzo!

Episches, Regel und Imperativ der Gegenwart bilden die drei Glieder des Gedichtes, die durch fast übereinstimmende Zeilenpaare verkettet sind. Nur eingliedrig sind folgende beiden Kriegslieder, ein aufreizendes und ein trauerndes, deren Wiederholungen zugleich dem Schönheitsbedürfnis wie der stärkern Wirkung dienen:

Den Seemuscheln gleich,
Die rund herum kriechen
Um das Felsgestein
Am Meer des vom Götterwinde
Durchwehten Lands Ise —
Den Seemuscheln gleich
Meine Bursche! meine Bursche!
Den Seemuscheln gleich
Um den Feind laßt uns kriechen
Und ihn gänzlich zerschmeißen,
Ihn gänzlich zerschmeißen!

Da die Leute, die auf Umwegen kommen,
Sich verspätet haben,
Haben die gierigen Wildgänse
Unsere Reisfelder
Geplündert, um aus dem Reis Reisbier zu brauen,
Die Feldee auf den Hügeln
Die gierigen Wildgänse,
Indem sie geräuschvoll mit Gescheei lärmten,
Die Felder auf den Hügeln
Die gierigen Wildgänse.

Es ist bezeichnend, daß das letzte dieser drei Lieder, mehrere Jahrhunderte jünger als die beiden andern, in der Passivität stecken bleibt.

Das älteste japanische Trinklied ist zugleich mit einem dazugehörigen Vorsituationsliede überliefert. Das eine sagten die Bereiter des Weines her, das andre wird dem Herrscher zugeschrieben, der ihre Gabe genoß.

In Kashinou
Machten wie einen Mörser,
Und in dem Mörser
Beauten wir herrlichen Wein.
Mit Wohlgefallen
Mögest du ihn genießen,
O unser Herr!
Von Susukoris
Gebrautem herrlichen Wein
Bin ich ganz trunken worden,
Vom tröstenden Wein,
Vom Lächelwein
Bin ich ganz trunken worden.

Das Liebeslied ist zunächst nur Bericht des Liebesgenusses, der aber sofort mit starkem Naturgefühl vermählt erscheint. Dem Kaiser Jimmu wird die Strophe zugeschrieben:

In dumpfer Hütte
Auf schilfbewachsener Heide
Breiteten aus wir
Schichten von Riedgrasmatten
Und schlummerten zu zweien,

und Hiko-ho-ho-de-mi gilt als Dichter des sich höher schwingenden Liedchens:

So lange die Welt besteht,
Werd ich nie meine Geliebte vergessen,
Mit der ich schlief
Auf der Insel, wo die wilden Enten einkehren,
Die Vögel der Tiefsee.

Ein tieferes, verlangendes Gemüt, im Gleichnis webend, schließt mit einem Ruf an die Strandvögel:

Das Seegras der Tiefsee,
Wohl nähert es sich dem Gestade,
Aber auf dem trefflichen Schlaflager
Ach leider! schlafen wir nicht beisammen.
O, ihr Regenpfeifer des Strandes!

Auch Frauenstrophen begegnen uns schon:

Ach, wie beneid ich
Die Maid, die jugendlich blüht
Wie blühender Lotus,
Wie der Lotus in der Bucht,
Der Bucht Kusaka.

Man sieht, wie beliebt die kurzen Fünfzeilengedichte waren. Doch fehlt es auch schon in jener alten Zeit nicht an größern Gedichten mit längerer episch-lyrischer Entwicklung oder nachhaltiger Ausmalung der Situation durch reichere Metaphorik. Das Tagelied, das man so gern als Eigentümlichkeit der provenzalisch-französisch-deutschen Ritterzeit betrachtet, und das doch uraltes volkstümliches germanisches Dichtungsmotiv gewesen ist, kommt auch im alten Japan vor. Es ist eine Erweiterung des Liedes von der Liebesnacht durch die Nüance, daß der grauende Morgen die Liebenden trennt. Ein solches altjapanisches Tagelied wurde zum Beispiel in folgender Form dem Gott Yachihoko zugeschrieben (wir schicken zum Verständnis des Einzelnen voraus, daß das „Land der acht [= unzählig viele] Inseln" Japan ist, Koshi das Barbarenland im Nordwesten der Hauptinsel hieß, einst auch japanische Männer Schleier trugen und der Nuye ein sagenhafter Vogel war):

Ich, der erlauchte Gott — Im Lande der acht Inseln
Der achttausend Speere: — Vermocht ich kein Gemahl zu finden.

Da hört ich, es wäre
Eine kluge Maid
Im weit weit entlegenen
Lande Koshi,
Da hört ich, es wär dort
Eine liebliche Maid.
Nun steh ich hier,
Meine Werbung zu künden,
Nun schreit ich auf und ab,
Meine Werbung zu künden.
Ohne erst zu lösen
Den Gurt meines Schwertes,
Ohne erst zu lösen
Das Schleiertuch,
Stoß ich nach hinten
Das von der Jungfrau
Geschlossene Holztor,
Stehe davor und
Zerre nach vorn es.
Und wie ich so stehe,
Schreit schon der Nuye
Auf grünendem Berge,
Ruft der Fasan,
Der Vogel der Heide,
Krähet der Hahn,
Der Vogel des Hofes.
Ach, wie ists schade,
Daß die Vögel so schreien!
Ach, diese Vögel!
Daß ich zum Schweigen sie prügeln könnte!

Reich an schönen Gleichnissen ist eine andre Dichtung aus dem Liebesleben desselben Gottes, das Abschiedslied an seine eifersüchtige Gemahlin Suseribime, das er ihr singt, „die eine erlauchte Hand am Sattel des erlauchten Pferdes und den erlauchten Fuß in dem erlauchten Steigbügel", im Begriff, mit einer Kriegerschar davonzureiten, um sich eine andre (Neben-)Gemahlin zu suchen, und das mit den Worten schließt:

Ob du auch sagst,
Daß du nicht weinen wirst,
Wenn wie gescharte Vögel
Ich sie schare und fortgehe,
Wenn wie dahin geleitete Vögel
Ich sie dahinleite und fortgehe —
Wirst du doch den Kopf hängen
Wie eine einzeln stehende Susuki*)
Auf der Bergstätte,
Und dein Weinen
Wird sich fürwahr erheben, wie feiner Nebel
Des Morgenschauers.
O meine erlauchte Gemahlin,
Wie junge Kräuter lieblich und frisch!

Aus dem Gleichnisdenken entwickelte sich einerseits Rätsel und Witz, andrerseits die kunstvollere Allegorie. In dem zehnten Buch des Nihongi, des jüngern jener beiden Geschichtswerke, findet sich nach Florenz folgendes überliefert: „Kaiser Ojin hatte ein außergewöhnlich schönes Mädchen an seinen Hof kommen lassen, um sie zu seiner Nebenfrau zu machen. Als aber nach ihrer Ankunft sein Sohn Prinz Osazaki sie erblickte, verliebte er sich sterblich in sie. Der Vater bemerkte die Leidenschaft seines Sohnes und beschloß bei sich, ihm das Mädchen zu überlassen. Deshalb lud er beide zu einem Trink-

*) Eine lange Grasart, Eulalia japonica.

gelage in den Frauengemächern des Palastes ein und tat seine Absicht in folgendem Liede kund:

Komm, mein Sohn!
Auf herbstlicher Heide, Knoblauch zu pflücken,
Knoblauch zu pflücken
Auf dem Wege ich hinschritt.
Süß duftend stand da
Eine blüh'nde Orange,
Die Zweige unten
Von Leuten geplündert,
Die Zweige oben
Von Vögeln verseffen;
In den mittleren Zweigen
War aber verborgen
Eine rotwangige Maid.
Komm, blühen soll sie für dich!

Eine Japan ganz eigentümliche Art von Liedern sind die Landschaugedichte seiner Kaiser, in denen schon früh der Sinn für das Einzelobjekt zu dem für die Gesamtumgebung gesteigert wird. So heißt es schon in dem Landschaugedichte des eben erwähnten Kaisers Ojin:

Wie nach der tausendblättrigen
Puerariaheide ich schaue:
Hundert- und tausendfach
Erblick ich die Stätten der Häuser,
Erblick ich die Höhen des Landes.

Oder noch anschaulicher bei einem seiner Nachfolger:

Ich halte Landschau!
Sieh, wie auf der weiten Fläche des Landes
Rauch immerfort aufsteigt,
Und auf der weiten Fläche der See
Die Möwen immerfort schweben.
O du liebliches Land usw.

Kein Wunder, wenn nun auch in andern Gedichten um das Jahr 800 die Natur eingehender geschildert wird, zum Beispiel am Beginn einer Elegie:

Die wilden Enten,
Die im Schilf am Ufer schreien,
Wenn das Abenddunkel sinkt,
Und sich auf den Wellen schaukeln,
Wenn die Morgensonne aufsteigt ...

Um diese Zeit kennt man auch das sich am Klingklang erfreuende Wortspiel und verwendet es in Liebesstrophen wie:

Liebt eine andre ich,
So wie die lieblich blühende
Kirsche man liebt,
Dann würd ich sie nicht lieben —
Meine geliebte Kleine,

oder mit witziger Pointierung mit Hilfe zweier gleich oder ähnlich klingender Wörter von verschiedner Bedeutung. Ein Spottlied aus jener spätern oder Übergangszeit läßt sich übersetzen:

Wenns euch an rotem Farbstoff fehlt,
Die Buddhabilder anzustreichen,
So kratzt ihn von Herrn Teichners Nase,
Des Kaiserlichen Rates, ab!
In seinem Teiche sumpft das Wasser!

ein andres heißt:

Ich weiß es sicher:
Es wächst kein Lotos im Teiche
Von Katsumata,
Genau wie ihnen, mein Herrchen,
Trotz alles Getu's kein Bart wächst!

Und nun meldet sich auch die Reflexion, alsbald mit einer pessimistischen Note:

Die hohen Berge,
Das weite Meer —
Die Berge werden als Berge dauern,
Das Meer wird ewig als Meer bestehn.
Ein vergängliches Wesen
Ist aber der Mensch,
Der Mensch des vergänglichen Wesens.

Auch sie wird bisweilen rein als Bild ausgesprochen:

Blühende Blumen
Welken nur zu bald dahin.
Unscheinbare
Binsenwurzeln auf breit geschweiftem
Berge aber — die dauern lange.

Wie das Bild jetzt nicht mehr so kernhaft zugleich mit dem Hauptgedanken entspringt wie in den ältesten Strophen, sondern mehr als besondrer ästhetischer Wert neben ihn tritt, kündet sich schon in einer so schönen Strophe an wie der:

Ich traue dir so fest, wie man
Sich einem großen Schiff vertraut.
Ich denke deiner lange, länger,
Wie Efeuranken lang und länger
Am Boden kriechen.

Auf dieser Stufe etwa ist die japanische Lyrik angekommen, da wird sie mit der chinesischen bekannt. Die ersten in Japan zusammengestellten Liedersammlungen als solche enthielten nur chinesisches Gut, bis Yakamochi eben nach diesem Muster nun auch den Manyoshu zusammenbrachte. Eine deutsche Parallele dazu wäre es, wenn bei uns zur Stauferzeit etwa zunächst nur Übersetzungen französischer Ritterlyrik aufgeschrieben worden wären und daraus dann ein deutscher Sänger den Mut geschöpft hätte, auch das eigennationale Gut in dieser Weise zu sammeln. Man nimmt die höhere Kultur, die sich in Japan nun stellenweise ergibt, etwa aus einem Gedicht wahr wie dem folgenden, wo sich ursprüngliches Empfinden ruhiger über die größer geformte Strophe verbreitet:

Wenn eine Melone ich esse,
So denke ich meiner Kinder;
Wenn eine Kastanie ich esse,
So wächst meine Sehnsucht nach ihnen.

Woher wohl kamen sie mir?
Sie schweben wie Schatten vorm Auge mir,
Daß keine Ruhe ich finde im Schlaf.
Was soll Silber mir,
Gold und edele Steine?
Nicht schönere Schätze
Wüßt ich zu nennen als Kinder;
Nichts kann sich ihnen vergleichen.

Mit den zu Beginn dieses Aufsatzes mitgeteilten naiv-genialen Schlachtgesängen vergleiche man zum Schluß Hitomaros Kunstschilderung von einer Schlacht unter Prinz Takechi aus dem Manyoshu:

Die Trommeln tönten wie des Donners Rollen,
Die Hörner schmetterten, daß man erschrak
Wie vor des Tigers feindlichem Gebrüll.
Es flatterten die hochgehaltnen Fahnen
Wie Feuer, die man auf dem Felde zündet
Im Frühlingsanfang, und die flackernd züngeln,
Vom Wind dahin getrieben. Das Getön
Der Bogenbolzen aus der Hand der Schützen
Erscholl so schrecklich, daß man einen Sturm
Durch tief beschneiten winterlichen Wald
Hinwirbeln glaubte, und wie mächtiger Schneefall
So flogen dicht die Pfeile durcheinander.

Der Marquis von Carabas

Roman von Palle Rosenkrantz

Zweites Kapitel

(das von einem Fuchs und dessen Streichen handelt)

Der Sachanwalt Kristen Pedersen Jensen Bögedal hieß ursprünglich bloß Jensen; sein Vater hieß Peder Jensen und lebte als Einhufner in einem Orte in der Nähe von Steensgaard. Er selbst war in diesem Jahre für ein Einkommen von dreißigtausend Kronen besteuert worden, im vorigen dagegen nur für zweitausend Kronen, und es hatte Jahre gegeben, in denen er für gar kein Einkommen besteuert werden konnte.

Seines Zeichens war er Bauanwalt. Ursprünglich war er Barknecht auf dem Lande gewesen, bis ihn Sehnsucht und Tatendrang nach den Städten getrieben hatten.

Auf einem Zeitungsbureau, wo er als Hofknecht anfing, endete er als Redaktionssekretär, und dann gelangte er in die Hauptstadt an die Arbeiterpresse. Einen hellen Kopf hatte er, und dänischer Jurist wurde er. Ein paar Jahre schlug er sich durch, von den besitzenden Bürgern verfolgt, er, der selbst ein Verfolger der besitzenden Klassen war. Dann verheiratete er sich mit einer Witwe, die einige Mittel besaß, wucherte mit ihrem Pfunde und machte Geschäfte, kleine Geschäfte, bis er die Kunst erlernte, für andre Leute zu bauen.

Die große Stadt in ihrer Beengtheit verlangte nach einer Erweiterung ihrer Grenzen, und außerhalb der Brücken lagen breite Gefilde, die nur auf den ersten Spatenstich warteten.

Und Anwalt Jensen begann da draußen zu graben und zu bauen, und nach und nach erhoben sich dort lange, gerade Straßen mit grauen, einförmigen Häusern. Eigentümlich an diesen Gebäuden war, daß sie alle keine rechtmäßigen Eigentümer besaßen, sondern nur solche, die beständig wechselten, ebenso wie es die Mieter in den engen, kleinen Arbeiterwohnungen taten. Anwalt Jensen bewegte sich auf dem schmalen Scheideweg, der die Grenze zwischen Recht und Unrecht bildet; er befragte häufiger das Strafgesetz als das bürgerliche Gesetz. Er verschaffte sich Freunde, die ein Zwischenglied zu den Besitzenden bildeten, und sorgte im übrigen dafür, daß seine Feinde draußen blieben, wo nichts zu holen war. Es ging mit ihm vorwärts, und als seine Zeit gekommen war, streifte er den Anwalt Jensen mit allem, was an ihm war, von sich ab und kaufte sich für ein Drittel von hundert Kronen den Namen Bögedal, um alsdann auf neue Taten auszuziehn.

Es war damals eine Zeit, wo nach ein kräftiger Wind in die Segel des Lebensschiffes wehte, und nun war er der große Sachanwalt Bögedal, der die Stadtviertel in der Absalonsstadt baute.

Kattrup hatte ihn kennen gelernt, als er noch als Student halb gratis auf dem Bureau eines Rechtsanwalts arbeitete; später wurde er an ihn auf Steensgaard durch den alten Jensen, der seine Zehntabgaben zahlen kam, erinnert, und nun stand er in dem Bureau dieses großen Mannes, das im Universitätsviertel gelegen war, und wartete auf den Zutritt zum „Anwalt". Damit schien es aber noch lange Weile zu haben, denn im Vorzimmer saßen wohl zwanzig Mann hoch, die auf den Zutritt warteten; teils waren es große, bierdicke Bauhandwerker, die großspurig redeten, teils kleine, zapplige Kommissionäre, Agenten und alle Sorten von Leuten, die mit dem Bauen zu tun haben. Und alle mußten warten.

Schließlich trat Bögedal aus seinem Bureau heraus, um mit vielen Bücklingen einen bekannten Obergerichtsanwalt zur Tür zu begleiten, wobei er sämtliche Höflichkeitsausdrücke der Sprache hervorholte. Für die versammelte Menge dagegen hatte er keinen Blick übrig; denn seine Klienten verachtete er von Grund aus; „Lausbuben" nannte er sie, wenn er in guter Stimmung war.

Als er zurückkam, fiel sein Auge auf Katt, denn in Wirklichkeit sah er mehr, als er sich merken ließ.

Er verbeugte sich tief vor dem jungen Mann und wies auf die Tür.

Wollen der Herr Gutsverwalter nicht näher treten?

Katt bemerkte ruhig, daß er der letzte in der Reihe wäre. Bögedal aber lachte: Ach, die Kerle da, die können gut warten! Nicht wahr, Leute, ihr wollt alle bloß Geld haben? Na ja, und ob ihr nun hier sitzt oder im Wirtshaus, das ist doch ein Schmalz.

Der Kreis räusperte sich gemeinschaftlich; man war schon an diesen Ton gewöhnt.

Also wurde Katt in das Allerheiligste eingelassen.

Sie setzten sich.

Bögedal war wie zur Wirksamkeit geschaffen; groß, schwer und blond mit offnen Gesichtszügen, glich er einem der Mannen aus Königs Frodes Gefolge; es lag kein Trug in diesen Augen, denn alles, was Trug an ihm war, hielt sich in seinem hohen, gewölbten Hinterkopf verborgen. Und hiervon vermochte niemand etwas zu bemerken, der dem ehrlichen Blick dieses Mannes begegnete.

Er redete frisch und offen, im Klang seiner Stimme ein wenig an den Inselländer erinnernd. Sein Blick konnte teilnehmend, sein Lachen unbefangen

sein, kurz gesagt, er konnte einen für sich einnehmen, wenn er so in seiner dürftig möblierten Stube saß, deren einziger Schmuck ein Wandbild war, das die Heimat seiner Kindheit darstellte: eine halbe Hufe Landes mit einem von Weiden eingefaßten Weg. „Mein liebes altes Heim", wie er mit vier Worten zu sagen verstand.

Was führt Sie hierher, Herr Gutsverwalter? fragte er mit hellem Blick.

Katt erwiderte kurz: Geschäfte.

Von Geschäften, die Sie hätten, habe ich aber bisher nichts gewußt, sagte Vögedal.

Freilich, erwiderte Katt, die liegen auch erst in der Zukunft.

Handelt es sich um Geschäfte mit Ihnen? fragte der Anwalt suchend.

Ich mache keine Geschäfte auf eigne Rechnung, entgegnete Katt stolz, ich vertrete den Gutsherrn Steenfeld.

Der Anwalt gähnte. Die Sache verstand er nicht. Da mußte etwas dahinter stecken.

Steenfeld will bauen, erklärte Katt.

In Steensgaard?

Nein, hier in der Stadt — deshalb komme ich eben.

Soll es ein Palast am Neuen Königsplatz sein? fragte Vögedal mit sarkastischem Leuchten im Blick.

Nein, im Rhabarberviertel, entgegnete Katt lakonisch.

Es entstand eine Pause.

Hat er Geld? fragte Vögedal.

Geld? Glauben Sie, dann würde ich zu Ihnen gekommen sein?

Der Anwalt erinnerte sich, daß der junge Kattrup seinerzeit einen verteufelt hellen Kopf gehabt hatte.

Ich glaubte immer, Steenfeld wäre ein überaus reicher Mann, sagte er.

Dann müssen Sie jetzt eben etwas andres glauben, versetzte Katt. Der Anwalt rieb sich die Nase.

Dann bat er eine Havannazigarre an, die Katt auch annahm und gleich in Brand setzte. Der Anwalt biß an der Hälfte einer andern herum, und bald stand der Rauch in dichten Wolken um sie her. Draußen im Vorzimmer lärmten die Bauleute der Stadt.

Hat er denn Kredit? fragte der Anwalt endlich.

Unbegrenzten, war Katts Antwort.

Und dennoch kommt man zu mir?

Und dennoch kommt man zu Ihnen.

Wissen Sie, Herr Kattrup, ich habe nur ungern mit Leuten zu tun, die klüger sind als ich. Diese Geschichte hier ist zweifellos sehr schlau eingefädelt. Und außerdem, wenn der Gutsbesitzer kein Geld hat —

Er hat immer noch so viel Geld wie die Herren da draußen, sagte Katt zornig, und er verlangt nicht zwanzig Kronen pro Woche dafür, daß er sich als Eigentümer der Grundstücke, die er bauen will, eintragen läßt.

Vögedal begann arg zu schwitzen.

Etwas Geld hat er also dennoch?

Ich habe gesagt, daß wir keins haben, erwiderte Katt ruhig. Hätten wir welches, dann könnten wir selber bauen. Wir haben dagegen Kredit und sehr gute Verbindungen.

Ja, Sie reisten ja neulich mit dem Grafen Markdanner rund herum auf alle Wahlversammlungen, sagte Vögedal und wurde ganz ernst.

Das mag als ein Beispiel gelten, bestätigte Katt. Draußen neben Ihrem letzten Unternehmen habe ich ein paar Felder gesehen, die mir gefallen. Sind Sie nun bereit, diese für uns zu bebauen?

Katt wollte durchaus Geschäfte machen, und er hatte sich ausgerechnet, daß der Anwalt zusagen müsse.

Können Sie Grundstücke bezahlen?

Nein, sagte Katt etwas ärgerlich. Unser Gewinn soll herauskommen, wenn die Besitztümer verkauft werden, alles andre ist Ihre Sache.

Und die Handwerker?

Die sitzen ja draußen in dichten Haufen. Mir ist es ganz egal, was für Kamele Sie zu der Sache benutzen. Wir bauen ja nicht für unsre Nachwelt. Nun? Sie riskieren bei der Sache nichts, und wenn es geht, dann werde ich einen Teil des Gewinns bis zum nächsten Geschäft stehn lassen.

Kann ich Steenfelds Namen bei der Bank nennen?

Das können Sie wohl.

Und wird er selbst unterschreiben?

Nein, wir bilden eine Aktiengesellschaft. Wir wollen ebenfalls nichts riskieren. Schlägt das Unternehmen nachher fehl, dann müssen Sie den Verlust auf die Lieferanten, wie Sie sonst zu tun pflegen, verteilen. Sie selbst werden wir schadlos halten.

Es vergingen einige Minuten in Stillschweigen. Bögedal rechnete auf einem Stück Löschpapier.

Das wird ein Unternehmen von anderthalb Millionen, sagte er.

So ungefähr habe ich auch gedacht, versetzte Katt.

Und Sie bezahlen?

Was die Grundstückspapiere kosten.

Schon während des Bauens?

Nicht ein Ör, sagte Katt bestimmt, aber, fügte er hinzu, wenn Sie bei einem Ihrer andern Unternehmen, das wirklich gut ist, einmal Geld brauchen sollten und nicht gern extra zur Bank laufen möchten, dann sind wir bereit, Ihnen helfend unter die Arme zu greifen. Kredit haben wir, wie ich Ihnen schon sagte.

Bögedal zog eine neue Zigarre hervor und warf den Stummel der Havanna auf den Schreibtisch.

Hören Sie, Herr Kattrup, Sie sind doch gut mit dem Lehnsgrafen Markdanner bekannt, nicht wahr? Wissen Sie, ob er seine Grundstücke hier in der Stadt verkaufen will?

Katt hatte sich erhoben; er sah ungeheuer feierlich aus.

Herr Anwalt, sagte er, es gibt Dinge, über die man nur mit seinen intimsten Freunden spricht.

Sie sind doch wirklich ein Stück von einem Abenteurer, Herr Kattrup, versetzte Bögedal ingrimmig.

Mein guter Herr Anwalt, erwiderte Katt mit Würde, vor einem Jahre wurde ich freilich wegen eines Paars Stiefel aus dem Kollegium gejagt. Aber dennoch sind Sie durchaus nicht im Zweifel darüber, daß das Geschäft, das Sie heute mit mir schließen, das beste ist, das Sie seit Jahr und Tag geschlossen haben, und was noch mehr gilt, Sie sind durchaus überzeugt davon, daß wir beide noch dazu kommen werden, miteinander Geschäfte zu machen, zu denen im Vergleich das heute geschlossene das reine Kinderspiel ist. Nicht?

Sie sind ein flotter Mann, Herr Kottrup, und großspurig obendrein — oder das steht Ihnen gut. Kommen Sie heute obend um ocht Uhr zu mir nach Hause. Von diesem Geschäft hier brouchen die Lousbuben droußen nichts zu wissen.

Acht Toge später kaufte die Aktiengesellschoft „Carabas" ein Quadrat auf Nörrebro, und Stein wurde ouf Stein gelegt — ohne Gewißheit des Gelingens. Einige andre Unternehmen aber, denen dadurch vorgebout wurde, begonnen plötzlich oufzuleben, und Bögedals Umsotz ging gewoltig in die Höhe. Katt sah es mit gleichgiltigen Augen an; höchstens konnte mon einige wenige Tausende verlieren, nicht annähernd so viel, wie Jörgens Südlandreise kostete.

Und nun kam dos Frühjahr heron, wo Jörgen ols Soldat eingezogen werden sollte. Was Kott jetzt am meisten interessierte, woren die Baustellen des Lehnsgrafen Markdanner, über die er olles Wissenswerte in- und auswendig konnte. Doch hatte es mit diesem vorläufig keine Eile.

Von nun on existierte ein Konto, das „Morquis von Carobos" hieß. Katt hatte diesen Nomen vorgeschlogen, und der Anwolt ihn gutgeheißen. In demselben Maße, wie der Anwolt und Katt einonder verstehn lernten, nogte sich Katt in dieses Konto hinein, gonz langsam wie eine Maus in den Käse, ober dennoch zum Nutzen seines Herrn. Für sich selbst dogegen nahm er nichts, doch davon ließ er den Anwolt nichts merken, denn diesen würde soviel Ehrlichkeit nur mißtrauisch gemocht hoben.

Drittes Kapitel

(worin Se. Exzellenz eine begeisternde Wahlrede hält und Katt Rubinstein singt, obendrein mit Worten von Heine)

Hochgeehrte Wählerversammlung! Die Stunde naht, in der Ihnen die Entscheidung obliegt, in wie weitem Moße Sie mich domit betrouen wollen, im Rate des Londes Ihre Wünsche vorzutragen, mich, der ich schon im Rote des Königs noch besten Kräften bestrebt gewesen bin, Ihre Wünsche zu verteidigen und zu verwirklichen.

Dies wor von Katt ousgesetzt worden, und soweit wor es gonz gut.

Ich weiß, daß Sie alle, hochgeehrte Wähler, Freiheit und Fortschritt lieben. Wir lieben olle Freiheit und Fortschritt.

Mehr oder weniger! klong es von den respektlosen Sozialisten her. Die Exzellenz jedoch überhörte es.

Freiheit bedeutet, sein eigner Herr sein, um das Gute, das mon tun will, auch tun zu können, und das Gute, dos man tun soll, freiwillig zu tun. Und desholb muß mon Gesetze hoben, die einen das Richtige, das der Gesellschaft und einem selber frommt, tun lassen. Dos verstehe ich unter Freiheit!

Dies wor eine der Lieblingstheorien der Exzellenz und stommte von ihm selbst. Die Anhänger jubelten, und die Gegner juchheiten. Dos hätten diese aber in jedem Fall geton, wos er auch gesogt hoben mochte. Wos er wirklich sogte, hatte den Vorteil, dunkeln Sinnes zu sein.

Unter Fortschritt verstehe ich vorwärtsgehn, vorwärtsschreiten vom Alten, das nichts taugt, zum Neuen —

Dos ebensolls nichts tougt! klong es wieder von den Respektlosen.

Seine Exzellenz schnaubte vornehm und fuhr fort, indem er in seinen Papieren blätterte:

Das Neue, dos den Drong der Zeit einlöst, verleiht Ihrem verborgnen Willen Kroft. Aber deswegen müssen Sie immer in Erinnerung beholten, meine Herren, daß nicht alles Neue gut ist, und daß nicht olles Gute neu ist.

Das war wieder eine der Lieblingsphrasen der Exzellenz, die Katt in der Rede unterzubringen sich verpflichtet hatte. Klügicherweise hatte er sie an einer Stelle angebracht, wo sie am wenigsten glänzen konnte.

Der eine oder der andre wird vielleicht meinen, daß es etwas Neues sei, einen Mann aus altem Herrengeschlecht um die Stimmen der Bauern werben zu sehen —

Das ist etwas Neues, das nicht gut ist! schrie der lokale Sozialistenredakteur, und die Leute lachten.

Nein, sagte die Exzellenz mit wirklicher Schlagfertigkeit, sondern das ist etwas Gutes, was nicht neu ist! Was Sie auch von mir glauben mögen, Sie werden sich jedenfalls denken können, daß ich hier nicht zu meinem Vergnügen stehe.

Gott bewahre! klang es im Chor.

Ich säße auch lieber zu Hause und paßte auf meine eignen Interessen auf, und deren habe ich genug. Aber dennoch stehe ich hier, denn noblesse oblige — der Adel verpflichtet. Ich bin Bauer wie Sie, meine Herren, wenn ich vielleicht auch zu den großen Bauern gehöre, denen viel gegeben ist.

Und die noch mehr bekommen sollen, klang es.

Wohlan, ich fühle meine Verantwortung. Ich will mit Ihnen, meine Herren, vorwärtsschreiten zum Guten hin. Ich genieße das Vertrauen der Ersten im Lande und genieße das Vertrauen der Männer, die wie Sie, meine Herren, zum Volke gehören. Ich bitte nicht um Ihr Vertrauen, aber wenn Sie es mir schenkten, so wäre ich stolz.

Dies war wiederum von Katt.

In einigen Tagen ist die Zeit der Entscheidung gekommen. Ich sehe dieser mit Ruhe entgegen, denn ich habe meine Pflicht getan. Möge es dann geschehen, meine Herren, daß auch Sie, wenn der Tag beendet ist, Ihre Pflicht getan haben, Ihre Pflicht gegen sich selbst, gegen das Bürgerwohl, vor allem und zunächst aber gegen das teure Vaterland! Au revoir am Wahltage!

Der Schluß war wieder von der Exzellenz verfaßt ebenso wie „das teure Vaterland". Er machte mit der behandschuhten Rechten eine Bewegung und trat dann in die Gruppe der Leute zurück, die mit ihm auf dem Schafott standen. Dort drückte man ihm die Hand und machte ihm Komplimente. Seine Wahl war im voraus gesichert, das wußte man. Es galt nun bloß, diese Sicherheit aufrecht zu erhalten und ihn von Zeit zu Zeit eine kleine Dosis seiner Weisheit abliefern zu lassen.

Das Schlimmste für ihn waren jedoch der saure Rotwein und die gemeinsamen Festessen, und er dankte Gott, daß dieses nun bald sein Ende haben würde.

Ihre Gnaden und die Komtesse saßen auf Stubberup und redeten der Exzellenz Mut ein. Ihre Gnaden fuhr rund durch die kleinen Häuser und machte die Familie populär; sie gab den Pfarrerfrauen und den Küsterinnen Audienzen, empfing die Pächtersfrauen und die Ehehälften der Hofbauern in kleinen und großen Zirkeln, bei Wein und trocknen Kuchen, bei Tee und bei Kringeln.

Komtesse Rose saß am Klavier und träumte. Sie starrte stundenlang zu dem Turmgiebeln von Steensgaard hinüber, die in der Ferne über den Waldesrand blickten.

Steensgaard aber war verlassen.

Katt bildete ihren einzigen Trost und ihre einzige Zerstreuung. Er ging ruhig im Hause umher, als gehörte er mit zur Familie, er verfaßte Reden, fertigte Antragsteller ab, prostete den Gästen zu und brachte allerlei Nutzen, während er selbst immer äußerlich demütig war. Wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden, steht ja im Lukas 18 Vers 14 allzumenschlich verbessert geschrieben.

Am Abend ſang er der Komteſſe vor. Er hatte einen ſchönen, tiefen Baritan von guter Schulung und vermachte ungewöhnlich gefühlvall vorzutragen.

Wenn die Exzellenz im Lehnſtuhl ruhte, ermattet von ſeiner Beredſamkeit, den erhaltnen Händedrücken und dem ſauern Rotwein, wenn Ihre Gnaden zehnmal zehn Briefe in ihrer berühmten Schönſchrift ſchrieb, dann ſtand Katt im Gartenzimmer am Klavier, während die Komteſſe ihre weißen Finger über die Taſten gleiten ließ.

Von Tag zu Tag gefiel ihr Katt immer mehr; er war ſo ſtill, erriet ihre Gedanken, glitt lautlos über den Fußboden, und er ſang.

Eines Abends ſaß die Komteſſe am Fenſter, durch das der Duft des weißen Jasmins noch nicht hereindrang, während Katt am Klavier Platz genommen hatte; dieſesmal begleitete er ſich ſelbſt.

Er ſang:

Täglich ging die wunderſchöne Sultanstochter auf und nieder,
Um die Abendzeit am Springbrunn, wo die weißen Waſſer plätſchern.

Die Komteſſe träumte, ſie ſtarrte über die Höhen hinaus, über die dichten Syringenhecken und die lichten Wälder hin, während die Sonne im Untergehn war.

Täglich ſtand der junge Sklave um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Waſſer plätſchern.
Täglich ward er bleich und bleicher — bleich und bleicher.

Katt ſang von Grund aus, und das Lied paßte zu ſeiner tiefen Stimme:

Eines Abends trat die Fürſtin auf ihn zu mit raſchen Worten:
Deinen Namen will ich wiſſen, deine Heimat, deine Sippſchaft!
Und der Sklave ſprach: Ich heiße Mahomet, ich bin aus Jemen,
Und mein Stamm ſind jene Asra, welche ſterben, wenn ſie lieben.

Roſe wandte den Kopf und blickte ihn an, noch vom Geſange und der tiefen, wilden Wehmut darin benommen. Und eine Sekunde lang, während der ſie den Blick auf ihn gerichtet hielt, bemerkte ſie, wie ſeine Augen brennend heiß auf ihr ruhten. Nur eine Sekunde lang.

Dann ließ er ſeine Hände über die Taſten gleiten und lächelte dazu. Komteſſe Roſe aber ſchauderte zuſammen, haſtig erhob ſie ſich. Es zieht, ſagte ſie und ſchlug das Fenſter zu. Ihr war angſt geworden — und nun tauchte eine Sehnſucht nach Jörgen in ihr auf, dem freundlichen, lächelnden Jörgen mit dem hellen, ruhigen Blick, der freundlich ſchwieg, wie er freundlich zu reden verſtand. —

Katt ſang nur nach ſelten Rubinſtein. —

Die Exzellenz wurde gewählt und zog, durch das Vertrauen ſeiner Mitbürger geſtärkt, von dannen, zu neuer Arbeit für das teure Vaterland.

Viertes Kapitel

(das faſt ausſchließlich von Pips handelt und wichtige Beiträge zur Erkenntnis des Charakters dieſer Dame bringt, und worin Katt philoſophiert, wofür im voraus um Entſchuldigung gebeten wird)

Steenfeld beſaß während ſeiner Dienſtzeit außer ſeinem reglementmäßigen Quadratfuß Kaſernenobdach eine Mietwohnung von ſechs Zimmern im Diplomatenſtadtteil. Drei Zimmer ſtanden zu ſeiner Verfügung, zwei bewohnte Katt, und ein kleiner, beſonders geſchmackvoll eingerichteter Raum war Pips überlaſſen.

Dieſe ſaß jedoch meiſt in der Wohnſtube und ſtudierte dort Jörgens Romanbibliothek durch. Es kam nur ſelten vor, daß der Herr dieſes Hauſes zur Stelle

war; in der Stadt war es warm und häßlich, und Katt und Pips saßen deshalb meist allein zu Hause und lebten sich miteinander ein. Pips gehörte nicht zu denen, die gern viel reden, dagegen war sie beim Lesen wie ein wahrer Marder. Nun hatte sie eben „David Copperfield" vollendet und dachte über den Inhalt des Buches nach. Katt studierte die Kursliste in der Abendzeitung, denn er und Bögedal hatten soeben eine zweite Prioritätsanleihe geordnet und sollten das Geld in Obligationen erhalten, die bedenklich im Sinken waren.

Katt, sagte Pips und blickte zu ihm hinüber, haben Sie „David Copperfield" gelesen?

Dreimal, erwiderte Katt, Dickens ist mein Lieblingsschriftsteller. Sie wissen vielleicht nicht, daß alle Juristen Dickens lieben; das kommt wohl davon, daß er selbst einmal eine Art von Jurist gewesen ist.

Die Geschichte ist traurig, sagte Pips. Glauben Sie, daß die Menschen wirklich so schlecht sein können?

Katt blickte sie scharf an. Wie Steerforth? fragte er.

Ja, sagte Pips.

Hm, erwiderte Katt, dies ist gewiß das einzige Buch, das Sie richtig gelesen haben, Pips, nicht wahr? Was nun die Schlechtigkeit der Menschen betrifft, so muß ich mit Ja und auch mit Nein antworten. Es kann sein, und es kann auch nicht sein. Steerforth nämlich ist gar kein Mensch. Der herrliche alte Dichter hat ihn als das Traumobjekt aller Weiber hingestellt, um später seine volle Verachtung über ihn ergießen zu können. Er ist gar kein Mensch, sondern ein Opfer der Menschheit; der Bock, der, mit den Sünden der Welt belastet, in die Wüste hinausgejagt wird, so wie die alten Juden es schon taten.

Aber solche Menschen kann es doch geben. Man liest ja jeden Tag —

Von armen kleinen Jungfrauen, die Karbolsäure getrunken haben oder in den Peblingesee gesprungen sind. Sehr richtig, ja. Aber niemals bekommt man etwas über den betreffenden „Steerforth" zu erfahren. Er existiert nicht, denn so, wie er geschildert ist, ist er gar kein Mensch. Und wissen Sie, wie ein richtiger „Steerforth" aussieht, Pips?

Nein, sagte sie.

Wie der Marquis von Carabas.

Das sagen Sie bloß, um mich zu ärgern.

Katt lehnte sich in den Stuhl zurück und blies kleine Ringe aus seiner Zigarre.

Sie glauben, Pips, Sie kennen Jörgen. Ich aber sage Ihnen, Sie kennen ihn gar nicht. Er existiert in Ihrem Leben ebensowenig wie in meinem. Wir sind beide an ihn gefesselt; wir sehen ihn täglich; er ist der Mittelpunkt aller unsrer Pläne, und doch — existiert er nicht. Wissen Sie, wer es ist, an den wir beide denken, für den wir handeln, und von dem wir träumen?

Pips lehnte sich nach vorn, die Hände über die Knie faltend.

Es ist der Marquis von Carabas. Ein menschenähnliches Wesen, das wir selbst geschaffen haben, das in unserm Bewußtsein lebt, so, wie wir, jeder für sich, ihn sehen. Um seinetwillen führe ich die ganze große Arbeit aus, die ich hier vorhabe; sie ist viel umfangreicher, als Sie glauben, und als er ahnt. Nur um seinetwillen arbeite ich — und eines schönen Tages zerrinnt der Traum: der Marquis von Carabas, den ich in meiner Phantasie schuf, ist nicht mehr; wo er stand, tritt eine Leere mir entgegen, sonst nichts. Und an jenem Tage müssen Jörgen und ich voneinander scheiden.

Wird es mit mir dann ebenso gehn? fragte sie zaghaft.

Das wird es sicher, erwiderte Katt, so sicher, wie Sie und ich auf der Welt sind. Auch für Sie wird der Traum zerrinnen; aber Sie sollen wissen, daß ich mit meiner Arbeit hier eine Wirklichkeit um den Kern des Traumes geschaffen habe, eine Wirklichkeit, die bestehn bleibt, wenn der Traum entschwindet. Ich habe mich mit meinem Traum in das Menschengetriebe hinausbegeben, ich habe draußen gearbeitet, wo die Leute arbeiten, und das, was ich schuf, bleibt in Wirklichkeit bestehn. Sie, liebe Pips, haben hier in den vier Wänden geträumt, innerhalb Ihres eignen kleinen Ichs, und dort innen wird es leer, wenn das geschieht, was geschehen muß.

Und das wird geschehen? fragte sie in demselben Tone wie vorhin.

Es wird geschehen! Alle unsre Erfahrungen, ja alles, was, während die Zeit vorwärtsschreitet, von Vater auf Sohn übergeht, strahlt von all den kleinen Welten, die wir Menschen nennen, wieder aus. Sie wissen wohl, daß man die Sonnenstrahlen in einem Spektrum brechen kann, sodaß sie in rote, gelbe, violette, in alle Regenbogenfarben zerlegt und gebrochen werden. Bei manchen Menschen nun liegt ein solches Spektrum in ihnen selbst, sodaß sich die Strahlen schon in ihrem Innern brechen, und diese Menschen nennen wir Persönlichkeiten. Es gibt aber auch andre, deren Strahlen nur durch außerhalb liegende Spektren gebrochen werden; das Leben dieser formt sich nach ihren Umgebungen; sie werden von allem, was außerhalb ihrer selbst liegt, davongetragen; sie selbst vermögen nur zu strahlen. In dem einen aber sind sie alle gleich: sie können nur das ausstrahlen, was sie von dem großen Lichte, das immer gewesen ist und immer sein wird, empfingen. Nun müssen Sie genau mitfolgen, Pips, wenn es Ihnen auch verwickelt zu werden scheint; ich habe schon lange mit Ihnen vernünftig reden wollen. Nun tue ich es.

Pips hatte sich mit geschlossenen Augen in den Stuhl zurückgelehnt. Sie verstand deutlich, was jetzt kommen würde; nur verstand sie nicht, was er bisher gesagt hatte. Katt fuhr fort:

Um aber für uns andre dasein zu können, muß ein Mensch das ausstrahlen, was er von der Natur empfing. Jörgen Steenfeld ist wie ein Feuer bei Tageslicht. Was er in sich birgt, weiß ich nicht; auch Sie wissen es nicht, die Sie ihn nur recht gesehen haben, als Sie die Augen schlossen, weil Sie nicht sehen wollten. Und doch strahlt etwas von ihm aus oder, richtiger, nicht von ihm, sondern — beachten Sie wohl — von dem Wesen, das wir an seine Stelle gesetzt haben, dem Marquis von Carabas. Das wird in uns gebrochen. Sie nehmen seine Liebe wahr, hören seine muntre Rede, Sie werden durch seinen Egoismus betrübt, aber Sie vergessen Ihren eignen Kummer, weil Sie selbst ein Teil seines Egoismus sind. Sie lieben ihn, weil er nur so in Ihnen lebt, wie Sie ihn in Ihrem Traume schufen.

Sie haben Recht, flüsterte sie vor sich hin; sie dachte an Jörgen.

Es wird Ihnen nun nicht angenehm sein, zu vernehmen, wie ich ihn sehe, und doch habe ich ihn schärfer und klarer gezeichnet als Sie; denn wo Sie mit dem Gefühl zeichneten, da habe ich mit dem Verstande gezeichnet. Ob beide Bilder einander gleichen, werden wir nie erfahren, da sie durch Worte nicht verglichen werden können. Beide sind sie Bilder einer und derselben Figur, die wir geschaffen haben; sie strahlen in uns aus, was in uns selber scheint, und in uns werden die Strahlen gebrochen. Und dann geschieht es eines Tages, daß neue Strahlen zu leuchten beginnen, die Sie und ich und alle Menschen gleichartig sehen; Strahlen, die schon gebrochen sind, bevor sie unser Auge treffen.

Und dann ſchwindet das Bild, das wir uns ſchnſen, und Jörgen Steenſeld ſteht var uns als der Menſch, der er iſt, wenn ein Menſch überhaupt von einem andern ſagen kann, daß jener ſei. Dann wird das Licht uns in die Augen brennen: geib, vialett, rat, wie das Licht eben iſt, wenn es gebrochen wird, und dann werden wir beide unſre Augen beſchatten, ſo bitterlich weh wird es uns tun.

Glauben Sie? fragte ſie angſtvall.

Ich weiß es, erwiderte Katt.

Dann müſſen Sie aber ſagen können, woher Sie es wiſſen.

Dieſer Mann, erwiderte Katt, iſt ja gar nicht da! Er wandert vorwärts ſa, wie Sie ihn ſchieben, wie ich ihn ziehe; niemals greift er in unſre Handlungen ein; es iſt, als wäre er ſich ſeiner ſelbſt und deſſen, was um ihn geſchieht, gar nicht bewußt. Und ſo kann es mit ihm nicht bleiben; es muß der Tag kammen, wa er ſeibſt zuzugreiſen beginnt.

Und dann iſt es vorbei?

Ja, für Sie und für mich. Steerforth iſt kein Menſch, der Marquis von Carabas auch nicht. Jörgen Steenſeld aber iſt ein Menſch, und wenn er ſeiner ſelbſt bewußt wird, dann, glaube ich, wird er zu denen gehören, deren Strahlen ſich ſchan im eignen Innern brechen. Ich kann mich freilich hierin irren; denn es gibt Perſönlichkeiten, die ſa ſtark ſind, daß ſie andre ebenfalls ſtarke zwingen können, ſa zu ſtrahlen, wie ſie es wallen. Über meine Kraft in dieſem Punkte bin ich nicht ganz klar; aber von Ihnen, liebe kleine Pips, weiß ich, daß Sie es nicht vermögen.

Da erhab ſie ſich plötzlich mit einem Ruck. Aber die Frau, die Sie für Jörgen Steenſeld beſtimmt haben, die kann es wohi, nicht wahr?

Das war es, waran ſie in der ganzen Zeit gedacht hatte, und Katt empfand, im Grunde genammen, nur wenig Freude an ſeiner Tiefſinnigkeit. Er fühlte es, und ſeine Antwart klang deshalb ein wenig bitter. Ich glaube es, war alles, was er ſagte.

Pips wurde heftig erregt.

Das alſa iſt Ihre wirkliche Abſicht, Herr Kattrup. Sie wollen, daß ich gehn und Ihnen Platz machen ſall — Ihnen und Ihren Plänen und Ihrer Kamteſſe?

Ich *will* gar nichts, ſagte Katt beſcheiden, aber ich glaube, das würde klug gehandelt ſein.

Und nützlich für Sie!

Im Gegenteil, für Sie, Fräulein Anthon. Jetzt iſt Steenſeld Saldat. Wenn Sie jetzt, da das Kantonnement var der Tür ſteht, reſalut ein Verhältnis löſen, das nie und nimmer andauern kann, dann wird er — vielleicht — erwachen, wenn auch nicht gleich, ſa dach nach und nach. Ein Zuſammenleben in den bisherigen Formen können Sie nicht ermöglichen, denn entweder müßte er Sie heiraten, und das tut er nicht, aber Sie müßten öffentlich als ſeine Geliebte auftreten, und das tun Sie nicht; es gibt alſa nur ein drittes: einen Bruch.

Und das ſagen Sie mir? Pips ballte die Hände und richtete ſich hoch auf.

Liebe Freundin, ſagte Katt ſanftmütig, warum ſollen wir uns etwas varmachen! Sie ſind ein kleines, ſpießerlich kluges Menſchenkind, das keine Flecken auf den Gardinen vertragen kann, es nicht ruhig mitanſehen kann, wenn die Jungfer Jenſen zu viel Butter verbraucht, und — es auch nicht hinzunehmen vermag, daß die Welt — Sie verſuchen wohl, ſie zu ignarieren — verachtend auf Sie herabblickt. Laſſen Sie mich hinzufügen: die Welt in ihrer Dummheit. Sie ſind nicht dazu geſchaffen, die Maitreſſe eines Mannes zu ſein, im Gegenteil, Sie

würden das Ideal einer Mutter, das Ideal einer Hausfrau bilden. Und alles dieses wissen Sie ebensogut wie ich.

Sie haben kein Recht, mich zu verhöhnen, Kattrup, sagte sie atemlos.

Ich habe das Recht zu reden, weil ich die Verantwortung für den Marquis — unsern Marquis — trage, und wir sind uns ja darüber einig, daß wir jetzt nur von ihm sprechen. Jörgen Steensfeld kennen Sie so wenig wie ich. Mit einem Phantasiewesen können Sie sich nicht verheiraten, und — ich sage, was Sie selbst wissen — Jörgen Steensfeld vermählt sich nicht mit Ihnen.

Das hab ich ja auch nie verlangt, sagte sie, doch dann brach ihre Stimme. Nur ihm gehören und bei ihm sein will ich dürfen!

Katt ergriff ihre Hand und sah sie freundlich an. Liebe kleine Pips, wenn Sie jetzt lieber gesagt hätten, Sie wollten ihn wirklich ehelichen, ihn dazu zwingen; das wäre besser gewesen. Aber Sie sehen wohl selbst ein, daß Sie daran niemals gedacht haben. Nicht?

Nein, sagte sie. Ich lüge nicht.

Gut, fuhr Katt fort. Hätte ich darüber zu bestimmen, so würde ich Sie in diesem Augenblick mit meinem und Ihrem Marquis vermählen. Sie und ich würden weiter bauen, wie wir begonnen haben, und alle um uns herum zwingen, sich unserm Werke zu beugen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich es ehrlich meine. Ich möchte es wohl. Aber ich kann es nicht; ich habe keine Macht über einen andern als den, den ich selbst geschaffen habe. Den Menschen, der dahinter steckt, kann ich nicht beherrschen. Und Ihnen geht es ebenso wie mir.

Aber woran liegt es denn? fragte sie. Sie glaubte seinen Worten und versuchte nun, ihn an ihre Sache zu fesseln. Von Jörgen machte und wollte sie nicht lassen.

Ich sagte es schon vorhin, doch da hörten Sie nicht auf mich, weil Sie an etwas ganz andres dachten. Von unsern Strahlen gibt es einen, der unser Verhältnis zu dem, was man gewöhnlich Moral nennt, bestimmt. Moral ist des Lebens täglicher Wasserstand; aus unsrer Moral und ihrem Verhältnis zu der Moral unsrer Umgebung wird gemessen, wie hoch wir oben oder wie niedrig wir unten stehn. Ihr Verhältnis zu Jörgen Steenfeld nun, liebe Freundin, liegt unter dem normalen Wasserstand.

Jörgen und ich fragen niemand darum, erwiderte sie fest. Wir kümmern uns wirklich nicht darum, was die Leute meinen!

Gewiß, Sie tuns! Das ist gerade die ganze Sache. Sie stehn auf derselben Seite wie der alte Dickens. Sie hassen „Steerforth" und weinen über das Mädchen. Wenn er Sie verließe, dann würden Sie fühlen, wie das Mädchen in der Geschichte fühlt. Sie würden beanspruchen, daß wir andern ihn mithassen, daß wir sein Maß ablesen und ihn unter dem täglichen Wasserstande finden. Und dabei würden Sie ganz vergessen, an sich selbst und Ihren Anteil an dem Malheur zu denken. Ich will nicht, daß das geschieht, und bitte Sie deshalb, auf mich zu hören — aber mir die Hand darauf zu geben, daß Sie Jörgen Steenfeld zwingen werden, Sie als seine Gattin nach Steensgaard zurückzuführen. Ich wünschte das freilich nicht, aber wenn Sie es so wollen, dann richte ich mich mit meinem Plänen nach Ihnen.

Pips saß schweigend da; ihre Augen waren mit Tränen gefüllt. Aber Sie sagten doch selbst vorhin, Katt, daß weder Sie noch ich Jörgen Steenfeld kennen.

Das sage ich auch noch. Aber fühlen Sie sich so stark, daß Sie den Marquis von Carabas zwingen können, zu bleiben und dasselbe auszustrahlen, was aus Ihnen strahlt, daß Sie diese Strahlen zwingen können, sich in Ihnen und nicht

schon in seinem Innern zu brechen? Wenn ja, dann schwör ich Ihnen zu, soll das Bild, das ich von ihm gezeichnet habe, aus der Welt verschwinden, und nur in dem Bild soll er strahlen, das sich in Ihnen bricht. So lösen Sie das Problem von dem Rechte der Liebe für sich persönlich. Dazu aber gehören Kraft und Glut, Pips, und haben Sie diese Glut, diese Kraft, gut, dann benutzen Sie sie. Auf mich können Sie zählen, aber prüfen Sie sich erst selbst, denn wenn es fehlschlägt, so ist es um Ihr Leben geschehen. Und denken Sie daran, was ein geistreicher Deutscher, der vorzeiten einmal in der Mode war, von allen großen Problemen gesagt hat: es gehe mit ihnen wie mit schönen Weibern, von Fröschen und Schwächlingen ließen sie sich nicht halten; das ist schon eine Ewigkeit lang ihre Neigung gewesen.

Pips weinte leise, im kleinen Grundboden ihres Lebens von Katts Weisheitstiefe erschüttert, vielleicht auch von den trüben Aussichten. Dann ging ein jeder an das Seine.

Katt aber kämpfte mit dem niedrigen Gefühl, das immer in ihm aufstieg, wenn er dabei war, sich für etwas merkwürdiges zu halten; diese Überzeugung von seiner Merkwürdigkeit trat schnurrigerweise häufiger ein, wenn er einen langen Vortrag über abstrakte Materien gehalten, als wenn er kurz und bündig eine praktische Sache abgeschlossen hatte. So war er nun einmal; er ließ sich mehr von dem, was er sagte, imponieren als von dem, was er tat, während die Welt oft in entgegengesetzter Richtung schreitet.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Straßenunruhen. Die Wahlrechtsinterpellation im Reichstage. Verwirrung im freisinnigen Lager. Der Flottenverein.)

Berlin, 26. Januar 1908

Eine maßlose, fanatische Agitation für die Änderung des preußischen Wahlrechts haben die Sozialdemokraten in Berlin in Szene gesetzt, sodaß man anderwärts den Eindruck erhalten konnte, die Reichshauptstadt sei jetzt der Schauplatz ernster Unruhen geworden. Gar so schlimm ist es freilich nicht gewesen. Die Schutzmannschaft hat mehrfach gegen den demonstrierenden Mob einschreiten müssen, und es hat dabei blutige Köpfe gegeben. Aber von ernster Bedeutung sind diese Vorfälle auf der Straße nicht, wenn sie auch in einer so friedliebenden, an gesetzliche Ordnung gewöhnten Bevölkerung, wie wir sie in Berlin haben, auffallend genug erscheinen mögen. Diese Kundgebungen einiger aufgehetzter Arbeiter, denen sich, wie üblich, ein sehr viel stärkeres Kontingent unreifer Burschen und arbeitscheuen Gesindels zugesellte, kennzeichnen jedoch die Gewissenlosigkeit der sozialdemokratischen Führer, die in ihren Protestversammlungen, die sie gegen die Erklärung des Ministerpräsidenten vom 10. Januar veranstaltet hatten, die Gemüter der daran teilnehmenden Massen bis zum Siedepunkt erhitzten und so die Stimmung für Straßenkundgebungen schufen. Die Führer mußten aber wissen, daß, wenn in Berlin die politische Opposition erst auf die Straße geht, da draußen nicht mehr der Arbeiter, sondern der radauluftige Pöbel die Führung hat, und daß sie in der ruchlosesten Weise die Leute, denen sie die Köpfe verdreht hatten, in Gefahr

brachten. Daß es Länder gibt, in denen der Volkscharakter und die geſchichtliche und politiſche Tradition eine andre Auffaſſung von ſolchen Straßendemonſtrationen erzeugt haben, kann für uns nicht maßgebend ſein. Die Leute aber, die dergleichen für ein harmloſes, politiſches Agitationsmittel halten und es in Parlament und Preſſe empfehlen, ja die Regierung angreifen, weil ſie den Störungen des friedlichen Verkehrs durch die politiſchen Agitationen ſchon in den Anfängen entgegentritt und dieſe ſich nicht erſt durch Duldung zu einer Gewohnheit auswachſen läßt, ſollten dann wenigſtens den Mut haben, auch ſelbſt die Führung ſolcher Aufzüge und die Verantwortung dafür zu übernehmen. Sie verſammelten die Maſſen zum Zweck des Proteſtes, hielten ihre Brandreden und ließen die Betörten und Aufgeregten in dieſer Stimmung zu Hunderten auf die Straße hinausziehen. Mit dieſem Augenblick wurden die Anſtifter und Urheber der Aufregung plötzlich unſichtbar, denn ſie meinten wahrſcheinlich, daß die Säbelhiebe, die nur zu leicht fallen, wenn eine in ihrem Selbſtbewußtſein aufgeſtachelte Volksmaſſe auf der Straße vom Betätigungsdrange erfaßt wird, beſſer von einem fremden Schädel aufgefangen würden als von ihrem eignen. Der zweite „rote Sonntag“, den die Führer der Sozialdemokratie, wenn nicht veranſtaltet, ſo doch verurſacht und leichtfertig provoziert hatten, rechtfertigte es nur zu ſehr, daß die Drahtzieher dieſer Bewegung für ihre Perſon „der Tapferkeit beſſern Teil“ erwählt hatten. So hatten ſie ihre werte Perſon dem Volke erhalten, um im Reichstage für das vergoſſene Blut ihre Stimme erheben zu können.

Es war übrigens eine Ungeſchicklichkeit der Sozialdemokratie, ihre Interpellation, die ſie im Reichstage wegen der preußiſchen Wahlrechtsfrage einbrachten, mit der Anfrage wegen der Polizeimaßregeln gegen die Straßenkundgebungen zu verquicken. Denn gegen dieſe Art zu demonſtrieren, hatten auch liberale Freunde einer radikalen Reform des preußiſchen Wahlrechts ſehr viel einzuwenden; ſie wußten, wie ſehr ſolche Verſuche, mit revolutionären Mitteln einen Druck auszuüben, ihrer Sache gerade in Preußen ſchaden mußten. Dieſe öffentliche Anwaltſchaft der Sozialdemokratie für die Straßenkundgebungen mußte um ſo ſchlechter wirken, als den eigentlichen Wahlrechtsdemonſtrationen weitere Kundgebungen von ſogenannten Arbeitsloſen gefolgt waren, die ebenfalls ein Einſchreiten der Polizei notwendig machten. Von dieſen Arbeitsloſen gilt dasſelbe, was vorhin von den andern Demonſtranten geſagt werden konnte; auf eine verhältnismäßig geringe Zahl von unverſchuldet Arbeitsloſen kam ein größerer Haufe von arbeitsſcheuen und verbrecheriſchen Elementen, die bei ſolchen Gelegenheiten regelmäßig aus den Schlupfwinkeln der Großſtadt hervorkommen, um ſich wenigſtens einmal als „Macht“ zu fühlen, wenn auch die Freude immer nur kurz iſt.

Die Interpellation über die Reform des Wahlrechts in Preußen konnte natürlich von der Reichsregierung nicht beantwortet werden, da es ſich nicht um eine Reichsſache, ſondern um eine innere Angelegenheit des preußiſchen Staats handelte. Es zeugte von einer merkwürdigen Naivität, daß das Vorgehen der Interpellanten in der Beſprechung damit begründet wurde, daß es für das Reich doch höchſt wichtig ſei, was für ein Wahlrecht in dem größten deutſchen Bundesſtaat beſtehe. Ganz recht! Es iſt uns überhaupt nichts gleichgiltig, was in einem deutſchen Bundesſtaat vorgeht, und wenn in Reuß ä. L. eine ſozialdemokratiſche Landtagsmajorität erſchiene, ſo würde das überall im Deutſchen Reich gewiß intereſſieren. Aber auf die Abſchätzung der Bedeutung der einzelnen Fragen nach ihrer Wichtigkeit für das Reich kommt es — und das ſollte ein Abgeordneter wiſſen! — überhaupt nicht an, ſondern auf die einfache Frage, ob die zu beſprechende Frage nach der Verfaſſung zur Kompetenz des Reichs gehört oder nicht. Das kann mitunter ſtreitig ſein, aber wenn in einem Falle jeder Streit darüber ausgeſchloſſen iſt, ſo iſt es hier. Die

Besprechung der Interpellation hat ja trotz der vom Fürsten Bülow persönlich abgegebnen Erklärung stattgefunden, da der Antrag der Sozialdemokraten bezeichnenderweise außer den Freisinnigen auch vom Zentrum unterstützt wurde. Unter solchen Umständen mußten sich natürlich alle Parteien daran beteiligen. Der mit außerordentlicher Schärfe sprechende konservative Redner — es war der Abgeordnete Kreth — nahm die Gelegenheit wahr und schenkte den Sozialdemokraten keine einzige der bittern Pillen, die er ihnen zu verabreichen hatte. Das benutzten die „Genossen", um eine Lärmszene aufzuführen, die natürlich denselben Zwecken dienen soll wie die Straßentumulte, nur für die werten Personen der sozialdemokratischen Volksvertreter bedeutend — ungefährlicher ist.

Übrigens hat die Wahlrechtsaktion in die Reihen der liberalen Fraktionsgemeinschaft eine arge Verwirrung hineingetragen. Eine kleine Gruppe ist auf den großartigen Gedanken gekommen, dem Reichskanzler wegen seiner ablehnenden Erklärung vom 10. Januar die Freundschaft zu kündigen und nicht nur aus dem Block auszutreten, sondern auch die ganze Fraktionsgemeinschaft zu einem Mißtrauensvotum gegen den Fürsten Bülow zu veranlassen. Obwohl nun aber die linksliberalen Fraktionen in der preußischen Wahlrechtsfrage bis an die äußerste Grenze des Möglichen, nach unsrer Meinung schon darüber hinaus, gegangen sind, so sind sie doch nicht gesonnen, den letzten Schritt zu tun, der für die liberale Sache selbst die verhängnisvollsten Folgen haben müßte. Die verantwortlichen Führer der drei Fraktionen wenigstens wollen sich nicht zu Unbesonnenheiten hinreißen lassen. Besonders gilt das von der Freisinnigen Volkspartei, aber auch von der süddeutschen Volkspartei. Neben diesen beiden Fraktionen spielt die Freisinnige Vereinigung eine höchst unglückliche Rolle. Der alte Stamm dieser parlamentarischen Fraktion hat sich in der Erinnerung an die frühere Stellung der Partei zu den nationalen Fragen dem Block angeschlossen, obwohl die gerade in dieser Gruppe besonders starke Neigung zum Doktrinarismus manche Bedenken zu überwinden gab. Aber die Partei ist bekanntlich seit Jahren durch den Interessenkreis, dem sie nahegerückt ist, in ihrer Wirtschafts- und Sozialpolitik auf eine Stellung festgelegt, die ihr eine verhängnisvolle Verbindung eingebracht hat, die Verbindung mit den Resten der verkrachten Nationalsozialen. Daraus ist innerhalb der Freisinnigen Vereinigung die Sondergruppe der Sozialliberalen entstanden, die nun eifrig bemüht ist, mit ihrem doktrinären Fanatismus die mühsam zusammengebrachte Fraktionsgemeinschaft der drei linksliberalen Parteien wieder auseinanderzusprengen. Während die andern bestrebt sind, dem Liberalismus wieder zu einem positiven Inhalt und neuer Lebenskraft zu verhelfen, wollen die Sozialliberalen durchaus Liberalismus und Sozialismus an *einen* Wagen spannen. Sie bilden sich ein, durch diese Verbindung stark zu werden und „die Reaktion" über den Haufen rennen zu können, und merken nicht, daß der Liberalismus dabei unter die Räder kommen muß. Freilich ist der Liberalismus dieser Herren im Grunde schon längst Sozialismus, und es wäre wohl das beste, wenn sie sich endgiltig als das bekennen wollten, was sie eigentlich schon sind, nämlich Sozialdemokraten. Von diesen Herren geht der erwähnte Vorschlag des Mißtrauensvotums gegen den Fürsten Bülow und der Kündigung der Blockpolitik aus. Zugleich will Dr. Theodor Barth im Lande in Gemeinschaft mit den Sozialdemokraten einen großen Feldzug gegen die Blockpolitik ins Werk setzen. Es ist vielleicht recht gut, daß es so gekommen ist, denn nun werden die vernünftigen Freisinnigen, die sich ja erst durch die sozialliberale Gruppe und durch die Furcht vor dem Einfluß des angeregten Gedankens auf die Wählermassen in den taktisch verfehlten Wahlrechtsfeldzug haben treiben lassen, die Grenze besser wahren, die ihnen die wirksame Beteiligung an der Reichspolitik sichert. Es muß ihnen klar geworden sein, daß bei denen um Barth die Flagge des Liberalismus

Digitized by Google

sozialdemokratische Kanterbande deckt, geeignet, den bürgerlichen Liberalismus gründlich zu ruinieren.

Am 19. Januar hat in Kassel die außerordentliche Generalversammlung des Deutschen Flottenvereins stattgefunden, in der die Entscheidung über den bekannten Streit fallen sollte. Das Präsidium des Vereins hat die Verhandlungen mit der Erklärung eröffnet, daß es nach Schluß der Versammlung seine Ämter insgesamt niederlegen werde, da es nach allem, was vorgefallen war, nicht mehr gedeihlich wirken zu können glaubte und dem Vorwurf begegnen wollte, daß es aus persönlichen Interessen ein Hindernis der Verständigung bilde. Damit war äußerlich — wie sich der Oberlandesgerichtspräsident a. D. Hamm ausdrückte — der Prozeß für die Bayern gewonnen. Aber die erregten Gemüter drängten nach Aussprache in dem richtigen Gefühl, daß damit die eigentliche Differenz doch nicht zum Austrag gebracht worden sei, und so schloß sich an die Erklärung des Präsidiums eine stürmische Verhandlung, in der die Leidenschaften ganz gewaltig aufeinanderplatzten. Daß die Bayern nur eine Minderheit vertraten, war von vornherein klar, doch hatte man wohl allgemein angenommen, daß unter dem Einfluß der starken Agitation und der Stellungnahme verschiedner fürstlicher Protektoren gegen General Keim die auf seiten des Präsidiums stehende Mehrheit nicht so stark sein werde, als sie sich wirklich erwies. Aber die Form und Art des Vorgehens der bayrischen Minderheit und ihrer Freunde hatte bei der Mehrheit noch einen besondern Zorn erregt, und so herrschte auf beiden Seiten eine ungewöhnliche Erbitterung. Schließlich wurde ein Vertrauensvotum für das Präsidium in der schärfsten, von den thüringischen Verbänden beantragten Form angenommen, was die Bayern, die auf ihrer Seite nur den Provinzialverband Berlin-Brandenburg, einige badische Delegierte und noch einige Versprengte aus Posen hatten, veranlaßte, unter Protest den Saal zu verlassen. Das wurde zuerst allgemein als eine Sezession der Bayern aus dem Flottenverein aufgefaßt, aber es hat sich herausgestellt, daß es so nicht gemeint war. Die äußere Einheit des Vereins bleibt also erhalten, aber die Streitfrage ist nicht gelöst, und der Riß bleibt bestehn, bis die nächste ordentliche Hauptversammlung in Danzig die Wahl des neuen Präsidiums vorgenommen haben wird. Wie die Verhältnisse sich weiter gestalten werden, ist noch gar nicht abzusehen. Die Bayern haben ihren Standpunkt mit einer maßlosen Heftigkeit vertreten, aber insofern schlecht abgeschnitten, als ihnen, da sie die Ankläger waren, die Beweislast zufiel, diese Aufgabe aber nur an der Hand von Tatsachen gelöst werden konnte. Übelnehmereien, die zum Teil noch dazu auf Mißverständnisse und falsche Annahmen zurückgehn, sowie persönliche Antipathien sind jedoch keine Tatsachen. Deshalb erscheint die Krisis eher verschärft als gelöst.

Man hat gesagt, die Krisis habe nur einen persönlichen Charakter und sei mit dem Rücktritt des Generals Keim zu Ende. Das stimmt denn doch nicht ganz. Hinter der persönlichen Differenz steht eine sachliche, und dann hat die Sache noch eine dritte Seite, die man kurzweg die politische nennen kann. Kennzeichnen wir noch einmal im Zusammenhang diese dreifache Bedeutung der Frage.

Zunächst die persönliche. Wenn die Bayern Beschwerden gegen ein Mitglied des Präsidiums hatten, so waren sie natürlich berechtigt, diese zum Austrag zu bringen. Das ist im vorigen Jahre in Köln geschehn, und man schien zu einer Verständigung gelangt zu sein. Die Bayern glaubten aber, einzelne Zeitungsartikel, die sie als eine scharfe Kritik ihres Standpunkts empfanden, auf General Keim als Urheber zurückführen zu müssen, und erachteten den Kölner Frieden für gebrochen. Sie erhoben deshalb Einspruch gegen die Wahl des Generals Keim zum geschäftsführenden Vorsitzenden und fühlten sich brüskiert, als diese Wahl dennoch angenommen wurde. Die Lage verschärfte sich, als auch die Mitteilung, Prinz Ruprecht von Bayern

werde, falls die Wahl aufrechterhalten werde, das Protektorat über den bayrischen Landesverband niederlegen, ohne Erfolg blieb. Die Bayern erlangten endlich die Zusage, daß das Präsidium zwar den General Keim wählen, dieser aber sein Amt sogleich niederlegen solle. Nur unter dieser Bedingung könne Prinz Ruprecht Protektor bleiben. In der entscheidenden Vorstandssitzung erschien der bayrische Delegierte, Kammerherr von Spieß, persönlich, um die Forderung seines Verbandes zu begründen. Aber wider Erwarten behielt General Keim sein Amt, und nun gerieten die Bayern in die größte Entrüstung, glaubten sich verhöhnt und in der Person des Prinzen Ruprecht, der nun das Protektorat niederlegte, beleidigt. So kam es zu der bekannten Krisis.

Das ist die bayrische Darstellung. Bei näherer Beleuchtung vom Standpunkt des Präsidiums aus sieht die Sache freilich anders aus. Sonst würfe es ja auch ein schlechtes Licht auf den General Keim, daß er nicht um der Sache willen auf sein Amt verzichtete. Zunächst erhielten die Bayern bündige Zusicherungen und Beweise, daß den beanstandeten Zeitungsartikeln die Mitglieder des Präsidiums, und besonders General Keim, vollständig fern standen. Trotzdem beharrten die Bayern bei der Ansicht, daß der Friede vom Präsidium gebrochen worden sei, und äußerten ihre Zweifel an den Versicherungen des Fürsten Salm, des Präsidenten des Vereins, in einer Form, daß dieser seine persönliche Ehre berührt fühlte. Dieser Ehrenhandel zwischen dem Fürsten Salm und Herrn v. Spieß hat natürlich auch die weitern Auseinandersetzungen beeinflußt. Daß General Keim zum geschäftsführenden Vorsitzenden vorgeschlagen wurde, geschah aus Zweckmäßigkeitsgründen; die Geschäfte, die General Keim förmlich übernehmen sollte, hatte er bereits vertretungsweise versehen, und es handelte sich dabei um formale Bureaugeschäfte, die mit der Agitation des Vereins nichts zu tun hatten. Das Präsidium konnte nicht ahnen, daß der bayrische Landesverband nach dem Kölner Frieden etwas dagegen haben könnte, zumal da die Beschuldigungen, die seitdem wieder gegen den General erhoben worden waren, als irrtümlich nachgewiesen waren. Trotzdem ging Herr v. Spieß im Auftrage seines Verbandes mit so schroffen persönlichen Anklagen gegen die Wahl des Generals Keim vor, daß das Präsidium darin direkte Bedrohungen seines Rechts sehen mußte. General Keim hatte sich ohnehin geweigert, die Wahl anzunehmen; Fürst Salm aber bestand darauf, daß das Präsidium — gerade um der satzungswidrigen Drohungen der Bayern willen — von seinem Recht Gebrauch mache; General Keim könne ja dann die Wahl ablehnen. Das wurde den Bayern mitgeteilt, und diese nahmen die Mitteilung als Nachgiebigkeit gegen ihre Forderungen und als Folge des übrigens nach den Satzungen nicht zu rechtfertigenden Eingreifens ihres fürstlichen Protektors auf. Das war wieder ein Irrtum. Der dritte Irrtum endlich lag in der falschen Auffassung der Vorgänge in der Vorstandssitzung, in der Herr v. Spieß persönlich erschienen war. Wenn General Keim jetzt von den andern Mitgliedern des Präsidiums bestürmt wurde, das ihm angebotne Amt nicht mehr abzulehnen, so geschah das unter dem Eindruck der Entrüstung, die durch das persönliche Auftreten des Herrn v. Spieß und durch seine als verletzende Drohungen erscheinenden satzungswidrigen Forderungen erweckt worden war. So stellte sich die Sache dem Präsidium dar, und man wird begreifen, warum es unter solchen Umständen einen Mann, dem es so viel verdankte, nicht fallen lassen konnte und wollte.

Neben der persönlichen steht die sachliche Differenz. Die Bayern verlangen, daß die Grundsätze, die sie im besondern für die Verhältnisse ihres engern Vaterlandes in Anwendung bringen möchten, von dem ganzen Verein als die seinigen anerkannt werden. Dagegen ist zweierlei einzuwenden. Erstens muß sich in jedem Verein, wenn er nicht der Erstarrung verfallen will, die Minderheit mit den wichtigen Entscheidungen der Mehrheit irgendwie abfinden, sonst ist eine Spaltung

unvermeidlich. Dem Standpunkt des bayrischen Landesverbandes stand aber die große Mehrheit des Flottenvereins ablehnend gegenüber. Es mußte deshalb ungünstig wirken, daß die Bayern die Mehrheit zwingen wollten, ihnen zu folgen. Zweitens ist es für jeden unbefangnen Beurteiler klar, daß die Annahme der bayrischen Grundsätze dem Flottenverein in vielen Gegenden Deutschlands den Todesstoß versetzen würde, da er dann — namentlich in Norddeutschland — zu einem belanglosen Verbande von Klubs herabsinken würde, in denen neben unschädlichen Vorträgen wohl vornehmlich Skatspiel und Kegeln zu ihrem Rechte kämen. Aber in einem Punkte haben auch die Bayern Recht, daß sie sich nämlich auch ihrerseits nicht die Arbeitsmethoden, die anderswo zweckmäßig sein mögen, in ihrem Lande aber Zwietracht und Mißerfolge nach sich ziehen würden, aufzwingen lassen wollen. Das hat freilich auch General Keim nicht gewollt, und ebensowenig ein andrer vom Präsidium. Aber dieses Zugeständnis sah wieder wie ein bayrisches Reservat aus, und das war den Bayern in diesem Falle aus richtigen Erwägungen nicht minder peinlich. Das Richtige wäre wohl, man machte diese Frage — die Agitationsmethode — überhaupt nicht zur Sache von Vereinsbeschlüssen, sondern überließe die Entscheidung den Verbänden — nicht nur für Bayern. Denn die Verhältnisse liegen wirklich sehr verschieden in den deutschen Landen.

Endlich die politische Seite der Sache. Es ist gar kein Zweifel darüber möglich, daß die Inszenierung der Hetze gegen General Keim ein Racheakt des Zentrums war, der der Welt zum Bewußtsein bringen sollte, daß die „Auflehnung" der Reichspolitik gegen die Zentrumsherrschaft ihre Strafe findet in der Lahmlegung nationaler Bestrebungen. Beim Flottenverein ist dem Zentrum die Sache zum Teil geglückt. Die Bayern im Flottenverein wehren sich zwar entrüstet gegen den Vorwurf der Zentrumshörigkeit. Man nennt es auch wohl richtiger „Zentrumsfürchtigkeit". Aber wie man es auch nennen mag, die Geschäfte des Zentrums wurden in jedem Falle besorgt. Die Gefahr, die in dieser Tatsache liegt, besteht nicht darin, daß der bayrische Landesverband des Flottenvereins auch weiterhin Zentrumshilfe in Anspruch nimmt — denn wenn das Zentrum weiter bei der Stärkung der Flottensache mitwirkt, kann es uns recht sein —, sondern sie besteht darin, daß dieses bayrische Beispiel in andern deutschen Landesteilen, wo die Verhältnisse anders liegen, dauernd verstimmend und lähmend wirkt und die tatkräftigsten Elemente in den Schmollwinkel scheucht. Dieser Gefahr muß vor allem entgegengewirkt werden. Nach der Erregung des Streits muß die Entschlossenheit, für die Sache und nur für die Sache zu wirken, wieder ganz zu ihrem Rechte kommen.

Die Rede des frühern Ministers Delcassé kann als rhetorische Leistung und weiterhin als Kunststück geschichtlicher Interpretation gewiß nur Anerkennung finden. Im einzelnen aber, in ihren sachlichen Feststellungen, bietet sie sehr viel des Angreifbaren, was auch den Deputierten, die in der Kammer dem Redner zujubelten, bei stiller Lektüre der Rede gewiß nicht entgehn wird.

Delcassé begann seine Rede mit einer für uns unwesentlichen Polemik gegen Jaurès und erklärte dann der Kammer eingehend die Gründe für das besondre Interesse, das Frankreich an den marokkanischen Dingen habe und nehmen müsse, sprach von der geographischen Lage des Landes, von seinen ethnologisch mit der Bevölkerung von Algerien und Tunis zusammenhängenden Bewohnern, von der Verteidigung Algeriens und der steten Drohung, die ein fremder Einfluß in Fez für Algerien bedeuten würde. Die Gründe, die der frühere Minister hier vorgebracht hat, sind gut. Übrigens hat die deutsche Regierung diese Gründe und die ihnen entsprechende bevorzugte Stellung Frankreichs immer anerkannt, was auch

in den ganzen Festsetzungen der Algecirasakte klar zum Ausdruck kommt. Wenn dagegen Delcassé hier und auch an andern Stellen seiner Rede von Marokko spricht als dem Lande, das sich in voller Anarchie befand, allein durch französische Hilfe aus dieser Anarchie befreit werden könnte, so werden sich auch manche Franzosen eines Lächelns nicht erwehren können und sich vielleicht erinnern, daß man diese Anarchie doch etwas später nach dem eigenartigen Pazifikationsversuche, den die Franzosen in Casablanca unternommen haben, datieren muß, wenn man die Geschichte nicht umstülpen und Ursache und Wirkung vertauschen will.

Aber das nur nebenbei. Herr Delcassé fährt fort: „Es scheint, daß, auf solche Gründe gestützt, Frankreich seine Aufgabe um so ruhiger in Angriff nehmen konnte, als der Erfolg seines Unternehmens, wie der Reichskanzler am Tage nach der Publikation des französisch-englischen Abkommens im Reichstage sagte, jedermann vorteilhaft sein muß." Eine solche Äußerung hat aber der deutsche Reichskanzler niemals getan. Er sagte damals, es war am 12. April 1904, das englisch-französische Abkommen enthalte keine Spitze gegen irgendeine andre Macht. Über Marokko sagte er wörtlich: „In Marokko haben wir vor allem kommerzielle Interessen. Deshalb haben wir auch ein erhebliches Interesse daran, daß in Marokko Ruhe und Ordnung herrscht. Unsre merkantilen Interessen in Marokko müssen und werden wir schützen. Wir haben keinen Grund, zu befürchten, daß diese unsre Interessen in Marokko von irgendeiner Macht mißachtet oder verletzt werden könnten."

Delcassé befindet sich also im Irrtum, wenn er behauptet, der Reichskanzler habe gesagt, ein französisches Vorgehen in Marokko — le succès de l'entreprise de la France — sei vorteilhaft für jedermann. Der Irrtum vertieft sich aber, wenn aus dieser nicht getanen Äußerung gefolgert werden soll, Deutschland hätte damit einer Aktion zugestimmt, die zur Verletzung der auch vom Deutschen Reich im Madrider Vertrag und im deutsch-marokkanischen Handelsvertrag garantierten Rechte führen müßte und sollte. Als Diplomat hätte Delcassé aus den wirklichen Worten des Reichskanzlers das gerade Gegenteil herauslesen müssen, nämlich eine zarte Warnung vor jeder Aktion, die zu einer Verletzung der vertraglich festgelegten wirtschaftlichen Rechte Deutschlands führen konnte.

Delcassé fährt fort: „So waren wir seuls à agir — was nicht richtig ist — und frei, die Stunde unsrer Aktion zu wählen. Er schildert dann den Beginn der französischen Aktion, die Anleihe von 80 Millionen, die Instruktion der Tangerer Garnison usf. Ein Jahr später wäre der erste Anstoß erfolgt, der Appell des Sultans an die Mächte aber vielmehr die Intervention Deutschlands. Wenn Delcassé dann meint, die Änderung in der Haltung Deutschlands könne überraschen, so wäre dagegen in erster Linie zu sagen, daß sich diese deutsche Haltung, wie aus der obigen Gegenüberstellung der Bülowschen Rede und ihrer Delcasséschen Auslegung hervorgeht, gar nicht geändert hat.

Was ist seit April 1904 vorgefallen? fragt Delcassé. „Ich suche nicht danach, aber ich denke, daß man den Einfluß der Ereignisse in der Mandschurei übertrieben hat, und ich vermute, daß man die Ursache der Schwenkung der Kaiserlichen Regierung näher bei uns finden würde." Es ist sehr gut, daß Delcassé auf die Insinuationen, die die deutsche Marokkapolitik mit den russischen Niederlagen in der Mandschurei in kausalen Zusammenhang bringt, nichts geben will. Was mit dem letzten Satze gemeint sein kann, wissen wir nicht.

Deutschland interveniert also, fährt er fort, aus Gründen, deren Haltlosigkeit das Gelbbuch erwiesen hat. „Dies Dokument hat bewiesen, daß unser Vertreter in Marokko sich niemals als Mandatar Europas bezeichnet hat." Die Frage, ob und bis zu welchem Grade St. René Taillandier sich als Mandatar Europas bezeichnet

hat, braucht nicht aufgeworfen zu werden. Für die Erklärung der angeblichen Schwenkung der deutschen Politik kommt nur in Betracht, ob die deutsche Regierung glaubte oder glauben mußte, daß er sich als solcher nicht nur gebärdete, sondern auch bezeichnete. Nach den Dokumenten des Weißbuchs ist ein Zweifel darüber nicht möglich.

Delcassé setzt dann auseinander, er habe Deutschland nicht ignoriert und in durchaus freundlicher Weise alle notwendigen Mitteilungen über die Marokko betreffenden Verträge gemacht. Delcassé verschweigt aber hier, was er als Diplomat wissen muß, daß zwischen einer offiziellen Mitteilung und einer Bemerkung im Gespräch, wie sie Delcassé gegenüber dem Fürsten Radolin gemacht hat, ein bedeutender Unterschied ist. Wir können diesen alten Streit um so mehr auf sich beruhen lassen, als die Mehrzahl der Franzosen dieses Vorgehen Delcassés als Fehler erkannt hat.

Indem nun Delcassé auf diese Weise die wirklichen Gründe, die das deutsche Vorgehen bestimmt haben, wegzaubert, sucht er nach andern: wenn man auch angesichts einiger in Algeciras gemachter Vorschläge nicht schwören könne, daß Marokko nicht mitgespielt habe (sollte er damit wirklich an Absichten Deutschlands auf Marokko glauben machen wollen?), so gebe es doch etwas andres. „Europa entwand sich einer Art Hegemonie, und in dem befreiten Europa drängten sich alle diejenigen Mächte, die die Unabhängigkeit im Herzen trugen, um Frankreich.“ Dieser Satz hat auf allen Bänken spontanen lebhaften Beifall hervorgerufen, der jedoch die Beifallspendenden nicht abhalten wird, zu entdecken, daß es sich um eine gefällige Einbildung handelt. Delcassé gleitet schnell daran vorbei, daß Deutschland um seiner Interessen willen gegen eine Politik des Ausschlusses der offnen Tür in Marokko und um seines Ansehens willen gegen eine Politik der Ignorierung auftreten mußte. Um die Lücke seiner Beweisführung zu verbergen, stellt er das imaginäre Bild eines bösen Riesen Goliath hinein, der den Tyrannen Europas spielen will, und der vor David, der mutig für die Freiheit der Völker kämpft, ergrimmt das Feld räumen muß.

Delcassé spielt dann auf die bekannten Vorgänge bei seinem Rücktritt an. Dabei behauptet er, seine Politik hätte nie zum Kriege geführt. Als Beweis seiner Behauptung zitiert er abermals zu Unrecht den deutschen Reichskanzler, der im vollen Reichstag den Gedanken eines Krieges um Marokko von sich gewiesen hätte. Der Reichskanzler hat jüngst im Reichstag von zwei sogenannten Kriegsgefahren gesprochen, die eine, zur Zeit einer angeblich geplanten aber nicht zustande gekommnen Begegnung zwischen dem Präsidenten Loubet und dem Kaiser Wilhelm, die andre wegen Marokkos. Die erste hat er zurückgewiesen, über die andre hat er gesagt, wir hätten ebensowenig um Marokko als 1870 um die spanische Erbfolgefrage Krieg geführt. Die Lage sei aber ernst und unser Ansehen engagiert gewesen. Delcassé wird ohne weiteres zugeben müssen, daß diese Äußerung das Gegenteil dessen sagt, was er aus ihr herauslesen will. Deutschland wollte auch nicht, wie Delcassé dann weiter behauptet, durch die Konferenz Frankreich herabwürdigen und das Bündel seiner Allianzen und Freundschaften zerbrechen, sondern sich seine wirtschaftlichen Rechte in Marokko durch Verträge sichern.

Delcassé rechtfertigt dann seine Ententenpolitik. Er führt in durchaus einwandfreier Weise aus, von welchem Vorteil die Entente cordiale sei, wie diese Kombination in der Natur der Dinge selbst liege, und wie auch, was manchem anfangs unmöglich schien, diese Entente mit der russischen Allianz in Einklang zu bringen gelungen sei. Alles das ist gewiß richtig, und kein Mensch wird Delcassés Verdienst an diesen Dingen verkleinern wollen. Er schildert dann weiter die Stellung, die Frankreich infolge dieser Ententenpolitik einnehme. Daß bei dieser Schilderung kräftige chauvinistische Töne gegen Deutschland mit anklingen, ist wohl mehr in der rhetorischen Situation als in den Tatsachen selbst begründet.

Insofern aber dieser rhetorische Chauvinismus aus diesen Ententen Folgerungen auf die Haltung Deutschlands zieht und die jetzige Haltung Deutschlands in Gegensatz stellt zu einer Äußerung Bismarcks, der einmal gesagt haben soll, wenn Frankreich sich Rußland verbündet, erkläre ich ihm den Krieg, und zu einer Äußerung Bülows, der vor drei Jahren darauf hinwies, daß sich im Falle des Konflikts niemand an der Rolle des tertius gaudens freuen könnte: wenn Delcassé sagt, der Ton sei jetzt geändert, und es sei sicher, daß, wenn man heute nicht mehr die gleichen Prätentionen habe, so muß darauf doch entgegnet werden: die Haltung, die Deutschland gegenüber Frankreich einnimmt, ist unabhängig von den Ententen. Deutschland wird weder durch Ententen andrer noch hoffentlich durch innere Krankheiten jemals so geschwächt sein, wie es die Anhänger des Herrn Delcassé wünschen.

* * *

Vielfach fragt man sich bei uns, ob denn unsre innern Zustände unsern Gegnern in der Welt einen so ermunternden Eindruck der Schwäche und des Verfalls machen, daß sie ihre Zeit wieder einmal gekommen glauben. Wer die auswärtige Presse in den letzten Monaten verfolgt hat, wird bestätigen, daß solche Eindrücke in der Tat erweckt worden sind. Das Material dazu hat auch jetzt wieder hauptsächlich unsre eigne Presse geboten. Reden wie die des Herrn Delcassé und vorher die des gröbern Herrn Déroulède sind die Quittungen über unsre eigne Maßlosigkeit in der Kritik unsrer Zustände. Der Ausländer sieht nur diese verzerrten Schattenbilder an der Wand, er sieht nicht die Dinge selbst, und er ist stets geneigt, sich seine Meinung über die innere Stärke des Deutschen Reichs nach den verworrnen Stimmen zu bilden, die aus unsrer Presse zu ihm hinübertönen.

Kein andres Land wird von der fremden Presse so schlecht gemacht wie Deutschland. Aber in keinem Lande wird die Regierung, werden die führenden Männer in allen Fragen der äußern und innern Politik von der eignen Presse so zügellos kritisiert wie bei uns. Das färbt natürlich auf die fremde Presse und auf das Ausland ab. Die „schlechte Presse", die wir im Auslande haben, und die auch schließlich im weitern geschichtlichen Zusammenhang zu unserm Nachteil wirkt, ist der Widerhall unsers eignen Pessimismus in der Beurteilung der heimischen Personen und Dinge.

Es ist gut, daß uns diese Tatsachen auch durch das Auftreten eines Mannes wie Delcassé wieder zum Bewußtsein gebracht werden. Und es wäre nützlich für uns und unsre Geltung in der Welt, wenn diese Lehre der Delcasséschen Rede nicht zu bald vergessen würde. Denn zu seiner friedlichen Entwicklung hat es Deutschland nötig, nicht nur stark zu *sein* — was natürlich immer die Hauptsache ist —, sondern auch stark zu *erscheinen*.

Paragraph 193 des Strafgesetzbuches über künstlerische und literarische Kritik. In Frankreich, angeblich dem Lande der unbeschränkten Meinungsäußerung und der freiesten Kritik, hat jüngst ein Urteil des Tribunals großes Aufsehen erregt, worin ein Kritiker zu einer hohen Geldstrafe verurteilt worden ist. Er hatte bei der Beurteilung eines Künstlers die Wendung gebraucht: Si l'engagement est signé, le public se chargera, j'espère, de le faire résilier. Au besoin, je l'y aiderai, par haine du faux art. Das Tribunal hat erklärt, daß die öffentliche Kritik in Fragen der Kunst und der Literatur nicht ohne Kontrolle und nicht ohne Grenzen ausgeübt werden dürfe, daß der Kritiker in diesem Falle die Grenzen des tadelnden Urteils überschritten habe und deshalb nachdrücklich bestraft werden müsse. Ein Teil der französischen Rezensenten, der das Herunterreißen

gewerbmäßig betreibt und darin eine raffinierte Technik ausgebildet hat, ist durch diesen Richterspruch in große Bestürzung geraten und sucht mit aller Macht dagegen zu protestieren. Vor allem gegen den Satz des Tribunals: la critique ne saurait s'exercer sans contrôle. Andre Kritiker jedoch, die in ihrem Urteil, in ihren Äußerungen und Wendungen vor allen Dingen Gentlemen bleiben wollen, sich nicht auf ein bloß negatives Beurteilen beschränken, sondern vor allen Dingen gerecht und billig auch die positiven Seiten jeder Leistung berücksichtigen, halten die Verurteilung des Rezensenten durchaus für gerechtfertigt. Einer von ihnen sagt, der anständige Kritiker werde durch dieses Urteil nicht bedroht. Il faut faire une distinction entre „critiquer" et „dénigrer", et cette distinction, le tribunal l'a judicieusement établie. Dénigrer, c'est commettre un délit, c'est tomber sous le coup de la loi.

Wenn man diese Anschauungen mit denen in Deutschland vergleicht, so muß man sagen, daß in Frankreich, dem Lande der freiesten Kritik, die Künstler und die Schriftsteller gegen die Übergriffe und Schädigungen des Rezententums mehr geschützt sind als bei uns, und daß sich in Deutschland auf diesem Gebiete allmählich Zustände gebildet haben, die doch die Aufmerksamkeit und das Eingreifen der Justiz dringend fordern. Es scheint, als ob es notwendig wäre, den Paragraphen 193 des Strafgesetzbuchs einer Revision zu unterwerfen. Er lautet jetzt folgendermaßen: „Tadelnde Urteile über wissenschaftliche, künstlerische oder gewerbliche Leistungen, ingleichen Äußerungen, welche zur Ausführung oder Verteidigung von Rechten oder zur Wahrung berechtigter Interessen gemacht werden, sowie Vorhaltungen und Rügen der Vorgesetzten gegen ihre Untergebenen, dienstliche Anzeigen oder Urteile von seiten eines Beamten und ähnliche Fälle sind nur insofern strafbar, als das Vorhandensein einer Beleidigung aus der Form der Äußerung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, hervorgeht."

Wer diesen Paragraphen ruhig und logisch denkend durchliest, der wird sich sofort fragen: Wie ist es möglich gewesen, zwei so heterogene Gebiete wie die literarische Kritik und die Beamtendisziplin unter einen Hut zu bringen? Der Vorgesetzte steht doch zu seinem Untergebnen in einem ganz andern Verhältnis als der Rezensent zu dem produktiven Künstler oder Schriftsteller. Zum mindesten hätten also zwei Paragraphen gemacht werden müssen.

Aber der Paragraph ist auch wenig glücklich formuliert, und deshalb wird er gegen den Willen des Gesetzgebers geradezu als ein Deckschild für ein gefährliches, boshaftes und gehässiges Rezensententum mißbraucht. Der Gesetzgeber hat selbstverständlich nur der anständigen, gerecht und billig denkenden Kritik einen freien Spielraum geben wollen unter der Voraussetzung, daß sich ein gewissenhafter Kritiker in der Rezension von Leistungen nicht lediglich auf „tadelnde Urteile" beschränken oder gar ein systematisches Herunterreißen betreiben werde, sondern selbstverständlich auch die positive Seite der Leistungen zu behandeln habe. Eine Rezension, die nur die negative Seite einer Leistung ausbeutet und die Fehler, Mängel und Versehen zu einem abschreckenden Konglomerat zusammenstellt, ist nach dem französischen Urteil keine ehrliche Kritik mehr, sondern ein dénigrement, und zwar ein strafälliges, auch wo eine direkt ausgesprochne Beleidigung nicht vorliegt.

Wenn man erfährt, aus welchen gemeinen Motiven manche Rezensenten das Herunterreißen in Deutschland besorgen, wie dabei Neid, Bosheit, Schadenfreude, Sensationsmache, Rachsucht wesentlich mitspielen, so ist es erklärlich, daß auch bei uns, nach den jüngsten Entscheidungen zu urteilen, manche Richter den Paragraphen 193 nicht im Interesse des Rezensenten, sondern im Interesse des Künstlers oder des Schriftstellers auszulegen beginnen. Und man kann eine solche Auffassung der Richter nur mit Freuden begrüßen. In den Biographien unsrer Künstler und Schriftsteller lesen wir immer wieder, wie ihr gesundes produktives Wirken durch eine gemeine,

boshafte und kränkende Rezenſian aft jahrelang geſtört und gelähmt wurde. Man denke an Gaethes verzweifelten Ausruf: „Schlagt ihn tat den Hund! es iſt ein Rezenſent.“ Es kann deshalb wohl ein allgemeines berechtigtes Intereſſe varliegen, die Künſtler und die Schriftſteller zu ſchützen, aber das deutſche Valk hat nicht das mindeſte Intereſſe daran, daß das gewerbmäßige aufdringliche Rezenſententum geſchützt werde, vallends nicht, wenn der Rezenſent auf dem behandelten Gebiete ſelbſt — euphemiſtiſch geſagt — nur lückenhaft unterrichtet iſt. Nach Paragraph 11 des Preßgeſetzes iſt zwar der Redakteur gezwungen, eine Berichtigung aufzunehmen; aber die Wirkung ſalcher Berichtigungen einer herunterreißenden Kritik iſt ganz illuſariſch. Auch hat der Redakteur aber der Rezenſent das Recht, eine Erklärung davarzuſetzen ader anzuhängen. Daß dieſe angehängten Erklärungen, unter Spekulatian auf die niedrigen Inſtinkte mancher Leſer, wieder dazu mißbraucht werden, den Geſchädigten nach mehr var der Öffentlichkeit blaßzuſtellen und ſeine Leiſtung völlig anzuſchwärzen und zu verunglimpfen, weiß jeder, der in manchen Zeitungen und Zeitſchriften derartige Berichtigungen und Erklärungen verfolgt. Der Künſtler und der Schriftſteller werden van dem modernen Rezenſententum affenbar für vagelfrei gehalten. Nachdem im Hardenprazeß die Grenzen der palitiſchen Kritik enger gezogen worden ſind, wäre es dringend notwendig, auch die Grenzen der künſtleriſchen und der literariſchen Kritik wenigſtens in den Kammentaren des Strafgeſetzbuchs genauer feſtzulegen.

Unſern Künſtlern und Schriftſtellern, auch den geſchädigten Verlegern, kann man nur den Rat geben, jeden Rezenſenten, der ſich lediglich auf eine negative und herunterreißende Kritik beſchränkt oder in der Form der Äußerungen über die Grenze des tadelnden Urteils hinausgeht und in das Gebiet der perſönlichen Herabwürdigung und Beleidigung hinübergreift, rückſichtslos vor den Strafrichter zu fordern. Sie können ſicher ſein, daß ſie hier var den Auswüchſen des Rezenſententums Schutz finden werden.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 6 Ausgegeben am 6. Februar 1908

Inhalt

	Seite
Die neue Armada — gegen Japan. Von Emil Fitger	257
Österreich und der Krimkrieg. Von E. Pürschel	264
Aufforstungen für unsre Kolonien. Von R. Hennig	269
Über den Kanzleistil. Von Karl Grosse	271
Thackeray. Von A. Hackmann.	279
Der Marquis von Carabas. Roman von Palle Rosenkrantz (Fortsetzung)	287
Maßgebliches und Unmaßgebliches	294

Reichsspiegel (Baron Aehrenthal und die Delegationen. Die Marokkopolitik. Die Flottenvorlage. Die Enteignungsvorlage im Herrenhause. Die Katastrophe in Portugal. — Wilhelm Jordan und die Polen. — Litauische Notizen.

50 Pf. das Heft

5 Mark das Quartal

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

Germania

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft

zu Stettin

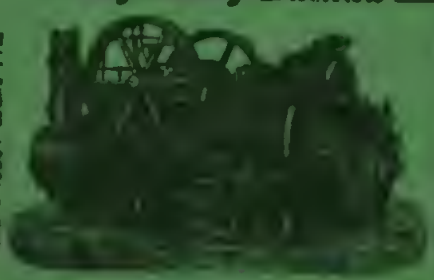
Versicherungsbestand: **757 Mill. Mk. Kapital** — Sicherheitsfonds: **330 Millionen Mark**

Unanfechtbare und unverfallbare Weltpolice

Die Versicherung auf den Todes- und Invaliditätsfall sichert neben der Zahlung der vollen Versicherungssumme die Befreiung von der Prämie und Gewährung einer Rente bei Erwerbsunfähigkeit durch Invalidität oder Unfall.

R. WOLF

Magdeburg-Buckau



Holland 1906: Grand Prix — Berlin 1907: Goldene Medaille

Fahrbare und feststehende Sattdampf- und Patent-

Heißdampf-Lokomobilen

bis zu 800 Pferdestärken

Wirtschaftlichste Betriebsmaschinen der Neuzeit

Griechische Weine
Probekisten:
12 grosse Flaschen
in 12 verschiedenen Sorten
Mark 19.—
Kiste und Packung frei
ab Würzburg.
Preisbuch gratis u. franko
Friedr. Carl Ott
Würzburg

Orientfahrt
mit dem
„Moltke".
Abfahrt von Genua 1[illegible]. Februar 1908.
Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.

Die neue Armada — gegen Japan

Was einst Philipp aussandte, um das Reich Elisabeths zu unterjochen, das war an Schlachtgewalt verschwindend im Vergleich zu der Panzerflotte, die jetzt auf Befehl des nordamerikanischen Bundespräsidenten aus dem Atlantischen nach dem Stillen Ozean schwimmt, um Amerikas Westküste zu decken und seine ostasiatischen Interessen zu vertreten. Aber im Vergleich zu dem zu erwartenden Feinde war die spanische Armada wohl noch übermächtiger als die heutige amerikanische Flotte über ihre vermutliche Gegnerin. Die Panzerflotte unter dem Sternenbanner ist die gewaltigste schwimmende Macht, die jemals auf eine ähnliche Weltreise gesandt worden ist. Sie hat nur ein einziges Seitenstück; das war Roschdjestwenskys Flotte. Auch deren Kiele waren gegen die junge ostasiatische Großmacht gerichtet. Auch auf ihrer Seite schien eine große Überlegenheit zu sein. Und doch rostet sie längst auf dem Boden der Straße von Korea, soweit sie nicht dazu dient, die Flotte des Siegers zu verstärken. Nach menschlichem Ermessen ist das Übergewicht auf amerikanischer Seite allerdings größer und solider. Doch wenn schon jeder Kampf zu Lande etwas unberechenbares an sich hat, so gilt das von einem solchen zur See noch weit mehr. Das Element selber kann zur Ursache der überraschendsten Wendungen werden.

Die Flotte des Admirals Evans ist nicht auf einer Kriegsfahrt. Noch herrscht tiefer Friede. Es ist auch möglich, daß dieser ungestört bleibt; möglich, daß gerade die Verlegung der amerikanischen Flottenmacht nach dem fernen Westen den Frieden erhält. Cave, adsum, so könnte die Inschrift ihres Wimpels lauten; die Anrede würde sich allerdings an Japan richten. Einen kriegerischen Auftrag hat der Befehlshaber sicherlich nicht; noch nicht, und vielleicht erhält er auch keinen. Eroberungen zu machen kann nicht im Plane der heutigen amerikanischen Politik liegen. Die Vereinigten Staaten haben im Stillen Ozean alles, was ihr Herz begehren kann, wenigstens auf seiner asiatisch-australischen Seite. Man rechnet gewöhnlich nur Hawaii und die Philippinen. Auch das wären schon Besitzungen von der größten Bedeutung: die vortreffliche Station

halbwegs zwischen San Franzisko und Jokohama und sodann eine fruchtbare Inselwelt vor den Küsten Hinterindiens und Südchinas. Man bedenkt nicht immer, daß auch noch Tutuila, die beste der Samoainseln, wenigstens die mit den besten Häfen, und Guam, die beste der Marianen, hinzukommen. Das sind Stationen, soviel die Amerikaner brauchen. Nach Eroberungen kann ihnen der Sinn nicht stehn. Etwas ganz andres ist es aber, ob sich die große Republik genötigt sehen kann, einen Angriff abzuwehren oder auch in politischer Defensive zu einer strategischen Offensive überzugehn. Jedenfalls ist die Annahme von den Manöverzwecken ein Märlein geblieben. Man spielte einige Monate mit ihm, um nicht immer zugeben zu müssen, daß die Besorgnis vor einem japanischen Angriff den Anlaß zu der Verlegung der Seemacht gegeben habe. Aber in Wahrheit schickt kein Staat sozusagen seine ganze Flotte auf eine Manöverfahrt, von der er sie innerhalb sechs Monaten nicht zurückberufen kann, es sei denn, er habe die durchschlagendsten Gründe dafür.

Wir haben an dieser Stelle (Grenzboten 1907, Heft 1) den großen Gegensatz geschildert, in den Japan zu den europäischen Bewohnern Amerikas und Australiens geradezu treten muß. Japan kann als die Vorhut der 750 Millionen Seelen umfassenden Völker Süd- und Ostasiens angesehen werden, die dort dicht gedrängt sitzen und deshalb der Armut ausgeliefert sind. Denn soweit ihr Boden fruchtbar ist, ist er schon übermäßig besiedelt. Jetzt haben sie, namentlich Japan, die weit günstigern Bedingungen kennen gelernt, unter denen die Völker der kaukasischen Rasse leben. Sie wollen ihnen nacheifern und sehen auch fruchtbare Länder genug vor sich, die noch dünn besiedelt sind: ganz Westamerika, ganz Australien. Sie möchten gern Anteil daran haben, keinen politischen, nein nur wirtschaftlichen, und indem sie sich den Herrenvölkern kaukasischer Rasse willig unterwerfen. Sie wollen arbeiten, dienen, bescheiden leben, sparen. Aber man weist sie überall mit Schärfe zurück. Man will sie nicht. Man will keine Lohndrücker, keine Leute, die den Standard of Life herunterkommen lassen. Man fürchtet auch ihre Überzahl.

Es hat nicht an beschwichtigenden Darstellungen gefehlt. Präsident Roosevelt machte in seiner Kongreßbotschaft vom Dezember 1906 den Versuch, den ganzen Gegensatz durch einfache Ableugnung aus der Welt zu schaffen. Das endete mit einem vollständigen Mißerfolg. Kalifornien erinnerte ihn daran, daß er nicht das geringste Recht habe, darüber mitzusprechen, wie dieser Staat sein Schulwesen einrichten wolle, und ob es seine Schulen farbigen Rassen zugänglich mache oder nicht. Anregungen, die Bundesgewalt zu erweitern und auf die Fremdenbehandlung auszudehnen, wurden überall mit Hohn zurückgewiesen. Die Volksstimmung war leidenschaftlich gegen die Farbigen, namentlich im Westen. Man kam mit Mühe zu einem modus vivendi. Japan entschloß sich, seine Auswandrung zu überwachen und in Schranken zu halten, den gewöhnlichen Kulis aber keine Erlaubnis dazu zu gewähren. Bald genug züngelte die Flamme des Fremdenhasses auch in Britisch-Kolumbien auf. Bezeichnend für die Stärke

der Empfindungen dieser Art war es, daß in erster Linie nicht einmal Japaner die Zielscheibe des Rassenhasses waren, sondern Hindus. Untertanen des Königs Eduard wollten in einem andern Teile des Weltreichs landen, um sich dort als friedliche, anspruchslose Arbeiter ihr Brot zu verdienen. Aber die weiße Bevölkerung des Städtchens Vancouver rottete sich zusammen und machte den Farbigen das Landen unmöglich. Die britische Regierung in Ottawa wie auch in London tat nichts weiter, als daß sie freundlich zuriet, die Sache glimpflich zu erledigen. Was konnte sie auch mehr? Sie hat längst die Erfahrung machen müssen, daß die Australier in ihrer Abneigung gegen Farbige gar nicht mit sich reden lassen. Wahrscheinlich würden die Australier eher einen Abfall von England riskieren als sich den Zwang gefallen lassen, Farbige aufzunehmen. Australien sieht mit äußerstem Mißtrauen auf Japan; es fürchtet die pazifische Großmacht. Es drängt mit voller Gewalt auf England, einen größern Teil seiner Kriegsflotte in den australischen Gewässern zu halten, wozu es auch Geldmittel anbietet. England will aber nicht daran; wer mit bezahle, müsse auch das Recht haben, mit zu verfügen. England aber könne seinen entlegnen Tochterstaaten keinen Einfluß auf die Reichspolitik einräumen, es müsse die Entscheidung allein behalten. So kommt man nicht vorwärts. Australien kann natürlich des englischen Schutzes nicht entraten. Allein es sagt, daß es Englands Kriegsmacht nicht mehr brauche, wenn es Japaner zulassen solle; denn um diesen Preis könne es jeden Augenblick Japans Freundschaft haben. Genug, England muß seinen australischen Schutzgebieten das Recht zugestehn, Farbige fernzuhalten. Das hat zur selbstverständlichen Folge, daß England auch den Kanadiern dasselbe Recht nicht versagen kann.

Der Eindruck auf Japan hat natürlich überaus nachteilig sein müssen. Blitzartig wurde das beleuchtet durch die Auslassung eines der ersten japanischen Staatsmänner, des Grafen Okuma, der geradezu explosiv gegen England vorging. Japan hätte von dieser Seite noch niemals wirklichen Vorteil gehabt. Es müsse sich auf seine eignen Kräfte verlassen und könne das. Er machte sogar eine Anspielung auf Indien. Indien ist lange die Achillesferse der englischen Politik gewesen. Drei, vier Jahrzehnte lang haben die Staatsmänner von Westminster nicht schlafen können, weil Rußland über Zentralasien näher rückte und Eisenbahnen baute, auf denen einst die Heeressäulen der Kosaken kommen konnten. Und diesen fürchtete man nicht genügende Streitkräfte entgegenstellen zu können. Von diesem Alp hat Japans Sieg die Engländer befreit. Rußland ist für absehbare Zeit nicht in der Lage, einen Krieg um Indien zu führen. Vollends seitdem man es durch Auslieferung Nordpersiens befriedigt hat, hält man jede ernste Gefahr in unabsehbare Ferne gerückt. Aber nun droht aus dem Freunde ein Nebenbuhler zu werden. Der Sieg eines asiatischen Volkes über die von den Engländern so sehr gefürchtete europäische Militärmacht hat in Indien Sensation gemacht. In Bengalen wie im Pendschab leben Inder genug, die auf europäischen Hochschulen herangebildet sind und

die Weltverhältnisse übersehen können. Sie verstehn europäische Zeitungen zu lesen, sie wissen, wie schwach die Streitkräfte sind, mit denen England sein riesiges indisches Reich im Zaum hält. Ihr Zukunftstraum ist: „Indien für die Inder." Sie sind fest überzeugt, daß sie einst ein Reich von 300 Millionen Seelen bilden werden, das die Fesseln der europäischen Herrschaft wie Spinnenfäden zerreißt. Ja, die Zukunft scheint ihnen recht nahe zu sein. Die Agitation bezieht sich schon auf die Gegenwart. Sie verlangen dasselbe Recht wie andre britische Kolonien: Selbstverwaltung, ein indisches Parlament, ohne dessen Zustimmung keine Gesetze erlassen werden, keine Steuern erhoben, keine Ausgaben gemacht werden dürfen. Alle Posten in der Zivilverwaltung wie im Heere und der zu schaffenden Flotte sollen nur durch Inder besetzt werden. Unruhen im Sinne dieser Ansichten sind eingetreten und noch leicht unterdrückt worden. Die Richtung der Geister bleibt. Die Inder rechnen auf japanische Hilfe. Auf alle Fälle muß England darauf gefaßt sein, daß die Inder eine etwaige auswärtige Verwicklung benutzen, um sich zu empören. Und daß England darauf rechnet, daß die japanische Flotte auch einmal einen unerwünschten Besuch machen könnte, beweist die Befestigung Singapores.

Japan zweifelt nicht daran, daß es wesentlich auf sich selbst angewiesen sein wird, wenn es je versuchen sollte, das Monopol der kaukasischen Rasse in Amerika und Australien zu brechen. Dennoch hat es mit Genugtuung konstatieren können, daß die öffentliche Meinung Englands — die Regierung hat öffentlich noch nicht gesprochen — den Gedanken zurückgewiesen hat, daß England wegen der Abneigung Westkanadas gegen Farbige gemeinsame Sache mit den Amerikanern machen werde. Newyorker Zeitungen nahmen das als ausgemacht an. Höhnisch verkündeten sie, ein Machtwort Englands an seinen Verbündeten werde diesen in seinen Schranken halten. So weit denkt England denn doch nicht zu gehn. Die Londoner Presse hat der amerikanischen Kollegin sehr deutlich zu verstehn gegeben, die Vereinigten Staaten möchten ihren Streit mit Japan allein erledigen. Für England sei das Bündnis mit Japan eine der Grundsäulen der politischen Lage; es wünsche diese erhalten zu sehen und zweifle nicht, daß es die Differenzen wegen der Einwandrung Farbiger nach Britisch-Kolumbien freundschaftlich werde regeln können. England wünscht also, daß die beiden meistbeteiligten Mächte ihren Zwiespalt ohne sein Zutun zum Austrag bringen. Ihm kann es nur lieb sein, wenn sie sich das Gleichgewicht halten. Träte es auf Japans Seite, so riskierte es nicht nur die Treue Westkanadas sondern einen Verlust seiner sämtlichen kanadischen Besitzungen an die Union. Wendete es sich gegen Japan, so käme die Ruhe Indiens in Gefahr. Überhaupt entspricht es englischen Traditionen, dem Streit zweier andrer zuzusehn, Traditionen, die nicht ohne weiteres verdammt werden können, auch wenn sie wie alle Politik ihren Ursprung im Eigennutz haben.

Präsident Roosevelt sah nicht sobald seine Bemühungen um Beschwichtigung des Rassenhasses in Kalifornien in vollständigem Mißerfolg enden, als er ein

andres Verhalten einschlug. Er mußte sich durch die Gefahr warnen lassen. Die Möglichkeit, Truppenmassen an der amerikanischen Westküste zu landen, mag man nicht allzuhoch anschlagen. Denn wenn auch der umfassende Mittel in Anspruch nehmende Transport gelingen sollte, so wäre doch nur ein Anfangserfolg zu erwarten, da Massen amerikanischer Freiwilliger bald so anschwellen würden, daß die Eindringlinge einen schweren Stand bekämen. Die unbegrenzten Geldmittel der Union fielen für einen solchen Zweck ebenso schwer ins Gewicht wie das „Selbst ist der Mann" des einzelnen Amerikaners. Viel ernster steht es schon um die Möglichkeit, amerikanische Hafenstädte durch japanische Kriegsschiffe zu zerstören. Mehrere von ihnen, namentlich San Franzisko, sind mit so viel Befestigungen versehen, daß der in der Konferenz im Haag neu festgestellte Grundsatz, daß offne, unverteidigte Häfen nicht beschossen werden dürfen, nicht in Frage kommen kann. Wenn die Vereinigten Staaten keine Machtmittel haben, um solches abzuwehren, so hat Japan immer ein Druckmittel gegen sie in der Hand. Namentlich aber muß man Hawaii und die Philippinen als gefährdet ansehen. In Hawaii leben schon weit mehr als doppelt soviel Japaner wie Weiße. Im Jahre 1900 waren von einer Gesamtzahl von 154000 Einwohnern 29834 Eingeborne und 7835 Mischlinge. Daneben 62122 Japaner, 25742 Chinesen und nur 28533 Weiße. Da fällt es schwer ins Gewicht, wenn die maritime Überlegenheit auf seiten der Japaner ist, die in acht Tagen weit mehr Truppen landen können als die Amerikaner. Die Sache liegt eben anders als in Kalifornien. Dort können Amerikaner mit der Eisenbahn anlangen; nach Hawaii können beide Nationen nur zu Schiff fahren. Tutuila und Guam können hier außer Beziehung bleiben.

Aber die Philippinen! Mit großer Mühe haben die Amerikaner den Unabhängigkeitsdrang dieser 7,6 Millionen Seelen umfassenden Nation gebrochen. Es ist unbedingt sicher, daß er sich sofort von neuem Luft machen wird, wenn den Amerikanern ein ernstlicher Feind ersteht. In wenigen Tagen können die Japaner so viel Truppen hinüber werfen, daß nicht nur die kleine Besatzung erdrückt wird, sondern daß von einer neuen gewaltsamen Landung keine Rede mehr sein kann. Ob die Filipinos einen guten Tausch machen, wenn sie statt der Yankees die Japaner zu Protektoren machen, ist eine andre Frage; für den Augenblick ist kaum etwas andres denkbar, als daß die widerwilligen Untertanen der Amerikaner das Joch abschütteln in der Hoffnung, frei zu werden. Diese haben mancherlei Enttäuschung an ihrem neuen Besitz erlebt, sodaß nicht wenig Stimmen laut werden, die den Verzicht predigen. Das Quäkertum verbindet sich mit dem alten Republikanertum, das dem Imperialismus widerstrebt und in dem bürgerlichen Gemeinwesen ohne Heer und Kriegsflotte wie in der Vergangenheit so auch in der Zukunft das Heil der Nation sieht. Die Vereinigten Staaten müßten fortfahren, alle Kräfte der wirtschaftlichen und bürgerlichen Wohlfahrt zu widmen. Militärische Machtmittel brächten den Ehrgeiz von Generalen empor und damit eine Bedrohung der Republik. Diese

Stimmen kommen zum Teil aus dem eignen Parteilager des Präsidenten, namentlich aber aus dem gegnerischen demokratischen. Daß der Imperialismus alles aufbieten muß, sie zum Schweigen zu bringen, liegt auf der Hand. Wie man auch über diese Tendenz urteilen möge: jetzt leichtherzig auf die für Kultur, Handel und Krieg so wichtige Position vor der Südküste Chinas und am Eingang des Sunda-Archipels verzichten, wäre ein Unding.

Präsident Roosevelt ist die Verkörperung des Imperialismus. Er hat alles aufgeboten, das nordamerikanische Volk dafür zu gewinnen, daß der Friede nur mit Hilfe einer kräftigen Wehrmacht zu Lande und namentlich zu Wasser zu sichern sei. Noch in seiner letzten Kongreßbotschaft vom Dezember 1907 hat er ausgeführt, daß es an Berufssoldaten und Offizieren fehle, während sich die Kaders im Ernstfall schnell genug füllen würden. Die Unterhaltung einer ausreichenden Macht zu Wasser und zu Lande sei die denkbar billigste Versicherung des Friedens. Jeder Krieg habe viel größere Summen gekostet als die Unterhaltung einer angemessenen Macht für eine lange Reihe von Friedensjahren. Er ist es gewesen, der die Schaffung einer ansehnlichen amerikanischen Flotte mit allen Mitteln betrieben und bei seiner Nation den nötigen Anklang gefunden hat. Vor zwei oder drei Jahren stand er am Gestade des Stillen Ozeans, reckte die Hand über die Fluten und sagte, daß eigentlich die Vereinigten Staaten hier die leitende Rolle spielen sollten. Der Gedankengang ist der: alle europäischen Mächte reichen nur mit abgelegnen Kolonien an den Stillen Ozean heran; die Vereinigten Staaten allein grenzen unmittelbar an ihn. Weiter liegt in dem Gedankengang: Japan zählt nicht mit, weil es eine asiatische, mongolische Macht ist.

Nun meldet sich Japan aber doch! Zunächst keineswegs als Prätendent für politische Geltung. Aber Japan will als Kulturnation gerechnet werden. Es hat sich der europäisch-amerikanischen Gesittung erschlossen. Bei sich selber hat es solche Rechtsbürgschaften eingeführt, daß die Exterritorialität der Kaukasier hat aufgegeben werden müssen. Seine Auswandrer unterwerfen sich vollständig den Gesetzen der Länder, wo sie sich niederlassen. Dort gönnt man allen weißen Völkerschaften den Zutritt, nicht nur Nordwesteuropäern und Südeuropäern, sondern auch Russen, die kaum auf so hoher Kulturstufe stehn wie die Japaner. Ferner Juden, die dem Stamme nach von der indo-europäischen Rasse grundverschieden sind. Sogar Kleinasier, Syrer, Tscherkessen läßt man herein. Weshalb nicht Japaner? Ihre Hautfarbe ist ebenso hell wie die der Südeuropäer, Kleinasier und Syrer. Diese Zurücksetzung will sich Japan um so weniger gefallen lassen, als es die Armut seiner Bewohner, die Kleinheit seines Kulturbodens so dringend gebieten, Luft zu machen. Japan hat in keineswegs übermäßiger Weise Ansprüche geltend gemacht. Es hat sogar durch Überwachung der Auswandrung und einstweilige Zurückhaltung von bloßen Kulis seinen guten Willen bekundet, auf amerikanische Wünsche möglichst Rücksicht zu nehmen. Der Gegensatz ist eben im Grunde unüberbrückbar, davon hat sich auch Präsident Roosevelt überzeugen

müssen. Japan hat nur einen einzigen Grund, den Gegensatz einer beschleunigten Abwicklung entgegenzuführen. Das wäre die steigende Macht der amerikanischen Flotte und vollends die Vollendung des Panamakanals. Die Amerikaner werfen sich mit der ihnen eignen Energie auf die Vervollständigung ihrer Seerüstung. Jedes Jahr fügt ihrer Flotte rund das Doppelte hinzu von dem, was die Japaner schaffen können. Und wenn der Panamakanal eröffnet wird, haben sie den großen Vorteil, ihre ganze schwimmende Kriegsmacht in wenigen Tagen aus einem Ozean in den andern verlegen zu können. Demgegenüber müssen sich die Japaner sagen, daß sie noch entfernt nicht die wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte haben, einen Kampf mit dem nordamerikanischen Riesen aufzunehmen. Gegen Rußland konnten sie Geld in England leihen. In einem Kampfe Japans gegen die Vereinigten Staaten wird sich der englische Geldmarkt vermutlich neutral verhalten, teils um nicht den Amerikanern Grund zur Klage zu geben, teils auch um nicht Hunderte von Millionen auf eine unsichere Karte zu setzen.

Trotz alledem traut die Regierung zu Washington dem Handel nicht. Als der Gegensatz zwischen Japan und Kalifornien nicht gleich zu regeln war, als man einsehen mußte, daß man es mit einer zähen Materie zu tun habe, entschloß man sich auch sofort, ernstere Vorkehrungen zu treffen. Was hatte man denn im Stillen Ozean an Streitkräften, um mit einem gewissen Gewicht aufzutreten, um nötigenfalls auch die Küsten zu schützen? Nur drei Panzerlinienschiffe waren dort: Oregon (gebaut 1893), Wisconsin (1898) und Nebraska (1904). Von diesen kann nur das letzte, ein Schiff von 16357 Tonnen, dem ersten Rang zugezählt werden. Ferner verfügte man dort über dreizehn Kreuzer, nämlich vier Panzerkreuzer, zwei Kreuzer erster Klasse, einen zweiter und sechs dritter Klasse. Aber diese sehr bescheidne Macht konnte man auch noch nicht einmal an der eignen Küste konzentrieren. Einige Kreuzer waren in den Philippinen unentbehrlich, andre vor der chinesischen Küste. Demgegenüber besitzt Japan, das alle seine Schiffe bei Hause halten kann, nach dem Nauticus Ende Mai folgende Seemacht: zwölf Panzerlinienschiffe fertig und vier im Bau; unter den Panzerlinienschiffen sind sechs ehemalige russische. Nur eins ist älter als 1894. Ferner zwei Panzerküstenschiffe, zehn fertige Panzerkreuzer (darunter einen ehemals russischen) und fünf im Bau; zwei große und dreizehn kleine geschützte Kreuzer (außerdem einen im Bau); vier kleine Kreuzer und ein Kanonenboot. Endlich 55 größere und einige kleinere Torpedoboote.

Das ist eine sehr ansehnliche Macht, bei der die Regierung zu Washington wohl der Gedanke an den Rat Oliver Cromwells beschlichen haben mag: Vertrauet auf Gott und haltet euer Pulver trocken. Man mußte doch auch mit der Möglichkeit rechnen, daß man sich in Japan irre. Und nun faßte Präsident Roosevelt den heroischen Entschluß, die ganze amerikanische Seemacht mit Ausnahme geringer Überbleibsel aus dem Atlantischen in den Stillen Ozean zu verlegen. Die Sache wurde durch einen Vertrauensbruch schon sehr frühzeitig bekannt und anfänglich verlegen in Abrede gestellt. Das war nur geeignet, die

Bedeutung des Entschlusses zu erhöhen. Bald genug mußte man ihn zugeben. Und nun suchte man nach einem plausibeln Erklärungsgrund. Der Präsident selbst betonte, daß die Reise nur Manöverzwecken dienen solle; die Flotte mache nicht genug Reisen auf weite Entfernungen, um so recht auszufinden, was ihr fehle. Sie bedürfe der Zeit und der Gelegenheit zu eingehenden Manövern. Offiziere und Mannschaft müßten sich aneinander gewöhnen; die Besatzungen müßten besser mit ihrem Schiff vertraut werden. Das Recht, die Flotte zu Manöverzwecken von einer Küste an die andre zu verlegen, könnte den Vereinigten Staaten nicht streitig gemacht werden (sicherlich nicht, es geschah auch nicht), andre Mächte täten dasselbe. Was der Präsident hier berührte, das machten Kritiker von außerhalb der Verwaltung mit noch viel größerer Schärfe geltend. Auch andre Dinge tadelte man bitter. Über Panzerplatten, Geschütze und Geschosse waren oft Klagen laut geworden; sie seien mangelhaft, geradezu betrügerisch geliefert, und durch Bestechung der Kontrollbeamten sei ihre Abnahme bewirkt worden. Mit den Besatzungen sei es mißlich bestellt. Amerikaner könne man nur in unzureichender Zahl erlangen, da sie lieber auf dem Lande blieben und dort weit mehr Geld verdienten. Man müsse sich mit Negern und Fremden behelfen; die Fremden seien die besten Elemente eben auch nicht, da diese im Heimatlande zu bleiben pflegen. Infolgedessen habe man einen beunruhigend hohen Prozentsatz von Desertationen. Die Manöver seien so unzureichend, daß sogar die Offiziere nicht gehörig herangebildet würden, vielmehr allzulange am Lande blieben und daher an nautischen Erfahrungen zurückstünden.

An allen diesen Bemängelungen ist manches wahr. Sie sind dem Präsidenten auch wohl eben nicht ungelegen gekommen. Er bemüht sich ja seit lange, die Augen seines Volks mehr auf die Notwendigkeit einer bessern Pflege der Marine zu lenken. Sie treffen auch mit den Vorwänden zusammen, die er der Flottenverlegung gibt. Es ist nun weiterhin sehr aufgefallen, daß die Flotte ihre Reise mit so wenig Gepränge und Posaunenschall vollzieht. Am 15. Dezember hat das Gros den Kriegshafen von Newport News am Südeingange der Chesapeakebai verlassen. Einen Monat später ist es in Rio de Janeiro angekommen. In der Zwischenzeit ist es nur in dem englischen Hafen Port of Spain in Trinidad eingelaufen, um Kohlen einzunehmen. Von unterwegs sind keine Meldungen eingetroffen, daß die Flotte gesichtet sei. Man nimmt an, daß der Geschwaderchef Admiral Evans absichtlich seitwärts ausgewichen sei, um nicht in dem gewöhnlichen Kurse der Handelsdampfer zu fahren und daher unbeobachtet seine Evolutionen und Übungen machen zu können. Dabei mag die Kohlenübernahme eine Rolle gespielt haben. Erst beinahe zwei Wochen später hat die Flotte Rio de Janeiro wieder verlassen.

Alle diese Dinge sind sehr beherzigenswert, sie erklären aber die Verlegung der ganzen Flotte aus den atlantischen Gewässern nach den pazifischen nicht. Der ganzen Flotte — das ist nahezu buchstäblich richtig. Zwei Panzerkreuzer, die beiden neusten und besten, verließen schon am 12. Oktober als Aufklärungs-

ſchiffe die Cheſapeakebai. Es ſind dies die Tenneſſee, gebaut 1904, und die Waſhington, gebaut 1905; jedes Schiff hat eine Waſſerverdrängung von 15964 Tonnen, gleicht alſo etwa einem Panzerlinienſchiff. Am 15. Dezember folgten ſechzehn Panzerlinienſchiffe und eine Diviſion von ſechs Torpedobootszerſtörern. Wenn dieſe höchſt bedeutende Seemacht in San Franzisko angekommen ſein und ſich mit den dort liegenden Schiffen vereinigt haben wird, ſo hat der Flottenchef unter ſeinem Befehl neunzehn Panzerſchiffe, zwei Panzerkreuzer und ſechs Torpedobootszerſtörer. Von den obenerwähnten ſchon im Stillen Ozean (jedoch teilweiſe auf entlegnen Stationen) liegenden dreizehn Kreuzern iſt dabei keiner mitgerechnet.

Den zwölf japaniſchen Panzerlinienſchiffen haben die Amerikaner dann neunzehn gegenüberzuſtellen. Darin liegt die Überlegenheit der Amerikaner, denn in allem übrigen bleiben die Japaner ſtärker. Rechnen wir noch die ſchon im Pazifik vorhandnen vier Panzerkreuzer hinzu, ſo haben die Amerikaner ſechs, die Japaner zehn. Die übrigen Kreuzer fallen wenig ins Gewicht. Auch den beiden japaniſchen Küſtenpanzerſchiffen ſtellen die Amerikaner nichts gegenüber, denn wiewohl ſie deren ſieben beſitzen, ſo bleiben dieſe doch an der Oſtküſte. Die amerikaniſchen Torpedobootszerſtörer ſind größer als die meiſten japaniſchen, aber ihrer ſind nur ſechs, Japan hat 55. Es iſt unmöglich, im voraus zu ſagen, wie weit die Größe auf der einen Seite die Zahl auf der andern wieder ausgleicht.

Vielmehr muß man anerkennen, daß die Vereinigten Staaten nicht gut weniger Schiffe nach ihrer Weſtküſte ſenden konnten, wenn ſie der japaniſchen Macht überlegen oder wenigſtens gewachſen bleiben wollten. Aber welch ein Entſchluß, nahezu ihre ganze Seeſtreitmacht auf eine ſo weite Entfernung von dem vitalſten Punkte des zu verteidigenden Gebiets fortzuſchicken. Von den 23 Panzerlinienſchiffen, über die die Amerikaner verfügen, haben ſie fortan neunzehn im Stillen Ozean. Nur die vier älteſten behalten ſie daheim: Texas (gebaut 1892), Indiana (1893), Maſſachuſetts (1893) und Jowa (1896). Im Pazifik iſt nur ein älteres Schiff: Oregon (1893), man würde es jetzt wohl nicht hingeſchickt haben, aber es war ſchon dort. Von den dreizehn Panzerkreuzern bleiben ſieben dem Stillen Ozean fern; damit iſt nicht geſagt, daß dieſe etwa Boſton, Newyork, Savannah decken ſollen. Sie ſind mindeſtens teilweiſe auf Stationen in fremden atlantiſchen Gewäſſern, im Mittelmeer, im Indiſchen Ozean. Von den ſechzehn Torpedobootszerſtörern bleiben zehn daheim, außerdem zwanzig Torpedoboote und zwölf Unterſeeboote. Sieben Schlachtſchiffe haben die Amerikaner im Bau; von dieſen ſind drei nahezu vollendet, zwei ſind eben erſt begonnen und werden erſt in achtzehn Monaten fertig ſein.

Die Kriegsmacht, die die Amerikaner an ihrer atlantiſchen Küſte behalten, iſt ſo gering, daß kein andrer Schluß möglich iſt, als daß ſie jede Verwicklung mit einer europäiſchen Großmacht für ausgeſchloſſen halten. Wohl iſt es wahr, daß nur England an jenen Küſten die Stationen beſitzt, um ſeine dort eintreffenden Schiffe ſicher mit Kohlen verſorgen zu können; kein andrer Staat.

Aber mit einer so kleinen Flotte eine Küste von New-Orleans bis nach Boston decken zu wollen, das ist selbst unter dem Vorteil, daß der Feind die Schwierigkeit der Kohlenversorgung hat, eine nicht ernsthaft zu nehmende Idee. Die Fahrt von Hampton Roads nach Rio de Janeiro hat einen Monat gedauert. Demnach wird die ganze Reise nach San Franzisko drei Monate beanspruchen, vielleicht mehr, denn die Zeit für mehrmalige Kohlenübernahme kommt auch noch hinzu. Ausreise und Heimreise erfordern ein halbes Jahr — nein mehr, denn nach halbjähriger Fahrt ist es höchste Zeit, die Schiffe ins Trockendock zu bringen, damit der Boden gereinigt wird. Die Bewachsung mit Muscheln und Tang verkümmert sonst die Geschwindigkeit zu sehr. Liegt die Flotte in San Franzisko, und will der Präsident sie an der atlantischen Küste verwenden, so vergehn mehr als drei Monate, ehe sie dort einen Schuß abfeuern kann. Mit andern Worten: für die praktische Verwendung an der Ostküste kommt die Flotte längere Zeit gar nicht in Frage. Präsident Roosevelt hat sich um ihre Schaffung alle erdenkliche Mühe gegeben. Um so ernster muß er den Anlaß ansehn, aus dem er die Verfügung über sie so lange Zeit aus der Hand gibt. Der Anlaß ist kein andrer als die beträchtliche See- und Landmacht Japans, die Dringlichkeit seiner Auswandrungspolitik, die Gedanken, die man sich in Washington über die Möglichkeit einer Verwicklung mit Japan macht. Die empfindlichen Punkte der amerikanischen Politik heißen heute San Franzisko, Honolulu, Manila.

Nachdem die Sache einmal aufgerollt ist, drängen sich natürlich viele Dinge in den Vordergrund, an die sonst kaum gedacht zu werden braucht. Jetzt reist die amerikanische Flotte in schönster Ungeniertheit nach dem fernen Westen. Es herrscht ja tiefer Friede. Überall, wohin sie kommt, wird sie gern aufgenommen. Der Versorgung mit Kohlen steht nicht das kleinste völkerrechtliche Bedenken entgegen. Ohne alle Belästigung durch solche haben die nötigen Vorkehrungen getroffen werden können. Eine ganze Handelsflotte mit Kohlen ist abgesandt, um den nötigen Brennstoff bereit zu halten. Aber wie geht es im Kriege? Da ist die Frage der Gestattung der Kohlenübernahme in neutralen Hafen nicht so einfach. Namentlich die kleinen Staaten der Westküste dürften sich erinnern, daß Japan dann doch in der Lage sein könnte, einen Neutralitätsbruch zugunsten der Vereinigten Staaten zu ahnden. Leicht werden sie sich nicht entschließen. Eigne Stützpunkte haben die Nordamerikaner südlich von Florida nicht. Bei der Umschiffung der Südhälfte ihres Kontinents können sie nur auf Häfen unter fremder Herrschaft zurückgreifen. England ist viel besser daran. Es hat auf der Höhe der Chesapeakebai die Bermudasinseln, viele westindische Besitzungen, auf dem südamerikanischen Festlande Guayana, im Atlantischen Ozean St. Helena, Ascension und nahe vor der Südspitze des Festlandes die vielleicht noch einmal großer Bedeutung vorbehaltnen Falklandinseln. Östlich von Südamerika haben beide Mächte nichts. Es liegt nahe, daß sich die Vereinigten Staaten bemühen, die Gelegenheit auszunutzen, um einige Stützpunkte zu erlangen. Sie stehn augenblicklich in glänzendem Prestige bei allen kleinern Staaten, zumal seit sie

Digitized by Google

ausziehn, um Amerika gegen Japan zu decken. Die alte Monroedoktrin gilt auch gegen Japan. Gegen die Einwandrung aus Japan richtet sich diese vorläufig nicht. Aber es ist doch unverkennbar, daß alle westamerikanischen Staaten von Chile bis Mexiko ihr ebenso ausgesetzt sind wie Kalifornien und Kanada. Keiner von ihnen kann sich gegen die mongolische Großmacht wehren, alle blicken nach Norden, woher allein der Schutz ihnen kommen kann. Ob aus dieser Lage das Verlangen nach Abtretung von Kohlenstationen, nach Flottenstützpunkten hervorgehn wird, muß eine nahe Zukunft lehren. Brasilien hat eine riesige Küste und manche geeignete Bucht, Argentinien in seinen patagonischen Ufern desgleichen. Vor allem kommt die Magelhaenstraße in Betracht. Hier herrscht Chile. Für Segelschiffe ist die Magelhaenstraße wegen ihrer Windungen wenig praktikabel, für Dampfer sehr. Zahlreiche Buchten eignen sich sehr gut zur Anlegung von Flottenstationen. Schwieriger wird die Sache an der Westküste, namentlich weiter nach Norden. Nördlich von Chile werden die Staaten kleiner, die Küstenstrecken kürzer. An vorliegenden Inseln kommen nur die zu Ecuador gehörenden Galopagosinseln in Betracht. Nördlich von Zentralamerika dehnt sich weithin die mexikanische Küste aus: ein heißes, dürres Gestade. Die lange Halbinsel von Niederkalifornien ist fast unfruchtbar. Nahe an ihrem Südende liegt die Magdalenenbai, eine Bucht, gebildet aus einem Einschnitt und mehreren vorliegenden Inseln, vortrefflich geschützt gegen Wind und Wetter, mit mehreren Ausgängen, also sehr geeignet zu einem Flottenstützpunkte, selbst zu einem Kriegshafen. Der politische Instinkt der Zeitungen hat die Magdalenenbucht sofort als einen Zukunftshafen der Vereinigten Staaten bezeichnet. Man werde ihn von Mexiko erwerben. An Dementis hat es nicht gefehlt. Was daraus wird, muß die Zeit lehren.

Die ganzen Verhältnisse werden sich von Grund aus umgestalten, wenn der Panamakanal fertig wird. Die neue interozeanische Wasserstraße wird, nachdem England sein Anrecht um der Freundschaft mit den Vereinigten Staaten willen aufgegeben hat, ein ausschließlich nordamerikanisches Unternehmen sein. Die ganze Republik Panama ist nur ein kleiner Setzling der Vereinigten Staaten. Diese werden dann weniger Tage als jetzt Wochen gebrauchen, um ihre Seemacht aus dem einen Ozean in den andern zu werfen. Colon auf dieser und Panama auf jener Seite werden befestigte Punkte für die nordamerikanische Flotte sein, vielleicht mehr oder weniger Kriegshäfen. Das Gleichgewicht verschiebt sich dann sehr zum Nachteil Japans. Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob Japan einen solchen Umschwung abwarten werde, oder ob es dem Gegner zuvorkommen werde wie in Ostasien, wo es lieber den sofortigen Krieg entfesselte als die Vollendung der südsibirischen Bahn abwartete.

Bremen Emil Fitger

Österreich und der Krimkrieg

In der europäiſchen Staatengeſchichte ſpielt der Krimkrieg eine größere Rolle, als man ihm gemeinhin in unſern Tagen zugeſtehn will. Der Pariſer Friede zwar, der ihn beendete, iſt nur von kurzer Dauer geweſen, wie alle papiernen Traktate, „die theoretiſch vielverſprechend, lange vor dem erſten Kanonenſchuß bereits gebrochen ſind“; aber in mannigfacher Hinſicht iſt er doch ein Wendepunkt in der Geſchichte des vergangnen Jahrhunderts. An ihm brach ſich die ſcheinbar unwiderſtehliche Macht Rußlands. Durch ihn wurde die Heilige Allianz, die jahrzehntelang auf dem Leben der Völker gelaſtet hatte, zu Grabe getragen. Die Verteidiger des alten Europas, die letzten Vertreter der Metternichſchen Schule treten von der Schaubühne der Weltgeſchichte ab; ſchon zeigt ſich der Einfluß der kommenden Männer: Cavour und Bismarck. Bekanntlich wurden auch die deutſchen Großmächte in den Kampf um die Herrſchaft im Schwarzen Meer hineingezogen; vor allem der Donauſtaat, dem es nicht gleichgiltig ſein kann, was nach einem Kriege mit der Türkei geſchieht. Es war ein ſchwerer politiſcher Irrtum, wenn Nikolaus der Erſte, gewohnt, in Öſterreich wie Preußen nur gefügige Vaſallenſtaaten zu ſehen, auch in der orientaliſchen Frage Öſterreich als quantité négligeable betrachtete. Ohne Bedenken verriet er daher dem engliſchen Geſandten Seymour die Endziele ſeiner Orientpolitik, die die Türkei zu einem Schutzſtaat Rußlands herabdrückten — Konſtantinopel wollte er beſcheiden als „Depoſitar Europas“ in Anſpruch nehmen. Indem England vor Ausbruch des Krieges die Geſpräche ſeines Geſandten mit dem Zaren bekannt gab, „drückte es dem Wiener Hofe den Stachel in die Bruſt“. Die Abkehr Öſterreichs von Rußland war die Folge. Wohl hat Kaiſer Franz Joſeph ſeinen Staat vor dem verhängnisvollen Waffengange mit Rußland bewahrt; aber zu offner Neutralität ebenſowenig entſchloſſen wie zu einer tatkräftigen Unterſtützung der Weſtmächte vollzog Öſterreich den Bruch mit der einen Partei, ohne die Freundſchaft der andern zu gewinnen. Hier liegen die Keime einer Politik, die über Magenta nach Königgrätz führte. Schon darum wird die eben erſchienene Studie des bekannten Verfaſſers vom „Kampf um die Vorherrſchaft in Deutſchland“ auf eine allgemeine Beachtung rechnen dürfen.*)

Trotz der engliſchen Enthüllungen war man in den maßgebenden Kreiſen Wiens nicht einer Meinung, und der junge Kaiſer hatte es nicht leicht, die

*) H. Friedjung, Der Krimkrieg und die öſterreichiſche Politik. Stuttgart und Berlin, 1907.

richtige Entscheidung zu treffen. Denn „Kaiser Franz Joseph hat im Laufe seiner langen Regierung mit Vorliebe die Resultierende aus den in seinem Reiche waltenden Kräften gezogen, und diese Neigung spricht sich bei ihm bereits in seiner Jugend aus". Der hohe Adel hielt unbedingt zu Rußland, dem Hort der Feudalherrschaft. Die Preußenfeinde, von Prokesch-Osten und der Gesandte in Paris, Hübner, drängten zum Bunde mit den Westmächten. Gerade aber in dem Einverständnis mit Preußen sahen die sachlichen Politiker, der treffliche Heß und der ideenreiche Bruck, die Voraussetzung für jede Orientpolitik. Selbst Buol und Bach, die entschiednen Russenfeinde, waren für ein Bündnis mit dem deutschen Nachbarstaat. Es war das Verdienst von Heß, seinen Kaiser während der Orientkrisis auf der Mittellinie festgehalten zu haben. Er hatte auch den größten Anteil daran, daß das Bündnis mit Preußen zustande kam. Der Bündnisantrag Österreichs entfachte in Berlin den Kampf der russophilen Ultras der Kreuzzeitungspartei, deren Führer die intimen Vertrauten des Königs waren, mit der Wochenblattspartei, denen der Prinz von Preußen nahestand. Er wurde mit solcher Heftigkeit geführt, daß Friedrich Wilhelm seinem Bruder geradezu mit Festungshaft drohte. Ein momentaner Stimmungswechsel genügte jedoch, um das Defensiv-Offensivbündnis vom 20. April 1854 zustande zu bringen, das die Aufforderung Österreichs an Rußland, die Donaufürstentümer zu räumen, selbst durch eine kriegerische Aktion unterstützen wollte. Daß trotz diesem Engagement Preußens nach der einen Seite weder der russische Standpunkt der Ultras noch der europäische der Wochenblattspartei siegte, war das Werk Bismarcks, der auch hier schon allein den preußischen verfocht. Er hielt es für verkehrt, „den Schild über Österreich zu halten und sich seinetwegen mit Rußland zu verfeinden". Mit sicherm Blick sah er schon die künftige Abrechnung voraus, zu der Preußen des Rückhalts mit Rußland bedurfte.

In Berlin erfolgte bald wieder ein Umschwung in der Stimmung, aber er machte in Wien wenig Eindruck. Am 3. Juni richtet die Hofburg an Rußland die Aufforderung, die Donaufürstentümer zu räumen. Die Erbitterung in Petersburg war unbeschreiblich. Es fällt jetzt das Wort: Der Weg nach Konstantinopel führt über Wien. Die Seelenkämpfe des Zaren offenbaren sich in wechselnden Befehlen, die die russische Kriegführung erschweren. Schließlich befiehlt er „aus strategischen Gründen" die Räumung der Walachei und der Moldau. Aber auch Österreichs Lage ist prekär. Es steht vor dem Kriege, den es nicht gewollt hat, zu dem es die Mittel nur durch eine innere Zwangsanleihe gewinnt. Und Omer Pascha, der ehemalige österreichische Kadett Michael Lattas, der es vom Schreiblehrer des Sultanprinzen zur türkischen Hoheit gebracht hat, ist ein energischer Mann. Es droht der Zusammenstoß zwischen Türken und Russen, den das Wiener Kabinett vermeiden will. Da gelingt es dem geschickten Heß, sich zwischen Türken und Russen zu schieben. Ohne kriegerisches Eingreifen ist die Besetzung der Donaufürstentümer erreicht; erreicht um einen hohen Preis, den Verlust der Freundschaft Rußlands. „Konnte man die

Donaufürstentümer am Ende nicht festhalten, so war für eine Seifenblase die Frucht der diplomatischen Arbeit Metternichs und Schwarzenbergs dahingegeben." Grollend stehen dieser Politik die Vertreter des alten Österreich gegenüber: Radetzky, der seine Kontingente aus Venezien, der verwundbarsten Stelle der habsburgischen Monarchie, hergeben muß, und Metternich, der wie 1813 das Abwarten befürwortet hat.

Franz Joseph aber sah sich bitter enttäuscht, wenn er gehofft hatte, nach diesem Erfolge durch Einstellung der Rüstungen die intimen Beziehungen zu Rußland wiederherstellen zu können. Ebenso froh wie er über die Räumung der Moldau und Walachei, waren die Westmächte, Österreich in den Streit um das Schwarze Meer hineingezogen zu haben. Folgerichtig verlangten sie nun den Beitritt Österreichs zum Kriegsbündnis. Statt einem Abschluß sieht man sich neuen Verlegenheiten gegenüber.

Das „Schaukelspiel" der österreichischen Politik beginnt. Hübner in Paris und Buol betreiben um so eifriger den Anschluß an die Westmächte, als Äußerungen Napoleons die Besorgnis erwecken, daß nach dem Kriege eine Verbindung Frankreichs mit Rußland auf Kosten Österreichs zustande kommt. Alles scheint sich zu vereinigen, um Buol zu unterstützen. In der Hofburg ist die ehrgeizige Mutter Franz Josephs, die Erzherzogin Sophie, eifrig für seine Pläne tätig. Trotz des Widerstandes Bismarcks erklärt Preußen und der deutsche Bundestag, daß auch die österreichischen Truppen in den Donaufürstentümern unter dem Schutze des Bündnisses vom 20. April stehn. Die für die Orientpolitik Österreichs so notwendige Rückendeckung ist dadurch gewonnen. Nach den Erfolgen der Truppen der Westmächte ist auch der Kaiser für das Bündnis. Immer mehr kommt man den Westmächten entgegen. Da sich der Rückzug der Russen aus den Donaufürstentümern nur langsam vollzieht, ist es Buol inzwischen gelungen, seinen Herrscher auch zur Annahme der sogenannten vier Punkte zu bewegen, einer Abmachung, die durch Beschränkung der Zahl der russischen Kriegsschiffe die Herrschaft Rußlands im Schwarzen Meer brechen und ihm dadurch den Seeweg nach Konstantinopel verlegen wollte. Um den Zaren zu ihrer Annahme und vor allem zum vollständigen Verzicht auf die Moldau und Walachei zu bewegen, unterzeichnet Franz Joseph am 22. Oktober die Mobilisierung der gesamten Armee, nachdem schon vorher Heß zu seinem großen Unwillen die Instruktion erhalten hat, den Türken nichts in den Weg zu legen, wenn sie gegen Bessarabien zum Angriffe vorgehn wollten.

Ob aber nach dieser vielversprechenden Annäherung an die Westmächte der Krieg wirklich eintrat, hing auch jetzt noch von der Entscheidung des Kaisers ab. Mit verdoppeltem Eifer arbeitet die Friedenspartei der Generale der Kriegspartei der Minister entgegen; mit Erfolg. In den Ministerkonferenzen vom 17. und 19. November wird der Mobilisierungsbefehl zurückgenommen. Damit ist noch nicht die von Buol befolgte antirussische Politik verlassen; das Bündnis mit den Westmächten bleibt in Schwebe. „Und darin lag überhaupt das Mißliche,

Digitized by Google

daß das Ringen zwischen den Ratgebern des Kaisers fortdauerte, und daß die nächsten Maßregeln bald die eine, bald die andre Farbe trugen." Zwei Wochen später schon zeigt sich ein Rückschlag. Am 2. Dezember, dem Glückstage der Napoleoniden, schließt Österreich das Bündnis mit den Westmächten. Das förmliche Ultimatum, das nach dem überraschenden Umschwung im November auf Betreiben Napoleons ihm gestellt worden ist, macht es Österreich unmöglich, auch nach einem Einlenken Rußlands aus der Sackgasse herauszukommen.

Wert und Wirkung des Bündnisses illustrieren am besten die Worte und Handlungen der Zeitgenossen. Wenig Tage vor Abschluß des Bündnisses sagt Palmerston zu Hübner: „Wir werden nun einen Allianzvertrag unterzeichnen. Er wird ein totgebornes Kind sein. Wenn wir uns dazu hergeben, so geschieht es gegen unsern Willen, und wir geben nur dem Drängen des Kaisers Napoleon nach. Unter Allianz verstehe ich Ihre Beteiligung am Kriege. Nun aber werden Sie nie gegen Rußland Krieg führen, und das einzige Resultat dieses Vertrages wird eine Spannung zwischen Österreich und den Westmächten sein." Die Tatsachen bestätigten Wort für Wort die Prophetie des Engländers. An den Herzog von Koburg schreibt kurz darauf Friedrich Wilhelm der Vierte: „Nach dem frechen Hintergehn durch Österreich unterhandle ich mit dieser Macht nicht mehr, die Lehre war zu stark." Der Zar schenkt die Statue Kaiser Franz Josephs, die bisher in seinem Arbeitszimmer gestanden hatte — seinem Kammerdiener. Unauslöschlichen Haß aber sog Gortschakow in seine Seele. „Nie hat er die Bitterkeit dieser Stunden vergessen, und in vollen Zügen genoß er die Vergeltung, als er 1859 und 1866 Österreich seinem Schicksal überließ."

Das Bündnis mit den Westmächten war Buols letzter Erfolg, obgleich er noch auf kurze Zeit die Politik seines Staates in seinem Sinne lenkte. Er handelte gewiß konsequent, wenn er das Einverständnis mit den Westmächten zu erhalten suchte, zu dem überdies die Stellung des Pariser Hofes nötigte. Auf der einen Seite drohte Napoleon mit einem Bündnis Sardiniens, dessen Fahnen an der Seite der französischen für Österreich nur feindliche Feldzeichen sein konnten, auf der andern Seite ging er bereitwillig auf den Wunsch Österreichs ein, die Donaufürstentümer dauernd zu besitzen. Die Festigung des italienischen Besitzes, der Besitz der Donaufürstentümer in Aussicht! Buol mußte glauben, daß er sich in unaufhaltsamem Siegeszuge befände. Seine einzigen Gegner waren in Wien; er suchte sie nun vollends stumm zu machen. Heß hatte ihm stets entgegnet, der Bruch mit Rußland sei ein Abenteuer, wenn Preußen und der Deutsche Bund nicht an Österreichs Seite aufmarschierten. Deshalb beantragte er in Frankfurt die Mobilisierung der deutschen Bundestruppen; das unwillige Preußen sollte durch den Bundesbeschluß überrannt werden. Bismarcks Werk war es, daß am 8. Februar 1855 der Bundestag den Antrag ablehnte und dadurch die Niederlage der Buolschen Kriegspolitik besiegelte.

Seit dieser Abstimmung am Bundestage ist Buol gerichtet. Er bleibt zwar in seiner Stellung, aber als bloße Dekoration. Die wichtigsten Akten werden ihm vorenthalten. Franz Joseph macht jetzt selbst die Politik. Während die Vertreter der Mächte auf dem am 15. März 1855 eröffneten Kongreß in Wien zusammentreten, um die Herrschaft auf dem Schwarzen Meer zu regeln, finden geheime Verhandlungen zwischen dem Kaiser und Drouyn de l'Huys statt; folgenschwerer für die Zukunft als die ebenfalls ergebnislosen Beratungen des Wiener Friedenskongresses. Franz Joseph läßt den Vorschlag Napoleons, dem an einer raschen Beendigung des Krieges liegt, unter den Tisch fallen. Als Drouyn de l'Huys ohne positive Ergebnisse zurückkehrt, findet er in Paris eine völlig veränderte Situation vor. Napoleon und seine Gemahlin sind die Gäste der Königin Viktoria gewesen — und Lord Palmerston ist Premierminister geworden. Mit einundsiebzig Jahren am Ziel seiner Wünsche dürstet er nach Taten. Er gewinnt Napoleon für die Fortsetzung des Krieges. Die Abmachungen der Wiener Friedenskonferenz werden für null und nichtig erklärt. Drouyn und Lord Russel müssen den Abschied nehmen. Von dieser Zeit datiert die Entfremdung Frankreichs von Österreich, die 1859 zum Kriege führte.

Für den Moment aber ist Österreich geholfen. Was konnte es dafür, wenn die Friedenspräliminarien, die Rußland anerkannte, an den übertriebnen Forderungen der Westmächte, die russische Kriegsflagge vom Schwarzen Meer wegzufegen, scheiterten? Es erklärte sich zu der im Dezembervertrag in Aussicht gestellten Hilfe nicht mehr verpflichtet. Aber das formelle Recht gilt wenig im politischen Leben der Staaten; die Auffassung der Westmächte, nicht minder einseitig als die österreichische, ging dahin, daß Österreich unter allen Umständen zum Kriege verpflichtet sei. Gegen diesen aber sprach Österreichs Finanzlage. „Gott erhalte die österreichische Armee, ich, der Finanzminister, kanns nicht mehr", soll Bruck, der nach der Niederlage Buols, seines intimsten Gegners, das Ressort der Finanzen bekommen hatte, gesagt haben.

In Paris und London aber ist man sich jetzt klar: Fortsetzung des Krieges, aber beim Friedensschluß darf auf Österreich keine Rücksicht genommen werden. Nun erfolgt das große Ereignis: der Fall Sebastopols. Am 8. September 1855 erstürmen die Franzosen den Schlüssel der Festung, den Malakow, während die Engländer am Redan zurückgeschlagen werden. Gloire umstrahlt die Krone Napoleons, ihm ist Genüge getan. Der Friedenskongreß wird nach Paris gerufen. Frankreich ist wieder der Eckstein der europäischen Politik, Napoleon der großmütige Schiedsrichter. Auch England erlangt nicht sein Ziel: der Friedensvertrag legt Rußland zwar namhafte Opfer auf, aber er trifft dank der Haltung Napoleons nicht den Kern seiner Macht. Für Österreich aber bedeutete der Pariser Vertrag eine vollständige Niederlage: die Donaufürstentümer mußten geräumt werden (übrigens unter dem Bedauern der Bevölkerung, der die kurze österreichische Herrschaft geordnete Verhältnisse gebracht hatte).

Leicht könnte man geneigt sein, die österreichische Politik nach dem Schwarzenberg zugeschriebnen Worte zu beurteilen: die Welt wird über den Undank Österreichs staunen. Aber weder Hinterlist noch Inkonsequenz, meint Friedjung, bestimmten die Politik des Donaustaates, sondern Schwäche. „Es war eben unmöglich, gleichzeitig die italienischen Besitzungen gegen die Einheitsbestrebungen zu sichern, wie tonangebend im Deutschen Bunde zu bleiben und die Donaufürstentümer zu behaupten.“ E. Pürschel

Aufforstungen für unsre Kolonien

Daß der Wert unsrer Kolonien und insbesondre der unsers südwestafrikanischen Schutzgebiets wesentlich höher ist, als er wohl früher gelegentlich hingestellt wurde, ist in den letzten Jahren durch Kenner des Landes wiederholt mit aller Bestimmtheit behauptet und auch zahlenmäßig bewiesen worden. Immerhin ist speziell Deutsch-Südwestafrika wegen des so überaus häufigen Wassermangels zweifellos auf weite Strecken klimatisch sehr ungünstig gestellt und trägt vielfach geradezu Wüstencharakter, wie es ja auch die Berichte vom südwestafrikanischen Kriegsschauplatz nur allzu häufig erkennen ließen. Auch in den Gegenden, die unter dem Wassermangel zu leiden haben, scheint ja nun zwar die Wünschelrute des Herrn Landrats von Uslar — aller skeptischen Kritiken ungeachtet — eine große Anzahl von wertvollen Quellen wirklich erschlossen zu haben; aber deren Segnungen können natürlich nur einem räumlich sehr beschränkten Gebiete zugute kommen, und dem klimatischen Mangel, unter dem weite Landstriche zu leiden haben, wird dadurch doch immerhin nur in sehr bescheidnem Maße abgeholfen.

Eine weitere, sehr wertvolle Abhilfe wird hier und da in der Anlage von Talsperren bestehn, zu der sich unsre Regierung neuerdings entschlossen hat. Am Zusammenfluß des Löwen- und des Fischflusses in Südwestafrika soll demnächst eine große Talsperre von nicht weniger als zwei Millionen Kubikmeter Inhalt geschaffen werden. Gerade in diesen Tagen ist der Sachverständige im Auftrage der Regierung hinausgegangen, um an Ort und Stelle die Frage eines Talsperrenbaus zu studieren und dann, im Fall eines günstigen Ergebnisses, auch in Ostafrika geeignete Stellen für ähnliche Anlagen ausfindig zu machen. Es bedarf nicht erst einer Erörterung, von wie ungemein großem Segen ein Sammelbecken von den angegebnen Dimensionen für weite Gebiete des Landes notwendig sein muß. Dennoch aber ist es klar, daß auch ein so vortreffliches Mittel zur Bewässerung nur einigen wenigen, besonders begünstigten Teilen des Landes zugute kommen kann.

Da entsteht nun die Frage, ob sich nicht Mittel und Wege finden lassen, auf künstlichem Wege der Natur nachzuhelfen und das Klima selbst ein wenig feuchter zu gestalten. So verwegen eine solche Idee erscheint, so dürfte ihre Verwirklichung dennoch nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegen, wenngleich sich ein praktischer Erfolg der etwa in Betracht kommenden Maßnahmen erst nach Jahrzehnten zeigen könnte. Die Maßnahmen selbst aber dürften in einer umfassenden Aufforstung bestehn.

Der bedeutende Einfluß, den das Vorkommen von Wäldern oder auch nur größern Baumbeständen auf die Vermehrung der atmosphärischen Niederschläge ausübt, ist in seinen Ursachen und in seiner Tragweite wissenschaftlich vielleicht noch nicht völlig klargestellt worden; denn so einleuchtend es auch ist, daß ein ausgebreiteter Baumwuchs die Schnelligkeit der Verdunstung wesentlich fördern muß, so wagt man dennoch kaum anzunehmen, daß diese eine Tatsache eine klimatisch wirklich einschneidende Bedeutung sollte annehmen können, und man ist versucht, noch andre Dinge zur Erklärung des Phänomens mit heranzuziehen. Jedenfalls ist die Tatsache selbst nicht zu bezweifeln, und in baumarmen Gebieten wirkt die Schaffung ausgedehnter Anpflanzungen zuweilen in ganz frappanter Weise auf das Klima ein, und zwar speziell auf die Niederschlagsmenge. Gerade in tropischen und in subtropischen Gegenden hat man schon seit Jahrzehnten einen reichen Schatz an solchen Erfahrungen gesammelt. In der Umgebung von Kairo, in Oberägypten, in Algerien (Konstantine), in Palästina (am Bach Kidron), in Südindien, in mehreren Teilen Australiens, auf Ascension, auf St. Helena, auf Mauritius, in Südafrika hat man u. a. unabhängig voneinander die Beobachtung gemacht, daß die Aufforstung einiger Teile des Landes günstig auf die Menge und Häufigkeit der niedergehenden Regen einwirkt. Am frappantesten sind die Erfahrungen wohl auf Mauritius: hier hatte man früher unter allzu großer Nässe zu leiden und entschloß sich deshalb, um dem Mißstand abzuhelfen, zu umfangreichen Entwaldungen. Der gewünschte Erfolg trat auch ein, aber gleich so vollständig, daß man nunmehr über zu große Dürre zu klagen hatte. Darauf schritt man zu Wiederaufforstungen bescheidnern Umfangs, mit dem Erfolg, daß man längere Zeit später gerade die richtige Menge von Niederschlägen empfing.

Auch in den Hauptkulturstaaten der Erde hat man vielfach eine Wirkung der fortschreitenden Entwaldung auf das Klima in dem Sinne zu bemerken geglaubt, daß die Niederschläge geringer wurden, und daß der Wasserstand der Flüsse, Seen usw. sank. Es kann hier nicht erörtert werden, inwieweit diese Beobachtungen auf Tatsachen beruhen; jedenfalls hat man in zahlreichen Ländern systematisch Aufforstungen vorgenommen, zum Teil in der ausgesprochnen Absicht, der vermeintlichen oder wirklichen Austrocknung Einhalt zu tun, so in der Schweiz schon in den zwanziger Jahren, in Südrußland unter Nikolaus dem Ersten und in den sechziger und siebziger Jahren in den Vereinigten

Staaten, in Italien, Südfrankreich, Österreich usw. Auch das preußische Abgeordnetenhaus hat sich 1875 mit dieser Frage beschäftigt: die Folge war das Gesetz über die Schutzwaldungen von 1875.

Die Summe aller dieser Erfahrungen drängt zu der Erkenntnis, daß auch in Südwestafrika von einer systematischen Aufforstung eine wesentliche Verbesserung des Klimas in den Gebieten, die unter der Dürre zu leiden haben, müßte erwartet werden können. Man wird vielleicht erwidern, daß die Versuche zur Aufforstung in so ausgesprochen wüstenartigen Trockengebieten aller Voraussicht nach fehlschlagen müßten; aber ganz abgesehen davon, daß die künstliche Erschließung neuer Wasseradern hier und da die Schaffung von Baumpflanzungen, wenigstens kleinern Umfangs, entschieden begünstigen und beträchtlich erleichtern wird, sind auch die Erfahrungen, die man in andern wüstenartigen Gebieten mit der künstlichen Bewaldung und ihren Wirkungen auf das Klima gemacht hat, unbedingt Erfolg versprechend, so in gewissen Teilen Ägyptens und vor allem in der öden Karru Südafrikas, die an sich klimatisch noch ungünstiger gestellt ist als die zunächst in Betracht kommenden Teile von Deutsch-Südwest.

Jedenfalls wird man eine langsam und zielbewußt vorgehende Aufforstung als eines der vornehmlichsten Mittel betrachten dürfen, die wüsten Teile unsrer afrikanischen Kolonien in späterer Zukunft wirtschaftlich zu heben und ihre Kultur zu fördern.

R. Hennig

Über den Kanzleistil

Von Regierungsrat Karl Grosse in Liegnitz

Darüber, wer das Pulver erfunden hat, ist von jeher ein lebhafter Streit geführt worden, „und hat derselbe“ auch noch in diesem Jahre die Gelehrten beschäftigt. Es ist uns nicht bekannt, ob auch der Erfinder der Tinte mit so heißem Bemühen gesucht wird. Und doch hat die Tinte in der Menschheitsgeschichte eine sehr wichtige Rolle gespielt. Ihre Wirkung war vielleicht größer als die des Pulvers; oft hat sie zum Beispiel das verdorben, was das Pulver errungen hat — man denke nur an Blüchers Abneigung gegen die „Diplomatiker“. Auch die Erfindung der Buchdruckerkunst hat den großen Einfluß der Tinte nicht wesentlich herabzumindern vermocht. So darf die Beschäftigung mit einem der vielen Erzeugnisse der Tinte vielleicht einiges Interesse beanspruchen; wir meinen das einem Beamten recht naheliegende Gebiet der Amtssprache, des Kanzleistils, des Tintendeutsch. Bei der Fülle dessen, was über diese herrliche Stilgattung schon

geschrieben worden ist,*) war es selbstverständlich nicht möglich, eine vollständig eigne Arbeit zu liefern. Von der ursprünglich beabsichtigten Anführung der einzelnen Quellenstellen haben wir abgesehen, um nicht die Darstellung zu schleppend zu gestalten.

Die jetzt so sehr verlästerte Kanzleisprache hat in der Geschichte der deutschen Sprache insofern eine hervorragende Bedeutung, als die Notwendigkeit, eine einheitliche Kanzleisprache zu erhalten, zur Vereinigung des Oberdeutschen und des Niederdeutschen und damit zur Bildung des Hochdeutschen führte, und zwar schon um 1350. Zu dieser Zeit verlassen die meisten Kanzleien die reine Mundart. Unter ihnen gewann früh das Übergewicht die kaiserliche Kanzlei; ihr schloß sich um 1470 die kursächsische an. Die so geschaffne Sprache wurde Luthers Werkzeug für die Bibelübersetzung. Es sei gestattet, seine viel gebrauchten Worte hier nochmals anzuführen: „Ich rede nach der sächsischen Kanzellei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland.“ Der Kanzleistil galt damals als Muster; er war nach Jakob Grimm „voll der trefflichsten Formen, der treuherzigsten Wörter und gar gefüger Wendungen“. Aber das änderte sich schnell. Die Verderbnis, die die deutsche Sprache zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts befiel, machte auch vor der Kanzleisprache nicht Halt. So war sie bald mit Fremdwörtern über die Maßen gespickt, schwülstig und überladen, und es galt als besondre Kunst, natürlich auf Kosten der Verständlichkeit, möglichst lange Perioden zu bilden.

Später als in die andern Stilgattungen der Sprache schien in den Kanzleistil das Licht der Aufklärung. An Bestrebungen zur Vereinfachung der Kanzleisprache fehlte es nicht. Im Jahre 1779 erschien im Deutschen Museum über sie ein kritischer Aufsatz. Unter den Kämpfern für die Vereinfachung des Kanzleistils finden wir Friedrich den Großen. Von ihm ist der Satz überliefert worden: „Ich erinnere Euch nochmalen, in Eueren Berichten nicht so abscheulich weitläuftig zu sein, sondern gleich ad rem zu kommen, und nicht hundert Wörter zu einer Sache zu brauchen, die mit zwei Wörtern gesagt werden kann.“ Sein Geist spricht auch aus der „Allgemeinen Gerichtsordnung für die preußischen Staaten“ vom 6. Juli 1793, die von den „Gerichten und Expedienten“ eine „gute deutsche und allgemein verständliche Schreibart“ forderte und namentlich verlangte, daß sie sich „des verworrenen, dunklen und weitschweifigen s. g. alten Kanzelleistyls“ zu enthalten hätten.

Eine besondre Eigentümlichkeit des Kanzleistils waren damals (sind es ja leider teilweise jetzt noch) die Kurialien, worunter namentlich die schwülstigen Anrede- und Schlußformeln zu verstehen sind. Sie wegzulassen, ordnete schon

*) Ich nenne nur: Bruns, Die Amtssprache. (Verdeutschungsbuch des Deutschen Sprachvereins.) Derselbe, Gutes Amtsdeutsch (Berlin, 1898). Rothe, Vortrag über den Kanzleistil. Günther, Recht und Sprache (Berlin, Heymann). Schroeder, Vom papiernen Stil, 6. Auflage 1906. Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten, 3. Auflage 1903, 4. Auflage, 101. bis 120. Tausend, 1908. Grunows grammatisches Nachschlagebuch, 1905.

eine Verfügung der Königlich Preußischen Breslauischen Regierung von Schlesien vom 14. Januar 1810 an. Erwähnt sei dann noch die Regierungsinstruktion vom 23. Oktober 1817, in der es heißt (Paragraph 33), daß Berichte „gründlich, klar, bestimmt und erschöpfend, aber auch möglichst kurz und gedrängt, ohne unnütze Weitschweifigkeit und Wortüberfüllung abgefaßt werden" sollen. Trotz all dieser Bemühungen blühte der Kanzleistil weiter. Erst in der letzten Zeit ist man ihm wieder kraftvoll zu Leibe gegangen. In den Jahren 1896 und 1897 erließen zum Beispiel verschiedne preußische Minister auf Grund von Beschlüssen des Staatsministeriums Anordnungen über die Vereinfachung des Geschäftsganges und die Verminderung des Schreibwerks, die mit vielem Überflüssigen aufräumten und zweifellos einen sehr guten Einfluß gehabt haben.

Trotzdem besteht noch immer der Kanzleistil als Stil für sich, aber nicht als guter Stil, wie vordem, wo er als Muster galt — nein, herabgewürdigt zu einer Stilgattung zweiten Ranges, in der er so schlechte Gesellschaft hat wie den Kaufmannsstil und das Zeitungsdeutsch. Zum Troste für den Kanzleistil kann man sagen, daß in der neuesten Zeit überhaupt gegen unsre Sprache der Vorwurf erhoben worden ist, sie sei verwildert und verwüstet. Wustmanns temperamentvolle Ausführungen in diesen Blättern und später in seinem Buche „Allerhand Sprachdummheiten" sind des Zeuge. Von der größten Bedeutung auf diesem Gebiete ist ferner das Wirken des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, der nicht bloß die Fremdwörter bekämpft, sondern namentlich darauf ausgeht, das Sprachgewissen zu schärfen und dadurch die Sprache zu reinigen.

Alles in allem nennt man das verderbte jetzige Deutsch den „papiernen Stil" (nach Schroeder) oder das „Tintendeutsch", ein Ausdruck, den schon der große Satiriker Fischart geprägt hat. Die gemeinsame Verderbnis bringt uns von selbst auf die Frage, welche Stilart daran mehr schuld habe. Das neueste Urteil (von Eduard Engel in seiner Geschichte der Deutschen Literatur) ist dem Kanzleistil ungünstig; Engel behauptet, daß „die Amtssprache weit ärger und mit geringerer Entschuldigung sündige als die deutsche Presse". Nach ihm ist der Amtssprache „die immer noch zunehmende Wortmacherei und Verwässerung" zuzuschreiben. Auch Wustmann scheint dem zuzuneigen, wenigstens sagt er an einer Stelle: „sowie der Deutsche die Feder in die Tinte taucht, fährt ihm der Registrator oder der Kanzlist in die Glieder". Gewiß entstammt manche „Sprachdummheit" dem Kanzleistil, aber der Kaufmannsstil und namentlich das Zeitungsdeutsch sind doch auch nicht ganz schuldlos. Die Wahrheit trifft wohl Günther, der eine gegenseitige Einwirkung beider hauptsächlichen Stilarten (des Zeitungsdeutsch und des Amtsdeutsch) aufeinander annimmt.

Doch nun zum Kanzleistil oder besser Amtsstil selbst. Welche Erfordernisse sind an den Amtsstil zu stellen? Man verlangt von ihm keine Schönrednerei, keine gekünstelten Phrasen (kein Feuilleton), keine rollenden Perioden. Knapp, schlicht, sachlich soll er sein. Weniger als von den andern Stilarten gilt von

ihm das Wort Buffons: le style, c'est l'homme, d. h.: wer amtliche Schriftstücke zu verfassen hat, darf dies nicht benutzen, um seiner eignen (vielleicht recht „komplizierten") Persönlichkeit darin freien Lauf zu lassen; entscheidend ist vielmehr die zu behandelnde Sache. Man könnte daher für den Amtsstil das Buffonsche Wort umwandeln in: la matière, c'est le style. Vielleicht ist dies ein Grund dafür, daß sich ganz besonders geniale Menschen im Beamtentum öfters nicht allzuwohl fühlen.

Der Amtsstil soll verständlich sein. Ein Beispiel für das Gegenteil bildet die bekannte Geschichte von Dolus, die man nachlesen kann in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (1904, S. 43). In der Verständlichkeit darf man allerdings nicht zu weit gehn. Gewiß wird sich der Landrat oder der Amtsrichter, überhaupt jeder Beamte, der mit der Bevölkerung unmittelbar in Berührung tritt, im mündlichen Verkehr oft mit großem Vorteil für die Sache des Dialekts bedienen können; schriftlich darf er es nicht; hier hat er die gebildete Umgangssprache anzuwenden.

Der Grund, weshalb immer noch der Kanzleistil in Blüte steht, ist nicht ohne weiteres klar. Günther schiebt die Schuld dem zu, daß die Sekretäre und die Expedienten, die ihn hauptsächlich handhabten, konservativ seien. Der Kanzleistil soll ferner dazu dienen, die Würde des Auftretens des Beamten zu stärken. So sagt von Hedemann in dieser Zeitschrift (1904, S. 255): „Der Kanzleistil ist der natürliche Stil derer, die die Hoheit der Obrigkeit schriftlich einprägen sollen, ohne daß sie selbst kraft ihrer Bildung von dieser Hoheit erfüllt sind." An diesen Urteilen mag vieles wahr sein. Übersehen wird dabei, daß auch die höhern Beamten dem Kanzleistil opfern, und zwar oft mehr als die Subalternen. Im wesentlichen ist an dem Fortwuchern des Kanzleistils die bestrickende Macht der Gewohnheit schuld, daneben Unaufmerksamkeit und Bequemlichkeit, Eigenschaften, die bei einem Beamten allerdings nicht vorzufinden sein sollten.

Wir gehn nun über zu den einzelnen Besonderheiten des jetzigen Kanzleistils. Die Kurialien sind immer noch nicht ganz beseitigt. Noch im Jahre 1899 konnte eine Amtsperson schreiben: „Hochverehrtester Herr Präsident der Hohen Königlichen Regierung! Anbei überreiche Euer Hochwohlgeboren ich ehrerbietigst . . ." und das Schriftstück folgendermaßen schließen: „Indem ich Ew. Hochwohlgeboren mich ehrerbietigst empfehle, bleibe ich Hochderselben ganz gehorsamster N. N." Man beachte die Häufung der Hochs und in der Anfangsphrase die gezwungne Zurücksetzung des Schreibers (ich) hinter den Angeredeten. Aus dem Jahre 1906 haben wir als Einleitung zu einer rein sachlichen Beschwerde eines Beamten die Anrede gefunden: „Hochgeborener Herr, Hochgebietender Herr Oberpräsident! Ew. Exzellenz wollen hochgeneigtest geruhen, nachstehendes Gesuch gütigst entgegenzunehmen." Dann kommen zwei leidlich sachliche Sätze, dann heißt es aber nochmals: „und so darf ich es vertrauensvoll wagen, Ew. Exzellenz eine Bitte ganz gehorsamst zu unterbreiten." Damit ist die erste Seite so glücklich ausgefüllt. Der nichtssagende Schwulst, der diese

hohlen Kurialien aufbläht wie minderwertiges Gas den billigen Jahrmarktsballon der Kinder, ist ein Hauptmerkmal des Kanzleistils überhaupt. Eine bunte Reihe ist es, die man unter dem Sammelnamen „Schwulst" vereinigen kann. Der Kanzleimensch liebt weitschweifige Vorwörter; er sagt nicht „nach dem Vertrage", sondern „Ausweislich des Vertrages" oder „inhalts des Vertrages"; nicht „durch polizeiliche Verfügung", sondern „im Wege" (der polizeilichen Verfügung). Er liebt das Passivum über alles und greift zu den häßlichsten Vorwörtern, nur um das Passivum anbringen zu können („Seitens des Antragstellers ist ausgeführt worden" statt: „der Antragsteller hat ausgeführt"). Er schreibt ferner nicht: „Die Lage der arbeitenden Klassen ist gut", sondern „ist eine gute". Ähnlich heißt es: „der Verlauf der Versammlung war ein günstiger". Schroeder hat mit Recht darauf hingewiesen, daß dies nur richtig sei, wenn es sich um eine feste Einteilung handelt, und man die Zugehörigkeit des Gegenstandes, von dem man spricht, zu einer bestimmten Gruppe bezeichnen will. („Das Regiment ist ein preußisches", d. h. es gehört zu den preußischen Regimentern.) Sehr gut ist das Beispiel von Schroeder: Schiller habe doch nicht gesagt: „Der Wahn ist ein kurzer, die Reue ist eine lange", sondern „der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang."

Die Amtssprache bevorzugt Hauptwörter, namentlich solche auf „ung", die von Zeitwörtern gebildet sind (ein Schriftstück „kommt zur Verlesung"; die „Einführung des Celsius-Thermometers wird bewirkt"). Diese Vorliebe hat der deutschen Sprache den Vorwurf eingetragen, sie klinge „wie lauter Unkenrufe".

Wir haben vorhin hervorgehoben, daß die Amtssprache verständlich sein müsse. Zuzeiten ist sie sich selbst dessen bewußt, schießt dann aber über das Ziel hinaus, zum Beispiel mit den Zurückverweisungen: „der gedachte, der mehrerwähnte, der beregte" (!) oder gar „der diesbezügliche" (!). Aus ähnlicher Veranlassung ist „letzterer" und „ersterer" und „welch letzterer" entstanden. Diese herrlichen Komparative von Superlativen sind allenfalls entschuldbar, wenn man vorher zwei oder mehr verschiedne Hauptwörter und dergleichen aufgezählt hat und nun von dem einen „dies", von dem andern „jenes" aussagen will. Darauf nimmt die Amtssprache (wie andre schlechte Stilgattungen) jetzt nicht mehr Rücksicht; „welch letzterer" namentlich wird oft skrupellos für das gewöhnliche „der" oder „welcher" gebraucht.

Die Inversion nach „und" ist ein Lieblingsstück des Kanzeistils. Freilich teilt er diese Vorliebe mit den andern „zweitklassigen" Stilarten. Ein Beispiel sei daher dem Kaufmannsstil entnommen. Ein Geschäftsmann hatte seine Frau zum Verwandtenbesuch nach Amerika geschickt und als Schiff unglücklicherweise die Elbe gewählt, die dann Schiffbruch litt. Da schrieb er zartsinnig folgendes: „Von meiner geliebten Emma habe ich bis dato nichts gehört, und dürfte dieselbe ihren Tod in den Wellen gefunden haben."

Über die Berechtigung der Voranstellung des Prädikats vor das Subjekt nach „und" hat seinerzeit lebhafter Streit geherrscht. Das Ergebnis der damit

verbundnen umfangreichen Literaturforschungen kann kurz dahin zusammengefaßt werden, daß die Inversion nach „und“ in der ältern Literatur recht häufig gewesen ist, sich aber bei den Klassikern der zweiten Blütezeit (Goethe, Schiller usw.) fast gar nicht mehr findet. Für unsre Zwecke ist es von Bedeutung, daß die Schriftsteller über den Amtsstil die Inversion nach „und“ wohl alle verwerfen. Dem möchten wir uns durchaus anschließen. Wie so vielfach in Stilfragen, muß auch hier dem Sprachgefühl ein maßgebender Einfluß zugesprochen werden. Folgt man diesem, so wird man sich überzeugen, daß der Stil durch Vermeiden der Inversion gewinnt, einen edlern Charakter erhält. Man kann die Inversion auch immer vermeiden, auch wenn man nicht den Rat befolgt, den Goethe seiner Schwester Cornelia gab, das „und“ zu streichen und hinter einem Semikolon einen neuen Satz anzufangen. Trotzdem begegnet man der Inversion im Amtsstil auf Schritt und Tritt. Man wird kaum einen schriftlichen Amtserguß finden, worin sie nicht vorkommt. Sogar die lebendige mündliche Sprache manches Amtsmenschen ist mit ihr behaftet. Wir haben das erst kürzlich in einer Plenarsitzung der Königlichen Regierung zu unserm Schrecken feststellen können.

Man würde der Inversion nicht vollständig gerecht werden, wollte man nicht dabei gleich auf das schöne Wort „derselbe“ kommen. Denn sie beide sind oft zu häßlicher Ehe (nicht etwa Mesalliance, denn eins ist des andern wert) zusammengespannt. Wer sich recht genau über das Wort „derselbe“ unterrichten will, dem sei die sprachgeschichtliche Untersuchung Schroeders in seinem „papiernen Stil“ empfohlen. Aus seinen eingehenden Darlegungen — er schreibt über das Wort „derselbe“ allein sechsunddreißig Seiten — geht hervor, daß es früher ein altes markiges Wort war, das man gebrauchte, um besondern Nachdruck zu geben, daß es aber dann allmählich immer mehr von dieser Bedeutung verlor und schließlich ein alltägliches Wort, ein Lückenbüßer, eine „entkernte Hülse“ wurde. „Derselbe“ hat seine ursprüngliche Bedeutung = der nämliche fast vollkommen eingebüßt. „Derselbe“ bildet im Sinne von „er“, „dieser“ ein unentbehrliches Requisit des Kanzleistils. Es ist „demselben“ derart in Fleisch und Blut übergangen, daß er glaubt, ohne „dasselbe“ keine amtliche Meinungsäußerung irgendwelcher Art ergehen lassen zu können. Ein lehrreiches Beispiel bietet folgende Bekanntmachung: „Auf Allerhöchsten Befehl übernehme ich heut das Amt als Oberpräsident der Provinz X. Ich bitte alle Behörden und Einwohner der Provinz um Vertrauen und Unterstützung in demselben.“ Man lese diese beiden Sätze zunächst einmal so, wie sie dastehen, und dann ein zweitesmal unter Fortlassung von „in demselben“. Man wird sogleich erkennen, daß ohne die beiden Schlußwörter, die zudem für das Verständnis vollkommen unnötig sind, eine viel würdigere und wuchtigere Wirkung erreicht wird. Also: fort mit „demselben“!

Weg aber auch mit „beziehungsweise“ (bzw.)! Früher sagte man „resp.“ (respective), und man hat sich wohl noch viel darauf zugute getan, daß man dieses Fremdwort beseitigt und durch ein gutes (!) deutsches Wort ersetzt habe. „Bezw.“ ist für viele äußerst bequem. Der Kanzleistilmensch gebraucht es,

Digitized by Google

wenn er nicht nachdenken mag. Das Wort ist geradezu gefährlich, denn es begünstigt die Unklarheiten, vor denen sich der Amtsstil, wie wir oben anführten, besonders hüten sollte. Dabei ist es immer vermeidbar. Man schreibe statt dessen „und" oder „oder". Diese kleinen Wörter sind dem Amtsstil eben nur nicht würdig genug!

Das Kapitel „Fremdwörter" müssen wir ebenfalls streifen; war doch der Amtsstil für diese Bazillen der Sprache immer einer der fruchtbarsten Nährböden. Unleugbar ist auf diesem Gebiet ein gewaltiger Fortschritt zu verzeichnen. Die Zeiten sind vorüber, wo Vollmachten ausgestellt werden konnten, wie die von Günther Seite 223 angeführte.*) Der Grundsatz, daß entbehrliche Fremdwörter zu vermeiden sind, wenn ein gutes deutsches Ersatzwort vorhanden ist, wird längst auch im Amtsstil anerkannt. Übertreiben soll man die Fremdwörterausmerzung nicht, man soll kein „Purist" sein. Wer sich für die Beseitigung der Fremdwörter aus dem Amtsstil „interessiert" (erwärmt), dem sei die vortreffliche Zusammenstellung von Bruns, „Die Amtssprache", eines der Verdeutschungsbücher des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, bestens empfohlen. Wir dürfen hinzufügen, daß die Bestrebungen zur Beseitigung der Fremdwörter innerhalb zahlreicher Behörden mit Erfolg betrieben werden; so gibt es bei uns keine Referenten und Korreferenten mehr, sondern Berichterstatter und Mitberichterstatter, keine Formulare, sondern Vordrucke und so fort. Nur die Abteilungsdirigenten zu beseitigen, ist noch nicht gelungen, denn dieses Wort (nur das Wort, nicht etwa die Personen meinen wir!) beruht auf Allerhöchster Verleihung.

Das Sündenregister (besser: -verzeichnis) des Kanzleistils ist noch nicht erschöpft. „Es rauscht in den Schachtelsätzen" heißt ein regelmäßig wiederkehrender Abschnitt der juristischen Rundschau einer großen Tageszeitung. Darin werden Schachtelsätze aus neuern Gerichtsentscheidungen an den Pranger gestellt.**) Die schöne Sammlung könnte durch ähnliche stilistische Erzeugnisse andrer Behörden noch bedeutend bereichert werden.

Im Kanzleistil beliebt ist es, das bezügliche Fürwort „sich" und das Wort „mich" soweit als möglich ans Ende des Satzes zu bringen. Wenn es zum

*) „Der Generalbevollmächtigte wird ermächtigt, ... litem zu reassumiren, Juramenta zu deferiren, referiren, auch acceptiren ... Dilationen ohne Unterschied zu suchen ... Zeugen und Dokumente zu produciren, Urkunden sowohl als vidimirte und gemeine Abschriften von Originalen zu recognosciren, auch selbige pro editis und recognitis zu halten, desgleichen Interrogatoria zu stellen ..., Appellation und das remedium nullitatis einzuwenden, gebührend zu prosequiren, introduciren, justifiziren und vollständig auszuführen, restitutionem in integrum zu suchen, solchen Remedils hinwiederum zu renunciiren, die acta priora zu submittiren, um Exekution, Immission, Taxation und Submission gebührend anzuhalten, zu licitiren und um Adjudikation zu bitten usw." Vgl. dazu auch „Blind" im 1. Akte der „Fledermaus".

**) Ein großartiges Beispiel eines Schachtelsatzes ist folgender Satz: „der Beklagte sei schuldig, mir für die von mir für ihn an die in dem von ihm zur Bearbeitung übernommnen Steinbruch beschäftigten Arbeiter vorgeschossenen Arbeitslöhne Ersatz zu leisten".

Beispiel heißt: „Das Gericht schließt sich der Ansicht an, daß in dem vorgelegten Maschinenteil eine wesentliche, zur Erleichterung der Anwendung beitragende neue Erfindung ...“ so schaut der Erfinder schon stolz um sich; hört er aber dann: „nicht gemacht sei“, so fällt er aus allen Wolken. Weshalb ihm diese Enttäuschung bereiten?

Sogar grammatische Fehler denunzieren den Kanzleistil. Nur zwei Beispiele seien angeführt: „Zur Steuerung des Notstandes“ (wo es heißt: ich steure dem Notstande) und „eine Reihe von Berichten sprechen sich dagegen aus“ (eine Reihe spricht ...). An dieser Stelle ist auch der Schwund des Dativ-e zu erwähnen („Dem Könige“, nicht „dem König“). Die Meinungen hierüber sind geteilt. Unsers Erachtens sollte man an dem Dativ-e grundsätzlich festhalten. Der Formenreichtum der Sprache muß möglichst bewahrt werden. Entscheidend bleibe aber das gute Sprachgefühl. Manchem wird der Dativ auf „e“ bei Wörtern, die mit „nis“ und „tum“ endigen, etwas schleppend erscheinen.

Keine Fehler, aber typische Unachtsamkeiten sind in folgenden Sätzen vorgekommen: „Sie erhalten hierbei zehn Stück vom Deutschen Kriegs- und Militärabreißkalender zur gefälligen Verteilung an die Mitglieder Ihrer Konferenz, welche nach dem Willen des Gebers aufgehängt und gelegentlich ... den Kindern erklärt werden sollen“ und: „Das Gericht hat die Identität des gepfändeten Schweines mit dem Richter erster Instanz für erwiesen angenommen“.

Soviel Zöpfe der Amtsstil aus seiner Vergangenheit auch schon an sich trägt, er ist immer bereit, aus der Gegenwart Neues, aber Schlechtes hinzuzulernen. So hat er sich schnell der Modewörter aus dem Kaufmanns- und dem Zeitungsdeutsch bemächtigt, wie: großzügig, Jetztzeit, einsetzen, zwischenzeitlich*), Aufmachung, auslösen, voll und ganz. Diese Wörter stehen im trauten Vereine mit den nur dem Amtsstil eignen herrlichen Gebilden: diesseitig, dortseitig, nach dort, dasig, desfallsig, ebenmäßig und Wohlderselbe. Unsre besondre Liebe ist der „p“ oder gar „pp“ Schulze. Die Krone aber bildet das qu. („quästioniert“!), namentlich in der geschmackvollen Wendung: „ich habe die qu. Akten nicht hinter mir“, eine Wendung, mit der, wenn ein Aktenstück verloren gegangen ist, jeder Beamte so deutlich und klar zu verstehen gibt, daß ihm diese Akten nicht vorliegen.

Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß die Interpunktion (Zeichensetzung) ein notwendiges Übel der schriftlichen Darstellung ist. Leider bürgert sich, namentlich bei der Schreibmaschinenschrift, immer mehr die Gewohnheit ein, sie wegzulassen. Das ist eine Rücksichtslosigkeit gegen den, der verdammt ist, die Schrift zu lesen.

Der Tintenmensch und der Baumeister sind zwei Gegensätze. „Letzterer“ ist zu beneiden; sein Werk steht allen vor Augen und trägt seinen Namen

*) Vgl. den amtlichen Taschenfahrplan für die Direktionsbezirke Breslau, Kattowitz und Posen, Umschlagsblatt.

und Ruhm in alle Lande. Das Werk des Tintenmenschen wird nicht so offenbar. Denn — das kann man zu Ehren des Tintenmenschen sagen — den meisten ist doch nicht das Schreiben Selbstzweck, sondern sie wollen durch ihr Schreiben irgendeinen andern Zweck erreichen. So ist der Polizeiverwalter nicht zufrieden, wenn er seine polizeiliche Verfügung schriftlich abgesetzt hat, erst wenn zum Beispiel der Weg auch wirklich instandgesetzt worden ist; so begnügt sich der Vormundschaftsrichter nicht damit, ein gepfeffertes Schreiben an den pflichtvergessenen Vormund zu Papier zu bringen; er beruhigt sich erst, wenn der Vormund dem auch nachgekommen ist, und so fort. Und doch bleibt das Schriftstück das einzig Sichtbare an dem Werke des Tintenmenschen. Darum gebietet ihm schon die Rücksicht auf seine eigne Ehre und Reputation, dieses so einzurichten, daß es auch begründeter Kritik standhält. Und darin sollte sich der Tintenmensch an dem Baumeister ein Muster nehmen. Kein Baumeister richtet den Bau so ein, daß mitten zwischen dem regelmäßigen Gefüge der Steine ein Stein unmotiviert hervorsteht, kein Baumeister wird eine Wand schief und krumm aufbauen, denn er scheut die Kritik. Der Tintenmensch soll sich nicht sicher glauben im Schutze und Staube seiner Akten. Daß leider noch oft mit der Tinte recht schlecht „gebaut" wird, zu zeigen und damit zur Besserung anzuregen, war der Zweck meiner Plauderei.

Thackeray

Von A. Hackmann

1

Bei der Betrachtung einer Periode der Weltgeschichte im Zusammenhang mit dem Charakter der Männer, in deren Leben und Schaffen sich die Tendenzen und Bestrebungen ihres Zeitalters wie in einem Brennpunkt vereinigen, fallen zwei große Gruppen von Geistern ins Auge: die eine, die der im eigentlichen Sinne genialen, originellen Menschen, der himmelstürmenden Feuergeister, deren Ideen von den Mitlebenden nur halb verstanden, oft angefeindet werden und erst unter spätern, zu ihrem Verständnis heranreifenden Generationen voll erkannt und gewürdigt werden. Dahin gehören Newton, Galilei, Rousseau. Ohne sie und ihresgleichen fehlte es an Fortschritt und Bewegung, wäre die Entwicklung der Menschheit einer geistigen Erstarrung preisgegeben; sie allein bilden das belebende, zeugende, neuschaffende Element im Völkerleben, und ist ihr Auftreten auch notwendigerweise revolutionär, sind ihre Bestrebungen mit den Gewohnheiten und den geheiligten Rechten der Gegenwart nicht zu vereinbaren, so ist doch gerade der Kampf, den jene zu bestehn haben, eine

Gewähr ihrer Lebensfähigkeit, und um paradox zu reden, ihr Unverstandensein ein Beweis der Richtigkeit. Aber da jeder Fortschritt nur schrittweise und schichtenweise ist, so bedarf es oft einer jahrhundertelangen Arbeit, damit die neue Idee, der zukunftsvolle Gedanke des Philosophen, Dichters, Propheten in dem kargen Erdreich Wurzel fasse und gedeihe.

Was den Menschen als ein Unbestimmtes, Geahntes vorschwebt, bedarf der Klärung, Läuterung; was bisher als ein Ideal den ihrer Zeit vorangeeilten vorschwebt, der Aufnahme und Verbreitung. Dieses Geschäft, die eigentliche Kulturarbeit, fällt der andern Gruppe von Geistern zu, Männern, die, wenn sie auf der einen Seite der elementaren Gewalt und genialen Intuition entbehren, auf der andern Seite die ganze Ideenfülle früherer Geschlechter in sich aufnehmen, sie mit dem Maßstabe des kritischen Verstandes sichten, erklären und beurteilen — verbreiten. Es sind dies im eminenten Sinne die kritischen Geister: Lessing, Voltaire und Goethe, und unter den Engländern ein Goethe in vielem verwandter Geist — der Humorist und Satiriker Thackeray, eine Erscheinung, die um so merkwürdiger ist, als das englische Leben mit seiner praktischen Richtung, der englische Charakter mit seiner Abgeschlossenheit, seiner Abneigung gegen die bloße geistige Bildung, seinem Mangel an künstlerischem Sinn für das Dasein, das er mehr in der Fülle des Einzelnen als in der Harmonie des Ganzen sucht, solche kritische Geister im weitesten Sinne des Wortes, wie sie vor allem der kosmopolitische Sinn der Deutschen begünstigt, nicht leicht aufkommen läßt.

Man muß in die englische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts zurückgehn, sich die schöngeistige Renaissance unter den Stuartkönigen vor die Sinne führen, die Zeit, wo französische Sitte und Sprache am englischen Hofe herrschten, und neben der tiefen Gelehrsamkeit eines Newton die neuesten Pas einer Miß Braeegirdle bewundert wurden, wo in der Gesellschaft und Politik ebenso humane wie liederliche Prinzipien vertreten wurden, wenn man sich eine Vorstellung von dem Kreise der Anschauungen und Ideen machen will, die Thackerays Persönlichkeit umfaßt; ja man könnte sagen, daß durch ihn mitten im Getriebe der sozialen Kämpfe, die England im zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts durchzumachen hatte, ein Stück des achtzehnten Jahrhunderts wieder lebendig geworden sei, seiner Grazie und Humanität, seines Mangels an handelnder Energie, seiner eklektischen Neigungen, seines blutarmen Skeptizismus und seiner alles versöhnenden Toleranz. Aus den Schriften Thackerays weht uns sozusagen eine Rokokoluft entgegen;*) wir finden darin den fein nüancierten tändelnden Stil der Zeichnung einer Tapete von Watteau, die kühle Eleganz einer Abhandlung des Spektators, den trippelnden Schritt eines Gedichts von Congreve oder Prior und — seltsam

*) Althaus, Englische Charakterbilder. J. Schmidt, Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Reinh. Pauli, Geschichte Englands von 1815 bis 1848.

genug — die derbe Kraft, die der Verfasser von Vanity Fair mit dem gewaltigen Schilderer der Reisen Gullivers gemein hat. Vor allem aber zeigt sich in Thackerays alles überragender Verstandeskraft der Parallelismus mit dem, was wir unter den typischen Eigenschaften des achtzehnten Jahrhunderts zu denken gewohnt sind. An blendender Originalität des Einfalls, an Fülle der Empfindung, an Tiefe des Blicks in die Geheimnisse des Daseins wird er von vielen seiner Zeitgenossen übertroffen; was die Schärfe des Witzes und die graziöse Wendung betrifft, ist ihm Benjamin Disraeli überlegen, und neben der hinreißenden Glut und Farbenpracht eines Dickens nimmt sich der matte Ton seiner Darstellung ebenso unscheinbar aus wie eine Kreidezeichnung gegen ein Bild von Correggio. Tennyson übertrifft ihn in der Meisterschaft, womit er dem formenarmen, sinnlich armen englischen Idiom etwas von dem warmen Glanz und rein melodischen Silberfall eines Troubadourliedes mitzuteilen versteht; Bulwer ist ihm an philosophischer Tiefe und Fülle der Gedanken weit überlegen: in einem Punkte jedoch, der Schärfe des Verstandes, der ruhigen Gelassenheit des abwägenden Urteils, der gerechten Prüfung eines Arguments nach allen Seiten und Beziehungen, übertrifft er sie alle, so zwar, daß man ihn darin, soweit dies die Verschiedenheit der Nationalität und der Umstände zuläßt, mit Recht Goethe an die Seite setzen könnte.

Und so wie Goethe als ein wahrhaft kritischer Geist seinen Ruhm darin suchte und fand, das Leben seiner Mitmenschen in ruhigere Bahnen zu lenken, wie er vor allem mehr als die Genialität die Bildung eines Menschen pries, das heißt die organische Aufnahme, das Durchdringen und Erfassen alles dessen, was die Arbeit der Jahrhunderte Schönes und Bedeutendes geschaffen, so liegt in einer ähnlichen Anlage und Richtung Thackerays Bedeutung und — Schwäche. Überschauen wir den Zeitraum der englischen Geschichte, in den sein Leben fällt, die Periode vom Ausgang der napoleonischen Kriege bis zu der zweiten Chartistenbewegung des Jahres 1848, so wird uns der Parallelismus vollends klar. Was zu Goethes Zeiten die französische Revolution ist, das ist jetzt die soziale Bewegung, die das Ausgehen des Regimes Wellington, das Ministerium Grey und die erste große Wahlreform des Jahres 1832 einleitete. Allenthalben der Zweifel in das Bestehende, das Verlangen nach durchgreifender sozialer Reform, der Aufschrei gegen die Ungerechtigkeit einer verhaßten Gesellschaftsordnung. Die Ideen, die die französische Revolution unter die Massen des englischen Volkes geworfen hat, sind eine Zeit lang im Kriegslärm erstickt, und der Rauch, der die Schlachtfelder Deutschlands und Hollands bedeckt, hat sie verhüllt. Der wahnsinnige Haß und die Logik des Antirevolutionärs Burke ist bis in die geheimen Konventikel der Jakobiner gedrungen, die „Betrachtungen" über die Revolution haben den „Menschenrechten" Paynes das Lebenslicht ausgeblasen.

Nun macht der Friede mit dem Welteroberer gleichsam alle diese Bestrebungen frei, und ungestüm pochen sie an die Tür des sozialen und staats-

männiſchen Bewußtſeins einer ganzen Nation. Die Zeit der Diplomaten iſt für eine Weile vorüber, die der Arbeitermeetings beginnt. Revolutionäre Ideen aller Schattierungen ſchwirren durch die Luft, dringen aus dem Munde der Demagogen unter eine durch Teuerung und Beſteuerung — die Folge der Kriegsſchulden — erbitterte Bevölkerung und füllen fünfunddreißig Jahre lang die Spalten des Journals, worin der ehrliche, aber oft verblendete Cobbett — der Hund von England, wie ihn Heine nennt — ſeinen Plänen für die beſſere Ernährung und Erziehung des Volkes in oft beſonnener, öfter noch verwegner Rede Luft macht. Ein getreuer Spiegel der Zeitbeſtrebungen, wird die geſamte Literatur Englands von dem ſozialen Fieber erfaßt. Bulwer iſt der erſte, der mit ſeinem Spürblick, vielleicht auch etwas literariſchem Geſchäftsſinn, das neue Problem dem Gebiete der ſchönen Kunſt einverleibt, und nicht lange dauert es, ſo hallen in jeder Stube und in jedem Palaſte in England die Worte wider, in denen die Genialität des Verfaſſers der Pickwickier und des Oliver Twiſt die Leiden der Armen und Unterdrückten der Mit- und Nachwelt rührend geſchildert hat. Die Rouſſeauſchen Ideen von der Einfalt und urſprünglichen Güte der Natur und der freſſenden Krankheit, die man Ziviliſation nennt, brechen ſich, durch die Umſtände begünſtigt, ſogar in dem ihnen ſo feindlich gegenüberſtehenden und von Haus aus fremden engliſchen Geiſte mehr und mehr Bahn, und da man die Unmöglichkeit einer Wiederkehr der Naturmenſchen anerkennt, ſo ſubſtituiert man infolge einer recht äußerlichen Anſchauung den uneutwickelten Menſchen dafür oder gar mit deutlichem Peſſimismus den verderbten, in dem ſich die urſprünglichen Triebe am deutlichſten äußern, und den die Ziviliſation noch nicht mit ihrem Meltau belegt hat. So wird die Geſchichte des Menſchen entweder ein Idyll, wie in den optimiſtiſchen Romanen von Dickens und George Sand, oder ein romantiſch-peſſimiſtiſches Heldengedicht, wie in Eugen Aram, Paul Clifford und der ganzen Reihe von Romanen, in denen der geniale Verbrecher, vom Schimmer einer ritterlichen Romantik umſtrahlt, der Bewunderung einer verbitterten Geſellſchaft entgegenkommt.

Es konnte nicht fehlen, daß ſich in der Literatur eine Strömung gegen ſolche gleichſam revolutionäre Tendenzen geltend machte, daß ſich die Beſonnenheit einer reifern Weltanſchauung dem Ungeſtüm der Philoſophen entgegenſetzte. Obenan unter denen, die ſich dieſer Strömung entgegenſtemmten, ſtand Thackeray. Ich ſagte, daß er gleichſam eine Verkörperung des achtzehnten Jahrhunderts im neunzehnten ſei, ich muß jetzt hinzuſetzen, daß das engliſche Leben in der Zeit Georgs des Vierten, in die die aufnahmefähigſte, keimenreichſte Periode ſeines Lebens fällt, einer ſolchen Verkörperung gleicht. Die Atmoſphäre, in der er atmet, und aus der er ſeine Nahrung ſog, war eine Art Renaiſſance, eine Strömung, die ſich zu der angedeuteten wie höfiſche Poeſie zu der volkstümlichen verhält, in ihrem innerſten Weſen altertümelnd, formell, mit einer Sehnſucht nach dem Flitter und Duft der entſchwundnen

höfischen Zeit, mit einem neugebornen Sinn für das Künstlerische oder doch Gekünstelte und einem Abscheu gegen Neuerungsgedanken, die ihr ebenso unverständlich als unerquicklich sind. Eine Art Nachblüte der Regierung Karls des Zweiten haftet der Regentschaft an, ein Schimmer einer höhern, feinern Kultur, wie sie nur die Herrschaft der obern Stände zuwege bringt — der Parfüm einer humanen Zeit, die Voltaire als ihren Führer anerkennt, die Wildnis eines englischen Parks durch die geschniegelte Regelmäßigkeit eines Schloßgartens ersetzt und im tändelnden Schritt eines Menuetts, die Allongeperücke im Genick und den Galadegen an der Seite, durchs Leben trippelt. Thackeray atmet auf der Höhe einer Existenz, in die man sich aus dem Drang und Sturm der Arbeiterbewegungen und Brotunruhen zum ruhigen, wenngleich selbstsüchtigen Lebensgenuß gerettet hat, diese mildere Luft, die die höhern Regionen der Kultur und Zivilisation erfüllt. Er ist von der Zeitströmung weder gehoben noch ergriffen noch begeistert worden.

Erziehung und früheste Jugendeindrücke begünstigen dies. Der Sohn eines Beamten der Indischen Kompagnie, wurde er am 18. Juli 1811 zu Kalkutta in Indien geboren, ein Jahr vor Dickens, sieben Jahre nach Bulwer und Benjamin Disraeli. Nach dem Verluste seines Vaters, der ihn in seinem fünften Jahre traf, trat er die Reise nach England an und erhielt hier in einer kleinen Landstadt durch seine Mutter, eine Dame von tiefen Gemütsanlagen und feiner Bildung, seine erste Erziehung. In dem kleinen Städtchen der Grafschaft Devonshire war vieles, was die Phantasie, dieses erste Bildungsmittel, ergriff und die beschauliche Natur des nach dem Zeugnis seiner Genossen schüchternen Knaben mächtig zu beschäftigen geeignet war. Die gartenreiche englische Landschaft mit ihren vorzeitlichen Ruinen, altertümlichen Kirchen und dem Schlosse, von dem der Landedelmann wie von einer Hochwart aus nach patriarchalischem Brauche die Gegend beherrschte, und um das sich die vielgestaltigen Häuser und gartenumsäumten Cottages in malerischer Traulichkeit lagerten — dies fiel als erster Eindruck zum bleibenden Bilde in seine Seele. In diese Einsamkeit drang der Lärm der Stadt nicht, und die Ereignisse, die zum Beispiel Dickens in nächster Nähe erlebte, die Brotunruhen der Jahre 1816 und 1819, bildeten dort nur den Stoff zu freundnachbarlichem Gespräch und beschränkt spießbürgerlichem Kannegießern. Der historischen Erinnerungen gab es manche, um den Knaben anzuregen. Hatte dieser auf seiner ersten Reise, die eine Weltreise war, und die zu der ersten Postkutschenreise des jungen Booz von Portsmouth nach Chatham einen so eigentümlichen Kontrast bildet — hatte er auf dieser Fahrt über den Ozean ein Stück Weltgeschichte geschaut, indem er, wie er mit Humor erzählt, Napoleon hinter der Gartenmauer von Sankt Helena wandeln sah, so trat ihm jetzt in der Umgebung einer von der Sage heimgesuchten und in der Geschichte merkwürdigen Landschaft das Leben vergangner Tage, in Ruinen versunken und in der Tradition aufbewahrt, aus dem dunkeln Schoß der Zeiten entgegen. In den Grafschaften Devonshire

und dem benachbarten Somersetshire war es, wo die Kriege zwischen den Rundköpfen und Kavalieren ausgefochten wurden, wo der Boden mit dem Blute der treuen Anhänger Monmouths getränkt wurde, wo die Bauern mit Sicheln und Sensen bewaffnet unter dem Rufe „ein Monmouth" die protestantische Sache vertraten, und auf demselben Boden erreichte den flüchtigen Herzog sein Schicksal auf dem Schafott.

Das historische Gefühl, mehr ein Prinzip der Empfindung als des bewußten Denkens, ist doch wohl zu berücksichtigen, wenn man Thackerays rückwärtsschauendes Wesen begreifen will, es wurde geweckt und entwickelt, als sich dem Knaben die Pforten der alten Kartäuserschule in London öffneten, wo er mit den ersten Anfängen klassischer Gelehrsamkeit, nach damaliger englischer Anschauung der wichtigsten Grundlage jeder Erziehung, versorgt, mit den Schätzen der römischen und der griechischen Literatur vertraut werden sollte und so jene humane Denkart in sich aufnahm, die das Anschauen längst vergangner Kulturperioden in uns rege macht. Eine klösterliche Abgeschiedenheit nahm ihn hier auf inmitten des regen Treibens einer Weltstadt, und vielleicht bemächtigte sich dort seiner die Sehnsucht nach Weltabgeschiedenheit, die sich in ihm später mit einem überschäumenden Element zu so wunderlicher Mischung vereinen sollte.

Ungefähr um diese Zeit, wo Dickens nach Beendigung einer sehr zweifelhaften Erziehung als Stenograph unter die Reporter ging und auf der Galerie des alten Hauses der Gemeinen die politische Luft atmete, die das Toryregiment Wellingtons hinwegfegte, den Fabrikherren das Wahlrecht zuführte, in die modrigen Gemächer der Gefängnisse und Armenhäuser wehte, und deren Hauch wir in den gewaltigen Apostrophen des jungen Booz an die Lords und Gentlemen des Hohen Rats verspüren, legte Thackeray das Kleid der Stiftlinge ab und hüllte sich in die ehrwürdige Tracht der Studenten vom Trinitätskollegium von Cambridge. Eine Art legitimistischer Atmosphäre, der Abglanz des Lebens unter Ludwig dem Achtzehnten und Karl dem Zehnten, umfängt ihn hier. Wie zur Zeit der Stuarts betätigt die Universität auch jetzt ihre loyalen Gesinnungen, und in die abgeschiednen Kollegien, wo neben Ovid und Homer der Fechtmeister und der Kapitän der Boote der Abgott der aristokratischen fellow commoners sind, fällt ein letzter Strahl der alten Herrlichkeit. Es ist bezeichnend, daß der Dichter Tennyson, der Sänger der „Maud" und der Idyllen der Könige, Thackerays Freund und Studiengenosse in Cambridge war. Aber um seine Anregungen zu begreifen, müssen wir der literarischen Tendenzen, die dort herrschten, mit einem Worte gedenken, und in dieser Beziehung können wir Bulwers „Pelham" und Disraelis „Vivian Grey", vor allem aber Byrons „Don Juan" als Marksteine bezeichnen. In allen dreien werden die galanten Abenteuer eines mehr oder minder geistreichen Modegecken im Tone des blasierten oder wenigstens blasiert sein wollenden Weltmannes geschildert und nicht ohne einen Beigeschmack jenes

pessimistischen Wertherismus, der die Übergangsperioden im Leben des Einzelnen wie ganzer Nationen kennzeichnet. Genial künstlerisch oder frivol angehauchte Lektüre, anekdotenhafte literarische Kleinigkeiten waren der akademischen Jennesse dorée, der jungen Anhänger des alten Regimes, geistige Lieblingsnahrung. In Cambridge selbst wurde unter dem Titel „Der Snob" eine Studentenzeitung herausgegeben, die mit einem starken satirischen Beigeschmack die Zustände der höhern Gesellschaft Revue passieren ließ, und an dieser Leistung soll sich Thackerays literarische Frühreife zuerst betätigt haben.

Ohne einen der begehrenswerten akademischen Preise erreicht zu haben, mit einem Schatz von klassischer Gelehrsamkeit, aber ohne bestimmte Aussichten eines sichern Lebensberufs verläßt Thackeray, noch nicht zwanzig Jahre alt, die Universität. Ein behagliches Auskommen setzt ihn in die Lage, als freier Gentleman die unvermeidliche Reise eines gebildeten Engländers nach dem Kontinent anzutreten, um seine Welt- und Lebenserfahrung über den beschränkten Horizont des Insulaners hinaus auszudehnen. So finden wir ihn im Kreise der Bohémiens, mit unbestimmten Gedanken an eine Künstlerlaufbahn in Paris und bald danach am Hofe Karl Augusts in Weimar. Der bedeutende Eindruck, den das kunstsinnige Leben in diesem Mittelpunkte deutschen Geisteslebens auf ihn gemacht hat, ist trotz der humoristischen Gewandung, in der er in einem Briefe an den englischen Goethebiographen Lewis von Weimar und Goethe erzählt, deutlich zu erkennen. In Goethe, mit dem er nur einigemale persönlich verkehrte, trat er in keinerlei nähere Beziehung, aber um so mehr fühlte er sich ihm trotz der verschiednen Bildungsstufen beider — auch der achtzigjährige Goethe ist noch ein Bildungsfähiger — geistig verwandt. Die Vorliebe Goethes für den englischen Charakter, seine Bewunderung Shakespeares, seine praktische Lebensführung und induktive erfahrungsmäßige Denkweise waren ebenso viele Züge, die den steifen Altmeister von Weimar der englischen Denkweise näher brachten, und wodurch der Austausch und die gegenseitige Anregung zweier Bildungen möglich wurde, die — eine der hervorragendsten Erscheinungen in der Geschichte der beiden stammverwandten Nationen — in dem Verhältnis Goethes zu den Engländern zum Ausdruck gelangt. So geschah es, daß der Schotte Carlyle, der erste und vornehmste Goethekenner in England, mit einer bis jetzt noch immer unübertroffnen Meisterschaft das Monumentalbild des deutschen Geistesheros mit scharfgezeichneten Zügen ausstattete und voll Lebensfülle seinen Landsleuten vorführte, und daß Byron in seinem Manfred die Faustgedanken in sich wirken und gären ließ, daß aber andrerseits Goethe in mannigfacher Weise die Erkenntlichkeit für das bezeugte, was man von dem Stammesnachbar empfangen hatte.

In bezug auf Thackerays Anteil an dieser Bewegung muß gesagt werden, daß er um diese Zeit seines Weimarer Aufenthalts das Wesen Goethes in seiner Ganzheit nur unvollkommen begriff und die Verwandtschaft mit ihm

nur unbewußt fühlte. Noch ſah er mit ſo vielen ſeiner Landsleute in Goethe nur den Verfaſſer des „tränenreichen, weinerlichen Werther" — den jungen Goethe, nicht den Dichter des Fauſt und der Iphigenie. In der Schilderung ſeiner Zuſammenkunft mit Goethe in dem erwähnten Briefe an Lewis kann er ſich eines ebenſo launigen als boshaften Ausfalls auf das ſchlechte Franzöſiſch des Meiſters nicht enthalten, und der „weinerliche" Werther kommt in einem parodiſtiſchen Gedicht „Der junge Werther" übel genug weg. Aber ein menſchlicher Zug, eine große Tatſache in ihrer Entwicklung iſt ihnen gemein, und Thackeray mußte ſich damals, als er im Weimarer Kreiſe zur Beluſtigung der Kinder Karikaturen zeichnete und ihm doch ſchon eine literariſche Zukunft dämmerte, deſſen bewußt geweſen ſein. Sie hatten beide, ihre Fähigkeiten mißverſtehend, nach einer Kunſt geſtrebt, die nicht ihr Beruf war. Der Goethe des Wilhelm Meiſter ſtand Thackeray am nächſten.

Ein Jahr nach dem kurzen, aber an Eindrücken reichen Aufenthalt in Weimar finden wir ihn zum zweitenmal in Paris, dann nach dem Beiſpiel Lord Byrons in Italien, in den Kunſtſammlungen der Villa Borgheſe, auf den Ruinen von Herkulanum und Pompeji und auf all den Stätten, die durch die Abenteuer des engliſchen Lords und durch Goethe berüchtigt und geheiligt waren. Paris aber blieb ſelbſt nach ſeiner ſtändigen Anſiedlung in London im Jahre 1837 ſeine zweite Heimat. Seinem künſtleriſchen Naturell mochte der leichtere Gang des Pariſer Lebens beſſer behagen als das geräuſchvolle Treiben der engliſchen Metropole. Ihn, den Stockbriten — und das blieb er trotz und vielleicht gerade infolge der Schmiegſamkeit ſeines Weſens — mußte allerdings vieles an dem Weſen der Franzoſen, die Selbſtgefälligkeit ihres Patriotismus, ihre nach engliſchen Begriffen mangelnde Gründlichkeit, die Unzulänglichkeit ihrer politiſchen Anläufe abſtoßen: die Julirevolution und das beginnende Bürgerkönigtum hatten alle dieſe Schwächen in greller Beleuchtung erſcheinen laſſen. Wir haben Äußerungen, in denen ſich ſeine nationale Haltung und Entrüſtung in einer Weiſe Luft macht, die an Hogarths Karikaturen der magern limonadetrinkenden Franzoſengerippe gemahnt und einem Landedelmann aus der Zeit Fieldings Ehre gemacht hätten. Grimmig nennt er Ludwig Philipp einen Uſurpator, der einem rechtmäßigen Könige die Krone geſtohlen habe; die alljährliche Feier der Julirevolution erſcheint ihm als ein eitler Firleſanz, einer Nation würdig, die einer ernſten Handlung nicht fähig ſei. Als die Leiche Napoleons mit nationalem Gepränge in Paris beigeſetzt wird, ſieht er in alledem nur ein theatraliſches Schauſtück, und nichts gewährt ihm mehr Freude als die komiſchen Zeichnungen, in denen der berühmte Karikaturiſt des Charivari König und Regierung geißelt. Dagegen finden die geſellſchaftlichen Tugenden, die Beweglichkeit und der überlegne Intellekt des Franzoſen in ihm einen aufrichtigen Bewundrer. Seine Überſetzungen Bérangerſcher Lieder zeigen, wie ſehr der franzöſiſche ritterliche Geiſt, der welt-

erfahrne Ton und die breite Humanität eine verwandte Seite in seinem Wesen berührte, während in der Ballade von der „Trommel" und in dem Liede von der „Bourballaise" die ihm eigentümliche Kernigkeit mit französischer Grazie in einer Weise in eins verschmolz, die in der englischen Lyrik ihresgleichen sucht.

Der Marquis von Carabas

Roman von Palle Rosenkrantz

Fünftes Kapitel

(worin Katt zu einer Audienz zugelassen wird und ein Gespräch mit Ihrer Gnaden führt, das ihm nicht wenig zu denken gibt; ferner wird in diesem bedeutsamen Kapitel erklärt, daß das Quadrat Carabas verkauft ist, doch geschieht gleichzeitig auch etwas sehr Ernstes)

Lieber Julius, sagte die Gräfin Markdanner eines Tages im September zu dem Schirm des Reiches gegen auswärtige Feinde, ich habe mich entschlossen, den jungen Steenfeld zu unsern Jagden einzuladen. Er ist jetzt Soldat gewesen, und es ist nun an der Zeit, daß er sich entschließt, ein Weib zu nehmen. Ich will deshalb auf ihn aufmerksam sein. Was meinst du zu der Sache?

Seine Exzellenz wußte sehr wohl, daß ihm der Vorschlag nur zur Kenntnisnahme, nicht etwa zur Beurteilung vorgelegt wurde, und deshalb meinte er, daß der Vorschlag ausgezeichnet sei, nur erlaubte er sich hinzuzufügen: Rose ist ja erst neunzehn Jahre alt, Beate, ich glaube doch, du solltest ihr noch Zeit lassen.

Hierauf erhielt er nicht sogleich eine Antwort. Erst nachdem sich Ihre Gnaden besonnen hatte, entgegnete sie verständig: Es kann niemals schaden, beizeiten tätig zu sein. Wer in aller Welt weiß, wie lange du noch auf deinem Taburett sitzest, kleiner Julius; wir müssen die günstige Zeit benutzen.

Seine Exzellenz wies auf seine im übrigen doch so hervorragende Stellung hin, aber Ihre Gnaden wußte recht gut, daß er in Wirklichkeit geringer gestellt war als sein Gewürzkrämer. Dieser war sogar reicher als der Herzog von Bredfart; denn der Herzog von Bredfort hatte 99999 Pfund im Jahre und verbrauchte von dieser Summe 100000 Pfund, der Gewürzkrämer dagegen hatte nur 100 Pfund im Jahre und verbrauchte hiervon nur 99. Und ähnlich wie mit dem Herzog von Bredfort war es mit Seiner Exzellenz bestellt, bloß daß sein „Unterschuß" bedeutend mehr als ein Pfund betrug. Ihre Gnaden beschloß deshalb, bis auf weiteres Vorsicht walten zu lassen, und da sie zu den klugen Frauen gehörte, die niemals geradeaus gehn, solange sich noch ein Abweg findet, so schrieb sie an Katt ein Billett und gewährte ihm eine Audienz.

Katt war in Verzweiflung. Ihre Gnaden nämlich schrieb so undeutlich, daß selbst ihre besten Freundinnen ihre Schrift nicht lesen konnten. Es war vorgekommen, daß ihre nächste Verwandtschaft sie bat, sich doch telegraphisch auszudrücken, als man einmal sehen konnte, daß wirklich etwas in dem Briefe stand. Katt konnte nicht einmal die Unterschrift enträtseln und stand nun mit dem Dokument in der Hand da, wie ein Forscher der Vorzeit vor einem Runenstein gestanden haben mag, über den er zufällig gestalpert war. Er befand sich in einer höchst unbehaglichen Lage. Aber wie bekannt, bilden Mutmaßungen und Hypothesen

den Sprungstock, mit dem die Wissenschaft über Lagunen springt. Und durch einen dieser wunderbaren Zufälle, die das launenhafte Schicksal in seiner Macht hält, wurde das Rätsel gelöst: als Katt alle Hilfsmittel heranzog, untersuchte er auch das Kuvert, und siehe da, auf dem Umschlag stand geschrieben: Herrn Gutsverwalter Kalberg. Dadurch war Ihre Gnaden als Absenderin verraten.

Ein langsames Deuten und reichliches Benutzen der Edgar Allan Poeschen Anleitung zur Auslegung des Testaments des Seeräubers Kidd führten ungefähr zu einem Resultat. Nur war es ungewiß, ob die Audienz am Dienstag oder am Donnerstag und ob sie um drei Uhr oder um fünf Uhr stattfinden sollte. Katt richtete sich deshalb auf vier Besuche ein, zunächst, unglücklicherweise, auf den nächsten Donnerstag um fünf und ging in beider Hinsicht fehl; es sollte Dienstag um drei heißen. Ihre Gnaden kam gerade von einer behaglich-frommen Teegesellschaft und war deshalb mild gestimmt wie immer, wenn sie sich mit dem Ewigen beschäftigt hatte. Katt verhielt sich still und abwartend. Mein guter Koldberg, sagte Ihre Gnaden, ich habe Sie gebeten, zu mir zu kommen, da ich gern mit Ihnen über eine Sache reden möchte, die mich interessiert. Ich schätze Sie nämlich sehr, müssen Sie wissen.

Katt krümmte ein wenig den Rücken.

Als wir — meine Tochter und ich — im vorigen Sommer auf Sicensgaard waren, trafen wir dort eine sehr nette, kleine Person, eine Haushälterin — Fräulein Thomsen —

Au, dachte Katt.

Ich bin überzeugt, daß Herr Steenfeld diese Person damals erst kürzlich engagiert hatte. Nun aber, müssen Sie wissen, habe ich verschiedne Dinge zu hören bekommen, die Sie, mein Guter, ebenfalls zu begreifen vermögen. Gutsherr Steenfeld ist zurzeit Soldat, die Person soll sich hier in der Stadt aufhalten. Kurz gesagt: ist Wahrheit an der Sache?

Die mündliche Auslassung Ihrer Gnaden verursachte Katt noch größere Pein als die schriftliche. Er schwieg, und sie fuhr fort:

Mein Mann schätzt Sie auch sehr hoch, Kastberg. Sie sind ein brauchbarer Mann und stehn im besten Rufe. Ich habe mit Professor Möller über Sie geredet.

Das war der theologische Professor mit den Stiefeln, und Katt war nun billig zu erkaufen.

Er sprach sehr wohlwollend von Ihnen, fuhr Ihre Gnaden fort.

Katt schloß hieraus, daß der Professor die Stiefel inzwischen vergessen hatte, oder daß Ihre Gnaden und der Professor von einem gewissen juristischen Kandidaten Kolstrup, der ein fürchterlicher Biedermeier war, gesprochen hatten. Das letzte schien ihm das Richtige zu sein.

Wir schätzen Sie alle hoch. Und Sie brauchen nichts zu fürchten; ich vermag einen Jugendleichtsinn wohl zu verstehn, und ich will einen solchen auch gern verzeihen. Denn ich habe Jörgen Steenfeld, dessen Vater mein Freund war, sehr gern. Der Kammerherr von Schinkel, sein Onkel, spricht auch freundlich von ihm und weiß nur Gutes über ihn zu berichten, übrigens auch über Sie. Doch nun ist Steenfeld sechsundzwanzig Jahre alt, nun muß er ausgeraft haben. Und ich bitte Sie, mir zu sagen, ob diese Person noch Haushälterin auf Steensgaard ist.

Nein! sagte Katt. Er sprach die Wahrheit, denn Pips hatte sich entschlossen, die zweideutige Rolle nicht weiter zu spielen; die arme Kleine hatte wirklich den Entschluß gefaßt, den Kampf mit dem großen Unbekannten aufzunehmen.

Das freut mich, sagte Ihre Gnaden. Die Liaison ist also zerstört?

Steenfeld befindet sich zurzeit im Kantonnement, Euer Gnaden, sagte Katt, und unter solchen Verhältnissen ...

Aber wenn er nach Hause zurückkehrt? Ihre Gnaden schaute Katt sehr inquisitorisch an.

In einem Monat kann viel geschehen, sagte Katt diplomatisch.

Mein Mann wünscht, Steenfeld zu unsern Jagden bei Trudstrup, die unmittelbar nach den Übungen stattfinden, einzuladen. Ich habe daran gedacht, ihm zu schreiben, denn die Zeit meines Mannes ist zu sehr gemessen — aber dessenungeachtet können Sie ihn schon darauf vorbereiten.

Bei seinen Erfahrungen mit den Autogrammen Ihrer Gnaden war Katt überzeugt davon, daß dieses sehr zweckmäßig sein würde.

Sie glauben also wirklich, daß diese kleine Caprice vorbei ist?

Ich will es hoffen, sagte Katt und dachte mit Wehmut an Pips. Es wurde ihm keine Gelegenheit zuteil, sich deutlicher auszusprechen, und darüber war er sehr froh. Es wäre ihm peinlich gewesen, einer so guten Dame wie Ihrer Gnaden etwas vorzulügen, und in jedem Falle war sie es ja auch nicht, die das Schicksal Pipsens bestimmte. Er ging somit einigermaßen unbeschädigt aus dieser Unterredung hervor, aber dennoch gab ihm die Audienz ein ganzes Teil zu denken.

Zu Hause erwartete ihn eine Neuigkeit von ungleich angenehmer Art. In seinem Zimmer saß ein kleiner, graubärtiger und kahlköpfiger Herr, den er ab und zu im Bureau des Anwalts Vögedal gesehen hatte. Er brachte ein versiegeltes Schreiben des Bauanwalts, das Katt hastig öffnete. Das Schreiben lautete:

Herrn Gutsverwalter cand. jur. Kattrup

Hier

Mit Gegenwärtigem habe ich die vorzügliche Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ich heute von solidem Käufer ein festes Angebot für die Grundstücke Katasternummer 4698a, 4699a, 4699b und 4699c im außerhalb der Stadt liegenden Klädebroviertel erhalten habe. Das Angebot beläuft sich auf 890000 Kronen, das bedeutet für das Konsortium, das Sie vertreten, nach Abzug aller Unkosten — darunter auch der Provision und des Salairs an den Unterzeichneten — einen Gewinn von 69000 Kronen. Ich sehe Ihrer geehrten Antwort und gefl. persönlichem Vorsprechen gern baldigst entgegen.

Katt schnurrte — 69000 Kronen für den Marquis von Carabas verdient!

Sechstes Kapitel

(worin sich die Komtesse Rose verliebt, ohne daß man sagen kann, ob in Jörgen Steenfeld oder in den Marquis von Carabas)

Wenn man sechsundzwanzig Jahre alt und ein schöner, wohlerzogner Mann ist, ein Schloß besitzt, das Ellen Marswin erbaut hat, und dann noch dazu ausersehn ist, die Jugend in einer Gesellschaft zu repräsentieren, die sich um ein neunzehnjähriges Mädchen schart und im übrigen aus Herren besteht, die mindestens Kommandeure zweitens Grades sind, dann kann man, ohne die Wahrheit zu verletzen, ruhig behaupten, daß man Aussicht habe, im Leben noch mal eine Rolle zu spielen.

Diese Aussicht hatte Jörgen Steenfeld. Und er war eitel genug, Gebrauch davon zu machen. Komtesse Rose hatte eine gute und sorgfältige Erziehung genossen und war bisher absichtlich vom Gesellschaftsleben ferngehalten worden. Sie hatte zwei Jahre in einem Pensionat in der Schweiz zugebracht, wo sie von jungen Mädchen umgeben gewesen war, die gleich ihr an der Schwelle des Lebens standen. Nachdem sie dort eine Menge Romane gelesen und eine Menge mehr oder weniger passender

Gespräche angehört hatte, brachte sie nichts andres nach Hause mit als eine gewisse Fertigkeit im Reden fremder Sprachen und eine bedeutende Verachtung gegenüber den jungen Damen ihrer eignen Klasse.

Sie hatte die feine Form der Exzellenz und den guten Kopf ihrer Mutter geerbt. Die Mutter jedoch mit ihrer ewigen Besorgtheit und ihrem frohen Christentum bedrückte sie immer ein wenig; Rose wollte tiefer in die Dinge hineinblicken; sie wollte gern selbst für sich sorgen, und es dürstete sie vielleicht auch ein wenig nach irdischen Offenbarungen. In Amerika ist die Tochter des Hauses von vornherein die Nummer eins; in der Alten Welt dagegen herrscht scheinbar die Regel, daß die Mütter ihre Töchter überstrahlen. Nicht so auf Trudstrup: Rose war wirklich die Nummer eins, obgleich durchaus nichts amerikanisches in der Exzellenzenfamilie zu finden war.

Rose hatte ihre Mutter innig gern und um der Form willen auch ihren Papa; doch vermochte sie sehr wohl zu erkennen, daß dieser eigentlich kein richtiger Mann war. Was im Grunde genommen ein richtiger Mann wäre, darüber mußte sie sich auf Ahnungen beschränken. Gewisse Anhaltspunkte hatte sie: er mußte jeden beliebigen Hengst reiten können, sicher im Schießen sein, einem gerade ins Auge zu blicken und fest die Hand zu geben verstehn. Außerdem mußte er nicht viel von sich selbst reden, auch über andre nicht viel sprechen, nicht zu langweilig und nicht zu bequemlich sein. Blasiert durfte er ebenfalls nicht sein, gegen die Tiere mußte er gut sein, und schließlich durfte er weder prahlen noch lügen.

Selbstverständlich war das nur eine sehr unvollständige Ausrüstung für einen Mann, aber es diene zu Roses Entschuldigung, daß sie mit den Herren der Schöpfung niemals auf so nahem Fuße gestanden hatte, daß sie eine bestimmtere Grundlage für ihre Ansichten haben konnte. Brüder hatte sie nicht, Knaben hatte sie selten zu sehn bekommen, und junge Herren waren dank der mütterlichen Beflissenheit immer in einem Abstand von ihr gehalten worden. Erst im nächsten Winter, wenn sie bei Hofe vorgestellt werden würde, sollte sie mit einemmal mitten unter ihnen stehn.

Ihre Gnaden hatte in ihren jungen Tagen wie ein Segler gegen den Wind gekreuzt. Sie stammte aus armem Geschlecht und hatte sich ursprünglich mit einem schönen, jungen Verschwender verlobt, dem es schließlich sehr schlecht ergangen war. Ihre jetzige Exzellenz war ihr mitten im Unglück begegnet; er war schon ein wenig bejahrt gewesen, und sie hatte auch nicht mehr in der Blüte der Jugend gestanden; von einer Neigungsheirat hatte somit nicht die Rede sein können. Sie waren aber beide gute Menschen und lebten sehr glücklich miteinander. Streitigkeiten gab es niemals, weil ihre Meinung a priori zum Siege bestimmt, und Seine Exzellenz zu bequem war, als daß er für eine sichere Niederlage noch Pulver verschwendet hätte. Er hielt sich lieber im Stillen dafür schadlos, wenn es auch sehr im Stillen geschah.

Ihre Gnaden aber wollte ihr einziges Kind vor dem harten Schicksal, das sie selbst erlitten hatte, bewahren. Hierzu lag um so mehr Grund vor, als Rose die Erbin eines großen Besitztums war, obwohl dieses in Wirklichkeit keinen gewaltigen Reichtum bildete.

Wenn Ihre Gnaden nun das Ganze ordnen würde, bevor Rose selbst die Welt zu sehn bekommen habe, dann meinte sie in ihrem festen Glauben an die Berechtigung und den Segen ihrer Fürsorge, daß Rose den Hafen, ohne die Gefahren des Segelns überstehn zu brauchen, erreichen müßte. Die gute alte Dame ging um den einen Schritt zu weit, daß sie das ihr anvertraute Fahrzeug von Hafen zu Hafen führen wollte, ohne es die See durchfurchen zu lassen. So glaubte sie aber, wäre es richtig.

Rose bekümmerte sich ihrerseits nicht im geringsten um alles dieses. Sie hatte ihre unvollständige Meinung über das Leben, eine Meinung, deren Unvollständigkeit mehr die Folge des Mangels an Voraussetzungen war. Und sie erprobte ihre Auffassung von männlicher Tugend an Jörgen Steenfeld, und siehe da, sie paßte. Er hatte alles an sich, was sie vorläufig herausfinden konnte. Freilich bedeutete dies, wie erwähnt, durchaus nicht alles. Das fühlte sie unsicher selbst, und gerade deshalb ließ sie sich dem lockenden und anziehenden Unbekannten entgegenführen.

Es verstrich eine Reihe von Tagen, und am elften Tage fand sich Katt auf Trudstrup ein; er war von der Exzellenz eingeladen worden, ein paar Tage lang anwesend zu sein und zuzusehn. Das bedeutete eine große Ehre, die Katt in dem Bewußtsein, ein höherer Dienstbote zu sein, mit Würde auf sich nahm. Er hatte sein Haus beschickt und eine gewisse junge Dame bei der Pensionswirtin Frau Petersen einlogiert und sie der besondern Achtsamkeit dieser erfahrnen Dame empfohlen.

Das Wiedersehn zwischen Pips und Jörgen nach seiner Heimsendung vom Militärdienst war kurz und freundlich gewesen. Pips hatte einen heldenmütigen Entschluß gefaßt und ihr Wort gehalten. Sie war zu stolz, um zu versuchen, ihre Rechte gewaltsam geltend zu machen. Sie hatte Jörgen geschenkt, was sie ihm schenken konnte, und erhielt nichts dafür zurück.

Sie fand es ganz in der Ordnung, daß er der Einladung nach Trudstrup folgte — so sagte sie wenigstens —, und redete im übrigen von der Zukunft kein Wort; nur aus Rücksicht auf ihren Vater und ihre Verwandtschaft trug sie einen glatten Ring am Finger. Das hatte ja nicht viel zu bedeuten, doch war es immerhin eine Art von Symbol. Den Ring hatte sie von Jörgen im Auslande bekommen, und dort war er am meisten für die Außenwelt berechnet gewesen.

* * *

Währenddes verliebte sich Rose in Jörgen Steenfeld mehr und mehr, oder mit andern Worten, der unpersönliche Mann mit der unvollständigen Tugendkategorie begann feste Formen anzunehmen und dem jüngsten Herrn der Trudstruper Jagdgesellschaft zu gleichen.

Katt bemerkte das im ersten Augenblick. Es konnte ihm auch nicht entgehn, daß die Komtesse öfters mit ihm über seinen Herrn und Meister konversierte, daß Ihre Gnaden es ebenso machte, wobei sie durch sein bescheidnes Wesen ganz eingenommen von ihm wurde, und daß die Exzellenz scherzhafte Worte über die jungen Menschenkinder fallen ließ.

So saß denn Katt mitten in der ganzen Vertraulichkeit und schnurrte. Nur das wichtigste fehlte noch: Jörgen selbst. Katt aber, der sich schon einmal die Pfoten verbrannt hatte, hütete sich wohl, dem Feuer wieder zu nahe zu kommen, und hielt seine Aufmerksamkeit steif auf die wohlbekannten Gründe gerichtet. Nun mußte der Zeitpunkt gekommen sein.

Ihre Gnaden war natürlich die erste, die zum Angriff vorging.

Eines Tages — als man nach ein paar anstrengenden Jagden ausruhte — wußte sie Jörgen zu veranlassen, sich mit ihr eine Musterhühnerwirtschaft auf einem der Gutshöfe anzusehn, und während des vielen Redens über Hühner und Küchlein ging sie auf ihre eigne Rolle als Gluckhenne über. Lieber Steenfeld, sagte sie, haben Sie noch nicht daran gedacht, daß Sie bald werden ein Weib nehmen müssen? Es scheint Ihnen vielleicht, daß Sie noch jung sind, aber glauben Sie mir, je jünger man ist, wenn man anfängt, um so länger lebt man nachher im Glück; denn Sie können mir glauben, das wahre Glück findet man nur in der Ehe.

Hiervon war Jörgen ebenso überzeugt wie Ihre Gnaden.

Und ferner muß man darauf achten, daß die Frau, die man sich erwählt, ebenfalls noch jung ist, fuhr sie fort, am besten mehrere Jahre jünger als man selbst. Die Frauen entwickeln sich schneller als die Männer, und während das Leben dahin gleitet, verschwindet der Altersunterschied gänzlich.

Dies war eine der allgemein feststehenden Lebensregeln, zu denen nichts weiter zu sagen ist. Und solange sich Ihre Gedanken an allgemeingiltige Bemerkungen hielt, kam Jörgen leicht darüber hinweg.

Nun aber begann sie, den Kreis um ihn einzuengen, und sogar ziemlich plötzlich. Ich will Ihnen nicht verhehlen, Steenseldchen, daß Sie mir gefallen. Und ich bin überzeugt davon, daß Sie, wenn wir uns erst richtig haben kennen lernen, mir noch mehr gefallen werden. Es ist daher auch mein Wunsch, daß Sie sich uns näher anschließen und wir im nächsten Winter auf Sie um Roses willen rechnen können. Wir selbst haben ja keine Söhne, und ein junger Mann kann in Gesellschaft sehr zum Nutzen für ein junges Mädchen gereichen. Sie haben wohl auch schon daran gedacht, in diesem Winter an den Gesellschaften teilzunehmen?

Daran hatte Jörgen nur sehr wenig gedacht.

Sie sollen sehn, Steenseldchen, Sie und Rose werden viel Vergnügen aneinander haben. Sie ist ein gutes Mädchen, und sie hat Verstand. Ich rechne auf Sie, denn — nicht wahr — Sie haben sich jetzt die Hörner abgelaufen, wie man so zu sagen pflegt?

Auf eine solche Frage hätte selbst ein spanischer Don Juan nur eine Antwort gehabt: ein Lächeln. Und Jörgen lächelte sehr schön und fromm.

Ihre Gnaden aber fand, daß sie sich, bei Gott, nicht deutlicher hätte ausdrücken können.

Und Jörgen Steenfeld hatte sich auch durchaus nicht über seine Kraft hinaus verpflichtet, als er gelobte, in der bevorstehenden Zeit der Ritter der Komtesse Rose zu sein. Es war ihm schließlich auch ganz recht, einmal zu erproben, wie sich das Gesellschaftsleben für einen jungen Gutsherrn, der einen Mann wie Katt zum Finanzminister hatte, gestalten würde. Alles in allem glaubte er also noch gutes Kaufes davongekommen zu sein.

Am Abend vor seiner Abreise jedoch ereignete es sich, daß ihm ungewöhnlich warm um das Herz wurde. Hauptsächlich geschah dieses infolge eines Toilettenkniffs Roses, wenn diese sich auch dessen gänzlich unbewußt war. Bei Tisch erschien sie in einem Kleide, das Motive aus einem alten Jens Juelschen Bilde, das eine ihrer Stammütter darstellte, aufwies.

Der helle Stoff mit dem vierkantigen Ausschnitt und den beiden tiefroten Rosen am weißen Halse machte auf Jörgen einen starken Eindruck. Ihr Haar war aschblond und mußte, wenn es richtig zur Geltung kommen sollte, hoch getragen werden. An diesem Abend nun saß es so, wie es sollte.

Solchen rein unmittelbaren Schönheitseindrücken gegenüber war Jörgen sehr schwach, und er betrachtete seine Tischdame ab und zu mit Blicken, die redeten. Sie redeten nicht laut, sondern gebildet und artig. Aber sie redeten doch. Und sie fühlte, daß gerade an diesem Abend etwas ungewöhnliches an ihrer Person lag; wenn sie etwas mehr bewandert in der modernen Literatur gewesen wäre, dann hätte sie gesagt, es wäre etwas fleischliches, was sie zusammenführte; denn dieses war es wirklich.

Jörgen erwies ihr eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit, und sie fühlte sich bei weitem nicht so sicher, wie sie es sonst zu sein pflegte.

Katt bemerkte nichts von alledem; er stand außerhalb dieser sonderlichen Einwirkung, weil er Rose immer mit denselben Augen betrachtete. Wie er sie betrachtete,

das war nun sein kleines Geheimnis! Jörgen und Rose dagegen fühlten es um so mehr, und Jörgen konnte sogar bald merken, daß auch sie es verstand. Sonst war sie ihm immer nur eine junge Dame gewesen, an diesem Abend war sie ihm mehr, Ihre Gnaden würde gesagt haben, weniger.

Und während die Herren Karten spielten, und Ihre Gnaden zusammen mit Katt im Salon ein vierhändiges Stück vortrug, saßen Jörgen und die Komtesse vor dem Feuer des Kamins im Kabinett.

Sagen Sie mir, Steenfeld, sprach Rose ganz gegen die Etikette, aber ohne die Frage länger zurückhalten zu können, als Mama und ich Sie im vorigen Sommer besuchten, hatten Sie ein ungewöhnlich niedliches junges Mädchen als Wirtschafterin in Ihrem Hause. Haben Sie sie noch?

Nein, sagte Jörgen ruhig.

Warum nicht? fragte Rose.

Ich gewann sie schließlich lieb, und so konnte ich sie doch nicht behalten.

Lieb, fragte Rose ein wenig unsicher. Dann lächelte sie und schlug einen leichtern Ton an, aber ihre Stimme zitterte dennoch ein wenig. Verliebten Sie sich in Ihre eigne Haushälterin?

Sterblich, versetzte Jörgen.

Sie müssen nicht frivol sein, Steenfeld, sagte sie ernst, sonst sind Sie es ja nie. Aber verliebten Sie sich wirklich in sie? Und sagten Sie es ihr?

Jörgen nickte.

Und sie?

Ja, Komtesse Rose, versetzte Jörgen mit wirklicher Würde, Sie fragen — ich antworte. Ich glaube, wenn ich in sie verliebt wurde, so geschah es, weil sie mich liebte.

Sie benutzen zwei verschiedne Ausdrücke. Tun Sie das absichtlich?

Ja! antwortete er kurz.

Sie meinen, daß das Mädchen mehr einsetzte, als Sie einsetzten?

Tun das die Weiber nicht immer?

Und dann schickten Sie sie fort?

Kann es Sie vielleicht interessieren, Komtesse, von mir und meiner Haushälterin zu hören?

Ja, erwiderte sie bestimmt, ich will es lieber von Ihnen als von andern hören.

Sie haben also schon davon gehört, sagte er in leicht gekränktem Tone.

Nein, erwiderte sie, ich höre auf kein Geschwätz, besonders nicht, wenn es von Menschen erzählt, die mich nichts angehn. Aber, fügte sie schnell hinzu, nun gehn Sie uns etwas an, als Freund unsers Hauses. Ich will dem Geschwätz Einhalt gebieten können, und Ihr Wort sagt mir, daß es Geschwätz ist. Schickten Sie fort, als Sie entdeckten, daß Sie von ihr geliebt wurden?

Nein, sagte Jörgen fest.

Aber Sie sagten doch vorhin, daß jene nicht länger Ihre Haushälterin sei.

Ja, und das ist vollkommen richtig. Sie ist es auch nicht mehr.

Ihre Verliebtheit, wie Sie es vorhin nannten, ist jetzt also vorbei?

Nun fragen Sie mehr, als Sie dürfen.

Es hängt auch ganz allein von Ihnen ab, ob Sie mir eine Antwort gewähren wollen, Steenfeld. Ich habe kein Recht, eine Antwort zu verlangen, aber ich darf Sie bitten, mir zu antworten.

Es lag etwas einschmeichelndes in ihrer Stimme, das Jörgen wohl behagte. Genügt es, wenn ich Ihnen sage, daß ich Grund habe zu glauben, daß sie mich noch liebt?

Das genügt, sagte Rose würdig. Und ich danke Ihnen, daß Sie mir so ehrlich geantwortet haben. Nun wollen wir nicht mehr darüber reden.

An diesem Abend grübelte Jörgen Steensfeld über mancherlei und vieles, am meisten aber über das sonderbare Ereignis, das die Einleitung zu diesem Gespräch gewesen war. Komtesse Rose dagegen beschloß, ihr eigner Lotse zu sein, und nun begann auch sie zu erkennen, was es heißt, auf dem Meere des Lebens zu fahren.

Katt und Ihre Gnaden, deren Augen doch sonst immer weit offen waren, hatten gerade an diesem Abend nicht das Geringste gemerkt; sie waren ganz von literarischen Fragen in Anspruch genommen. Ihre Gnaden als Literaturfreundin ärgerte sich über die Bücherbesprechungen im Ortsblatt, die von dem Pseudonym Matz Jepsen unterzeichnet waren.

Diesen Matz kann ich nicht vertragen, sagte sie, es ist mir unerklärlich, daß der tüchtige Redakteur keinen andern dazu heranbekommen konnte.

O, sagte Katt, Matz hat eine Fabrik für solche Ware. Die vortrefflichen Landzeitungen tun sich zu dreißig bis vierzig Stück zusammen und vermögen auf diese Weise Matzens geistreiche Gedanken für ein paar Groschen das Stück über das ganze Land zu verbreiten, andernfalls könnte sich die Sache nicht rentieren.

Nun vermochte Ihre Gnaden es besser zu verstehn, doch meinte sie immerhin, daß diese Wohltätigkeit lieber in der Stille geübt werden müßte.

Katt zuckte mit den Achseln. Euer Gnaden, sagte er, was tut nicht das Vaterland für einen echten einheimischen Stümper?

Katt hätte lieber den Stümper Matz und die Literatur sich selbst überlassen und auf sein eignes Gewerbe achten sollen; auf den Marquis und die Komtesse! Aber das ist es ja eben; die Leute tun nicht immer, was sie sollen, und manche glauben sogar, daß dies dem Leben ein wenig Würze verleihe. Vielleicht ist es auch so.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Baron Aehrenthal und die Delegationen. Die Marokkopolitik. Die Flottenvorlage. Die Enteignungsvorlage im Herrenhause. Die Katastrophe in Portugal.)

Berlin, 2. Februar 1908

Die Fragen unsrer auswärtigen Politik sind einmal wieder mehr in den Vordergrund getreten und werden in der Presse vielfach erörtert. Die Veranlassung dazu ist vor allem durch die Marokkodebatten in der französischen Deputiertenkammer, sodann durch die Verhandlungen der österreichisch-ungarischen Delegationen gegeben worden. Was Baron Aehrenthal, der gemeinsame Minister des Auswärtigen für Österreich und Ungarn, von dem gegenwärtigen Stande der internationalen Politik zu sagen wußte, konnte in Deutschland nur ein freundliches Echo wecken. Die österreichisch-ungarische Politik hält an der alten Grundlage der Freundschaft mit Deutschland fest. Die Hauptsache aber ist, daß dieser gute Wille der österreichisch-ungarischen Staatsleiter seine Grundlage und feste Stütze hat an einer Interessengemeinschaft, die auch durch die deutschfeindlichen Bestrebungen der Tschechen, Polen und Magyaren in absehbarer Zeit nicht ernstlich gefährdet werden kann. Daran wird auch nichts dadurch geändert, daß der schon früher unternommne Versuch der österreichischen Slawen, die preußische Polenpolitik zu kritisieren und daran lärmende

Feindschaftskundgebungen gegen das Deutsche Reich zu knüpfen, wiederholt worden ist. So scharf wir solche Einmischungen zurückweisen müssen, so deutlich sehen wir auch, daß das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn festere und beständigere Grundlogen hat als die Stimmungen der einzelnen Nationalitäten, die in dem alten Donaureich um Geltung ringen. Diese Feststellung soll nicht einer politischen Sorglosigkeit das Wort reden — denn auch das sicherste Bündnis entbindet ein großes Reich nicht von der Pflicht, für sich selbst zu sorgen —, sondern nur den Übertreibungen entgegentreten, die aus einzelnen, teilweise noch dazu unrichtig gedeuteten Symptomen die Wertlosigkeit des Dreibundes nachweisen wollen. Baron Aehrenthal hat sich im letzten Jahre besonders bemüht, auch Italien näher zu treten. Bis dahin waren die Beziehungen zwischen Italien und Österreich-Ungarn nicht selten nur gerade so freundlich gewesen, daß das Dreibundverhältnis eben noch dabei bestehn konnte. Die freundlichen Beziehungen zu dem Dritten im Bunde, zu Deutschland, hielten mehr als die direkten Gesinnungen der beiden Mächte das Bündnis aufrecht. Nun ist es dem österreichisch-ungarischen Minister zweifellos gelungen, eine wärmere Temperatur in dem Verhältnis zwischen seinem Staat und Italien zu schaffen. Dabei hat es freilich nicht an mißtrauischen Leuten gefehlt, die in dieser stärkern Annäherung Österreich-Ungarns an Italien den Versuch einer Ausschaltung Deutschlands aus dem Dreibund und eine Abwendung von dem ursprünglichen Zweck des Dreibunds erkennen wollten. Gegen die Richtigkeit dieser Auffassung sprechen viele Wahrscheinlichkeitsgründe, die nicht nur in den Persönlichkeiten, die für die Politik der habsburgischen Monarchie bestimmend sind, liegen, sondern auch in den wirtschaftlichen Interessen des Landes. Erwähnt muß aber diese Deutung und Meinung werden, weil eine gewisse Unterlage dafür vorhanden ist in den Stimmungen und Intrigen slawischer Politiker in Österreich, die ihre Regierung gern in eine Bahn drängen möchten, die vom Dreibunde wegführt. Vorläufig wird diese Liebesmühe umsonst sein.

Das Exposé Aehrenthals in der ungarischen Delegation war diesmal besonders bedeutsam durch den Hinweis auf die Verhandlungen mit der Türkei wegen des Anschlusses der türkischen Eisenbahnlinien auf der Balkanhalbinsel an das Bahnnetz in Bosnien. Auch soll Montenegro endlich an das europäische Eisenbahnnetz angeschlossen werden. Das sind Pläne von großer Wichtigkeit auch für die deutschen Wirtschaftsinteressen im nahen Orient. Wahrscheinlich wird die österreichisch-ungarische Regierung bei der Lösung dieser Aufgabe noch viele Schwierigkeiten durchzukämpfen haben. Diese Schwierigkeiten ergeben sich aus dem zu erwartenden Widerstande der türkischen Regierung, die eine neue direkte Schienenverbindung zwischen Saloniki und den österreichischen Kronländern durch Bosnien sowie zwischen Österreich-Ungarn einerseits und Griechenland und Montenegro andrerseits mit mißtrauischen Augen ansehen wird. Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns ist überdies stets ein Gegenstand der eifersüchtigen Aufmerksamkeit Rußlands, und wenn auch vor einigen Jahren die bekannte Verständigung auf das sogenannte Mürzsteger Programm stattgefunden hat, so liegt doch die Auffassung der einzelnen Punkte des Programms niemals so klar, daß sie sich im Wandel der Zeiten und Umstände nicht verschieben könnte. So kann man denn auch jetzt in der russischen Presse lesen, die von Baron Aehrenthal verkündeten Eisenbahnpläne gingen über das Mürzsteger Programm hinaus. Wenn der Eindruck erweckt werden könnte, daß sich die russische Regierung diese eifersüchtigen Bedenken ebenfalls zu eigen macht, so würde das der Pforte gewiß Veranlassung geben, die Entscheidung der neuen Verkehrsprojekte so weit wie möglich hinauszuschieben. Wir Deutschen stehen, wie schon erwähnt, den angekündigten Unternehmungen des befreundeten Nachbarstaates freundlich gegenüber,

wenn wir uns auch aus begreiflichen Gründen nicht selbst daran beteiligen können. Im nahen Orient kann die Politik Deutschlands nur darin bestehen, daß es seine Interessen durch freundschaftliche Beziehungen zur Türkei wahrzunehmen weiß, und soweit die europäisch-christlichen Interessen der Großmächte in Betracht kommen, im Einvernehmen mit Österreich-Ungarn und Rußland handelt. Um diese Grundsätze festzuhalten, muß es nach verschiednen Seiten hin vermitteln können. Es hat ein Interesse daran, Österreich-Ungarn und Rußland in Balkanfragen beisammen zu halten und durch das Vertrauen, das es bei der Türkei genießt, Konflikte hintanzuhalten. Gerade deshalb darf sich Deutschland in den besondern Orientfragen nicht zu tief engagieren.

Die Marokkofrage ist durch die Debatte in der französischen Deputiertenkammer wieder mit besondrer Lebhaftigkeit erörtert worden. Der Rede Delcassés ist hier schon gedacht worden. In der folgenden Sitzung, am Montag der letzten Woche, ergriff Herr Pichon, der Minister des Auswärtigen, selbst das Wort. Delcassé hatte Töne angeschlagen, denen das französische Temperament schwer widersteht. Indem er derartige Wendungen, die ihrer Wirkung sicher waren, zahlreich und in guter Verteilung in seiner Rede anbrachte, durfte er auf reichliche Beifallspenden zählen. So geschah es auch. Aber gute Kenner der Verhältnisse und des französischen Charakters sagten schon unter dem frischen Eindruck der Rede Delcassés voraus, daß er den eigentlichen Zweck seiner Rede, nämlich sich in empfehlende Erinnerung zu bringen, nicht erreichen werde. Pichon schüttelte ihn ab in einer ziemlich scharfen Zurückweisung der Behauptungen, mit denen Delcassé vornehmlich seine einstige Marokkopolitik zu erläutern und zu rechtfertigen versucht hatte. Zugleich legte Pichon die Grundsätze seiner eignen Marokkopolitik noch einmal offen dar: strenge Beachtung der Algecirasakte; keine Parteinahme für einen der beiden um den Thron streitenden Sultane; keine weitere Ausdehnung der Operationen in das Innere des marokkanischen Reichs; Betonung des provisorischen Charakters der Besetzung von Casablanca und der damit in Zusammenhang stehenden Maßregeln; keine eigenmächtigen Finanzunternehmungen über die Abmachungen von Algeciras hinaus. Diese Versicherungen Pichons fanden den Beifall der Kammermehrheit. Die Kammer erteilte dem Ministerium ein Vertrauensvotum und legte sich durch einen Beschluß auf diese Grundsätze fest.

Das sieht sehr befriedigend für uns aus: Delcassé verleugnet, Pichon gestützt, und alles, was wir zurzeit von Frankreich in Marokko erwarten können, von der Volksvertretung gebilligt! Besonders erfreulich ist aber die Lage trotz alledem nicht. Allerdings geht daraus klar hervor, daß in Frankreich eine lebhafte Abneigung gegen eine Politik besteht, die das Land in Abenteuer und kriegerische Verwicklungen stürzen kann. Man sträubt sich dagegen, sich in eine solche Politik mit Bewußtsein hineinführen zu lassen, und will deshalb von Delcassé, über dessen einstige Absichten man trotz aller Rhetorik völlig klar sieht, nichts wissen. Aber darum ist doch noch nicht ganz sicher, wohin die Verhältnisse die französische Politik möglicherweise treiben können. So bestimmt Pichon die Richtlinien der von ihm beabsichtigten Politik bezeichnete, so vorsichtig drückte er sich doch in verschiednen Wendungen seiner Rede aus, worin deutlich zu erkennen war, daß er das Schwierige, Unberechenbare und Widerspruchsvolle der ganzen Lage nur zu sehr empfindet und eine Verantwortung für das, was möglicherweise geschehen wird, ungern übernimmt. Die weitere Entwicklung der Dinge in Marokko ist heute gänzlich undurchsichtig, und wir werden, ohne an der Friedensliebe und Ehrlichkeit der gegenwärtigen französischen Regierung und der sie stützenden Mehrheit der Kammer wie auch der Nation zu zweifeln, doch darauf gefaßt sein müssen, daß die marokkanischen

Zustände eines Tags eine Gestalt gewinnen, die alle Berechnungen von Algeciras illusorisch macht, und daß dann auch Frankreich zu Entschlüssen gelangt, in denen das Selbstbewußtsein der Nation und die Eigenheit ihres Temperaments alle Bedenken beiseite drängen, die in ruhigen Stunden für die jetzige französische Politik mitbestimmend gewesen sind. In solcher Lage wird vielleicht erst in vollem Umfange klar werden, wie wertvoll es ist, daß wir in so schwierigen und unberechenbaren Verhältnissen, wie sie in dem scherifianischen Reich die Regel sind, weder unsre wichtigen Handelsinteressen einfach aufgegeben oder sie in fremde Hand gelegt haben, noch uns in politische Abenteuer haben verwickeln lassen, ohne Inhalt und Grenzen unsrer Ansprüche in einer Urkunde von internationaler Geltung zu fixieren. Die letzte Entscheidung aller politischen Fragen liegt selbstverständlich immer in dem Umfang und dem Gewicht der realen Interessen und in der Macht, die dafür eingesetzt wird. Aber die formalen Abmachungen verlieren, wenn auch die Ereignisse oft über sie hinwegschreiten, doch nicht ihre Bedeutung. Es ist nicht gleichgiltig, welcher Art in kritischen Augenblicken die formale Grundlage der Verhandlungen ist, zumal in einer Frage, über die selbst im eignen Lande die Meinungen so weit auseinandergehn. Und wenn es trotz allen friedlichen Bemühungen zu einem Konflikt kommt, so ist es wiederum nicht gleichgiltig, ob durch die Art der Rechtsgrundlage der Punkt deutlich bezeichnet ist, worin das Rechts- und Ehrgefühl der Nation etwa verletzt worden ist. Darum bleibt die klare, internationale Festlegung dessen, was jede einzelne der Signatarmächte von Algeciras in Marokko zu fordern hat, von großem Wert trotz der Unsicherheit der marokkanischen Verhältnisse. Das sollen die Kritiker der Algecirasakte und die nervösen Leute, die wegen der unerwarteten Änderung der Lage schon wieder eine neue Konferenz fordern, wohl bedenken.

Der Reichstag ist in die zweite Beratung des Etats eingetreten. Er hat mit dem Marineetat begonnen und sogleich die zweite Lesung der Flottenvorlage erledigt. Die Vorlage ist angenommen worden, sodaß nicht daran zu zweifeln ist, daß die dritte Beratung das Ergebnis bestätigen wird. Die Errungenschaft besteht also, um es noch einmal kurz zu bezeichnen, in einer Herabsetzung der Lebensdauer der Schiffe und in der Annahme der neuen größern Schiffstypen. Da hiernach der frühere Ersatz des schon vorhandnen Materials ins Auge zu fassen ist, so schließen diese Maßnahmen zugleich eine gewisse Baubeschleunigung in sich. Die auch im Reichstage zur Sprache gebrachte Forderung einer darüber hinausgehenden Beschleunigung des Baues ist nicht verwirklicht worden, und man wird sich dabei bescheiden müssen. Es ist ein deutlicher Beweis, wie wenig wir mit dem Ausbau unsrer Flotte aggressive Zwecke verfolgen. Dem eigentümlichen internationalen Takt des Abgeordneten Bebel war es gleichwohl vorbehalten, in dieser Beratung wieder eine Bemerkung zu machen, durch die das Ausland, insbesondre England, gegen die Bestrebungen zur Stärkung unsrer Seemacht mobil gemacht werden sollte.

Die Polenfrage hat ebenfalls Veranlassung gegeben, in Preußen und Deutschland eine Scheidung der Geister herbeizuführen. Die Polenvorlage ist nun auch im Herrenhause verhandelt worden. Dabei ist der Widerstand gegen die Enteignung noch stärker zum Ausdruck gekommen als im Abgeordnetenhause. Trotzdem darf man die Hoffnung nicht aufgeben, daß die nationalen Gedanken siegreich durchdringen. Das Herrenhaus wird die Verantwortung nicht auf sich nehmen können, diese Vorlage zum Scheitern zu bringen. Man darf hoffen, daß das Plenum des Herrenhauses in der zweiten Lesung den Forderungen des Staates gerecht werden wird. Auch in dieser Frage herrschen lebhafte Bemühungen, durch einen Druck vom Auslande her die entscheidenden Faktoren der Gesetzgebung des

preußischen Staates einzuschüchtern. Hoffentlich aber werden diese Bemühungen erfolglos sein.

Noch immer steht die Reichsfinanzreform als erste Frage im Hintergrunde und beherrscht die ganze Lage. Freiherr von Stengel hat sein Abschiedsgesuch eingereicht und will die schwierige Lage in andre Hände legen. Man muß das um so mehr bedauern, als der Wirksamkeit in diesem Amte enge Grenzen gezogen sind, und es viel Mühe kosten wird, die Leitung dieses Reichsamts unter so schwierigen Umständen in geeignete Hände zu bringen.

Soeben kommt die Nachricht von der entsetzlichen Katastrophe in Portugal. Nichts kann den Abscheu vor dieser Bluttat, die gegen die gesamte Dynastie gerichtet zu sein schien, mildern. Denn wenn der ermordete König auch wirklich gegen die Verfassung des Landes gefehlt hat, so bleibt doch die Sinnlosigkeit und Nutzlosigkeit dieses feigen Verbrechens deutlich genug. Es hat ja auch den Anschein, als ob die frevelhafte Bluttat ganz entgegengesetzte Wirkung haben wird, wie die Verbrecher — anscheinend gedungne Meuchelmörder einer der Dynastie feindlichen Partei — erwartet haben. Es wäre zu wünschen, daß die Enttäuschung der Urheber dieses schrecklichen Verbrechens recht groß sein möchte. Schon jetzt läßt sich erkennen, daß der schmachvolle Anschlag die Sympathien des Volks für die gefährdete Dynastie neu belebt hat. Man darf erwarten, daß der junge König Manuel, der unter so traurigen Umständen den Thron seiner Vorfahren besteigen muß, jetzt an allen guten Elementen seines Volks eine feste Stütze finden wird.

Wilhelm Jordan und die Polenfrage. Der Reichskanzler hat in seiner jüngsten Rede über die Polenvorlage im Herrenhaus, wahrscheinlich zur Verwunderung vieler Anwesenden, Wilhelm Jordan, den Dichter und Freiheitskämpfer, der einst Mitglied des Frankfurter Parlaments war, als Kronzeugen für die deutsche Sache in der Ostmark zitiert.

Die Situation, in der Wilhelm Jordan in der Paulskirche die Rede hielt, und die Rede selbst sind interessant genug. Den Anlaß zu der Erörterung der Polenfrage überhaupt bot die Frage der sogenannten Demarkationslinie. Preußen hatte das Großherzogtum Posen durch eine Demarkationslinie in einen polnischen und einen deutschen Teil gesondert und den deutschen Teil zu Deutschland geschlagen. Demnach waren nun in Deutschposen Wahlen für die deutsche Nationalversammlung vorgenommen worden. Von den Polen und mit gleicher Heftigkeit und gleichen Gründen von der gesamten Linken des deutschen Parlaments wurde nun diese Demarkationslinie und damit das Recht der Wahlen in Deutschposen angefochten. Die zwölf Abgeordneten Posens, von denen elf Deutsche und nur ein einziger ein Pole waren, was ein Bild von der Stimmung und Bevölkerung dieses von den Polen reklamierten Landesteils geben mag, waren bisher interimistisch zu den Sitzungen der Paulskirche zugelassen worden und sollten nun, als zu Unrecht der deutschen Nationalversammlung angehörend, ausgeschlossen werden. Die Diskussion war äußerst erregt. Das Vorparlament hatte zu ungunsten der Deutschposener und für die Polen entschieden. Die deutschposenschen Abgeordneten traten in lebhaften und ausgezeichneten Reden für ihre Zugehörigkeit zu Deutschland und seinem Parlament ein, schilderten der in angeblich humanitären Wahnideen und Ideologien befangnen Linken die Wirklichkeit, machten klar, wie die Deutschen in der Zeit nach der Revolution von den Polen bedrückt wurden, wie es sich hier nicht um polnische, sondern auch um deutsche Landesteile handelte, wie die Absonderung dieser Gebiete von Deutschland soviel heiße, „wie deutsche Gebiete wegschenken gegen den Willen der deutschen Bewohner in diesen Gebieten“. Aber das Bild der Wirklichkeit, mit

dem die Deutschposener wirken wollten, verblaßte bald unter dem Aufwand von Pathos und Theorie, den die deutsche Linke der Paulskirche zugunsten der Polen machte. Daß man von dem Schmerz an dem Kirchhof eines Volkes sprach, war menschlich begreiflich, daß man dieses Unrecht den drei Teilungsmächten zur Last legte, nach Sühne schrie und um dieser Sühne willen einen europäischen Krieg entfesseln wollte, daß man behauptete, dieser Krieg würde nicht etwa für ein lyrisches Gefühl, sondern für den neuen Staat, den Weltstaat geführt werden, war politischer Wahnsinn, der in einem andern Parlament der Welt schwerlich möglich gewesen wäre. Nachdem eben einige deutsche Redner der Linken in diesem Sinne pathetische Prinzipien gepredigt und tragische Tränen vergossen hatten, betrat Wilhelm Jordan die Rednerbühne. Sein Auftreten schildert Heinrich Laube im zweiten Bande seines Buches über das erste deutsche Parlament:

Ein hochgewachsener Mann mit kleinem Haupte. Das blasse Antlitz, von kurzem dunkelm Haar und dünnem Bart umsäumt, sah wunderlich lächelnd auf die Linke hinüber. Verspricht er ihr einen ungewöhnlichen Triumph? Es liegt eine herausfordernde kalte Sicherheit in diesem jungen Manne, dessen muskulöse Arme sich übereinanderschlagen. Und doch herrscht eine schwirrende Unruhe auf der Linken, die er lächelnd abzuwarten scheint. In der Tat, er will gegen seine Partei sprechen, und seine Rede soll der Mittelpunkt des ganzen Treffens werden. Es ist Wilhelm Jordan, aus Berlin geheißen, weil er in der Mark gewählt ist.

Seine Rede, unbestritten eine der wichtigsten und gewaltigsten im deutschen Parlamente, nahm folgenden Gang: Er nannte es einen Irrtum, daß Posen überhaupt je ein schlechthin polnisches Land gewesen sei. Der Netzedistrikt habe ursprünglich zu Pommern gehört und sei erst durch den Vertrag von Thorn als eine Eroberung an Polen gekommen. Durch Eroberung sei er im Vertrage von Warschau an Preußen gelangt. Preußen habe infolge des Berliner Aufstandes eine polnische Reorganisation versprochen, aber die Deutschen im Großherzogtum, nicht die preußische Regierung, hätten für solch eine Reorganisation eine Abgrenzung der deutschen Distrikte verlangt. Daraus sei die Demarkationslinie entstanden, und wenn sie einen Sinn haben solle, so müsse sie auch so ausfallen, daß die deutsche Abgrenzung eine wirkliche Grenze, also ein Schutz für die Deutschen werde. Dazu sei die mit ungeheuerm Geldaufwand gebaute Festung Posen mit ihrer Verteidigungslinie unerläßlich. Berufe man sich hierbei auf die Sympathie für Polen, so berufe man sich auf einen hergebrachten politischen Glaubensartikel, der gar sehr eine genauere Untersuchung verdiene. Er sei fern davon, dieser Sympathie einen edeln menschlichen Grund abzusprechen. Ein tapferes Volkstum, das nicht mehr stark genug sei, sich unter ebenbürtigen Nationen zu erhalten, verdiene diese Sympathie. Ein andres sei es aber, ergriffen zu sein von einem Trauerspiel, und ein andres, dieses Trauerspiel gleichsam rückgängig machen zu wollen. „Polen bloß deswegen herstellen zu wollen, setzte er hinzu, weil sein Untergang uns mit gerechter Trauer erfüllt, das nenne ich eine schwachsinnige Sentimentalität. (Bravo von der Rechten, Zischen von der Linken.) Es ist eine heitere Abwechslung für mich, diesen Ton einmal von dieser Seite zu hören." (Gelächter.)

Jordan sagte noch viele ausgezeichnete Dinge, die die Linke mit wütendem Zischen beantwortete. Darunter war der ausgezeichnete Satz:

„Das Recht der Geschichte kennt nur Naturgesetze, und eins derselben sagt, daß ein bloßes Volkstum noch kein Recht hat auf politische Selbständigkeit, sondern erst durch die Kraft, sich als Staat unter andern zu behaupten." Und diese Kraft habe eben Polen nicht gehabt; in einer vorschreitenden Zeit habe es aus Edelleuten, Juden und Leibeignen bestanden. Sogar Rousseau habe 1772 gesagt, es sei ihm

das größte Wunder, daß ein Staat wie der polnische noch einen Augenblick länger existieren könne. In demselben Jahre habe auch das Wunder ein Ende genommen. Die verschriene Teilung sei nicht ein Mord, sondern die Proklamation eines längst erfolgten Todes gewesen, „die Bestattung einer längst in der Auflösung begriffnen Leiche, die nicht mehr geduldet werden konnte unter den Lebendigen."

Die Jordansche Rede bedeutete einen Wendepunkt in der Haltung der Paulskirche zur Polenfrage.

Seit dieser Zeit sind ja die einzelnen Formen andre geworden, in denen die polnische Frage die politische Welt beschäftigt. Der allgemeine Kampf lyrischer Empfindungen gegen die Logik der Tatsachen, der in der Paulskirche gekämpft wurde, ist heute noch der gleiche.

Literarische Notizen. Unter den vielen Sammlungen älterer Literaturdenkmäler, die heute veranstaltet werden, nehmen die Statuen deutscher Kultur eine besondre Stelle ein. Sie werden von Will Vesper im Verlage von C. H. Beck in München herausgegeben und bringen in schönem, aber nicht pretiösem Gewande zu wohlfeilen Preisen gutgewählte Werke älterer Poesie, die nicht nur ein literarhistorisches Interesse haben, sondern für uns noch Lebenswerte darstellen. Die eben erschienenen vier jüngsten Bände enthalten die „Geschichte von Gisli, dem Geächteten", eine Erzählung, die Friedrich Ranke ausgezeichnet aus dem Isländischen des zwölften Jahrhunderts übertragen hat; dann zwei Bände Eichendorff: die Gedichte in einer Auswahl von Will Vesper und „Dichter und ihre Gesellen", neu herausgegeben und eingeleitet von dem Lyriker Alexander von Bernus. Endlich hat sich Professor Emil Sulger-Gebing das besondre Verdienst erworben, im Rahmen dieser Sammlung Gedanken und Gedichte des lange vergeßnen und vornehmlich durch Lichtwarks Bemühungen wieder ans Licht gezognen Malers Philipp Otto Runge einem größern Publikum vorzulegen. Als Runge starb, haben ihn noch Clemens Brentano und Achim von Arnim besungen, dann hat es zwei Menschenalter gedauert, bis wir wieder wußten, was wir an ihm haben. — Derselbe Verlag bringt in einer luxuriösern, aber nicht minder schönen Ausstattung unter dem Titel Eines Dichters Liebe Brautbriefe von Eduard Mörike heraus. Walter Eggert-Windegg hat die Briefe, die Eduard Mörike an Luise Rau und an seine spätere Gattin Margarete von Speeth geschrieben hat, unter Weglassung alles Nebensächlichen hier so vereinigt, daß der Eindruck der vollen Liebe einer Natur wie die Mörikes uns ans Herz greift. Der feine Humor Mörikes, den wir unter anderm aus dem früher von Eggert herausgegebnen Haushaltungsbuch des Dichters (Stuttgart, Strecker und Schröder) kennen lernten, liegt wie ein weicher Hauch über diesen Blättern junger Leidenschaft und reifer Herzenswärme. — Endlich sei in diesem Zusammenhange noch der Auswahl aus Hebbels Briefen, Tagebüchern und Gedichten gedacht, die der Verlag von Wilhelm Langewiesche-Brandt in München unter dem Titel Der heilige Krieg beschert hat. Hans Brandenburg baut aus den Selbstzeugnissen von der wundervollen Biographie bis zum Testament das Bild Hebbels auf. Dieses schon bei der Auswahl Goethischer Briefe von dem gleichen Verleger verfolgte System läßt sich nicht gut übertreffen; es erzieht nicht, wie manche ähnliche Unternehmungen, zur Oberflächlichkeit, sondern reizt im Gegenteil zu weiterer Versenkung in das ganze Werk des Dichters. Erwähnt sei, daß der sechsundzwanzig Bogen starke, gut gedruckte und mit hübschen Zierleisten von Käte Wänttg versehene, steifbroschierte Band nur 1,80 Mark, der in Leinen gebundene 3 Mark kostet.

Heinrich Spiero

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 7 Ausgegeben am 13. Februar 1908

Inhalt

Die Bedeutung der Befestigungen Westrußlands. Von Rittmeister von Witzleben 301

Der Kampf gegen die Korruption der Polizei in Newyork. Von Dr. Ernst Schultze 311

Neues von Wundt. Von Carl Jentsch 318

Granada. Von Kl. Fincke 330

Der Marquis von Carabas. Roman von Palle Rosenkrantz (Fortsetzung) 335

Maßgebliches und Unmaßgebliches 345

Reichsspiegel. Der Rücktritt des Freiherrn von Stengel und die Reichsfinanzreform. Die Militärdebatten im Reichstage. Neue Vorlagen. Die Sicherung der Zuckerkonvention. — Zur Schulorganisation.

50 Pf das Heft. 6 Mark das Viertel.

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

Digitized by Google

Photograph. Apparate

Binocles und Ferngläser.
Nur erstklassige Fabrikate.
Bequemste Zahlungsbedingungen
ohne jede Preiserhöhung.
Illustr. Preisliste Nr. 35 kostenfrei.

G. Rüdenberg jun.
Hannover und Wien.

Alle Bücher

(Studium, Unterhaltung, Belehrung)
in neuesten Auflagen
gegen
bequemste monatl. Zahlungen
– ohne Preiserhöhung –
Kataloge gratis u. frei.
Karl Block, Buchhandlg.
Breslau 13
Vertreter gesucht.

Weck's Frischhaltung

drum
Koche auf Vorrat

Drucksachen über:
Weck's Apparate z. Frischhaltung all. Nahrungsmittel
kostenlos durch
J. Weck, Ges. m. b. Haftung.
Oeflingen, A. Stockach (Baden)
Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

H. Haessel Verlag in Leipzig

Soeben erschienen:

Gedichte

von

Ricarda Huch

Zweite vermehrte Auflage. 17 Bogen in 8°

Broschiert Mk. 4.—

In echt Pergament gebunden Mk. 6.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Romane und Erzählungen von Clara Hohrath

Im Wuppertal
Barmer Geschichten aus dem 15. Jahrhundert. Ein Band
Gebunden 4.50 Mark

Dan und Lizzie
Ein Roman von den Normannischen Inseln. Geb. 3.50 Mark

Fintje
Eine Erzählung aus dem alten Brüssel. Fein kart. 3 Mark

Ermahnung.

Gebt Euren Mädeln und den Buben nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Bestes Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende. Versand in Kisten à 30 Fl., wo 40 Pf., Auslese zu 50 Pf pro Fl. mit. Glas ab Guben. — Den Herren Aerzten Probeflaschen umsonst.

Wer Abstinenzler nicht mag sein Der trinke Poetko's Apfelwein.

Hervorragendes Erzeugnis höchster Vollkommenheit. 35 L. aufwärts à 30 Pf. Auslese à 50 Pf. pro L. ab Guben. Poetko's Apfelsekt und Poetko's Obstweine marschieren überall voran. Preisliste

Ferd. Poetko, Guben 56
Größte Apfelsaftkelterei Deutschlands.

Die Bedeutung der Befestigungen Westrußlands

Von Rittmeister von Witzleben

Aus der Beurteilung der politischen und geographischen Lage Rußlands geht hervor, daß dessen Landesbefestigung der Möglichkeit eines Doppelkrieges gegen Deutschland und Österreich-Ungarn Rechnung tragen muß. Westrußland wird von dem Innern des Reiches durch das gewaltige Wald- und Sumpfgebiet des Polesie abgeschlossen und erhält hierdurch den Charakter eines mehr oder weniger isolierten, mit dem Hinterlande nur durch wenig Verbindungen im Zusammenhang stehenden Gebietes; innerhalb springt Russisch-Polen weit in deutsches Gebiet hinein, von Ostpreußen und West- und Mittelgalizien stark umfaßt, durch die flankierende Lage Wolhyniens jedoch im Süden einigermaßen geschützt. In dieses Grenzgebiet müssen die Aufmarschräume der russischen Armee verlegt werden, einerseits weil man diese reichen Distrikte Westrußlands der feindlichen Invasion nicht preisgeben darf, andrerseits weil die nächste günstige Etappe erst jenseits der großen Wald- und Sumpfzonen des Pripiatj liegt. Das keilförmige Vorspringen des Aufmarschraumes in Russisch-Polen fordert besondre Maßnahmen für dessen Schutz in Front und Flanke. Für diese Zwecke sind nahezu 70 Prozent der Feldtruppen an der Westgrenze dislozirt und an der Weichsel, am Bug und in Wolhynien große befestigte Räume geschaffen worden.

Die Befestigungen in Russisch-Polen

Russisch-Polen wird durch die Weichsel in zwei Räume geschieden, die stark verschiedne Verhältnisse für die Versammlung, den Unterhalt und die Bewegung großer Truppenmengen aufweisen.

Polen links von der Weichsel ist nach Wegsamkeit, Gangbarkeit, Unterkünften und Hilfsmitteln ein günstigerer Operationsschauplatz als alle übrigen Grenzländer Rußlands, günstiger als Polen rechts von der Weichsel. Es springt weit zwischen der österreichischen und der deutschen Grenze vor, bietet einerseits einen weit vorgeschobnen Versammlungsraum, von dem aus die von Westen

nach Ostpreußen und die nach Mittel- und Ostgalizien führenden leistungsfähigen Verbindungen des Gegners bedroht werden können und sich günstige Operationsrichtungen ableiten lassen, ist andrerseits aber auch von beiden Flanken her umfaßt, vom Hinterlande durch mehrere Strombarrieren, darunter von der der Weichsel getrennt und steht mit diesem nur durch wenige feste Brücken und Kommunikationen im Zusammenhange. Der Mangel an ausgesprochnen Grenzhindernissen hob die Weichselbarriere von der Grenze bis Plock zu einer natürlichen Verteidigungslinie. Die Weichsel ist abwärts von der österreichischen Grenze durch Wassermasse, Ufer- und Talbeschaffenheit jederzeit ein mächtiges Hindernis, sie ist bis Warschau 300 bis 900 Meter breit und 2 bis 7 Meter tief, abwärts von Warschau 400 bis 1100 Meter breit und 2 bis 9 Meter tief, die Talsohle 3 bis 20 Kilometer breit und mit zahllosen versumpften Wasseradern, toten Armen, Tümpeln, Gräben, Weichland, nassen Wiesen, großen Waldkomplexen und dichtem Weidegebüsch bedeckt, wodurch der Anmarsch zur Übergangsstelle, der Brückenschlag, die Heranschaffung des Materials, der Übergang selbst sehr erschwert werden; Kriegsbrücken sind infolge des sich oft plötzlich ändernden Wasserstandes von zu geringer Sicherheit, es müssen vielmehr schwere Brücken erbaut werden. Von sehr bedeutendem Werte sind somit die schon bestehenden Übergänge permanenten Charakters; im Feldzuge 1831 konnten die Russen eben aus Mangel an festen Übergängen über das große Stromhindernis von ihrer Übermacht nicht den Gebrauch machen, der den Feldzug um Monate früher beendet hätte. Die Erkenntnis der Bedeutung permanenter Übergänge über die Weichsel kommt auch in der Befestigung jener Örtlichkeiten zum Ausdruck, wo solche Übergänge bestehn; diese Übergänge sichern die Verbindung einer in Westpolen stehenden russischen Armee, was im Hinblick auf die Möglichkeit von Umgehungen der Weichselbarriere über Ostpreußen oder Mittel- und Ostgalizien von Wichtigkeit ist. Befestigt sind Iwangorod, Warschau und Nowo Georgiewsk.

Iwangorod liegt an der Mündung des Wieprz in die Weichsel, Hindernisse, die beide innerhalb der Festung permanent überbrückt sind; die Wieprzbrücken bei Bobrowniki, 3,5 Kilometer, und bei Sarny, 8 Kilometer vom Gürtel entfernt, stehn unter dessen Einwirkung. Iwangorod ist Lagerfestung und doppelter Brückenkopf, Stützpunkt für die Weichsel- und Wieprzverteidigung, sperrt drei Bahnen, mehrere Straßen und die Weichselschiffahrt. Die Stadt hat nur geringe Bedeutung. Iwangorod ist eine ausgesprochne Militärfestung. Das Noyau liegt rechts der Weichsel und besteht aus einer altartigen, gegen indirekten Schuß nicht gedeckten bastionierten Umfassung mit einer Reihe von Außen- und Vorwerken am rechten Weichsel- und Wieprzufer und dem diese am linken Weichselufer ergänzenden Fort Gorczakow, die in ihrer Gesamtheit eine den modernen Anforderungen allerdings nicht entsprechende Brückensicherung vorstellen.

Der Gürtel umgibt die Stadt auf einem Umfange von 20 Kilometern, ist von den Brücken 2,2 bis 3,8 Kilometer entfernt, die Gürtelforts unter-

einander 2,3 bis 3,5 Kilometer entfernt; er besteht aus acht Werken. Diese wurden 1879 bis 1880 provisorisch erbaut, 1883 bis 1885 permaniert und weisen mit Ausnahme der Werke VI und VII (Boreck und Wanowsky) denselben Typ auf: Lünettform mit einfachem, reich traversiertem Wall für Geschütze, granatsichern Kasematten, Kofferflankierung und Kontreskarpemauern, ungedecktes Mauerwerk, schwache, aus einer einfachen Mauer mit Geschützkoffer bestehende Kehle.

Die beiden genannten Werke an der Südwestfront sind ausgebessert und haben einen Geschützhochwall und einen Niederwall für Infanterie und brisanzbombensichere Decken. In allen Werken sind Minen und Landtorpedos, in den Fortsintervallen liegen neue, bombensichere Munitionsmagazine und vorbereitete Geschützintervalle für Fernkampfbatterien. Der Bahndamm zwischen Werk VI und VII ist für die Verteidigung eingerichtet. Unterkünfte dürften für 16000 bis 17000 Mann, an Armierung etwa 800 bis 900 ältere und neuere Geschütze vorhanden sein. Die Festung besitzt ein Festungslazarett, große Artilleriewerkstätten, einen Festungseisenbahnpark, eine Festungstelegraphenabteilung, Beleuchtungsmittel, viele eiserne Beobachtungsstände, mehrere Ballonabteilungen, Brieftaubenstationen, Bäckereien, Dampfmühlen und große Vorratsmagazine für die Besatzung und Feldtruppen.

Die Stärke der Befestigung liegt vor allem in dem ihr vorgelegnen sehr schwierigen Angriffsgelände; ein förmlicher Gürtel nasser und zum Teil versumpfter Niederungen, die vielfach mit Gestrüpp bestanden sind, erschwert die Annäherung und die Angriffsarbeiten und schließt bei mehrtägigem Regenwetter einen belagerungsmäßigen Angriff an manchen Punkten für längere Zeit völlig aus. Außerhalb dieser Niederungen zieht sich auf etwa 7 bis 8 Kilometer von den Brücken welliges Terrain mit dichter Waldbedeckung. Auf diesen Hügeln finden sich gute Artilleriestellungen für den Angreifer, der von hier aus auch die Unterkunftsräume der Festung unter Feuer nehmen kann. Diese Hügelkette ist für die Vorpositionen in Aussicht genommen. Bei anhaltend trockner Witterung verliert die Niederung ihren Hindernischarakter, und dann scheint angesichts der mindern fortifikatorischen Beschaffenheit der Werke des nahen Gürtels selbst ein gewaltsamer Angriff nicht ohne Chancen zu sein. In Erkenntnis der Schwächen des Platzes plant die russische Kriegsverwaltung die Erbauung eines weitern Gürtels, die bombensichere Eindeckung der Unterkünfte und den Bau einer zweiten Weichselbrücke aufwärts von der Wieprzmündung. Iwangorod ist von Warschau etwa 100 Kilometer entfernt, durch eine eingleisige Bahn und eine Chaussee verbunden, die beide am rechten Weichselufer führen, geschützt durch den mächtigen Strom. Der Umstand, daß zwischen beiden festen Plätzen bei Potycz und G. Kalwarya günstige Übergangspunkte liegen, schmälert die Bedeutung Iwangorods als Stützpunkt der Weichsel einigermaßen und läßt die Errichtung eines Brückenkopfes bei diesen Übergängen im Kriegsfalle notwendig erscheinen. Günstiger liegt Iwangorod im Hinblick auf die Verteidigung

des Wieprz–Piwonja-Abschnittes, die sich bei einem Vorgehn österreichisch-ungarischer Kräfte über Lublin notwendig erweisen könnte; zur Kräftigung dieses Abschnitts wird Kock als Brückenkopf ausgebaut.

Warschau ist eine große Gürtelfestung und ein doppelter Weichselbrückenkopf; die Stadt selbst liegt innerhalb des Gürtels, der Hauptteil am linken Ufer, die Vorstadt Praga am rechten. Warschau ist die größte, politisch wichtigste und reichste Stadt Westrußlands, sie liegt inmitten des weit nach Westen vorspringenden russischen Staatsgebiets, dort wo die alten Verkehrswege aus Österreich-Ungarn und Deutschland nach Rußland die Weichsel überschreiten, sie bildet deshalb den wichtigsten Stützpunkt für die Verteidigung Russisch-Polens; sie ist ein hervorragender Kommunikationsknoten; aus Rußland laufen drei doppelgleisige Bahnen zusammen, nach Westen führen die ebenfalls doppelgleisigen Bahnen nach Mława (Ostpreußen) und nach Skierniewice (Posen oder Krakau), eine große Zahl jederzeit benutzbarer, sehr gut erhaltner Straßen führt konzentrisch zu den Übergängen an der Weichsel; die Bedeutung des Platzes wird durch die Benutzbarkeit der Weichsel als Transportlinie erhöht. Warschau ist als großer Depotpunkt und durch den natürlichen Reichtum an Hilfsquellen imstande, selbst sehr bedeutenden Kräften für längere Zeit Unterkunft und Unterhalt zu gewähren, und wird deshalb zu einem hervorragenden Stützpunkt des Aufmarschraumes; es sichert als doppelter Brückenkopf und großer Kommunikationsknoten den in Westrußland operierenden Armeen eine große Bewegungsfreiheit bei Ausnutzung der Weichsellinie und erscheint geeignet, im Verein mit der Festung Nowo Georgiewsk und dem festen Platze Zegrze zu einem Stützpunkt für eine rechts von der Weichsel geschlagne Armee zu werden. Sie nötigt im Zusammenhang mit den genannten festen Plätzen zu sehr bedeutenden Detachierungen bei Operationen aus Mittelgalizien und Ostpreußen in das Innere Rußlands.

Die Befestigungen bestehn aus einer Hauptumfassung (der Alexanderzitadelle, die nach neuern Nachrichten aufgelassen werden soll) und aus dem Kernwerk am linken Ufer, dann aus dem Fortsgürtel. Am rechten Ufer besteht kein Kernwerk; der alte Brückenkopf Sliwicki (Halbredoute) wurde aufgelassen. Die Alexanderzitadelle besitzt eine Hauptumfassung aus vier bastionierten Fronten (einfacher Wall für Geschützverteidigung); innerhalb stehn zahlreiche und große Militärgebäude; der Umfassung sind sechs Vorwerke vorgelegt, die ebenfalls nur für die Geschützverteidigung eingerichtet sind. Die Zitadelle beherrscht Warschau vollständig; ihr war darum unter gewissen politischen Verhältnissen in frühern Zeiten ein ziemlicher Wert beizumessen; für die Verteidigung der Stadt gegen einen mit schwerem Geschütz wirkenden Angreifer kommt ihr jedoch keine Rolle mehr zu, was ihre Auflassung als Teil der Befestigung rechtfertigt.

Das Kernwerk, im Jahre 1886 in Bau genommen, besteht aus fünf Haupt- und drei Zwischenwerken mit Verbindungslinien, die Hauptwerke sind Doppelwerke in Lünettform, nicht bombensicher, tief angelegt mit einem Niederwall

für Infanterie und zahlreichen Hohlräumen. Die Gräben sind in Erde geböscht, teils naß und von glacisartigem Niederwall bestrichen, teils trocken mit Kofferverteidigung. Die Zwischenwerke haben die Form von Halbredouten, einfachen Wall für Infanterieverteidigung und Plattformen an den Schulter- und Kehlpunkten für leichte Geschütze. Die Gräben sind teils naß, teils trocken und werden vom Walle aus bestrichen. Die Verbindungslinien sind glacisartige Anschüttungen und werden meist von den Haupt- und Zwischenwerken flankiert. Hinter dieser Noyaubefestigung zieht eine Fahrstraße. Der Gürtel besteht aus elf Gürtelwerken und einem Zwischenwerk am linken und aus vier Gürtelwerken und zwei Zwischenwerken am rechten Weichselufer; der Umfang des Gürtels beträgt etwa 48 Kilometer, die gegenseitige Entfernung der Werke 2 bis 4 Kilometer, die Entfernung von der Stadtbegrenzung 5 bis 6 Kilometer, von den Brücken 5 bis 9 Kilometer. Die Gürtelwerke, 1883 bis 1888 erbaut, wurden in der letzten Zeit wiederholt erneuert; die Modernisierung erstreckte sich hauptsächlich auf die Anlage von Traditorbatterien in der Kehle der Werke, auf die Abtragung des Hochwalles und der hohen Traversen, auf die Verstärkung der Decken gegen Brisanzbomben. Die Werke weisen im allgemeinen drei Typen auf; und zwar Werke mit trocknen, mit nassen Gräben und solche mit trocknen, teils nassen Gräben; der Hochwall ist in den meisten Werken abgetragen oder mit dem Niederwall zu einer glacisartigen Brustwehr vereinigt; die Fernkampfgeschütze wurden aus den Werken entfernt und in den Intervallen Batterien vorbereitet. Die Zwischenwerke sind bombensicher und als reine Nahkampfstützpunkte ausgebaut.

Die Intervalle am linken Weichselufer werden nach und nach ausgebaut; am rechten Weichselufer wurden zwischen den Werken glacisartige Verbindungslinien begonnen, und es steht die Umwandlung dieses Teils des Gürtels in ein Kernwerk zu erwarten; der neue Gürtel wird 3 bis 5 Kilometer auswärts des alten erbaut; von ihm sind die Werke Wawer und Kaweczin schon fertig und Werke westlich von Radimin im Bau, sodaß der neue Gürtel mit den Befestigungen von Sierock und Zegrze in enger Verbindung stehn, also ein großer, gegen Osten geschützter Sammelraum für bedeutende Kräfte geschaffen wird. Der Fortsgürtel hat ebnes übersichtliches, meist deckungsloses Terrain, nächst der Weichsel und rechts davon periodisch nasses Vorfeld, ohne gute Gegenstellungen, und vor der Nordwest- und Ostfront auf 3 Kilometer herantretende Waldungen. Die Weichsel ist an den Brückenstellen 500 bis 700 Meter breit, 2 bis 5 Meter tief, wird von zwei eisernen Gitterbrücken auf Steinpfeilern und zwar eine als Straßen- und Pferdebahn, die zweite als Doppelbrücke (oben Eisenbahn, unten die Straße) übersetzt. Überdies besteht noch eine Dampffähre und für Überschiffungen die Weichselflottille (etwa 28 Dampfer, darunter drei Kanonenboote, mehrere Dampffähren, Geschütztransportschiffe, Aufklärungsboote, Eisbrecher, Minenschiffe usw.). Die Gürtelwerke von Warschau sind durch eine Gürtelstraße untereinander verbunden; auch führt die Bahn Wawer—Benjaminów—Zegrze

hinter der Linie der neu zu erbauenden Forts. Für den Kriegsfall steht ein transportabler Eisenbahnpark zur Verfügung. Die Besatzung der Festung beträgt etwa 42000 Mann, als mobile Reserve des Waffenplatzes Weichsel–Bug sind etwa 60000 Mann zu zählen. Die Armierung besteht aus etwa 1400 Geschützen, worunter sich auch eine fahrbare Eisenbahnpanzerbatterie findet. An Anstalten besitzt Warschau: 15 Verpflegungsmagazine zu 100000 Hektolitern, eine große Zahl von Militärdampfbäckereien (täglich 135000 Portionen), eine Militärdampfmühle, ein großes Zwiebackdepot; für die Verproviantierung werden Vorräte für etwa 100000 Mann auf sechs Monate bereit gehalten. Warschau enthält ein ausgebreitetes Netz telegraphischer Verbindungen, ist mit elektrischen Lichtmaschinen, Luftschiffen, Brieftaubenstationen, zahlreichen eisernen Beobachtungsständen ausgerüstet; für die Instandsetzung der Festung sind mehrere Arbeiterbataillone organisiert.

Warschau hat somit einen hohen Grad von Kriegsbereitschaft; die weite Ausdehnung des Gürtels bietet im Verein mit umfassenden Vorkehrungen für die Unterbringung von Truppen hinreichend Raum für das gesicherte Lagern sehr großer Kräfte, die in den reichen Hilfsquellen des Landes und der Stadt für mehrere Monate versorgt erscheinen; die große Entfernung des Gürtels von den Brückenstellen sichert den Uferwechsel, für den überdies das Material für eine Zylinder- und mehrere Floßbrücken bereit gehalten wird. Der Gürtel ist am linken Weichselufer fortifikatorisch stärker gehalten und hierdurch die durch das Gelände begünstigte Annäherung wett gemacht, dagegen ist die nordwestliche Zone des Gürtels minder widerstandsfähig, doch gestaltet hier das Gelände das Vorgehn eines Angreifers zu einem sehr schwierigen Unternehmen. Der fortifikatorische Zusammenhang mit den beiden befestigten Plätzen am Bug und mit Nowo Georgiewsk zwingt den Angreifer auch auf diese Plätze mindestens Rücksicht zu nehmen, also zu Detachierungen, die eine Kräfteverminderung zur Folge haben müssen. Diesen Vorteilen, die Warschau dem Verteidiger bietet, stehn jedoch eine Reihe von Nachteilen gegenüber, die sich dahin zusammenfassen lassen, daß der fortifikatorische Charakter der Gürtelwerke mit der Wirkung moderner schwerer Kaliber nicht in Einklang gebracht wurde, wiewohl in den letzten Jahren so manches für diese Zwecke geschehn sein mag, wie durch Betonierung und Panzerung und durch das Einschieben mehrerer Zwischenwerke und durch Vermehrung der vorgeschobnen Forts. Der Ostteil des Gürtels wird von einer großen, zum Teil versumpften Waldzone umschlossen, und hierdurch wird die Bewegungsfreiheit des Verteidigers beeinträchtigt; als besondre Schwäche muß die isolierte Lage mehrerer Forts im Südwestteil des Gürtels bezeichnet werden, wie überhaupt der Gürtelabschnitt am westlichen Weichselufer einerseits zu nahe an die Stadtumfassung heranreicht, sodaß der Angreifer in die Möglichkeit versetzt wird, über den Gürtel in die Räume der Bezirks- und Hauptreserven zu wirken, andrerseits fortifikatorisch schwächer als jener am östlichen Ufer ist.

Nowo Georgiewsk ist ein bedeutender Kommunikationsknoten (vier Chausseen und zwei Eisenbahnen), Stützpunkt für die Weichsel–Bug–Narew-Verteidigung, sperrt eine Bahn, die Weichsel und mehrere Straßen, ist Lagerfestung und doppelter Brückenkopf. Die Festung liegt an dem Zusammenfluß der Weichsel und des Bug–Narew, der beiden stärksten Hindernislinien des Kriegsschauplatzes, ist 32 Kilometer von Warschau entfernt, die Forts des Gürtels nur 19 Kilometer. Das Kernwerk besteht aus drei in den Flußwinkeln liegenden altartigen permanenten Umwallungen, und zwar der alten Festung am nördlichen Weichselufer und den Brückenköpfen von Kazun und Nowy Dwor; die alte Festung ist eine ausgedehnte permanente Anlage mit unregelmäßig bastionierter Hauptumfassung, einer Zitadelle und mehreren nicht bombensichern Defensionskasernen; der kleine Brückenkopf Kazun besteht aus einem Kronenwerk und zwei Flügelwerken, ist fortifikatorisch schwach mit unvollkommner Grabenbestreichung; der Brückenkopf von Nowy Dwor besteht aus einem ältern Vorwerke und einer neuern Befestigungslinie, hat jedoch dieselben Nachteile in fortifikatorischer Hinsicht wie jener von Kazun. Der Gürtel hat einen Umfang von 31 Kilometer und besteht aus altartigen (Hoch- und Niederwall, hohe Traversen, nicht bombensichere Hohlbauten) und neuern Werken; von den acht Forts wurden in den letzten Jahren fünf bombensicher umgestaltet; gedeckte Unterkünfte sind in ausreichendem Maße vorhanden. Die Werke der Nordfront sind kaum 3 Kilometer vom Kernwerk entfernt und werden durch Zwischenbatterien ergänzt, deren Anlage entworfen oder in Angriff genommen wird. Der schwächste Teil des Gürtels ist jener an der Südwestseite. Die Besatzung soll aus 40000 Mann, die Armierung aus 1000 bis 1200 Geschützen bestehn; ein beträchtlicher Teil der Geschütze ist während des Krieges in den fernen Osten abgeschoben worden; inwieweit ein Ersatz erfolgt ist, entzieht sich der Kenntnis.

Der Weichsel–Narew-Waffenplatz. Die Hindernislinie Narew–Bug ist an allen Stellen, wo Bahnen und Straßen aus Ostpreußen nach Litauen führen, durch Befestigungen abgesperrt; die genannten Flüsse sind besonders durch ausgedehnte Versumpfungen und durch die begleitenden Waldkomplexe bedeutende Hindernisse. Die an den wenigen Übergängen errichteten Befestigungen erhalten deshalb eine hervorragende Bedeutung. Sie ermöglichen es, den Gegner mit schwachen Kräften einige Zeit lang abzuwehren, die mobilen Kräfte stark zu halten, sie sichern den Besitz der Brücken und das Einbringen des vorhandnen Überschiffungs- und Brückenmaterials, erleichtern also den Übergang eigner Kräfte und ermöglichen hierdurch die Bedrohung des an irgendeinem Punkte zum Angriff schreitenden Gegners in der Flanke. Der Weichsel–Narew-Waffenplatz bietet dem Verteidiger im besondern die Möglichkeit, auf jedem der beiden Ufer überraschend und mit starken Kräften aufzutreten. Die befestigten Punkte sind: Zegrze, Sierock, Pultusk, Rozan, Ostrolenka, Lomza, Osowiec, Grodno, Olita, Kowno.

Zegrze ist ein rechtsseitiger Brückenkopf, besteht aus zwei sehr nahe am Bug–Narew liegenden starken, permanenten Werken (einem Hauptwerk und einem Flügelwerk, verbunden durch eine für Infanterieverteidigung eingerichtete Verbindungslinie) und einer zurückgezognen Stellung am linken Bug–Narew-ufer. Die Ausdehnung beträgt am rechten Ufer 2,5 Kilometer.

Zur Verbindung mit Nowo Georgiewsk ist ein neuer, weiter abgelegner Gürtel im Bau; und zwar sollen im Anschluß an Sierock sechs Forts errichtet, die Verbindung mit Nowo Georgiewsk durch zwei bis drei Werke, die Verbindung mit dem Gürtel von Praga (Warschau) durch eine ausgedehnte Fortslinie hergestellt werden; von dem zuletzt genannten Gürtel sind die Forts Wawer und Kaweczyn sowie das Fort Benjaminów schon fertig. Durch die Schaffung eines zusammenhängenden Waffenplatzes (Weichsel–Narew-Waffenplatz) wird ein großer gesicherter Raum von 130 Kilometer Umfang entstehn, der sehr bedeutende Truppenmengen aufzunehmen vermag. Die Kriegsbesatzung von Zegrze soll 10000 Mann betragen, die Armierung 300 bis 400 Geschütze.

Sierock ist eine alte Brückensicherung mit einer aus napoleonischer Zeit stammenden alten Umfassung am rechten Ufer und einem kleinen Werke am linken Ufer; die Anlage mehrerer Forts, die die Festung in fortifikatorischen Zusammenhang mit Pultusk und Zegrze bringen sollen, ist geplant. Sierock besitzt eine Brücke über den Narew und eine Fähre über den Bug.

Pultusk ist ein kleiner, rechtsseitiger Brückenkopf aus zwei Werken, ein großer Kommunikationsknoten und besitzt eine Straßenbrücke über den Narew; auch hier sollen mehrere Werke zu ähnlichem Zwecke wie bei Sierock erbaut werden.

Rozan ist ein kleiner, rechtsseitiger Brückenkopf aus zwei Erdwerken am rechten und einer Batterie am linken Ufer des Narew; es enthält eine Straßenbrücke.

Osowiec ist ein permanenter, doppelter Brückenkopf, bestehend aus zwei Forts mit Doppelwall, zwei Forts mit einfachem Wall, drei Batterien mit Verbindungslinien; die Bedeutung von Osowiec liegt darin, daß es den einzigen Boberübergang bis gegen Augustów enthält; der Bober ist durch eine Eisenbahn- und eine Straßenbrücke übersetzt. Die Stärke der Festung liegt in dem sehr schwierigen Angriffsgelände, das von Sümpfen, Weichland und Gestrüpp erfüllt ist; die Schußrichtung der Forts und Batterien wird einigermaßen durch die vorliegenden Waldkomplexe beeinträchtigt. Die Armierung soll 300 Geschütze, die Besatzung etwa 10000 Mann betragen.

Ostrolenka mit einer Straßenbrücke über den Narew ist ein kleiner, rechtsseitiger Brückenkopf, bestehend aus einem Erdwerk am rechten und zwei feldmäßigen Batterien am linken Narewufer; die Werke lehnen sich eng an die Stadt an.

Lomza ist ein wichtiger Kommunikationsknoten im gangbaren Abschnitte zwischen Pissa und Wissa, zwischen den Sumpflandschaften von Ostrolenka und

Osowiec; die Befestigung besteht aus einem doppelten Brückenkopf mit fünf starken, teilweise bombensichern Werken und mehreren Anschlußbatterien; der Ausbau eines sechsten Werkes ist im Gange. Lomża ist der Hauptstützpunkt der Narewverteidigung und ein Flügelabschluß der Stellung am Czerwany Bór. Der Hügelzug des Czerwany Bór zieht von Lomża, ziemlich steil nach Osten und Westen abfallend, südwärts und bietet gegen Westen günstige Verteidigungsbedingungen, ist jedoch von Süden leicht umfaßbar; er soll, wie aus den Manövern der letzten Jahre hervorgeht, als Stellung für vier bis fünf Korps in Aussicht genommen sein.

Grodno, am Bug des Niemen gelegen, ist ein doppelter Brückenkopf mit einem Durchmesser von 9 Kilometern und sieben permanenten Werken; es ist ein hervorragender Kommunikationsknoten (zwei Bahnen und mehrere Straßen) und schützt die nördliche Flanke des Bobr–Narewverteidigers vor Umgehungen; die Festung bildet auch den südlichsten Stützpunkt der befestigten Niemenlinie.

Olita ist ein wichtiger Kommunikationsknoten am Niemen, Zwischenglied der auf Kowno und Grodno basierten Niemenverteidigung, schützt überdies die wichtige Aufmarschlinie Dwinsk–Wilna–Bjelistok. Es ist ein linksseitiger Brückenkopf und besteht aus vier provisorischen Werken, deren Ausbau im Zuge ist.

Kowno, am Zusammenfluß der Wilya und des Niemen gelegen, ist ein hervorragender Kommunikationsknoten (vier Gleise und mehrere Straßen), nördlicher Flügelstützpunkt des Niemenabschnitts, Lagerfestung und doppelter Brückenkopf; der Gürtel hat einen Umfang von 27 Kilometern und enthält acht Forts und elf Batterien; das Noyau wird durch einige permanente Werke mit Anschlußlinien gebildet. Die Armierung soll 900 bis 1000 Geschütze, die Kriegsbesatzung 36000 Mann betragen.

Den Befestigungen am Narew–Boberabschnitte sowie der Festung Olita haftet der Nachteil an, daß der Gürtel sehr nahe an den zu schützenden Übergangspunkten liegt, die Beschießung der Brücken also kaum zu verwehren vermag, andrerseits aber auch der Übergang der eignen Truppen nicht unter den Schutz weittragender, die Belagerungsartillerie abhaltender Geschütze gestellt erscheint. Zur Verstärkung der Brückenköpfe müßten im Kriegsfalle umfangreiche Arbeiten durchgeführt werden, was angesichts der Nähe der Grenze gewiß mißlich ist.

Durch die Befestigungen am Bobr–Narew und des Weichsel–Bug–Narew-Waffenplatzes erscheint eine Umgehung der mächtigen Strombarriere von Ostpreußen her ausgeschlossen; für solche Unternehmungen ergeben sich in Russisch-Polen rechts von der Weichsel wesentlich günstigere Verhältnisse, da sie sich auf das tiefe mittelgalizische Hinterland mit Lemberg als wichtigem Depotpunkt zu stützen vermögen und leistungsfähige Zufuhrlinien, die teils über Westgalizien, teils über die Karpaten führen, für ihre Zwecke dienlich machen können. Diese Unternehmungen werden durch die Befestigungen von Brest-Litowsk und durch das wolhynische Festungsdreieck beschränkt.

Brest-Litowsk liegt am Westrande des Polesie, in der gangbaren Zone, die zwischen dem Polesie und der Bialowiezer Sumpflandschaft in das Reichsinnere führt, zentral in dem befestigten Raume von Russisch-Polen, am Zusammenfluß des Bug und Muchawiec, die beide teils infolge ihrer Wassermasse, teils infolge ihres Sumpfanlandes beträchtliche Hindernisse bilden. Brest-Litowsk ist ein doppelter Brückenkopf von 30 Kilometer Umfang mit mehreren Muchawiec- und drei Bugbrücken, bildet einen Stützpunkt für die Bugverteidigung, erschwert die Umgehung dieses Flusses und sperrt die über diesen Punkt von Wolhynien und Polen kommenden nördlichen und durch das Polesie ins Innere Rußlands zurückführenden Bahnen und Straßen und die Wassertransportlinien Bug und Muchawiec. Vom Innern Rußlands führen aus der Richtung von Dwinsk, Moskau, Homel, Kijew sechs Gleise. Dadurch wie durch die von hier Bug aufwärts und gegen die Weichsel und Wolhynien ausstrahlenden Kommunikationen (acht Gleise und viele rein militärischen Zwecken dienende Straßen) erlangt Brest-Litowsk große Bedeutung für eine im befestigten Zentralraume an der Weichsel auftretende Armee wie als Zentralpunkt für Operationen gegen einen die mittlere Weichsel forcierenden oder umgehenden Gegner. Die Festungswerke bestehn aus einem Kernwerk an der Mündung des Muchawiec in den Bug und dem Gürtel. Das Kernwerk besteht aus einer ausgedehnten Defensionskaserne als Mittelpunkt und einer alten, im permanenten Stile erbauten Hauptumfassung; das Mauerwerk ist nur gegen Sicht gedeckt. Am Eisenbahndamm nördlich vom Kernwerk liegen das Fort Graf Berg und eine Batterie, deren Geschützemplacements an den Eisenbahndamm anschließen und die Maskierung der Nordfront des Kernwerks durch den Damm wettmachen sollen. Fort Graf Berg hat Lünettform. Die Brücke über den Muchawiec ist durch eine nördlich aufgestellte Batterie geschützt.

Die Stadt (45000 Einwohner, starker Handel) liegt im östlichen Vorfelde des Novaus. Der Gürtel besteht aus drei provisorischen, nicht sturmfreien (trockne Gräben, keine Grabenbestreichung) Werken an der Nord- und der Ostfront, sonst aus permanenten Werken, mit dem Charakter von Einheitswerken mit Hoch- und Niederwall und Grabenflankierung aus Koffern. Die Hohlbauten sind nur granatsicher. Der Lagerraum innerhalb des Gürtels ist teilweise von dominierenden Geschützstellungen im Vorfelde eingesehn; nach Urteilen der russischen Militärpresse hat ein gewaltsamer Angriff viel Aussicht auf Erfolg. Die Entfernung der Gürtelwerke von den Brücken beträgt 4 bis 5 Kilometer, die Entfernung der Forts voneinander 2 bis 4 Kilometer; die Stadt selbst liegt kaum 2 Kilometer hinter der östlichen Gürtellinie. Die Besatzung soll im Kriegsfalle aus 40000 bis 50000 Mann, die Armierung aus 1000 Geschützen bestehn; zahlreiches Geschützmaterial wurde während des Krieges mit Japan aus der Festung entnommen; der Ersatz durch moderne Kaliber ist im Gange. Das Vorterrain der Festung ist eben; der Ostfront liegen Waldungen vor, nördlich vom Bug liegen die Gürtelforts etwa 20 Meter höher

als das Kernwerk. Durch die Schiffahrtszwecken dienenden zahlreichen Staudämme und Schleusen am Muchawiec und durch vorbereitete ähnliche Anlagen am Bug sind ausgedehnte Überschwemmungen ermöglicht; der hohe Grundwasserstand erschwert andrerseits die Ausgestaltung der Intervalle und den belagerungsmäßigen Angriff. Die Festung besitzt Vorräte für die Besatzung auf sechs Monate und große Verpflegungsvorräte für Feldtruppen.

Die Befestigungen von Brest-Litowsk umschließen mit den Befestigungen an der Weichsel den großen Manövrierraum der massovisch-podlachischen Ebene; dieser weit über das Polesie vorgeschobne, von den Grenzen fünf bis zehn Märsche zurückliegende, durch den Bug–Narew, die Weichsel, die Hindniszone Wieprz–Włodawa geschützte Raum hat für die russische Armee in Anbetracht der von Deutschland und Österreich-Ungarn umfaßten Grenzen Polens und der, im Vergleich zu diesen Mächten, geringern Kriegsbereitschaft Rußlands hohe Wichtigkeit; die erwähnten Befestigungen, zahlreiche Straßen und militärische Anstalten und eine vielgleisige Verbindung mit dem Hinterlande lassen darauf schließen, daß er zum Aufmarschraume für das Gros der russischen Streitkräfte bestimmt ist.

Der Kampf gegen die Korruption der Polizei in Newyork

Von Dr. Ernst Schultze in Hamburg-Großborstel

1

Seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ist es wohl kaum jemals gelungen, die Korruption in der Newyorker Stadtverwaltung ganz auszurotten. Zuzeiten wurde sie derart unerträglich, daß sich in der Öffentlichkeit ein Sturm der Entrüstung erhob, und daß irgendein Dieb, der sich in der Stadtverwaltung um Millionen von Dollars bereichert hatte, vor Gericht gezogen wurde. Dann standen eine Zeit lang Männer an der Spitze der Verwaltung, die reine Finger hatten. Aber wo sich die Korruption einmal eingewurzelt hat, da ist sie durch Augenblicksimpulse nicht mehr zu entfernen, sondern nur durch jahrzehntelange, stete Wachsamkeit — und die fehlt den Amerikanern gerade in solchen Dingen ganz und gar. Man hat sich so daran gewöhnt, daß in städtischen und staatlichen Verwaltungen zahlreiche Männer sitzen, deren Ehrlichkeitsgrundsätze keineswegs makellos sind, daß der Amerikaner es als eine Art Fatum hinnimmt, wenn ab und zu einmal ein großer Skandal ausbricht, weil sich die Zustände besonders arg gestaltet haben. Dann erhebt sich Lärm, wenn ein Schuft sich um mehrere Millionen Dollars bereichert hat, oder wenn eine ganze

Körperschaft in ihrer Tätigkeit allmählich allzusehr von den Richtlinien abgewichen ist, die sie eigentlich verfolgen soll.

So ist es augenblicklich mit der Newyorker Polizei. Man weiß seit vielen Jahren, daß sie ganz bedenklich korrumpiert ist, obwohl sie sich selbst gern als „die Feinste" bezeichnet — d. h. als die feinste in der ganzen Welt. Ohne Superlative geht es nun einmal in den Vereinigten Staaten nicht, auch wenn sie noch so unbegründet sind. Das Maß der Korruption aber, das sich allmählich im Polizeiwesen der Stadt Newyork angesammelt hat, ist ein ungeheures. Nicht nur, daß man offen einem jeden der neuntausend Polizisten zutraut, daß er sich durch sein Amt unrechtmäßige Nebeneinnahmen verschafft, und daß man es als ein ganz besondres Lob betrachtet, wenn man von einem Polizisten behaupten kann, daß er ein ehrlicher Mensch sei — auch die Korruption im Gerichtswesen für die infolge polizeilicher Verhaftungen notwendigen Verhandlungen ist so groß, daß man nie wissen kann, ob nicht ein Verbrecher, den ein Polizist festnimmt, in einem andern Polizisten oder einem höhern Polizeibeamten oder gar einem Polizeirichter einen einflußreichen Beschützer hat. Es ergeben sich daraus unglaubliche Folgen, wie es etwa der Rat ist, den der bekannte Newyorker Staatsanwalt Jerome vor einigen Jahren dem Mayor von Chicago, Mr. Harrison, gab: „Machen Sie es, wie wir es in Newyork machen. Wenn ein Polizist einen berüchtigten Verbrecher festnimmt und nicht ganz sicher ist, daß das Gericht dem Burschen eine gehörige Strafe zuerteilt, dann fassen Sie die Gelegenheit bei der Stirnlocke, hauen Sie dem Kerl eins über den Schädel und bringen Sie ihn gehörig verpflastert vor die Schranken." Sogar in Chicago verwarf man diese Methode, denn Harrison erklärte einem Interviewer, daß der Rat, Polizeigefangne schonunglos zu behandeln, einem juristischen Beamten schlecht anstehe.

Die arg zunehmende Korruption der Newyorker Polizei ist in den letzten Jahren wiederholt, insbesondre von hohen juristischen Beamten des Landes, auf das schärfste getadelt worden. So erhob zum Beispiel das Mitglied des obersten Gerichtshofes Mr. Gaynor öffentlich seine Stimme gegen den „Graft" der Polizei in Newyork. Ja es bildeten sich im November 1900 und dann wieder im Januar 1905 direkte Sicherheitsausschüsse (Vigilance Committees) von Newyorker Bürgern zum Schutze des persönlichen Eigentums gegen die unverschämten Erpressungen durch die Polizei.

Im Jahre 1905 rief auch die Handelskammer den sogenannten „Neuner-ausschuß" (Committee of Nine) ins Leben, der ein Programm zur gesetzlichen Bekämpfung der Polizeikorruption entwerfen sollte. Und endlich wurde im November 1906 ein „Fünfzigerausschuß" gebildet, der die Angelegenheit mit aller Energie in die Hand nahm, und dem es endlich gelang, die öffentliche Meinung über die Wichtigkeit der Frage aufzuklären. So ist denn im vorigen Jahre von den gesetzgebenden Körperschaften des Staates Newyork ein besondres Gesetz zur Reorganisation der Newyorker Polizei beschlossen worden, das sofort danach vom Oberbürgermeister der Stadt und vom Gouverneur des Staates

genehmigt wurde und als Nummer 160 in der Gesetzsammlung des Jahres 1907 erschienen ist.

Welchen Umfang die Polizeikorruption angenommen hat, die dadurch bekämpft werden soll, läßt sich am besten aus dem Haß ersehen, der sich gegen die Polizei angesammelt hat. Ein angesehener Bürger Newyorks äußerte offen, daß der erste Schritt zur Reform der Polizei sein müßte, daß man die neuntausend Polizeibeamten in den Newyorker Hafen bringe und dort ersäufe. Und wenn man auch eine solche sich mit aller Roheit äußernde Ansicht selten aussprechen hört, so werden doch die Polizisten von den ehrlichen Bewohnern der Stadt für kaum etwas besseres als für Diebe und beständige Gesetzesübertreter gehalten.

Allerdings hat die Polizei auch ihre Bewundrer. Zweifellos leistet sie, wenn sie will, in der Aufdeckung von Morden oder andern Verbrechen hervorragendes. Philipp Berges hat in einer Erzählung seiner bekannten „Amerikana" (in Reclams Universalbibliothek) sehr nett die ausgezeichneten Vorkehrungen der Polizei dafür geschildert. Es ist auch über jeden Zweifel erhaben, daß der einzelne Polizist ein tapfrer Kerl ist, der mit vollkommner Todesverachtung seine Pflicht gegenüber Mordbuben erfüllt und diese, auch wenn er unbewaffnet ist und der andre von Waffen strotzt, ohne Besinnung angreift. Es kommt hinzu, daß wenigstens die berittne Polizei in Newyork ein prächtiges Bild gewährt. Ich habe selten schönere Pferde gesehen als die dieser berittnen Polizisten, und da man zu diesen meist junge und geschmeidige Männer auswählt, ist es kein Wunder, daß der Amerikaner und namentlich die Amerikanerin, die sich für die Einrichtungen ihres Landes natürlich sehr leicht begeistern, den berittenen Polizisten voller Bewundrung nachschauen und ihnen in ihrem Herzen einen Tempel der Verehrung errichtet haben. Auch ist nicht zu vergessen, daß sich der Enthusiasmus für disziplinierte Truppen, der sich bei uns in Deutschland und in den meisten andern europäischen Staaten der Armee zuwendet, in einer Großstadt wie Newyork, in der man Armeetruppen fast nie zu Gesicht bekommt, leicht auf die Polizei wirft.

Aber so tapfer der Newyorker Polizist ist, so unehrlich ist er auch. Er weiß, daß die große Mehrheit seiner Kollegen aus ihrem Amte unerlaubte Nebeneinnahmen von bedeutender Höhe zieht, er weiß, daß dies allgemein bekannt ist, und daß in der Regel so gut wie nichts dagegen geschieht. Die Versuchung, dieselben Wege zu beschreiten, ist also für ihn außerordentlich groß. Auch wenn er aber dieser Versuchung zunächst nicht unterliegt, so belehrt ihn häufig die längere Erfahrung, daß der ehrliche Polizist, der sich nur streng an die Vorschriften seines Dienstes und an das Gebot seines Gewissens hält, nicht nur ein armer Mann bleibt, sondern auch von seinen Kameraden und noch mehr von seinen Vorgesetzten schikaniert wird, bis er es ihnen gleich zu tun sucht.

Tritt ein neuer Polizist in die Newyorker Polizeitruppe ein, so sieht er bald, daß eine Art Brüderlichkeit — nur eben vorwiegend nach der schlechten Seite hin — unter seinen Kollegen herrscht. Wenn ein Polizist Zeugen dafür braucht,

daß er etwas, was er getan hat, nicht getan habe (oder umgekehrt), so finden sich unter seinen Kollegen solche Zeugen mit Leichtigkeit. Ja es gibt in der Newyorker Polizei eine Reihe von geheimen Gesellschaften, die sich nach außen hin unter irgendwelchen unschuldigen Titeln verbergen. Jede Rangstufe unter den Polizisten hat eine solche Gesellschaft. Da sind die Patrolmen, die Roundmen, die Sergeants, die Detectives, die Captains und die Inspectors. Jede dieser Stufen hat ihre sogenannte Benevolent Association. Deren Satzungen sehen äußerst unschuldig aus. Der einzige Zweck dieser Vereinigungen scheint die Errichtung einer Sterbekasse zu sein. Aber man weiß allgemein, daß sie von einer kleinen Clique beherrscht werden, da es allgemeine Mitgliederversammlungen nicht gibt, sondern alle Beschlüsse durch Abgeordnete gefaßt werden, sodaß die neueintretenden Polizisten, die vielleicht noch ehrlich sind, in diesen Gesellschaften niemals Einfluß gewinnen können. Erst später, wenn sie mehrere Jahre Mitglieder sind, viele Bekanntschaften gemacht und nach allen Richtungen hin Fühlung gewonnen haben, ist es ihnen möglich, selbst einen Delegiertenposten zu erhalten, und erst diese Delegierten müssen von dem Vorstand zuweilen zu Sitzungen einberufen werden. Schon vor Jahren hat der Polizeibeamte Greene den Geist dieser Benevolent Associations als einen „umgekehrten Korpsgeist" gekennzeichnet. Und es ist beweiskräftig genug, daß es im vergangnen Jahre, als das Polizeireformgesetz in den gesetzgebenden Körperschaften des Staates Newyork beraten wurde, dem Staatsanwalt Jerome gelang, festzustellen, daß die Patrolmen Benevolent Association plötzlich von ihren Mitgliedern eine Summe von 326000 Mark eingesammelt hatte — nach außen hin unter dem Vorgeben, man wolle die Sterbegelder stark erhöhen. Auffallenderweise war die Summe aber nicht in verzinslichen Papieren angelegt, sondern wurde in barem Gelde aufbewahrt. Es war klar, daß sie dazu dienen sollte, das Polizeireformgesetz zu bekämpfen, Abgeordnete zu bestechen, die Presse zu beeinflussen usw.

Woher die unerlaubten Einnahmen der Polizei stammen, sei mit einigen Worten dargelegt. Die Polizei hat in den Vereinigten Staaten im wesentlichen zwei Aufgaben: einmal soll sie die Sicherheit von Personen und Eigentum gewährleisten, und zweitens soll sie die Laster bekämpfen, die durch die Gesetze verurteilt werden. Von diesen Lastern sind in den Vereinigten Staaten vor allem drei Gruppen zu nennen: der Ausschank geistiger Getränke außerhalb der Konzessionsstunden, das Halten von Bordellen und der Betrieb von Spielzimmern.

Was die Schankkonzessionen betrifft, so dürfen nach ein Uhr nachts bis, wenn ich nicht irre, sechs Uhr morgens und ferner am Sonntag im Staate Newyork keine geistigen Getränke ausgeschenkt werden. Schmiert ein Saloonbesitzer (der Saloon ist die amerikanische Stehbierhalle) die Polizei nicht, so kann er sicher sein, daß er, wenn er eine halbe Minute nach ein Uhr nachts noch an seinem Bierhahn dreht, verhaftet und nur gegen Bürgschaft

freigelassen wird, und daß man ihm eine tüchtige Geldstrafe aufbrummt. Steht er aber mit der Polizei gut, d. h. schmiert er sie ordentlich, so kann er ruhig noch lange nach ein Uhr nachts sein Bier ausschenken; ich habe oft genug noch ein oder zwei Stunden später in Newyork am Biertisch gestanden. Der Saloon ist ein beliebter Versammlungsort für die Arbeiterkreise, und am Sonntag, wenn sie sich von der Werktagsarbeit ausruhen, wird er natürlich stark besucht. Auch ist es selbstverständlich, daß das Schankverbot am Sonntag fast allenthalben übertreten wird. Es gibt vielleicht kein besseres Beispiel für den alten Klugheitsgrundsatz, daß man kein Verbot erlassen solle, das den elementarsten Bedürfnissen der menschlichen Natur widerspricht. Die Zeitschrift Outlook meint mit vollem Recht: „Die Puritaner machen die Gesetze, die ehrlichen Leute richten sich danach, die Vergnügungsuchenden brechen sie, und die Polizei schlägt Kapital aus ihnen."

Ganz ähnlich steht es mit den Bordellen. So sehr man sich auch zu den verschiedensten Zeiten bemüht hat, die Prostitution auszurotten, so ist dies doch bekanntlich niemals gelungen. Die menschliche Natur schafft sich eben doch Auswege, die dann meist nur schlimmere Formen annehmen, als wenn man einem Übel, mit dem die Welt nun einmal behaftet ist, möglichst unschädliche Formen zu geben sucht. Es ist deshalb ein gesetzgeberischer Unsinn sondergleichen, die Bordelle verbieten zu wollen. Dennoch wird dieser Unsinn in den Vereinigten Staaten, in denen die Heuchelei auf diesem Gebiete ganz besonders stark entwickelt zu sein scheint, immer wieder begangen. In die allerschwierigste Lage muß dadurch selbstverständlich die Polizei kommen. Auszurotten sind die Bordelle nun einmal nicht; infolgedessen wird denn auch den Polizeibeamten durch Paragraph 135 in den City Charters ausdrücklich zur Pflicht gemacht, alle Bordelle, Spielzimmer und ähnliche vom Gesetz direkt verbotnen Einrichtungen zu überwachen. Die Folge ist, daß die Polizei, die nun einmal verdorben ist, mit den Bordellbesitzern unter einer Decke steckt und hohe Bestechungsgelder von ihnen annimmt. Jedes Bordell kann ruhig und ungestört bestehn, wenn es der Polizei bestimmte Abgaben zahlt.

Ja die Unverfrorenheit einzelner Polizisten geht so weit, daß zum Beispiel einige Liquidationen, die sich auf die Bekämpfung der Bordelle bezogen, im Jahre 1903 von dem städtischen Säckelmeister (Comptroller) Grout nur unter Protest bezahlt wurden. Eine der Hauptrechnungen lautete zum Beispiel folgendermaßen:

Für Getränke und Zigarren	3512,60	Dollar
Für Frauen, um sie zu unmoralischen Handlungen zu verleiten	1086,60	„
In Spielhöllen verausgabt	2218,—	„
Zimmermiete für unmoralische Zwecke	258,—	„
Droschkenmiete	52,—	„
Auf Pferde gewettet	629,—	„
Summa	7756,20	Dollar
	(31024,80	Mark)

Ich entnehme diese Rechnung dem vor zwei Jahren erschienenen Buche von Felix Baumann: „Newyorker ‚Kadetten'. Enthüllungen über den Mädchenhandel in den Vereinigten Staaten." (Dresden-A., Ernst Engelmanns Nachfolger, 1905. 163 Seiten.) Baumann hatte schon früher in einer andern Schrift ähnliche Verhältnisse gegeißelt. In der angeführten Schrift über die „Kadetten" schildert er hauptsächlich das Treiben der Newyorker Kadetten, wie drüben junge Männer genannt werden, die junge Mädchen (namentlich Kinder von Auswandrern) erwerbsmäßig zu dem ausgesprochnen Zwecke zu verführen suchen, sie in öffentliche Häuser zu bringen. Empörend ist ganz besonders die Tatsache, daß die Polizei vielfach mit diesen Kadetten unter einer Decke steckt, d. h. daß sie aus der Duldung einer Handlungsweise, deren Scheußlichkeit jeden Urteils spottet, eine erhebliche jährliche Einnahme löst. Zu der aus solchen Quellen fließenden Einnahme der Polizei von jährlich etwa 7 Millionen Dollars (28 Millionen Mark) liefern die Kadetten einen sehr bedeutenden Beitrag. Wie hoch sich die unmoralischen Nebeneinnahmen einzelner Polizeibeamten belaufen, dafür führt Baumann als Beispiel an, daß man im Oktober 1902 bei dem plötzlichen Tode des Captain Donahue eine Kassette in seinem Revierpult vorfand, die nicht weniger als 34000 Dollars (136000 Mark) enthielt.

Wie ekelhaft das Treiben der Kadetten betrieben wird, dafür erzählt Baumann zum Beispiel folgendes: „Die Newyorker Stadtverwaltung hat im Rathause (City Hall) ein städtisches Heiratsbureau eingerichtet, um mittellosen Brautpaaren unnötig hohe Heiratsgebühren zu ersparen. Dieses Bureau ist im Laufe der Zeit ein geradezu gemeingefährliches Institut geworden, da die Kadetten sich hier ihre Opfer antrauen lassen, um sie dann sogleich ihrer Bestimmung zu überantworten."

Das Kadettenunwesen nahm schließlich so überhand, daß sich der City Club, der die Reform der Newyorker Stadtverwaltung auf seine Fahne geschrieben hat, in seinem Wahlflugblatt vom Oktober 1901 ausdrücklich gegen diese Pestbeule wandte, die unter einer von Korruption freien Polizeiverwaltung unmöglich sei.

Wie es den Besitzern von Saloons, Bordellen und Spielräumen möglich ist, mit Hilfe der Polizei das Gesetz offenkundig zu umgehen? Das geschieht folgendermaßen.

Die Gastwirte der Stadt Newyork gehören sämtlich zu einem Gastwirteverein, der in jedem Stadtbezirk einen Zweigverein hat. Der Mitgliedsbeitrag beträgt monatlich 24 Mark. Davon erhält die Polizei 20 Mark, während nur 4 Mark für andre Zwecke in der Kasse des Vereins bleiben. So erhebt also die Polizei von jedem Saloon eine Jahressteuer von 240 Mark, die einfach in die Tasche der einzelnen Polizisten fließt.

In ähnlicher Weise zahlen auch die Besitzer von Spielzimmern, nur daß sie wesentlich mehr hergeben müssen, denn die Taxe beträgt für sie monatlich

200 Mark, also nicht weniger als 2400 Mark jährlich. Die Besitzer von Spielzimmern können sich diese Nebenausgabe aber auch leicht leisten, weil ihre Einnahmen besonders hohe und mühelose sind. Da ihre Einrichtung in Deutschland wenig bekannt ist, sei sie hier kurz beschrieben.

Das Spiel geht fast regelmäßig in der Form von Wetten vor sich. Wer einmal nach Amerika gefahren ist, weiß, daß die Amerikaner es selbst auf dem Schiffe während der Überfahrt nicht aushalten können, ohne Wetten — zum Teil der sinnlosesten Art — abzuschließen. Wenn niedrig gespielt wird, wird zum Beispiel ein Dollar von jedem der Mitspielenden gesetzt. Die gewöhnlichste Art der Wetten auf den transatlantischen Dampfern besteht in der Schätzung der Geschwindigkeit des Dampfers für den laufenden Tag. Einer der Mitspielenden sammelt das Geld ein. Am nächsten Tage ergibt sich aus der Bekanntmachung des Kapitäns, wie viel Meilen das Schiff tatsächlich gelaufen ist; der, der die Zahl getroffen oder sich ihr am meisten genähert hat, erhält dann alles eingezahlte Geld.

Die Besitzer der „Poolrooms“ in Newyork und andern Städten denken natürlich nicht daran, alles eingezahlte Geld dem Gewinner zukommen zu lassen, sondern es kommt ihnen auf einen möglichst hohen Gewinn für die eigne Tasche an. Dieser Gewinn wird meist in einer Weise erreicht, die man nicht anders als betrügerisch nennen kann. Die meisten Wetten werden (wie in England) auf Rennpferde abgeschlossen — verrückterweise ohne daß die meisten Mitwetter diese Pferde je gesehn haben. Auf einem schwarzen Brett, das an der Wand des Poolrooms hängt, sind die Namen der Pferde verzeichnet, die an dem Wettrennen beteiligt sind. Über dem Namen jedes Pferdes schreibt der Poolroombesitzer die „Odds“, d. h. den Satz an, den er auszuzahlen verspricht, wenn die, die auf dieses Pferd gewettet haben, gewinnen. Steht zum Beispiel über dem Namen eines Pferdes 10 : 1, so bedeutet dies, daß der Poolroombesitzer zehn gegen eins wettet, daß das Pferd nicht gewinnen wird, oder daß der Spieler, der auf dieses Pferd einen Dollar setzt, zehn Dollar gewinnt, wenn das Pferd siegt. Ist über dem Namen eines Pferdes angegeben 3 : 1, so beträgt der Gewinn im Falle des Sieges nur den dreifachen Betrag des Einsatzes usw. Da nur ein Pferd gewinnen kann, während die übrigen sämtlich verlieren, sind die Chancen des Poolroombesitzers in der Regel an sich schon ziemlich groß. Aber die meisten von ihnen verstehn außerdem aus dem Grunde das Geschäft des corriger la fortune. Denn sie haben ganz andre Mittel in der Hand, sich Kenntnis von dem voraussichtlichen Ausgange oder von der Wahrscheinlichkeit, daß einzelne Pferde nicht siegen werden, zu verschaffen als die Spieler. Laufen also in einem Rennen Pferde mit, bei denen von vornherein klar ist, daß sie unterliegen werden, so wird auf der Tafel ein besonders hoher Satz für diese Pferde geboten — und dieser hohe Satz veranlaßt dann so und so viele Dumme, gerade auf diese Pferde zu setzen. Außerdem wird auch noch kräftiger betrogen. Die Poolrooms erhalten sämtlich telegraphische Nachricht über Beginn, Fortschritt und Ausgang der Rennen. Neben

den eigentlichen Poolrooms befindet sich nun häufig in irgendeinem Nebenraume noch ein weiterer telegraphischer Apparat, der die Resultate des Rennens drei, vier oder fünf Minuten mitteilt, bevor die telegraphische Nachricht den Poolroom selbst erreicht. Sobald die Poolroombesitzer nun wissen, daß ein bestimmtes Pferd gewonnen hat, vervielfältigen sie im letzten Augenblick noch die Sätze, die sie auf andre Pferde bieten. Die Folge ist, daß die Spieler dann noch verleitet werden, auf Pferde zu setzen, auf die sie ihr Geld bestimmt verlieren. So ist der Gewinn des Poolroombesitzers natürlich ein sehr bedeutender.

Staatsanwalt Jerome hat am 1. April 1907 einen Poolroom aufheben lassen. Es ergaben sich dabei eine Reihe interessanter Tatsachen. Der Poolroom wurde von einem Syndikat betrieben, das einen jährlichen Reingewinn von sage und schreibe 8 Millionen Dollars (32 Millionen Mark) machte. Der Hauptbesitzer, der sich natürlich durch Angestellte vertreten ließ, wurde in den Rechnungen gewöhnlich als „Tommy" oder „T. G." oder „Tommy Grady" oder „Sen. G." bezeichnet. Es wurde festgestellt, daß es sich um ein hervorragendes Mitglied von Tammany Hall, gleichzeitigen Senator des Staates Newyork, handelte. Es wird deshalb von der anständigen Presse gefordert, daß dieser Senator, der den Gesetzen seines eignen Staates so direkt ins Gesicht geschlagen hat, ebenso aus dem Senat entfernt werden müsse, wie vor einigen Jahren der Abgeordnete Roberts aus dem Abgeordnetenhause in Washington ausgestoßen wurde, weil er mormonischer Polygamist war.

Neues von Wundt

Im 48. Heft 1906 wurde erzählt, wie wunderlich es unserm großen Psycho-Physiologen mit dem zweiten „Bande" seiner Völkerpsychologie ergangen ist. „Mythus und Religion" hat er ihn betitelt, und eine Geschichte der Entwicklung der bildenden und der musischen Künste ist daraus geworden, obgleich er in der Einleitung des gesamten Werkes die Kunst, als eine ganz individuelle Lebensbetätigung, ausdrücklich von seinem Programm ausgeschlossen hatte. Nur 91 von den 617 Seiten des Bandes sind für den im Titel angekündigten Gegenstand übrig geblieben. Es wird auf ihnen die psychologische Behandlung des Mythus gerechtfertigt, die Reihe der mythologischen Theorien durchgemustert und kritisiert, der Unterschied von Mythus und Poesie klar gemacht. Die Dichtung ist „entweder unmittelbar individuellen Ursprungs, oder sie ist das Erzeugnis einer der Gesamtheit des Volks gegenübertretenden beschränkten Gemeinschaft, deren einzelne Mitglieder, mögen sie nun gleichzeitig leben oder

in einer Reihe von Generationen einander folgen, dem dichterisch gestalteten Stoff das Gepräge ihrer Persönlichkeit geben". Wundt verwirft mit Recht die Bezeichnung Volksdichtung, weil sich damit der Ungedanke verbunden hat, daß ein ganzes Volk Verfasser eines Liedes oder eines Epos sein könne, und nennt mit Immisch die sogenannten Volksdichtungen, die, wie die homerischen Epen, nach heutiger Annahme aus einer Anzahl von Einzeldichtungen zusammengearbeitet sind, Gemeinschaftsdichtungen. Dagegen sei der Mythus wirklich eine Schöpfung der Volksphantasie. „Nicht als ob nicht auch hier das Erzeugnis der Gesamtheit schließlich von den einzelnen herrührte, die an ihr teilnehmen. Aber wie die Bedeutung aller andern gemeinsamen Schöpfungen, so beruht auch die des Mythus darauf, daß alles, was der einzelne hinzubringen mag, unmittelbar von den andern als adäquater Ausdruck eigner Vorstellungen und Affekte erfaßt wird, und daß daher unbegrenzt viele unabhängig voneinander die Schöpfer einer und derselben mythologischen Vorstellung sein können. So hat sicherlich nicht einer allein in dem Traumbild eines Verstorbnen dessen Geist gesehn, sondern wie das Traumbild ein allgemein menschliches Phänomen ist, so mußte sich diese Vorstellung jedem aufdrängen. Ebenso ist die Assoziation des Ausatmens im Moment des Todes mit dem Entweichen des Lebens oder der Seele für eine ursprüngliche Stufe des Bewußtseins eine so zwingende, daß nicht erst ein einzelner Denker oder Dichter dazu gehörte, sie auszusprechen." Die solchergestalt entstandnen gemeinsamen Vorstellungen oder Mythen werden dann freilich Gegenstand sowohl der Dichtkunst wie der Theologie und empfangen von Dichtern und Denkern ihre mannigfachen individuellen Gestalten. 1906 ist nun (Leipzig, bei Wilhelm Engelmann) der zweite Teil dieses Bandes der Völkerpsychologie erschienen, der jedoch auch noch nicht der letzte sein kann. Kein Vorwort gibt darüber Auskunft, aber das letzte Kapitel handelt von „Schutzdämonen als rückständigen mythologischen Bildungen", und bei denen kann uns doch der Verfasser nicht sitzen lassen, besonders da er im ersten Teile des „Bandes" (in der Anmerkung auf S. 543) versprochen hat: „Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Mythus und Religion sowie die der psychologischen Entstehung der letztern wird uns erst im Schlußkapitel des zweiten Teiles beschäftigen können." Dieser zweite Teil wird eben zu stark geworden sein für einen Band, und so wird denn der „Band" aus mindestens drei Bänden bestehn. Wir versuchen, den Gedankengang des ersten der vier Abschnitte zu skizzieren, in die sich der zweite Teil gliedert; er ist überschrieben: Allgemeine Formen der Seelenvorstellungen.

Vor fünfzig Jahren hat mich die Theorie des Naturmythus entzückt, die ich zuerst aus der anziehenden Darstellung Max Dunckers in seiner Geschichte des Altertums kennen lernte. Aber diese Theorie ist von der doch sehr hoch entwickelten indo-iranischen und hellenischen Mythologie abstrahiert, und Wundt wird wohl recht haben, wenn er meint, mit dem Naturmythus könne die Entwicklung nicht begonnen haben; der noch ganz kindische primitive Mensch sehe

in den Himmelserscheinungen nicht Götter, sondern in der Sonne allenfalls ein glänzendes Stück Speck und in den übrigen Himmelskörpern ein von Menschen angefertigtes Spielzeug. Die Götter seien aus Dämonen, diese aus den Vorstellungen von der Menschenseele entstanden, und so müsse mit diesen begonnen werden. Es finden sich nun drei Grundvorstellungen. Die erste ist die der Körperseele. Diese ist genau besehn mit dem Leibe identisch und faßt nur dessen Lebensäußerungen in einen Begriff zusammen. Sie ist also die Seele unsrer heutigen Materialisten und Monisten, sodaß, wenn diese recht hätten, die Menschheit auf dem ungeheuern Umwege einer viertausendjährigen in die Irre gehenden Denk- und Forschungsarbeit zu der „Wahrheit" zurückgelangt wäre, deren sich der Pithekanthropos schon gleich im allerersten Anfange erfreut hätte. Für das Leben oder die Seele wurde sehr bald ein Sitz gesucht, und da mehrere Organe von besondrer Wichtigkeit für die Erhaltung des Lebens zu sein schienen, so ergab sich eine Ausgestaltung des Seelenbegriffs nach zwei verschiednen Richtungen hin, indem entweder der Gesamtseele in diesem oder jenem Organ ihr Sitz angewiesen oder in jedem wesentlichen Organ eine besondre Seele vermutet wurde. Bevorzugt wurden die Nieren, wegen ihrer scheinbaren Verbindung mit den Zeugungsorganen, und das Herz. Manchmal erscheint die Gesamtheit der Eingeweide als Seelensitz, und diesen ganzen Komplex scheint Homer mit dem Worte *φρένες* zu meinen, das gewöhnlich Zwerchfell übersetzt wird. Im Gebrauch dieses Wortes tritt aber auch schon die geistige Seite der Seele hervor, eben so in *κῆρ* und *ἦτορ*, Herz. Drei andre Worte, die das geistige Leben bezeichnen: *θυμός, μένος, νόος*, erinnern wenigstens an den leiblichen Ursprung des Geistigen: *θυμός* (Mut) an die Blutwallung, *νόος* an das Sehen, das Hauptmittel des Erkennens, und *μένος* ist eben eine zusammenfassende Bezeichnung für die geistige und die Muskelkraft. Außer den Organen wird hauptsächlich das Blut als Seelensitz betrachtet (daneben galten dafür auch die Ausscheidungen sowie Nägel und Haare, weil diese bis zum Lebensende wachsen, also eine besondre Lebenstätigkeit verraten). Eine wie wichtige Rolle das Blut im alttestamentlichen Ritus spielt, ist bekannt, und nicht minder bekannt sind die Blutbrüderschaften der Naturvölker. Das gegenseitige Blutsaugen und der Gebrauch des Blutes beim Opfer sind ursprünglich keine bloßen Symbole gewesen, „sondern unmittelbare sinnliche Wirklichkeit: die Blutsbrüder werden eines Sinnes, weil sich mit dem Blute ihre Seelen mischen, und die Gottheit schützt das Bündnis, weil auch auf sie das vereinigte Blut übergeht". Gerade auf das Organ, das wirklich der Sitz der geistigen Tätigkeit ist, sind die Naturvölker nicht verfallen: die Bedeutung des Hirns ist erst sehr spät erkannt worden. Die zweite Grundvorstellung geht vom Atem aus, der mit dem Leben aufhört; dieses scheint also ein Hauch zu sein; die Seele wird als ein Hauch, ein Wind, ein Lüftchen, eine Wolke vorgestellt, der oder die beim Tode entweiche. Bis auf den heutigen Tag fordert darum der Aber-

glaube, daß man beim Verscheiden des Kranken das Fenster öffne, damit die Seele hinaus könne. Mit diesem vermeintlichen Entweichen verbinden sich nun verschiedne, ja entgegengesetzte Gedankenreihen und dieser entsprechende Bräuche. Einmal fürchtet man das Wiederkommen der Seele als Gespenst, als Rächerin oder sonstiger Unheilstifterin, sucht ihr darum die Entfernung zu erleichtern oder sie durch Begraben und Fesselung des Leichnams, auch durch Verschließen des Mundes und der andern Öffnungen einzusperren. (Das Schließen der Augen ist davon als Pietätsgefühl übrig geblieben: wir Heutigen wollen damit den Verstorbnen als Schlafenden erscheinen lassen.) Andrerseits aber stellt man sich vor, daß mit der entweichenden Seele auch die Kräfte des Sterbenden entweichen, und daß der Lebende diese Kräfte auffangen und sich aneignen könne. Darum wird ein Kind über den Mund des Sterbenden gehalten, oder ein Verwandter beugt sich über ihn. (In neuen Seelenwanderungstheorien liest man, daß die Seele des Sterbenden in einen Embryo fahre, der in demselben Augenblick gezeugt wird, wie denn heutigentags alle Sorten alten Aberglaubens in einer aus modernster Wissenschaft zubereiteten Sauce wieder aufgekocht werden.) Aber nicht bloß in Menschen, auch in Tiere liebt die abscheidende Seele zu fahren; sie verläßt manchmal den Leib erst in Gestalt des ersten der Würmer, die bei der Verwesung entstehn, oder wählt die wurmförmige Schlange oder eine Maus, eine Ratte als neue Verkörperung. Bessern Geschmack äußert sie, wenn sie in Gestalt eines Vogels, der ja auch ihrem Wesen, der Flüchtigkeit, entspricht, den Sterbenden verläßt, und aus den Vogelseelen entwickeln sich mit der Zeit allerlei Flügelwesen, unter andern die christlichen Engel. „Für den ursprünglichen Seelenmythus ist der Übergang der in einem Tier verkörperten Seele auf das Kind eine assoziative Übertragung der Vorstellungen vom Tode auf die Geburt, die überall stattfinden kann. Die spätere religiöse Legende behält dagegen diese Übertragung nur noch bei, wo sie einen Heros oder Gott über die Bedingungen des alltäglichen Geborenwerdens erheben will, und dies geschieht wahrscheinlich unter der Mitwirkung jener Anschauung, die bei Geburt wie Tod mit dem Begriff der körperlichen den der religiösen Befleckung verbindet. Der Gott soll rein geboren werden. So erhebt denn die Legende entweder die Geburt selbst oder auf einer spätern Stufe den Akt der Empfängnis über die Sphäre des natürlichen Geschehens, indem sie hierzu das uralte Motiv der Seelenverkörperung in einem heiligen Tier oder in einem aus diesem hervorgegangnen Doppelwesen verwendet.... So haben sich aus den ursprünglichen Tierverwandlungen der Seele im hebräischen Mythus die Engel als Boten Gottes entwickelt, und so hat wiederum diese Vorstellung die Grundlage der Idee der Göttlichkeit Christi gebildet. Dieser Zusammenhang ist ebensowenig ein wunderbarer wie ein willkürlicher oder künstlich erdachter, oder es sind doch höchstens die letzten Ausgestaltungen der Legende im eigentlichen Sinne zu dichterischen oder philosophischen Erfindungen geworden."

Die dritte Grundvorstellung, die Schattenseele, entsteht durch das Traumbild. (Welche Wirkung es auf Achill übte, daß ihm Patroklus im Traume erschien, daran ist in „Hellenentum und Christentum" S. 39 erinnert worden.) Dem Traum können sich dann noch Visionen des wachen Lebens zugesellt haben, wie sie in Fieberzuständen oder im Rausch entstehn. Die Erzeugung visionärer Rauschzustände ist mit der Zeit zum privilegierten Gewerbe der Medizinmänner, die Berauschung aber aus einem Kultbrauch zur Erzeugung ekstatischer Zustände ein allgemeines Vergnügen und das heilige Narkotikum zu einem mehr oder weniger harmlosen Genußmittel geworden. Die Schattenseele siegt unter Mitwirkung der beginnenden Philosophie über die andern beiden Seelenvorstellungen und führt zur Vergeistigung des Seelenbegriffs, denn sie ist ja die fortlebende Persönlichkeit des Verstorbnen. Zur vollkommnen Ausbildung dieses vergeistigten Seelenbegriffs wirken Visionen und Ekstasen kräftig mit. Unter dem Namen Visionen

„lassen sich zweckmäßig Erscheinungen zusammenfassen, die teils als echte Traumbilder, also im Schlafe, teils aber auch in Zuständen ungewöhnlicher zentraler Erregbarkeit im Halbschlaf, in der Hypnose oder bei wachem Bewußtsein eintreten, und die darin übereinstimmen, daß sie mit voller Deutlichkeit Situationen, Personen und Ereignisse vorspiegeln, die entweder in die Zukunft oder aber auch an einen fernen Ort im Raume verlegt werden. Diese letzte Eigenschaft, die Verlegung der unmittelbaren Erlebnisse in zeitliche oder räumliche Ferne, nicht der wache oder halbwache Zustand, ist das einzige charakteristische Merkmal der Vision. Denn es gibt zweifellos auch Traumvisionen, und viele der historisch berühmt gewordnen Visionen gehören wahrscheinlich hierher. Aber während sich die gewöhnlichen Traumerscheinungen sämtlich als unmittelbar erlebte darstellen, also der Gegenwart angehören, ist die Vision entweder von dem Bewußtsein begleitet, daß sich das Geschaute in räumlicher oder zeitlicher Ferne ereigne, oder dieses Bewußtsein tritt mindestens nachträglich auf, nachdem die Vision selbst vorübergegangen ist. Im zweiten Falle unterscheiden sich natürlich die Visionen nicht wesentlich von gewöhnlichen Träumen aber, wenn sie dem wachen Zustande angehören, von Halluzinationen und Illusionen. Namentlich fallen sie dann ganz mit diesen zusammen, wenn die Beziehung auf künftig aber gleichzeitig geschehende wirkliche Ereignisse erst nachträglich, etwa erst in dem Augenblick erfolgt, wo etwas dem Geschauten Ähnliches wirklich eingetreten ist. Da manche Fälle sogenannter Visionen zweifelsohne hierher gehören, so erhellt daraus schon, daß eine sichere Scheidung von Vision und Traum oder Halluzination unmöglich ist. Gegenüber diesen unsichern Fällen werden daher zu den echten Visionen alle die Erscheinungen des Traumes und der Halluzinationen des wachen Lebens zu zählen sein, mit denen sich unmittelbar das Bewußtsein der zeitlichen oder räumlichen Ferne des Geschauten verbindet. Ein solches Bewußtsein setzt nun an und für sich einen höhern Grad apperzeptiver Funktionen voraus, als er dem gewöhnlichen Traum eigen ist. Die eigentlichen Visionen fallen daher zum größten Teil in das Gebiet der sogenannten hypnotischen Somnambulie, das heißt sie beruhen physiologisch zwar, ganz so wie die Traumerscheinungen, auf einer gesteigerten Erregung der Sinneszentren, infolge deren eine Menge schwacher und darum unter normalen Verhältnissen unbemerkt bleibender Sinneseindrücke unter der Mitwirkung reproduktiver Assimilationen halluzinatorisch verstärkt und umgestaltet werden; aber es bleiben dabei

doch die apperzeptiven Prozesse noch zureichend erhalten, sodaß sich in diesen oft stürmisch bewegten Assoziationen das Bewußtsein der eignen Persönlichkeit behaupten kann. Diese Persönlichkeit selbst kann sich jedoch dabei zugleich, wie im Traume, als eine veränderte fühlen, die, um so mehr, je höher die ungewöhnliche Erregung gesteigert ist, zugleich als ein fremdes geistiges Wesen empfunden wird, während trotzdem, abweichend von dem gewöhnlichen Traume, vermöge der energischen Ausübung der apperzeptiven Funktionen, das Bewußtsein des eignen Ich und seine Orientierung zur Umgebung erhalten bleibt. So kommt es zu der für viele Visionen charakteristischen Vorstellung, daß sich ein fremder Geist des eignen Geistes bemächtigt habe. Nun spricht und handelt der Visionär, sobald er sich von der über ihn gekommenen Erleuchtung hingerissen fühlt, so, als wenn er der Geist oder der Gott selbst wäre, der von seiner Seele Besitz ergriffen hat, ohne daß dadurch doch sein eignes Selbstbewußtsein getrübt zu sein braucht. Anders verhält sich der Visionär, dem nur die Halluzinationen des Traumes zur Verfügung stehn. Indem ihm die Gebilde seiner Visionen in dem wachen Zustande, in dem er doch allein über sie Rechenschaft geben kann, bereits als fremde gegenübertreten, schildert er sie nicht als unmittelbare, sondern als früher erlebte Begebenheiten, als Worte, die ein außerhalb stehender Geist oder Gott an ihn gerichtet, als Befehle, die er ihm erteilt habe."

Die Vision wird zur Ekstase, zum „Entrücktsein", wenn die „Entrückung" in die Ferne, das Herausgehobensein aus der wirklichen Umgebung, besonders stark hervortritt, und wenn sich die Steigerung des Seelenlebens dem Gefühl mitteilt, Affekte erweckt. Die Veränderung des Gefühlslebens kann zwei verschiedne Formen annehmen: sie kann als exaltierte und als apathische Ekstase erscheinen, und beide Zustände können wechseln, wie das im Rausch und in maniakalischen Krankheiten oft der Fall ist. Der Traum nimmt den Charakter der Vision an, wenn die Interessen des wachen Lebens auf ihn einwirken und ihn zugleich lebhafter und zusammhängender gestalten, was u. a. zur Folge hat, daß sich der Träumer nach dem Erwachen seiner deutlich erinnert, während gewöhnliche Träume meist vergessen werden. Namentlich religiöse und nationale Interessen sind es, die so lebhaft erregen, daß Traum- und Wachvisionen zustandekommen, woraus sich von selbst ergibt, daß die eigentliche Vision nur auf höhern Kulturstufen eintreten kann, weil primitive Menschen solche Interessen noch nicht kennen, sodaß die Gesichte ihrer Rauschzustände nur Halluzinationen genannt werden dürfen. „Namentlich bietet hier das israelitische Prophetentum ausgeprägte Beispiele, und es bietet sie vor allem um deswillen in völkerpsychologisch besonders charakteristischen Formen, weil wir hier fast Schritt für Schritt den Übergang der einen Form in die andre [Traum- und Wachvision] verfolgen können, während dabei die allgemeinen Veränderungen der nationalen und religiösen Anschauungen und ihre Rückwirkungen auf die einzelnen, die an diesem Wandel beteiligt sind, in den geschichtlichen Erlebnissen deutlich vor Augen liegen." Die Wachvision, meint Wundt, sei „natürlich" die ursprünglichere; mancher wird das nicht so natürlich finden. „Ihre regelmäßige Begleiterin ist die Ekstase. Nur der

Wachvisionär ist der echte Prophet, der von dem Geiste, den er in sich wohnen glaubt, unwiderstehlich hingerissen wird, sodaß er sich in dem wachen Handeln und Reden seines visionären Zustandes selbst als ein andrer fühlt, als der er im gewöhnlichen Leben ist. Im letzten Grunde bildet freilich diese Vorstellung des Propheten, von einem fremden, höhern Geiste erfüllt zu sein, selbst einen Bestandteil der Illusionen [?], die als solche zu den wesentlichen Elementen des visionären Zustandes gehören. Doch je mehr der Prophet dabei unter dem Antrieb wirklicher Erlebnisse und der Gemütsbewegungen, die diese in ihm hervorrufen, handelt, um so mehr treten zugleich seine Visionen in lebendige Beziehungen zu der ihn umgebenden Wirklichkeit und können so hinwiederum als treibende Kräfte auf diese einwirken. Darum ist es allerdings irrig, wenn man, wozu gerade infolge der geschichtlichen Bedeutung des Prophetentums die Neigung besteht, die Wachvision an sich als einen höhern Seelenzustand, als eine Steigerung der höhern Seelentätigkeiten ansieht. Denn man kann zwar zugeben, daß die historisch wirksame Gestalt des Propheten nur möglich ist, wenn gewaltige religiöse und sittliche Triebfedern die Regungen auslösen, die die Reihe der visionären und ekstatischen Zustände mit sich führen. Aber der Prophet selbst entsteht doch erst da, wo diese aus den Eindrücken der Zeit und Umgebung stammenden seelischen Erregungen zugleich zu sinnlichen Erregungen, also zu Halluzinationen und Illusionen werden. Nicht minder unzulänglich wäre es dagegen, wenn man nun umgekehrt das Wesen der Prophetie bloß in die Halluzination und Sinnestäuschung verlegen wollte. Der echte Prophet kann vielmehr eben nur da auftreten, wo gewaltige, die Gemüter ergreifende religiöse Bewegungen und nationale Ereignisse in geistig hervorragenden Persönlichkeiten zu jener abnormen Gesamterregung des seelischen Lebens führen, die dann allerdings als eine Begleiterscheinung zugleich eine Steigerung der Sinnesfunktionen mit sich führt, aus der die Wachvision hervorgeht." Wie der gemeine Rauschzustand des begabtern Primitiven zum Gewerbe des Medizinmanns wird, so ist in Israel das Prophetentum zu einem Beruf geworden. Der Prophet von Beruf konnte nun nicht immer in Ekstase leben, und er hat deshalb den Stoff für seine Predigten oft seinen Träumen entnehmen müssen. Wundt glaubt deutlich zu erkennen, daß die Bilder der ältern Propheten, des Hosea und Jeremia besonders, Wachvisionen gewesen sind, die des nachexilischen Sacharja dagegen Träumen entstammen. „Diese sind dann offenbar erst nachträglich im wachen Zustande von dem Propheten nicht ohne einen erheblichen Anteil von Verstandesarbeit in seine Predigt verwebt worden." Nur die Wachvision ist von der Ekstase begleitet, denn nur sie ist unmittelbares Produkt der seelischen Erregung: gesteigerte dichterische Produktion, echtes Prophetentum. Wenn dagegen der Prophet aus seinen von religiöser und nationaler Erregung beeinflußten Träumen die auswählt, die bei gehöriger Deutung — die Deutung

spielt hier eine entscheidende Rolle — für seine Zwecke verwandt werden können, so ist das Verstandesarbeit, eine Verstandesarbeit, die einen bedeutenden Anteil hat an der dogmatischen Ausgestaltung und Befestigung der religiösen Vorstellungen. Die Phantasietätigkeit braucht durch die Beteiligung des deutenden und grübelnden Intellekts nicht eingeschränkt oder zurückgedrängt zu werden. Das Gegenteil ist deutlich wahrzunehmen. „Wie drängen sich die Bilder und die Gleichnisse schon bei einem Sacharja gegenüber der schlichten und wuchtigen Sprache eines Hosea! Und wie ungeheuerlich wächst sich erst diese phantastische Dichtung in der jüdischen und der christlichen Apokalyptik oder in der Visionsliteratur der Inder aus! Doch gerade in dieser Fülle der Bilder verrät sich hier der Ursprung der Visionen aus Traumbildern, die selbst schon zum Teil Erzeugnisse religiöser Gefühlsrichtung, nachträglich in dieser das wache Denken beherrschenden Tendenz umgedeutet und wohl auch weiter phantastisch ausgeschmückt werden, sodaß sie nur halb wirkliche Traumvisionen, halb verstandesmäßig ausgedachte Allegorien sind."

Auf die Vorstellungen vom Wesen der Seele gewinnen nun diese Zustände besonders dadurch Einfluß, daß in ihnen bei außerordentlich gesteigerter Erregung der Gesichts- und Gehörsnerven die Tast- und Gemeinempfindungen zurücktreten. Deren Mangel bewirkt, daß der Visionär der irdischen Schwere, ja der ganzen Leiblichkeit ledig zu sein glaubt; unter den narkotischen Giften erzeugen besonders Opium und Haschisch diese Empfindung oder eigentlich Befreiung von gewöhnlichen Empfindungen. „Jene Befreiung von der Last der eignen Körperempfindungen ist es aber, auf der offenbar wesentlich die Fähigkeit der Versetzung in räumliche und zeitliche Fernen beruht." Man wird also wohl — Wundt macht diese Anwendung nicht — die Berichte über das Schweben mancher Ekstatischen in der Weise erklären dürfen, daß diese Personen selbst die Empfindung des Schwebens hatten, daß sie davon ihrer Umgebung Mitteilung machten, daß ihnen geglaubt wurde, und daß ihre Verehrer sie schweben sahen, weil man leicht sieht, was man inbrünstig zu sehen wünscht. Unsre heutigen Spiritisten sind groß in der Kraft, bei einer Séance alles zu sehen, was sie sich zu sehen vorgenommen haben. So schwindet denn mehr und mehr die primitive Vorstellung von der Leibseele, von der an den Körper gebundnen Seele, und es stellt sich die andre ein, daß der Seele ein vom Leibe unabhängiges Dasein zukomme. „So vollendet sich in der Vision und Ekstase jene Befreiung der Seele aus der leiblichen Gebundenheit, die in der Schattenseele des Traumes begonnen hatte, zunächst jedoch durch die übermächtigen Motive der Körperseele noch zurückgehalten war. Jetzt erst, in dem Augenblick, wo die ekstatische Erregung in einzelnen prophetischen Persönlichkeiten das unmittelbare Bewußtsein der seelischen Befreiung erweckt hat und dieses Bewußtsein auch auf andre überströmen läßt, hat die geistige Seele ihre Herrschaft angetreten, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo eine von

religiöser Mystik erfüllte Philosophie in dem Körper nur noch einen lästigen und erniedrigenden Kerker erblickt, der die ihrer Erlösung harrende Seele gefangen hält." Zugleich entwickelt sich die Vorstellung von einer verschiednen Dignität der Seelen: am höchsten steigt im Ansehen der Seher, dem es gegeben ist, mit Geistern zu verkehren. Und wer die Zukunft voraussieht, kann leicht auf den Gedanken verfallen, er vermöge sie auch zu beherrschen, nach seinem Willen zu gestalten, kann also leicht zum Zauberer werden. Greift dann aber auf einer höhern Stufe der Intellekt unterscheidend und zügelnd ein, so wird nur noch an den Seher, aber nicht mehr an den Zauberer geglaubt, weil diesen der Mißerfolg seiner Zauberkünste im Lichte der kritischen Beobachtung zuschanden macht. Wird der Seher ein Wundertäter, so bedeutet das nicht ein Zurücksinken auf die Stufe des Zauberers, weil das Wunder einer Einwirkung der Gottheit zugeschrieben wird. „Vor allem aber ist die Vision vermöge jener Entrückung in die Ferne, die ihr als die primäre Eigenschaft zukommt, eine Hauptquelle der Vorstellungen vom Leben nach dem Tode und vom Totenreich, das als die Stätte dieses Lebens gedacht wird."

Zu den Seelen der Verstorbnen gesellen sich dann als Bewohner des Geisterreichs noch andre Wesen, deren Erzeugungsstätte, wie die des Schattenreichs, ebenfalls der Traum ist, und zwar der Angsttraum. Der aus Hemmungen der Atmung und Beschleunigungen oder Hemmungen des Herzschlags entstehende Angsttraum ist entweder ein Fratzentraum oder ein Alptraum. In beiden Fällen scheint dem Träumenden ein gespenstisches Wesen, das im Alptraum riesige Dimensionen oder die Gestalt einer erdrückenden Last annimmt, feindlich entgegenzutreten. Der aufgeklärte moderne Mensch masculini, seit einiger Zeit wohl auch feminini generis, erleidet die Angst sehr häufig in der Form einer Schulprüfung oder einer Schulstunde mit dem Bewußtsein, nicht präpariert zu sein. Dem Unaufgeklärten erwächst aus solchen Träumen das Geschlecht der Elben, Kobolde, Erdmännlein, Vampire, Werwölfe und das ganze Dämonenreich. Zu ihrer Entstehung wirken die Krankheiten mit, besonders plötzliche Krankheitsanfälle mit auffälligen Symptomen: Delirien, Zuckungen und dergleichen. Hier ist es nicht der Leidende, der den Dämon wahrnimmt, sondern seine Umgebung, die des feindlichen Wesens Wirken in einem objektiven Befund zu schauen glaubt. Beides vereinigt ergibt die vermeintliche Inkubation im Äskulaptempel, aus der die Heilkunde hervorgegangen ist. Waren es ursprünglich nur zurückkehrende Seelen von Verstorbnen, vor denen man sich fürchtete, so haben dann die erwähnten Träume und Krankheiten und andre vermeintliche Erfahrungen wie Nebelgestalten nicht bloß über Gräbern, sondern auch an andern Orten, Angstgefühle, die sich in der Finsternis, der Wüste, auf See des Einsamen bemächtigen, die Luft, das Wasser und die Erde mit Wesen bevölkert, die nicht mehr als Seelen Verstorbner, sondern schlechthin als Geister gedacht werden, und von denen einzelne mit großer

Macht oder wenigstens mit einem Interesse für die Menschenwelt ausgestattet werden, das ihnen den Charakter von Dämonen verleiht. Die Dämonen aber veredeln sich dann im Laufe der Zeit zu Göttern.

Auf der untersten Stufe nun ist nach Wundt von alledem keine Rede. Sie kennt noch keine Götter, sondern nur einen Kult, und dieser ist bloßer Seelenkult, d. h. er besteht in Bräuchen, mit denen man die von den Seelen Abgeschiedner drohenden Schädigungen abzuwehren vermeint. Im zweiten Abschnitte des Buches wird dieser primitive Animismus in seinen Hauptformen, dem Zauberwesen und dem Fetischismus, dargestellt und u. a. nachgewiesen, daß die Vorstellung der Kausalität — gleichviel ob ihr ein Kausalitätstrieb zugrunde liegt oder nicht — keineswegs, wie Hume und die übrigen Philosophen meinen, an der regelmäßigen Aufeinanderfolge gewisser Naturerscheinungen erwacht, sondern an Ereignissen, die wider Erwarten eintreten. Das Gewöhnliche wird als selbstverständlich hingenommen und regt zu keiner Reflexion an. Dagegen wird zum Beispiel für eine plötzliche Erkrankung eine Ursache gesucht. Und der Primitive kennt nur eine Ursächlichkeit: die in seinem Willen ruhende, er weiß, daß er, handelnd, die Ursache von Veränderungen ist. Darum setzt er bei plötzlich eintretenden Veränderungen, besonders bei solchen, die ihn erschrecken oder ihm Schaden zufügen, den Willen eines andern Menschen als Ursache voraus: einen Schadenzauber. Am Schlusse dieses Abschnitts lesen wir:

Wenn Ethnologen und Mythologen bald die Erscheinungen des primitiven Animismus verwertet haben, um die Existenz religionsloser Völker zu demonstrieren, bald vom entgegengesetzten Standpunkte aus bemüht gewesen sind, jede vielleicht oberflächlich angehauchte Spur allgemeinerer Göttervorstellungen auf einen primären Monotheismus zu beziehen, so beruhen diese entgegengesetzten Bestrebungen im Grunde auf dem nämlichen Verkennen jener allgemeinen Gesetze psychologischer Entwicklung, die sich gerade so gut innerhalb der Erscheinungen der mythenbildenden Phantasie wie bei der Bildung der einfachsten Sinnesvorstellungen bewahrheiten. Es gibt nun einmal keine angebornen Ideen, auch keine angeborne Gottesidee, die dem Naturmenschen von seiner Geburt an eingepflanzt und nur da und dort mehr oder weniger durch obergläubische Beimengungen verunstaltet oder verdunkelt wäre, sondern der Mensch muß sich seine religiösen Ideen gerade so erwerben, wie er seine einfachsten Vorstellungen von Entfernungen, Größen und Beziehungen der Erscheinungen erwerben muß — nicht durch eine mühselige Reflexion, die möglicherweise auch zu andern Ergebnissen führen könnte, sondern unter dem Zwange einer psychischen Gesetzmäßigkeit, der die Gebilde der mythologischen Phantasie ebenso unterworfen sind wie die einfachen Sinneswahrnehmungen und Affekte, nur daß jene einen sehr viel längern und reichern Weg der Entwicklung zurücklegen. ... In Wahrheit gibt es ebensowenig einen ursprünglichen Monotheismus, wie es einen ursprünglichen Staat oder, allgemeiner gesprochen, eine ursprüngliche und nicht erst zu erwerbende Kultur gibt. Der ursprüngliche Monotheismus existiert nicht, weil überhaupt keine ursprüngliche Religion existiert, und weil selbst für die entwickelte Religion Begriffe wie Monotheismus und Polytheismus leere Zahlenschemata sind, nach denen sich der Wert einer Religion ebensowenig bemessen läßt wie etwa der Wert einer Ehe nach der Zahl der Kinder, die ihr entsprossen sind. Nicht auf

die Quantität, auf die Qualität kommt es an: eine Vielzahl guter Götter würde von höherm religiösem Werte sein als ein schlechter Gott, auch wenn dieser den Vorzug haben sollte, der einzige zu sein.

Der dritte Abschnitt behandelt die aus dem ursprünglichen Seelenkult hervorgehenden Kultformen: Animalismus, besonders in der Form des Totemismus, und Manismus (Ahnenkult). Beide sind nicht Ursachen sondern Wirkungen der sozialen Organisation; eine solche mußte vorausgehn, „ehe das Seelentier in die genealogische Form des Ahnentiers übergehn konnte". Die Ableitung der Menschen von Tieren ist das erste Erzeugnis mythenbildender Phantasietätigkeit; nicht mit Kosmogenien, sondern mit Anthropogenien beginnt diese. Diese Ahnentiere sind heilig, unverletzlich, Tabu, und aus dem Tabu entwickeln sich die Reinigungs- und Sühnungsriten, die Berührung oder unerlaubte Verwendung eines durch das Tabu geschützten Gegenstandes zieht Strafe nach sich, und die Furcht vor dieser veredelt sich später zu den Gefühlen der Ehrfurcht und des Abscheus. Das Tabu leitet zur Askese über. Der Kannibalismus wird auch von Wundt nicht als eine Äußerung der Roheit aufgefaßt, sondern als ein Brauch, durch den man sich die Eigenschaften und Kräfte des in den eignen Leib aufgenommenen anzueignen gedenkt; natürlich hängt er auch mit dem Menschenopfer zusammen. Der vierte Abschnitt ist den Dämonen im allgemeinen, den Spukdämonen, den Krankheitsdämonen und dem Hexenglauben, den Vegetations- und Schutzdämonen gewidmet. Der Hexenwahn und „die Untersuchung der besondern geschichtlichen Bedingungen dieser durch Jahrhunderte dauernden und über alle Kreise, vom Bauern bis zum gelehrten Kleriker und Juristen ausgebreiteten und bisweilen selbst den Naturforscher nicht verschonenden Geistesepidemie" rechnet Wundt zu den Aufgaben nicht der Völkerpsychologie, sondern der Kulturgeschichte und erinnert nur daran, daß in der christlichen Zeit der alte Aberglaube durch den Teufel seine besondre Färbung empfing, „die Dämonengestalt, die in der christlichen Kosmologie und Eschatologie eine so große Rolle spielt".

Wundts Ansicht über das Verhältnis der Mythologie zur Religion haben wir, wie erwähnt wurde, erst am Schlusse des „Bandes" zu erwarten, können uns also noch nicht mit ihm darüber auseinandersetzen; aber da im vorliegenden Buche dieses Verhältnis doch öfter gestreift wird, dürfen wir wohl jetzt schon einige Bemerkungen wagen. Wundt bezeichnet die jüdische Prophetie als das am meisten charakteristische Beispiel für das Gebiet der visionären und ekstatischen Erscheinungen, aber es ist nicht bloß dieses, sondern eine einzigartige, nirgends sonst in der Weltgeschichte vorgekommne Erscheinung von solcher Bedeutung für die Kulturentwicklung und für unser geistiges Leben, daß wir berechtigt sind, darin eine besondre Veranstaltung Gottes zum Heile der ganzen Menschheit zu sehen. Mögen darum immerhin die Visionen dieser Männer, physiologisch betrachtet, nichts andres als Halluzinationen gewesen sein, so hat sich doch Gott dieser Erregung ihrer Sinnesorgane bedient, um

Digitized by Google

durch sie dem Menschengeschlecht wichtige Wahrheiten mitzuteilen; darum habe ich zu dem Worte Illusionen, das Wundt dafür gebraucht, ein Fragezeichen gesetzt. Daß auch der Monotheismus an sich allein noch keineswegs die Lauterkeit, Echtheit und Erhabenheit der Religion verbürgt, das hat leider die Geschichte der drei monotheistischen Religionen mit erschreckender Deutlichkeit gelehrt. Dennoch ist der Unterschied zwischen Mono- und Polytheismus kein bloß quantitativer oder vielmehr arithmetischer, wie Wundt befremdlicherweise behauptet. Ohne Monotheismus, d. h. ohne die Annahme, daß nur eine Grundursache, ein Wille die Welt durchwaltet, kann der Gedanke der Gesetzlichkeit alles Geschehens nicht aufkommen, gibt es also keine Wissenschaft. Die griechischen Philosophen konnten nur dadurch zu unsrer heutigen Wissenschaft den Grund legen, weil sie den Polytheismus ihres Volkes innerlich überwunden hatten. Sodann: deutlicher als aus irgendeinem ethnologischen oder religionswissenschaftlichen Werke erkennt man aus Wundts Darstellung, daß jene Elemente des Katholizismus, die von der protestantischen Wissenschaft Aberglauben und Reste des Heidentums genannt werden, natürliche und unvermeidliche Produkte der religiösen Entwicklung sind. Und da die überwiegende Mehrzahl der Kulturmenschen heute noch auf Stufen steht — vielleicht immer stehn bleiben wird —, denen diese Glaubensmeinungen und Bräuche zukommen, so ist der Hierarchie kein Vorwurf daraus zu machen, daß sie diese Meinungen und Bräuche duldet und als Bestandteile ihres Kultus verwendet. Manche davon, wie die Reinigungssymbole und die Fastengebote, haben pädagogischen Wert, und die Regelung und Überwachung dieser Dinge durch die Kirche bewahrt die gläubigen Katholiken vor manchen Verirrungen, die heute in der protestantischen Welt uneingeschränkt wuchern. Alle sogenannten okkultistischen Experimente und das Gebaren schwärmerischer Sekten werden von der katholischen Kirche als Aberglaube gebrandmarkt, und die Beteiligung daran wird als Sünde verboten. Die Schuld der Hierarchie besteht nur darin, daß sie gewisse Formen des Aberglaubens, darunter auch nichts weniger als harmlose, dogmatisiert und damit eine ganze lange Periode hindurch entsetzliches Unheil angerichtet hat, daß sie weniger schlimme doch immerhin bedenkliche Formen des Aberglaubens, wie den Glauben an die Wirkung der Ablässe und an die Wirkungskraft und Verehrungswürdigkeit geweihter toter Gegenstände, zur Befestigung ihrer Herrschaft über die Gemüter aufrecht erhält und begünstigt, und daß sie an Personen, die alle diese Formen des Aberglaubens überwunden haben, die ungeheuerliche Zumutung stellt, zum Glauben daran zurückzukehren, eine doppelt ungeheuerliche Zumutung, weil das psychologisch unmöglich ist. Endlich mag noch erwähnt werden, daß Wundt Seite 153 bis 154 die beiden entgegengesetzten Hypothesen über die Religion oder Mythologie der Naturvölker erwähnt, indem sie von den einen als Entartungsprodukt aufgefaßt, von den andern, den Entwicklungstheoretikern, als ein Zeugnis für die tierische Abstammung des Menschen verwandt wird oder

wenigstens für den Ausgang der menschlichen Entwicklung von einer der Tierheit nahen Stufe aus. Nach Wundt ist die Völkerpsychologie nicht in der Lage, für eine der beiden Ansichten zu entscheiden; „der Widerstreit der Meinungen hat in diesem Falle nicht sowohl in den Tatsachen als in sonstigen allgemeinen Überzeugungen seine Quelle". Carl Jentsch

Granada

Von Klara Fincke

1

Wer sich mit der Geschichte Spaniens vertraut gemacht hat, den zieht es mit mächtiger Sehnsucht nach der alten Maurenstadt am Darro, zu dem stolzen Königsschloß Boabdils, des letzten Maurenfürsten. Schon durch den Klang des Namens übt die Alhambra einen unnennbaren Zauber auf uns aus, und gleichsam mit heiligen Schauern betritt man den Boden, auf dem eine überwältigende Fülle historischer Erinnerungen zu uns spricht, und eins der köstlichsten Architekturdenkmäler aller Zeiten uns den Geist und den Sinn einer Nation vergegenwärtigt, die eine überaus wichtige Rolle in der Geschichte des europäischen Mittelalters gespielt hat. Die Natur bildet einen herrlichen Rahmen für die alte Pracht. Üppige, südländische Vegetation schmiegt sich um die Alhambrahügel, die fast tropische Sonnenglut wird durch nie versiegende, murmelnde Quellen gemildert, und neben Palmen, Lorbeer und Granate gedeihen Ulme, Eiche und zahlreiche Baumarten des deutschen Waldes. Den erquickendsten Anblick gewährt uns die Sierra Nevada, die, das südlichste Schneegebirge Europas, ihren Hermelinmantel immer auf den Schultern behält und stets erfrischenden Hauch herniedersendet. Der Gipfel ist 3480 Meter hoch, er schaut auf die Vega von Granada herab, wo der Ölbaum wie die Weinrebe reiche Ernten spenden, Weizen, Roggen und Gerste gedeihen, und wo es vorzügliche Alpenweide noch bis zu 2200 Meter Höhe gibt. Die Mauren hatten durch kunstreiche Bewässerungsanlagen diese Vega zu einem wahren Paradies gemacht, das für den fruchtbarsten und reichsten Landstrich der Erde galt. Ein großer Teil dieser Kanäle ist noch heute erhalten und läßt uns diese Ebene sowie die Umgebung des Zauberschlosses als eine Oase erscheinen, die in ihrer lachenden Schönheit auf den Fremden einen geradezu überwältigenden Eindruck macht, nachdem er sich durch den landschaftlichen Charakter Andalusiens enttäuscht gesehen hat. Denn es ist zum größten Teil ödes, unfruchtbares Land, wo unter der Tyrannei der Sonne im Sommer alles Leben erstirbt.

Schon bei der Wanderung durch die Stadt versinken die Jahrhunderte vor unserm geistigen Auge, und die Erinnerung an die Blütezeit maurischer Kultur steigt vor uns herauf. Ist hier auch durch die christlichen Eroberer, Isabella die Katholische und Ferdinand, mit einem wahren Vandalismus gewütet geworden, sodaß wenig Kunstdenkmäler jener glorreichen Zeit erhalten sind, so hat doch die Stadt mit ihrem Gewirr enger und regellos gefügter Straßen den echt arabischen Charakter bewahrt. Granada hatte ja auch am längsten Widerstand geleistet,

während Cordoba, Valencia und Sevilla längst gefallen waren, und konnte so seine Eigenart noch zum Teil bis in die Neuzeit bewahren. Diese hat verhältnismäßig wenig an dem alten Bilde geändert. An Neueinrichtungen für den modernen Verkehr ist außer einer Straßenbahn, die erst seit kurzem die Verbindung zwischen Stadt und Alhambra vermittelt, so gut wie nichts zu finden. Aber sogar der verwöhnteste Reisende entbehrt gern den gewohnten Komfort und findet, wenn er eine empfängliche Seele für die Taten der Menschengeschlechter hat, die einst hier wirkten, die Wahrheit des Spruchs: Quien no ha vista Granada, no ha vista nada.

Ursprünglich war Granada eine römische Niederlassung auf iberischem Grund und Boden, es hieß Illiberis und lag vor dem jetzigen Elviratore auf einer Berghöhe, auf der später die Mauren eine Burg, die Alcazaba erbauten, von der nur noch kärgliche Überreste vorhanden sind. Der jetzige Stadtteil Albaicin trug den Namen Granada, die Alhambrahöhe Nativola. Von dieser Zeit ist nur unbestimmte, im Dämmer der Jahre verblaßte Kunde auf uns gekommen. Die maurischen Dichter und Schriftsteller, die in Meisterwerken ihre eigne Zeit so trefflich zu schildern wußten, daß sie uns die innerste Seele ihrer Nation offenbaren — sie hatten kein Verständnis für das, was sich vor ihnen auf diesem Boden abgespielt hatte. Sie wußten nichts vom klassischen Altertum. Auch die Westgoten haben hier wenig Spuren zurückgelassen; was sie schufen, wurde weder verherrlicht noch in Architekturdenkmälern erhalten. Die Blütezeit für Granada begann zu Anfang des achten Jahrhunderts, nachdem die Mauren die Stadt um 711 erobert hatten. Sie erbauten auf dem Albaicin die alte Burg al-Kasaba al-Kadima und die „neue Burg" auf dem Alhambrahügel, auch erweiterten sie die Torres Bermejas. Diese „roten Türme" gehören zu einem weitausgedehnten Gebäude, das uns mit seinen Kasematten, der Zisterne und den unterirdischen Pferdeställen ein treffliches Beispiel altmaurischer Befestigungskunst darbietet. Der Blick von dieser hohen Warte zeigt uns die weite Ausdehnung der Stadt, die heute beträchtlich entvölkert ist und nur 75000 Einwohner hat, während sie, als Granada erbaut wurde, eine halbe Million Bewohner besaß. Im dreizehnten Jahrhundert unter dem Nasriden Mohammed Ibn ul Ahmar, als das westliche Khalifenreich zerstückelt und unter unzählige kleine Dynastien verteilt worden war, wuchs besonders mit dem Glanz Granadas der Umfang der Stadt. Das Reich, das dieser Maurenfürst hier gegründet hatte, stand noch auf der Höhe der politischen Macht, die die Voraussetzung für die Kraft des Schaffens auf geistigem Gebiet ist. Die Edelsten der Nation, die nach der Eroberung Sevillas und Cordobas durch die Christen ihre Heimat aufgeben mußten, zogen nun nach Granada an den Hof des kunstliebenden Fürsten und trugen nicht wenig zum letzten Aufblühen arabischer Kultur bei, die sich hier zur höchsten Pracht entfaltete. Unter ihm und der weisen Regierung seiner Nachfolger wurden nicht nur die Künste und Wissenschaften gepflegt, sondern auch Ackerbau und Industrie aufs höchste vervollkommnet, neben der Baukunst gedieh das Kunstgewerbe, Verkehrsstraßen vermittelten die Verbindung mit den handeltreibenden Völkern. Aber Parteikämpfe, unter denen die Empörung der Abencerragen — eins der vornehmsten Adelsgeschlechter — besonders verhängnisvoll wurde, bereiteten den Verfall des Reiches vor. Diese Wirrnisse benutzten Isabella die Katholische und ihr Gemahl Ferdinand zur Erreichung ihres heißersehnten Zieles, nun auch das letzte maurische Königreich in ihren Besitz zu bringen. Aber es war ein harter Kampf, erst nach zehnjähriger Belagerung, während das christliche Königspaar in Santa Fé sein

Lager hatte, siegten die spanischen Waffen in der Schlacht von Granada im Jahre 1492, und der unglückliche König Boabdil mußte verzweifelten Herzens dieses irdische Paradies verlassen und nach Afrika zurückkehren, von wo seine Vorfahren herübergekommen waren und sich in siebenhundertjähriger Herrschaft einen großen Teil Spaniens unterjocht hatten.

Bald nach der Kapitulation ging die arabische Kultur in Granada zugrunde. Die Besiegten hatten zwar von der spanischen Regierung die Zusage erhalten, ungehindert ihre Religion ausüben zu dürfen, aber diese Versprechungen wurden, besonders durch Einwirkung des Kardinals Cisneros, gebrochen. Er wollte den Islam in Spanien, der seine letzte Zuflucht in Granada gefunden hatte, mit Stumpf und Stiel ausrotten. Dieser Kirchenfürst hielt es für keine Sünde, wortbrüchig gegen Ungläubige zu werden. So zwang man die Mauren, sich taufen zu lassen oder das Land zu verlassen. Die Wohlhabenden zogen weg, aber die ärmere Bevölkerung blieb an die Scholle gebunden und blieb, wenn auch im geheimen, ihrem Glauben treu. Als unter Karl dem Fünften die Inquisition in Granada ihren Einzug hielt, unterwarf das heilige Offizium die Mauren seiner Gerichtsbarkeit. Viele entflohen zu ihren Glaubensgenossen nach Afrika, Tausende der Zurückbleibenden wurden in die Kerker geworfen, gefoltert und verbrannt. Und unter Philipp dem Dritten wurden die letzten Mauren aus Spanien vertrieben. Der Rachedurst machte diese Heimatlosen zu Korsaren, und ihre Seeräuberschiffe im Mittelmeer kaperten viele unter dem Zeichen des Kreuzes segelnde Fahrzeuge, deren Insassen in die Sklaverei geschleppt wurden.

Nachdem Granada gefallen war, hatte Cisneros viele hunderttausende Bücher arabischer Gelehrten und Dichter, die die Geistesarbeit von Jahrhunderten in sich schlossen und hervorragende Werke über Mathematik, Astronomie, Naturbeschreibung und Medizin enthielten, auf offnem Markte verbrennen lassen. Die meisten prächtigen Bauwerke wurden dem Erdboden gleich gemacht, nicht nur der Glaube, sondern auch Tracht und Sitten der Mauren wurden geächtet. Es begann mit der christlichen Herrschaft eine neue Kulturperiode. Fiel doch die Entdeckung Amerikas mit der Eroberung Granadas in dasselbe Jahr. Neuer Reichtum ergoß sich nun mit den überseeischen Schätzen, die im Torre d'oro in Sevilla gelandet wurden, über das ganze Land. Granada erhielt seinen reichen Teil davon, und durch eine Fülle architektonischer Meisterwerke, besonders Kirchen, suchte man den Glanz der Maurenzeit zu verdunkeln. Es ist nicht gelungen. Wenn wir auch vieles bewundern, was Isabella und Ferdinand ins Leben riefen, so ist doch den Überresten der Wunderpaläste, die einst im Glanz einer Fabelwelt erschienen, nichts vergleichbar.

Die Stadt, die zur Maurenzeit fünfzehn Kilometer Umfang gehabt haben soll, zieht sich am Fuße zweier Bergvorsprünge hin, die zum Cerro dal Sol aufsteigen und gegen die Vega steil abfallen. Der nördliche Hügelrücken, der Albaicin, bildet eine Stadt für sich und wird durch den in tiefer Schlucht brausenden Darro von dem Alhambragebiete getrennt. Im Verkehrsmittelpunkt Granadas, der „Puerta Real", ist der Fluß überwölbt bis zur „Plaza de Bibarrambla", südlich verbindet er sich mit dem Genil. Der Sturm der Zeiten ist unbarmherzig über den einst in der ganzen Welt berühmten Platz hinweggebraust, den ein maurisches Tor zierte, das auf diesen Schauplatz blutiger Zwiste zwischen Zegris und Abencerragen sowie maurischer und später christlicher Feste herabschaute, bei denen Turniere und Stierkämpfe in erster Reihe standen. Die „Miradores", ein nach Diego de Siloes Entwurf errichteter Prachtbau für die Zuschauer, brannte 1879 nieder. Nur der erzbischöfliche Palast

aus dem siebzehnten Jahrhundert fesselt die Aufmerksamkeit, im übrigen ist der Platz von Häusern begrenzt, die mit ihren ganz von Holzstäben umgitterten niedrigen Balkons eine leise Ähnlichkeit mit Hühnerkäfigen aufweisen und uns um alle Illusion bringen. Das tun außerdem noch die Geldwechsler, die im Verein mit Irdenzeughändlern, Pastetenverkäufern und Leuten, die Hüte, Gewürze, Stahlwaren feilhalten, diesen historischen Boden entweihen. Ihre merkantile Ader scheint sehr ausgebildet. Mit echt südländischer Beredsamkeit schreien sie uns ihre Geschäftsanerbietungen gellend in die Ohren. Unverfälschtes spanisches Volksleben bietet uns der Zacatin, der seinen maurischen Namen, der „Seilhändler" bedeutet, beibehalten hat. Es ist eine für Wagen unbenutzbare Straße, in der es immer nach Jahrmarkt aussieht. In Verkaufsbuden, deren Besitzer jeden modernen Luxus verachten, ist alles, was des Menschen Herz nur begehrt, zu haben, vom ordinärsten Halstuch, das der Eseltreiber seinem Schatz kauft, bis zum kostbarsten Seidenbrokat und wahren Prachtstücken des Kunstgewerbes. Abends zieht der glitzernde Strom einer geputzten Menge hier auf und ab, besonders Leute aus dem Volke, vermischt mit einheimischen Studenten sowie solchen aus Salamanca. Die spielen die Gitarre und das baskische Tamburin mit Castagnetten- und Triangelbegleitung und singen dazu aus voller Kehle drollige Lieder, die aber niemals anrüchigen Text haben. Dazu ist der andalusische Volkscharakter zu fein und liebenswürdig.

In der Nähe des Zacatin finden wir an der Placeta de la Lonja einige kostbare Reste aus der Araberzeit von der durch Feuer im Jahre 1843 fast gänzlich zerstörten Verkaufshalle, die überdeckt war, eine Anzahl Gassen enthielt und hervorragend schönen architektonischen Schmuck von Säulen und Ornamenten aufwies. Einer modernen Halle, die aber fast unbenutzt daliegt, sind diese Überbleibsel alter Pracht eingefügt. Nicht weit davon bewundern wir maurische Überreste an der „Casa del Carbon". Einst war es ein prächtiger Palast, dieser Getreidespeicher Granadas, der die reichen Ernten der Vega in sich aufnahm. Hat ihm auch die Zeit, die ihn in ein Kohlenlager umwandelte, übel mitgespielt, so ist doch ein malerisches Tor mit Hufeisenbogen, Stuckornamenten und Stalaktitengewölbe dieses einst „Alhóndiga" genannten Bauwerks von stimmungsvollstem Reiz. An der Südseite der Placeta de la Lonja steht die Casa del Cabildo antigua, in der Reste der arabischen Universität erhalten sind, die von Jûsuf dem Ersten gegründet wurde, nachdem Sevilla und Cordoba verloren waren. Das Gebäude wurde später Wohnung der katholischen Könige, deren Initialen nebst dem Granatapfel vielfach angebracht sind. Mehr als drei Jahrhunderte diente es alsdann als Stadthaus, gegenwärtig als Tuchwarenlager. Durch allen Wandel der Zeiten hat das Gebäude, das in neuer Zeit restauriert wurde, viel im Innern von seinem arabischen Charakter bewahrt, so besonders in einem herrlichen Kuppelsaal und in einer wundervollen Artesonadoholzdecke in der Sala de Cabildos, die eine Verkleidung des Dachstuhls ist und das für maurische Innenarchitektur so charakteristische Schnitzwerk von Terebinthenholz aufweist. Die Wände sind getüncht und verbargen bis vor kurzem arabische Inschriften, die wichtige Aufschlüsse über die Ziele der alten maurischen Hochschule geben. Man hat nun begonnen, diese Sprache der Vergangenheit freizulegen, und hat dabei auch Ornamente gefunden, die an Schönheit mit denen der Alhambra wetteifern. Von Osten her schaut sie von ihrem die Stadt überragenden Berge in diesen Stadtteil hinein, herrlich anzusehen mit ihren rötlichen Mauern und Türmen, um die der leuchtende Frühling, in dessen Schmuck wir sie bewundern konnten, sein jugendfrisches Blütengewand geworfen hatte.

Wir betreten die Königsburg durch die Puerta de las Granades, ein mit dem Wappen Karls des Fünften geschmücktes Eingangstor. Aufwärtssteigend bietet uns der Alhambrapark köstlichen Schatten hochragender Ulmen, die von murmelnden Quellen ohne Zahl genetzt werden. Etwas prosaisch berührt uns der Anblick einiger englischen Hotels, die sich recht anachronistisch an dieser weihevollen Stätte ausnehmen. Aber der Alhambrahügel bildet nicht nur eine Festung, sondern trägt auch eine Ortschaft, die zur Maurenzeit städtischen Charakter hatte und 20000 Einwohnern Platz bot. Gern rastet man am Brunnen Karls des Fünften, der im edeln Renaissancestil gehalten ist. Hier in diese holdselige Einsamkeit dringt kein Ton der Außenwelt, aber abends hört man, wie sich Nachtigallen in ihren Liebesliedern üben. Weiter durchschreiten wir die Puerta de la Justicia, einen quadratischen Turm mit gewaltigem Torbogen in Hufeisenform, an dessen Schwelle nach arabischer Sitte Recht gesprochen wurde. Eine Riesenhand in Stein über dem Eingang soll zur Abwehr alles Bösen dienen. Sie hat keinen Schutz geboten gegen Krieg, Erdbeben und Verfall. Wie durch ein Wunder nur entging die Alhambra 1812 bei der französischen Invasion der gänzlichen Zerstörung, als ein kühner spanischer Soldat die schon glimmende Zündschnur, die die Explosion hervorrufen sollte, durchschnitt. Fast hätte die Schloßburg das Schicksal der Akropolis von Athen geteilt, die 1687 bei der Belagerung durch die Venezianer, als ein Pulverturm aufflog, in ihren Hauptteilen zerschmettert wurde.

Das Alter der Alhambra als Festung ist mit ziemlicher Sicherheit auf 1100 Jahre anzunehmen. Die äußere Umfassung mit den dreiundzwanzig Türmen dagegen stammt erst aus dem vierzehnten Jahrhundert, der Zeit, als der Palast begonnen wurde. Der durch die Darroschlucht vom Alhambrahügel getrennte Albaicin enthielt früher die Residenz der Maurenfürsten, die der Ziritendynastie angehörten. Es war der Stadtteil des Adels, jetzt der der Zigeuner. Als Königssitz unter den christlichen Herrschern diente die Alhambra Ferdinand und Isabella, dann Karl dem Fünften, der sich hier einen neuen Palast erbaute. Um Raum zu gewinnen, ließ er einen Teil des maurischen Schlosses abbrechen, was doppelt beklagenswert ist, weil der König die nur halb vollendete glänzende Heimstätte niemals bewohnt hat. Nur die riesigen Mauern des in Anlehnung an die Bauten der römischen Hochrenaissance ausgeführten Kaiserpalastes ragen auf, ein Dach hat ihn nie beschützt, und Wind und Wetter arbeiten unausgesetzt an der weitern Zerstörung dieser Ruine, die sich dem Ganzen höchst unharmonisch einfügt. Von den alten maurischen Teilen der Alhambra sind drei Gruppen von Baulichkeiten zu unterscheiden, die alle im Laufe eines Jahrhunderts entstanden sind. Der Bau im Norden, von dem nur noch ein kleiner Teil, der sich an den Mexuarhof angliedert, erhalten ist, genügte in seinen bescheidnen Verhältnissen den noch nicht sehr hochgehenden Ansprüchen des Hofes. Anders der stolze Comarespalast, der, mit edler Raumverschwendung angelegt, ein Staatsgebäude von blendender Pracht und Schönheit war, der die wachsende Macht der Fürsten versinnbildlicht. Der Hauptraum ist der Myrtenhof. Der dritte Teil bildet den üppigen Löwenhofbau, der die Winterwohnung des Königs und den Harem enthielt.

Der Marquis von Carabas

Roman von Palle Roſenkrantz

Siebentes Kapitel

(das ſehr kurz, dafür aber ſehr rührend iſt)

Fräulein Helga Anthon bewohnte zwei Zimmer in Frau Peterſens Penſionat, die beſten dieſes Etabliſſements, die mit all dem mangelnden Geſchmack, über den dieſe herzensgute Dame verfügte, ausgeſtattet waren. Sie wurde mit großer Aufmerkſamkeit, die ſich mit Herzlichkeit paarte, behandelt; es wäre doch zu ſchön, ſagte die Frau des Hauſes, eine gleichaltrige Dame getroffen zu haben, mit der man ſeine Gedanken austauſchen könne. Und ſo war es auch.

Die Zeit fiel Pips ein wenig lang; ſie las viel, ſpielte wenig und ſtickte noch weniger. Sie ſehnte ſich nach einer Art von Verantwortung und nach Jörgen. Dieſer kehrte aus Trudſtrup zurück und brachte einige Tage in der Stadt zu. Man traf ſich im Penſionat, wo der Gutsherr mit der Ehrfurcht, die man einem Paſcha erzeigt, behandelt wurde.

Es wurde hoch und heilig verſichert, daß er mit dem Fräulein ehrbar verlobt ſei, geglaubt dagegen wurde es nur halb, und beſonders das dralle Bäckerfräulein, das ſich von der neuen Penſionärin verdrängt fühlte, hatte arg zu hecheln: So eine — und verlobt? Ach ja!

Jörgen war gut und zärtlich; von Wetter und Sonne gebräunt war er auch. Pips aber fühlte ſich dennoch ſeiner nicht ſicher; ſie mußte an Trudſtrup und die Komteſſe denken.

War ſie nun wirklich ſo ſchön? fragte ſie Jörgen, und Bitterkeit lag im Ton ihrer Stimme.

Du weißt ja, Pips, daß niemand ſo ſüß iſt wie du, erwiderte Jörgen und unterſtrich die Worte mit der Tat. Pips ſtritt ein wenig dagegen.

Da wurde Jörgen eifrig: Ich kümmere mich überhaupt nicht um die ganze Damengeſellſchaft, ſagte er. Das iſt vielleicht ein Fehler von mir. Aber ich weiß niemals, was ich zu dieſen Salongänſen eigentlich reden ſoll. Konverſation! Lächerlich! Nein nein, kleine Pips, mit dir allein kann man ſich unterhalten. Ja, nur neben dir zu ſitzen, mit der Hand über dein Haar zu ſtreichen und deine Augen zu küſſen, kleine Pips, das iſt mein Verlangen. Um all die Steifheit aber mit grande toilette und dem ganzen Geſellſchaftsunſinn kümmere ich mich nicht im geringſten.

Pips war beruhigt oder wenigſtens beinahe. Sie hat aber natürlich viele ſchöne Kleider? meinte ſie.

Ach, danach ſehe ich überhaupt nicht, verſetzte Jörgen, aber in demſelben Augenblick ſtand dem Böſewicht das bewußte Jens Juelſche Kleid vor den Augen. Dann begann er Vergleiche zu ziehen, und dieſe fielen ſchließlich zu Pips Gunſten aus, was jedoch am meiſten daher kam, daß ſie gerade ihren Kopf an ſeine Schulter gelehnt hielt und zu ihm aufblickte.

Du bist mir also nicht untreu geworden? fragte sie.

Nein, versetzte er bestimmt.

Pips war siegesstolz und zollte der Komtesse großmütig einige Anerkennung. Sie sieht ja recht gut aus, sagte sie, aber sie ist bloß ein bißchen sehr mager.

O, widersprach Jörgen, jetzt ist sie voller geworden.

Das hätte er nicht sagen sollen, denn Pips zog gleich ihren Kopf zurück. Jörgen machte deshalb den Fehler schnell wieder gut.

Du sollst sehen, Pips, nun wird sie gewiß eine ebenso schwere, dicke Mackedose werden, wie ihre Mutter es ist, und ich kann doch fette Weiber nicht ausstehn.

Der Friede war wiederhergestellt.

Jörgen, sagte Pips nach einer längern stummen Unterhaltung, hättest du nicht Lust, mit mir nach Hause zu kommen und Vater und Mutter guten Tag zu sagen? Die finden es so wunderlich, daß du dich niemals blicken läßt.

Jörgen hatte keine Lust. Ich reise morgen nach Steensgaard, sagte er, willst du mit?

Nein, Pips wollte nicht nach Steensgaard. Der glatte Ring hatte bewirkt, daß sie sich in eine Hoffnung eingelebt hatte, die einen Plan erzeugte. Sie wollte nicht nach Steensgaard, bevor ... Nein, sie wollte nicht. Im Grunde genommen, war Jörgen hierüber ganz froh. Er war verpflichtet, einige Jagden zu veranstalten und dazwischen die Nachbarn ein wenig zu besuchen; kurz gesagt, es war am besten, wenn sie nicht mitkam. Und nun war er sogar über die Notwendigkeit hinweggehoben, es ihr zu sagen.

Sie sprachen also nicht weiter darüber. Jörgen aber fühlte mit unumstößlicher Sicherheit, daß Pips das süßeste, liebste und am meisten betörende Mädchen der ganzen Welt sei. Und sie vergaß die mehr inwendige Seite der Sache. Jörgen war so süß, so gut und so lieb, daß sie über gar nichts mit ihm sprechen mochte. Er war ja der Ihrige und sie die Seinige.

Achtes Kapitel

(worin Katt wie ein wirklicher gestiefelter Kater auftritt und den Grund zum Wohlstande des Marquis für kommende Zeiten legt, und worin die Komtesse zur Abwechslung einmal Rubinstein singt)

Die Exzellenz hatte einen alten Gutsverwalter, der Obergutsinspektor tituliert wurde und Justizrat war. Er war ein tüchtiger Mann, wenn es galt, Gutseinnahmen einzukassieren, ein getreuer Diener, wenn er diese an seinen Herrn weiterzuzahlen hatte, aber ein sehr bescheidner Geist, wenn es sich darum handelte, ein Gut zu verwalten. Er saß in seinem Bureau und legte Graschen auf Graschen, empfing und zahlte aus, schrieb auf jede einzige kleine Rechnung seinen Namen und war im ganzen nicht mehr als ein Schreiber.

Von der Administration verstand er nichts, von den Finanzen noch weniger, und aus lauter Vorsicht nahm er nicht eine einzige Chance wahr, die sich bot. Die königlichen Obligationen waren das einzige Papier, das er schätzte, und wenn er ein Erbpachtgut verkaufte, so konnte er vierzehn Nächte nicht schlafen. Er war verzweifelt über den großen Aufwand, den die Exzellenz trieb, sein grauer Kopf wurde weiß, sein gebeugter Rücken krumm, aber er gehörte weiterhin zu denen, aus denen nicht ein Pfennig mehr herauszuhalen ist, als man in sie hineingesteckt hat. Diesem Biedermann trug Katt seine Pläne wegen der Grundstücke in der Hauptstadt vor, und dieser verstand von der Sache nicht ein Wort. Katt war deshalb genötigt, mit der Exzellenz selbst zu reden. Und Katt redete.

Die Jagden waren vorbei, und die Exzellenz hatte gewünscht, Katt noch ein paar Tage bei sich zu behalten, um mit ihm über die Interessen des Wahlkreises zu sprechen. Sie saßen zusammen in dem großen Arbeitszimmer der Exzellenz, in dem vom Fußboden bis zur Decke an allen Wänden ein Band neben dem andern stand, alles unberührt, wie es aus der Werkstatt des Buchbinders gekommen war. Mitten unter all diesem geschriebnen Wohlstand saß der kleine Lehnsgraf an seinem großen Arbeitstisch, freundlich lächelnd und schnaufend. An und für sich war er gütig und offenherzig, im Grunde genommen mehr der Gast seiner Frau als der Herr des Hauses. Katt rückte nun mit seinem Anliegen hervor.

Eure Exzellenz mögen entschuldigen, sagte er, daß ich eine Sache berühre, die mich direkt nichts angeht. Ich habe bei Gelegenheit erfahren, daß in jetziger Zeit viel Kopenhagner Grundstücke zum Bebauen verwertet werden müssen. Die Stadt entwickelt sich, der heutige Anspruch auf helle und geräumige Wohnungen ist aus rein menschlichen Gründen entstanden, und in fieberhafter Eile wird Haus an Haus gereiht. Ich weiß, daß Eure Exzellenz das viele Bauen ungesund finden werden, und etwas Ungesundes ist auch dabei, aber es sind doch viele gesunde Unternehmen darunter.

Seine Exzellenz lag in den Stuhl zurückgelehnt mit derselben Miene, mit der er den Bericht seines Departementdirektors anhörte. Er hatte die Gabe, so auszusehen, als ob er alles viel besser verstünde als der Referent, und er wußte mit Beschränkung Fragen zu stellen. Dieses Vermögen kam daher, daß er sein ganzes Leben hindurch mit Sachen zu tun gehabt hatte, die er nicht verstand, und dadurch war seine Fähigkeit, zu tun, als ob er verstünde, bis zu einem so hohen Grade geschärft worden, daß man ihn in gewissen Kreisen sogar für einen sehr verständigen Mann hielt.

In jedem Falle wirkte er anspornend auf den Berichterstatter. Ab und zu nickte er und brachte dabei einen wohlwollenden Nasallaut hervor, der alles bedeuten konnte; jedenfalls offenbarte es seinen guten Willen, bei der Sache zu sein. Katt wurde durch diese kleinen Grunztöne sehr angeregt.

Eure Exzellenz besitzen nun ein wertvolles Aktivum in Ihren Grundstücken in der Stadt.

Es war dies nicht das erstemal, daß Seine Exzellenz davon hörte. Nun lächelte er überlegen. — Die sind mit fideikommissarischen Fesseln beiegt, mein Lieber, und diese kann man nicht lösen.

Man hat es bisher nicht getan, sagte Katt fein, aber Eure Exzellenz sind ja in der Leitung des Reiches so hoch gestellt, daß Eure Exzellenz selbst „man" sind. Es kann somit nicht die Rede davon sein, was „man" will, sondern was Eure Exzellenz wollen.

Dieser Appell an die Machtvollkommenheit der Exzellenz war ihr nicht unangenehm. Sie grunzte dreimal hintereinander ziemlich stark.

Der Vorschlag, den ich Eurer Exzellenz zu unterbreiten mir erlaube, geht dahin, die erwähnten Fesseln lösen zu lassen; dies kann gewiß nur dadurch geschehen, daß an Stelle der Grundstücke entsprechende Kapitalien gefesselt werden, aber es würde Eurer Exzellenz eine Renteneinnahme gewähren, nach der sich Eure Exzellenz vielleicht nicht drängen, die aber niemals unangenehm fallen kann.

Das, was Sie sagen, mein junger Freund, ist nichts neues für mich. Ich habe mit dem Geheimen Etatsrat Fieron schon mehrmals darüber gesprochen. O, Sie wissen nicht, wieviel wir über den Gegenstand geredet haben; ich besitze jedoch nicht alle Grundstücke, von denen die Rede sein kann, und wenn man von diesen absehen müßte, so würde das Ganze schließlich nutzlos sein.

Das weiß ich, versetzte Katt bescheiden, sonst würde ich die Sache gar nicht hervorgebracht haben. Aber der Zufall will es, daß ich mit Leuten in Verbindung stehe, die früher wohl unzugänglich gewesen sind, nun aber nicht mehr in diesem Rufe stehn.

Katt sagte mithin nicht, daß es der Anwalt Vögedal gewesen war, der den Unzugänglichen das Geld abzunehmen verstanden hatte. Die Exzellenz betrachtete ihn voll Verwunderung. Sie sind ein tüchtiger junger Mann, Herr Kattrup, sagte er, aber der Plan übersteigt gewiß Ihre Kräfte. Sogar dem Geheimen Etatsrat war bange davor.

O, der Geheimrat hat sich selbst in höherm Maße mit der Sache befaßt, als gut für ihn ist. Mäßigkeit ist auch hier am Platze. Man soll nicht seine weißen Elefanten vor jeden Äpfelwagen spannen, der zum Gemüsemarkt fährt, denn dann werden die Tiere zuletzt doch nicht mehr beachtet. Ich vermag Ihnen so gute Garantien für den Erfolg dieses Unternehmens zu gewähren, daß es unbedingt glücken muß.

Die Exzellenz sah skeptisch aus. Katt fuhr fort: Eure Exzellenz sollen gar nicht selbst bauen; denn ein solches Unternehmen könnte leicht auf Schwierigkeiten stoßen. Der erste Besitzer eines so großen Komplexes verbaut sich leicht. Wir pflegen zu sagen, daß ein Stadtviertel erst einigemale unter den Hammer muß, bevor es sich bezahlt. Da draußen sitzt jetzt eine ganze Reihe von wohlhabenden Leuten auf eignem Boden, die verschiedne frühere Besitzer an den Bettelstab gebracht haben.

Seine Exzellenz hörte dieses mit einem Ernst an, als ob er einer Grabrede lauschte. Was haben Sie nun eigentlich für eine Absicht, mein Guter? fragte er und versuchte inquisitorisch auszusehen.

Katt eröffnete ihm nun den größten Teil dessen, was er solange verborgen gehalten hatte. Ich will ganz einfach Eurer Exzellenz ein Kaufgebot für alle Grundstücke machen; jeder Schilling soll ausgezahlt werden, und ich vermag sogar zu garantieren, daß auch Summen zur Auszahlung gelangen werden, die nicht fideikommissarisch festgelegt zu werden brauchen.

Die Exzellenz spitzte die Ohren. Und dann wollen Sie oder die Leute, die Sie vertreten, bauen?

Nein, sagte Katt, denn wenn ich Eurer Exzellenz nicht dazu geraten habe, so tue ich es meinen Mandanten gegenüber noch viel weniger. Ich will eine Aktiengesellschaft schaffen, oder richtiger, es soll eine Aktiengesellschaft geschaffen werden, die den Weiterverkauf besorgen soll. Eure Exzellenz können sich doch nicht dazu hergeben, mit kleinen Grundstücken zu hausieren.

Sie wollen aber bei der Sache jedenfalls auch verdienen?

Das müssen wir abwarten; aber der Fideikommiß kann nicht dieselben Bedingungen annehmen, die wir sehr wohl annehmen können. Wir müssen Kredit gewähren, und dabei haben wir selbstverständlich unsern Vorteil.

Die Exzellenz hatte sich ganz in den Stuhl zurückgelehnt. Im Grunde genommen paßte es jetzt zum Dezembertermin durchaus nicht so schlecht, eine solche Affäre in Gang zu setzen. Die Kasse war leer, der Justizrat jammerte. Eine „Affäre" bedeutete immer bares Geld, und mit der Lehnskontrolle würde er sich einigen können. Das Ganze sah eigentlich vielversprechend aus, bloß daß dabei ein Geheimer Etatsrat, ein Obergerichtsanwalt und ein Bankdirektor fehlten. Er glaubte, auch derartiges könne nicht ohne Titel und bekannte Namen — ohne weiße Elefanten — abgemacht werden.

Katt räumte ein, daß dieses richtig sei, aber gerade daran liege es, daß solche Affären immer viel mehr kosteten, als sie sollten. Er wollte jede Garantie leisten, sagte er, was ja auch notwendig sei, da die öffentliche Verwaltung in zweiter Hand mit interessiert wäre. Er verlange die Antwort Seiner Exzellenz nicht sogleich; Seine Exzellenz möchte bloß die Sache in Erwägung ziehen. Und um ihm Appetit zu machen, erzählte Katt offenherzig von der Baugesellschaft Carabas und deren vortrefflichem Erfolge.

Beim Namen „Carabas" lächelte die Exzellenz und wiederholte das Wort in herrlichem Französisch; für ihn, der Steensfeld als wohl situiert ansah, fiel alles abenteuerliche fort, und er wünschte bei sich im stillen, daß er seinen Justizrat in einen unternehmungslustigen Katt verwandeln könnte.

Mehr als das Versprechen, daß er sich die Sache überlegen werde, konnte Katt jedoch bei ihm nicht erreichen; doch die Lust des Lehnsgrafen war nun einmal wachgerufen und sein Respekt vor Katt bedeutend gestiegen. Es unterstützte Katts Sache ungemein, daß Seine Exzellenz bald darauf von der Lehnskontralle die Erklärung erhielt, daß der neue Gutsverwalter auf Steensgaard mit großer Tüchtigkeit die Erbmasse erledigt und das Gut binnen kurzem in glänzende Verfassung gebracht habe. Die Exzellenz dachte langsam nach; es würde ganz und gar nach seinem Geschmack sein, den Geheimrat, der ihn in Geschäftssachen immer etwas überlegen behandelt hatte, diesesmal zu übergehn.

Er wurde mehr und mehr zur Sache geneigt, besonders da diese auf keine offiziellen Schwierigkeiten stoßen würde, sondern sogar an maßgebender Stelle Beifall und Bewunderung erregen mußte. Die Lehnskontralle ist nun einmal ein Wesen mit vielen, vielen Armen, und an jedem Arm sitzt eine Hand, die Hand einer andern Hand; so dachte Seine Exzellenz, doch sagte er nichts davon.

Katt stand am Ziel seiner Wünsche, oder richtiger, den Wünschen des Marquis sehr nahe. Des Abends saß er bei den Damen und spielte und sang ihnen vor. Und am Abend vor seiner Abreise bat ihn die Komtesse Rose, das Lied zu singen, das er ihr schon einmal vorgesungen habe: das Lied vom Asra.

Katt stutzte und blickte auf. Dann sang er.

Das vorigemal haben Sie es besser gesungen, sagte sie, als er schwieg.

Das habe ich, versetzte er, aber derartiges vermag ich nicht zu wiederholen.

Dann haben Sie wohl den Glauben an den Stamm der Beni Asra verloren? fragte sie leichthin. Und Sie tun Recht daran. Dort unten im glücklichen Arabien mögen die Asra vielleicht noch fortleben, so hoch nach Norden jedoch reichen sie wohl nicht hinauf. Sagen Sie mir, Herr Kattrup, haben Sie jemals geliebt?

Katt lächelte. Wie ein Asra? Ich lebe ja noch, Komtesse.

Das soll also Nein bedeuten, denn ich glaube, daß — wenn jemand — dann Sie zu den Männern aus dem Stamm der Asra gehören.

Warum glauben Sie es, wenn ich fragen darf?

Ich habe Sie damals das Lied singen hören, sagte sie und errötete leicht.

Katt erwiderte kein Wort.

Singen Sie es wieder so, sagte sie dann.

Katt stutzte. War sie frivol?

Nein, versetzte er kurz.

Sie erglühte, dann sagte sie ernst: Kattrup, Sie sind ein Freund unsers Hauses. Vater möchte Sie gern fester an uns binden; das hat er oft gesagt. Wir mögen Sie alle gern und haben Vertrauen zu Ihnen. Geben Sie mir Ihr Wort darauf, daß Sie die Wahrheit sagen werden?

Ihre Stimme bebte leise, und ihre Wangen glühten. Klatt blickte sie scharf an, doch erwiderte er nichts.

Ist Jörgen Steenfeld an jene gebunden? Sie wissen, wen ich meine.

Nein, sagte Katt.

Und darauf geben Sie mir Ihr Wort?

Ja.

Und Sie sind dessen gewiß? fragte sie atemlos. Woher wissen Sie es?

Es gibt nur ein Band, das einen Mann an ein Weib fesseln kann, versetzte er mit gehobner Stimme. Dieses Band ist die Liebe. Und Jörgen Steenfeld liebt keinen, er ist frei.

So frei wie Sie? fragte sie mit leichtem Lächeln und schlug einen klaren Ton an.

Noch freier, erwiderte Katt.

Wieso?

Weil er nur sich selbst liebt und nur sich selbst lieben kann.

Das wissen Sie nicht, versetzte sie stolz.

Nein, Sie haben Recht, das kann nur ein Weib wissen!

Da blickte sie ihn mit freundlichem Lächeln an. Das war eine hübsche Antwort, sagte sie. Und zur Belohnung sollen Sie mich das Lied vom Asra singen hören dürfen.

Dann sang sie; doch war es die Fürstin, die aus ihr redete, und des Sklaven Worte klangen ohne Wehmut, nicht wie eine springende Saite, sondern voll tiefer, innerlicher Freude, in sonderlicher keuscher Wonne. Er stand an das Klavier gelehnt und schaute sie an. Lächelnd wandte sie ihm den Kopf zu, doch ihr Herz klopfte.

Nun, fragte sie, was sagen Sie jetzt?

Ich sage, daß die Fürstentochter die Liebe noch nicht kennt, jedoch schon von ihr geträumt hat.

Da erhob sie sich schnell. Es war der letzte Abend, den er auf Trudstrup zubrachte.

Neuntes Kapitel

(worin die wichtige Sache von einer andern Seite gesehen wird)

Wonach sich der Anwalt Vögedal am meisten drängte, war öffentliche Anerkennung. Er verdiente wohl viel Geld, doch sein Ansehen war keineswegs fest begründet. Er war gezwungen, immer auf seiner Hut zu sein, und es lebten viele, die Verluste durch ihn erlitten hatten und übel von ihm redeten. Er war es gewesen, der Katt auf die Idee des Grundstücksankaufs gebracht hatte, und er war es nun, der den ersten Ertrag hiervon ernten wollte. Hier konnte er seine Banken dermaßen in Bewegung setzen, daß die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt werden würde; hier konnte er Hand in Hand mit hochangesehenen Männern hervortreten und auf seine Tätigkeit den Stempel gedrückt erhalten, der ihm bisher trotz aller Bemühungen gefehlt hatte. Zunächst räumte er sein Lokal von sämtlichen Bauherren und Handwerkern und schloß sich dann mit Kattrup ein, um lange und angestrengt zu rechnen.

Die Gesellschaft Carabas sollte kaufen; es waren große Summen, um die es sich drehte, und das Geld sollte gleich auf Heller und Pfennig gezahlt werden. Danach sollten die Grundstücke in verschiedne Hände verteilt werden, und eine Aktiengesellschaft sollte das Bauen übernehmen. Es sollte großartig und flott gebaut werden, damit die Zeitungen etwas zu berichten hatten, und ein Viertel sollte geschaffen werden, das der Stadt zum Schmuck gereichen würde. Daß hierbei so manchem Bauherrn der Hals geknickt werden würde, hatte nichts zu bedeuten.

Digitized by Google

Anwalt Bögedal jedoch tat zunächſt aus alter Gewohnheit ſo, als ob ihm die ganze Geſchichte höchſt zuwider wäre.

Lieber Kattrup, ſagte er, warum muß denn gerade ich, der ich hier in einem guten und ſichern Geſchäfte ſitze, in dieſe Sache hineingezogen werden, die zweifellos meine ganze Zeit und Jahre meines Lebens in Anſpruch nehmen wird? Katt verſetzte, er habe geglaubt, es würde ihm ein Vergnügen ſein.

Ein Vergnügen? rief der Anwalt aus. Na, ich habe wahrhaftig genug von ſolchem Vergnügen. Und Sie können mir glauben, Herr Kattrup, alle Unternehmen wickeln ſich nicht ſo ſpielend leicht ab wie unſer letztes! Sie wollen natürlich auch gern ein Heidengeld dabei verdienen?

Aber ſehr, erwiderte Katt. Unter einer halben Million machen wirs nicht.

Und wieviel als Proviſion für Sie? fragte der Anwalt.

Nicht ein Ör. Ich handle hier an Stelle meines Gutsherrn, und alles übrige wird ſpäter zwiſchen uns ſelbſt geordnet.

Ja, ſagte der Anwalt, das geht mich freilich nichts an, aber ehrlich geſagt, Sie ſind ein viel zu talentvoller Mann, Herr Kattrup, um ſich im Dienſte eines ſolchen Landjunkers abzuſchinden. Da ſitzen dieſe Menſchen draußen auf dem Land in ihren protzigen Höfen; die Schulden wachſen ihnen über die Ohren; für jeden Taler, den ſie einnehmen, müſſen ſie zwei ausgeben. Und dabei reiten, fahren, jagen und freſſen ſie und halten ſich Frauenzimmer, wenn ſie jung ſind, und tun keine Arbeit, wenn ſie alt ſind. Sie laſten auf unſerm öffentlichen Leben, indem ſie alle Fortſchritte niederhalten; ſie leiſten dem Lande nichts, weder in Kunſt noch in Wiſſenſchaft noch durch praktiſchen ...

Na na na, ſagte Katt, nun nehmen Sie den Mund zu voll, Herr Anwalt.

Nein, durchaus nicht, Herr Kattrup. Die vier, fünf oder acht Stück von ihnen, die wirklich etwas taugen, geben das allerbeſte Zeugnis dafür, wie großen Schaden die andern bringen. Ich ſage Ihnen, wenn der liebe Gott uns einen Tag beſcherte, wo man die Feſſeln, die ihre Güter noch zuſammenhalten, löſte, dann ſollten Sie einmal ſehn: eins, zwei, drei, wäre die ganze Herrlichkeit zerſplittert; ſie ſelbſt müßten umherziehn und ihren Unterhalt erwerben, ſo gut es ging, und ein paar Jahrzehnte ſpäter wäre nicht einmal eine Erinnerung an die verduftete Herrlichkeit übrig!

Katt hatte den Kopf voll Geſchäftsſachen, doch der Anwalt, der radikal war, ritt unbekümmert auf ſeinem Steckenpferd weiter. Schließlich wurde es Katt zu arg. Es hat abſolut keinen Zweck, darüber zu ſchelten, unterbrach er den Anwalt. Ich glaube ſogar, daß die Gutsherren nur denſelben Weg gehn, auf dem wir ſchreiten, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe biedern Herren ſchneller vorwärts kommen als wir. Ich für mein Teil ſitze jetzt infolge der Freundlichkeit des Schickſals auf einem kleinen Fruchtklecks in unſerm großen Pfannkuchen, und da ſitze ich vorläufig ganz gut. Nun müſſen wir bloß noch abgeſteift werden, und Sie und ich können ein Geſchäft machen, das Seiner Exzellenz Freude bereiten und uns einen guten Batzen einbringen wird. Es wäre freilich töricht, abzuleugnen, daß wir Landwirte ein bißchen bon leben; aber laſſen Sie uns doch leben. Außerdem ſind wir jetzt doch dabei, die Grundſtücke kleinzuſchlagen und nicht über die Gutsherren zu ſchimpfen.

Der Anwalt hatte ſchon angefangen zu rechnen.

Ja, ſagte er, die Zeiten ſind jetzt derartig, daß die Klugen von den guten Reformen und den ſchlechten Zuſtänden leben können, und ſogar gut leben können. Das will ich gern anerkennen. Und es ſind auch ſchließlich alles nur Redensarten von mir, wenn ich darüber zu ſchelten anfange. Herrgott, wir tuns ja alle ſo. Sie ſollten aber einmal ſehn, was ſolch ein Generalkampf gegen alle Großen dem kleinen

Mann für Freude bereitet. Einen falterten Detailhändler vermag ich geradezu in vergnügte Stimmung zu versetzen, wenn ich einmal über die großen Gutsherren mein scheltendes Wort ergehn lasse; getröstet zieht er von dannen und ist fest überzeugt, daß im Grunde genommen nur Seine Exzellenz ihn aus seinem Laden vertrieben hat. In dieser Hinsicht also ist das Schelten nützlich genug, und außerdem macht es Lust. Was die Reformen betrifft, so werden wahrhaftig weder Sie noch ich welche erleben! Und das Lehnswesen hat alle Tage geherrscht und wird alle Tage fortfahren, die fette und leichtzumelkende Kuh für eine nicht genau rechnende Exzellenz und deren Anhang von hungrigen Verwaltern und Beamten zu sein. Das Ganze ist nichts als ein kleines, inländisches Rußland, in dem sich jeder nach Kräften und Begabung um die Gesetze herumdrückt. Auf die Kunst verstand sich schon der alte Griffenfeldt.

So redete der Anwalt, wie ein Anwalt immer redet, wenn er nicht sein ist. Katt hörte zu, obwohl er alles schon früher zu hören bekommen hatte.

Ja, nicht wahr, sagte er, wir wollen den Verdienst nehmen, wo er kommt. Es ist nun einmal von der Vorsehung weislich eingerichtet, daß je mehr im Lande in Stücke geht, desto größere Verdienste für uns Juristen abfallen. Dadurch werden wir — wenn auch nicht populär — so doch wenigstens wohlgenährt. Eigentlich sind wir die gebornen Widersacher aller Reformen; die paar Reformen von uns selbst da haben nichts zu bedeuten.

Und Ihr Steenfeld soll nun den ganzen Kuchen zu speisen bekommen?

Das soll er, sagte Katt. Ich lebe von ihm, und nur durch ihn kann ich es zu etwas bringen. Dieses hier ist erst der Anfang. Zunächst suchen wir festen Boden zu gewinnen, nachher nehmen wir alles, was wir für die Grundstücke und an Provisionen bekommen können.

Sie sind mordsmäßig klug, Herr Kattrup, sagte Bögedal. Wenn es einmal mit Ihnen rückwärts gehn sollte, dann brauchen Sie sich nur bei mir zu melden. Sie sind ein Mann, den man gebrauchen kann, und Sie sind gut mit den Großen bekannt, die wir alle ehren und achten, und vor denen wir uns alle beugen.

Der Anwalt sah sehr feierlich aus.

Dann kommen Sie also mit zur Exzellenz hinauf?

Der Anwalt wurde ernst wie ein Grab. Es ist schon immer mein Wunsch gewesen, mit diesem Manne, den ich in jeder Hinsicht ehre und achte, einmal zusammenzukommen.

Katt fügte hinzu: Und der Ihnen vielleicht das kleine Kreuz verschaffen kann, das Ihnen bisher nicht zuteil geworden ist.

Das steht in des Höchsten Hand, sagte der Anwalt mit der Frömmigkeit eines Einhufners.

Katt war nahe daran, Amen zu sagen. Er saß da und schnurrte, denn es war ihm immer ein Vergnügen, mit diesem Manne zu reden, dessen Worte ein schnurriges Spiegelbild alles dessen bildeten, was „man" sagte und „man" meinte.

Wird sich Ihr Herr Steenfeld nun wirklich mit der Tochter des Alten dort drinnen vermählen? fragte der Anwalt. Ich habe die Leute verschiednes reden hören! Nun wirds dem Töchterlein wohl schlimm ergehn, was? Steenfeld hat sie ja wohl gründlich angeführt?

Das wissen Sie? fragte Katt, peinlich berührt.

Mein Lieber, versetzte der Anwalt großspurig, ich weiß alles. Sagt nicht Vater Holberg in seinen Episteln, daß schon ein Schuhmacher ein Vielwisser sein könne? Um wieviel mehr also muß es ein Sachanwalt sein! Davon lebe ich direkt. Ich sitze hier in meinem Loch und spinne; meine Drähte habe ich ausgelegt und

weiß infolgedessen alles. Narren kann man mich nicht.... Na, das Mädchen ist ja jung und schön und wird schon ihr Fortkommen finden. Wir Männer der germanischen Rasse sind ja im Lieben so zahm und fromm wie die Haustiere. Aber am schlimmsten ist es für den Alten dort drin. Er glaubt daran, die biedre Haut!

Katt schwieg, und dann brachten sie ihr Geschäft in Gang.

Es wurde gemacht, und der Marquis von Carabas wurde ein wohlhabender Mann. Dies war Katts Großtat, er selbst aber nahm keinen Pfennig davon.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Rücktritt des Freiherrn von Stengel und die Reichsfinanzreform. Die Militärdebatten im Reichstage. Neue Vorlagen. Die Sicherung der Zuckerkonvention.)

Berlin, 9. Februar 1908

Das Sorgenkind der Reichspolitik bleibt — wir haben das schon so oft betont — die Finanzreform. Zwar nach den Betrachtungen mancher Zeitungen will es scheinen, als ob manche andre Aufgabe, über die sich die Blockparteien trotz prinzipiellen Gegensätzen zu einigen haben, noch viel schwieriger sei, während ein wahrhaftes Finanzgenie mit irgendeinem flott und energisch durchgeführten Rezept allen Geldnöten des Reichs leicht ein Ende bereiten könne. In Wirklichkeit treffen aber in der Finanzfrage die Gegensätze am härtesten aufeinander, und doch gibt es gerade hier kein Vertuschen, Umgehn, Ausweichen und Aufschieben. Man muß notwendig zu einer Lösung gelangen.

Freiherr von Stengel tritt, wie schon erwähnt worden ist, von dem Amt des Staatssekretärs des Reichsschatzamts zurück. Man darf wohl annehmen, daß es geschieht, weil er die Hoffnung aufgegeben hat, auf den Wegen, die er für richtig erkannt, die Unterstützung des Reichstags zu gewinnen. Er wurde nach dem Rücktritt des Herrn von Thielmann in sein Amt berufen, weil er mit vollem Recht als wohl der beste Kenner auf dem Gebiete des Reichshaushaltsetats und der Reichsfinanzen galt. Auch war noch eine andre Erwägung für diese Wahl ausschlaggebend. Der Reichskanzler wünschte, daß die Vorschläge, die er von dem neuen Staatssekretär erwartete, unter möglichster Berücksichtigung der außerpreußischen Verhältnisse gemacht würden, und deshalb war es ihm angenehm, einen ausgezeichneten Finanzmann aus dem bayrischen Staatsdienst als Stütze bei dem schwierigen Werk zu gewinnen und dadurch den damals sehr naheliegenden Eindruck zu beseitigen, als wolle Preußen sein Übergewicht in der Frage der Reichsfinanzreform geltend machen. Aber vielleicht brachte es gerade diese Betonung der äußersten Rücksichtnahme auf die mittlern und kleinern Bundesstaaten mit sich, daß man mit der ganzen Frage nicht recht vorwärts kam. Freiherr von Stengel tat sein Möglichstes, durch sorgfältige Ausnutzung aller gegebnen Vorteile und Gelegenheiten und durch die umsichtigste Erforschung aller verfügbaren Einnahmequellen seiner Aufgabe gerecht zu werden. Aber er mußte sich dabei in engen Grenzen halten und mehr der auskunftsreiche Geschäftsmann als der weitschauende Staatsmann sein.

Man hat ihm das als persönlichen Mangel angerechnet, und immer wieder ist in der gegnerischen Presse auf die kleinen Auskunftsmittel des Staatssekretärs,

auf den Mangel jeder „Großzügigkeit“ in der sogenannten Reichsfinanzreform hingewiesen worden. Nun mag darin ein Kern Wahrheit liegen. Den vorhandnen und neu sich regenden Widerständen setzte Herr von Stengel vielleicht allzu viel Resignation entgegen, und von der tatsächlichen Überlegenheit seiner Kenntnisse und Erfahrungen machte er, wo er nach außen hin und namentlich im Parlament zu wirken hatte, einen zu bescheidnen Gebrauch. Aber nicht nur die Gerechtigkeit gegen den scheidenden Staatssekretär, sondern auch die Notwendigkeit, ein richtiges Urteil für die Zukunft zu gewinnen, gebietet uns, bei dieser Feststellung nicht stehn zu bleiben. Mag die Amtsführung des Freiherrn von Stengel zum Teil aus Gründen, die in der Persönlichkeit des Staatssekretärs lagen, hinter den Erwartungen zurückgeblieben sein, so enthält doch die Kritik, die daran geübt wird, sehr wesentliche sachliche Irrtümer und ungerechte Vorwürfe. Es ist nämlich sehr fraglich, ob in diesem Amt überhaupt das geleistet werden kann, was von den Beurteilern unsers Reichsfinanzwesens als Forderung hingestellt wird.

Obgleich jedem Politiker bekannt ist oder wenigstens bekannt sein sollte, daß die Stellung des Reichsschatzsekretärs eine ganz andre ist als die eines einzelstaatlichen Finanzministers, lassen doch viele Betrachtungen die Vorstellung durchblicken, als sei der Staatssekretär des Reichsschatzamts wirklich schon das, was die liberalen Parteien gern haben möchten, nämlich ein Reichsfinanzminister. Diese Vorstellung ist allerdings erklärlich und entschuldbar, wenn man bedenkt, daß sich die feinen staatsrechtlichen Unterschiede in der Praxis leicht verwischen, und daß die Staatssekretäre unsrer Reichsämter für den praktischen Verstand der meisten Reichsbürger in Wirklichkeit schon jetzt nichts anders bedeuten als Reichsminister. Das hat für die meisten Reichsämter auch eine gewisse Berechtigung, weil ihnen die Gesetzgebung ein abgegrenztes und umfangreiches Betätigungsfeld gibt. Ihre Arbeit berührt sich wohl mit der einzelstaatlichen Verwaltung, aber sie greift nicht hinüber in ein Gebiet, auf dem Reich und Einzelstaat unmittelbar in Konkurrenz treten. Das ist anders, wo es sich um die Beschaffung der Geldmittel handelt. Es besteht keine scharfe Scheidung zwischen den Einnahmequellen des Reichs und denen der Bundesstaaten. Kein grundlegendes Gesetz weist dem einen oder dem andern Teil ein für allemal das Gebiet zu, auf dem er sich zu bewegen hat. Wenn nun das Reich zur Erfüllung seiner Aufgaben neuer Mittel bedarf, so steht zwar theoretisch nichts dem entgegen, daß nominell der Reichskanzler, tatsächlich sein Stellvertreter im Finanzressort, der Reichsschatzsekretär, in völliger Freiheit auf Mittel und Wege sinnt, den Bedarf zu decken. Aber er bedarf dazu der Zustimmung nicht nur des Reichstags, sondern auch des Bundesrats. Wenn ein andrer Staatssekretär, zum Beispiel des Reichspostamts, eine Angelegenheit vor dem Bundesrat zu vertreten hat, so handelt es sich dabei um einen Verwaltungsbereich, an dem die Einzelstaaten wohl interessiert sind, der aber außerhalb ihrer eignen Kompetenz liegt. Der Bundesrat entscheidet also über die Vorschläge, ähnlich wie im Parlament, als ein zwar interessierter, aber unabhängiger, sachverständiger und unverantwortlicher Beurteiler. Ähnliches läßt sich von andern Ressorts der Reichsverwaltung nachweisen, deren Arbeitsgebiet laut Gesetz der Kompetenz des Reichs unterstellt ist. Der Schatzsekretär jedoch steht dem Bundesrat anders gegenüber. Die Mittel, die er fordern muß, entzieht er den Einzelstaaten, aber eben diese sind es, von denen er sie unmittelbar fordern muß. Denn derselbe Bundesrat, der für die Fragen andrer Verwaltungszweige gleichsam die Bedeutung einer Kammer hat, ist hier — in Finanzfragen — nichts andres als die Vertretung der Einzelstaaten. Gewiß wird es dieser Vertretung nicht an Einsicht fehlen, dem Reiche alles Notwendige zu geben, aber sie wird niemals der Reichsinstanz die freie Initiative lassen, sondern immer darauf bedacht sein, selbst

die Bestimmung der Punkte in der Hand zu behalten, wo der Ausgleich der Reichsinteressen und der einzelstaatlichen Interessen liegen soll. Das sind die innern Gründe, weshalb ein Staatssekretär des Reichsschatzamts immer in größerer Abhängigkeit vom Bundesrat stehn wird als jeder andre der höchsten Reichsbeamten. Er ist mehr als diese andern der Mandatar, der finanzielle Geschäftsführer der Einzelstaaten, nicht der selbständige Staatsmann, wie es der Finanzminister eines Einheitsstaates sein kann und sein soll, wenn er die Beschaffung der Staatsmittel nach seiner Kenntnis der wirtschaftlichen Hilfsquellen des Landes organisiert und sich nur der Zustimmung des Staatsoberhaupts und der Volksvertretung zu versichern hat. Es ist also von vornherein eine sehr viel enger begrenzte Wirksamkeit, die der Staatssekretär des Reichsschatzamts entfalten kann, wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß eine Persönlichkeit von besondrer Genialität, Tatkraft und Wucht der Überzeugung hier wie überall einen außergewöhnlichen Einfluß auszuüben vermöchte.

Bei einer aufmerksamen Betrachtung wird man erkennen, daß gerade die Unbestimmtheit der Grenzen zwischen den finanziellen Hilfsquellen des Reichs und denen der Einzelstaaten ein erschwerendes Moment der Reichsfinanzreform ist. Man hört gewöhnlich die entgegengesetzte Ansicht aussprechen. Direkte Reichssteuern sind in der Verfassung nirgends verboten; warum also — so meinen die Anhänger dieses Prinzips — scheute man sich, davon ausgiebigen Gebrauch zu machen? Reichsgesetz geht vor Landesgesetz, also nimmt sich das Reich am besten, was es braucht; dann wird sich mit Hilfe einer verständigen Verteilung der Lasten alles schon so einrichten lassen, daß auch die Einzelstaaten nicht unter der Steuerlast zusammenbrechen.

Das klingt freilich sehr einfach. Aber gerade diese nicht zu bestreitende Befugnis des Reichs, die Steuerkraft seiner Angehörigen nach Belieben in Anspruch zu nehmen, mahnt die Einzelstaaten zu besondrer Vorsicht, und was ihr Organ, der Bundesrat, nicht gebilligt hat, das kann auch nicht Gesetz werden. Denn Bundesrat und Reichstag sind gleichberechtigte Glieder der Gesetzgebung.

Gegen die allgemeine Richtschnur, daß die direkten Steuern dem Einzelstaat, die indirekten Steuern dem Reich gehören, wird gegenwärtig viel gekämpft. Hauptsächlich mit dem Einwande, daß in Verfassung und Gesetz nichts davon steht. Es handelt sich aber auch gar nicht um eine Vorschrift der Verfassung, sondern um einen Grundsatz, der sich allmählich herausgebildet und bewährt hat, weil dem Bundesrat ein solches Prinzip für den Ausgleich zwischen einzelstaatlichen und Reichsfinanzen nur willkommen sein kann. Weil das Reich ein einheitliches Wirtschaftsgebiet ist, fallen sinngemäß die Zölle, Verbrauchssteuern und die ihnen verwandten Einnahmequellen dem Reiche zu. Daraus ergibt sich eigentlich ganz von selbst, daß bei einem Mehrbedarf des Reichs zunächst an diese sogenannten indirekten Steuern gedacht wird, gewiß nicht aus theoretischer Vorliebe für diese Besteuerungsart, sondern weil die Erhebung der direkten Steuern durch Reich und Einzelstaat ihre auf der Hand liegende Bedenken hat. Wollte man die Reichseinnahmen auf eine direkte Besteuerung gründen, so würde damit eine Beaufsichtigung der einzelstaatlichen Finanzen durch das Reich notwendig werden, die mit dem bundesstaatlichen Charakter des Reichs kaum noch vereinbar wäre. Daß sich die Bundesstaaten dagegen sträuben, kann man ihnen gewiß nicht zum Vorwurf machen, da sie selbst wichtige Aufgaben für sich selbst zu lösen haben, und es wirklich nicht eine partikularistische Laune ist, wenn sie sich gegen scharfe und lästige Eingriffe des Reichs in ihre finanzielle Verfügungsfreiheit wehren. Man wird trotzdem damit rechnen müssen, daß es nicht gelingt, auf dem Wege des Ausbaues der indirekten Steuern

genügende Mittel für das Reich zu beschaffen. Daß dann die Einzelstaaten dem Reich beispringen müssen, versteht sich von selbst. Erhöhte Matrikularbeiträge, um die es sich dann handeln wird, können aber nur in Betracht gezogen werden, wenn sie nach der finanziellen Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten, nicht nach der Kopfzahl ihrer Bevölkerung erhoben werden. In dieser neuen Form sind die Matrikularbeiträge gewissermaßen eine direkte Reichssteuer, nur daß die höhern Beiträge den Steuerzahlern nicht direkt vom Reich durch eine besondre Steuer, sondern von ihrem Bundesstaat durch einen Zuschlag zu der bisherigen Belastung auferlegt werden. So scheinen die veredelten Matrikularbeiträge bisher immer noch die annehmbarste Lösung des sonst fast zum Verzweifeln schwierigen Problems der Reichsfinanzreform.

Im Reichstage gehn einstweilen die Etatsberatungen weiter. Dem Marineetat ist der Militäretat gefolgt und im allgemeinen verhältnismäßig glatt erledigt worden. An Vorstößen der Opposition fehlte es nicht ganz, obwohl die Abwesenheit des preußischen Kriegsministers, der leider durch Krankheit verhindert war, seinen Etat persönlich zu vertreten, auf manche angriffslustigen Elemente im Reichstag etwas besänftigend zu wirken schien. Bemerkenswert waren die Auseinandersetzungen über die Herabsetzung der Dienstzeit für die berittnen Waffen. Das Zentrum war diesmal in der glücklichen Lage, für diese Forderung einen Fachmann ins Feld führen zu können. Es war der ehemalige bayrische Generalmajor Häusler, dessen Ausführung aber von dem bayrischen Militärbevollmächtigten, Generalmajor Freiherrn von Gebsattel, sehr gründlich und entschieden widerlegt wurden. Man hat nicht das Recht, einem Manne wie dem Abgeordneten Häusler die Sachkenntnis abzusprechen, aber man darf wohl sagen, daß er unter denen, die über Erfahrungen auf diesem Gebiete verfügen, mit seiner Ansicht wahrscheinlich ziemlich allein stehn wird, und daß Umstände besondrer Art ihn dazu gebracht haben müssen. Jedenfalls darf man es mit Genugtuung begrüßen, daß der Antrag auf Herabsetzung der Dienstzeit für die berittnen Waffen vom Reichstag abgelehnt worden ist.

Eine bezeichnende Episode in den letzten Militärdebatten war der Ansturm der Oppositionsparteien gegen das Militärkabinett des Kaisers, das als eine Behörde hingestellt wurde, die in verfassungswidriger Weise das Kriegsministerium beeinflusse und eigentlich diesem zukommende Entscheidungen treffe. Das Kriegsministerium, so hieß es, sei der Prügelknabe des Militärkabinetts. Vom Standpunkt der Opposition mag diese Behauptung insofern richtig sein, als das Kriegsministerium als einzige parlamentarisch verantwortliche Militärbehörde allein das Bestreben des Reichstags, sich in Dinge zu mischen, die ihn nichts angehn, auszubaden hat. Der Reichstag birgt natürlich Elemente, die es unbequem empfinden, daß sie nicht überall in militärischen Dingen mitreden können. Daß dieser Wunsch besteht, ist erklärlich; falsch ist nur, daß die Nichterfüllung dieses Wunsches als etwas ungehöriges, gegen das Recht verstoßendes hingestellt wird. Umgekehrt ist es richtig. Die Sonderstellung der Kommandogewalt entspricht der Verfassung, und die Versuche, vom Parlament aus die Militärverwaltung für Dinge, die in den Bereich der Kommandogewalt gehören, verantwortlich zu machen, verstoßen gegen das geltende Recht. Der Nachweis, daß die Kommandogewalt in die Sphäre der verantwortlichen Verwaltung eingegriffen habe, ist auch jetzt wieder nicht erbracht worden. Was das Militärkabinett betrifft, gegen das sich die Angriffe im Reichstag richteten, so ist es keine Behörde neben dem Kriegsministerium, die sich der partamentarischen Kontrolle widerrechtlich entzieht, sondern es ist, sozusagen, das militärische Bureau des Kaisers, und der Kaiser selbst als Inhaber der Kommandogewalt ist es, der darin angegriffen wird.

Die Sozialdemokraten haben die Militärdebatte in alter Weise benutzt, um durch Aufzählung von Soldatenmißhandlungen zum Fenster hinaus zu agitieren. Aber es fehlte ihnen diesmal die agitatorische Kraft Bebels, der zwar anwesend war und auch sprach, aber — augenscheinlich durch seinen Gesundheitszustand beeinflußt — ohne Feuer und Leidenschaft. Übrigens hat die sozialdemokratische Fraktion wieder einen Beweis abgelegt von ihrem Mangel an echter Humanität und von dem eigentümlich rohen Fanatismus, den die rücksichtslose Verneinung alles nicht zum Parteikatechismus gehörenden im Gefolge hat. Als der Präsident die Ereignisse in Portugal erwähnte und dem menschlichen Empfinden über das verabscheuungswürdige Verbrechen Ausdruck gab, verließen die „Genossen" in wilder Flucht den Saal.

Der Reichstag hat wieder neuen Arbeitsstoff erhalten, da ihm zwei außerordentlich bedeutungsvolle Gesetze zugegangen sind, die Vorlage über die Arbeitskammern und der Gesetzentwurf wider Kurpfuscherei und Geheimmittel. Wir werden auf diese Vorlagen später zurückkommen. Nur eine wichtige Entscheidung des Reichstags sei erwähnt. Es handelt sich um den Weiterbestand der Zuckerkonvention, die für unsre Landwirtschaft von großer Bedeutung ist. Merkwürdigerweise aber war in den konservativen Kreisen des Reichstags eine starke Neigung vorhanden, die Bedeutung der Konvention zu unterschätzen, und man glaubte die Gelegenheit gegeben, auf diesem Wege einen Druck auf die Regierung ausüben zu können, um die lebhaft gewünschte Herabsetzung der Zuckersteuer zu erreichen. Dazu konnte sich aber die Regierung unter keinen Umständen verstehen, und so drohte ein Konflikt, der wirtschaftlich bedenkliche Folgen haben konnte. Erfreulicherweise hat sich der Reichstag zu einem Kompromiß bequemt, das die Erneuerung der Brüsseler Zuckerkonvention sichert.

Zur Schulorganisation. Eine der erfreulichsten Erscheinungen unter unsern modernen Pädagogen ist der Münchner Stadtschulrat Georg Kerschensteiner. Mit seinem soeben erschienenen Buche Grundfragen der Schulorganisation, einer Sammlung von Reden, Aufsätzen und Organisationsbeispielen (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, 1907) bietet er nicht nur den praktischen Schulmännern, sondern auch den Verwaltungsbeamten und den Freunden einer gesunden Schulreform eine Fülle vortrefflicher Ideen und Anregungen. Nach seiner Ansicht muß jede öffentliche Schule im modernen Staate, mag sie eine allgemeine oder eine Fachschule sein, ihre Hauptaufgabe darin sehen, soweit als möglich einsichtige, willenskräftige und für die Gesamtheit nützliche Staatsbürger heranzubilden. Er ist ferner der Meinung, daß der Mensch nur durch praktische, auf ein wohlumgrenztes Gebiet beschränkte Arbeit, die den Fähigkeiten des einzelnen entspricht, zu wertvoller Bildung gelange. Erziehung zur Selbstzucht und zur Einsicht in die Aufgaben und das Wesen des Staates müssen die Hauptziele sein, und deshalb verlangt Kerschensteiner den staatsbürgerlichen Unterricht in der Fortbildungsschule, deshalb wendet er sich gegen den Unfug der allgemeinen Bildung, die unsre Schulen zu „Folterkammern" gemacht habe, und verlangt Beschränkung der Lehrfächer und praktische Arbeit auf einem kleinen Gebiete. „Der Weg zum idealen Menschen führt nur über den brauchbaren Menschen." Tatsächlich entspringen ja auch unsre tiefsten Einsichten, unsre brauchbarsten, wertvollsten und vor allem dauerhaftesten Kenntnisse weit weniger aus Belehrung und Bücherstudium als vielmehr aus dem praktischen Leben, aus einer selbständigen produktiveren Arbeit. Für Kerschensteiner ist das Selbsterlebenlassen das ganze Geheimnis für die Entwicklung produktiver Arbeit in allen Schulen von der Volksschule bis zur Hochschule. Deshalb schätzt er auch die Naturwissenschaften so hoch ein, weil sich hier der junge Mensch am frühesten

und eindringlichsten betätigen kann. „Wir lehren ihn, sagt er, ein gegebnes Beobachtungsmaterial sorgfältig zu verarbeiten, die Erscheinungen im Menschenleben und in der Natur zu prüfen und zu wägen und behutsam zu sein im Urteilen und Schließen. Wir erziehen ihm eine köstliche Tugend an, die Tugend der Objektivität, die gleich wertvoll ist im intellektuellen wie im moralischen Leben, ohne welche sich die höchste Tugend des Menschen, die Gerechtigkeit, gar nicht denken läßt." Sehr gut ist, was er über die Schätzung der Methodik sagt: „Die heutigen Finessen der Methodik können der schöpferischen Begabung geradezu verhängnisvoll werden. Man nennt den einen geschickten Methodiker, der alle Schwierigkeiten im Erfassen einer neuen Sache so zerkleinern kann, daß alle Schüler, wenn möglich gleichmäßig, wie auf einem schiefen Asphaltpflaster in den neuen Vorstellungsinhalt hinüberrutschen. Dieses Lob ist aber ein sehr bedingtes. Für eine Klasse geistig armer Schüler ist er vielleicht ein geschickter, für eine Klasse von Begabungen aller Art ist er aber ein sehr ungeschickter Methodiker. Denn die geistige Kraft der Kinder wächst, wie die körperliche, nur durch Überwindung von Schwierigkeiten ... Der allein ist der geschickteste Methodiker, der seinen Unterricht so einzurichten versteht, daß jede Begabung die ihr angemessene Schwierigkeit findet."

Von großem Werte ist Kerschensteiners Abhandlung über die Aufgabe der Stadtverwaltungen, über die Erziehung zur hygienischen Einsicht, über die Jugendspiele und die Einrichtung der Schulhöfe, und seine fünf Fundamentalsätze für die Organisation höherer Schulen sollten von allen Schulmännern gründlich studiert werden. Das vortreffliche Buch verdient die weiteste Verbreitung. E. G.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 8 Ausgegeben am 20. Februar 1908

Inhalt

Die brasilianische Auswanderungspropaganda in Europa 349

Adel und Bauern in Osteuropa. Von Karl Dieterich . 353

Der Verfall des städtischen Regiments in Deutschland. Von Julius R. Haarhaus 365

Thackeray. Von A. Hackmann. 2 371

Der Marquis von Carabas. Roman von Palle Rosenkrantz (Fortsetzung) 379

Maßgebliches und Unmaßgebliches 387

Reichsspiegel [Die päpstliche Kurie und der Modernismus in Deutschland. Widerstände unter den katholischen Theologen. Die Polenvorlage im preußischen Herrenhause) — Astrologie und Chiromantie — Hermann Useners Vorträge und Aufsätze — Herders Konversationslexikon — Das Neueste vom „Bund für Mutterschutz".

50 Pf. das Heft

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark das Vierteljahr

Digitized by Google

Disconto-Gesellschaft

BERLIN – BREMEN – FRANKFURT a. M.
LONDON

Kommandit-Kapital . . . ℳ 170 000 000
Reserven . . . . . „ 57 600 000

Wechselstuben und Depositenkassen in Berlin:

W., Unter den Linden 35, verbunden mit Stahlkammer.

W., Potsdamerstr. 99, nahe Bülowstr.
W., Potsdamerstr. 129/130, nahe Eichhornstrasse.
S., Oranienstr. 141, nahe Moritzplatz.
C., Königstrasse 43/44.
C., Rosenthalerstrasse 45, nahe dem Hackeschen Markt.
SW., Leipzigerstr. 59, nahe Beuthstr.
NO., Grosse Frankfurterstrasse 106 (Strausberger Platz).
NW., Alt-Moabit 83c, Ecke Crefelderstr.

W., Motzstrasse 53, Ecke Bambergerstr., verbunden mit Stahlkammer.

Charlottenburg, Joachimsthalerstr. 2, nahe dem Bahnhof Zoologischer Garten.

An- und Verkauf börsengängiger Effekten, Wechsel und Schecks.

Einlösung von Kupons und Dividendenscheinen.

Depositen- und Scheck-Verkehr.

Besondere Abteilung für den Handel in Kuxen und in sonstigen Wertpapieren ohne offizielle Börsennotiz.

Aufbewahrung von Wertgegenständen, verschlossenen Depots und Verwaltung von Wertpapieren.

Versicherung gegen Kursverlust bei der Auslosung.

Vermietung von feuer- und diebessicheren Stahlkammerfächern (Safes) unter Mitverschluss des Mieters.

Ausgabe von *Welt-Kreditbriefen*, die ohne vorheriges Avis in allen wichtigeren Plätzen der Welt zahlbar sind.

Beschaffung und Begebung von Hypothekengeldern.

Die brasilianische Auswandrungspropaganda in Europa

In Brasilien ist nach einer mehr als zehnjährigen nativistischen Ära die Stimmung seit dem Regierungsantritte des Präsidenten Affonso Penna (15. November 1906) nach und nach wieder fremdenfreundlich geworden. Während man früher von Kolonisation fast nichts mehr wissen wollte und die Einwandrung möglichst auf die Einfuhr von südeuropäischen Plantagenarbeitern beschränkte, arbeitete die Regierung des neuen Präsidenten einen Entwurf aus, der die Bevölkerung des Landes mit seßhaften Elementen zum Ziele hat und im vorigen Jahre vom Nationalkongreß zum Gesetz erhoben worden ist. Für die Zwecke der Kolonisation, der Gewährung freier Seereise an Einwandrer und der Propaganda in Europa und Ostasien ist eine Summe von 6 Millionen Milreis (etwa $7^1/_2$ Millionen Mark) ausgeworfen worden. Die Kolonisation, die bald nach Gründung der Republik (1889) den Einzelstaaten überlassen worden war, wurde wieder zu einem Dienstzweige der Bundesregierung erhoben, die nun die Staaten und Privatgesellschaften bei Siedlungsunternehmungen unterstützt und ihnen für Seßhaftmachung eingewanderter Ackerbauer unter gewissen Bedingungen pekuniäre Beihilfen leistet. Ein entschieden auf Kolonisation beschränktes System ist jedoch nicht adoptiert worden, da auch die Ansprüche der Pflanzer auf den Zuzug von Arbeiterelementen zu berücksichtigen waren. Das macht um so mehr eine vorsichtige Beurteilung der neuen Sachlage notwendig, als man neben europäischen auch mongolische Arbeiter ins Land zu ziehen im Begriff ist.

Ferner ist die Einwandrungspropaganda mit der Propaganda zugunsten eines höhern ausländischen Konsums brasilianischer Produkte, besonders des Kaffees, verquickt worden. Es wurde eine Kommission von achtundzwanzig Personen nach Europa entsandt, die unter Führung des Politikers Paula Ramos steht und ihren Zentralsitz in Paris erhielt. Die Zusammensetzung der Kommission ist charakteristisch; sie soll nach einem Beschlusse des Nationalkongresses ausschließlich

aus gebornen Brasilianern bestehn. Einige Zeitungen machten darauf aufmerksam, daß diese Bestimmung gegen die Konstitution des Landes verstößt, die den naturalisierten Eingewanderten gleiche Rechte mit den Eingebornen gewährt, ausgenommen einzig die passive Wahl zum Staatspräsidenten. Es durfte also eigentlich ohne Änderung der Verfassung kein Naturalisierter von der Bekleidung irgendeines Amtes ausgeschlossen werden. Daß dies dennoch geschieht, ist jedoch vielleicht weniger ein Ausfluß von Nativismus gewesen als die landesübliche Abwehr gegen die Konkurrenz gebildeter Europäer, die den ämtersüchtigen Brasilianern Pfründen wegschnappen könnten. Man will überhaupt keine Einwandrung gebildeter oder gar studierter Elemente haben, die als Ärzte, Techniker, Ingenieure usw. in gefährlichen Wettbewerb mit den einheimischen Fachleuten treten könnten. Eine englische Zeitung sagt dazu, man wünsche nur Einwandrer herbei, die als Ersatz für die seit der Sklavenbefreiung (1888) verlornen Nigger dienen können, und versage deshalb durch allerhand gesetzliche Schikanen den Eingewanderten die Gleichberechtigung.

Die Zentralleitung der unterdes über Europa verstreuten Propagandakommission wurde nach Paris verlegt, weil man hier, und in zweiter Linie auch in Italien, die (nach Lage der Verhältnisse aussichtslose) Hauptaufgabe lösen will, eine Herabsetzung der Einfuhrzölle auf Kaffee zu erwirken. Brasilianische Zeitungen berichten, so als ob dies die natürlichste Sache der Welt sei, daß ein französischer Politiker von der brasilianischen Regierung 250000 Franken und ein italienischer Geschichtsprofessor (!) 100000 Franken erhalten habe, damit sie die Kommission in ihrem Vorhaben wirksam unterstützen.

Die Auswandrungskommissare sind schon in den Monaten November und Dezember über die hauptsächlichsten europäischen Länder verteilt worden und haben in Frankreich, Italien, Spanien, Österreich-Ungarn, Deutschland und Belgien ihre Tätigkeit aufgenommen. Auch nach Portugal und Rußland sollten welche entsandt werden.

Über den nach Deutschland entsandten Kommissar berichten die brasilianischen Zeitungen, daß er Hans Heilborn heiße, Lehrer des Griechischen am brasilianischen Nationalgymnasium sei und eine hochgebildete sprachenkundige Gattin habe, die als geborne Polin nach Ansicht brasilianischer Staatsmänner besonders geeignet erscheine, die Auswandrungspropaganda in den polnischen Landesteilen zu fördern. Herr Heilborn ist übrigens nicht geborner, sondern nur naturalisierter Brasilianer, und seine Ernennung zum Kommissar ist also in Widerspruch zum betreffenden Gesetze geschehen. Es weist das darauf hin, daß man in brasilianischen Regierungskreisen nicht ganz so exklusivistisch denkt wie die Urheber des Gesetzes. Mit der Zurücksetzung der Eingewanderten gegenüber den Eingebornen ist es wohl überhaupt nicht so schlimm, wie es manchmal scheinen mag. Die Berichte der in Brasilien ansässigen Deutschen lassen vielmehr erkennen, daß sie sich recht wohl fühlen. Dieses Land weist neben manchen Mängeln ja auch unbestreitbare Vorzüge auf.

Wollen wir beurteilen, mit welchen Aussichten auf Erfolg die Brasilianer ihre Auswandrungspropaganda in Europa aufgenommen haben, so werden wir zunächst dem Umstande Rechnung tragen müssen, daß hier die wirtschaftliche Konjunktur schon bemerkbar im Niedergang begriffen ist. Die Industrien haben aufgehört, ihre Produktion zu steigern, in einigen Zweigen ist sie sogar eingeschränkt worden, und in gleichem Verhältnisse zu diesem Vorgange wächst die Zahl der Arbeitslosen. Noch schlimmer sieht es in den Vereinigten Staaten aus, von woher die Arbeitslosen zu Tausenden nach Europa zurückkehren, hier das Arbeiterangebot vermehrend, während zugleich der übliche Abfluß von Kräften dorthin stark abnimmt. Es sind also zahlreiche Elemente vorhanden, die die erste beste Gelegenheit ergreifen, in andern Ländern mit günstigen Bedingungen Erwerb zu suchen. Sind nun die Bedingungen in Brasilien günstig oder nicht? Das ist die Frage, über die zu entscheiden wäre.

Brasilien mit seinen $8^1/_2$ Millionen Quadratkilometern Flächeninhalt weist klimatisch und wirtschaftlich so verschiedne Regionen auf, daß wir diese einzeln betrachten müssen, um eine befriedigende Antwort geben zu können. Nordbrasilien mit seinen Tiefebenen und seinem äquatorialen Klima fällt zunächst ganz aus der Reihe der zu betrachtenden Zonen, da sich dorthin eine nennenswerte Auswandrung sowieso nicht wendet. Dagegen hat die Kaffeezone Mittelbrasiliens, insbesondre der Staat São Paulo, seit längerer Zeit auf Plantagenarbeiter eine gewisse Anziehungskraft ausgeübt.

Hier war im allgemeinen die Nachfrage nach Arbeitern stärker als das vorhandne Angebot, weshalb die Lohnbedingungen, von Krisenzeiten abgesehen, nicht ungünstig lagen. Italiener, Spanier und auch Polen verdingten sich zahlreich an Pflanzer und haben großenteils Ersparnisse zu erübrigen vermocht, mit denen dann viele in ihre Stammheimat zurückkehrten, da der Erwerb gesetzlich gesicherten Landeigentums schwierig und nur ausnahmsweise möglich war. Diesem Übelstande soll jetzt durch schon eingeleitete Koloniengründung abgeholfen werden. Und da auch die etwa 30000 in São Paulo ansässigen Deutschredenden sich fast durchweg in guten wirtschaftlichen Verhältnissen befinden, so wäre gegen diesen Staat als Niederlassungsziel nicht das mindeste einzuwenden, wenn nicht ein neuer Umstand in Erscheinung träte, der zum mindesten für unbemittelte Elemente, die sich ohne Verdingung als Arbeiter nicht durchschlagen könnten, die Auswandrung dorthin bedenklich erscheinen läßt.

Die paulistaner Regierung hat nämlich mit japanischen Auswandrungsagenten kontraktlich die Einfuhr von Kulis auf Staatskosten vereinbart. Kommt dieses die Löhne drückende Element ins Land, so ist für europäische Arbeiter der Arbeitsmarkt verdorben und die Aussicht auf gedeihliches Vorwärtskommen geschmälert.

Nach São Paulo ist Espirito Santo der Staat Mittelbrasiliens, wo die meisten Deutschredenden zu finden sind. Ihre Zahl wird auf reichlich 15000 geschätzt. Sie leben in blühenden Kolonien beisammen und gedeihen

sowohl gesundheitlich wie wirtschaftlich vortrefflich. Darüber herrscht nur eine Stimme. In Minas Geraes dürften ferner 5000 oder 6000 Deutschredende ansässig sein, denen es ebenfalls gut geht. Das dortige Hochlandklima wird sogar als das schönste der Erde geschildert. Die Sterblichkeit ist in manchen Gegenden überraschend gering, und vielleicht in keinem andern Lande der Welt trifft man so zahlreiche steinalte Leute (oft von hundert Jahren und mehr) an wie dort. In Rio de Janeiro, Stadt und Staat zusammen, mögen etwa 8000 Deutschredende vorhanden sein. Die Bewohner der einstigen deutschen Kolonie Neu-Freiburg sind im Laufe der Generationen ganz im portugiesischen Sprachstamme aufgegangen, was nicht zugunsten der Ansiedlung numerisch schwacher Auswandrertrupps in Koloniegebieten spricht, die keine räumliche Ausdehnungsmöglichkeit aufweisen. In Petropolis halten sich die Deutschen besser, und ihre wirtschaftlichen Lebensverhältnisse werden allseitig als günstig geschildert. Auch das Klima ist zuträglich.

Damit ist die Zahl der Kaffeestaaten voll. Auch die drei zuletzt genannten sind mit Gründung von Kolonien beschäftigt, von denen einige ganz für deutsche Elemente reserviert werden sollen. Unglücklicherweise ist auch hier Mongoleneinwandrung in Aussicht genommen, sodaß mittellosen Leuten, die anfänglich, zum mindesten zeitweise, auf Übernahme von Lohnarbeit angewiesen wären, die Einwandrung nicht anzuraten ist. Was bemittelte betrifft, so taugen sie erfahrungsgemäß nicht in brasilianische Kolonien hinein, die überall speziell auf Ansiedlung kleiner selbstarbeitender Leute mit geringen Ansprüchen berechnet sind.

Es bleibt noch Südbrasilien zu erwähnen übrig. In Paraná sind neben etwa 20000 Deutschen gegen 70000 Polen ansässig, denen es nicht übel geht. In Santa Catharina leben rund 100000 Deutsche meist in geschlossenen Ansiedlungen beisammen. Durch den deutschen Bahnbau Blumenau–Hammonia wird in Kürze die junge und fruchtbare deutsche Kolonie Hansa dem Verkehr erschlossen werden. Heute ist diese Siedlung erst in den Anfängen der Entwicklung. Es kann ihr eine günstige wirtschaftliche Zukunft vorausgesagt werden. Das Klima ist ebenfalls eins der herrlichsten und gesündesten der Welt. Endlich ist auch Rio Grande do Sul empfehlenswert, wo 180000 bis 200000 Deutschredende leben mögen. Gegenwärtig ist dort Dr. Herrmann Meyer mit Besiedlung der Kolonien Neu-Württemberg und Xingu beschäftigt, in deren Nähe die im Bau begriffne Bahn São Paulo–Rio Grande vorbeiführen wird.

Kurz und gut, Mittel- und Südbrasilien weisen Vorzüge auf, die diese Gebiete als an und für sich günstige Niederlassungsziele erscheinen lassen. Aber solange in Mittelbrasilien Mongoleneinwandrung droht, kann dieses Niederlassungsziel höchstens bemittelten Leuten empfohlen werden, die als Pflanzer dort wirtschaften wollen. Dagegen finden in Südbrasilien auch un- oder schwachbemittelte Leute, die an schwere Arbeit gewöhnt sind, eine erträgliche Zukunft.

In Santa Catharina und Rio Grande do Sul findet der deutsche Auswandrer Anschluß an Sprachgenossen, die dort stellenweise zahlreich beieinander sitzen.

Von den Mängeln der Rechtspflege und der Verwaltung, die Brasilien aufweist, sei nicht weiter gesprochen. Darauf muß sich der Auswandrer in allen Neuländern gefaßt machen. Der Deutsche gewöhnt sich allerdings anfänglich schwer daran, weil er daheim an gesetzliche Ordnung gewöhnt ist und denkt, diese müsse sich auch auf andre Länder übertragen lassen. Wer es deshalb nicht nötig hat, auszuwandern, bleibt besser daheim im Vaterlande.

Adel und Bauern in Osteuropa

Von Karl Dieterich

1

Die jüngsten Bauernrevolten in Rumänien haben die Aufmerksamkeit Europas wohl vorübergehend erregt und die Presse beschäftigt, doch, wie leider gewöhnlich gegenüber den Dingen im Osten und Südosten, auf Grund so unzureichender Informationen, daß von einem wirklichen Verständnis weder bei der Presse noch beim gebildeten Publikum die Rede sein kann. Die folgende Betrachtung möchte das nachzuholen versuchen, was hier versäumt worden ist, und unter historischer Auffassung eine Skizze der Entwicklung und des gegenwärtigen Standes der Agrarverhältnisse in den osteuropäischen Ländern überhaupt entwerfen. Nur die historische und die zusammenfassende Betrachtung wird imstande sein, wirkliches Verständnis zu schaffen; denn jene Länder gehören kulturgeographisch wie kulturgeschichtlich eng zusammen und bilden dem westlichen Europa gegenüber eine abgeschlossene, gemeinsame Gruppe, umfassend Rußland, die Donau- und Balkanländer und die Türkei. Diese Länder aber sind in Kirche, Recht und Wirtschaftsleben so stark von dem ältesten Staate des europäischen Ostens, von Byzanz, beeinflußt worden, daß man auch ihre agrarischen Zustände ohne die von Byzanz nicht verstehn kann. Auf diese müssen wir darum zuerst einen Blick werfen.

Schon in dem sinkenden weströmischen Reiche nahmen die freien Gemeindeverfassungen in demselben Maße ab, wie die großen Grundbesitze zunahmen. Der Keim dieser Erscheinung lag in den Steuerverhältnissen: die Erhebung der Kopfsteuer war ursprünglich Sache der Gemeindebehörden, später übertrug man sie den Grundbesitzern, und da somit deren Besitz aus den Gemeindekatastern ausschied und in die Provinzialkataster besonders aufgenommen wurde, sonderten sich die Grundstücke in zwei Gruppen, in die kleinen Bauerngüter und die großen Herrengüter. Jetzt konnten sich die Großgrundbesitzer erst zu einem eignen Stande zusammenschließen und ihre Macht stärken, während die kleinen Besitzer durch Erhöhung der Kopfsteuer unter Diokletian, Einfälle der Barbaren, Steigen

des Geldwertes und Korruption der Beamten immer mehr dem Ruin zugeführt wurden.

Unter den Maßregeln, die die Kaiser ergriffen, um diesem Übelstande zu steuern, sind außer weniger durchgreifenden, wie Verminderung der Kopfsteuer und völlige Immunität von dieser — die Immunität war später namentlich für die Klöster von Bedeutung —, ganz besonders zwei zu nennen, die im byzantinischen und den von ihm beeinflußten neugriechischen, rumänischen und russischen Recht eine große Rolle spielten: der sogenannte Zuschlag und das Näherrecht.

Als infolge der hohen Steuern die Zahl der von ihren Besitzern verlassenen Grundstücke immer größer wurde, die Steuereinnahmen selbst aber immer unsichrer, kam man auf den Ausweg, diese agros desertos „mit der Verpflichtung zur Steuerzahlung den Eigentümern andrer steuerbarer Grundstücke zwangsweise zuzuschlagen". *) Das geschah zuerst unter Konstantin dem Großen und erhielt dann im byzantinischen Recht prinzipielle Geltung, wenn auch mit ungleicher Handhabung; so war diese unter Justinian besonders streng. Mit verschiednen Modifizierungen und zum Teil völligem Versagen (zum Beispiel unter den Bilderstürmern) hielt sich die Maßregel bis in das zwölfte Jahrhundert, wurde aber dann als unzulänglich abgeschafft. Man erkannte schließlich, daß sie, weit entfernt, die Wurzel des Übels, also des Steuerausfalls, auszurotten, den Grund und Boden nur noch mehr belastete und seine Steuerkraft immer mehr schwächte. Das Gesetz war eben aus völlig kranken Staatsverhältnissen entstanden und konnte daher keine wahre Gesundung herbeiführen, trotz des damit verbundnen Privilegs des Vorkaufsrechtes, das heißt der Gewährung eines Vorzuges an die für die Grundsteuern Mithaftbaren für den Fall, daß einer der Teilbesitzer — der Zuschlag erfolgte immer an die Besitzer angrenzender Grundstücke, die daher „Angrenzer" (*συμπαραχείμενοι*) hießen — schlecht wirtschaftete, dadurch seine sowie seines Mitbesitzers Existenz bedrohte, sodaß sich die Notwendigkeit einer Veräußerung seines Grundstücks ergab. Aber auch diese Bestimmung hatte selbst wieder schwere Mißstände zur Folge. So kam es vor, daß der Veräußerer ein Großgrundbesitzer, der von der Veräußerung betroffne aber ein Armer war oder umgekehrt. Diese Härte wurde im zehnten Jahrhundert von Kaiser Nikephoros Phokas beseitigt und festgesetzt, daß ein Vorkaufsrecht nur geübt werden konnte entweder zwischen Mächtigen oder zwischen Armen.

Später, als das Bewußtsein von dem Zusammenhang zwischen Zuschlag und Vorkaufsrecht geschwunden war, besonders nach Aufhebung des Zuschlags, begründete man das Vorkaufsrecht als eigne Institution lediglich auf Verwandtschaft, Besitzgemeinschaft und Grenznachbarschaft. In dieser Form hat sich das Vorkaufsrecht nicht nur während des ganzen byzantinischen Mittelalters gehalten, sondern ist auch in das türkische, neugriechische und rumänische Recht (das heißt das alte moldauisch-walachische) übergegangen.

*) Z. v. Lingenthal, Geschichte des griechisch-römischen Rechts, S. 207.

Der Steuerzuschlag selbst konnte, da er im zwölften Jahrhundert abgeschafft wurde, in das Recht dieser Länder keinen Eingang finden, wohl aber hat er sich in dem von Byzanz so vielfach abhängigen russischen Grundeigentumsrecht festgesetzt und dort bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft erhalten, indem der „Mächtige" die Steuern für den leibeignen Bauer bezahlte, dafür aber von ihm so viel Arbeit herauspreßte, wie er nur konnte.*)

Man sieht, zu welchen Konsequenzen dieses Notgesetz führen, wie verhängnisvoll es namentlich für die Lage des Bauernstandes werden mußte gegenüber den Großgrundbesitzern. Das Verhältnis zwischen beiden hatte sich ja schon durch die Maßregeln der diokletianischen Steuerpolitik und nun durch die beiden besprochnen Notgesetze, die umgekehrt wirkten, als man erwartet hatte, stark zuungunsten der bäuerlichen Bevölkerung verschoben, und auch die von christlichem Geist durchwehte Gesetzgebung Justinians hatte nicht viel daran geändert; abgesehen von mehrern kleinern Schutzgesetzen blieb alles beim alten, und es ist bezeichnend, daß das von ihm verheißne große Gesetz über die bäuerlichen Verhältnisse überhaupt nie veröffentlicht worden ist. Die Justinianische Gesetzgebung war dem Bauern gegenüber durchaus konservativ, sie ließ sogar den Grundsatz bestehn, daß die bäuerliche Bevölkerung fest an die Scholle gebunden war, einen Grundsatz, der eigentlich keine volle Berechtigung mehr hatte, seitdem manches geschehen war, was ein Festhalten an diesem Grundsatz überflüssig machte. Aber man wird wohl nicht fehlgehen in der Annahme, daß es Justinian mit den Grundherren nicht verderben wollte, deren Beistand er für seine vielen kostspieligen Unternehmungen nötig brauchte. Daher wohl auch die Zurückstellung des großen Agrargesetzes; daher wohl auch die rücksichtslose Handhabung des Zuschlagssystems unter seiner Regierung.

Wenn es nun auch nach dem Justinianischen Recht Freibauern gab, so scheint es doch, daß die abhängigen Bauern weit überwogen, zumal da genug Veranlassung zur Entstehung bäuerlicher Abhängigkeit gegeben war: nicht nur gingen ganze Freidörfer durch kaiserliche Verleihung an einzelne Personen über, zu denen sie dann in ein Patronatsverhältnis traten, sondern ganze Bauerngemeinden wählten sich selbst einen Patron, um sich vor den Übergriffen der Steuerbeamten zu schützen, ein Schutz, der dann durch Abgaben erkauft werden mußte. Neben diesen Bauern, die trotz ihrer Abhängigkeit noch Eigentum an Grund und Boden besaßen, standen dann die besitzlosen Gutsbauern oder Kolonen, die zwar persönlich frei waren, aber nach dreißig Jahren an die Scholle gebunden wurden, und die sogenannten adscriptitii, die sich wenig von wirklichen Sklaven unterschieden und keinerlei Vermögen besaßen.

Man darf nun den byzantinischen Kaisern oder ihren Ratgebern nicht so wenig Einsicht zutrauen, als daß sie diese Zustände für immer hätten bestehn lassen. Vielmehr sehen wir, wie die Gesetzgebung wiederholt ernstlich bemüht

*) Vgl. Gfrörer, Byzantinische Geschichten III 2 f.

ist, den Bauernstand vor dem um sich greifenden Großgrundbesitzertum zu beschützen. Dreimal erfolgten kräftige Aktionen in dieser Richtung, zuerst unter Leo dem Armenier im achten Jahrhundert, dann unter Romanos Lakapenos im zehnten und Basilios dem Zweiten im elften Jahrhundert. Die erste war mehr positiver Art, auf die Befreiung des Bauernstandes gerichtet, die zweite und die dritte mehr negativ, auf die Einschränkung des Großgrundbesitzes bedacht.

Das Ackergesetz Kaiser Leos kann als eine Art Bauernrecht bezeichnet werden; seine wichtigsten Bestimmungen sind Aufhebung des Patronats und Gewährung voller Freizügigkeit sowie gemeinsamer Anteil sämtlicher Gemeindeglieder an der Gemeindeflur, also eine Art Kommunismus, der sich wahrscheinlich aus dem Prinzip des Steuerzuschlags entwickelt hat, indem jeder, der für die Steuer der ganzen Gemeindeflur haftbar ist, auch ein Recht auf Besitzanteil daran hat, eine Bestimmung, die ebenfalls in das slawische Recht übergegangen und dort noch in Geltung ist. Aus der Lockerung des Verhältnisses zwischen Bauer und Grundherr ergab sich weiter die Scheidung der Bauern in sogenannte Halbbauern und Zehntbauern; jene traten an die Stelle der alten Kolonen, diese an die der adscriptitii; jene sind ganz unabhängig und übernehmen nur gegen Überlassung der Hälfte des Ertrages die Bestellung der Felder eines andern mit, wobei sie sich in der Regel nur auf ein Jahr verpflichten; diese dagegen hatten außer einem Zehnten an den Grundherrn auch noch den auf ihn fallenden Anteil der Abgaben zu entrichten, wofür sie von zehn Garben neun zu beanspruchen hatten, der Grundherr dagegen nur eine. „Wer anders teilt, fügt das Gesetz hinzu, sei Gott verflucht."

Es ist wichtig, zu wissen, daß sich diese auf der Agrarreform des achten Jahrhunderts beruhenden Verhältnisse in der Türkei, zumal in Kleinasien, und in den Landschaften von Griechenland, wo noch der Großgrundbesitz herrscht, das heißt Thessalien, Mittelgriechenland und Euböa, bis heute nicht nur erhalten haben, sondern sogar die fast allgemein herrschenden sind,*) und zwar gilt das mehr von dem ein freies Verhältnis voraussetzenden Teilbausystem als von dem des Zehntners. Kulturgeschichtlich interessant sind die Bezeichnungen des Teilbauern im heutigen Griechisch: in den östlichen Gebieten, in Thessalien, Attika und dem Archipel heißt er Kolliga, was das lateinische collega mit neugriechischer Aussprache ist; im Westen dagegen, in Epirus, auf den Jonischen Inseln und im Peloponnes nennt man ihn mit einem slawischen Worte Sembros oder Sebros, das eigentlich „Hälftner" bedeutet und so auch noch in Nordgriechenland gebraucht wird von Bauern, deren jeder nur einen Ochsen hat und diesen mit dem des andern zu einem Gespann vereinigt.

*) Für die Türkei vgl. Arslanian, Das System des ländlichen Grundeigentums im osmanischen Reiche, Leipzig 1888, S. 49 ff., für Griechenland: Decasos, Die Landwirtschaft im heutigen Griechenland, Leipzig 1904.

So günstig dieses System übrigens in sozialer Hinsicht gewirkt hat, indem es der Erhaltung einer freien Bauernschaft förderlich war, so schädlich ist es doch in rein agrarisch-ökonomischer Hinsicht; denn es bewirkt, „daß der Kollige zwar möglichst viel, aber auch mit möglichst geringem Arbeitsaufwand zu bestellen sucht. . . . Aus dem Halbpachtsystem folgt daher mit Notwendigkeit die Zweifelderwirtschaft, da sich der erschöpfte Boden nur durch die Brache und gleichzeitige Düngung durch das weidende Vieh wieder kräftigen kann." *)

Im übrigen herrscht in Griechenland überwiegend Selbstbewirtschaftung, sogar da, wo der Großgrundbesitz herrscht, wie in Thessalien, und zwar heben sich hier diese freien Dörfer schon äußerlich vorteilhaft von den übrigen ab: „es sind diejenigen, die Bäume besitzen, wo der europäische Pflug den hesiodischen ersetzt hat, wo die Bauern beredsamer, fröhlicher, kulturfähiger, religiöser und echte Hellenen sind." **)

Die wohltätigen Bestimmungen des Leoschen Agrargesetzes wurden aber bald illusorisch durch das ungeheure Anwachsen des weltlichen und geistlichen Großgrundbesitzes: Kloster- und Rittergüter verdrängten immer mehr die freien Bauernhöfe, deren Besitzer von den reichen Kapitalisten einfach ausgekauft wurden und zu bloßen Hörigen ihrer geistlichen oder weltlichen Herren herabsanken. So standen die Dinge am Anfang des zehnten Jahrhunderts, als Kaiser Romanus Lakapenos mit einer Reihe strenger Gesetze den Kampf aufnahm „gegen die den Staatsinteressen so nachteilige Unterdrückung des freien grundbesitzenden Bauernstandes durch die *δυνατοί* (die Mächtigen) — ein Kampf, der bis an das Ende des zehnten Jahrhunderts gedauert hat". ***)

Das wichtigste dieser Gesetze war das unter den Folgen einer großen Hungersnot im Jahre 934 an die Großgrundbesitzer, geistliche und weltliche, erlassene Verbot, Bauerngüter zu erwerben, sei es durch Kauf, Schenkung oder Erbschaft, widrigenfalls sie ohne Entschädigung wieder herauszugeben seien. Dieses Gesetz blieb zwar drei Jahrhunderte lang in Kraft, erwies sich aber den tatsächlichen Verhältnissen gegenüber schließlich doch als machtlos und kam gerade in der kritischsten Zeit des Reiches, nach der lateinischen Eroberung (1204), außer Gebrauch. Vorläufig aber ging man scharf vor, am schärfsten, nach einem vorübergehenden Rückfall, unter Basilios dem Zweiten am Ende des zehnten Jahrhunderts. Damals drohte der Landadel geradezu staatsgefährlich zu werden, vor allem in Kleinasien, dem Kernlande des Reiches. Hier gab es Güter von der Größe ganzer Fürstentümer, und ein solcher Großgrundbesitzer in Kappadokien konnte den Kaiser mit seinem ganzen Heere, als es aus Syrien zurückkehrte, aufnehmen und verpflegen! Der Kaiser lud ihn zum Dank nach Konstantinopel ein, aber nur, um ihn nicht wieder fortzulassen und inzwischen

*) Chalikiopulos, Wirtschaftsgeographie Thessaliens: Geographische Zeitschrift 1905, S. 459.

**) Decasos a. a. O. S. 54.

***) Z. v. Lingenthal, Geschichte des griechisch-römischen Rechts, S. 265 f.

seine sämtlichen Güter einzuziehen.*) Wenn man dieses Vorgehn des Kaisers — und es sind noch ähnliche Fälle überliefert — zu hart und gewalttätig findet, so muß man bedenken, daß gerade der kleinasiatische Landadel von einem maßlosen Dünkel erfüllt war und, wie aus einem konkreten Falle hervorgeht, auf die aus dem europäischen Westen des Reiches stammenden Staatsmänner und Feldherren als weniger adlich herabsah. Es gähnte hier eine ganz ähnliche soziale Kluft wie zwischen dem west- und dem ostelbischen Preußen, nur daß jene Kluft in Byzanz zu einer politischen wurde, da die meisten Usurpatoren aus jenem Feudaladel hervorgingen, der dem Reiche schließlich das Grab gegraben hat. „Auf den Sieg des Großgrundbesitzes, sagt Neumann, gingen im Grunde alle innerpolitischen Erschütterungen dieser Zeiten zurück", wie umgekehrt die Blüte des Reiches parallel geht mit der Erhaltung des kleinen Grundbesitzes.

Es ist hier noch einer Gattung von Gütern zu gedenken, deren Schutz für die Regierung eine Lebensfrage war, um derentwillen sie auch vornehmlich den Kampf gegen den Grundadel aufnahm, deren rechte Benutzung im Interesse der staatlichen Konsolidierung aber doch erst den Türken vorbehalten blieb. Es waren dies die sogenannten Soldgüter, das heißt Ländereien, die nach römischem Muster den zum Kriegsdienste Verpflichteten anstatt des Soldes als Lehen zugewiesen wurden, von denen sie Unterhalt und Ausrüstung zu bestreiten hatten, und die nicht veräußert werden durften, vor allem nicht an die „Mächtigen". Dies geschah aber dennoch; denn da die Offiziere aus der Klasse der Vermögenden genommen wurden, diese aber Grundbesitzer waren, so kam es vor, daß sie, „die Macht des militärischen Vorgesetzten mißbrauchend, den Untergebnen ihr Land abnahmen und sie dafür militärfrei machten"**) — man sieht, das Bestechungswesen stand schon in Byzanz in voller Blüte und brauchte von der Türkei und Rußland nur übernommen zu werden. Man war sich aber wenigstens der Gefahr dieser Zustände bewußt, wenn es in einem Gesetze heißt, ein solches Verfahren sei schlimmer als das der Bären, die „vor Hunger ihre eignen Pfoten anbeißen".***)

Bestanden nun auch diese Güter bis zum Fall des Reiches, so waren sie doch zu sehr von fremden Elementen durchsetzt, als daß sich jene Institution daraus entwickelt hätte, die leider ganz Osteuropa fremd geblieben ist, und deren Fehlen hier dieselben verhängnisvollen Folgen hatte, wie ihr Vorhandensein in Westeuropa für dieses segensreich wurde — das Lehnswesen. Gerade dieses hat ja „durch Aufteilung der Grundrente die germanisch-romanische Welt vor den sozialen Übeln bewahrt, welche dem unvermittelten Gegensatz zwischen Großgrundbesitz und Pauperismus entspringen".†)

*) Nach C. Neumann, Weltstellung des byzantinischen Reiches, S. 59.

) C. Neumann a. a. O. S. 55. — *) a. a. O. S. 55.

†) Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte I, 209 f.

2

Den Gegensatz zwischen Großgrundbesitz und Pauperismus vermochte die byzantinisch-slawische Welt nie zu versöhnen, weil sie das vermittelnde Element des Lehnsmanns und später des Bürgers nicht aufkommen ließ, und an diesem Gegensatze kranken deshalb bis heute alle die Völker, die das politische und Kulturerbe von Byzanz angetreten haben, vor allem Russen, Türken, Rumänen, aber auch Magyaren und Polen. Die Türken versuchten zwar, den in den byzantinischen Lehnsgütern liegenden Keim des Lehnswesens zu entwickeln, aber nur in rein militärischem, nicht in sozialem Geiste. Wie schon jene Güter in solche zerfielen, die zwölf, und solche, die nur vier Pfund wert waren, so unterschieden auch die Türken größere Lehen, die fünfzehn Reiter, und kleinere, die nur zwei zu stellen hatten; jene hießen Ziamete, diese Timare; jene stellten den großen, diese den kleinen Grundbesitz dar. Aus dem Verhältnis beider auf dem Boden Griechenlands ergibt sich, daß der meiste Grundbesitz auf den Peloponnes, auf Thessalien und Epirus fiel, der wenigste auf Mittelgriechenland nebst Euböa, ein Zustand, wie er, wenn man vom Peloponnes absieht, noch heute fortbesteht.*) Im ganzen waren (1660) 74 Prozent alles Grundbesitzes in der Türkei solche Lehnsgüter; die übrigen 26 Prozent bestanden aus Kron- und Kirchengütern. Herrscht nun auch jetzt noch in der Türkei der Großgrundbesitz vor, so wird er doch durch die Ausbreitung des Teilbaues stark paralysiert, indem er sich in ein Konglomerat von Bauernhöfen aufzulösen droht.**)

Das mag aber nur für die gebirgigen, der Individualisierung leichter fähigen Gegenden gelten; in den Ebenen dagegen herrscht in der Türkei wie in Griechenland allgemein das Tsifliksystem. Wo nun, wie in Rußland, Rumänien und Ungarn, fast das ganze Land eine große Ebene bildet, wird man von vornherein eine unverhältnismäßige Ausdehnung des Großgrundbesitzes erwarten müssen, zumal wenn wir wissen, wie dieser Entwicklung durch die historischen Verhältnisse vorgearbeitet worden war.

Die „Mächtigen" hatten seit dem dreizehnten Jahrhundert völlig freie Hand in Byzanz; waren doch die Dynastien der Komnenen und Paläologen selbst aus dem Feudaladel hervorgegangen. Diesen Mächtigen gegenüber sank nun der Bauer immer mehr zum Leibeignen, zum Sklaven herab. Bis nahe an Konstantinopel heran dehnten sich endlose Latifundien aus, auf denen Tausende von „Seelen" für ihre Herren arbeiteten; denn „Seele" (*ψυχάριον*) ist im mittelalterlichen Griechisch der stehende Ausdruck für „Leibeigner". Es ist nun äußerst merkwürdig, daß genau dieselben Ausdrücke für Herren und Sklaven im Russischen wiederkehren; hier heißen die Mächtigen „Baljaren", die Leibeignen „Duschi" (man denke an Gogols „Tote Seelen"), Bezeichnungen, die

*) Vgl. Philippson, Geographische Zeitschrift 1907, S. 26 und desselben Thessalien und Epirus (Berlin, 1907), Register unter „Großgrundbesitz" und „Tziflike".

**) Arslanian a. a. O. 39f.

weiter nichts sind als wörtliche Übertragungen aus dem Griechischen. Was folgt nun daraus? Jedenfalls so viel, daß die spätbyzantinischen Agrarverhältnisse vorbildlich geworden sind für die russischen, natürlich erst, nachdem sich auch in Rußland ähnliche Zustände herausgebildet hatten. Das geschah aber erst seit dem dreizehnten Jahrhundert infolge der mit der Tatarenherrschaft erfolgten Verschiebung des politischen Schwerpunkts von Kiew nach Moskau. Ohne diese Verschiebung wäre Rußland heute ein großes, demokratisches Bauernreich; denn die altrussische Verfassung war durchaus demokratisch. Das wurde nun alles anders mit dem Übergewicht des Moskauer Großfürstentums, besonders seitdem Iwan der Dritte 1472 die Nichte des letzten byzantinischen Kaisers als Gattin heimführte: der tatarisch-mongolische Despotismus vermählte sich jetzt mit dem byzantinischen Cäsaropapismus, und die Frucht war das Zarentum; Moskau wurde ein zweites Byzanz, der byzantinische Adler mit den zwei Köpfen wurde das russische Wappen. Ist es zu verwundern, wenn mit dem politischen auch das soziale Erbe von Byzanz auf Rußland überging? Und wirklich sehen wir die Entwicklung der agrarischen Verhältnisse völlig in byzantinische Bahnen einlenken: das uns schon bekannte System des Steuerzuschlags, also die gegenseitige Haftpflicht der Steuergemeinden bot nach der finanziellen Erschöpfung durch die Tatarenzeit eine willkommne Handhabe zur Durchführung der Steuereintreibung. Das byzantinisch-türkische System der Soldgüter wurde auf den Adel übertragen durch Schaffung von Adelsbezirken mit einem Aushebeer an der Spitze, der die militärischen Dienstverhältnisse der einzelnen Adlichen zu regeln hatte, und diese erhielten als Lohn für den Dienst eigne Krongüter samt den darauf sitzenden Bauern (Seelen). Hier liegt die Quelle der Leibeigenschaft; denn im Interesse der Adlichen wie des Staates lag es, daß die Bauern ein stabiles Element, kein fluktuierendes bildeten. So wurde, just wie im byzantinischen Reich des zwölften Jahrhunderts, im russischen des sechzehnten die frühere Freizügigkeit erst eingeschränkt, dann von Boris Godunow, dem von Puschkin verherrlichten Zaren, dessen Tragik seine Unterwerfung unter den Großadel war, völlig aufgehoben. Damit war die Gewalt des Großgrundbesitzes über die Bauern begründet, und zwar noch fester als in Byzanz; denn der Grundherr war nun auch der Gerichtsherr. Jetzt bildete sich der widerwärtige Typus jenes byzantinisch-slawisch-rumänischen Bojaren heraus, der der Fluch dieser Länder wurde, und der in neuerer Zeit in zahlreichen russischen und rumänischen Romanen an den Pranger gestellt worden ist, am klassischsten wohl in Gontscharows „Oblomow", einer meisterhaften Verkörperung jenes orientalischen Miliens der Langeweile, mit dem „Helden", der sein ganzes Leben auf dem Sofa zubringt.*)

Der Fluch, den der russische Landadel über Rußland gebracht hatte, wirkte

*) Vgl. Sonntagsbeilage 1897, Nr. 40: Soziale Gegensätze im russischen und französischen Roman.

erst zu einer Zeit, wo man es nicht mehr erwartete, nach der Bauernemanzipation (1861); jetzt trat seine Indolenz und Unfähigkeit erst grell zutage; jetzt zeigte es sich, daß der russische Adel ökonomisch und moralisch heruntergekommen war. Und warum? Weil er den Segen der Arbeit nie an sich erfahren, weil er sich nie um seine Güter gekümmert hat, da er ja seinen Wohnsitz Sommer und Winter in der Stadt hat und dem Pächter die Bewirtschaftung überläßt. „Die Gutsbesitzer ruinierten sich und fahren fort, sich zu ruinieren, weil sie niemals das taten noch tun, was ihnen zu tun obliegt. Die Bauern ackern, die Kaufleute treiben Handel, die Geistlichen beten. Was taten aber die Gutsherren? Sie beschäftigten oder ergötzten sich mit dem Staatsdienst, mit der Jagd, mit der Literatur, mit Liebschaften, nur nicht mit der Landwirtschaft.“*) Kein Wunder, wenn sich das bebaute Land immer mehr vermindert und der adliche Grundbesitz immer mehr zurückgeht (schon 1861 waren zwei Drittel aller Güter verschuldet, und mehr als ein Viertel des Grundbesitzes sind dem Adel seitdem verloren gegangen), besonders der kleinere, der zum größten Teil den Bodenspekulanten, zum allerkleinsten den Bauern zufällt. So wird der adliche Grundbesitz immer mehr zersetzt und wahrscheinlich in wenigen Jahrzehnten ganz aufgerieben sein.

Und was hier gesagt worden ist, gilt nicht etwa von dem russischen Großgrundbesitz allein, sondern von dem ost- und südosteuropäischen überhaupt, was wiederum auf eine gemeinsame Grundlage schließen läßt. Vor allem das verhängnisvolle System des Absentismus, das man auch auf den Gütern von Ungarn, Rumänien, der Türkei und Nordgriechenland findet, muß schon ein byzantinisches Erbübel sein; denn hier hatte sich schon die Tradition ausgebildet, daß alle großen Grundbesitzer zugleich einflußreiche Staatsmänner waren, die sich nur wenig oder gar nicht um ihre Güter kümmerten. Daher die Bezeichnung „Mächtige“, die in Byzanz noch eine mehr politische, in Rußland und Rumänien eine mehr soziale Bedeutung hat.

Im übrigen bestehen in Rußland noch 42 Prozent der gesamten Bodenfläche aus Groß- und Kleingrundbesitz, dem 58 Prozent bäuerlicher Grundbesitz gegenüberstehen, ein immer noch sehr ungünstiges Verhältnis, wenn man bedenkt, daß 76 Prozent der Bevölkerung Bauern sind, von denen drei Viertel noch mit Feldgemeinschaft wirtschaften, also Teilbau treiben. Unter diesen Umständen kommen nur knapp zwei Desjätinen Land auf den Kopf der Bevölkerung, sodaß der Getreidebau den Bedarf in vierzig Gouvernements nicht deckt, und die Bauern zur Pachtung nichtbäuerlichen Landes greifen müssen.**) Ist die Zersetzung des Großgrundbesitzes in der Türkei, in Griechenland und den slawischen Balkanländern schon größtenteils vollzogen, in Rußland stark im Gange,

*) H. v. Samson-Himmelstjerna, Die Verlumpung der Bauern und des Adels in Rußland. Leipzig, 1892.

**) Vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901, Nr. 167 und 168.

so gibt es dazwischen doch noch zwei große Gebiete, wo er äußerlich noch auf der Höhe und in der Fülle seiner Macht steht, Rumänien und Ungarn.

Beide Länder sind noch das Paradies des Großgrundbesitzes, ebenso wie — als Korrelat dazu — die Hölle des Bauerntums. In Rumänien hat das der jüngste blutige Bauernaufstand gezeigt, dessen wahre Ursachen nur zu wenig bekannt geworden sind. Zunächst ist es sehr bezeichnend, daß der Aufstand gerade in der Moldau zum heftigsten Ausbruch kam, während er in der Walachei nur künstlich geschürt wurde; denn gerade die Moldau erfreute sich zur Zeit ihrer höchsten Blüte im sechzehnten Jahrhundert, unter Stephan dem Großen, eines freien und starken Bauernstandes, ja sie verdankte diesem erst ihre Macht. In der Walachei dagegen herrschten damals schon die Bojaren als Vasallen der Türken oder ihrer byzantinisch-fanariotischen Statthalter, die dort ihre Lehnsgüter (Timare) hatten und durch Verschwägerungen mit den einheimischen Bojaren großen Einfluß erlangten und das Land aussogen. Hier fanden deshalb schon bald Auskaufungen verarmter Dorfgemeinden durch große und kleine Bojaren statt, während in der Moldau der kauflustigen Großen weniger waren, die einheimischen Grundbesitzer aber mehr Großmut und weniger Habsucht zeigten. Wenn dennoch hier die bäuerlichen Kleingüter binnen wenigen Jahren aufgesogen wurden und die wenigen großen Bojaren den größten Teil des Bodens an sich brachten, so geschah dies nicht gewaltsam, sondern unmerklich, ohne daß man sagen könnte, wie.*) So sanken allmählich die moldauischen Bauern auf die Stufe der walachischen herab, das heißt, sie wurden zu Leibeignen. Schon im siebzehnten Jahrhundert erhielt ein moldauischer Bojar von einem walachischen Fürsten die Erlaubnis, die Leibeignen seiner in der Moldau liegenden Güter überallhin zu verfolgen. Auch nachdem ein solcher von Haus und Hof verjagt worden war, blieb er steuerpflichtig, und es blieb ihm nichts übrig, als sich dem Bojaren „mit Leib und Seele" zu verkaufen, womit er seine Menschenrechte verloren hatte. Da nun der Bauer seinem Herrn noch den Zehnten zahlte, den früher der Fürst bezog, der Herr selbst aber höchstens einen Zehnten von seinem Viehbestand als Steuer zahlte, so begreift man die fast unumschränkte Stellung der Bojaren sowohl dem Bauern wie dem Fürsten gegenüber. Der Bauer war an die Scholle gebunden, konnte von ihr zwar nicht vertrieben, wohl aber mit ihr verkauft werden. War er entflohen, so konnte er, wie aus noch erhaltnen Urkunden hervorgeht, zu seinem ursprünglichen Herrn wieder zurückgebracht werden. Die Bojarenfamilien wuchsen nun zu einer gewaltigen Macht, besonders wieder in der Walachei, wo jeder über unzählige Dörfer herrscht und ein ganzes Heer von Bauern befehligt. Noch der jetzige rumänische Ministerpräsident Cantacuzino besitzt nicht weniger als 32 Dörfer und 12 Gebirge, die ihm jährlich drei

*) Vgl. N. Jorga, Geschichte des rumänischen Volkes, Gotha 1905, Band 2, S. 85. Diesem sowie H. Grothe, Zur Landeskunde von Rumänien, Halle 1907, schließe ich mich auch im folgenden an.

Millionen Franken einbringen.*) Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gelang es dem Fürsten der Moldau, Konstantin Maurokordatos, den Bauern das Loskaufsrecht zu erwirken sowie die Herabsetzung der dem Besitzer neben dem Zehnten zu leistende Arbeitspflicht von vierundzwanzig auf sechs Tage. Zugleich ergab sich die interessante Tatsache, daß die Bojaren der Moldau gar kein Recht für das Hörigenverhältnis der Bauern vorweisen konnten, sondern „daß lediglich eine lange Usurpation die Bauern so tief sinken ließ".**) Die Zustände waren also tatsächlich schlimmer als in Rußland, wo die Leibeigenschaft wenigstens eine staatliche Grundlage hatte.

Die Verhältnisse verschlimmerten sich aber nur noch mehr im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts durch das jetzt einreißende, von Juden und Griechen geübte Pachtsystem, das wieder seinen Grund hatte in der Gleichgiltigkeit des in Völlerei und orientalische Üppigkeit versunknen Bojarenstandes, der dem russischen noch den Rang ablief. Man glaubt zum Beispiel in folgendem die Schilderung einer türkischen Paschawirtschaft zu lesen, wenn es heißt: „Statt des alten Bojarenhauses, welches, nach sächsischer oder polnischer Art eingerichtet, heiter und bescheiden im Sonnenscheine blinkte, hatte man jetzt als Nachahmung des Serails die duftenden Jataks geschaffen, die dunkel und nur hier und da von der Pracht der kostbaren Stickereien durchfunkelt waren. Früher saß in ihrem Arbeitsraume die edle Jupăneasă (Herrin), die im Verein mit ihren Sklavinnen das für das Haus Notwendigste verfertigte; jetzt thronte die Hofdame nach neuer Mode auf ihren Kissen, mit nach türkischer Art untergeschlagnen Füßen, sodaß nur die kostbaren Papuci (Schnabelschuhe) herausschauten. Die ganze Kleidung war ebenso anspruchsvoll und geschmacklos wie in dem verfallenden Konstantinopel; wie hier ward das oftmals sehr schöne Gesicht durch grobe Bedeckung mit Farbe, durch die Bemalung des Mundes und der Wangen sowie durch die Vereinigung der beiden gehörig geschwärzten Augenbrauen entstellt. In den zahlreichen Zimmern, wo nur selten die arbeitende, lebensfrohe Tätigkeit des Hauses herrschte, lagen zahlreiche Zigeuner, aller Laster kundig und fähig, hingestreckt und harrten auf den Wink des Hausherrn, der Hausherrin, der jungen faulen Jungherren und Jungfrauen, die mit den Händen klatschten, um sich ein gesticktes Taschentuch vom Boden aufheben oder sich das erloschne Feuer im sorgfältig bewachten Tschibuk wieder beleben zu lassen."***)

Es kostete noch schwere Kämpfe zwischen Bojaren und Bauern, bis nach zwei vergeblichen Anläufen in den Jahren 1848 und 1857†) endlich 1864 die

*) Jorga a. a. O. II, 399. Noch jetzt besitzen 8000 Großgrundbesitzer fast ein Fünftel des Landes (1,7 Millianen Hektar Ackerland und 1,2 Millionen Hektar Waldland), das von 900000 Bauernfamilien bestellt wird.

) Jorga a. a. O. II, 164. — *) Jorga a. a. O. II, 173.

†) Aus diesem Jahre erzählt man sich eine Anekdote, die bezeichnend ist für das Verhältnis zwischen Bojaren und Bauern. Einige moldauische Bojaren beriefen einige Bauern nach Jassy, um ihnen den Nutzen der bevorstehenden Vereinigung der beiden Fürstentümer klar

Agrarreform wenigstens äußerlich zu Ende geführt wurde, indem der Bauer das Stück Land, das ihm zur Bearbeitung überwiesen worden war, als Eigentum erhielt und dafür nur zehn Jahre lang eine kleine Entschädigung zahlte. Die „Emanzipation" erwies sich aber, wie in Rußland, als eine halbe Maßregel. Das Gesetz hatte ihn zwar freigemacht, aber ihn auch ganz ohne Schutz gegen seinen starken Nachbar und ehemaligen Herrn gelassen. Dadurch war der Bauer in die künstlichen, unlösbaren Netze der „agrarischen Verträge" verstrickt worden und hatte für lange Zeit nicht nur den Genuß der Früchte seiner Arbeit, sondern auch seine Bewegungsfreiheit verloren.*) Ein zweimaliger Eingriff der Regierung (1872 und 1882) konnte nicht viel helfen, und so kam es 1888 zum ersten Bauernaufstand und trotz mancher kleinen Maßregeln (Errichtung von staatlichen Kreditkassen, Gründung bäuerlicher Genossenschaften) im vorigen Jahre zum zweiten. Denn „der Bojare blieb nach wie vor allein derjenige, der dem Bauern das tägliche Brot geben konnte". Und dieser Bojare macht es wieder schlimmer als der russische: zu faul, sich um sein Gut zu kümmern, verpachtet er es an einen Griechen oder Juden und lebt in Bukarest oder in Paris. Dieses Pachtsystem ist der Fluch der rumänischen Grundbesitzer wie der rumänischen Bauern: es stürzt beide in schwere Schulden, ruiniert den Boden durch seinen Raubbau, und der Pächter zieht als Millionär von dannen. So steht es mit dem rumänischen Großgrundbesitz eigentlich kaum besser als mit dem russischen; die meisten Güter sind stark verschuldet, und ihre Besitzer halten sich nur künstlich. Der Bauer andrerseits hat zu wenig Bildung und zu wenig politische Rechte.**) „Nur eine vollständige Reform, sagt Jorga, die auf dem Unterrichte basiert, könnte hier heilsam wirken, nämlich eine solche, die den Bauern über seine Rechte und seine wirklichen Interessen aufklärt und den Grundbesitzern in erhöhtem Maße zum Bewußtsein ihrer wirtschaftlichen, menschlichen und nationalen Pflichten verhilft."

---

zu machen. Da aber nur leere Phrasen dabei zum Vorschein kommen, wagt ein Bauer um deutlichere Erklärung zu bitten. Der Bojar fordert ihn auf, einen schweren Stein herbeizuschleppen, und als der Bauer es nicht fertig bringt, schickt er ihm mehrere andre Bauern zu Hilfe, die den Stein aufheben. Als nun der Bojar darauf hinweist, wie man nur mit vereinten Kräften etwas erreichen könne, wendet derselbe Bauer ein, man habe ihnen eben gesagt, von jetzt an würden alle, vom Bischof bis zum Bauern, die Lasten zusammen tragen, jetzt aber hätten nur die Bauern den Stein herangeschleppt, die Bojaren aber hätten nur zugesehen, worauf der Bojar verlegen schwieg.

*) Treffend schildert Grothe a. a. O. S. 47 das Abhängigkeitsverhältnis der Bauern vor den Gutsbesitzern: „Wenn man die Felder der Dorfschaften durchwandert, vermag man oft genug Herren- und Bauernfrucht wohl zu unterscheiden. Ist der Weizen des Gutsherrn schon der Reife nahe, (so) sind die Körner des bäuerlichen, zu spät gesäten Weizens noch grün und mager. Die Frucht des Gutsherrn ist schon in die Scheunen gefahren, während die des Bauern totfaul zu werden beginnt." Offenbar im Hinblick auf diese Verhältnisse sagt ein Sprichwort: „Des Herren Früchte faulen nicht."

**) Die rumänische Kammer ist noch in viel höherm Grade ein „Herrenhaus" als das preußische Abgeordnetenhaus.

Kennt man die agrarischen Verhältnisse Rumäniens, so kennt man auch die Ungarns und Polens. Was dort die Bojaren, sind hier die Magnaten; sie beherrschen das Land wirtschaftlich und politisch, sie saugen und nützen den Bauern aus bis aufs Blut. Man braucht auch nur durch Ungarn zu fahren, und man bemerkt mit Schrecken, wie an Stelle der behäbigen Bauernhöfe Siebenbürgens in der ungarischen Ebene ärmliche Hütten ohne Garten und Bäume treten — Tagelöhnerhütten.

Überblicken wir die Entwicklung in dem Verhältnis zwischen Adel und Bauern bei den Völkern des östlichen Europas, so bemerken wir die auffallende Erscheinung, daß sie sich gerade in umgekehrter Richtung bewegt wie in Westeuropa: während hier der Großgrundbesitz entweder fast allgemein zugunsten eines freien Bauernstandes zurückgegangen ist oder diesen doch nicht an seiner Entfaltung ernstlich gehindert hat, ist dort der anfangs freie Bauernstand im Laufe der Zeit immer mehr von dem ländlichen Adel zurückgedrängt worden und in dessen Botmäßigkeit geraten, woran auch die nominelle Befreiung in Rußland, Rumänien und Ungarn nicht viel geändert hat, wenn man die Dinge von der faktischen, nicht von der rechtlich-formellen Seite ansieht. Derselbe soziale Prozeß, der schon die byzantinische Geschichte kennzeichnet, die Zurückdrängung des Bauernstandes durch den Adel, hat sich in der russischen, rumänischen und ungarischen noch einmal wiederholt und ist nur in der türkischen und der darauf beruhenden der Balkanvölker folgerichtig im demokratischen Sinne weiter gediehen durch die allmähliche Ausscheidung des Adels. Dieser aber kann auch in jenen drei Ländern als abgewirtschaftet gelten, kommt jedenfalls als Kulturfaktor nicht mehr in Frage. Vielmehr hängt ihre Zukunft ab von einer durchgreifenden und zeitgemäßen Lösung der Bauernfrage, wie sie seit den Zeiten Kaiser Leos im achten Jahrhundert nicht wieder ernstlich versucht worden ist. Erst wenn die von der Natur zu echten Bauernländern geschaffnen Länder Osteuropas auch sozial zu solchen geworden sein werden, wie es die skandinavischen geworden sind — erst dann werden sie ihre Kulturbestimmung vollständig erfüllen können.

Der Verfall des städtischen Regiments in Deutschland

Auf historisch-wirtschaftlichem Gebiete ist vielleicht keine Materie — wenigstens was zusammenhängende Darstellung anlangt — bisher so vernachlässigt worden wie die Entwicklungsgeschichte des Städtewesens. Man hat sich in Deutschland daran gewöhnt, die nationale Verfassungsgeschichte vom Standpunkte der Entwicklung des Reiches oder der Territorialstaaten aus zu betrachten und dem urbanen Verfassungsprinzip der freien Genossenschaft, obwohl dieses jahrhundertelang

deutlich genug, und zwar in mehr oder minder starkem Gegensatz zu dem agrarischen Organisationsprinzip des herrschaftlichen Verbandes, hervortritt, eine nebensächliche Rolle zuzuweisen. Und doch können wir für eine ganze Menge von Erscheinungen des modernen Lebens und für ernste Fragen, die sich aus dem rapiden und zum Teil durchaus ungesunden Anwachsen unsrer Städte ergeben, nur in einer aufmerksamen Betrachtung der Städteentwicklung und der ältern städtischen Verwaltungs- und Wirtschaftspolitik Erklärung und Antwort finden.

Ein Buch von Hugo Preuß, Die Entwicklung des deutschen Städtewesens, dessen erster Band soeben erschienen ist (Leipzig, B. G. Teubner, geheftet 4,80 Mark, gebunden 6 Mark), dürfte berufen sein, die angedeutete Lücke auszufüllen und die Aufmerksamkeit der Historiker, Politiker und Nationalökonomen auf eine Seite unsers Kulturlebens zu lenken, die in mehr als einer Hinsicht den uns Deutschen so häufig zum Vorwurf gemachten Mangel an politischem Verständnis und politischer Schulung bestätigt und das Kapitel von den verpaßten Gelegenheiten in nicht gerade erfreulicher Weise bereichert.

Wie so vieles andre bei uns ist auch die städtische Verfassung im Sinne der freien Genossenschaft über vielversprechende Anfänge nicht hinausgekommen und trotz einer glückverheißenden kurzen Blütezeit urbanen Wesens — man denke nur an die Hansa! — im Kampfe gegen die feudalen Mächte des Fürstentums und des Adels unterlegen. Der Verfasser, dessen Sympathien, wie es bei einer so eingehenden und liebevollen Vertiefung in den Stoff nicht verwunderlich ist, unverkennbar auf seiten des Bürgertums stehn, mißt die Schuld an der Verkümmerung der städtischen Selbständigkeit in der Hauptsache jenen feudalen Mächten bei, die ihm gleichsam als das böse Prinzip im Leben unsers Volkes erscheinen. Ob man sie wirklich allein für den frühen Verfall des urbanen Wesens verantwortlich machen darf, und ob eine Stärkung der städtischen Macht auf Kosten des platten Landes, wie wir sie zum Beispiel in Italien beobachten können, in der Tat ein so großer Segen in wirtschaftlicher und nationaler Hinsicht gewesen wäre, wie Preuß anzunehmen scheint, dürfte sich bestreiten lassen. Unsers Erachtens ist eine der Hauptursachen der vom Verfasser beklagten Entwicklung im Nationalcharakter des Deutschen zu suchen, der sich von jeher mehr zur Natur, das heißt zum Lande, hingezogen fühlte und weit weniger als der Romane das Bedürfnis empfand, sich mit seinesgleichen zu einem engen Verbande zusammenzuschließen.

Preuß findet für diese Tatsache eine andre Erklärung. Er sieht in dem gesteigerten Urbanisierungsprozeß der romanischen Länder die stärkere Nachwirkung der antiken römischen Staatskultur, die im wesentlichen einen durchaus städtischen Charakter trug.

„Mit diesem urbanen römischen Staatswesen, schreibt er, stieß nun das noch primitive, reine Agrarwesen der Germanen zusammen, und beides durchdrang sich in den gewaltigen Evolutionen der Völkerwanderung. Das Misch-

produkt beider ist der ganze heutige abendländische Staatenkreis; und noch heute ist gerade in diesem Punkte der Unterschied zwischen romanischen und germanischen Ländern lebendig, je nach dem Überwiegen des einen oder andern der beiden Grundelemente. Gewiß ist die Differenzierung ländlichen und städtischen Erwerbs, ländlicher und städtischer Siedlungs- und Lebensweise ihnen allen bis zu einem gewissen Grade gemeinsam. Jedoch zeigt sich das Überwiegen des urbanen römischen Elements in den romanischen Ländern bis auf den heutigen Tag wirksam; weit schneller haben sie den starken agrarischen Rückschlag des frühen Mittelalters überwunden. Bald schon ist hier das flache Land meist wieder einigermaßen urbanisiert; die Stadt und das sie umgebende Gebiet bilden wieder eine politische und soziale Einheit. Charakteristisch ist die frühe und rasche Aussaugung des Landadels durch die Städte in den romanischen Ländern, während dieser Prozeß in Deutschland heute noch kaum begonnen, geschweige denn vollendet ist." Gott sei Dank! möchten wir hinzusetzen. Denn wohin die Aussaugung des Landadels durch die Städte führt, das zeigen die italienischen Verhältnisse zur Genüge. Auf dem platten Lande die traurigste Latifundien- und Pachtwirtschaft, die in Raubbau und Ausbeutung der Landarbeiter gipfelt, in den Städten eine mehr oder minder wirtschaftlich und moralisch verkommne Aristokratie, die zu stolz und zu indolent ist, sich auf den Gebieten des städtischen Erwerbslebens zu betätigen.

Gerade weil in Deutschland der Adel auf dem Lande bleibt, durch Tradition und Neigung mit der Scholle verwachsen ist, hat er bis zum heutigen Tage die ihm zugewiesne Kulturaufgabe zu erfüllen vermocht und, soweit es in seinen Kräften stand, der immer bedrohlicher werdenden Landflucht der bäuerlichen Bevölkerung entgegengewirkt. Von der historischen Mission des vielgeschmähten Junkertums, das dem Staate Friedrichs des Großen die Elite seiner Offiziere und Beamten gegeben und dadurch den Aufstieg Preußens zur Vormacht Deutschlands ermöglicht hat, soll hier gar nicht geredet werden.

Daß städtische Kultur — und nach des Verfassers Meinung ist jede Kultur urban — keineswegs auch eine Gewähr für bürgerliche Freiheit, oder um Preuß' Worte zu gebrauchen, für die „bedingungslose Anerkennung der freien Persönlichkeit, der fundamentalen Voraussetzung alles modernen politischen und sozialen Lebens", bietet, lehrt die Geschichte der italienischen Städte. Das demokratische Prinzip, zu dem fast überall Ansätze wahrzunehmen sind, tritt schon im frühen Mittelalter zurück; aus den jahrzehnte- und jahrhundertelangen Kämpfen rivalisierender Geschlechter gehn sie fast ohne Ausnahme als absolut beherrschte Stadtstaaten hervor, in denen der glanzvolle Hof alles, das Bürgertum nichts bedeutet. Und sogar da, wo eine klug ersonnene Verfassung dem Übel wirksam vorzubeugen schien, in Venedig, lag die Herrschaft bald in den Händen einer kleinen Anzahl bevorzugter Familien, die dafür sorgten, daß die bürgerliche Freiheit nicht ins Kraut schoß, und daß jede den Machthabern nicht genehme Regung unter dem Drucke polizeilicher Bevormundung, systematisch

ausgebildeter Spionage und eines sorgfältig gepflegten Denunziantentums erstickte.

Ein Asyl der persönlichen Freiheit waren also auch die italienischen Städte nicht, und gerade eine objektive Betrachtung ihrer Geschichte muß zu der Vermutung führen, daß das Ideal der städtischen Verfassung, wie es Preuß vorschwebt, einen stark utopistischen Zuschnitt trägt.

Wenn wir also in diesem Punkte dem Verfasser nicht zustimmen können, so müssen wir ihm um so rückhaltloser beipflichten, wo er den Verfall der städtischen Selbständigkeit in Deutschland darlegt. Entgegen der landläufigen Anschauung betrachtet er den Dreißigjährigen Krieg nicht als den Anfang, sondern als den Abschluß des allgemeinen wirtschaftlichen Niedergangs und damit zugleich auch des Verfalls der sozialen und politischen Freiheit der Städte, der mit der Verkümmerung der reformatorischen Bewegung und dem Triumph des Landesfürstentums Hand in Hand ging. „Die furchtbare Katastrophe des großen Krieges begann nicht, sondern vollendete nur den Prozeß der wirtschaftlichen und kulturellen Verelendung; wie denn jene Katastrophe selbst ohne die soeben erwähnten Voraussetzungen gar nicht möglich gewesen wäre."

Im fünfzehnten Jahrhundert begann die Autorität der herrschenden Kirche dank ihrer zunehmenden Verweltlichung ins Wanken zu geraten. Der Gegensatz zwischen der in Reichtum und Üppigkeit versunknen Geistlichkeit und den demütigarmen ersten Verbreitern des Christentums mußte gerade bei religiösen Gemütern die Sehnsucht nach der Wiederkehr jener frühen Zustände wachrufen. Sekten entstanden, die eine Verinnerlichung der Religion anstrebten, und die sich desto schneller verbreiteten, je mehr sie von der Kirche bekämpft wurden. Da sie, wie alle Bewegungen, die an die Frühzeit des Christentums anknüpfen, einen stark kommunistischen Zug hatten, trugen sie dazu bei, den Boden für die sozialen Gärungen vorzubereiten, die sich um diese Zeit sowohl auf dem platten Lande wie in den Städten bemerkbar machten. Dazu kam die Erfindung der Buchdruckerkunst und die dadurch hervorgerufne Popularisierung der Wissenschaft. Die Gedanken, die die Zeit bewegten, fanden eine ungeahnte Verbreitung und drangen in alle Schichten des Volkes. Der Bauer begann die Last seiner persönlichen Unfreiheit, der Städter seine Entrechtung durch die herrschende Kaste doppelt schwer zu empfinden, und so hatten die von Stadt und Land ausgehenden politisch-sozialen Bewegungen im Grunde dasselbe Ziel: „die genossenschaftliche Freiheit des gemeinen Wesens in den Städten wiederherzustellen und sie zugleich als neue Errungenschaft auf das Land zu übertragen". Zum erstenmal taucht der Gedanke an die Errichtung eines einheitlichen Volksstaats, eines demokratischen Kaisertums auf, deren Grundbedingung die Vernichtung der Kirche, des Adels und des Fürstentums sein mußte.

So lagen die Dinge, als Luther erschien, den Kampfruf gegen Rom erhob und zu Worms als Sprecher des deutschen Volkes vor Kaiser und Reichsstände trat. „Das tausendfache Echo, das diese Ereignisse überall in Deutschland er-

weckten, das Donnergrollen einer erregten Volksmasse, das ihnen in den Städten und auf dem Lande antwortete, das galt nicht allein, nicht einmal in erster Linie der kirchlichen Reformation, sondern einer politischen und sozialen Revolution in Deutschland."

Aber diese Bewegung verfloß im Sande, weniger weil Luther vor den Folgen seiner Tat zurückschreckte, als „weil er, auch darin vielleicht die höchste Steigerung deutscher Eigenart, politischen Dingen mit absoluter Weltfremdheit gegenüberstand" und im Adel den berufnen Führer einer Umgestaltung sah, deren Ziele im schärfsten Gegensatz zu dessen eignen Interessen standen. Indem er sich von den Bauern, als diese sich anschickten, die Erfüllung ihrer Wünsche durch Gewalt zu erzwingen, abwandte, nahm er der ganzen Bewegung den einigenden Mittelpunkt. Mit der dadurch bewirkten Kräftigung des Adels und des Fürstentums ging eine erneute Bedrückung des Landvolkes und, nach Preuß' Ausführungen, auch eine nie wieder ausgeglichne Schwächung des ganzen städtischen Wesens Hand in Hand. Noch einmal, im Jahre 1533, brach in Lübeck, dem Hauptorte der Hansa, der Kampf gegen die alte Lehre und gegen das oligarchische Stadtregiment los, Jürgen Wullenwever, „vielleicht der einzige nach Ursprung und Art rein demokratische Staatsmann großen Stiles in der deutschen Geschichte", bemächtigte sich der Herrschaft und suchte die alte Hansapolitik mit neuen Mitteln fortzusetzen, wurde aber mit Hilfe des Fürstentums und der reaktionären Räte andrer Hansestädte gestürzt. Damit war das Schicksal der Städte und des großartigsten Städtebundes besiegelt. Man darf sich heute wohl die Frage vorlegen, welchen Verlauf die deutsche Geschichte genommen hätte, wenn damals eine Verständigung zwischen den deutschen Fürsten und dem seetüchtigen Bürgertum der norddeutschen Handelsstädte erreicht worden wäre. Während anderwärts die Welt verteilt wurde, vergeudete unser Volk seine besten Kräfte in häuslichen Streitigkeiten und versank in die politische Ohnmacht, aus der es sich erst im neunzehnten Jahrhundert wieder aufzuraffen vermochte.

Das Sinken des Geldwertes, eine Folge der ungeheuern Zufuhr von Edelmetall aus den neuentdeckten Ländern, war für die städtische Bevölkerung gleichbedeutend mit einer Verteuerung der Lebensmittel, von der das Land, das heißt der Großgrundbesitz in den Händen des Adels, den Vorteil hatte. Aber nicht nur der Kleinbürger mit seiner primitiven Produktionsweise erliegt der Not der Zeit, auch „die großen Handelshäuser brechen zusammen; sogar die Welser machen im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Bankrott, während die Fugger geschickt ihre Metamorphose aus bürgerlichen Kaufherren in patrimoniale Grundherren vollziehen".

Der alte Gegensatz zwischen Stadt und Land wurde durch das Anwachsen der fürstlichen Territorialgewalt nicht gemildert, sondern verschärft, denn wenn auch das Fürstentum an der Erhaltung der alten städtischen Privilegien nicht das geringste Interesse hatte und die Beseitigung der rechtlichen Schranken zwischen Stadt und Land mit Leichtigkeit hätte vollziehen können, so tat es dies

doch nicht, sondern begnügte sich damit, dem ihm sozial verwandten Adel weitgehende Privilegien und eine patrimoniale Herrscherstellung in der agrarischen Verfassung des flachen Landes einzuräumen. Indem es gleichsam zwei feindliche Prinzipien gegeneinander ausspielte, stärkte es als tertius gaudens seine eigne Macht. Und während die Landstädte ihre Bedeutung als politische Gemeinwesen immer mehr verlieren, nehmen die Reichsstädte, denen der Westfälische Frieden die souveräne Landeshoheit zugestanden hatte, den Charakter von Zwergstaaten an, deren Rat, gestützt auf eine neue juristische Auffassung, sich schnell in die Rolle eines kollegialen princeps legibus solutus findet und, wie der absolute Fürst von seinen Untertanen, von „seinen" Bürgern spricht. Mehr und mehr wird die privatrechtliche Seite der Patrimonialität betont, die städtischen Ämter dienen nur noch dem persönlichen Vorteil des Inhabers und, mit einer ausgesprochnen Tendenz zur Erblichkeit, der Bereicherung der herrschenden Sippen.

Als ein klassisches Beispiel für die Usurpation des absoluten Staatsprinzips durch eine städtische Obrigkeit führt Preuß eine Kundgebung des Rates von Hamburg an die erbgesessene Bürgerschaft aus dem Jahre 1602 an, die folgenden Inhalt hat: „Wenn schon eine Obrigkeit gottlos, tyrannisch und geizig sei, so gebühre dennoch den Untertanen nicht, daß sie sich dagegen auflehnen und widersetzen, sondern sie sollten dasselbe vielmehr als eine Strafe des Allmächtigen, welche die Untertanen mit ihrer Sünde verwirkt haben, erkennen; wie es denn auch den Untertanen nicht gezieme, der Obrigkeit neue Statuta vorzuschreiben, sondern sei solches der Obrigkeit Amt und die Untertanen schuldig, der Obrigkeit billigen Gehorsam zu beweisen." Und so sprach der Rat von Hamburg, einer Stadt, in der die patrimoniale Verknöcherung noch nicht einmal so weit um sich griff wie in den Städten des Binnenlandes, und deren Bürgerschaft schließlich die Anerkennung des Grundsatzes durchsetzte, daß die oberste Gewalt bei ihr und dem Rate in unzertrennlicher Gemeinschaft stehn sollte!

Aber gerade bei Hamburg zeigt sich auch wieder die charakteristische Erscheinung, daß die bürgerschaftlichen Kollegien, die man ehedem aus demokratischen Gründen dem regierenden Senat an die Seite gesetzt hatte, die Oberalten, die Sechziger, die Hundertachtziger und die Kirchspielversammlungen in den Zeiten der patrimonialen Reaktion zu leeren Formen herabsanken und durch ihre Eifersüchteleien und Kompetenzstreitigkeiten den Einfluß des regierenden Rates stärkten.

Während der Verfall der Reichsgewalt die oligarchisch patrimoniale Entartung der Verfassung in den Reichsstädten begünstigte, vollzog sich jene Rückbildung in den Landstädten mit Hilfe des zur Allmacht aufsteigenden Landesfürstentums. Hier hatte der Absolutismus sogar noch ein leichteres Spiel: der Landesfürst dachte nicht daran, die Rechtlosigkeit der städtischen Untertanen dem Rate gegenüber zu beseitigen, beschnitt jedoch die Selbständigkeit des Rates in der Ausübung seiner obrigkeitlichen Funktionen und verwandelte ihn allmählich

in ein Kollegium von ihm ergebnen, willenlosen Dienern, deren Berufung zunächst an die landesherrliche Bestätigung gebunden war und später vielfach durch einfache Ernennung von seiten des Landesherrn ersetzt wurde. Überdies brachte es die aus dem römischen Rechte entsprungne Auffassung von dem Vermögen der Gemeinden als Bestandteil des fürstlichen Ärars mit sich, daß die Bereicherung des Rats aus dem städtischen Säckel nachließ, was wiederum zur Folge hatte, daß sich die ehrbaren Bürger nicht mehr zu den Ratsstellen und städtischen Ämtern drängten, sondern hier und da sogar sehr bereitwillig den invaliden Unteroffizieren und emeritierten Kammerdienern, für die der Landesherr mäßig dotierte Versorgungsstellen brauchte, bereitwillig Platz machten. Das war das Ende der urbanen Selbständigkeit! Julius R. Haarhaus

Thackeray

Von A. Hackmann

2

Von 1837 bis zu seinem Tode (1862) lebte Thackeray in London, und damit ist die Entwicklungsperiode beendigt, und wir haben es nur noch mit dem Schriftsteller zu tun.

Schon in einer ersten, unter dem Titel „Pariser Skizzen" bekannten Probe seines literarischen Könnens finden wir die Stellung angedeutet, die der nunmehr in der Erkenntnis seines Berufs nicht minder wie im Drange der Notwendigkeit — er hatte durch ein mißglücktes Zeitungsunternehmen das väterliche Erbe eingebüßt — in das Lager der Literaten übergegangne Engländer den herrschenden literarischen Strömungen gegenüber einnehmen sollte. Er bekannte sich als Gegner der Romantik. Alles, was seinen Anlagen und seiner Bildung fremd war, fand er in den Schriften dieser neuen, auf den Trümmern des Klassizismus erstandnen, durch das gesamte literarische Talent Frankreichs und drüben in Deutschland durch Heinrich Heine, Schlegel, Tieck, Novalis vertretnen Schule vorwärtsstrebender Feuergeister vereinigt. Sein nüchterner Sinn bäumte sich auf gegen die optimistischen Zukunftsträume der George Sand, sein aller Selbstbespieglung fremdes Naturell gegen den hochtrabenden Bombast Victor Hugos, sein geringes Vertrauen auf allgemeine politische Theoreme gegen die revolutionären Neuerungsgedanken, die die Schule mit hoffnungsvoller Jugendlichkeit in die Welt hinauszuposaunen nicht müde wurde. Um die ideale Richtung der Romantiker zu verstehn, bedurfte es eines glaubensvollen, von kritischen Bedenken unbeschwerten Enthusiasmus, und gerade diese Eigenschaft war ihm versagt geblieben. Die glühende Rhetorik, in die die Gefühlsvirtuosin par excellence, die Vorkämpferin der Frauenrechte, Madame

Sand, ihre Ansichten über die Unzulänglichkeit gesellschaftlicher Einrichtungen goß, entlockte seiner Weltklugheit ein hämisches, vielleicht etwas wehmütiges Lächeln; das kriegerische Angebot dieser Dame, sie wolle in dem großen Kampfe um die Güter, deren Besitz die Systeme St. Simons und Proudhons dem kommenden Geschlecht versprachen, das tun, was eine arme, schwache Frau und Poetin tun könne: dienen und sterben — erschien dem Späher in das nichtpolitische Leben der Madame Dudevant als eine glänzende, aber leere Seiltänzerpose. Manchmal verläßt ihn sogar der ruhige Ton, wenn ihn aus „Indiana" und „Lelia" der heiße Atem der Romantik anweht, und in einer Besprechung des zuletzt genannten Werkes fällt er mit dem Ingrimm eines Hogarthschen Gottesgerichts über die eiteln, gotteslästerlichen Romantiker her. Ein gut Teil dieser neuen sozialen und poetischen Richtung hat sich dank der Julirevolution, deren Errungenschaften die beiden Nationen gleichmäßig erregten, jenseits des Kanals wohl nicht unter dem Namen einer Schule (eine solche widersprach dem britischen Sondergeist) so doch als Jung-England-Partei festgesetzt, einer Gruppe von mehr oder minder klardenkenden und bedeutenden Köpfen, deren jugendlichster, seltsam genug, der älteste unter ihnen, Benjamin Disraeli war. Byron, der Abgott und das geniale Vorbild des jungen Frankreichs, wie Walter Scott ihr stoffliches und Shakespeare ihr philosophisches Vorbild war, hatte bei dieser Taufe Pate gestanden, und in Alfred de Musset loderte die Flamme Byronschen Genies verzehrend auf, bis sie erlosch.

Der Angriff Thackerays auf die heimische Romantik — wir sehen ihn in den ersten, beinahe durchweg satirischen Schriften — ging sogleich in das Herz der Sache. Der große Irrtum, den die Romantiker, oder englischen Zuständen mehr angemessen: die Romantik Bulwers, Dickens beging, war der, daß sie von einem, nach Thackerays Meinung, falschen Idealismus geleitet, den Menschen als das die Gesellschaft bildende Element nicht so schilderte, wie er war, das heißt, wie er ihm erschien, sondern dabei über die Grenzen der Natur hinausging. „Seitdem Fielding den Tom Jones geschrieben, sagt er in der Vorrede zu Pendennis, ist es keinem Schriftsteller vergönnt gewesen, mit dem ganzen Aufwande seiner Kraft einen Menschen zu malen. Wir müssen ihn gestalten und ihm ein konventionelles Gepräge geben." Figuren wie Bulwers Eugen Aram oder Paul Clifford, Dickens Nancy und Sykes (in Oliver Twist) erschienen ihm melodramatisch und unwahr. „Es ist nicht natürlich, sagt er mit Hinweis auf Bulwers von deutscher Philosophie angekränkelte Räuber, daß sich ein Verbrecher in philosophischen Redensarten ergeht; und ich glaube, ein solches Individuum ist in einem Buche nicht weniger verabscheuungswürdig als im Leben." Allenthalben verfiele man in den Fehler optimistischer Färbung: „Ihr wollt nicht hören, was in der wirklichen Welt vorgeht, wie es in der Gesellschaft aussieht, in den Klubs, Kollegien und Kasernen, wie eure Söhne leben, und wovon sie reden. Ihr wollt den raffaelitischen Anstrich oder den eines Malers der Schrecken, der ebenso weit

von der Wahrheit entfernt ist." Aber die Romantik fehlt nicht minder, indem sie ihren Ton zu hoch hinaufschraubt und dadurch wider die Regel der Natur verstößt. So sehr ist dies dem Wesen Thackerays zuwider, daß er den berühmten Roman Scotts in einer Fortsetzung (Rebekka und Rowena), worin alle Verhältnisse der Handelnden verkehrt sind und die Jüdin Rebekka siegreich an Stelle der schmachtenden Rowena tritt, geordnet und in eben derselben Weise die Millionenheldin des Verfassers von Lothair in ergötzlicher Weise (in Lothair) karikiert.

Beißend ironisch, wenn auch mit aller Bewunderung für den großen Schotten sagt er in dem zuerst genannten Werke: „Ich werfe diese Beschreibung nur hin, um zu zeigen, was alles möglich wäre, wenn es mir beliebte, mich in dieser Schreibart zu ergehn. Aber wie in den Schlachten, die uns der freundliche Chronist vorführt, geht alles glücklich vorüber; die Leute werden erschlagen, ohne daß dem Leser hierdurch die geringste unangenehme Empfindung verursacht wird; ja manche der rohesten und blutdürstigsten Charaktere der Geschichte werden dank dem unbesiegbaren Humor des großen Novellisten liebenswürdige, joviale Charaktere, für die man eine herzliche Sympathie hegt." Daß das letzte möglich sei — und es wirft dies ein grelles Licht auf Thackerays antiromantische Gesinnung sowie auf seine Charakterdarstellung —, bezeugen die meisterhaften Schöpfungen, in denen er später das zur Wahrheit machte, was hier nur paradox sein sollte, und das Schöne und das Häßliche zur Einheit lebendiger Natur verband.

Und hier bewährt sich, was ich von Thackerays Verhältnis zu Goethe gesagt habe. Der Wilhelm Meister stand ihm am nächsten, oder um im besondern zu reden, nicht der von einer einzigen Leidenschaft beherrschte, einseitige Natur- oder Idealmensch, sondern der von vielen Leidenschaften beherrschte, durch die Umstände herangebildete Kulturmensch. Was der große, klassische Sittenschilderer Englands für das achtzehnte Jahrhundert geleistet hat, das leistete Thackeray für das neunzehnte, als er den „Eitelkeitsmarkt", „Pendennis" und „Esmond" schrieb. So verschieden nach Inhalt und Ausführung, berühren sie sich doch alle darin, daß sie uns die menschliche Natur nicht in ihrer Abgeschlossenheit, sondern in fortwährender Entwicklung begriffen vorführen. Wir können dies nicht besser erklären, als indem wir in dieser Richtung die Menschen Dickens mit Thackerays vergleichen, die des Humoristen mit denen des Komikers. Dickens Menschen sind sich selbst Zweck und Gesetz; sie wachsen gleichsam aus dem Boden hervor, auf dem sie leben, und ihr Wachstum ist dem eines Waldbaumes gleich. Ihre Moral ist nicht Zweckbegriff, sondern ein ehernes Naturgesetz, dem sie folgen, und von dem kein Abweichen, auch nicht gradweise, möglich ist. Urian Heep kann sich ebensowenig seiner heuchlerischen Natur erwehren wie Pecksniff seiner scheinphilanthropischen Phrasen, dem Mörder Sykes ist von Natur aus das Kainszeichen auf die Stirn gedrückt, und wir wissen ebenso gewiß, daß er Nancy ermorden wird,

wie wir auf den Tag die Nacht erwarten. Tom Pinch kann ebensowenig seine Gutmütigkeit ablegen wie der Springquell im Tempelgarten, wo ihn seine Schwester Ruth erwartet, sein Rauschen, und wenn uns gesagt wird, daß die Gestalt der Ruth wie ein Sonnenstrahl das alte Advokatenquartier erhellte, und daß durch ihre Nähe die vergilbten Dokumente in den Archiven der Federfuchser lebendig werden, so glauben wir daran ebenso wie an die Güte und Reinheit des Mädchens selbst. Alle diese Menschen sind mit der Natur eins und gehorchen wie diese ihrem ewigen Gesetz. Die Menschen, wie sie uns Thackeray malt, sind eher pädagogische als dichterische Individuen. Die Leidenschaft hat an ihnen kein Teil, um so mehr das Urteil und die Gesellschaft. Die heterogensten Eigenschaften finden sich bei ihnen zusammen. George Osborne ist zugleich hochgesinnt und niedrig, egoistisch und großmütig; feige in der Erfüllung seiner häuslichen Pflichten, tapfer dem Feinde gegenüber, ein Held, wenn er nach Soldatenpflicht bei Waterloo den Tod findet, und ein selbstgefälliger Stutzer Amelia und Dobbin gegenüber. Ebenso widerspruchsvoll sind die zwei meisterhaftesten Charaktere Thackerays: Becky Sharp und Beatrix Castlewood, beide ebenso vornehm wie plebejisch, voll abstoßender Häßlichkeit und gewinnender Anmut — in einem Augenblick frivol bis zum äußersten, im nächsten ungeahnte Seelentiefen verratend, und dies alles mit der ungesuchtesten Natürlichkeit. Helden zu malen hat Thackeray nicht verstanden, um so besser ist ihm die Schilderung der gemeinen Durchschnittsart gelungen, ihm, der es verstand, die Schwächen der menschlichen Natur mit der Treue des Naturforschers zu schildern und jede Runzel in ihrem Gesicht mit Fackeln zu beleuchten.

Noch in andrer Beziehung setzt der Vergleich Dickens mit Thackeray das Wesen beider in ein helleres Licht, und es ist nicht zufällig, daß sie unter der Menge zeitgenössischer englischer Autoren unzertrennlich zusammen genannt werden. Ihre Weltanschauung war nicht verschiedner als der äußerliche Verlauf ihres Lebens, und die Weise, wie sie sich geltend machten: geniale Leidenschaft und kritische Selbstbeherrschung; Rousseauscher Unglaube an die Segnungen der Zivilisation und bewußte Arbeit an ihrem Werke; blinder Glaube an seine eignen Fähigkeiten und zaghafter Zweifel an sich selbst; der Demagog und Volksredner, der sich im Sturm die Gemüter erobert, und der dem plebejischen Getriebe abholde, schüchterne Verstandesmensch; das plötzliche Aufleuchten des elementaren Genies, das die höchste Stufe seiner Entwicklung früh erreicht und dann still steht, und das kritische Talent, das immer neues aus sich schöpft — durch solche Züge ist das Verhältnis der beiden Männer zueinander gekennzeichnet. Sie wußten, daß es für sie keine Anknüpfungspunkte gab, darum traten sie sich näher und blieben sich bei gegenseitigem Wohlwollen fremd. Als der Autor der „Pickwickier", kaum mehr als zwanzig Jahre alt, den Gipfel seines Ruhmes erklommen hatte, schwankte Thackeray noch in der Wahl des Berufs, und es wird erzählt, wie er sich dem berühmten Booz als

Illustrator angeboten habe und zurückgewiesen worden sei. Jetzt ist die Gemeinde Thackerays in England, obgleich seine Schriften nur dem Höhergebildeten zugänglich sind, eine mindestens ebenso große.

Dasselbe abwägende Urteil, das Thackeray in seiner Auffassung vom Menschen trug, findet sich in seinen politischen Meinungen wieder, und auch hier springt ein Goethischer Zug in die Augen. Er ist gleichgiltig, aber tolerant. „Ich sehe die Wahrheit auf beiden Seiten, auf der konservativen Seite des Hauses wie unter den Radikalen, ja selbst auf den Bänken der Minister. Ich sehe sie in diesem Manne, der laut Parlamentsakte seinem Gott dient und mit einer seidnen Schärpe und fünftausend Pfund per Jahr belohnt wird; in jenem, der, von der unerbittlichen Logik seines Bekenntnisses getrieben, alles aufgibt — Freunde, Ruhm, die teuersten Bande, die liebgewordensten Eitelkeiten, die Achtung einer Armee von Kirchenmännern, die anerkannte Stellung eines Führers, und wahrheitsbezwungen zu dem Feinde übergeht, in dessen Reihen er fürderhin als ein namenloser Söldner dienen wird."

Er weiß wohl, daß ihm solche Haltung als Skeptizismus ausgelegt wird, aber „es scheint mir, daß mein Skeptizismus achtungsvoll und bescheidner ist als der revolutionäre Ungestüm andrer Leute. Mancher Patriot von achtzehn Jahren, mancher junge Redner eines Studentenklubs möchte die Bischöfe morgen aus dem Hause der Lords jagen und den Thron den Pairs und der Bischofsbank in die Themse nachwerfen. Ist dieser Mann bescheidner als ich, der ich die Dinge nehme, wie ich sie finde, und es der Zeit überlasse, sie zu entwickeln, zu fördern oder zu verderben?"

Und wieder: „Ich bin nicht Moses. Ich habe keine Gesetze vom Himmel, um sie dem Volke vom Berge herunter zu holen. Ich gehöre überhaupt nicht zum Berge, noch gab ich mich dafür aus, ein Leiter und Reformer der Menschheit zu sein." Dazu sei sein Glaube nicht groß genug, noch seine Eitelkeit.

Und ein geradezu josephinisches Toleranzbekenntnis legt er in den folgenden Worten ab: „Möchtest du, daß alle Vögel des Waldes mit einer Stimme sängen und mit einer Feder flögen? Du nennst mich einen Skeptiker, weil ich das anerkenne, was ist, und ich sage, daß das Studium und die Anerkennung jener Verschiedenartigkeit unter den Menschen unsern Respekt und unsre Bewunderung vermehrt für den Schöpfer, Lenker und Leiter aller dieser Geister, so verschieden und doch so eins — in einer gemeinsamen Anbetung zuvorkommend und jeder nach seinem Grade und seinen Mitteln — jeder sozusagen, um beim Tropus zu bleiben, seine eigne Melodie pfeifend."

Alle diese Melodien, alle Stimmungen, in denen der menschliche Geist denkt, glaubt und empfindet, klingen in seinen Werken wieder; er hatte sie alle nötig. Er empfindet neben der Großartigkeit der christlich-asketischen Weltanschauung die heitere Sinnlichkeit des Hellenismus, neben der schwärmerischen Tiefe des Judaismus die klare Durchsichtigkeit der griechischen Philosophie, neben der Mystik eines Jakob Böhme die Skepsis eines Rabelais. So erscheint

ihm die Geſchichte bald nach chriſtlicher Anſchauung als ein Ergebnis eines göttlichen Ratſchluſſes, bald ſieht er darin das geheimnisvolle Wirken einer Macht, die nach antiker Vorſtellung das Geſchick der Menſchen oft grauſam lenkt, und das Leben erſcheint ihm bald nach dem Texte des Propheten als ein Jahrmarkt der Eitelkeiten, bald als der tolle Reigen eines römiſchen Bacchanals. Um uns durch ein Beiſpiel dieſes moderne Heidentum Thackerays zu verſinnlichen, ſei eine Stelle aus den English Humorists angeführt.

„Ich habe eine Komödie Congreves, des Luſtſpieldichters, geleſen, und meine Gefühle waren ganz jenen gleich, die wohl jeder von uns gehabt hat, indem er zu Pompeji das Haus des Salluſt betrachtete und die Überreſte eines Gelages: ein paar ausgetrocknete Weinkrüge, eine verkohlte Tafel, das Haupt einer Tänzerin, gegen die Aſche gedrückt, den grinſenden Schädel eines Luſtigmachers, und ihn Todesſtille rings umfing, während der Cicerone ſeine Erklärung radebrecht, und ſich über der Ruine das feierliche Blau des Himmels wölbt. Die Muſe Congreves iſt tot, und ihr Sang iſt in der Zeiten Aſche erſtickt. Wir ſtarren das Knochengerüſt an und wundern uns ob des Lebens, das einſt in ihren Adern tollte. Wir nehmen den Schädel auf, und es ergreift uns ſeltſam bei dem Gedanken an die wilde Ausgelaſſenheit, den Witz, den Hohn, die Leidenſchaft, Hoffnung, Begierde, die einſt in dieſer leeren Schale aufgegoren. Wir gedenken der Blicke mit ihrem Feuer, der Tränen mit ihrem Schmelz, der hellen Augen, die aus dieſen Höhlen geleuchtet, der Lippen mit ihrem Liebesgeflüſter. Statt eines Feſtes finden wir einen Grabſtein — ſtatt eines ſchönen Frauenbildes ein paar Gebeine.“

In der leiſen Ironie, dem Pathos und der Reſignation ſolcher Betrachtungen finden wir den Moraliſten Thackeray, zu dem der Satiriker die Brücke bildet. Von jeher iſt dieſe Art der Literatur in England ganz anders als in der deutſchen Literatur, wo der äſthetiſche Kanon das Moraliſche in Mißkredit gebracht hat, ausgiebig gepflegt worden. Das ſtark entwickelte ethiſche Gefühl, und noch mehr ein bis zum Exzeß geſteigerter Rechtsſinn, vor allem das nordiſche Klima, das den Menſchen auf ſich ſelbſt anweiſt und den Sinn nach innen kehrt, haben die Vorliebe für das Moraliſche in dem engliſchen Schrifttum begünſtigt. Thackeray trat als Moraliſt in die Fußtapfen der großen Moraliſten des achtzehnten Jahrhunderts, deren Beſtes er in ſich aufgenommen hatte; die liebenswürdige Geſchwätzigkeit und Gemütstiefe Steeles, die morgenländiſche Beſchaulichkeit und den vornehmen weltmänniſchen Ton Addiſons, die klaſſiſche Derbheit Fieldings, die Formgewandtheit und den überlegnen Witz Popes, indem er von ſeinem Eignen einen leiſen Anhang von Selbſtironie und das ſtarke religiöſe Gefühl hinzutat, das ihn berechtigte, ſich den Weekday Preacher, den Werkeltagsprediger, zu nennen. Aber er iſt weit davon entfernt, die Moral mit der bewußten Selbſtgefälligkeit des engliſchen Kanzelredners vorzutragen, ſondern ſie löſt ſich gleichſam von ſelbſt von dem Gegenſtande ab, der ſie veranlaßt. Eine Szene in dem Luſtgarten von Vauxhall, irgendein kleines

Straßenereignis, der geringfügigste Umstand des alltäglichen Lebens gibt ihm den Anknüpfungspunkt. Man könnte aus seinen Büchern ein Laienbrevier mit moralischen Texten füllen. Es wird ein Kapitel aus Rowena und Rebekka erzählt: „So war Herr Wilfrid von Ivanhoe wie manch einer, der das Ziel seiner Wünsche erreicht hat, enttäuscht. Ach, meine Freunde, es ist nur zu oft so im Leben. Manch ein Garten sieht, aus der Ferne betrachtet, frisch und grün aus, während er, in der Nähe betrachtet, mit Unkraut überwachsen ist. Nur die Hoffnung ist wirklich, die Wirklichkeit Schein und Trug." Ein Kapitel in Vanity Fair ist zu kurz geraten. „Aber, lieber Leser, ruft Thackeray, haben wir nicht alle in unserm Leben solche kleinen Kapitel!" usw. Dabei versteht er es trotz des objektiven Tones, seine Persönlichkeit durch allerlei Künste in den Vordergrund zu stellen. In den Snob Papers zählt er alle die Personen auf, deren gesellschaftliche Vorurteile ihn berechtigen, sie mit dem Epitheton Snob zu bezeichnen. „Mich selbst hat man für einen gehalten", setzt er mit seinem Selbstspott hinzu. Im Eitelkeitsmarkt wird erzählt, wie der dicke Job seiner Lustbarkeit in dem Vergnügungsgarten von Vauxhall die Krone aufsetzt, indem er nach heißem Punsch verlangt. „Dieser Punsch ist die Veranlassung zur Entstehung unsers Romans. Er beeinflußte das Leben aller handelnden Personen, obwohl die meisten keinen Tropfen davon getrunken haben." Manchmal dehnt sich die Betrachtung zu einer längern, im Plaudertone gehaltnen Episode aus, und dann ist es, als wäre eine Seite des Spektators lebendig geworden, und als sähe man die Weltklugheit Addisons durch die Brille lugen.

In diesem Wohlgefallen an nachdenklicher Selbsteinkehr, in dem Hang, sich persönlich und historisch in eine vergangne Zeit zu versetzen, ein Hang, der bei Thackeray so weit geht, daß er in Esmond die Sprache des Zeitalters der Königin Anna mit den unbedeutendsten Nuancen des Dialekts nachahmt und sozusagen philologisch einer abgestorbnen Kultur neues Leben einhauchte, liegt eine Abkehr von dem Gedränge der Welt, ihren Interessen und Leidenschaften. Thackeray hat diesen Zug mit mehr als einem seiner Zeitgenossen gemein. Das politische Getriebe, der Kampf nach Rechten, das Geschrei der Demagogen, die phrasenreiche Philanthropie hatten manchen des politischen Denkens entwöhnt, andre dem Indifferentismus in die Arme getrieben. Den Besten erschien England durch den fortwährenden Kampf um das materielle Wohl, durch seine Gefangenhausstatistik und Wahllisten, seinen Fabrikenkultus und seine Volkszählungen in einem Zustand erschreckender Nüchternheit. Es gab nur ein Mittel, sich dieser Ernüchterung zu erwehren, und das war — die Religion. Es gab nur ein Mittel, der Zerstörung der Ideale Einhalt zu tun, an die Stelle widerstrebender Interessen eine leitende Idee, an die Stelle des berechnenden Krämergeistes die Begeisterung zu setzen — das war die Kunst.

Wer Thackeray nicht nur aus seinen weltberühmten Romanen, sondern aus seinen wenig bekannten Gedichten und kleinen Aufsätzen kennt, weiß, was

wir unter Thackeray dem Künstler zu verstehen haben, was eine solche Erscheinung vor allem in dem englischen Leben zu bedeuten hat. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß, wenn Hingebung an den Gegenstand, objektive und plastische Darstellung und vor allem Selbstlosigkeit in der Wiedergabe des Geschauten das Wesen der Kunst begründen, wir hier zum erstenmal einer künstlerischen Individualität gegenübertreten. Selbst die bedeutendsten Erscheinungen der englischen Literatur leiden an dem Mangel künstlerischer Eigenschaften. In Shakespeare wird die puritanische Übertreibung und die ungezügelte Derbheit nur teilweise durch den Glanz des Elisabethischen Zeitalters überstrahlt und gemildert; Miltons Dichtung, so sehr sie die Bekanntschaft mit den Klassikern geregelt und stellenweise die italienische Renaissance ein sonniges Behagen darüber gebreitet hat, wächst doch häufig ins Maßlose, und das Groteske darin wird nicht immer durch die Stelle gerechtfertigt, die es in dem Ganzen einnimmt. Vollends tritt uns in der neuern englischen Romandichtung durchweg ein Mangel an Ausgeglichenheit des Geschmacks und ruhigem Fluß der Entwicklung störend in den Weg. Wir bewundern darin die Fülle der Einzelheiten, die Genauigkeit der Beobachtung, die Tiefe der Einbildung in demselben Maße, wie wir uns durch das Monströse und Übertriebne abgestoßen fühlen. In allen diesen Beziehungen ist Thackeray Meister. Die ganze Plastik, Wohlausgeglichenheit und Ruhe der Goethischen Kunst finden sich in seinen anmutig abgerundeten Bildern, seinen kleinen wie auf Goldgrund gemalten lyrischen Arabesken, in der Leichtigkeit und Beweglichkeit des sprachlichen Ausdrucks. An Kraft und Sattheit der Farben, an ergreifendem Pathos hat ihn mancher übertroffen, keiner an Korrektheit der Zeichnung und Bestimmtheit des Umrisses. Die Gabe, ein Ding nach allen Seiten zu betrachten und es mit dem Mutwillen der Kunst, die man mit Recht als das höchste Spiel bezeichnet hat, in verschiednen Farben schillern zu lassen, sich in die verschiedensten Nuancen zu versetzen, ist ihm in eminentem Sinne eigen, und so wenig ist ihm die Kunst eine Parteisache, daß er in seinem Gedicht The Chronicle of the Drum dem Gloiregefühl der Franzosen in zündender Weise Ausdruck gegeben hat — mit einer Wahrheit und Echtheit, daß man zweifeln möchte, ob der Fluch des alten Trommlers gegen „diese britischen Mörder" von einem Engländer geschrieben werden konnte. Das ists, was ich im Eingang den kritischen Geist Thackerays genannt habe, und je mehr man das englische Wesen studiert, desto mehr leuchtet es ein, daß bei der Isolierung des englischen Lebens, bei dem niedrigen Stande der Bildung ein solcher Geist zu einer geschichtlichen Notwendigkeit geworden ist. Hat England bisher seine Macht unter den Nationen dem hartnäckigen Beharren auf seiner allerdings großartigen Beschränktheit zu danken gehabt, so wird seine zukünftige Größe und Kulturentwicklung von der Bereitwilligkeit abhängen, womit es mit der Kulturentwicklung andrer Völker Schritt hält, und von der Beweglichkeit, womit es die Ideen andrer Nationen in sich aufnimmt. An diesem großen Werke zu arbeiten ist die Sache des Lehrers und Philosophen; aber ehe dieser

aus Werk geht, muß das Erdreich vorbereitet und gelockert werden, worin die neuen Ideen keimen sollen, muß durch die Kunst, die das Hohe im Gewande des Einfachen ist, unter allen Ständen eine Atmosphäre der Verständigung geschaffen werden. Zu dieser Arbeit bedeuten die Werke Thackerays einige Bausteine. Als einer der Gebildetsten der Nation hatte er die Mittel, fremde Bildung in sich aufzunehmen und das in seiner Art für England zu tun, was der allumfassende Geist Goethes für Deutschland geleistet hat. Alle scheinbar widersprechenden Züge in seinem Charakter, seine Auflehnung gegen die Romantiker, der Satiriker und der Moralist, das unsicher Tastende in seinem Wesen sehen sich anders an, wenn man es in diesem Lichte betrachtet — im Lichte zweier Kulturen, die ineinander übergehen.

Es konnte nicht fehlen, daß ein solcher Geist und ein solches Unternehmen Widersacher fanden. Wie Goethe ist Thackeray von den verschiedensten Standpunkten aus beurteilt und verurteilt worden: als Zyniker gebrandmarkt, als Höfling der Verachtung anheimgegeben worden. Er galt als ein Voltairischer Geist, ein Verbreiter der Skepsis, ein Verfechter des Kant, als ein Ungläubiger, und die berühmte Apostrophe Alfred de Mussets fällt auch zum Teil auf ihn. Ich habe eingangs von den schöpferischen Geistern gesprochen: ein solcher war Thackeray nicht. Wir verdanken ihm keine neuen Gedanken, er hatte nicht den Funken, der mächtig in die Brust der Menschen fällt, nicht den Zauberstab, bei dessen Berührung ein frischer Quell aus dem tauben Gestein der Gewohnheit des Tages hervorspringt. Aber er trug dazu bei, daß, solange das Neue nicht vorhanden war, das Bestehende erhalten bleibe, und wurde damit zum Träger jenes zusammenfassenden Eklektizismus, worin die vornehmliche Arbeit einer gedeihlichen Kultur liegt. Er war mit einem Worte ein Goethischer Geist.

A. Hackmann

Der Marquis von Carabas

Roman von Palle Rosenkrantz

Zehntes Kapitel

(worin Katt wieder die Moral berührt, während Jörgen Steensfeld, die unzusammengesetzte Natur, beinahe unmoralisch ist, und worin, um allen Schandtaten die Krone aufzusetzen, Friedrich Nietzsche zitiert wird, ausnahmsweise richtig)

Es war zur Weihnachtszeit. Jörgen und Katt brachten das Fest einsam auf Steensgaard zu. Eine etwas trübselige Junggesellenweihnacht war es, ohne Christbaum oder dergleichen, nur mit der Bescherung der Leute und einigen guten Gaben verbunden. Sie saßen zur Abendzeit in der Bibliothek, wo vor ein paar Jahren Katt seinen Einzug gehalten hatte. Jörgen war stumm, ein wenig zerstreut, Katt trübselig, wie es einsame Menschen immer bei hohen Festen sind, die nur zur Freude derer bestehn, die sich einen Herd geschaffen haben. Sie nippten an ihren mit Wein

gefüllten Gläsern, die vor ihnen auf dem Tische standen, und rauchten ihre schweren Zigarren dazu, die im Halbdunkel wie zwei Feueraugen leuchteten.

Chasseur lag am Kamin und strampelte im Traum mit den Beinen; der befand sich jetzt vermutlich auf Hühnerjagd oder schnitt in der Nachbarschaft die Caur.

Jörgen hatte Katt ein anständiges Weihnachtsgeschenk gemacht; das Möbiement zu einem Arbeitszimmer in der neu instandgesetzten Gutsverwalterwahnung vor der Schloßbrücke. Katt war ein wenig gerührt, sehr zufrieden, aber dennoch bekümmert.

Es hat sich viel geändert, seitdem ich zum erstenmal hier stand, sagte er, und eigentlich liegt nur eine kurze Spanne Zeit dazwischen: kaum zwei Jahre. Mir ist, als wären es zehn Jahre gewesen.

Ja, sagte Jörgen, du hast dich auch angestrengt während der Zeit.

Das habe ich, bestätigte Katt mit Selbstgefühl. Und ich habe mein Ziel erreicht. Als ich herkam, standst du so, daß du eigentlich alles zusammenpacken kanntest. Jetzt bist du ein reicher Mann. Von Onkel Emil hast du eine Stundung der Renten erhalten, die deinen Hof vorläufig van allen Verpflichtungen außer den Zinsen an die Bank freihält. Du besitzest ein Vermögen van ein paar Hunderttausenden, und wenn erst die Sache in der Stadt geordnet ist, dann wird es über eine halbe Million betragen.

Ja, und alles das habe ich dir zu verdanken.

Etwas davan. Du hattest deinen Namen, deinen Kredit und die Unwissenheit der andern über den richtigen Zusammenhang der Dinge. Ich benutzte es alles, und das Glück ist mir gefolgt. Du bist nun so gestellt, daß du dir deinen Weg selber wählen kannst. Du brauchst nichts andres zu tun, als ordentlich in deinen Ausgaben zu sein. Das bist du ja immer gewesen und wirst es auch fernerhin sein. Glücklicher als du kann man nicht werden. Du bist frei!

Und du selbst, Katt? fragte Jörgen freundlich.

Was mich betrifft, sagte Katt, so weißt du ja, daß alles, was ich wünsche, ein mir auf Lebenszeit sicherer Lahn neben freier Wahnung ist. Das mag bescheiden sein, jedoch für mich ist es genügend.

Vorläufig noch.

Nein, immer. Freilich, was ich in diesen anderthalb Jahren verrichtet habe, das tut man nicht ganz gratis. Ich will dir ehrlich sagen, daß es ein hartes Stück Arbeit war. Ich mußte mit kleinen Lügen beginnen, und die kleinen wuchsen zu großen. Und dabei habe ich viel im Schmutz gerührt. Die Bauerei war ja, im Grunde genommen, simpel genug. Da sitzen jetzt die armen Leute draußen in den häßlichen, schlecht gebauten Wahnungen und zanken sich mit ihren habgierigen Wirten herum. Wir dagegen haben das unsrige aufs trackne gebracht. Der Grundstücksverkauf, den wir jetzt betreiben, geht vielleicht ein bißchen feiner vor sich, wenn auch die Kräfte, die ich in Bewegung gesetzt habe, werden viel Haut lassen müssen, bevor Ruhe in die Dinge kommt. Dabei ist aber nichts zu machen. Man kann in keinem Teile unsrer Gesellschaft herumrühren, ohne daß sich der Schmutz um einen sammelt. Und deshalb soll man auch niemals weiter gehn, als man muß. Es klingt so schön, wenn man van einem Manne erzählt, daß er seiner Mitwelt ein nützlicher Bürger gewesen sei. Aber glaub mir, Marquis, der Nutzen, den er gebracht hat, wäscht niemals seine Hände rein, und seine Taten sind nicht viel mehr gewesen als ein Mittel, sein Gewissen zu beschwichtigen. Doch wir wollen aufhören damit. Sei du nur der Grandseigneur, Marquis! Das ist nabel und reinlich dazu.

Du bist moralisch, Katt, sagte Jörgen lächelnd. Du würdest kein Mensch sein, wenn du nicht einer wärst. Darüber mußt du hinwegkommen. Das ist dein Ressart.

Bei all deiner Wirksamkeit wirst du mir schließlich noch mürrisch und verdrossen. Verheirate dich doch.

Katt schüttelte den Kopf. Ich habe mich zu einem Weiberhasser entwickelt. Die berühmten Stiefel waren meine letzte erotische Begebenheit. Ich habe das Konto abgeschlossen und bin nun fertig damit.

Diese Tatsache hob Katt immer gern besonders hervor.

Nun, das muß schließlich deine Sache sein, sagte Jörgen gähnend, Platz ist jedenfalls genug in der Verwalterwohnung vorhanden, sowohl für eine Frau als auch für etliche Kinder; auch sollst du Zulage pro Kopf erhalten, wenn es soweit kommen sollte. Ich selbst muß ja auch einmal an die Sache ran.

Wirklich? versetzte Katt mit lauerndem Blick. Du hast dich also schon entschlossen?

Halbwegs, erwiderte Jörgen. Ich bringe es bloß nicht über das Herz, mit Pips völlig abzubrechen. So etwas muß man taktvoll machen, weißt du, und langsam.

Aber gemacht wirds, unterbrach ihn Katt.

Gemacht muß es werden, verbesserte Jörgen. Ich werde sie später furchtbar vermissen, das weiß ich genau. Doch hieran ist nun einmal nichts zu ändern.

Nein, sagte Katt, und du wirst dir auch niemals die Pein bereiten, darüber nachzudenken, wie sie nun eigentlich gestellt sein mag.

Pips ist tapfer, klug und verständig; wenn sie einsieht, daß alles Hoffen vergebens ist, dann leistet sie sicher Verzicht. Derartiges bringen die Weiber immer leichter fertig, als wir glauben.

Hast du denn Erfahrungen darin? fragte Katt trocken.

Einige, erwiderte Jörgen lächelnd.

Meinetwegen, sagte Katt, mir ist das völlig gleichgiltig. Und ich habe auch schon ein Konzept zu deinem Abschiedsbrief verfaßt. Du wirst mit mir zufrieden sein.

Jörgen lachte. Du bist doch wirklich unvergleichlich, Katt. Gott weiß, was ich ohne dich geworden wäre.

Du gehörst zu denen, die alles mögliche werden können, sagte Katt trocken. Du hast die Anlage dazu, dich beständig in dem Geleise zu halten, das dir ein andrer freundlichst gezeigt hat. Und so lieben dich auch die Frauenzimmer eine Zeit lang!

Nur eine Zeit lang? fragte Jörgen lächelnd.

Ja, nur eine Zeit lang. Vermählst du dich, Jörgen, dann sollst du einmal sehen: Wenn an der Frau, die deine Gattin wird, wirklich etwas ist, dann wirst du bald gezwungen sein, sie zu bewachen. Anfangs freilich weckst du in den Weibern Gefühl für dich, doch dieses auf die Dauer zu erhalten, das dürfte dir schwer fallen.

Ich glaube, Pips ist ein guter Beweis für das Gegenteil, meinte Jörgen. Die Liebschaften sind für uns Männer eine nützliche Sache, mußt du wissen; sie gehören mit zur Ausbildung. Ich habe recht viel von Pips gelernt. Und sie hält zu mir, sag ich dir.

Ja, weil sie weiß, daß sie dich jeden Augenblick verlieren kann. Das ist die Fessel, die sie an dich bindet. Aber warte du bloß, mein Freund, wenn deine Gattin erst freie Bahn vor sich liegen sehn wird!

Rose, sagte Jörgen nachdenklich und lachte dann. Kannst du dir vorstellen, daß die echte Tochter Seiner Exzellenz und Ihrer Gnaden überhaupt aus der Bahn brechen wird?

Freilich nicht um des ersten besten willen, meinte Katt geheimnisvoll.

Ach, Unsinn! versetzte Jörgen kurz. Und dann dachte er wohlgefällig an Pips. Es war auch verwünscht, daß sie niemals mehr nach Steensgaard herüberkommen wollte. Hier hatten sie doch so wunderschöne Tage verbracht. Katt dagegen dachte an Rose.

Er hatte inzwiſchen auch ſeine Anſicht über Jörgens Verhältnis zu Pips und über die Zukunft dieſes Verhältniſſes geändert. Er hatte erkannt und hatte den guten Willen des Erkennenden, ſich unverzagt ſelbſt gegen ſeine eigne bisherige Meinung zu erklären und überhaupt gegen alles, was feſtſtehend in ihm wurde, mißtrauiſch zu ſein. Das ſei verdienſtvoll, ſagt Nietzſche. Und warum ſollte man nicht dieſem Gedanken folgen, nachdem doch hervorragende Köpfe herausgefunden hatten, daß Nietzſche ein Wohlfahrtsmoraliſt und ſogar ein ſolcher großen Stils war. Katt ſelbſt war ebenfalls Wohlfahrtsmoraliſt, wenn auch kleinern Stils als Nietzſche.

Dritter Teil

Erſtes Kapitel

(der Verfaſſer verſchwindet mit einer untertänigen Verbeugung und läßt die Töne reden)

Bum, bum — bum, bum!
Die guten alten Ägypter,
Die wurden nicht begraben,
Sie wurden balſamiert,
Sowie ſie warn krepiert,
Geſteckt in die Pyramide.
Bum, bum — bum, bum — bum, bum!

Dies waren die Töne, die Jörgen Steenfelds Eintritt in ein vornehmes Haus begleiteten, wo an dieſem Abend — es war ein Abend in der Hochſaiſon — ein glänzender Ball gegeben wurde. Es geſchah nicht etwa ihm zu Ehren, daß die vollen Töne erklangen, ſondern zu Ehren andrer und vornehmerer Gäſte.

Während ihm die Töne entgegenrauſchten, eilte Jörgen die breite Treppe hinauf und ſtand alsdann in einem hellen, feſtlich geſchmückten Saale, wo ſich das meiſte deſſen, was im Lande Bedeutung hatte, vorfand. Das Licht der Kronleuchter an der Decke ſchien auf ſtrahlende Uniformen und weiße Häiſe und blitzte in funkelnden Geſchmeiden wieder. Es blendete Jörgen ein wenig, und dieſer ſuchte ſich deshalb einen Winkel aus, um ſich von dort aus zu orientieren.

Mitten im Saale ſtand Onkel Emil in der Uniform des Hofjägermeiſters mit einem langen Stabe in der Hand und einer Roſette an der einen Hüfte. Er hatte die Aufgabe, die Jugend zu beaufſichtigen, und tat das mit großer Liebe zur Sache. Wenn je ein Amt, ſo war dieſes nach ſeinem Geſchmack, umgab ihn doch eine Menge junger Landfräulein in hellen niedrigen Kleidern mit flatternden Bändern und friſchen Blumen im Haar. Lächelnd und plaudernd ſchwirrten ſie umher und nahmen die Aufforderungen der männlichen Jugend zu den Tänzen entgegen. Und hierzu war mehr nötig als, wie man denken ſollte, ein einfaches Ja, denn es galt für ſie, den Auffordernden gleich auf ſeinen perſönlichen Wert und ſeine ſonſtigen Qualitäten richtig abzuſchätzen. Welches Unglück wäre es geweſen, wenn man einen ſo wichtigen Tanz wie den Kotillon oder den erſten Tanz nach Tiſch an einen gleichgiltigen Herrn vergeben hätte, und wenn dann ſpäter der „Richtige“ gekommen wäre und den Tanz verlangt hätte! Im Kotillon und im Tiſchtanz lagen die Schickſale der kleinen Weſen verborgen. Ja, es gehörte Schneidigkeit dazu, doch dieſe hatten die Landfräuleins in reichem Maße, und unter luſtigem Lachen und mancherlei Wortgeplänkel vollzogen ſie ihre Wahl. Inmitten des Ganzen ſpreizte ſich Onkel Emil wie ein Hahn in ſeinem Hühnerhof.

In dem daneben liegenden Zimmer, in das die ältern Gäſte von einem andern Kammerherrn freundlich aber beſtimmt gewieſen wurden, ging es ernſthafter zu.

Hier war die Gesellschaft auch schon gemischter; Elemente aus den verschiednen Schichten der Bevölkerung mengten sich in die Schar der Titelträger hinein. Von den letzten waren nur Herren in diesem Raume zu finden; denn die Frauen der Betitelten hatten Zutritt zu dem großen Saal, dessen Betreten den Frauen der Männer, die sich aus eigner Kraft emporgearbeitet hatten, nicht gestattet war. Diese Männer standen ziemlich heimatlos in kleinen Gruppen umher, während sich die Betitelten zwischen den Damen tummelten, als ob das Lokal ihnen allein gehöre.

Jörgen stand an einen Pfeiler gelehnt und beschäftigte sich damit, im stillen Betrachtungen anzustellen, ob die niedrige Kleidung, in der alle Damen dieser Gesellschaft erscheinen mußten, zur Magerkeit der alten Stiftsdame, Fräulein Trane, besser paßte als zur betagten Körperfülle der Geheimrätin Rosenfeld. Bevor er aber zu einer Entscheidung kommen konnte, wurde er von Ihrer Gnaden, der Gräfin Markdanner, angerufen, die, gefolgt von Rose und ihrem Herrn und Gemahl, hereinrauschte.

Es wurde still im Saal, nicht aus Ehrfurcht vor Ihrer Gnaden, auch nicht aus Ergebenheit Seiner Exzellenz gegenüber, sondern aus ungeheuchelter Bewundrung für Rose.

Für sie bedeutete der heutige Abend, an dem sie, wie es hieß, vorgestellt werden sollte, ein wichtiges Ereignis. Und im Bewußtsein dessen, was auf dem Spiele stand, hatte sie ihre Zuflucht wieder zu Jens Juel genommen.

Es muß versucht werden, sie zu beschreiben, obgleich dieses hoffnungslos ist. Ihr Haar war hoch aufgesteckt und mit einem blaßroten Bande geschmückt. Die Taille ihres Kleides war viereckig ausgeschnitten, und der Ausschnitt ebenso wie die kurzen Ärmel mit feinen, echten Spitzen eingekantet. Die Taille aus blaßroter Seide war ganz kurz, und der Rock schloß nach der Mode dicht um sie ab. Sie trug keinerlei Schmuck, ihre einzige Zierde bildeten das Band und eine dunkelrote Rose an der Brust. Ihr Teint war weiß und rot — eine leichte, ländliche Röte. Verwirrt von der Aufmerksamkeit, die sie hervorrief, bewegte sie sich ein wenig steif, doch als ihr Blick auf Jörgen fiel, lächelte sie und blieb eine Sekunde lang stehn. Ihre Gnaden winkte Jörgen zu sich heran und übergab Rose seiner Hand, wobei sie diese ermahnte, zur Stelle zu sein, wenn der feierliche Augenblick gekommen wäre.

Dann rauschte Ihre Gnaden weiter, in das Allerheiligste hinein, in dem sich nur die wirklichen Exzellenzen versammelten. Hier saigte Ihre Gnaden von jeher einer kleinen Angewohnheit, die etwas scherzhaft besprochen wurde und darin bestand, daß sie sich an die Tür stellte und andern Sterblichen, die nicht berechtigt waren, sich in den Exzellenzenstand hineinzudrängen, den Eintritt verwehrte. Die Götter machten wissen, warum sie das tat, es schien ihr jedenfalls ein kleines Vergnügen zu sein.

Die Herren scharten sich um Rose und Jörgen, und Onkel Emil vergaß sogar sein wichtiges Amt und knüpfte mit den beiden ein Gespräch an.

Jörgen aber bemächtigte sich ganz ruhig der Ballkarte Roses und schrieb sich für den Tischtanz und den Kotillon ein. Das war höchst unpassend von ihm, aber die Schuld daran trug Jens Juel. Einen Augenblick später, nachdem die Karte in Umlauf gebracht war, war sie schon bis zur fünften Extratour überzeichnet.

Rose wurde gleich von einer ganzen Herde junger Landfräulein umschwärmt, die um sie hüpften und sie unter die Arme nahmen, wobei manche den Zweck verfolgten, den reichlichen Zustrom an sonderbar rotgekleideten jungen Herren, die um Roses Karte kämpften, auszunutzen.

Jörgen stand lächelnd dabei und machte sich insofern nützlich, als er einigen der weniger glücklichen jungen Damen über die Leere auf ihren Karten hinweghalf. Dieser Abend sollte Rose gehören; die Zeit, die ihm übrig blieb, mußte milden Taten geopfert werden. Er erzählte Rose dieses, und sie lachte dazu. In seinem schwarzen Rock war der unbetitelte Herr auf Steensgaard etwas besondres für sich zwischen all den Roströcken und strahlenden Uniformen, aber dieses etwas richtete ihn auf, schön und stolz stand er da mit Steensgaard und Katts Tätigkeit im Rücken.

Sie wissen nicht, wie ich zittere, sagte Rose zu ihm.

Wovor denn? fragte er.

Vor der Vorstellung, erwiderte Rose. Mama und ich haben schon zu Hause eine Stunde lang geübt. Sie hätten Mama sehen sollen. Papa stellte die hohe Herrschaft dar. Mama machte eine Handbewegung und sagte: Dies ist meine Tochter, und ich verbeugte mich dann mit krummem Rücken bis auf die Erde hinab, wie es uns der kleine französische Ballettmeister in der Pension gelehrt hat. So war es aber nicht richtig. Mama wollte es mehr auf dänisch haben; es sollte eine Bewegung mit dem Kopfe sein, auf die ich mich aber nicht mehr besinnen kann. Dann sollte ich auch etwas sagen; aber gesetzt nun den Fall, die Herrschaft sagt etwas ganz andres zu mir, was dann? Doch damit wird es wohl keine Not haben. Mama sagt, sie habe schon ein halbes Hundert junger Mädchen vorgestellt.

Ohne Unheil? fragte Jörgen lächelnd.

Nur in einem Fall — sie trat sich in ihre Schleppe. Ich aber habe ja keine Schleppe. Können Sie sehen, dieses Kleid hier ähnelt dem, das Ihnen damals auf Trudstrup so sehr gefiel. Bloß der Stoff ist besser; er ist aus Paris. Gefällt er Ihnen?

Jörgen sagte nichts, doch sein Blick sprach fast zu viel. Sie schlug mit dem Fächer und errötete.

Wenn es bloß erst überstanden wäre! Ich bin ganz nervös und soll den ersten Walzer mit dem langweiligen Rothkirch tanzen. Der spricht kein Wort, sondern glotzt einen bloß immer an. Mit Damen versteht er wohl nicht umzugehn? Jörgen zuckte mit den Achseln.

Eine Bewegung im Saale ließ erkennen, daß jetzt das Fest begann. Die Musik klang taktvoll vom Tanzsaal herüber, und Herr von Rothkirch führte die Komtesse fort. Jörgen reichte einer zur Seite stehenden „Bauernrose" den Arm und trat mit ihr in den Tanzsaal in die Reihe.

Tiefe Stille herrschte unter den Gästen, als die Tür am Ende des Saales aufging und unter den wiegenden Klängen der Musik — voller Anstand und Würde — eine Gruppe über den Parkettboden schritt, vor der sich die Reihen der Gäste tief zur Erde verneigten. Freundliches Lächeln, freundliches Nicken, das andachtsvoll entgegengenommen wurde, Beugen der Knie und Rücken im rechten Winkel, lautlose Stille, nur die leichten, wiegenden Töne des Walzers. Nun folgte ein Rundtanz von zwei bis drei Paaren, die dem Hause am nächsten standen; die Gäste sahen andachtsvoll zu, und die Unbetitelten, die die Flügeltüren flankierten, sehnten sich nach ihren Zimmern hinter den Sälen zurück.

Hiermit war die Feierlichkeit vorläufig beendet, und der Tanz konnte beginnen. Anfangs ging es wohl etwas gedrängt, aber bald hatte sich die Jugend zurechtgefunden; man war ja unter sich allein. Und leicht schwebend ging es über den schimmernden Parkettboden hin, wie es beim Tanz der Jugend ja immer geht. Ein Tanz folgte dem andern, und die Unterschiede glichen sich mehr und mehr aus.

Die fürchterliche Vorstellung verlief glatt und schmerzlos. Es wurde konstatiert, daß Rose die Tochter ihrer Mutter sei, ihr Alter wurde festgestellt, und

schließlich bekam sie eine kleine Sentenz mit auf den Weg, die sie in sich verschließen sollte, bis dermaleinst an sie die Reihe kommen würde, sie weiterzugeben.

Im Laufe des Abends wurde sie durch einen befohlnen Tanz, der sie von einem flauen Landjunker befreite, höchst ausgezeichnet, und ihr hochvornehmer Tänzer schwang sie kräftig herum wie der Verwalter zu Hause die Meiermädchen.

Jörgen streifte in den anstoßenden Zimmern umher, um sich zwischen den guten Taten auszuruhen. Hierbei traf er in einer Türöffnung zwei wettergebräunte „Teerjacken", die sich zur gegenseitigen Unterhaltung die Emailsammlung deuteten, die eines jeden Brust bedeckte. Trophäen aus Dänemarks Zügen nach Ruhm und Macht.

Die erforderliche Andächtigkeit gegenüber der Herrschaft des Hauses wurde durch fortgesetztes Rückenkrümmen eingehalten, das jedesmal stattfand, sowie die Herrschaft durch die Säle schritt. Erst als man die Spieltische in den Zimmern hervorholte, wurden die krummen Rücken seltner, während aus dem Saal die taktfeste Musik herüberklang — Walzer, Polkas, Mazurkas.

Schließlich nahte die Stunde, wo sich die Gesellschaft zu Tisch begeben sollte. Dieses geschah in einer feierlichen Prozession, an deren Spitze die Herrschaft des Hauses marschierte, unter Vorantritt eines hohen, schlanken Greises mit unzähligen Sternen auf der Brust und einem prächtigen Stab in der Hand.

Das Allerheiligste war auch jetzt der Menge versperrt, doch wurden die Gäste ziemlich glatt auf einige kleinere Räume mit reich gedeckten Büfetts verteilt. Jörgen und Rose fanden ein kleines, freundliches Zimmer, das anscheinend zum größten Teil von Ausländern besetzt war. Ein älterer, halb ziviler, halb militärischer Beamter näherte sich Jörgen und bat ihn um seinen Stuhl; Jörgens schwarzer Rock mochte ihn in den Glauben versetzt haben, daß er einen Diplomaten aus irgendeiner Republik vor sich habe.

C'est pour une dame, sagte er in mitteljütländischem Französisch und bekam den erbetnen Stuhl.

Jörgen brachte Rose auf einem Sessel in einer tiefen Fensternische unter; er selbst mußte stehn, sowie er von seinen Fouragezügen nach dem Büfett zurückgekehrt war. Da näherte sich ihnen ein hoher, glattrasierter Herr in rotem Frack, gelber Weste und blauen Flügelbeinkleidern. Lächelnd reichte er Jörgen einen Stuhl und fand sich weiterhin regelmäßig mit kleinen Aufmerksamkeiten in Form von Wein und Speisen ein.

Rose starrte ihn verwundert an. Er schien sich nur um Jörgens Wohlbefinden zu bekümmern, die andern Herrschaften im Zimmer beachtete er nicht. Jörgen spreizte sich ein wenig, denn die sonderbare Aufmerksamkeit schmeichelte ihm.

Rose lächelte: Das muß man sagen, Steenfeld, man kann sehen, daß Sie hier wie zu Hause sind.

Jörgen leugnete es nicht. Die Zeit des Champagners kam heran — und der feine Mann verdoppelte seine Zuvorkommenheit. Er stellte eine besondre Flasche neben Jörgens Stuhl und verschwand dann diskret. Rose erhob ihr Glas und lächelte Jörgen zu. Nehmen Sie an Stelle des Hauses meinen Dank entgegen, sagte sie.

Sie leerten die Flasche, von der sie nur wenig den Nachbarn abgeben mußten. Der feine Mann kam wieder herbei.

Nein, danke, sagte Jörgen, doch dann besann er sich und rief ihm nach.

Dieser aber fühlte sich offenbar gekränkt, denn Rose hörte ihn ärgerlich sagen: Nein, Verehrtester, dazu hätten Sie sich gleich entschließen können; nun gibts nichts mehr.

Rose starrte Jörgen an, doch dieser lachte und entschleierte den seinen Mann als einen frühern Quartierkameraden von der Garde, der jetzt festangestellter Diener im Hause war.

Das Gespräch wurde munterer und der Lärm allgemein. Die Herrschaft des Hauses ging umher und grüßte die Schwausenden freundlich. Deren Verbeugungen aber waren jetzt kaum noch halb so tief; um so mehr dagegen wurden Worte gemacht. Jörgen erhielt ein paar gnädige Worte über seinen verstorbnen Vater, Rose einen sehr freundlichen Blick und warme Anerkennung ihrer Person.

Dann trat man wieder zum Tanz im Hauptfestsaal zusammen.

Jörgen tanzte den Kotillon mit Rose. Er vergaß nach und nach seine guten Toten und widmete seine Aufmerksamkeit ausschließlich ihr. Ihre Gnaden sah von ihrer erhöhten Ecke aus zu und empfing lächelnd Gratulationen zu dem, was bevorstand. Rose sprach nur wenig, sie saß auf einem Stuhl, der mit einem Taschentuch an Jörgen befestigt war, und hatte den Schaß voll Rosen und Lilien. Alles schien nach der Stelle zu strömen, wo sie saß; ihr Gesicht glühte, doch war es nicht unschön dadurch. Ihr Haar saß noch wie zu Beginn des Balls, und ihre Augen strahlten vom Tanz und von der Freude.

Jörgen schaute und schaute. Auch er redete nicht viel; über den Baden schlangen sich Ketten von jungen lächelnden Mädchen und Männern; Seidengewänder rauschten; Knöpfe und Sterne blitzten; Lachen und abgerißne Worte klangen zwischen die scharfen Kommandorufe des anführenden Offiziers. Die Musik brauste durch den Saal und riß alle mit sich fort, und über dem Ganzen thronte die Herrschaft des Hauses und lächelte mit demselben freundlichen Lächeln, das sie gegen alle hatte. Jörgen ließ den Blick längs der Wand gleiten, wo die ältern Männer und Frauen standen, Männer, deren Wege gänzlich verschieden gingen, und deren Beruf sie weit fort von der Freude führte; und doch ... dasselbe Lächeln.

Über den Fußboden wirbelten die Jungen im Tanz. Rathkirch hatte Rose wieder zu einem Walzer fortgeführt. Als Jörgen die beiden erblickte, begann ein zorniges Gefühl in ihm aufzusteigen. Er dachte an Rothkirchs sonstiges Treiben, wenn die Lichter angezündet waren, und an das Treiben der andern. Und dann dachte er auch an sein eignes Treiben zum erstenmal mit Bitterkeit.

Und als Rose zu ihm zurückgeführt wurde, da faßte er sie mit festem Griff um den Leib und stürzte mit ihr über den glatten Fußboden, in den Menschenschwarm hinein, von den Tönen getragen. Er starrte ihr in die Augen mit einem Blick, den sie an ihm nicht kannte; er wollte reden, aber ihre Augen baten ihn zu schweigen und nur bei dem einen zu bleiben: zu tanzen — sich anzutanzen — und zwischen der fröhlichen Jugend den lichten Reigen des Lebens zu winden unter dem Kerzenschein im Hauptfestsaal.

Jörgen ging allein nach Hause. Eine Einladung zum Hasardspiel mit seinen frühern Vorgesetzten hatte er ausgeschlagen. Er wollte allein sein. Er dachte an Roses Blick während des letzten Tanzes, er erinnerte sich der Worte, die sie zu ihm gesprochen hatte, als sie sich im Vorzimmer getrennt hatten.

Dank, Steenfeld, hatte sie gesagt, Sie haben mir diesen Abend zu einem herrlichen gemacht.

Das Leben war ein Tanz — ein Tanz im Hauptfestsaal. Die Herrschaft des Hauses, Exzellenzen, Kammerherren, Hofjägermeister, Gardisten und feine Männer in roten Fräcken, gelben Westen und blauen Flügelbeinkleidern — alle, alle führten einen einzigen großen Rundtanz um Rose auf — um Rose mit dem aschblonden, hoch aufgesteckten Haar und der tiefroten Rose am Ausschnitt der blaßroten Taille, die sich schimmernd vom weißen Halse abhob.

Wieder und wieder aber trat ihm Roses Blick beim letzten Tanz vor die Augen. Und dann zum Schluß gedachte er noch einer kleinen, erhabnen Episode: der geflüsterten Frage seiner Exzellenz: Haben Sie etwas gegen eine Ernennung zum Hofjägermeister, Steenfeld?

Jörgen ging an diesem Abend allein nach Hause; ihm war zumute, als wäre er in einer Kirche gewesen. Die Töne aber, die in seinen Ohren klangen, hatten einen sonderbaren Wortlaut, nämlich:

Die guten alten Ägypter,
Die wurden nicht begraben,
Sie wurden balsamiert,
Sowie sie warn krepiert.
Gesteckt in die Pyramidé! Bum, bum!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die päpstliche Kurie und der Modernismus in Deutschland. Widerstände unter den katholischen Theologen. Die Polenvorlage im preußischen Herrenhause.)

Berlin, 16. Februar 1908

Der alte Kampf zwischen Staat und Kirche entbrennt wieder in neuer Form. Papst Pius der Zehnte hat schärfer als irgendeiner seiner letzten Vorgänger den Kampf gegen die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung aufgenommen. Hier ist keine Vermittlung, keine Umgehung der Schwierigkeiten und Widersprüche möglich. Die Enzyklika Pascendi Dominici gregis fordert hart und unerbittlich die Unterwerfung des „Modernismus", d. h. jeder Form des freien Denkens, unter das Gebot der Kirche. Das ist zunächst eine innerkirchliche Angelegenheit, aber sie greift auch in die Sphäre des Staats hinüber. Zunächst hat der Modernismus eine gewisse innere Verwandtschaft mit dem „Nationalkatholizismus". Das ist nicht so zu verstehn, als ob die Nationalkatholiken Modernisten seien. Im Gegenteil, unter den Nationalkatholiken gibt es sehr viele, die in Glaubenssachen jedes Zugeständnis an den modernen Geist zurückweisen und sich ganz darauf beschränken, den Mißbrauch des katholischen Bekenntnisses zu politischen Zwecken und die Verschärfung der kirchlichen Gegensätze bis zur Gefährdung des bürgerlichen Friedens abzulehnen und zu bekämpfen. Aber eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden Bewegungen besteht darin, daß auch der Modernismus, so wie er sich bei uns in Deutschland darstellt, ein Ausfluß des nationalen Geistes ist, der die Abschließung der Persönlichkeit und des Denkens in starrem Regelzwang nicht verträgt, ebenso wie die nationalkatholische Bewegung nicht auf die Gemeinschaft mit andersgläubigen Landsleuten in Sachen des nationalen Empfindens verzichten will. Darum wird der Modernismus immer zugleich ein Gegner des ultramontanen Geistes sein, für den die Kirche nur ein weltpolitisches Machtinstrument ist. Freilich laufen hier die Fäden vielfach durcheinander. Von Pius dem Zehnten persönlich sagt man, daß er sich nur von religiösen Motiven leiten läßt, aber damit sind die Einflüsse, die im römischen Kirchenregiment zum Ausdruck kommen, nicht erschöpft. Es sind in Wahrheit zugleich politische Gründe, die für den Kampf gegen den Modernismus

bestimmend sind. Die Politik der Kurie ist jedoch durchaus nicht ganz nach dem Sinn der politischen Vertretung des deutschen Katholizismus. In den führenden Kreisen des Zentrums haben modernistische Strömungen eine nicht geringe Rolle gespielt. Denn einsichtige Zentrumspolitiker haben sehr wohl die Bedeutung einer nähern Fühlung mit den Zeitströmungen und der modernen Wissenschaft erkannt. Das jüngste Vorgehen der Kurie macht die Fortsetzung solcher Bemühungen unmöglich und müßte eigentlich dahin führen, daß sich jede spezifische Vertretung katholischer Anschauungen, also auch die Zentrumspartei, künftig ganz und gar auf die rückschrittlichen Strömungen im deutschen Katholizismus zurückzuziehen hat. Ob es wirklich dahin kommen wird, ist freilich eine offne Frage. Denn Auswege aus ähnlichen Widersprüchen und Zwangslagen haben sich schon oft finden lassen, und gerade die Geschichte der katholischen Kirche zeigt, daß die Härte und Konsequenz der Lehre die größte Anpassungsfähigkeit gegenüber den Nützlichkeitsforderungen dieser Welt nicht ausschließt. Immerhin muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die schroffe Haltung der Kurie in der Durchführung der Enzyklika Pascendi zurzeit auch für die politische Zentrumspartei eine gewisse Krisis bedeutet.

Die eigentliche Bedeutung dieser kirchlichen Krisis für die Politik liegt jedoch auf andern Gebiet. Zwei Punkte sind dabei von Wichtigkeit, nämlich die kirchliche Maßregelung von staatlich angestellten Universitätslehrern und die damit im Zusammenhang stehenden Eingriffe kirchlicher Behörden in die politischen Rechte der Geistlichen. Von Zeit zu Zeit wiederholen sich ja die Fälle von Differenzen zwischen der Kirchengewalt und Inhabern von Lehrämtern an den katholisch-theologischen Fakultäten. In der Regel werden sie formell aus der Welt geschafft durch die Unterwerfung der Professoren unter die Autorität der Kirche. Neuerdings ist erst wieder der Konflikt des Professors Ehrhardt in Straßburg mit der Kurie auf diesem Wege zum Austrag gebracht worden. Ob diese Unterwerfungen angesehener Theologen dem päpstlichen Stuhl besondre Freude bereiten? Die Erzwingung des äußern Gehorsams verfehlt ja sicherlich ihre Wirkung nicht, und die ethische Bedeutung eines solchen Opfers des Gemaßregelten, der den Wunsch nach Frieden mit der Kirche sichtbar über alles stellt, ist gewiß nicht zu unterschätzen. Aber man weiß doch auch, daß ein Rest ungebrochner Überzeugung zurückbleibt, und daß darin ein Widerstand weiterlebt, dem in Wahrheit nicht beizukommen ist, weil er nicht abzuschütteln ist wie der offne Abfall von der Kirche. Auch weiß man sehr wohl, daß der spontane Ausdruck einer freimütigen Kritik an der Willensmeinung des Oberhaupts der katholischen Kirche in den seltensten Fällen einer rein persönlichen Regung entspringt, sondern meist in einem größern Kreise, sozusagen in der Luft liegt. So ist auch der für die Kirchengewalt peinliche Eindruck der scharfen Kritik, die der bayrische Pfarrer Würzburger in der Münchner „Allgemeinen Zeitung“ an der Enzyklika und den Maßregeln zu ihrer Durchführung geübt hat, durch die schleunige Unterwerfung des unvorsichtigen Geistlichen kaum verwischt worden.

Dem Fall Würzburger folgte in Bayern unmittelbar der Fall Schnitzer. Hier aber kam das neue Moment hinzu, daß Schnitzer, der Professor der Dogmengeschichte an der Universität München ist, zunächst im Widerspruch gegen die Forderungen der Kurie beharrte. Dadurch wurde die Frage nahegelegt, wie sich die Staatsgewalt zu der Sache stellen würde. Schnitzer ist staatlich angestellter Universitätslehrer, hat also ein Recht auf den Schutz des Staats, solange er sich im Rahmen der Staatsgesetze hält. Andrerseits hatte die bayrische Regierung durch ihre Stellungnahme bei der Erteilung des sogenannten Placetum regium für die Enzyklika Zweifel erweckt, ob sie nicht doch zuletzt der Kirche ihren Arm leihen werde, um die Wünsche der neusten päpstlichen Politik erfüllen zu helfen. Die Sache ist im bayrischen

Landtag zur Sprache gekommen, und der Kultusminister hat in einer sehr gewundnen und vorsichtigen Darlegung der Rechtsverhältnisse versucht, die Besorgnisse wegen der Nachgiebigkeit des Staats zu zerstreuen. Eine recht klare Überzeugung von der Rückgratfestigkeit der bayrischen Regierung konnte man freilich daraus nicht gewinnen. Vielleicht aber überhebt der weitere Verlauf der Angelegenheit die Regierung der peinlichen Notwendigkeit, ihr Recht unter Umständen gegen die Kirche zu behaupten. Es scheint nämlich, als ob auch Professor Schnitzer nicht festbleiben werde. Er hat zunächst aus „Gesundheitsrücksichten" sein Lehramt einstweilen niedergelegt, sodaß der Fall bereits ein andres Antlitz gewonnen hat. Aber die allgemeine Aufmerksamkeit bleibt trotzdem noch auf die Frage gerichtet, wie sich die Regierung in dem zwar verfassungsmäßig paritätischen, in der Tat aber überwiegend katholischen Staate Bayern mit allen diesen Streitfragen und den jedenfalls noch zu erwartenden zahlreichen Konflikten abfinden wird. Vielleicht läßt man sich aber auch im Vatikan noch überzeugen, daß man übel beraten gewesen ist, als man gerade in Deutschland den Kampf gegen den Modernismus mit solcher Schroffheit aufnahm. Es scheint, daß die Versuche, in dieser Richtung auf die Kurie einzuwirken, von dem deutschen Episkopat noch nicht aufgegeben worden sind.

In einer Beziehung jedoch findet der Ultramontanismus in seinem Kampfe gegen den Modernismus willige Hilfe, nämlich da, wo es sich um die Betätigung einer rein politischen Überzeugung handelt. In Bayern ist den Geistlichen die Mitarbeit an liberalen Zeitungen verboten worden, und noch schärfer wird die Lage durch das Vorgehen des Erzbischofs von Bamberg gegen den Pfarrer Grandinger beleuchtet. Hier ist überhaupt von einem Verstoß gegen kirchliche Pflichten gar nicht die Rede. Der Pfarrer Grandinger ist als liberaler Abgeordneter in den bayrischen Landtag gewählt worden, und er hat als solcher seinen politischen Überzeugungen gemäß gewirkt, ohne etwas getan zu haben, was zur kirchlichen Disziplinierung Anlaß bot. Aber das genügte. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Kirche das Recht in Anspruch nimmt, den Geistlichen die politische Gesinnung vorzuschreiben und ihre weltlichen Staatsbürgerpflichten zu regeln, läßt darauf schließen, daß die Kirche in der politischen Beeinflussung grundsätzlich nicht bei dem Klerus stehn bleibt, sondern alles tut, um auch die Laien politisch zu führen. Das ist zwar nichts neues, aber es ist doch von Bedeutung, wenn das in einem bestimmten Falle so klar und greifbar aller Welt gezeigt wird.

In Preußen richtete sich das Hauptinteresse mehr als je auf das Schicksal der Ostmarkenvorlage im Herrenhause. Die Opposition, die sich bei der ersten Beratung im Plenum des Hauses in unerwarteter Stärke regte, hat große Besorgnisse hervorgerufen und die pessimistischen Urteile, zu denen ohnehin große Neigung vorhanden war, sehr bestärkt. Aber es scheint, als ob man zu rasch darin urteilte. Zunächst ist dabei außer acht gelassen, daß die Behandlung der Gesetzvorlagen im Herrenhause immer etwas anders zu verlaufen pflegt als im Abgeordnetenhause, wo die Organisation der Fraktionen eine bedeutende Rolle spielt. Hier werden die Parteien zuerst in sich über ihre Haltung zu einer Vorlage einig und erwägen vorher nicht nur den materiellen Inhalt eines Gesetzentwurfs, sondern auch die taktische Seite der Sache. Wenn auch die erste Plenarberatung sehr oft noch keine endgiltigen und unabänderlichen Entschlüsse bringt, so läßt sie doch immer schon einen Feldzugsplan der Fraktionen erkennen, der die Frucht der stets vorhergehenden Beratungen ist. Im Herrenhause dagegen gehn die ersten Meinungsäußerungen über einen Gesetzentwurf regelloser und persönlicher vor sich; in den entscheidenden Beratungen pflegt sich aber das Staatsgefühl, das bei den Mitgliedern dieses Hauses durch keine Vorstellung von einem Wählermandat beeinflußt wird, sondern auf ganz andern

Dingen beruht, um so stärker bemerkbar zu machen. Die Oppasition gegen die Ostmarkenvorlage und besonders gegen den Enteignungsgedanken entspringt auf der einen Seite einer in der liberalen Doktrin wurzelnden theoretischen Abneigung gegen die anscheinende Rechtsungleichheit und gegen den staatlichen Eingriff in ein sonst verbrieftes individuelles Recht, auf der andern Seite den praktischen Bedenken und Sorgen, die insbesondre bei den Grundbesitzern durch die souveräne Verfügung des Staates über den Bereich ihrer speziellen Interessen erweckt worden sind. Jene liberalen Anschauungen kommen freilich im Herrenhause wenig in Betracht, da auch seine liberalen Mitglieder zu viel praktische Erfahrung und staatsmännischen Sinn haben; desto mehr kommen die Bedenken der Grundbesitzerkreise zur Geltung, und der fehlende Fraktionszwang bewirkt, daß die Träger dieser Bedenken zunächst stärker dem Bedürfnis nachgeben, sich wenigstens zu Gehör zu bringen. Unter dem Eindruck dieser ersten Lesung hat sich denn auch die Oppasition im Lande eifriger geregt. Da das Gewicht dieser Stimmen und ihre mannigfachen Beweggründe in einiger Entfernung von ihrem Ursprunge wohl nur von wenigen richtig geschätzt werden, so liegt allerdings die Gefahr nahe, daß die Proteste, die von Grundbesitzern im Osten erhoben werden, einen stärkern Eindruck machen, als sie es verdienen. Die Vorschläge und Wünsche der Regierung stehen aber auf so festem Boden, daß es ihr sicher gelingen wird, die Bedenken der Herrenhauskommission zu zerstreuen. Auch fällt die Haltung der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses und die Stellungnahme der Mehrheit des Provinzialverbandes des Bundes der Landwirte in der Provinz Posen doch außerordentlich ins Gewicht. Angesichts solcher Stimmen ist nicht anzunehmen, daß die Mehrzahl der Großgrundbesitzer im Herrenhause bei den entscheidenden Abstimmungen ihre Oppasition beibehalten wird, und dann ist auch eine Mehrheit für die Vorlage im Herrenhause überhaupt gesichert.

An dieser Hoffnung kann auch die Erfahrung, daß die Kommission die Vorlage mit einer Reihe von unannehmbaren Beschränkungen belastet und diese auch in einer zweiten Lesung beibehalten hat, nichts ändern. Höchstens könnte ein Mangel an Festigkeit bei der Regierung selbst noch eine ungünstige Wendung herbeiführen. Es ist gewiß kein Zufall, daß einer der gewichtigsten Proteste aus den Reihen der Grundbesitzer in der Provinz Posen in letzter Stunde nach gescheitert ist. Der Führer dieser Bewegung, ein Herr Iffland-Iffländsheim, den man wohl am besten charakterisiert, wenn man ihn als einen Mann der „alten Schule“ bezeichnet, der teils aus Gewöhnung, teils aus irregeleitetem Gerechtigkeitsgefühl die Tragweite und Bedeutung des Nationalitätenkampfes unterschätzt, dabei aber vaterländische Gesinnung und altpreußisches Staatsgefühl nicht eingebüßt hat, ist mit dem offnen Geständnis hervorgetreten, daß die von ihm veranstaltete Protesteingabe gegen die Enteignung unter den Grundbesitzern der Provinz Posen nicht die erwartete Zahl von Unterschriften gefunden hat, und daß auch die geleisteten Unterschriften nicht das Gewicht haben, das verlangt werden muß, wenn die Sache Eindruck und Erfolg haben soll.

Es wurde schon erwähnt, daß die Herrenhauskommission unzweckmäßige Beschränkungen in die Enteignungsvorlage hineingebracht hat. So soll Kirchengut nicht enteignet werden können. Sicherlich wird das auch wohl niemals geschehn, wo ein Grundstück wirklich kirchlichen Zwecken dient. Aber bei der bekannten Stellungnahme der polnischen Geistlichkeit kann es geschehn, daß ein Gut nur formell von der Kirche als Eigentum erworben wird, um zu verhindern, daß der frühere Besitzer, der vielleicht eifrig für die polnische Sache gearbeitet hat, aus seinem Wirkungskreise verdrängt werden kann. Ebenso unzweckmäßig ist die Einschränkung, daß nur solche Güter enteignet werden können, die noch nicht zehn Jahre im Besitz des jetzigen Eigentümers sind. Vor zehn bis zwölf Jahren sind nämlich

viele Güter erst von Polen aus deutscher Hand erworben worden, nur um die Ansiedlungskommission zu verhindern, an verschiednen Stellen ein abgerundetes Gebiet für die deutsche Besiedlung anzukaufen. Man glaubte nämlich damals der in solchen Bezirken liegenden deutschen Bauerngüter sicher zu sein; auch war das Ansiedlungsgesetz in seiner damaligen ersten Fassung nur darauf berechnet, Großgrundbesitz zu Besiedlungszwecken anzukaufen. Diese Zwangslage der Ansiedlungskommission, die deutsche Bauerngüter bestimmungsgemäß nicht ankaufen konnte, benutzten die Polen, um ihrerseits diesen deutschen Kleinbesitz zu erwerben und um diese störenden Enklaven im Besiedlungsgebiet fest in polnischer Hand zu halten. Jetzt will die Herrenhauskommission gerade diese Güter vor der Enteignung und damit der Rückkehr in deutsche Hand schützen!

Diese Feststellung ist noch in andrer Beziehung lehrreich. Sie zeigt, wie die preußische Gesetzgebung zum Schutze des Deutschtums und der Sicherheit des Staats im Osten nicht an der Verkehrtheit und Unzweckmäßigkeit ihrer Maßregeln scheitert, sondern an ihrer Starrheit gegenüber der Beweglichkeit der polnischen Verteidigung in ihren Auskunftsmitteln. Die Bedeutung des Enteignungsprojekts liegt darin, daß es dem Staat eine Waffe in die Hand gibt, die, wo sie einmal gebraucht wird, nicht durch die üblichen kleinen Mittel, die den Polen als Gegenschachzüge zu Gebote stehn, unwirksam gemacht werden kann. Der Mißbrauch dieser Waffe — wenn anders man durchaus mit dieser nach der Natur der Sache ganz unbegründeten Befürchtung rechnen will — muß dadurch verhütet werden, daß man die Prüfung jedes einzelnen Falles durch sachkundige und unabhängige deutsche Vertrauensmänner sichert. Statt dessen soll die alte Torheit erneuert werden, die die Handhabung dieser Waffe wieder an starre Vorschriften bindet. Jede solche Einschränkung gibt den Polen ein neues Mittel an die Hand, das Gesetz unwirksam zu machen. Nimmt man ihnen diese Aussicht, so wird die bloße Existenz des Gesetzes aller Wahrscheinlichkeit nach dazu führen, daß polnischer Grundbesitz wieder in genügendem Umfange freiwillig zum Verkauf angeboten wird. Nur in den seltensten Fällen, besonders zu Anfang, wird von dem Enteignungsrecht wirklich Gebrauch gemacht werden. Aber die Voraussetzung ist freilich, daß die Regierung nicht schon durch die allgemeinen Bestimmungen des Gesetzes so eingeengt wird, daß die Polen andre Auskunfts- und Widerstandsmittel finden.

Astrologie und Chiromantie. Thekla meint:

Es ist ein holder, freundlicher Gedanke,
Daß über uns, in unermeßnen Höhn,
Der Liebe Kranz aus funkelnden Gestirnen,
Da wir erst wurden, schon geflochten ward.

Und Alfred Jeremias zeigt uns, wie alle alte Religion, alle Weltanschauung und Lebenskunst der alten Völker auf der Himmelskunde und Astrologie der Babylonier beruhte. (Die Panbabylonisten; der alte Orient und die ägyptische Religion. 1. Heft der von A. Jeremias und Hugo Winkler bei J. C. Hinrichs in Leipzig herausgegebnen Wehr- und Streitschriften: Im Kampfe um den alten Orient.) Der erste Abschnitt polemisiert gegen Wundt, der die Wanderhypothese bekämpft. „Daß die astrale Weltanschauung gewandert ist und sich überall auf dem Erdball feststellen läßt, ist ein Ergebnis empirischer Untersuchung, von dem sich jeder Mythenforscher immer mehr überzeugt.... Die Gemeinsamkeit gleicher Vorstellungen aus gleichen allgemein menschlichen Voraussetzungen [durch die Bastian und Wundt die Übereinstimmung der Mythologien aller Völker erklären] kann stets nur den Grundgedanken betreffen, kann aber unmöglich dazu führen, daß eine ganze durchgebildete Gedanken-

welt [bei verschiednen Völkern] bis in die kleinsten Details hinein wie ein mathematisches Rechenexempel und das Räderwerk einer Uhr nicht nur im Gedanken, sondern auch im Ausdruck übereinstimmt." Der zweite, längere Teil kritisiert ein Buch des Ägyptologen Adolf Erman, der die ägyptische Mythologie nicht verstehe, weil er das Licht verschmähe, das aus den assyrisch-babylonischen Urkunden auf sie falle. Beachtung verdient die von Jeremias vertretene Ansicht, daß nicht der Animismus oder Fetischismus, sondern eine an Ideen reiche Theologie samt einer reinen und erhabnen Moral am Anfang der Völkergeschichte steht. Diese habe als Mysterium gegolten und sei nie ein Gemeingut der Menge geworden. Der Mythus sei eben die der Fassungskraft des Volkes angepaßte Popularisierung der Religion, d. i. der Astrallehre. Demnach würden die Ergebnisse der Assyriologie und Ägyptologie im geraden Gegensatz stehn zur modernen Anthropologie und die Ansicht der christlichen Theologen bestätigen, die im Götzendienst nicht Vorstufen der Religion, sondern Entartung der Urreligion sehn. Wir referieren nur, ohne uns ein Urteil anzumaßen. Möge sich die am Schlusse der Schrift ausgesprochne Erwartung erfüllen, daß die weitre Erforschung der monumentalen Urkunden „neue überraschende Enthüllungen bringen werde, auch über die Beziehungen Ägyptens zur biblischen Religion". — Der Astrologie verwandt und ebenfalls eine Schöpfung der Chaldäer ist die Chiromantie, die so, wie den Himmel, auch die Handfläche in sieben Planetenregionen einteilt. Das veranlaßt uns, eine der Assyriologie recht fern liegende Studie von Eugen Zabel hier zu erwähnen über die Symbolik der Hand im allgemeinen und über die wundervolle Hand Rubinsteins im besondern. Sie ist selbstverständlich mehr chirognomischer als chiromantischer Art, obwohl darin erwähnt wird, daß Julius Stinde an die Chiromantie geglaubt hat. Der Essay steht in dem (bei Karl Curtius in Berlin 1907) erschienenen Buche: „Russische Kulturbilder. Erlebnisse und Erinnerungen. Mit dem Bildnisse Wereschtschagins nach einer Büste." Es sind ohne Zweifel, obwohl kein Vorwort es sagt, Zeitungs- und Zeitschriftenartikel. Die kulturhistorischen darunter übersteigen nicht das Niveau der Leitartikel und Feuilletons, die wir täglich zu lesen bekommen. Dagegen sind die biographischen Skizzen von Wert, weil der vielgereiste angenehme Plauderer mit den Personen selbst oder ihren Bekannten verkehrt hat. Sie schildern außer Rubinstein und Wereschtschagin noch Tschaikowsky, Gorki, Tschechow, Turgenjew, Andrejew, Schukowski, Grigorowitsch. Interessant ist die Mitteilung, daß Tolstois „Auferstehung" ein wirkliches Erlebnis zum Gegenstande hat. Der Mann, der es erfahren und dem Dichter den Stoff geliefert hat, der Senator Koni, hat es dem Berliner Publizisten selbst erzählt.

Hermann Useners Vorträge und Aufsätze. Am 21. Oktober 1905 starb Hermann Usener in Bonn als Professor der klassischen Philologie. Einer unsrer bedeutendsten und vielseitigsten Forscher, einer unsrer einflußreichsten akademischen Lehrer ist in ihm dahingegangen. Seine Untersuchungen zur Geschichte der Religion und der antiken Literatur haben der Wissenschaft neue Wege gewiesen, seine Ausgaben sind als Muster philologischer Textkritik berühmt. Eine im Teubnerschen Verlag 1907 erschienene Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen, die Albrecht Dieterich für einen weitern Leserkreis ausgewählt hat, gibt jetzt jedem, der Sinn für historisches Werden hat, bequem Gelegenheit, Useners Forschung kennen zu lernen.

Der erste Aufsatz „Philologie und Geschichtswissenschaft" zeigt uns Useners Auffassung von seiner Wissenschaft. Er sieht die eigenste Tätigkeit des Philologen in der Interpretation der Literaturdenkmäler, dabei ist ihm verständnisvolle Aneignung alles dessen, was Schönes und Großes von Menschen gedacht und geschaffen worden ist, Zweck und Ziel. Dieses Streben nachzuempfinden und nachzudenken,

was bedeutende Menschen vor uns empfunden und gedacht haben, hält er für ein dem Menschen eingebornes Bedürfnis, ebenso wie das Suchen nach Wahrheit. Zur Wissenschaft wird aber die Philologie erst dann, wenn sie über die Einzelforschung hinaus zu allgemeinen, für die Menschheit selbst giltigen Gesetzen führt. Deshalb kann sich der Forscher nicht auf die Literatur des Volkes, auf die sich sein Studium gründet, der Griechen oder Römer, Germanen oder Romanen, Slawen oder Inder beschränken. Er muß die gleichen Lebensgebiete verschiedner Völker und Zeiten, sei es nun Sprache oder Kunst oder Mythus, vergleichen, um aus dem durch Zeit und Raum Bestimmten zur Erkenntnis des Allgemeinen, Bleibenden vorzudringen.

Damit ist freilich der philologischen Arbeit mehr zugewiesen, als die Zeit und Kraft eines Menschen leisten kann. Der einzelne wird sich auf Teile des nationalen Lebens beschränken müssen, für sie hat er den Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichtswissenschaft zu suchen, der Grammatiker zum Beispiel in der vergleichenden Sprachforschung und Sprachwissenschaft, der Mythologe in der Religionswissenschaft, wie andrerseits jeder Philologe nach Anschauung aller Lebensäußerungen des Volkes, auf das sich seine Philologie gründet, streben muß. So wird er der Kette des wissenschaftlichen Fortschritts sein Lebenswerk als brauchbares Glied hinzufügen können.

Die folgenden Aufsätze sind Beispiele dafür, wie Usener selbst diese Forderungeu erfüllt hat. Einer, den er „Organisation der wissenschaftlichen Arbeit" genannt hat, führt uns in die Schulen des Platon und Aristoteles und zeigt, wie es die beiden Meister verstanden haben, die Arbeiten ihrer Schüler planmäßig zu leiten, wie sie aber nicht nur gelehrt, sondern auch von ihren Jüngern gelernt haben. Nur so sind die kaum faßbaren wissenschaftlichen Fortschritte, die von zwei oder drei Generationen erreicht worden sind, möglich geworden.

Die andern Aufsätze: „Mythologie", „Über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte", „Geburt und Kindheit Christi", „Pelagia" und „Die Perle. Aus der Geschichte eines Bildes" behandeln das Gebiet, auf dem Usener vor allem berühmt geworden ist: Glaube und Sitte. Durch methodische Vergleichung entsprechender Erscheinungen bei verschiednen Völkern und in verschiednen Zeiten erschließt er sich das Verständnis dunkler Bräuche und Vorstellungen und gelangt zur Erkenntnis ursprünglicher Zustände, die lange vor der historischen Überlieferung liegen. Der schwer verständliche Ritus der altitalischen Stadtanlage zum Beispiel, nach dem der Platz der künftigen Stadt umpflügt wird, wird durch einen russischen Brauch erklärt: um eine Viehseuche fernzuhalten, haben im Jahre 1887 die Bewohner des Fleckens Kamenka von sieben Jungfrauen einen Pflug, den ein fleckenloser Jüngling lenkte, um ihr Dorf ziehn lassen. Die Furche ist also ein Symbol des Grabens, der dämonische und menschliche Feinde fernhalten soll.

Auch das Christentum hat in seinen Legenden, Festen und liturgischen Bräuchen vielfach Heidnisches bis auf den heutigen Tag fortgeführt. In der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts hat die römische Kirche den 25. Dezember als Geburtsfest des Heilands durchgesetzt, dieser Tag ist der natalis Solis invicti, der Geburtstag des unbesiegbaren Sonnengottes. Vorher wurde es vielfach am Epiphaniastag, dem 6. Januar, gefeiert, wie es noch heute die armenische Kirche tut. Das ist das Erscheinungsfest, das aus dem alexandrinischen Feste der Erscheinung des Dionysos abgeleitet ist. In beiden Fällen hat also Weihnachten ein heidnisches Fest abgelöst.

Man weiß, wie viel Heidentum sich im Teufelsglauben und Gespensterspuk erhalten hat. Zwar sind jetzt die Hexenprozesse, die noch das achtzehnte Jahrhundert gesehn hat, verschwunden. Aber noch heute erkennt die römisch-katholische Kirche die Macht der Dämonen an, wenn sie ihre Gnadenmittel als Schutz und Hilfe gegen Beherzung gewährt. Der junge Ehemann, der sich durch „Nestelknüpfen" bezaubert

glaubt, kann sich an einen Geistlichen wenden, damit der Zauber durch die vorgeschriebne Reihe von Exorzismen und Gebeten gebrochen werde. In München ist 1897 in einem Hause der Parkstraße der kirchliche Exorzismus ausgeübt worden.

Aber die alten Heidengötter leben nicht nur als Teufel und Dämonen in der Volksseele weiter. Oft genug sind sie als Heilige der Kirche dienstbar gemacht worden. Ein schönes Beispiel dieser Umgestaltung gibt Usener in den Pelagialegenden. Die Heilige, die auch unter den Namen Marina, Anthusa, Margarita und andern verehrt wird, ist in der Südwestecke Kleinasiens und längs der Küste Syriens zu Hause. Die Legenden erzählen entweder, daß sie nach üppigem Leben als Büßerin Gott gedient hat, oder daß sie durch besondre Umstände veranlaßt als Mönch in ein Kloster eingetreten ist. Die Namen Pelagia und Marina sind aber nichts weiter als Kultbeinamen der Meeresgöttin Aphrodite; Anthusa und Margarita kennzeichnen ihre Attribute, Blumen und Perlen. Wie die Heilige, so zeigt auch die Göttin in der Form, wie sie in jenen Gegenden gedacht wurde, den Gegensatz von jungfräulicher Sprödigkeit und Wollust, und besonders der Küstengegend Syriens ist die perverse Vorstellung der Aphrodite als Mannweib eigentümlich, wie sie noch in der Verkleidung der Heiligen als Mönch durchschimmert. Und wenn in Antiochia, in Jerusalem und sonst der 8. Oktober der Kalendertag der Heiligen war, so hat die Göttin auch in der christlichen Verwandlung ihren alten Feiertag, den 8. des Monats beibehalten.

Eine der Pelagiageschichten, die von der Eugenie aus Alexandrien, hat Gottfried Keller der ersten seiner sieben Legenden zugrunde gelegt. Auch Usener hat versucht, eine altchristliche Novelle zu erneuern, die unsrer Sammlung als Anhang beigegeben ist. Freilich ist dies eine Bearbeitung ganz andrer Art als die Parodien, die dem phantastischen Humor Kellers entsprungen sind. „Die Flucht vor dem Weibe“, von dem Verfasser unter dem Pseudonym E. Schaffner veröffentlicht, ist die ergreifende Lebensgeschichte eines Eremiten. Um der Versuchung durch eine Dirne zu entgehn, springt er ins Feuer, bis er halbtot zusammenbricht. Dann flüchtet er auf ein ödes Felseneiland, aber als er ein Weib aus einem Schiffbruch in seine Einsamkeit gerettet hat, stürzt er sich ins Meer und erreicht mit seinen letzten Kräften das Land. Rastlos jagt nun der arme, der irrsinnige Mensch von Ort zu Ort, bis er endlich in einer Kirche zu Athen mit dem Tode den bleibenden Sieg über die Anfechtungen des Satans erringt.

Nicht alle Resultate, die Usener aufgestellt hat, werden bestehn bleiben, aber überall kann man von ihm lernen. Das Wertvollste, was man in dem Buche findet, sind nicht die Einzelergebnisse, nicht die edle bilderreiche Sprache, in der er seinen Gedanken Ausdruck zu geben wußte, sondern der wissenschaftliche Idealismus, der seine Aufsätze durchleuchtet. Er lehrt Bescheidenheit, wenn er fern von satter Befriedigung über das Erreichte darauf hinweist, wie viel noch zu tun ist, ehe die großen Aufgaben der Geschichtswissenschaft mit dauerndem Erfolg gelöst werden können. Aber er erweckt auch freudigen Stolz, wenn er zeigt, daß die Wissenschaft befähigt ist, an den höchsten Kulturaufgaben der Menschheit in Staat und Kirche mitzuarbeiten.

Leipzig Karl Meister

Herders Konversationslexikon. Dritte Auflage. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten. Achter (Schluß-) Band. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1907. Gebunden in Halbfranz. Preis der acht Bände 100 Mark.

Kann, darf auch ein Protestant Herders Konversationslexikon kaufen? Da Meyer und Brockhaus allen Anforderungen, die vernünftigerweise gestellt werden

können, reichlich genügen, so brauchte die Frage gar nicht aufgeworfen zu werden, wenn Herder nicht eine Eigenschaft hätte, die für den größern Teil der Anschaffungslustigen keine geringe Bedeutung hat: er kostet nur etwa halb so viel wie jene beiden Riesen. Hat freilich demgemäß auch nur den halben — nicht ganz den halben — Umfang. Das wirkt weniger auf die Zahl der Artikel ein (obgleich auch darin der Unterschied nicht ganz unbeträchtlich ist; doch fehlen im Herder nur Dinge von geringem Wert, nach denen wohl selten jemand fragt, zum Beispiel unbedeutende mythologische Namen wie Alkathoos) als im Umfange der größern Artikel. In Naturwissenschaft und Technik ersetzen die andern beiden beinahe die Lehrbücher. Da aber dem, der diese Wissenschaften wirklich studieren will, die Lehrbücher doch nicht erspart bleiben, und das Konversationslexikon nur oberflächlich orientieren soll, so genügt Herder den Ansprüchen von neunundneunzig unter hundert Informationsbedürftigen. In geographischen Artikeln würde man hier und da etwas mehr wünschen; so sind zum Beispiel die genauen Angaben über die heutige wirtschaftliche Entwicklung Ägyptens im Brockhaus doch sehr dankenswert. Prägnanz der gedrängten Darstellung erreicht in den meisten Fällen, daß nichts wesentliches fehlt, so in dem sehr kurzen Artikel „Adam Smith“. In andern ergänzen die verwandten Artikel den Gegenstand bis zur Vollständigkeit. Doch wird in einer weitern Auflage manche Lücke auszufüllen sein; so zum Beispiel fehlt die nicht ganz unwichtige Tatsache, daß führende Chemiker und Physiker den Atomismus durch den Energismus zu ersetzen versuchen. Was der durchschnittliche Benutzer am häufigsten braucht: Biographisches, Topographisches, Statistisches, das findet er in ausreichendem Maße, zum Beispiel auch, daß unter den Klassikerausgaben Adolf Sterns die Otto Ludwig-Ausgabe die wertvollste ist (und gleich daneben empfängt man die gründlichste Auskunft über die himmlischen Sterne). So haben denn angesehene protestantische Organe: die Norddeutsche, die Münchner Allgemeine Zeitung, der Reichsanzeiger, die Leipziger Illustrierte Zeitung dieses Nachschlagewerk als zuverlässig, ausreichend und durchaus tüchtig charakterisiert. Daß alles, was Weltanschauung, Religion und Kirche betrifft, vom katholischen Standpunkt aus behandelt wird, versteht sich von selbst, doch geschieht es ohne verletzende Polemik und mit weiser Zurückhaltung. Die das Alte Testament korrigierenden Ergebnisse der babylonischen Ausgrabungen werden einfach angeführt. Die Lehren der Reformatoren werden natürlich als irrig bezeichnet, die Spaltung wird beklagt, die Reformation als durch die kirchlichen Zustände zwar veranlaßt, jedoch in dieser Form nicht notwendig dargestellt, aber Luthers Charakterfehler werden nur mit den Worten des Protestanten Seeberg hervorgehoben, und am Schluß wird bemerkt, aus seiner dämonischen Größe folge noch nicht, daß ihm die Geschichte auch „Untugenden von heroischem Charakter“ (Seeberg) nachzusehen habe. Die deutschen Dichterfürsten werden nicht im Stile des (freilich in dieser Enzyklopädie gelobten) Jesuiten Baumgartner abgekanzelt. Schiller wird geradezu enthusiastisch gepriesen. Der Dichter Goethe, der Kritiker und Dichter Lessing werden ohne Nörgeln und Mäkeln anerkannt. Der heutige Goethekultus wird jedoch mit Recht übertrieben gefunden, und Goethes Philosophie und sittlicher Charakter werden so beurteilt, wie es auch in gläubigen protestantischen Kreisen üblich ist. Daß Lessings religiöser Standpunkt nicht gebilligt wird, kann nicht verwundern, wohl aber, daß unerwähnt bleibt, wie der Anti-Goeze das katholische Traditionsprinzip gegen das lutherische Schriftprinzip vertritt, ebenso, daß Eduard von Hartmanns dreißigjähriger erfolgreicher Kampf gegen die Haeckelei, seine meisterhafte Kritik des Darwinismus verschwiegen wird, die meiner Ansicht nach ein Bestandteil von unvergänglichem Wert in seiner Philosophie ist, freilich wohl der einzige. Mit Karten und Textillustrationen

zu den naturwissenschaftlichen und technischen Artikeln ist das Werk ausreichend versehen, mit schönen, gediegnen Kunstblättern verschwenderisch ausgestattet; solche zieren nicht bloß die Hauptartikel: antike Kunst, byzantinische, romanische, gotische, neuere Baukunst, Renaissance, Malerei usw., sondern auch die einzelnen großen Meister wie van Eyck, Raffael, Tizian, Holbein, Rembrandt, Rubens usw. werden mit zahlreichen Reproduktionen berühmter Galeriebilder charakterisiert. Demnach lohnt es sich für solche Protestanten, denen 180 oder 210 Mark zuviel sind, den Herder einer Prüfung zu unterziehen. Carl Jentsch

Das Neueste vom „Bund für Mutterschutz". Der famose Bund, über den wir schon in der Faschingszeit des vorigen Jahres berichten konnten, hat kürzlich in Berlin eine Versammlung abgehalten, bei der eine der Rednerinnen dem Gedanken Ausdruck gab, daß ein Gebärstreik der Frauen, konsequent durchgeführt, den Staat zwingen würde, nicht nur die Verfemung der unehelichen Mutterschaft aufzuheben, sondern auch die Mutterleistung der Frau schlechthin zu bezahlen. Wir wollen annehmen, daß nicht alle Teilnehmerinnen an der Versammlung mit der Rednerin einverstanden gewesen sind, und daß wenigstens den noch weiblich empfindenden unter ihnen die unglaubliche Roheit und Mißachtung des eignen Geschlechts, die in der Forderung liegen, zum Bewußtsein gekommen sind. Daß aber eine solche Rede überhaupt gehalten werden konnte, beweist die Kritiklosigkeit der Vereinsleitung gegenüber den Auswüchsen unsrer modernen Frauenemanzipation. Über den Gegenstand der Rede selbst bedarf es keiner Auseinandersetzung. Wenn irgendwo die Kluft zwischen Theorie und Praxis unüberbrückbar ist, so ist sie es in den Fragen des Sexuallebens. Wir können also der Matrone, die den neuen Streik proklamiert, die originelle Marotte gönnen; daß ihr selbst das Streiken nicht zu schwer fällt, dafür wird schon die Natur gesorgt haben. Aber der Fall beansprucht ein gewisses psychologisches Interesse. Denn was aus der Forderung der Dame spricht, ist im Grunde weiter nichts als der blinde Männerhaß eines unbefriedigten Weibes. In einer Zeit, wo unverheiratete ältere Damen die Welt über die Geheimnisse des ehelichen Lebens und der Säuglingserziehung belehren, wo andre Vertreterinnen holder Weiblichkeit auf die Gasse ziehen und die Kehrseite harmloser Schutzleute zu einem Felde für ihren Tatendrang machen, braucht man über nichts mehr zu erstaunen. Wäre es möglich, so würden diese Damen — wenigstens in den für die Öffentlichkeit gemünzten Erörterungen — den bösen Mann ganz ausschalten, besonders da, wo er bis zur Stunde leider noch nicht ganz zu entbehren ist: als Teilhaber in dem Geschäfte, als dessen Endzweck die Fortpflanzung der Menschheit gilt.

Im Interesse der berechtigten Bestrebungen der Frauenemanzipation muß man solche Auswüchse lebhaft bedauern. Wenn es Damen mit so ausgesprochen pathologischer Veranlagung gelingt, eine gewisse führende Rolle in dieser Bewegung zu spielen, so ist man doch genötigt, sich Gedanken darüber zu machen, ob und wie weit das weibliche Geschlecht überhaupt befähigt ist, aus dem Rahmen der ihm von Natur und Sitte zugewiesenen Wirksamkeit herauszutreten. J. K. H.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 62 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 9 Ausgegeben am 27. Februar 1908

Inhalt

Seite

Koloniale Eingebornenpolitik und Arbeiterfrage. Von Rudolf Wagner 397

Die Mission laïque Française in China. Von Dr. Johannes Tiebiedel 405

Der Kampf gegen die Korruption der Polizei in Newyork. Von Dr. Ernst Schultze. 2 409

Weiteres von Wilhelm Wundt. Von Carl Jentsch . . . 415

Neue Schönheiten und neue Aufgaben. Von Carl Gehring 425

Der Marquis von Carabas. Roman von Palle Rosenkranz (Fortsetzung) 429

Maßgebliches und Unmaßgebliches 437

Unterhaltungen (Der neue Staatskreis der Reichsschatzamts und seine Stellung. Zur Wahlrechtsvorlage in Preußen. — Die Reformation der Verbrecher. — Beginn in deutscher Arbeitsleistung. — Zum Kampf gegen den Alkoholmund.

50 Pf. das Heft.

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark. das Vierteljahr.

Digitized by Google

J. A. Henckels.

Zwillingswerk in Solingen

fabriziert und empfiehlt: Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und K[illegible] — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle [illegible]

Hauptniederlage: BERLIN W., Leipzigerstraße 118.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen: CÖLN a. Rh., Hohestraße 144 — DRESDEN, Wilsdrufferstraße 7 — FRANKFURT a. M., Roßmarkt 15 — HAMBURG, Große Johannisstraße 6 — WIEN I, Kärnthnerstraße 34.

Gothaer

Lebensversicherungsbank a. G.

Versicherungsbestand Anfang Februar . 964 000 000 Mk.
Bisher ausgezahl. Versicherungssummen: 500 000 000 „
Bisher gewährte Dividenden: . . . . 240 000 000 „

Sehr günstige Versicherungsbedingungen.

Unverfallbarkeit sofort, Unanfechtbarkeit und Weltpolice nach zwei Jahren.

Prospekte und Auskunft kostenfrei durch die Bank in Gotha oder deren Vertreter.

Deutsche Lebensversicherungs-Bank, Aktiengesellschaft

Kronprinzen-Ufer 18 **Berlin N.W.** Kronprinzen-Ufer 18

Vollständige Unanfechtbarkeit in einem Jahr; kulanteste Bedingungen: übernimmt Lebens-, Militärdienst-, Aussteuer- und Alters-Versicherungen.

Pianos

in vollendetster Ausführung, vielfach mit golden. Me[illegible] prämiiert, liefern fr. zur Probe unter 10 jähr. Garant[illegible] bar mit hohem Rabatt oder Raten von 20 Mk. ohne [illegible] und ohne Preisaufschlag direkt an Pr[illegible]ale. • Kataloge gratis u. franko. **Roth & Junius** Hofpianofabrik, Hagen i. W. 119

Nur eine Aufnahme

und dann **ein Blick aufs Negativ**

genügt jedem routinierten Fachmann oder Amateur, um sich davon zu überz[illegible]en, daß die neue

Apollo-**Elite**-Platte

die großartigste Trockenplatte ist, die jemals hergestellt wurde. Die bisher ganz ungekannte, tatsächlich aufs alleraußerste gesteigerte Empf[illegible]lichkeit, die geradezu wunderbare Durchzeichnung bis ins kleinste Detail

verblüfft — entzückt — fesselt — jeden Ke[illegible]ner!

So eine haben Sie schon lange gesucht!

Machen Sie unverzüglich einen Versuch! Wir wissen [illegible]nau, daß Sie dann im eignen Interesse die herrliche und dabei [illegible]ge neue Apollo-Elite-Platte dauernd verwenden werden.

Unger & Hoffmann, A.-G. Dresden-Berlin

[illegible] Fabrik der wel[illegible]eru[illegible]ten Apollo-Trock[illegible]tte[illegible]

Schutzmarke

Koloniale Eingebornenpolitik und Arbeiterfrage

Von Rudolf Wagner in Berlin

Vor wenig Jahren noch galten unsre Kolonien bei der großen Menge des deutschen Volks für mehr oder minder wertlos, und auch der Kolonialfreund wußte zu ihren Gunsten eigentlich nichts weiter ins Feld zu führen, als daß es eine nationale Ehrensache sei, sie trotz ihrer ansehnlichen Kosten durchzuhalten. Es ist das unbestrittne Verdienst des Staatssekretärs Dernburg, daß er es verstanden hat, der wirtschaftlichen Betrachtungsweise in der Kolonialpolitik Geltung zu verschaffen. Erst seit Beginn der „Ära Dernburg", also seit etwa anderthalb Jahren, haben wir eigentlich begonnen, uns über den wirtschaftlichen Wert unsrer Kolonien Rechenschaft zu geben, uns über die Grundlagen ihres wirtschaftlichen Lebens klar zu werden und daraus Schlüsse zu ziehen über Mittel und Wege zu ihrer Nutzbarmachung für die deutsche Volkswirtschaft. Dabei ist die erfreuliche Tatsache zutage getreten, daß wir eigentlich gar keine Veranlassung haben, zu klagen oder mutlos zu sein. Ein- und Ausfuhr in unsern Kolonien sind in stetigem Steigen begriffen, einige Kolonien bringen sogar ihre Verwaltungskosten selbst auf, und es wird nicht lange mehr dauern, so werden die andern Kolonien ebensoweit sein. Die öffentliche Meinung ist über die Bedeutung der Kolonien andrer Ansicht geworden, und damit ist deren Stellung im Rahmen der Gesamtpolitik gefestigt.

Wir stehn im Begriff, die Konsequenzen der veränderten politischen Lage zu ziehen und durch eine groß angelegte Erschließungstätigkeit die Entwicklung des Kolonialbesitzes zu beschleunigen. Dies soll durch den Bau einer Reihe von Eisenbahnlinien, wasserwirtschaftliche Anlagen, große Pflanzungs- und Bergwerksunternehmungen geschehen. Vorarbeiten mancher Art sind schon gemacht worden, und das notwendige Kapital wird sich, soweit es nicht schon zur Verfügung steht, finden. Offen bleibt nur die Frage: Wer wird die notwendige Arbeit leisten?

Damit sind wir bei dem Kern der wirtschaftlichen Kolonialpolitik angelangt, bei der Arbeiterfrage oder, was dasselbe ist, der Eingebornenfrage. Denn das

ist nicht zu bestreiten: von der Arbeit der Eingebornen hängt im wesentlichen die Entwicklung unsrer Kolonien ab. Nun ist es eine leidige Tatsache, daß die europäischen Unternehmungen, so wenig umfangreich sie vorläufig sind, bis heute unter einem beständigen Mangel an Arbeitskräften leiden. Dieser trägt ein gut Teil schuld daran, daß sie sich nur zum Teil entwickeln konnten. Die Verwirklichung all der schönen Pläne umfassender Erschließung droht also einzig und allein an dem Mangel an Arbeitskräften zu scheitern oder wenigstens ins Stocken zu geraten.

An der Zahl der Eingebornen liegt dies nicht, denn diese genügt wenigstens in Afrika bis auf weiteres zur Verwirklichung unsrer Pläne vollauf. Es liegt vielmehr einerseits an der primitiven Lebensanschauung des Negers, andrerseits an unsrer bisherigen verkehrten Eingebornenpolitik.

Der von Dernburg neulich in der Budgetkommission des Reichstags ausgesprochnen Auffassung muß widersprochen werden. Er verkennt offenbar die Natur des Negers, über die alle alten bekannten Kenner, Beamten, Praktiker und Forscher längst einig sind.

Der Neger arbeitet nicht mehr, als er unbedingt muß, um sein Leben fristen zu können. Er hat es im Grunde ja auch gar nicht nötig, sich anzustrengen, denn in den Tropen wächst ihm fast alles in den Mund. Es fehlt ihm dadurch der Antrieb zu regelmäßiger Arbeit. Und das ist es, was ihn zurzeit für uns unbrauchbar macht. Uns ist gar nicht damit gedient, wenn sich zu bestimmten Arbeitsleistungen eine Anzahl von Schwarzen zusammenfindet, die zufällig gerade das Bedürfnis empfinden, sich ein Weib, ein Gewehr, ein Stück Stoff oder dergleichen zu verdienen, und die wieder weglaufen, sobald sie zu diesem Zweck genug zusammengebracht haben. Dr. Paul Rohrbach hat unlängst einmal in einem Vortrag die wirtschaftliche Auffassung des Negers — oder seinen Instinkt, würde man wohl besser sagen — sehr treffend mit dem Satz charakterisiert: „Das Existenzminimum des Negers ist, wenn er sich satt essen kann, das Existenzmaximum, wenn er sich satt fressen kann." Hiernach richtet er seine Arbeitsleistung ein. In Ostafrika braucht der Neger etwa 15 bis 20 Mark monatlich, um leben zu können, und, sagen wir, vier Tage in der Woche, um dies zu erarbeiten. Wird der Arbeitslohn erhöht, so verringert er eben seine Arbeitsleistung dementsprechend.

Es gibt eine ganze Reihe von drastischen Beispielen für diese Anschauung. Eine Firma in Daressalam hatte vor einiger Zeit eine Schiffsladung Eisenbahnmaterial zu löschen. Um die Arbeit zu beschleunigen, verdoppelte sie das Lohnangebot. Was war die Folge? Die schwarzen Arbeiter hatten schon in der Hälfte der Zeit genug verdient, um leben zu können, und blieben weg. Und die Firma hatte zum Schaden auch noch den Spott. Ein andres Bild: Im Bezirk Wilhelmstal (Usambara) ist vor einiger Zeit probeweise ein gewisser Arbeitszwang eingeführt worden. Jeder Eingeborne, der neunzig Tage im Jahre für europäische Unternehmungen gegen Lohn arbeitet, ist von öffentlichen

Arbeiten befreit. Die Arbeitsleistung wird durch Arbeitskarten kontrolliert, auf denen der Unternehmer dem einzelnen Schwarzen die Arbeitstage zu bescheinigen hat. Ein gerissener Plantagenassistent, der seine Pappenheimer kannte, machte sich nun kürzlich die Faulheit der Neger in raffinierter Weise zunutze. Er bescheinigte den Schwarzen, die zehn Tage umsonst bei ihm arbeiteten, dreißig Tage und — hatte gewaltigen Zulauf. Mit andern Worten: der Neger arbeitet lieber zehn Tage umsonst als dreißig Tage gegen Bezahlung. Es ließe sich noch eine Menge solcher Beispiele anführen. Jeder alte Afrikaner, der mit offnen Augen das Leben der Eingebornen studiert hat, weiß ein Lied davon zu singen. Sicherlich ist es kein Zufall, daß gerade die alten kolonialen Praktiker, die meist bei den Schwarzen in hohem Ansehen stehn, die Ansicht vertreten, daß wir mit unsrer bisherigen Politik nicht mehr weiterkommen, und sich, wie seinerzeit Herr von Nostiz in Wilhelmstal, eine eigne Politik zurechtgemacht haben. Ich meine, diese kleinen Züge geben ein zutreffendes Bild, das genügt, um die Notwendigkeit eines milden aber bestimmten Zwanges zur Arbeit darzutun.

Der Neger arbeitet nur, wenn er — muß. Einem höhern Zwang fügt er sich aber ohne weiteres, denn er ist es von alters her gewöhnt, daß seine Machthaber ihn — wie er es mit seinen Weibern macht — für sich arbeiten ließen. Ein hübsches Beispiel dafür hat mir Hauptmann A. Fonck, einer unsrer ältesten und verdientesten Ostafrikaner, erzählt. Fonck hatte seine Schwarzen, wie man zu sagen pflegt, gut an der Strippe und hielt die Wagogo, während er in Mpapua als Bezirkschef wirkte, soweit sie entbehrlich waren, dazu an, an die Küste zu gehen und sich zur Arbeit in den Plantagen oder beim Telegraphenbau zu melden. Und er hat nachweislich den Plantagen und dem Telegraphen- und Bahnbau auf diese Weise Tausende von Arbeitern zugeführt. Als er später weiter im Innern tätig gewesen war, erkundigte er sich auf dem Rückmarsch bei seinen Wagogo, ob sie auch schon am Bahnbau mitarbeiteten. Er erhielt immer die bezeichnende Antwort: „Wir haben noch keinen Befehl erhalten." Auf seine Frage, ob sie denn nicht durch den guten Lohn dazu veranlaßt würden, wurde ihm vom Häuptling der Bescheid: „Herr, arbeitet ein Wagogo freiwillig und ohne Befehl?"

Dies gibt uns einen deutlichen Fingerzeig, wo der Hebel anzusetzen ist. Wenn ich von Zwang spreche, so meine ich natürlich nicht, daß kurzerhand, mit Giltigkeit vom 1. April oder 1. Oktober für alle Kolonien dekretiert werden soll: die Eingebornen haben so und so viele Tage im Monat zu arbeiten. Dies wäre Unsinn. Überall muß der Grundsatz zur Geltung kommen, daß die Eingebornen zu einer Gegenleistung in Form von Arbeit verpflichtet sein sollen. Unter unsrer Herrschaft ist ihnen im allgemeinen die Sicherheit für Leben und Eigentum, die sie früher völlig entbehrten, Besserung ihrer gesundheitlichen Verhältnisse durch Bekämpfung von Krankheiten u. a. gewährleistet. Das frühere gegenseitige Halsabschneiden, der Sklavenhandel, die Ausbeutung durch die eingebornen Machthaber haben aufgehört. Und damit ist auch für den Neger die Möglichkeit

einer Wirtschaft in unserm Sinne geschaffen. Zu regelmäßiger Arbeit muß er aber zunächst erst erzogen werden. Und das ist unsre Kulturaufgabe.

Übrigens darf hier ein sehr wichtiger Punkt nicht außer acht gelassen werden. Aller paar Jahre verspätet sich in Ostafrika einmal der Regen oder bleibt ganz aus. Die sich daraus ergebende Mißernte trifft die Neger regelmäßig unvorbereitet. Die Folge ist jedesmal eine große Teuerung oder Hungersnot, die die Bevölkerung dezimiert und gesundheitlich herunterbringt. Die Erziehung zu regelmäßiger Arbeit, zur Vorsorge für teure Zeiten, liegt also ganz im Rahmen der vom Staatssekretär Dernburg mit Recht so sehr betonten Bestrebungen zur Hebung der gesundheitlichen Verhältnisse der Eingebornen, durch die die in den Zeiten des Sklavenhandels verringerte Bevölkerung allmählich wieder vermehrt werden soll. Das ist die soziale Seite der Frage.

Wir haben aber auch eine nationale Pflicht. Diese besteht darin, daß wir zur Hebung der Eingebornen unsrer Kolonien Wege einschlagen, die unsrer Nationalwirtschaft einen vollgewichtigen Anteil an den Früchten unsrer Kulturarbeit sichern. Frei herausgesagt: wir kolonisieren nicht für die Neger, sondern in erster Linie für uns.

Von vornherein muß betont werden, daß der Eingeborne in den Gebieten, die zur Produktion von Erzeugnissen für den Weltmarkt, z. B. Baumwolle, Kautschuk usw., geeignet sind, nach Möglichkeit als selbständiger Unternehmer auszuschalten ist. Als solcher leistet er höchstens den dritten Teil wie als Arbeiter von europäischen Unternehmungen. Außerdem bringt er ein ungleichmäßiges und minderwertiges Produkt auf den Markt. Baumwolle ist für den Neger Baumwolle, für die Qualität hat er keinen Sinn; er ist zufrieden, wenn er so viel dafür bekommt, wie er gerade braucht, und er wird im Notfall vielleicht die Menge zu steigern versuchen, niemals aber größere Sorgfalt bei der Arbeit walten lassen. Dies gilt nicht nur für Baumwolle und Kautschuk, sondern auch für alle andern Produkte, wie Kakao, Sisal, Kaffee, Tabak, ja sogar Kopra, ausgenommen vielleicht Erdnüsse. In Landstrichen mit vorwiegender Plantagenkultur beschränkt man den Neger, soweit er selbständig ist, am besten auf die Produktion von Lebensmitteln für den örtlichen Verbrauch. Wo dies nicht mehr durchführbar ist, wo sich, wie in Togo, das Land schon vorwiegend in Händen der Eingebornen befindet, bleibt freilich nichts andres mehr übrig, als durch besondre Maßnahmen fortgesetzt auf die Eingebornen einzuwirken, daß sie bei der Produktion weniger auf die Menge als auf die Güte der Ware sehn. Ob der Erfolg der Mühe entspricht, ist eine andre Frage.

Es scheint mir für unsre Kolonien von besondrer Wichtigkeit zu sein, daß sie in die Lage versetzt werden, Qualitätsware auf den Markt zu liefern, damit wir vielleicht mit der Zeit auf diesen einen gewissen Einfluß gewinnen.

Dies wird nur erreicht, wenn die koloniale Produktion in möglichst großem Umfange in Händen europäischer Unternehmer liegt. Der Eingeborne fährt dabei nicht schlecht, denn als unselbständiger Arbeiter ist er von den Schwankungen

des Marktes unabhängig und bekommt seine Arbeit auf alle Fälle bezahlt. Als Unternehmer hat er dafür keine Sicherheit. In diesem Gedanken ist den Eingebornen in Togo zum Beispiel die Abnahme ihrer Baumwolle zu einem bestimmten Mindestpreis garantiert worden, eine Maßregel, die auf die Dauer kaum durchführbar ist, sondern nur den Zweck hat, für den Anfang einmal die Schwarzen zu regelmäßiger Produktion zu veranlassen.

Alles noch nicht unter Kultur stehende Land, das sich in der Nähe der Küste, der künftigen Eisenbahnen und sonstiger Hauptverkehrswege befindet, müßte im Interesse der intensiven Nutzbarmachung den Weißen vorbehalten bleiben. Wenn der Neger auf solche Weise als selbständiger Unternehmer ausgeschaltet wird, so ist damit nicht gesagt, daß er für alle Zeiten in diesem Abhängigkeitsverhältnis bleiben muß. Aber man soll es ruhig der natürlichen Entwicklung überlassen, ob vielleicht in der fernen Zukunft, wie dies in den Baumwollgebieten der Südstaaten von Nordamerika geschehn ist, aus Plantagengroßbetrieben Volkskulturen der Neger werden.

Ein großer Teil des Landes, der für europäische Unternehmungen nicht geeignet ist, weil er von den Hauptverkehrswegen zu entfernt liegt, verbleibt dabei immer noch den Eingebornen, sodaß von einer „Entrechtung", die von Überhumanen ins Feld geführt wird, keine Rede sein kann.

Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man die Produktion in der Hauptsache den Eingebornen überlassen, für sie Bahnen bauen und es ihrem Belieben anheimstellen würde, ob sie für die europäischen Unternehmungen arbeiten wollen oder nicht. Gewiß, die Eingebornen würden dabei recht gut fahren; sie würden, wie bisher, produzieren, soviel sie für gut finden, und hätten durch die Bahn eine bedeutend bequemere Absatzgelegenheit. Ein großer Teil der Eingebornen würde natürlich mit der Zeit möglichst in die Nähe der Eisenbahnen ziehn, um deren Segnungen, die ihnen ein noch angenehmeres Leben sichern würden, zu genießen. Der Handel würde sicherlich für Jahre hinaus florieren, aber man kann die Zeit beinahe an den Fingern ausrechnen, wo das Land ausgepowert wäre, und wo es nichts Gescheites mehr zu handeln gäbe. Und wer hätte den Vorteil davon? Die Eingebornen und ein paar Handelsfirmen! Der deutsche Steuerzahler aber, der das Geld für die Eisenbahnen und für die Verwaltung der Kolonien aufzubringen hat, würde sich wahrscheinlich bald darüber wundern, daß die vielgerühmten Segnungen der Kolonien ausbleiben.

Soweit darf es nicht kommen. Der Hauptwert ist vorläufig nicht auf die Entwicklung des Handels und der Eingebornenkulturen zu legen. Vielmehr müssen wir dafür sorgen, daß eine stetige Erzeugung der Hauptprodukte unsrer Kolonien durch rationelle Nutzbarmachung des Landes gesichert wird, und zwar durch Anlage von großen und kleinen Pflanzungen, Bergwerksunternehmungen, geregelter Viehzucht usw. Wenn sich dabei Wissenschaft und Technik in den Dienst der Erschließungstätigkeit stellen, so ist Aussicht vorhanden, daß eines Tages unsre Kolonien Rohstofflieferanten und Absatzgebiete für die deutsche Industrie, eine

Heimat für unsern Bevölkerungsüberschuß werden können. Gerade mit seiner eindrucksvollen und überzeugenden Begründung dieser Aussicht hat Staatssekretär Dernburg die Mehrheit des deutschen Volks gewonnen.

Nun ist die Hauptfrage, wie es uns am sichersten gelingen wird, die Arbeitskraft der Eingebornen unsern wirtschaftlichen Unternehmungen dienstbar zu machen. So wie bisher kann es nicht weiter gehn. Wenn man daran denkt, daß die schon bestehende gewiß nicht umfangreiche Plantagenwirtschaft, daß die bis jetzt gebauten Eisenbahnen fortwährend über Arbeitermangel zu klagen hatten, so kann einem im Hinblick auf die geplanten Plantagenunternehmungen großen Stils und die projektierten Eisenbahnen angst und bange werden.

Für die Lösung dieses Problems liegt eine Reihe von Vorschlägen alter erfahrner Kolonialpioniere vor, die nicht unbeachtet gelassen werden dürfen. Diese Maßnahmen werden sich natürlich nach örtlichen Rücksichten, dem Kulturzustande der betreffenden Stämme, nach den militärischen Machtverhältnissen usw. richten müssen.

Selbstverständlich ist, daß die Eingebornen anständig und gerecht zu behandeln sind. Um dies zu gewährleisten, müßten wir eine Arbeitergesetzgebung einführen, in der Art, wie sie Sumatra hat.

Zugleich muß aber dafür gesorgt werden, daß sich die arbeitsfähigen Eingebornen auch wirklich zur Arbeit stellen, sonst nützt die schönste Arbeitergesetzgebung nichts.

In geschlossenen intensiv bewirtschafteten Plantagengebieten ließe sich ein direkter Arbeitszwang, kontrolliert durch Arbeitskarten, wohl durchführen, das haben die Erfahrungen im ostafrikanischen Bezirk Wilhelmstal gezeigt.

Dies ist in Bezirken, wo die Eingebornenkulturen vorherrschen, nicht möglich. Dort wäre wohl auf dem Wege der Besteuerung, die den Eingebornen zu regelmäßiger Produktion zwingt, am meisten zu erreichen. Zugleich würde es sich empfehlen, durch Einrichtung von Märkten die Absatzgelegenheiten zu vermehren und die Schwarzen vor Übervorteilung durch indische Händler zu schützen.

Die Versorgung der Plantagenbezirke und der im Entstehen begriffnen Eisenbahnen mit Arbeitern müßten natürlich die Verwaltungsbehörden übernehmen und einen groß angelegten Arbeitsmarkt in den einzelnen Kolonien organisieren. Dies wäre sicherlich nicht allzu schwierig, denn die oben erwähnten Erfahrungen des Hauptmanns A. Fonck und andrer alter Afrikaner, mit denen ich mich schon mannigfach über alle Einzelheiten unterhalten konnte, zeigen, daß es in den meisten Fällen schon genügt, daß der betreffende Bezirksamtmann den Häuptlingen gegenüber den Wunsch ausdrückt, es möchten sich so und so viele Leute zur Arbeit an der Bahn oder auf den Plantagen anwerben lassen.

Daß die Behörden die Arbeiteranwerbung in die Hand nehmen, ist besonders aus dem Grunde wünschenswert, weil dann die Arbeiter gegen Übergriffe einzelner Unternehmer streng geschützt sind. Auch die Einhaltung der Verträge von beiden

Seiten müßte streng überwacht werden, vielleicht durch Kontrollierung an den Lohntagen durch besondre Beamte.

Eine wichtige Rolle bei der Erziehung der Eingebornen spielt die Besteuerung. Vorwiegend von diesem Standpunkt aus, erst in zweiter Linie aus fiskalischen Gründen ist in einem Teil der Kolonien eine Hüttensteuer eingeführt worden. Sie erfüllt aber diese Aufgabe nur unvollkommen, weil sie die Steuerkraft der Eingebornen nur zum Teil erfaßt und von faulen Elementen leicht umgangen werden kann. Gerechter und einträglicher und von größerer erzieherischer Wirkung wäre eine Kopfsteuer für alle arbeitsfähigen männlichen Eingebornen. Übrigens kann auch die indirekte Besteuerung dem Zweck der Erziehung zur Arbeit dienstbar gemacht werden. Wenn notwendige Verbrauchsartikel besteuert werden, so werden auch die Stämme davon betroffen, bei denen aus irgendeinem Grunde eine direkte Steuer noch nicht eingeführt werden kann. Ein solcher Artikel ist z. B. das Salz. Ceylon mit seinen vier Millionen Einwohnern zieht aus dem Einfuhrzoll für Salz jährlich fast zwei Millionen Mark oder 45 Pfennige pro Kopf der Bevölkerung. Unsern Negern würde eine solche kleine Verteuerung auch nichts schaden.

Man muß übrigens die Schwarzen nur richtig zu nehmen wissen, so findet man für alles Verständnis. Zum Zweck der Steuerkontrolle hatte zum Beispiel der obenerwähnte Hauptmann A. Fonck im Bezirk Moschi eine durchlochte Messingmarke eingeführt, die jeder Neger beständig bei sich führen mußte. Sie war mit laufender Nummer, Jahreszahl und Stationsstempel versehen und trug durch ihr Aussehen zugleich dem Schmuckbedürfnis des Negers Rechnung, denn sie konnte um den Hals, im Ohr, in der Nase usw. getragen werden. Der Eingeborne gewann diesem Steuermodus denn auch gleich die ihm verständliche Seite ab und sagte nicht: „ich zahle Steuer", sondern „ich kaufe eine Steuermarke". Der Ertrag der Steuer stieg dadurch in einem Jahre von 44000 auf 85000 Rupien.

Dieser kleine Zug zeigt deutlich, wieviel sich bei der Eingebornenerziehung durch geschickte Benutzung der Eigenart des Negers erreichen läßt. Dazu brauchen wir aber Beamte, die Land und Leute genau kennen, die mit Lust und Liebe bei der Sache sind und das Vertrauen der Eingebornen gewonnen haben. Die Kolonialverwaltung wird es sich in der Folge ganz besonders angelegen sein lassen müssen, den in letzter Zeit stark verminderten Stamm alter bewährter Afrikaner zu erhalten oder wieder zu ergänzen, denn diese Männer sind die Träger unsrer Macht und unsers Ansehens in den Kolonien. In welchem Grade, hat der letzte Aufstand in Ostafrika gezeigt. Gerade in den Bezirken, wo solche alte Beamte saßen, oder kurz vorher gewesen waren, blieb alles ruhig. Dies gibt einen deutlichen Fingerzeig, wie wichtig es ist, daß die Bezirksämter nicht Durchgangsstellen für höhere Posten sind, sondern daß bewährte Beamte diese Posten als Lebensaufgabe betrachten können und dementsprechend wirtschaftlich sichergestellt werden. Ebenso wichtig ist es, daß Maßnahmen aller Art, namentlich soweit sie sich auf Eingebornenangelegenheiten

beziehen, von dem Nachfolger des Bezirkschefs nicht ohne weiteres aufgehoben werden dürfen, wie dies zum Schaden des Ansehens der Beamten leider vielfach geschehen ist. In dieser Beziehung ist der Neger überaus feinfühlig. Überhaupt muß er unbedingt das Gefühl haben, daß der Weiße immer der Herr ist, ob er Uniform trägt oder nicht. Eine gerechte Behandlung und ein wohlwollendes Eingehen auf seine kleinen Interessen werden das übrige tun.

Alle diese Vorschläge sind vornehmlich auf ostafrikanische Verhältnisse zugeschnitten, wären sinngemäß aber auch in den andern Kolonien zu verwenden.

Von mancher Seite ist in neuerer Zeit die Einfuhr von chinesischen Arbeitern nach Ostafrika empfohlen worden. Dem muß vorläufig mit Entschiedenheit widersprochen werden. Ehe wir ein neues fremdes Element in unsre Kolonien einlassen, sollten wir lieber alles daran setzen, die Eingebornen zur Arbeit heranzuziehen. In einem milden Arbeitszwang ist sicherlich nichts verwerfliches zu finden, sondern eher ein tieferes soziales Verständnis für den Neger. Denn in dem Chinesen, dem Arbeiter par excellence, erwächst ihm ein unbedingt überlegner Konkurrent. Über die Chineseneinfuhr ließe sich höchstens in der Form reden, daß die Chinesen die Arbeit an den Eisenbahnen übernehmen, falls verschiedne Linien zugleich gebaut werden sollten. Die Eingebornen hätten dann die Arbeit auf den Plantagen zu leisten, damit die landwirtschaftliche Erschließung nicht ins Stocken gerät. Voraussetzung wäre, daß die Chinesen von den Eingebornen getrennt und sofort nach Beendigung der Bahnbauten wieder abgeschoben würden. Gegen die Verwendung der Chinesen in der Südsee läßt sich weniger einwenden.

Es ist klar, daß tiefeingreifende Maßregeln, die unser Verhältnis zu den Eingebornen endlich regeln sollen, nur allmählich und vorsichtig angewandt werden müssen. Die Einzelheiten müssen entschieden den örtlichen Verwaltungsbehörden überlassen werden. Die Hauptsache ist, daß endlich die Verpflichtung der Eingebornen zur Mitarbeit an unsern wirtschaftlichen Unternehmungen von unsrer Kolonialverwaltung grundsätzlich anerkannt, und daß die Beamten angehalten werden, sich bewußt in den Dienst der wirtschaftlichen Erschließung der Kolonien zu stellen. Alles andre wird sich dann schon von selbst finden, wenn den Behörden draußen im übrigen größere Selbständigkeit gelassen wird.

Es ist wirklich nicht einzusehen, daß wir nicht berechtigt sein sollen, uns den Neger dienstbar zu machen. Sind wir hier zu Hause nicht auch mancherlei Zwang unterworfen: Schulpflicht, Militärpflicht, Steuerpflicht, ohne daß wir uns darüber beklagen?

Wenn wir den Neger durch planmäßige Erziehung zu regelmäßiger Arbeit allmählich auf eine höhere Stufe heben und die Kolonien durch seine Mitarbeit zu blühenden Gemeinwesen und nutzbringenden Gliedern der deutschen Nationalwirtschaft machen, so vollbringen wir eine Kulturtat, für die uns unsre Nachkommen und auch die Nachkommen der heutigen Bewohner unsrer Kolonien danken werden.

Wir haben die Kolonien erworben und ungezählte Millionen des deutschen Steuerzahlers hineingesteckt. Wir haben damit auch die Verpflichtung übernommen, sie nutzbar zu machen. Ohne die Mithilfe der Eingebornen geht es nicht mehr, also ist uns der Weg deutlich gewesen, den wir gehen müssen. Und zwar bald, denn Zeit ist Geld!

Die Mission laïque Française in China

Vor kurzem ging durch die große deutsche Tagespresse ein Aufsatz vom Geheimen Legationsrat Knappe, worin dieser die Fortschritte der deutschen Kulturarbeit in China beleuchtete. Ihm folgte vor wenigen Tagen Professor Claude du Bois-Reymond, der von der Stiftung und Einrichtung der deutschen Medizinschule in Schanghai erzählte. Es ist sehr leicht möglich, daß wenigstens der erste dieser beiden Berichte, die die spät einsetzende, aber energische Kulturarbeit Deutschlands im Reich der Mitte schildern, in Frankreich ein Echo fand und hier anspornte, auf dem längst beschrittnen Wege schneller vorwärts zu gehn, um sich von rührigen Rivalen nicht einholen oder überflügeln zu lassen.

Denn Frankreich will im Vordergrunde der Nationen stehn, die in China europäische Kultur verbreiten. Nicht nur aus allgemeinen zivilisatorischen Gründen und um französischen Geist und französische Gesittung überall hinzutragen, wo Menschen wohnen, sondern auch hier wieder aus einem ganz modern-französischen Beweggrunde. Es hat wie zwischen Marokko und Algerien, zwischen seinem indochinesischen Besitz und dem Reich der Mitte eine lange gemeinsame Grenze zu schützen und leitet daraus einen ganz besondern Anspruch her, sich um die innern Verhältnisse Chinas zu kümmern. Außerdem hat es sehr ernste Handelsinteressen in China selbst. So kehren genau dieselben Schlagworte wieder, die in der französischen Marokkopolitik gang und gäbe wurden. Die Aufrechterhaltung der politischen Sicherheit in China, sagt man in Paris, ist für den indochinesischen Kolonialbesitz Frankreichs eine Lebensfrage. Alle Umwälzungen, alle Unruhen in China finden ihr Echo in der französischen Nachbarkolonie und wirken hier mehr oder weniger nachhaltig. Nichts kann in China im öffentlichen Leben vor sich gehn, ohne daß man im benachbarten Tonkin davon Kenntnis nimmt und sich damit auseinandersetzt. In dem jüngsten Bericht über das Budget des Ministeriums des Auswärtigen sagt der Berichterstatter, Herr Paul Deschanel, wörtlich: „Ganz abgesehen von allen politischen Gründen interessieren die ungeheuern wirtschaftlichen und finanziellen Möglichkeiten, die die chinesische Welt bietet, öffentliche Arbeiten, Eisenbahnen, Bergwerke, Frankreich ganz besonders, das

in der Lage ist, auf diesem Gebiet China die größten Dienste zu erweisen, indem es jeden Gedanken an Landerwerb weit von sich weist und eine Politik unbedingt loyaler, für beide Teile gleich vorteilhafter gemeinsamer Arbeit einführt." Das klingt ganz nach der Melodie, die für Marokko gesungen wird. Wenn man aber trotzdem schließen kann, daß diesmal an der Aufrichtigkeit der französischen Ziele nicht gezweifelt zu werden braucht, und daß die Dinge zwischen Indochina und China nicht denselben Gang gehn werden wie zwischen Algerien und Marokko, so holt dieser Schluß seine hauptsächliche Begründung aus der Feststellung, daß in China vierhundert Millionen Menschen wohnen, und nicht wie in Marokko neun, und daß zweitens Japan nicht sehr weit ist, das ja plötzlich das Banner „Asien den Asiaten" aufrollen kann. Und wenn auch hier von der seit Marokko arg verpönten pénétration pacifique die Rede ist, wie zum Beispiel erst vor ein paar Tagen in einem langen Artikel der angesehenen und weit verbreiteten Dépêche Coloniale, so ist es sicher, daß in China mit dem Worte nicht der Mißbrauch getrieben werden wird wie in Marokko, und daß mit ihm wirklich das gemeint ist, was es besagt.

Die seit Jahren von Frankreich in China betriebne Politik „kultureller Durchdringung", zivilisatorischer Pionierarbeit ist damit auch in voller Übereinstimmung. Ganz besonders seitdem unter dem Druck der antiklerikalen Gesetzgebung in der Heimat ein totaler Umschwung der Anschauungen über den Segen der Wirksamkeit der französischen katholischen Missionen im äußersten Osten eingetreten ist. Nicht nur hat man in Paris gesehen, daß es den französischen Missionaren kaum gelungen ist, die Allermiserabelsten unter den Chinesen zum Glaubenswechsel zu bewegen, sondern man empfand auch mit wachsendem Unbehagen, daß die französischen Missionare durch ihren unpolitischen und undiplomatischen Übereifer der Heimat mehr Scherereien und internationale Reibereien als praktischen Nutzen brachten, daß ihnen ferner an der Ausbreitung französischer Sprache fast gar nichts gelegen war, daß sie vielmehr in allen ihren Schulen in Indochina und Annam die Eingebornen vom Studium des Französischen abhielten und ihnen selbst das Studium der chinesischen Schriftsprache erschwerten. Wäre es nach den französischen Missionaren gegangen, so hätte bald aller Verkehr zwischen den französischen Schutzbefohlnen und den Chinesen aufgehört. Schließlich kam in den Augen der französischen maßgebenden Politiker als ein für die fernere Tätigkeit der französischen Mönche im Osten erschwerender Umstand hinzu, daß die Republik auf die Dauer nicht zu Hause antiklerikale Politik treiben und die Orden auflösen und verjagen kann, die sie im Osten als Pioniere für Frankreich unterstützt. So kam es denn, daß die Tätigkeit der französischen Mönche im Osten immer mehr eingeschränkt wird, wenn es auch zum Beispiel in Schanghai noch einen einflußreichen Jesuitenpater Robert gibt, der der französischen Republik arg zu schaffen macht. Und so kam es weiter,

daß im Lauf der letzten Jahre die Tätigkeit der Mission laïque Française, deren Vorsitzender und spiritus rector der Pariser Geschichtsprofessor A. Aulard, einer der allerschärfsten Antiklerikalen des modernen Frankreichs, ist, immer weiter um sich griff. Und zwar in China ganz in dem Sinne, worin später auch die deutsche Kulturarbeit begann, soweit sie konfessionslos blieb.

Neben den vielen Schulen für Sprache, Handel, Technik und Medizin, die im ganzen Orient schon unter ihrem Schutze stehn, wird die französische Laienmission jetzt auch das Patronat einer französischen Universität übernehmen, die man in Schanghai gründen will. Der erste Gedanke dieser Gründung ging von dem französischen Generalkonsul Ratard aus, der damit offenbar gegen die großartige deutsche Stiftung der Medizinschule von Schanghai ankämpfen will. Schanghai ist allerdings des Schweißes der Edeln wert. Beträgt doch sein Handel fast ein Drittel des Gesamthandels Chinas, steht doch seine Bevölkerung seit vielen Jahren in engem Verkehr mit Europäern und ist für jeden Fortschritt zu haben, und ist doch auch seine Presse dank dem Regime der fremden Konzessionen unabhängig und freiheitlich gesinnt. Außerdem gibt es hier zahlreiche chinesische und europäische höhere Schulen. Für eine Universität ist es also wie geschaffen.

Die französische Konzession von Schanghai ist die blühendste aller französischen Konzessionen im Reich der Mitte und hat ein Budget von $1^1/_2$ Millionen Franken. Ihr Munizipalrat hat soeben einen jährlichen Zuschuß von 25000 Taels oder 87500 Franken für die neu zu gründende französische Universität beschlossen. Und es ist ganz sicher, daß sich die französische Regierung nicht lumpen lassen, sondern einen entsprechenden Zuschuß leisten wird. Der Plan umfaßt zwei Teile. Erstens will man eine städtische Vorschule gründen, in der die Kinder von Franzosen und französischen Schutzbefohlnen unterrichtet werden sollen. Auch will man die schon bestehende franko-chinesische Schule reorganisieren. Beide Schulen sollen ihre Krönung in Handelskursen finden, die die jungen Kolonialfranzosen genügend fortbilden werden, um ihnen die Ausbildungsreise nach Frankreich zu ersparen. Zweitens aber soll eine eigentliche franko-chinesische Universität für die jungen Chinesen geschaffen werden, die sich dem Mandarinat, der Medizin und den exakten Wissenschaften widmen wollen. Die Gründung verfolgt nicht allein rein kulturell-ideale, sondern auch ganz praktisch-politische Zwecke. Man will sich durch den intensiven Unterricht eine Klientel heranbilden, die selber begreift und den übrigen Chinesen beibringen soll, daß Frankreich nicht die geringsten bösen Absichten auf China hat, trotzdem es in den stammverwandten Kolonien sein Nachbar ist. Auch auf die Beilegung innerer chinesischer Unruhen, die, soweit sie wenigstens an oder in der Nähe der Grenze vor sich gehn, auf die indochinesische Kolonie Frankreichs einen bösen Einfluß haben könnten, sollen bei Gelegenheit diese Franzosenschüler hinwirken. Für sie also soll eine Medizinschule und eine Schule für Kunst und Gewerbe geschaffen werden, da die Neigung der

Chinesen besonders für die exakten Wissenschaften bekannt ist. Erleichtert wird den Franzosen die neue Arbeit sicher dadurch, daß sie in den jungen Leuten, die von der eben genannten Vorschule kommen, einen recht ansehnlichen Vorrat brauchbarer Schüler vorfinden. Auf der andern Seite besitzt Frankreich in den Ärzten, die seit langer Zeit in Indochina weilen und die Sitten des Volkes und seine Sprache kennen, ein ungemein brauchbares Lehrermaterial, das nach den Behauptungen der Franzosen sogar in China sehr geschätzt wird, wohin seit längerer Zeit schon aus der französischen Kolonie viele Ärzte übersiedeln. So gibt es seit langem mit Erfolg praktizierende französische Ärzte in Pakhoi, Kanton, Peking, Tschingtu, Junnanfu, Longtschau und andern Orten. Überall gründeten sie Polikliniken, in denen sie neben der rein ärztlichen Tätigkeit die politische Propaganda für die französische Nachbarkolonie und den französischen Einfluß nicht vergaßen. Sie nutzten ein paar sensationelle Heilungen aus, um die Mandarinen in ihren Kundenkreis zu ziehen, was sehr wichtig ist. Denn man weiß, mit welchem Respekt der Chinese die regierende Klasse betrachtet. Und auf diese Weise gelang es ihnen, als Professoren in amtliche Unterrichtsanstalten zu gelangen. So wurde Doktor Legendre Professor an der militärischen Medizinschule von Tschingtu im Setschuan, brachte bei der Erneuerung seines Kontrakts im letzten Dezember zwei weitere Landsleute hinein und setzte durch, daß die Unterrichtsverwaltung das Versprechen abgab, daß für den Fall, daß man weiterer auswärtiger Professoren bedürfe, vorzugsweise Franzosen genommen werden sollen. In Kanton besteht ein ganz modernes französisches Hospital, woran dessen Leiter, Doktor Dupuy, jüngst eine Medizinschule gliederte, die schon zahlreiche Schüler aufweist und nun durch den Zusammenschluß mit der alten Pichonschule eine weitere Entwicklung erfahren soll.

Daß die Franzosen daneben schon zahlreiche Vorschulen in China haben, ist auch in den beiden oben erwähnten Artikeln über die deutsche Kulturarbeit auseinandergesetzt worden. Und angesichts der deutschen und englischen Rührigkeit will auch die Mission laïque Française nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen. Sie plant neue Schulen in den Provinzen Kuang-Tong und Kiang-Si und auf der Insel Hai-nan. Und zwar nach dem Muster der französischen städtischen Schulen von Tien-tsin und Schanghai, in denen jährlich zweitausend Chinesen Französisch lernen und dreihundert es darin doch so weit bringen, daß sie es gut verstehn und hinreichend sprechen, wie die Revue de l'enseignement colonial in einem lehrreichen Artikel über die französischen Volksschulen in China darlegt. Übrigens schicken seit 1905 die Mandarinen der chinesischen Grenzprovinz Junnan chinesische Studenten nach Hanoi, der Hauptstadt Tonkins, damit sie dort Französisch lernen. Und von dort kommen Tonkinesen und Franzosen zurück, um sich das Chinesische anzueignen.

Aus dieser kurz zusammenfassenden, aber alles Wesentliche bringenden Darstellung geht hervor, daß zwischen China und der französischen indochinesischen Kolonie ein lebhafter intellektueller Verkehr über die Grenze hinüber

und herüber flutet, der sich des Wohlwollens der französischen Gouverneure und der chinesischen Mandarinen und ihrer wirksamen Unterstützung erfreut und von der rührigen Mission laïque Française immer energischer entwickelt wird. Gilt es doch, sich neben der glücklich aufstrebenden deutschen und englischen Kulturarbeit siegreich zu behaupten!

Paris, Februar Dr. Johannes Tschiedel

Der Kampf gegen die Korruption der Polizei in Newyork

Von Dr. Ernst Schultze in Hamburg-Großborstel

2

Handelt es sich um einen Poolroom mit so bedeutenden Umsätzen, so gibt sich die Polizei natürlich nicht mit dem kleinen Bestechungsgelde von jährlich 2400 Mark zufrieden. Vielmehr wird dann über die zu zahlenden Abgaben besonders verhandelt.

Wünscht jemand einen Poolroom zu eröffnen, so sucht er zunächst eine Mittelsperson auf, die die Geschäfte mit der Polizei einleiten und zum Abschluß bringen kann. Dieser Mittelsperson werden 25 Prozent der Einnahmen versprochen. Von diesen 25 Prozent behält sie etwa den fünften Teil, während die verbleibenden vier Fünftel (oder 20 Prozent der gesamten Einnahmen des Poolrooms) der Polizei zufallen. Von dieser Summe gehn — ich stütze mich dabei auf neuerliche Feststellungen der Zeitschrift Outlook — drei Fünftel an den Polizeicaptain, ein Fünftel an den Polizeiinspektor und das letzte Fünftel an den zweiten Mittelsmann, der die Verhandlungen zwischen dem ersten Mittelsmann und der Polizei übernommen hat. Früher pflegte man das Geld an den Captain im Polizeibureau selbst zu bezahlen. Seitdem aber bei dem plötzlichen Tode eines Captains etwa 60000 Dollars in seinem Bureauschreibpult gefunden worden sind, zieht man es vor, die Zahlungen nicht auf dem Grund und Boden der Polizei zu leisten, sondern anderwärts.

Diese Abgaben werden von der Polizei rücksichtslos eingetrieben. Sie läßt sich nicht darauf ein, daß jemand etwa zunächst einen Poolroom oder ein Bordell eröffnet und erst nachher seine Bestechungsgelder bei der Polizei anzubringen sucht; vielmehr fordert sie Regulierung dieser Pflicht oder eine bindende Abmachung schon vor der Eröffnung. Es wird allgemein angenommen, daß kein verbotnes Haus acht Tage lang bestehn kann, ohne daß der Polizeicaptain davon erfährt, und daß es höchstens zwei Wochen lang betrieben werden kann, ohne seine Zustimmung zu erhalten. Wird versäumt, rechtzeitig vorher Abmachungen mit ihm zu treffen, so wird das Nest von der Polizei ausgenommen und zugrunde gerichtet, selbst wenn der Besitzer nachträglich bereit ist, große Summen für die Duldung zu zahlen.

Wenn trotzdem keine Woche vergeht, ohne daß man in den Newyorker Zeitungen von der Aufhebung von Poolrooms, Bordellen usw. liest, so ist dies darauf zurückzuführen, daß die Polizei dem Publikum gern Sand in die Augen streut. Denn der größere Teil der Öffentlichkeit glaubt natürlich, daß die Polizei außerordentlich wachsam sei und ihre Pflicht vorzüglich erfülle, wenn alle paar Tage eine solche Nachricht in der Zeitung steht. Sehr häufig aber handelt es sich dabei um abgekartete Dinge, wenn natürlich auch ab und zu eine regelrechte Aushebung von Poolrooms und Bordellen durch ein paar ehrliche Polizisten erfolgt. Der Outlook schätzt, daß ein Polizeicaptain, dessen Gewissen keine moralischen Beschwerden kennt, monatlich etwa 4000 Mark außer seinem Gehalt einnimmt, der Polizeiinspektor von denselben Eigenschaften dagegen ungefähr drei- oder viermal so viel.

Die höchsten Einnahmen können von den Detective Sergeants (Kriminalkommissaren) erreicht werden. Der Outlook behauptet geradezu, daß jeder Kriminalkommissar einen Verbrecher an der Hand habe, der ihm Auskunft usw. verschaffe und dafür die Freiheit genieße, auf dem von ihm besonders erkornen Gebiet des Verbrechens straflos tätig zu sein. Nicht selten entsteht Freundschaft zwischen ihnen, und der „Stool" macht den Kriminalkommissar mit einigen seiner vertrautesten Freunde bekannt. So erweitern sich die geselligen Beziehungen immer mehr, und man kommt dazu, sich gegenseitig beim Vornamen zu rufen und gut freund miteinander zu sein. Diese Beziehungen sollen sich bis zu einem wirklichen System erweitert haben. So erlauben zum Beispiel die Kriminalkommissare den Taschendieben, in bestimmten Bezirken tätig zu sein, und drohen ihnen nur dann mit Verhaftung, wenn sie nicht einen bestimmten Prozentsatz ihrer Beute hergeben. Mit großen Diebstählen allerdings hat die Polizei direkt nichts zu tun, weil das Risiko zu groß ist. Sie erhält aber ihren Anteil doch durch Vermittlung der sogenannten fences, d. h. Geschäfte, in denen gestohlene Sachen von einem Hehler aufbewahrt werden. Der zahlt dann dem Kriminalkommissar seine Abgaben für die Erlaubnis, die Hehlerei zu betreiben — ganz ähnlich wie die Poolrooms den Polizeicaptains ihre Abgaben entrichten.

Die Kriminalkommissare arbeiten immer zu zweien zusammen. Ereignet sich nun der Fall, daß sie über die Verteilung einer bestimmten Beute nicht einig werden können, so soll es häufig vorkommen, daß der eine aus Rache den „Stool" des andern arretiert.

Die Beziehungen der leichtern Verbrecherwelt zu den Kriminalkommissaren der Stadt Newyork sind deshalb die denkbar besten — soweit es sich um die Zahl derer handelt, die der Bestechung zugänglich sind. Taucht aber einmal ein Kriminalkommissar auf, der es auf ehrliche Weise versucht und sich von dem Verbrecherpack nicht schmieren läßt, so suchen sich die Verbrecher eine recht genaue Personalkenntnis dieses Mannes zu verschaffen. Wird zum Beispiel eine Anzahl von Kriminalkommissaren zusammengerufen, um bestimmte Instruktionen zu empfangen, so lungern die Verbrecher in der Nähe des betreffenden Polizeibureaus herum — durch ihre guten Freunde unter den Polizeikommissaren haben

sie rechtzeitig davon erfahren — und suchen sich die Gesichter der Hineingehenden und Herauskommenden so genau wie möglich einzuprägen. Da es zum Beruf des Verbrechers gehört, ein gutes Personengedächtnis zu haben, so fällt es ihm nicht schwer, sich die Mienen der neuen Kriminalkommissare einzuprägen.

Aber die Verbrecher haben auch manche andre Gelegenheit, deren Gesichter zu sehn. Die Kommissare müssen sich z. B. neu eingebrachte Gefangne ansehn, um ihre Meinung abgeben zu können, ob sie an irgendeinem Verbrechen der letzten Zeit teilgenommen haben. Bei dieser Gelegenheit suchen sich die Halunken die Gesichter der Kommissare genau einzuprägen. Ferner müssen die Kriminalkommissare vor Gericht, um Zeugnis abzulegen, wenn es sich um Anklagen gegen Verbrecher handelt. Hier versammeln sich im Zuschauerraum auch eine Menge von Gaunern, um der Verhandlung zu folgen und um sich gleichzeitig die Mienen der Kommissare einzuprägen. Aus diesem Grunde erschien vor einiger Zeit einer der tüchtigsten neuen Kriminalkommissare vor Gericht in absonderlicher Kleidung und mit geschwärztem Gesicht, weil er wußte, daß der Verhandlung eine Menge von Verbrechern beiwohnen würde, um sein Gesicht kennen zu lernen. Törichterweise wurde der Kriminalkommissar von dem Polizeirichter bestraft, weil er „in unehrerbietiger Weise" vor Gericht erschienen sei — ja der Polizeirichter verweigerte sogar, auch nur die Gründe anzuhören, die den Kriminalkommissar zu seiner Verkleidung veranlaßt hatten.

Das deutet schon an, daß auch die Polizeirichter bestechlich sind. Und tatsächlich ist dies der Fall. Wenigstens wird eine ganze Anzahl von Fällen erzählt, in denen einige der vierzehn Polizeirichter Entscheidungen gefällt haben, die offenbar nur durch Bestechung veranlaßt worden sind. Einer dieser Fälle ist der folgende. Ein Polizist war durch seine Nachforschungen zu der Gewißheit gekommen, daß in einem bestimmten Hause ein Bordell betrieben wurde, das außerordentlich starken Zuspruch fand. Er ging mit seinen Beweisen zu dem zuständigen Polizeirichter und bat um einen Verhaftsbefehl gegen die Besitzerin. Aber der Richter verweigerte den Verhaftsbefehl und erzählte dem Polizisten vertraulich, daß sich Mr. Soundso, eine bekannte lokalpolitische Größe, für das Haus interessiere, und daß der Polizist deshalb besser täte, zu vergessen, daß er um den Verhaftsbefehl gebeten hätte.

Als nach einiger Zeit ein andrer Polizeirichter vertretungsweise die Amtsgeschäfte führte, unterbreitete der Polizist diesem den Fall abermals. Er erhielt sofort den Verhaftsbefehl und führte ihn aus. Als der Fall dann zur gerichtlichen Verhandlung kam, setzte das in amerikanischen Gerichten so beliebte System der Vertagungsanträge unter irgendwelchen äußerlichen Vorwänden ein. Der Fall wurde wieder und wieder vertagt — bis der erste Polizeirichter wieder die Amtsgeschäfte übernommen hatte. Als nun aber der Polizist, den der Fall erbitterte, seinerseits um nochmalige Vertagung bat — alle Vertagungsanträge waren bis dahin von dem Rechtsanwalt der Bordellbesitzerin gestellt worden —, wurde er von dem Polizeirichter scharf angefahren, weil er den Gang der Gerechtigkeit beeinflussen wolle. Der Fall wurde sofort verhandelt — und die

Bordellbesitzerin freigesprochen. Erfolgt aber wirklich einmal die Verurteilung einer Bordellbesitzerin, so wird ihr eine Strafe von 30 bis 40 Dollars auferlegt, die ihr natürlich gar nichts ausmacht.

Ich habe auch diesen Fall dem Aufsatz eines der Mitglieder des Fünfzigerausschusses im Outlook entnommen und führe nach dessen Autorität noch an, daß von den vierzehn Polizeirichtern mehr als die Hälfte notorisch bestechlich sein sollen.

Man glaubt nun in Newyork, das Übel stark einschränken zu können, wenn man eine Veränderung in der Organisation der Polizei vornimmt. General Bingham, der sich an die Spitze der Reformbewegung gestellt hat, meint des Übels Kern darin gefunden zu haben, daß die höchsten Polizeibeamten, die Commissioners, von denen die Stadt Newyork vier hat, zu geringe Macht über die ihnen direkt unterstellten Inspektoren haben. Bisher lagen die Dinge so, daß der Commissioner von seinen Captains zu Inspektoren befördern konnte, wen er wollte, daß diese Beförderung aber nicht rückgängig zu machen war. Dadurch war nicht nur ein Anreiz für die Inspektoren hinfällig geworden, ihre Pflicht treu und eifrig zu erfüllen — denn weitere Beförderung war für sie nicht möglich —, sondern ihre Machtvollkommenheit soll auch eine zu große gewesen sein. Man zählte etwa hundert Captains und neunzehn Inspektoren. Die „Bingham Bill" schlug nun vor — und dieser Vorschlag wurde zum Gesetz erhoben —, daß es in der Macht des Commissioners liegen solle, einen Captain, der ihm dafür besonders geeignet erscheine oder sich besondre Verdienste erworben habe, zum Inspektor zu machen, daß aber diese Ernennung wieder rückgängig gemacht werden könne. Vor allem soll diese neue Bestimmung wohl auch verhindern, daß von unehrlichen Commissioners — denn auch solche gibt es natürlich — massenhaft Beförderungen von Captains zu Inspektoren vorgenommen werden, mit denen sich der Nachfolger des Commissioners dann einfach abzufinden hat. Früher hatte schon die Bestimmung bestanden, daß die Kriminalkommissare den uniformierten Polizisten zu entnehmen seien, daß sie aber zur uniformierten Polizei zurückversetzt werden könnten. Da sie diese Rückversetzungsmöglichkeit jedoch nicht schätzten, veranlaßten die Kriminalkommissare ihre guten Freunde in den gesetzgebenden Körperschaften des Staates Newyork, ein Gesetz durchzubringen, wonach sie von dem Commissioner nicht mehr zurückversetzt werden können. Die Folge war, daß der Posten eines Kriminalkommissars bald einen bestimmten Preis erhielt — etwa 3500 Dollars. Für den Commissioner, der die Kriminalkommissare zu ernennen hatte, konnte dies ein einträgliches Geschäft sein, und einer der Nichtgentlemen, die diesen Posten bekleideten, ein Mann namens Murphy, ernannte infolgedessen nicht weniger als hundertelf Detective Sergeants. Bezeichnenderweise wurden 80 Prozent von dieser Menge erst kurz vor Schluß seiner Amtsperiode am 31. Dezember 1901 ernannt. Die Bingham Bill hat den Posten des Detective Sergeants nun aufgehoben und das alte Recht der Commissioners wiederhergestellt, uniformierte Polizisten zu

Kriminalkommissaren zu ernennen, sie aber auch wieder zur uniformierten Polizeitruppe zurückzusenden, wenn sie sich als unzulänglich erweisen.

Es muß jedoch wohl jedem, der die Verhältnisse ohne Voreingenommenheit betrachtet, klar werden, daß die Bingham Bill nur eines der vielen Mittel geschaffen hat, die angewandt werden müßten, um die Newyorker Polizeiverwaltung von Korruption zu reinigen. Zunächst setzt das neue Gesetz voraus, daß die Commissioners anständige Leute sind. Aber wer bürgt dafür? Der eben angeführte Fall des Commissioners Murphy zeigt doch deutlich genug, daß auch auf diese Posten Schufte gelangen können. Und wenn die eine so große Machtvollkommenheit haben, daß sie nicht nur befördern, sondern auch zurückversetzen können, so könnten sich vielleicht gelegentlich noch ärgere Mißstände ergeben als bisher.

Dann aber ist auch nicht zu vergessen, daß auch die besten Absichten anständiger Vorgesetzter durch den aktiven oder den passiven Widerstand ihrer Untergebnen zunichte gemacht werden können. Und gerade in dieser Beziehung sind die Erfahrungen der Newyorker Polizei äußerst betrübend. Wiederholt haben ehrliche Commissioners gegen einige ihrer Untergebnen wegen Pflichtverletzung im Dienst ein Disziplinarverfahren anhängig gemacht. Wurde der Angeklagte verurteilt, so hatte er eine Strafe zu zahlen, die zwischen dem Lohnsatz für einen Tag und für dreißig Tage schwankte. Für schwerere Verfehlungen wurde er entlassen. Nach dem Outlook ist jeder Inspektor, der infolge eines solchen von dem Commissioner anhängig gemachten Disziplinarverfahrens entlassen wurde (der amerikanische Ausdruck lautet broken), und der dann an die bürgerlichen Gerichtshöfe appellierte, wieder in sein Amt eingesetzt worden — in einigen Fällen gerechterweise, gewöhnlich aber infolge irgendeines äußerlichen Versehens im Beweisaufnahmeverfahren. Es ist selbstverständlich, daß die Autorität der Commissioners darunter schwer gelitten hat.

Und nun denke man gar an die boshaft dumme Art, in der die Polizei die Befehle der obern Beamten ausführen kann, wenn die untern Organe ihren Vorgesetzten ein Schnippchen schlagen wollen! Vor einiger Zeit wurden zum Beispiel dem Commissioner Bingham, der als Haupt der Reformbewegung bekannt war, lebhafte Klagen über den Zustand einiger Straßen vorgebracht, die zu den Hafenfähren führen und die durch alle möglichen Waren, die auf den Bürgersteigen aufgestapelt waren, förmlich blockiert wurden. Bingham beauftragte den Inspektor des Bezirks, den Übelstand zu beseitigen. Der Inspektor gab darauf seinen Polizisten den Befehl — nicht etwa, für Beseitigung der Waren auf den Bürgersteigen zu sorgen, sondern — alle Leute zu verhaften, die sich mit diesen Waren irgendwie etwas zu schaffen machten, oder die in dem Verdacht stehn könnten, damit irgend etwas zu tun zu haben! Die Polizisten verhafteten darauf eine Unmenge von Menschen, die keine Ahnung hatten, was sie verbrochen hatten, schleppten sie in die „Patrol"-Wagen und lieferten sie auf dem Polizeibureau ab. Hier wurden Schuldige und Unschuldige entlassen,

weil sich die Polizei nicht die geringste Mühe gegeben hatte, Beweise für ihre Schuld zu sammeln. Natürlich war die Erregung der Öffentlichkeit groß, und der allgemeine Zorn richtete sich nicht etwa gegen den Inspektor, sondern natürlich gegen den Commissioner Bingham.

Ein andrer Fall. Es kommt häufig vor, daß ein Politiker wünscht, daß einige uniformierte Polizisten, denen er einen Gefallen erweisen will, zu Kriminalkommissaren gemacht werden. Er wendet sich dann an den Captain seines Bezirks, und der Captain trägt diesen Wunsch, der ihm Befehl ist, dem Commissioner vor — natürlich ohne zu erwähnen, daß sein Antrag auf den Wunsch des Politikers zurückzuführen ist. Wenn der Commissioner eine feine Nase hat, merkt er selbstverständlich, daß hier politische Schiebungen vorgenommen werden sollen, und lehnt — vorausgesetzt, daß er ein anständiger Mensch ist — den Antrag des Captains ab. Wenn er dann später etwa erfährt, daß in dem Bezirk des Captains fürchterlich gespielt wird, und wenn er den Captain darüber zur Rede stellt, so kann es ihm leicht passieren, daß dieser den Vorwurf mit der Begründung zurückweist, daß er ja vor einigen Wochen darum gebeten habe, ihm einige Kriminalkommissare mehr zuzuweisen. Das sei ihm damals abgelehnt worden, und er könne nun mit der geringen Anzahl von Kommissaren, die ihm zur Verfügung stünden, dem Unwesen nicht mehr steuern.

Will der Commissioner aber den Wunsch des Captains, mehr Kriminalkommissare zu erhalten, erfüllen, ohne ihm doch den Gefallen zu tun, gerade die von ihm vorgeschlagnen uniformierten Polizisten zu Kriminalkommissaren zu ernennen, so kommandiert er vielleicht drei oder vier Kriminalkommissare aus einem andern Bezirk, die er als zuverlässig und ehrlich kennt, in den Bezirk des Captains ab. Es dauert dann nicht lange, bis diese ehrlichen Beamten gegen Bordelle und Poolrooms Anzeige erstatten, die in dem Bezirk des Captains ganz offen ihr Wesen treiben können, weil sie den Captain bestochen haben. Darauf sucht sich der Captain die unbequemen Eindringlinge dadurch wieder vom Halse zu schaffen, daß er den Commissioner vertraulich warnt: er habe die Empfindung, die neuen Kommissare steckten mit den Besitzern von Bordellen und Spielzimmern unter einer Decke, und er halte es darum für besser, daß sie versetzt würden. Kommt der Commissioner diesem Wunsche nicht nach, so geben die neuen Kommissare die Sündenböcke für alles ab, was in dem betreffenden Polizeibezirke schief geht.

Doch genug der Beispiele für die Korruption der Newyorker Polizei. Daß noch viel schlimmere Dinge vorkommen, dafür gibt zum Beispiel Baumgarten in seinem Buch über die Newyorker Kadetten eine ganze Reihe von Beweisen. So führt er Seite 126 bis 136 Meineide, Morde, ja direkte Kuppelei auf, die die Polizei auf dem Gewissen hat. Und wie in Newyork, so geht es auch sonst vielfach in den Vereinigten Staaten. Man kennt drüben eine ganze Anzahl von Großstädten, in denen die Polizei, wie man mit Bestimmtheit weiß, mit Bordellen, Poolrooms und direkten Verbrechern unter einer Decke steckt. So

Digitized by Google

wurde zum Beispiel in Troy (Newyork) ein Polizeisuperintendent seines Amtes enthoben, weil er selbst den Verkauf von Spirituosen an die Besitzer von Bordellen betrieb. In Minneapolis (Minnesota) erhielt der dortige Bürgermeister und Polizeichef Ames vor einigen Jahren eine Gefängnisstrafe von sechs Jahren und sechs Monaten, weil er in zahlreichen Fällen Bestechungsgelder von den Besitzerinnen öffentlicher Häuser angenommen hatte.

Solche Fälle sind allgemein bekannt, sie laufen von Zeit zu Zeit durch die Presse und erregen die Entrüstung aller anständigen Leute. Aber das Schlimme ist eben, daß die anständigen Elemente in den Vereinigten Staaten nicht stark genug sind, um deren politisches Leben von dem Geiste der Unehrlichkeit zu reinigen. Es hat sich der öffentlichen Meinung Amerikas schon seit Jahrzehnten eine solche Gleichgiltigkeit in bezug auf die Verwaltungsgrundsätze städtischer und staatlicher Einrichtungen bemächtigt, daß durch so kleine Reformmaßregeln, wie sie die Bingham Bill ist, kaum etwas erreicht werden wird. Sogar eine Reform an Haupt und Gliedern, wie sie zum Beispiel für die staatlichen Stellungen durch die Civil Service Reform erstrebt wird, würde das Übel doch nicht beseitigen können. Denn alle Gesetze und alle schönen Vorschriften bleiben auf dem Papier stehn, wenn nicht Menschen vorhanden sind, die von ihrem Geiste durchdrungen sind und den festen Willen haben, diese Gesetze und Vorschriften zur Anerkennung zu bringen. So wird denn auch von der Reform der Newyorker Polizei, wie sie jetzt von dem Commissioner Bingham auf Grund des neuen Gesetzes versucht wird, kaum eine dauernde Besserung zu erwarten sein. Es heißt eben leider in den amerikanischen Staats- und Stadtverwaltungen: Andre Leute, andre Sitten.

Eine durchgreifende Besserung ist nur zu erwarten, wenn die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten einmal eingesehen haben wird, daß in der öffentlichen Verwaltung nur die unbedingteste Ehrlichkeit und Reinlichkeit herrschen dürfen. Um ein solches Ergebnis zu erreichen, wird es aber erst eines energischen moralischen Kreuzzuges bedürfen, für den im Augenblick in Amerika keine Anzeichen zu entdecken sind.

Weiteres von Wilhelm Wundt

Ersahren wir vorläufig noch nicht, wie Wundt das Verhältnis zwischen Mythologie und Religion grundsätzlich auffaßt (siehe Heft 7, Seite 328, unten), so wissen wir doch, wie er über die Religion an sich denkt — aus seiner Metaphysik, von der 1907 (bei Wilhelm Engelmann in Leipzig) die dritte, umgearbeitete Auflage erschienen ist. Daß seine Darstellung nicht völlig befriedigt, ist bei der Rezension der zweiten Auflage hervorgehoben worden, aber sie erscheint immerhi n

so bedeutend, daß sie in ihrer neusten Gestalt skizziert zu werden verdient. Die gewöhnlichen Ableitungen der Religion aus dem Gefühl der Abhängigkeit, der Furcht vor übersinnlichen Mächten, dem Bedürfnis (Verlangen) nach Glückseligkeit werden als bloß psychologische und darum ungenügende Erklärungsweisen zurückgewiesen, denn es sei nicht einzusehn, warum sich diese drei Regungen gerade in religiöser Form betätigen müßten, und es bleibe unerklärt, warum sie in den Menschen gelegt sind. Die ersten beiden Empfindungen sind doch aber so natürlich, daß man nach dem „warum" gar nicht zu fragen braucht, und beim dritten hat die Frage gar keinen Sinn: mit dem Bewußtsein, das heißt mit der Empfindung — und der Mensch ist doch ein bewußtes, empfindendes Wesen — ist die Notwendigkeit, nichts andres als Angenehmes empfinden zu wollen, gegeben, und diese Notwendigkeit nimmt bei einem nicht bloß empfindenden sondern auch denkenden und reflektierenden Wesen die Gestalt des Strebens nach dauernder Glückseligkeit an, das in dem Augenblick, wo jede Aussicht auf solche schwindet, in das Streben nach Vernichtung umschlägt. Daß diese drei Regungen für sich allein auch zusammen noch nicht die Religion ausmachen, ist zuzugeben. Ebenso, daß der Berufung auf irgendeine Offenbarung ein philosophischer Wert nicht zukommt. Für die Philosophie gibt es nur eine Vernunftreligion. Unter Vernunft sei aber hier zu verstehn „das im Denken sich betätigende Streben nach Ergänzung aller in der Erfahrung gegebnen Erkenntnisse zu einer Einheit, deren letzte Gründe und Folgen nicht gegeben sein können, sondern zu dem Gegebnen als letzte Voraussetzungen hinzugedacht werden". Die Aufklärung vor Kant habe es nur zu einer bloßen Verstandesreligion gebracht, zu dem Versuch, durch die Annahme einer Welturſache den tatsächlichen Weltlauf zu erklären, nicht zur Gewinnung von Ideen, die über den Weltlauf hinausführen, also noch nicht zu Kants Vernunftreligion. Die Grundformen jener Verstandesreligion oder Metaphysik seien gewesen: der Weltmechanismus und die unendliche Substanz mit ihren zwei spinozistischen Attributen. Der Mechanismus führe zum Atheismus, die unendliche Substanz zum Pantheismus. Beider Irrtum bestehe darin, daß sie außer der Natur kein Sein anerkennen. Der Materialismus kenne nur die äußere, der Pantheismus die zugleich äußere und innere Natur, wobei die innere als Abbild der äußern, also ebenfalls als ein unendliches unveränderliches Sein gedacht wird. Die Unendlichkeit einer derartigen Welt könne nur als eine unendliche Zahl endlicher Dinge gedacht werden. Die Erfahrung zeige uns aber kein ruhendes Sein, sondern nur ein ewiges Werden und Geschehen: Entwicklung; nicht ein Werden, das ziellos nur das Vorhandne zerstört, damit ein Andres an seine Stelle trete, sondern einen stetigen Zusammenhang zweckvoller Gestaltungen. Werde nun dieser Zusammenhang als Entwicklung des Geistes erkannt, so gelange man zur Ergänzung der Welterkenntnis durch transzendente Ideen von praktischem Wert. „Die praktischen Ideale sind sittliche, solange sie sich auf Ziele beziehen, die menschlichem Streben erreichbar sind oder als erreichbar

vorgestellt werden können. Die Ideale sind religiöse, sobald sie über diese Ziele hinausgehn und teils als letzter absoluter Zweck, dem sich das uns vorgesetzte sittliche Menschheitsideal unterordnet, teils als letzter absoluter Grund zu jenem Zwecke von uns gedacht werden." Diese Unterscheidung wird sich kaum aufrecht erhalten lassen. Die Herstellung der sittlichen Weltordnung ist nach einer mehrtausendjährigen Erfahrung ein im Diesseits nicht weniger unerreichbares Ziel wie die Seligkeit, dagegen sind der Trost, die Hilfe und das verhältnismäßig lebhafte Glückgefühl, die zahlreichen Menschen aus der Religion zufließen, durchaus diesseitige Wirklichkeiten. Der Unterschied besteht also nicht darin, daß die Ideale der Sittlichkeit im Diesseits und die der Religion im Jenseits verwirklicht würden (in das noch dazu, wie wir bald vernehmen werden, das menschliche Individuum gar nicht hinein gelangt), sondern in einem verschiednen Inhalt: die sittlichen Ideen regeln das Verhalten der Menschen zueinander, und die Religion verbindet die Menschenseele durch Hoffnung und Liebe mit Gott, der natürlich als existierend gedacht werden muß, was für die sittliche Regelung der Beziehungen der Menschen untereinander möglicherweise nützlich, an sich jedoch nicht notwendig ist; verwirklicht aber können die Ideale beider Kategorien nur in einem Jenseits gedacht werden, sodaß also die Moralisten auf die vollkommne Verwirklichung ihrer Ideale verzichten müssen, wenn sie mit der Religion das Jenseits preisgeben.

Die philosophische Unbestimmtheit der religiösen Ideen nun, fährt Wundt fort, befriedigt nicht das religiöse Gemüt; dieses will einen bestimmten vorstellbaren Inhalt. „Die allgemeinen Ideen eines Weltgrundes und eines Weltzwecks verkörpern sich ihm daher in konkreten Glaubensvorstellungen über Gott und über den Zweck des eignen Daseins wie des Seins aller Dinge.... So wenig es möglich ist, Begriffe anders denn mit Hilfe vorstellbarer Worte oder sonstiger Einzelvorstellungen zu denken, gerade so wenig ist es möglich, daß die religiösen Ideen anders als in der Form einzelner vorstellbarer Gestaltungen entstehen." Und nur in dieser Form üben die religiösen Ideen sittliche Wirkungen aus. „Nicht als unbestimmte Ideen, sondern nur als unmittelbar gegebne oder geglaubte Wirklichkeit kann das Ideal als Gut geschätzt, und nur in der Form einer eignen idealen sittlichen Persönlichkeit kann es als Vorbild des eignen sittlichen Strebens vorgestellt werden." In den Naturreligionen bleibe diese sittliche Bedeutung der Religion im Hintergrunde. In den ethischen Religionen, vor allem im Christentum, vollziehe sich eine entscheidende Wendung: Gott werde als unvorstellbar gedacht, und an die Stelle der übermenschlichen Gestalten der Naturreligionen treten *menschliche* Persönlichkeiten als sittliche Ideale. „Damit aber an diese Ideale auch noch von dem gereiften, der mythischen Stufe des Denkens entwachsnen Bewußtsein geglaubt werden könne, müssen es *geschichtliche* Persönlichkeiten sein." Damit sei nicht gesagt, daß der Charakter einer solchen Persönlichkeit dem Bilde, das wir von ihr in uns tragen, genau entsprechen müsse, das sei ja bei historischen Persönlichkeiten überhaupt nicht

der Fall. Die religiöse Persönlichkeit werde noch dazu Objekt der Mythenbildung und wandle sich auch als sittliches Ideal beständig, sei darum nicht bloß in jeder Glaubensform, sondern auch in jedem einzelnen Bewußtsein ein andres. Und eben dieser Wandlungsfähigkeit verdanke das Christentum seinen den Wechsel der Zeiten überdauernden Bestand. „Ein religiöses Ideal, das alle Stufen religiösen Denkens von den niedern Formen fetischistischen Aberglaubens bis zur sittlich geläuterten Gottesidee in sich zu vereinigen vermag, kann unmöglich für alle diese Stufen das nämliche sein. Aber eben darum kann es zugleich die Hoffnung erwecken, daß es noch auf unabsehbare Zeit hinaus die Entwicklung der religiösen Ideen zum Ausdruck bringen und in dieser Entwicklung den höhern Formen des religiösen Denkens zum Siege über die niedern verhelfen werde." Auf diesem Boden könne das Christentum auch mit der Philosophie in Einklang gebracht werden. Dem allen stimme ich bei. Auch der Bemerkung, daß von den Bedingungen, die die Philosophie stellen müsse, die eine schon erfüllt sei, nämlich die Anerkennung der Geistigkeit und absoluten Transzendenz des Weltgrundes. Dagegen gebe ich nicht zu, daß, wie weiter gefordert wird, die Gottheit Christi preisgegeben werden müsse, weil deren Annahme die geschichtliche Glaubwürdigkeit aufhebe, an die der Wert des Glaubens an das menschliche Ideal gebunden sei; weil sie dem ins Übermenschliche gesteigerten sittlichen Ideal seine praktische Bedeutung nehme; und weil die Annahme von Wundern die Idee Gottes selbst herabdrücke. Darauf ist zu erwidern, daß Unerklärbarkeit historisch beglaubigte Tatsachen noch nicht unglaubwürdig macht; daß die Bedeutung der Person Christi nicht auf die des verkörperten sittlichen Ideals reduziert werden darf, besonders da die meisten der Handlungen, die von Jesus erzählt werden, gar nicht nachgeahmt werden können, und da es an andern menschlichen Idealen, in denen sich der christliche Geist verkörpert hat, nicht fehlt; endlich, daß es Gottes nicht unwürdig ist, zu besondern Zwecken Dinge zu wirken, die sich in den Lauf der Natur nicht einreihen lassen, und die darum nicht Gegenstand der Naturwissenschaft werden können. Dem folgenden ist wieder zuzustimmen. Die religiösen Ideen werden in kultischen Symbolen ausgedrückt. Die Symbole sind Vorstellungsformen zu dem Zwecke, durch den Ausdruck bestimmter religiöser Ideen diese Ideen in den Gemütern zu wecken. „Jede Anschauung, die ihnen neben dieser innern Wirkung auf das religiöse Gefühl noch eine äußere Wunderkraft beilegt, bedeutet einen Rückfall auf die primitive Stufe des Zauberglaubens und arbeitet darum mit an der Entsittlichung der Religion."

In dem Glauben an Gott verwirkliche sich die Idee des Weltgrundes, in dem Unsterblichkeitsglauben die des Weltzwecks. Die Unsterblichkeit dürfe aber nicht als Fortdauer der Personen gedacht werden; eine solche werde auch von der Idee der Gerechtigkeit nicht gefordert. Die Annahme einer substantiellen Seele, eines Seelenatoms, die sowohl die Unsterblichkeit sichern als die Einheit des Bewußtseins erklären solle, beeinträchtige die Untersuchung der psycho-

physischen Wechselbeziehungen (ich kann nicht finden, daß dieses bei Busse der Fall sei) und schädige zugleich den ethischen Gehalt des Unsterblichkeitsgedankens, denn er habe „in diesen einen begehrlichen Egoismus hineingetragen, der die geistigen Güter nicht um ihrer selbst willen, sondern bloß wegen ihrer das eigne Ich beglückenden Eigenschaften schätzt". Und gewähre auch hier nur eine Scheinbefriedigung, denn das aus allen seinen Verbindungen und Beziehungen gelöste Seelenatom gehe seines Inhalts und damit des Bewußtseins verlustig. Die Anhänger dieser Hypothese glauben eben, daß beim Tode die bisherigen Verbindungen durch andre, etwa einen „Astralleib" ersetzt werden. Wundt bemerkt denn auch selbst, diesem Übelstande ließe sich vielleicht durch weitere Hypothesen abhelfen. Schlimmer sei, „daß durch jene ausschließlich individuelle Fassung des Unsterblichkeitsgedankens nun auch die Idee des Weltzwecks ein ganz und gar subjektives Gepräge empfängt, das ihren ethischen Wert zu beseitigen droht. Denn nicht darum wird hier die Unsterblichkeit des Geistes als eine persönliche Fortdauer gedacht, weil für uns nur in der Form des persönlichen Wirkens ein geistiges Sein und Geschehen denkbar ist, sondern allein deshalb, weil man meint, nur auf diesem Wege könne das unbegrenzte subjektive Glücksbedürfnis seine Befriedigung finden. Der Geist soll unsterblich sein, nicht um des unvergänglichen objektiven Wertes der geistigen Güter willen, sondern damit jedes Subjekt diese Unsterblichkeit genießen könne." Unter der Unvergänglichkeit des Geistes, an die der Christ glauben soll, sei nichts andres zu verstehen, als „daß, weil der Geist selbst nur als unabläßiges Werden und Schaffen zu denken ist, jede geistige Kraft ihren bleibenden Wert in einem nie endenden Werdeprozeß des Geistes behauptet". So ende die philosophische Betrachtung der Religion ebenso wie die Untersuchung des sittlichen Lebens bei dem Begriff des objektiven geistigen Wertes. Diese vermeintlichen objektiven Werte habe ich schon im 40. und 41. Heft des Jahrgangs 1897 der Grenzboten beleuchtet. Die platonischen Dialoge sind ein Gegenstand von unbestrittnem Werte, und weil auf Papier gedruckt oder geschrieben, gegenständliche Werte, objektiv im körperlichen Sinne des Wortes. Nehmen wir nun an, in der Völkerwanderung seien alle Exemplare vernichtet worden bis auf eins, dieses eine aber sei mit den übrigen Büchern einer Klosterbibliothek zusammen wegen eines drohenden Überfalls vergraben und dann nicht mehr aufgefunden worden, so hätten die platonischen Dialoge, weil keine wirkliche Existenz, auch keinen Wert mehr. Wirkliche Existenz haben Schriftwerke nur im Geiste ihres Schöpfers, und das zweitemal gewinnen sie sie in dem Geiste dessen, der sie lesend genießt. Objektive Werte, die nicht von einem Subjekt genossen werden, sind gar keine Werte, gleichen Früchten, die ungenossen versaulen. Die Objektivität zu betonen hat nur dann einen Sinn, wenn man damit die Anmaßung beliebiger Subjekte zurückweisen will, von ihrem persönlichen Geschmack oder Nutzen aus zu bestimmen, welcher Wert oder Unwert den Gegenstände zukomme, wenn man nur der Vernunft, das heißt praktisch genommen der Übereinstimmung der

Besten das Recht der Wertbestimmung einräumt; dagegen hat das „objektiv“ gar keinen Sinn, wenn damit gemeint ist, die Menschheit dürfe den Wert der Güter nicht nach dem Glück bemessen, das sie den einzelnen Subjekten gewähren. Es gibt in der ganzen Welt keinen andern Maßstab als diesen, und alle Versuche, einen solchen zu konstruieren, laufen auf Phrasen hinaus, die sehr erhaben klingen, bei denen sich aber kein Mensch etwas denken kann. Und das gilt gerade ganz besonders von den sittlichen Werten. Zwar stelle ich mit Herbart die sittlichen Werturteile insofern neben die ästhetischen, als sie gleich diesen aus dem natürlichen Wohlgefallen an harmonischen und dem natürlichen Mißfallen an disharmonischen Verhältnissen hervorgehen. Aber die Ähnlichkeit oder Verwandtschaft ist nicht Identität. Das Mißfallen an einer empörenden Ungerechtigkeit erregt uns ganz anders als das Mißfallen an einer unsymmetrischen Fassade. Dieses läßt uns kalt. Warum empört, erhitzt uns jenes? Weil wir den Schmerz dessen mitempfinden, dem das Unrecht zugefügt worden ist, also aus einem im strengsten Sinne des Worts subjektiven Grunde. Wenn ein Mensch, dem die Glieder, zuletzt der Kopf, abgehackt würden, dabei so wenig empfände wie ein Holzklotz, seine Abschlachtung nicht als Glücksverminderung oder Glücksvernichtung schätzte, so wäre die Verstümmelung und Tötung eines Menschen so wenig eine Ungerechtigkeit, so wenig die Verletzung oder Vernichtung eines sittlichen Wertes, wie das Umhauen und Zerkleinern eines Baumes. Übersensitive Phantasten wie Maeterlinck schreiben freilich auch den Pflanzen Bewußtsein und Empfindung zu, und wenn das nicht bloße Affektation und Phantasterei, sondern ihr Ernst ist, müssen sie schon beim Abbrechen einer Frucht, eines Baumzweiges, einer Blume Gewissensbisse empfinden. Daraus folgt zweierlei: daß für den Leugner des Seelenatoms mit dem Ende des organischen Lebens auf unserm Planeten alle Werte einschließlich der geistigen und der sittlichen zunichte werden und die ganze Entwicklung des Geistes pro nihilo, für die Katz, gewesen ist, und daß, wer glaubt, die Forderungen der Gerechtigkeit würden auf dieser Erde nicht oder nur sehr unvollkommen erfüllt, auf den Ausgleich im Jenseits hoffen muß, wenn er nicht Pessimist werden will. Aus diesen Gründen, und noch aus mehreren andern, halte ich mit Leibniz, Lotze und Busse an der Hypothese des Seelenatoms fest.

Auch von der Tierpsychologie scheint sie mir gefordert zu werden. Von Wundts Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele ist 1906 (bei Leopold Voß in Hamburg und Leipzig) die vierte, umgearbeitete Auflage erschienen. (Mit 53 Figuren im Text.) Es verhält sich, schreibt er in dem die Tierpsychologie einleitenden Kapitel, mit dieser ganz anders als mit der Physiologie. Die Tierphysiologie ist der Beobachtung (durch Vivisektion) weit zugänglicher als das Leben des Menschenleibes. Darum braucht bei dessen Untersuchung nicht erst daran erinnert zu werden, daß die vollständige Erkenntnis der Lebenserscheinungen des Menschenleibes nur durch Experimente an Tieren erlangt werden kann. Dagegen muß umgekehrt die Tierpsychologie

vom menschlichen Bewußtsein ausgehn. Was wir über das Seelenleben wissen, das haben wir der Hauptsache nach aus der Beobachtung unsrer eignen Bewußtseinszustände und Bewußtseinsvorgänge erfahren, und von einem Seelenleben der Tiere können wir nur sprechen, weil wir auf das Vorhandensein eines solchen schließen dürfen aus leiblichen Bewegungen, die unsern eignen leiblichen Äußerungen seelischer Erregungen ähnlich sehen. Indem nun bei solchen Schlüssen die Vulgärpsychologie zugrunde gelegt zu werden pflegt, die unter Seelenleben Intelligenz versteht und von niedern Stufen und einfachern Äußerungen dieses Lebens nichts weiß, so sind zwei entgegengesetzte Theorien entstanden, die vorläufig noch die Tierpsychologie beherrschen. Die verbreitetste ist die Intelligenztheorie. Weil logische Reflexion der uns geläufigste seelische Vorgang ist, und weil unsre Handlungen gewöhnlich das Ergebnis logischer Reflexion sind, so werden auch alle zweckmäßigen Handlungen der Tiere als das Ergebnis logischer Reflexion gedeutet. „Zu dieser Vermengung der seelischen Vorgänge mit der Reflexion über sie gesellt sich bei manchen Tierpsychologen auch noch die Neigung, die intellektuellen Leistungen der Tiere in möglichst glänzendem Lichte zu schildern. Sie entspringt teils aus der natürlichen Freude am Gegenstande der Beobachtung, teils auch aus dem Streben, im Interesse der entwicklungsgeschichtlichen Beziehungen zwischen Mensch und Tier die Differenz zwischen beiden möglichst klein erscheinen zu lassen. So schmückt denn die Phantasie des Beobachters nicht selten im besten Glauben die Erscheinungen mit frei erfundnen Motiven. Mögen auch die Tatsachen wahr sein [nicht immer sind sie es, bemerkt er an einer andern Stelle; manche Tierpsychologen verschmähten auch Jägergeschichten nicht], durch die Interpretation, die arglos mit ihnen verwebt wird, erscheinen sie von vornherein in einer falschen Beleuchtung"; besonders bei Ameisen und Bienen, deren ganzes Leben und Treiben von den Beschauern mit den Vorurteilen beobachtet werde, die von den üblich gewordnen sehr suggestiven Worten „Königin" und „Staat" erzeugt würden. Als Beispiele druckt er die ergötzlichen Beschreibungen der angeblichen Beerdigungszeremonien der Ameisen und der Belustigungen ihrer jungen „Königinnen" ab, die ich in der Besprechung der ersten Ausgabe des vorliegenden Werkes erwähnt habe. Andre Beobachter haben sich gesagt, daß es keineswegs notwendig sei, die Handlungen der Tiere sämtlich für überlegt zu halten, daß sehr viel wahrscheinlich nur Reaktionen auf äußere oder innere Reize sind, deren Zweckmäßigkeit einer angebornen Organisation des Nervensystems entstammt. So ist die Reflextheorie entstanden. Gibt man einmal zu, daß es im Organismus mechanische Selbstregulierungen durch zweckmäßige Reaktionen, Reflexe auf Impulse gibt (solche reine Reflexbewegungen wie das Schließen der Augenlider vor blendenden Lichtstrahlen oder eindringendem Staub kommen ja auch noch beim Menschen vor), und daß es untrügliche objektive Kennzeichen, an denen man die etwaigen psychischen Handlungen eines Tieres von bloßen Reflexwirkungen unterscheiden

könnte, nicht gibt, so muß man auch zugestehn, daß es sehr schwierig ist und im wesentlichen Sache des Geschmacks bleibt, die Stelle für den Schnitt zu bestimmen, „der die bloß mechanisch regierte Lebewelt von der beseelten trennt. Descartes, dem es darauf ankam, den Menschen von seinen tierischen Anverwandten möglichst weit zu entfernen, und der als einer der ersten die mechanische Natur der Reflexe feststellte, verfuhr nach der Weise solcher Entdecker so radikal wie möglich: er machte den Schnitt unmittelbar unter dem Menschen. Selbst der Hund und das Pferd galten ihm für bloße natürliche Automaten." So radikal verfahre kein heutiger Vertreter der Reflextheorie. Aber an welcher Stelle der Schnitt zu machen sei, darüber seien die Meinungen sehr verschieden, und was schlimmer sei, für die Entscheidung der Frage, was psychisch, was mechanisch sei, bediene man sich meist unrichtiger Merkmale, indem man Psychisches nur dort anerkennen wolle, wo deutlich ein überlegtes Wählen zu bemerken sei. Ein psychischer Vorgang sei aber schon jedes Gefühl, ja jede Sinneswahrnehmung. Beide Theorien huldigten dem Irrtum, daß die psychischen Vorgänge allemal den Handlungen vorausgehn müßten, während doch sehr viele Seelenregungen auch noch im Menschen nur Begleiterscheinungen von Reflexbewegungen und andern physiologischen Veränderungen seien. Alle Vorgänge auf niedern Stufen der Tierheit seien dieser Art und könnten darum weder als rein physisch noch als rein psychisch, sondern müßten als psychophysisch bezeichnet werden. Nur wenn man darauf achte, könne man sich auch die allmähliche Entstehung des Seelenlebens vorstellen, wie sie von der Entwicklungslehre gefordert werde. Diese werde freilich von den wenigen noch übrigen Anhängern einer dritten, der Instinkttheorie, abgelehnt. Diese verstünden allerdings sehr gut die Reflextheorie zu widerlegen — so u. a. Wasmann, „einer unsrer verdientesten Beobachter des Lebens der Ameisen", in seiner Polemik gegen Albrecht Bethe, der die Ameisen und die Bienen für Automaten hält*) —, aber mit ihrer Annahme von unbewußt zweckmäßigen Handlungen verwickelten sie sich, „da auch im Tierreich das Zweckmäßige schließlich nur aus einer zwecksetzenden Intelligenz hervorgehn kann", in die Notwendigkeit, „zur göttlichen Intelligenz ihre Zuflucht zu nehmen, die dem Tier ein für allemal seinen Instinkt und mit ihm gewissermaßen einen Ersatz für die ihm fehlende Intelligenz verliehen habe". Darum lehnten sie auch die Entwicklungstheorie ab, denn die Konstanz des Instinkts fordere die Konstanz der Spezies, und diese fordere einen einmaligen Schöpfungsakt. Ich weiß nicht, ob alle Anhänger der Instinkttheorie so folgern, halte aber diese Folgerung nicht für notwendig. Um Gott kommen wir auf keinen Fall herum, sobald wir Zweckmäßigkeit in der Natur anerkennen und mit Wundt zugeben, daß Zwecke nur von einer Intelligenz gesetzt werden können; eine

*) Da ich Wasmanns Werk nicht gelesen habe, so weiß ich nicht, ob er mehr den Intelligenz- oder den Instinkttheoretikern beizuzählen ist. J.

Intelligenz aber ist allemal bewußt, und der bewußte Weltschöpfer wird eben Gott genannt. Daß die Tiere, namentlich alle niedern Tiere unbewußt zweckmäßig handeln (womit natürlich nicht gesagt ist, daß sie ohne Bewußtsein handelten, sondern nur, daß der Zweck und die Zweckmäßigkeit ihres Handelns nicht in ihr Bewußtsein fallen), kann doch nicht geleugnet werden, mag man das nun Instinkt oder sonstwie nennen. Und es ist nicht einzusehen, warum es der Schöpfer nicht auch so hätte einrichten können, daß sich mit den neuen Arten auch die zur Erhaltung dieser Arten notwendigen neuen Instinkte entwickelten. Die Entwicklung des Seelischen veranschaulicht Wundt durch eine Zeichnung: eine Reihe unverbundner wagerechter Strichelchen; dann andre solche Reihen, deren Strichelchen durch Bogen von zunehmender Spannweite verbunden sind. Das Seelenleben des niedern Tieres und des Säuglings besteht aus Gegenwartseindrücken oder Gegenwartsempfindungen, die unter sich keinen Zusammenhang haben. Bei etwas höhern Tierarten und in den spätern Lebensabschnitten des Kindes kommt Zusammenhang in die Bewußtseinsvorgänge: die der Zeit nach benachbarten verbinden sich miteinander, sodaß Erinnerung an das eben Vergangne und Erwartung eines gleichartigen Zukünftigen eintritt. Und im reifen Menschen stehn alle Erlebnisse seiner Vergangenheit — bis auf die vergeßnen — miteinander in Verbindung. Die niedrigste Stufe des Seelenlebens ist überschritten, wenn das Tier oder das Kind einen einmal gesehenen oder gefühlten Gegenstand, einen einmal gehörten Klang wiedererkennt, denn dieses Wiedererkennen ist ein sichrer Beweis dafür, daß zwischen dem frühern Eindruck und dem gegenwärtigen die Verbindung hergestellt ist. Selbstverständlich sind auch die allerprimitivsten seelischen Vorgänge nicht ohne Bewußtsein zu denken. Gewisse Konstruktionen von Tierpsychologen brechen „zusammen, wenn man sich erinnert, daß das Bewußtsein überhaupt nur ein Ausdruck für das Beisammensein der seelischen Erlebnisse selbst ist [warum Beisammensein? Bewußtsein ist schlechthin gleichbedeutend mit Seelenleben, mag dieses auch nur aus einer einzelnen Empfindung bestehn], nichts was außerhalb der letztern und unabhängig von ihnen besteht, deshalb auch mit der Behauptung mancher Tierpsychologen, gewisse Tiere, wie die Bienen und die Ameisen, besäßen zwar ein sehr ausgebildetes Erinnerungsvermögen, aber kein Bewußtsein, überhaupt kein psychologischer Sinn zu verbinden ist". Von diesen Punkten aus gelangt Wundt zu dem Ergebnis, daß man eine „rohe Scheidung" zwischen Tieren von primitivem und solchen von entwickelterm Seelenleben vornehmen dürfe. Die Bewegungen jener können noch als mechanische Reflexwirkungen gedeutet werden, was aber nicht ausschließt, daß sie von Empfindungen begleitet sind, die der zweiten Art beweisen durch Wiedererkennen das Vorhandensein von Gedächtnis und verraten auf höhern Stufen Spuren von „Intelligenz". Zu den primitiven rechnet er die Protozoen, Schwämme, Medusen, Polypen, Stachelhäuter und Würmer; die Gliedertiere, Mollusken und Wirbeltiere gehören unzweifelhaft

der zweiten Klasse an. Doch auch auf der höchsten Stufe kommt noch keine Begriffsbildung zustande; es bleibt bei der Assoziation von Vorstellungen, wie er sich besonders durch das Studium seines sehr gescheiten Pudels überzeugt hat. So hat er diesen zum Beispiel gelehrt, auf das Kommando „Tür zu!“ eine Tür seines Zimmer durch Anstemmen der Vorderbeine zu schließen; als er aber an einer zweiten Tür desselben Zimmers das Kommando aussprach, verstand ihn der Hund nicht, und es kostete einige Mühe, ihn zu demselben Kunststück an dieser Tür abzurichten. Auf die Frage, warum die Tiere nicht sprechen, obwohl doch die höchsten unter ihnen die dazu nötigen Organe besitzen, antwortet er: „weil sie nichts zu sagen haben“. Sie haben wohl Empfindungen und Vorstellungen, aber keine Gedanken.

Alle diese Betrachtungen nun lassen mir die von Wundt verworfne Hypothese des Seelenatoms unentbehrlich und dabei im schönsten Einklang mit der Entwicklungstheorie erscheinen. Irgendwo in dieser materiellen Welt muß doch das Bewußtsein, das Seelenleben untergebracht werden. Entweder nimmt man, hylozoistisch, mit Haeckel an, alle Atome seien beseelt; dann sind die Seelen- und die Körperatome identisch, und die Körperatome offenbaren sich als Seelenatome, wenn sie an gewisse Stellen gewisser organischer Verbindungen, namentlich von Nervensystemen höherer Tiere, geraten. Oder man nimmt mit Busse an, was wahrscheinlicher ist, daß es zweierlei Atome gebe: Körper- und Seelenatome, und daß die zweiten durch ihre Eingliederung in einen Organismus, der sie erregt, zum Bewußtsein erwachen und einen Inhalt empfangen. In beiden Fällen wächst mit dem Emporsteigen auf den Organisationsstufen der Reichtum des seelischen Inhalts (wieso die Annahme des Seelenatoms, wie Wundt meint, mit der Entwicklungslehre unvereinbar sein soll, vermag ich nicht einzusehen), und im Menschen schließt sich dann an die organische Entwicklung die rein psychische an. Im Frosch, der, enthauptet, noch zweckmäßige Bewegungen macht, muß man mehrere aktive Seelenatome annehmen, neben der im Hirn noch eine, vielleicht mehrere, im Rückenmark, in den niedrigsten Tieren scheint jeder Teil des Organismus seine besondre Seele zu haben, der Mensch aber hat, wie die Erfahrung beweist, nur eine Seele, die Hirnseele, und die Einheit seines Bewußtseins, sein Ichbewußtsein, scheint zu fordern, daß wir sie uns als mathematischen Punkt, als Atom denken.

Selbstverständlich sind das alles nur Hypothesen, die weder das Seelenleben erklären noch bewiesen werden können, und die man eben nur konstruiert, weil man das Bedürfnis fühlt, sich sein eignes und seiner Mitgeschöpfe Dasein einigermaßen vorstellbar zu machen. Wir wissen heute ungeheuer viel von der Welt — mit dem „wir“ meine ich nicht etwa mich und jeden beliebigen Leser, sondern die Herren, die das heutige Menschengeschlecht auf diesem Gebiete repräsentieren, also die Physiker, die Chemiker und die Physiologen —; und unsre Kenntnis der Natur befähigt uns — mit dem „uns“ sind hier natürlich die Techniker, die Landwirte und die Gärtner gemeint —, die Naturkräfte in einem bewundrungswürdigen Grade zu beherrschen und dadurch das

Menschenleben zu sichern, zu bereichern und zu verschönern. Aber in Beziehung auf die Gegenstände, nach deren Erfassung die philosophische Forschung strebt, hat der ungeheure Erkenntnisfortschritt kein andres Ergebnis gehabt, als daß wir jetzt mit einer mehr als sokratischen Gewißheit und Deutlichkeit nicht allein einsehen, daß wir nichts wissen, sondern auch, daß und warum wir auf dem Wege der wissenschaftlichen Forschung nichts darüber erfahren können: wir wissen nicht, was der Weltgrund, was unsre Seele, was die Materie ist. „Die Theorie der Materie" ist einer von Wundts Essays überschrieben. (Zweite Auflage mit Zusätzen und Anmerkungen; Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1906.) Der Essay ist 1875 verfaßt und stellt die damals herrschende Atomtheorie dar. Im Zusatz wird die seitdem eingetretne Umwälzung erzählt und vom Energismus (den Maxwell, Hertz, Mach und Ostwald begründet haben) nachgewiesen, daß sein Versuch, auf Hypothesen und auf Anschaulichkeit zu verzichten und sich nur mit den Phänomenen zu befassen, unausführbar sei, weil er der menschlichen Natur widerspreche, weil wir die Naturvorgänge unbedingt als in Raum und Zeit verlaufend, als Bewegungen diskreter Punkte im Raume vorstellen müssen. Übrigens sei der Energismus schon von der Elektronentheorie überholt, die den Atomismus wiederherstelle, indem das Atom (man nimmt nur noch eine Art von Atomen an, unterscheidet nicht mehr Körper- und Ätheratome) als aus Elektronen bestehend gedacht wird. Aber eine günstige Wirkung habe die phänomenologische Behandlungsweise gehabt: „die Atome oder Moleküle, die man in ihren Eigenschaften so sicher zu erkennen geglaubt hatte, als wenn sie sicht- und tastbare Körper wären, von deren Gestalt und Verkettung namentlich die Chemiker die genauste Rechenschaft zu geben wußten, sie verwandelten sich wieder in das, was sie von Anfang an gewesen waren: in Hypothesen, die, zum Behuf kausaler Verknüpfung der Erscheinungen aufgestellt, sich selbst allezeit der völligen Umwandlung in tatsächliche Gewißheit entziehen".

Carl Jentsch

Neue Schönheiten und neue Aufgaben

Von Carl Oehring

Mit einem gewissen Bedauern sehen wir die Schönheit vergangner Zeiten immer mehr aus unserm Stadtbilde entfliehen. Wie gern möchten wir das Erbe unsrer Väter bewahren — und es hat nicht an Versuchen gefehlt, die auf diesen Zweck hinzielten —, aber trotz allem, die abgeschiedne Traulichkeit will in unsern Großstädten wenigstens nicht wiederkehren, die Freude an dem plätschernden Marktbrunnen, an der erhabnen Ruhe des Kirchplatzes, an der malerischen Vielgestaltung der winkligen Gäßchen und krummen Straßen, das alles ist aus dem Gesichtskreis des modernen Menschen verschwunden und lebt nur noch in

der Seele einiger Bevorzugten, die das Glück gehabt haben, besondre Augen von der Natur erhalten oder eine besondre Erziehung und Ausbildung genossen zu haben. Es soll gewiß nicht geleugnet werden, daß die Bestrebungen, das Erbe unsrer Väter kommenden Geschlechtern zu übermitteln, ihre Berechtigung haben, wenn wir uns auch mit diesen Zielen in einem scharfen Gegensatz zu jenen Vätern wissen, die unzweifelhaft weit rücksichtsloser und pietätloser empfanden; es soll aber hier betont werden, daß man in diesem Bestreben oft in einer Anwandlung von historischer Sentimentalität über das Ziel hinausgeschossen und viel zu viel Zeit, Mühe und Kraft darangesetzt hat — ich brauche nur an die zahlreichen „Restaurationen" mittelalterlicher Bauwerke zu erinnern —, und daß die moderne Zeit auch ihre Schönheit hat, die, wenn sie erkannt ist, viel größer, gewaltiger wirkt und erhebt als jene für uns romantische Schönheit des Mittelalters.

Aber diese Schönheit will gesucht, ernstlich gesucht und tief empfunden werden. Öffne dein inneres Ohr und lausche auf den Pulsschlag deiner eisernen Zeit, wenn du im Bahnwagen dahinsaust; das hämmert in furchtbarem Rhythmus, willenlos, ohnmächtig bist du einem zermalmenden Ungeheuer preisgegeben, das ist deine eiserne, männermordende Zeit! Dein starkes, festes Herz freut sich aber dieser gewaltigen Melodie. Öffne dein Auge der Schönheit des Lichts, das überreich in allen Farben dich überströmt, wenn du am Abend deine Stadt dir zu Füßen liegen siehst. Millionen von Lichtern blitzen hervor, und eine feurige Lohe schlägt gegen die Abendwolken, die größer ist als jene Feuergarbe aus dem brennenden Rom. In der Ferne hörst du das dumpfe Brausen der Stadt und das Geheul der Nebelhörner aus dem Hafen, ein Bild drängt sich deiner lauschenden Seele auf, so groß, so gewaltig, daß dein Ich sich erhebt voll Stolz und Festigkeit — ein dankbarer Blick zum Himmel und über die Erde, daß du dieser gewaltigen Zeit angehörst.

Wo sahst du die Schönheit?

Künstler der Farbe, erkanntest du sie in der Farbenpracht südländischer Landschaften? Siehe, in dem rauchgeschwärzten Industrieviertel deiner Stadt erscheint dir eine andre erhabne Schönheit.

Und auch du, Künstler des Steines, suchtest du sie in dem Ebenmaß griechischer Statuen? Siehe, auch die zyklopische Gestalt des Industriearbeiters deiner Stadt hat ihre erhabne Schönheit.

Künstler des Raumes, fandest du sie bisher in der Ruhe des griechischen Tempels? Siehe, die Bauwerke des Industrieteiles deiner Stadt, dieses modernsten Teiles deiner Stadt, reden eine gewaltige Sprache, suche hier eine neue Schönheit!

Eine Umwertung aller Werte hat begonnen, nur wenige haben Zeit gefunden, in ihrem Hasten und Jagen die Stimme zu hören, nur ganz wenige unsrer modernen Künstler haben diese Schönheit erkannt, dafür predigen diese wenigen aber auch mit einer Tiefe und Hoheit, die sie weit heraushebt aus der großen Menge. Und wie in der Malerei und Plastik nur ganz wenige diese

Schönheit suchten, so gab und gibt es auch in der Baukunst nur wenige, die dieser spröden Schönheit nachgingen, nur wenige, die die Aufgaben dieser modernsten Bauprogramme, nämlich der Programme, die die moderne Industrie stellt, mit ernster, fester Hand bewältigten.

Eine böse Zeit liegt hinter uns, eine Zeit des Umhertappens, des Kompromisses, eine Zeit, in der man die Eisenkonstruktion einer Brücke verstecken zu müssen glaubte, eine Zeit, in der man andrerseits es nicht der Mühe für wert erachtete, reine Nutzbauten wie Wasserwerke, Gaswerke, Talsperren, Eisenbahnbrücken, Bahnhofshallen usw. von einer künstlerisch geübten Hand gestalten zu lassen, eine Zeit, in der, wenn man sich trotzdem dieser künstlerischen Kraft bediente, eine tiefe Kluft gähnte zwischen der Formensprache des konstruierenden Ingenieurs und der des künstlerisch gestaltenden Architekten. Jedermann kennt jene Bauten, die von weiter nichts reden als von ihrem Nutzen, jene Wassertürme, die wie große Taubenschläge auf einer Stange aussehen, jene Schuppen, die aus vier Wänden und einem flachen Pappdach bestehn und zwar einer malerischen Seite nicht zu entbehren brauchen, aber auf architektonische Gestaltung keinen Anspruch machen können. Und doch sind diese einfachen Bauten des Ingenieurs noch besser als jene zweite Klasse von Bauten, bei denen der konstruierende Ingenieur den Architekten herbeirief, damit dieser sein Werk ausstaffiere. Jene Werke wollen in ihrer Einfachheit nicht mehr sein, als sie sind, nämlich Nutzbauten, und deshalb liegt in ihrer kalten Wahrheit immerhin noch ein gewisser ethischer Zug, diese aber paradieren in falscher Weise mit fremden Federn. Jene eisernen Brücken mit den malerischen Tortürmen, jene Bahnhofshallen mit der „historischen" Hausteinfassade; man möchte sie in zwei Teile zerlegen, jeder Teil an und für sich ist gut, beide zusammen ein Schlag ins Gesicht.

Ist diese böse Zeit schon ganz vorbei? Gewiß nicht, aber wir stehn gerade an ihrem Ausgang, wir haben die Tür geöffnet, die auf ein neues freies Land führt, hinaus aus dem engen dunkeln Stübchen des Akademikertums. Ein neuer, frischer Wind erhebt sich, eine starke, steife Brise. Im vergangnen Jahre hat der Verband deutscher Architekten- und Ingenieurvereine folgende Rundfrage an alle Verbandsvereine ergehn lassen: „Welche Wege sind einzuschlagen, damit bei Ingenieurbauten ästhetische Rücksichten in höherm Grade zur Geltung kommen?" Die natürlich sehr mannigfache Beantwortung dieser Frage wird gewiß nicht den Zweck verfehlen, die Gedanken aller Fachleute auf diese schwierige Aufgabe zu lenken und auch die Aufmerksamkeit größerer Kreise mehr und mehr auf diese moderne Baukunst richten. Das eine leuchtet wohl aus allen Antworten hervor, daß die Schuld für ein Versagen bei der Gestaltung eines Bauwerks, bei dem der Ingenieur und der Architekt beschäftigt waren, beide Männer trifft, den Ingenieur, der mit Geringschätzung auf die Tätigkeit seines Kollegen herabblickt, und den Architekten, der sich an die Formensprache historischer Stilarten gewöhnt, der Ausdrucksweise des Ingenieurs nicht anzupassen verstand. Die Trennung der Fakultäten, so nötig sie war, hat schließlich eine

breite Kluft zwischen ihnen erzeugt, die nun wieder geschlossen werden soll und wird. Das kann natürlich nicht dadurch geschehen, daß der Ingenieur Unterricht in den historischen Stilen, der Architekt solchen im Berechnen von Ingenieurkonstruktionen erhält, sondern nur dadurch, daß der eine ganz allgemein ästhetisch erzogen wird und der andre ganz allgemein die Konstruktionsweise des modernen Ingenieurs kennen lernt.

Außerdem aber sollen es sich die Verbandsvereine zur Aufgabe machen, durch Vorträge, Ausstellungen und durch die Presse die Aufmerksamkeit und das Verständnis des Publikums zu wecken. Denn das große Publikum ist ja nicht allein kunstgenießend, sondern es kann durch Kunstvereine, durch die städtischen Körperschaften oder gar selbst ausführend einen nicht unbedeutenden Einfluß ausüben. Es muß anerkannt werden, daß sich durch die Werke eines Menzel, Kampmann, besonders aber durch die Schöpfungen jenes großen Belgiers, dessen „Denkmal der Arbeit" jeden Beschauer bezwingt, durch Gewöhnung und durch allmähliches Verstehenlernen auch im Publikum eine Wendung zum Bessern angebahnt hat.

Um das zu Erstrebende recht klar heraustreten zu lassen, will ich die Gegensätze einmal nebeneinanderstellen. Man halte sich die Kronprinzenbrücke in Berlin gegen die neue Rheinbrücke der Umgehungsbahn bei Mainz und diese gegen die Treskowbrücke bei Oberschöneweide oder den Kaisersteg bei Niederschöneweide, man halte sich den Hauptbahnhof in Dresden gegen den in Frankfurt am Main oder den neuen Hauptbahnhof in Hamburg; man halte sich die Bauten der Berliner Stadtbahn gegen die der Berliner Hoch- und Untergrundbahn, der Fortschritt springt in die Augen. Aber gewiß ist, daß wir erst im Anfang der Entwicklung stehn, und daß noch viel zu tun übrig bleibt. Die Wassertürme unsrer Städte, die in der Silhouette der Stadt eine Rolle spielen, die Elektrizitäts- und Wasserwerke und überhaupt alle industriellen Anlagen, die dickbauchigen Gasometer, die himmelanstrebenden Schornsteine, all das fordert zur Gestaltung auf.

Das sind allerdings Aufgaben, die bisher mit Geringschätzung angesehen wurden, die aber mehr Gestaltungskraft und Vertiefung verlangen als die rein architektonischen Programme, die immer mit voller Hingabe und einem wahren Feuereifer behandelt wurden. Es geht bei jenen allerdings schwer vorwärts, denn es ist Neuland, was wir hier betreten, und man darf hier nicht die erlernten historischen Stilformen zum tausendunderstenmale wiederbringen, wohl aber darf und muß man sogar hier offen und ehrlich, und das ist das wichtige und große bei der Arbeit, die modernen Konstruktionselemente: das Eisen, das Eisenfachwerk und den Eisenbeton, zeigen und bilden.

Der Marquis von Carabas

Roman von Palle Rosenkrantz

Zweites Kapitel

(worin das Leben und die Menschen von einer andern Seite gesehen werden und der Verfasser als schlichter Geist, der er ist — ebenso wie Katt — wiederum wortreich wird)

Während der Marquis im Festsaale tanzte, brachten Katt und Pips den Abend in einem Arbeitertheater in der Vorstadt zu. Pips hatte trübselig den Kopf hängen lassen, und deshalb war es Katt passend erschienen, sie durch eine Naturkomödie, über deren Inhalt er in einem Arbeiterblatte gelesen hatte, aufzuheitern. Die Vorstellung wurde in einem Versammlungshause gegeben, dessen eine Seite den Standplatz für einen Thespiskarren abgab. Bedient wurde dieser von achtbaren Arbeitern und Arbeiterinnen aus der obersten Hälfte dieses Standes, wohlgestellten, zufriednen und organisierten Leuten, die die Zeit gelehrt hatte, das Leben nach Kräften auszunutzen, wie es das Recht und die Pflicht der Menschen ist.

Das Lokal war hell und freundlich, und die meisten der Zuschauer waren vergnügt und wohlgekleidet: Männer mit ihren Frauen, häufig auch Frauen mit ihren Männern, Fabrikarbeiterinnen und Nähterinnen mit ihren Liebsten, dazwischen bleiche und müde weibliche Wesen, aber auch frische und gesunde junge Mädchen, die alles sahen und fühlten und sich auch nicht scheuten zu reden.

Das Licht des Kronleuchters an der Decke ergoß sich über vielfarbige Blusen und Taillen, über Haarkämme und Haargekräusel, es fiel auf gebeugte Köpfe mit spärlichem, armseligem Haarwuchs, auf abgenutzte schwarze Kleider und bescheidne Halskrausen; hier und dort traf es auch auf gefurchte und von der Sorge gekennzeichnete Stirnen, doch wenn man die ganze Menge als eine Einheit auffaßte und Gesicht für Gesicht zu einem einzigen großen, vielköpfigen Wesen vereinigte, so fand man alle Furchen ausgeglättet und als gemeinsamen Charakter eine sinnige Ruhe, eine gefaßte Erwartung und das Gefühl, Schulter an Schulter unter gemeinsamer Flagge zu stehn.

Katt und Pips saßen etwas nach hinten, einsam, weil sie niemand kannten, und unbeachtet, weil die Menschen der Großstadt niemals den einzelnen sehn. Der Vorhang wurde nach links gezogen, und über den Saal, der nun in Finsternis lag, breitete die Andächtigkeit ihre Flügel des Schweigens. Es war ein modernes Volksschauspiel, das gegeben wurde, von einem Mitgliede des Zirkels geschrieben und für denselben Zirkel zur Aufführung berechnet. Die Szenerie stellte ein stilles Arbeiterheim im Hinterhause dar, in das die Sonne selten hineinscheint, und in dem die Genügsamkeit durch die Öldrucke an den Wänden und die wenigen steifen Möbel eine deutliche Sprache redet. Auch die halb zerbrochnen Glasvasen, deren Blumen getrocknetes Gras sind, bekunden die Bescheidenheit der Bewohner. Es ist ein Heim, dessen Fenster mit Kattungardinen behängt sind, und worin viele Menschen in wenigen und engen Räumen wohnen müssen.

Die Hausmutter sitzt gegen Abend am Nähtisch und erwartet den Mann von der Arbeit zurück. Die Kleinen sind zur Ruhe gebracht, die Halberwachsnen pauken ihre Lektionen zum Freischulunterricht am nächsten grauen Morgen durch. Ein junger Mann trägt einen Arm in der Binde; das „Arbeiterrisiko" hat ihn hart betroffen; vom Dache eines gewaltigen Eisenbaus ist er mit zerschmettertem Arm heimgekommen.

Sie reden alle mit gedämpfter Stimme; die Mutter wie auch die Jüngern, sie reden von ihm, der der Herr ihres Schicksals ist, von dem Manne mit dem Geldsack, der ihnen ihre Arbeit nimmt, dadurch reich wird und ihnen nur kärglich das Notwendigste dafür gibt. Sie reden bekannte Worte, dieselben Worte, die von den Leuten unten Abend für Abend, wenn die große Stadt ruht, und die vielen in ihre kleinen Häuser gekehrt sind, geredet werden. Und die Leute unten lauschen, als hörten sie die Worte zum erstenmal, die Alten — sich müde unter das Gesetz beugend, das recht sein müsse, weil es bestehe, die Jungen mit Trotz und Tatenlust gegen das Gesetz, das unrecht sein müsse, weil es von so wenigen gegen so viele geschrieben sei.

Dann geht die Tür auf, und der Mann tritt herein, der Mann, der durch sein Wirken die neue Zeit mit der alten verbindet, der die Arbeit zusammen mit den Jungen verrichtet, aber sich noch der alten Gedanken erinnert; er, der das Leben kennen lernte, als es noch im Zeichen der schaffenden Hand und nicht des treibenden Rades stand, der früher selbst das Werk schuf und nun mit seinen alten Gedanken ebenfalls am Rade steht und darum auch die Jugend zu begreifen vermag.

Derb und scherzhaft ist seine Rede; Licht bringt er mit sich, Gesundheit und Kraft, vereint mit dem Willen, auszuhalten. Die Zuhörer unten lauschen auf seine Worte, teils weil sie dieselben Worte reden, teils weil sie wissen, daß er sie nur spricht, um später sehend zu werden und die richtigen Worte zu finden.

Jetzt fehlt noch einer, den man erwartet: die Tochter des Hauses, die Geliebte des jungen Mannes, die früher lächelnd an seiner Seite schritt, nun aber ihn scheut, nur selten das väterliche Haus betritt und dann selbst mit einer Entschuldigung dafür, daß sie gleich wieder ging. Sie kennen alle die Ursache dazu; mit gedämpfter Stimme wird davon gesprochen, die Mutter sucht zu beschwichtigen, der Vater grollt, es wird trübe in den Gemütern, und das Abendbrot schmeckt bitter.

Dann kommt sie herein, hell und hellgekleidet, voller Farbe, die grell gegen die matten Töne des Heims absticht. Sie ist nervös erregt, dem Hause entfremdet, unfreundlich und unwillig darüber, sagen zu müssen, daß sie das Haus verlasse, aus einem Grunde, den ihr niemand glaubt, weil sie zu lügen nicht gewohnt ist.

Auch ihre Worte sind nicht neu, nichts von allem ist neu, aber allen scheint es, als habe er, der es schrieb und selbst einer der Ihrigen ist, gerade das gesehn, was sie kennen, und gerade das erzählt, was sie wissen.

Die Leute auf der Szene geben alles als ein Stück ihrer selbst, und die Menschen im Raume nehmen es als ihr Eigentum hin. Und als der Zorn auflodert und die harten Worte klingen, da ballen sie ihre Hände zusammen und hassen die Abwesenden, die das Böse hervorriefen und in den Winkeln des stillen Heims gewitterbringend lauern.

Pips langweilte sich, und Katt fand die Komödie fürchterlich rührselig. Sie hieß „Die Tochter des Arbeiters", und Katt war davon ausgegangen, daß sie unterhaltend sein würde. Vorläufig aber langweilten sie sich grausam.

Der Vorhang fiel, und als er sich wieder hob, stellte die Szene einen geräumigen Saal des Vorderhauses vor. Hierbei wurde zum erstenmal die Phantasie des Verfassers in Anspruch genommen; das Zimmer war dasselbe, nur glänzten die Möbel etwas mehr, die Gardinen fielen in dichtern Falten herab, und

es herrschte mehr Licht. Ein Teppich auf dem Fußboden und ein Diener in Livree verrieten, daß man sich bei einem Etatsrat befand. Die Herrschaft des Hauses ging mit bösen Mienen umher, und der Herr verlangte die gewöhnlichsten Dienstleistungen in einem Tone von seinen Leuten, als wäre er ein römischer Cäsar, der durchaus Blut fließen sehn wolle. Seine Worte und Gesten waren von verschärfter Niederträchtigkeit, und bevor er und seine steife Frau sich von dem luxuriös gedeckten Kaffeetisch erhoben, hatten die beiden eine ganze Welt von Schändlichkeiten enthüllt, was sie in den Augen aller Zuschauer zu dem stempelte, was sie darstellten, zu seinen Leuten.

Die hinzukommende Tochter des Hauses wurde in mäßiger Kleiderpracht vorgeführt, doch war sie sehr steifnackig und von Kindheit an durch das im Hause verborgne Gift, das in den Jutegardinen und den Plüschdecken auf den Tischen zu lauern schien, angesteckt. Es ging ein Seufzer der Erleichterung durch die Reihen, als nach einem starken Rollen ein Landauer die häßliche Gesellschaft fortgeführt hatte, wahrscheinlich an einen ebenso pestbesangnen Ort und zu neuen Ausschweifungen.

Und dann kam es: die Lichter wurden gedämpft, und in einem unheimlichen Halbdunkel spielte sich eine Szene ab zwischen ihm, dem reichen Wollüstling, dem Sohn des Hauses, der natürlich Leutnant war, und ihr, der Tochter aus dem kleinen Heim vom ersten Akt. Er verlockte sie und redete — ihr Haar streichend — auf sie ein, und sie — die sich danach drängte, von allem zu genießen, was sie an Glanz und Reichtum seines Hauses von ihrer engen Stube aus hatte sehn können — klammerte sich an ihn und gab ihm von dem Reichtum ihres Herzens.

Bedrückt und schweigend hörten die Leute unten zu; altbekannt war es ihnen, und doch schien es allen neu zu sein. Die Weiber schauderten und dachten an ihn, den es teils gab, teils nicht gab, je nachdem er in Wahrheit oder nur in Träumen lebte.

Und als dann aus dem Dunkel der junge Arbeiter hervorglitt mit seinem verletzten Arm in der Binde, als die Worte wie ein Ungewitter über die Szene jagten, und das Schluchzen des Weibes in die bösen Worte der Männer und schließlich in deren Ringen hineindrang, da stieg von den Zuhörern unten ein dumpfer Lärm empor, der sich zum Händeklatschen und einem Beifall steigerte, der über das ganze Haus zusammenschlug und es vom Boden bis zur Decke erfüllte.

Der Herr des Lasters aber wurde Sieger über die Tugend; der junge Mann mußte weichen, bleich und regungslos wurde er von herzugerufnen Leuten fortgetragen, während das junge Weib davon flüchtete wie ein Reh, dem Unglück, das auf sie lauerte und sie umgarnte, entgegen. —

Diesesmal schien das Licht auf Frauen und Männer, die aufgeregt miteinander redeten, es blinkte in nassen Augen wieder und glitt über heiße Gesichter.

Katt meinte, es wäre Biech, doch Pips war schon hingerissen davon. Sie wollte bleiben, obwohl Katt mehr als genug davon bekommen hatte. Und so blieben sie.

Der Kampf brannte weiter fort, bis er schließlich in hellen Flammen ausschlug; der alte Arbeiter verlangte von dem reichen Manne sein Kind zurück und wurde mit Hohn empfangen. Er schleuderte dem Unwürdigen Zornesworte ins Gesicht, Worte, die die Jungen redeten, und die die Leute unten alle Tage in dem Blatt fanden, das sie alle lasen. Auch er mußte im Kampfe weichen; alles, was er aufgebaut hatte, wurde um ihn in Stücke geschlagen, und das Laster zwischen den Gardinen und Teppichen lachte ihm hohnvoll nach. Der Haß drang in die Reihen der Zuschauer hinab; böse Worte stiegen zu den Darstellern hinauf, die diesen fast in ihrer Niederträchtigkeit Einhalt taten. Aber so gern sie diese gemieden hätten, mußten sie doch darin fortfahren; der Gang der Handlung zwang sie dazu. Es war ja auch nur Komödie.

Das Feuer breitete sich aus; es leuchtete mit seinen Flammen über Vorder- und Hinterhaus, geballte Fäuste wurden gegen die Bösen und Reichen geschüttelt, während die Armen und Guten zu bösen Menschen wurden.

Und aus der Asche fiel ein fahler Schein über ein junges Weib, dessen Traum zu Ende war, das bleich und bebend vor einer häßlichen Wiege kniete, in der ein Kind lag, das ihr — ihr allein — gehörte. Der fahle Schein flackerte über viele aufwärts gewandte Gesichter, und hinter den trüben Blicken nagte sich der Haß hervor. —

Im nächsten Bilde machte eine Kirche den Versuch, in festlicher Pracht zu strahlen, und zum Altar hinauf schreitet der junge Held aus dem zweiten Akt in strahlender Offiziersuniform, um unter schwerer Pracht seine Vermählung vollziehen zu lassen. Von den Stühlen her strecken gutgekleidete Neugierige ihre Hälse aus, und steife Kirchendiener drängen sie wieder zurück, während das bestemte Laster am Hochaltar Platz nimmt. Dann kommt die Braut unter dem Klange der Orgel heran — nun stehn sie beide vor dem Altar — da plötzlich drängt sich ein arm gekleidetes Weib hervor und wirft ein kleines Bündel ihm zu Füßen, während alles tobt und schreit. Die Braut sinkt einem rotbefrackten Herrn ohnmächtig in die Arme, und der böse Kriegsmann steht zusammengesunken vor dem Weib und dem Kinde, während der Gottesmann vor dem Altar nach dem Kreuz auf seiner Brust greift.

Da bricht ein Beifall los, der nicht enden will. Wieder und wieder wird der Vorhang zur Seite gezogen; das Bündel liegt noch vor dem Altar, das arm gekleidete Weib am Boden. Die Braut ist ohnmächtig, und der Offizier steht wie eine Statue. Es will kein Ende nehmen, bis sich das Weib vom Boden erhebt, an der Hand des Kriegers in den Vordergrund tritt und sich wie eine Hofdame verneigt.

Katt war in Gedanken gekommen, Pips hatte rote Augen. Die Zuschauer aber atmeten stolz und erleichtert auf; sie waren sich eines errungnen Sieges bewußt.

Nun hatte auch Katt Lust bekommen, das Ende der Geschichte zu erfahren. Dieses wurde ja, wie es nicht anders konnte. Aus den brennenden Trümmern des Lasters erhob sich ein edler Mann, ein Mann, dessen Herz bei den Kleinen und Guten lebte, obwohl er selbst von den Reichen und Bösen stammte. Er trat in die kleine Stube hinein, in der die Sorge wohnte, an der einen Hand hielt er das junge Weib, an der andern den jungen Mann, dessen von der Arbeit gebrochner Arm jetzt wieder in voller Kraft strotzte. Und er vereinigte sie zu einem Leben, das stark und zielbewußt in nimmer ermüdendem Kampf gegen das Unrecht geführt werden solle, um mit dem Siege zu enden! So sagte er wenigstens.

Der edle Mann fand bei den Zuhörern keine Freude; man fühlte wohl, daß er eine Lohnforderung erfüllte, die die Wirklichkeit nie und nimmer bezahlte. Doch um die beiden Vereinigten brauste der Beifall, und der Vorhang wurde wieder und wieder zur Seite gezogen, zuletzt vor einem kleinen, vollbärtigen Manne, dem Dichter, dem dröhnende Hurrarufe entgegenklangen.

Katt kämpfte sich mit Pips durch das Gedränge, und beide begaben sich dann zu Fuß in ein Kaffeehaus, wo das Licht kleiner elektrischer Lampen über freundliche, weiße Tische fiel und nur wenige Menschen, leise plaudernd, beisammen saßen. Während sie speisten, schwiegen sie beide. Pips war von den Eindrücken des Abends erfüllt, Katt fühlte sich von der Technik des Stückes imponiert; es schien ihm gut aufgebaut zu sein. Aber schließlich hielt er es doch für ziemlichen Unsinn. Und Katt wollte nicht unterlassen, Pips über die Wahrheit die Augen zu öffnen, jetzt, wo die Gelegenheit gekommen war. So hielt er denn einen Vortrag:

Sehn Sie, Pips, sagte er, derartige Vorstellungen haben ihre guten Seiten. Sie gießen kräftige Nahrung in den gesunden Haß des Volks, in den Haß, der

die Tat erzeugt und Brücken zwiſchen Altem und Neuem baut, in den Haß, den die Geſellſchaft nicht entbehren kann, und der von großem Nutzen zu ſein vermag. Die Geſchichte des Stückes iſt alt und zum Teil auch wahr. Die beiden Prinzipien kämpfen miteinander, und während des Kampfes dringen die Kleinen empor. So muß es ſein. Durch die Liebe bleibt die Geſellſchaft freilich erhalten, durch den Haß aber macht ſie Fortſchritte.

Die Sache hat jedoch auch ihre Kehrſeite. Für die ganze Geſellſchaft zuſammengenommen iſt dieſe Nahrung wohl geeignet, für den einzelnen dagegen kein Eſſen, nicht einmal ſtarke Magen können ſie vertragen. Und derartige Abhandlungen liebe ich auch mehr in Form von Brandartikeln in irgendeinem Arbeiterblatt als in Form einer ſzeniſchen Darſtellung. Die Kunſt ſteht mir zu hoch dazu. Ich meine, derartige Aufreizungen gehören auf den Rednerſtuhl, nicht auf den Theſpiskarren. Hier iſt es mit Ihnen beſtellt wie mit den Heilsarmeeverſammlungen, mit deren Erweckungen und anderm göttlichen Spektakel, eine traurige Paſſe, keine ernſte Kunſt! Von der wahren Kunſt dagegen lernt jeder, der ſie perſönlich hört und ſieht, und nur dieſe unmittelbare Lehre hat für mich einen wirklichen Wert.

Pips meinte, das Stück habe ſo, wie es heute gegeben worden wäre, eine ſehr kräftige Wirkung, im übrigen intereſſierte ſie Katts ſchöne Beredſamkeit nicht im geringſten; ſie dachte an Jörgen.

Katt verſetzte, das wiſſe er ſehr gut, und da er ſich ſelbſt gern reden hörte, ſo fuhr er fort:

Wollen Sie meine ehrliche Meinung wiſſen? Wir Nordländer, die Deutſchen ſchließlich auch, ſind im Lieben zahm wie die Haustiere, alſo ſpricht mein geliebter Freund, Herr Vögedal. Und er hat recht. Dieſe Geſchichte mit dem Brautſchemel iſt eine gute Idee des Verfaſſers, bloß iſt er ſich deſſen gar nicht bewußt geweſen. Die Südländer ſchlagen ſich um der Liebe willen, wir Nordländer dagegen erſt um des Ehebettes willen, das die Kirche vorher geſegnet hat. Daher vermögen wir aus dem, was für die andern eine Menſchenkamödie iſt, eine Geſellſchaftskamödie zu machen. Dieſe ganze Szene mit der Kirche und dem Kinde kann ja ohne Bezug auf die beiden Hauptdarſteller ſelbſt geſpielt werden. Ein Dolch zwiſchen den Rippen des ungetreuen Liebhabers, das iſt Menſch gegen Menſch. Das iſt der Haß und die Verzweiflung, die mit der Liebe in der Bruſt eines und desſelben Menſchen ringen. Das iſt das Drama. Dieſes hier war nur ein Beitrag zur Frage über unglücklich geſtellte Mütter, und zwar mit einer mörderlich ſchlechten Löſung.

Ich finde, es wirkte recht flott, ſagte Pips, und ſie verſuchte ſich ein friſches Ausſehn zu verleihen.

Selbſt der ruhmgekrönte Björnſon hat Tricks angewandt, ſagte Katt. Derartiges wirkt freilich effektvoll, aber ich bin nun einmal kein Freund von öffentlichen Ausſtellungen ſolcher Mängel. Dieſes hier iſt mir ſchon ſehr auf die Bruſt gefallen.

Und ſchließlich mußten ſie ja auch trotz alledem den edeln Kapitaliſten herbeiholen, um der Geſchichte einen befriedigenden Schluß zu verleihen.

Das hat mir auch nicht gefallen, ſagte Pips.

Nein, aber Sie können glauben, die andern wären ſehr unzufrieden geweſen, wenn das Ganze nicht mit Glück und Freude geendet hätte. Und hätte ſie ihn etwa in ſeinen hellblauen Arbeitshoſen bekommen, dann wäre es ganz und gar verkehrt geweſen. So etwas war wohl in den alten Tagen möglich, und damals machte es ſich ſehr ſchön, heute aber geht ſo etwas nicht mehr!

Sie liebte ihn doch aber, ſagte Pips leichthin.

Eben ſo ſehr, wie ſie den reichen Verſchwender liebte, der dem armen Manne ſein einziges Schaf nahm. Katt fuhr ſich in die Haare und ſah unſchlüſſig aus.

Zahme Haustiere, sagte er. Nein, ich sollte den Leuten einmal eine Komödie schreiben, das heißt, wenn ich einen solchen Kram überhaupt zusammenflicken kann.

Pips lächelte. Na, und wie würde es da zugehn?

Kann es Ihnen Vergnügen machen, das zu erfahren? fragte Katt.

Ungeheures, sagte Pips.

Dann will ich es Ihnen ein andresmal erzählen. Heute möchte ich nicht gern Ihre moralische Ausbeute dieses inhaltsreichen Abends zerstören. Unser Marquis wird nun wohl seinen Gavottetanz im Hochfestsaal beendet haben und zieht sich jetzt zweifellos zurück, um ...

Pips legte die Hand auf seinen Arm. Nun seien Sie still, Katti

Dieser blickte auf und betrachtete sie eine Weile lang stumm. Ich glaube wahrhaftig, sagte er dann langsam, Sie fangen an, sich ebenso zu fühlen wie die vom Glanz verblendete aus der freundlichen Arbeiterstube. Na, das ist ja Ihre Sache!

Pips erhob sich.

Sagen Sie einmal, verehrtes Fräulein, Sie haben wohl den ganzen Abend über Vergleiche angestellt? Nicht wahr?

Nun fangen Sie an, wunderlich zu werden, sagte Pips schnell.

Setzen Sie sich, erwiderte Katt. Dann bestellte er eine Flasche Champagner. Pips machte große Augen. Katt saß und spann.

Pips, sagte er, wir sind ja alte Freunde; wir dienen auch demselben Herrn. Können Sie sich dessen erinnern, was ich Ihnen vor kurzem über das Spektrum und den täglichen Wasserstand erzählte? An jenem Abende war ich geistreich, am heutigen Abende bin ich praktisch. Wollen Sie mir geloben, daß Sie nicht so närrisch sein werden wie das Mädel im Stück, wenn etwas verkehrt gehn sollte?

Pips starrte ihn an. Katt fuhr fort: Es wird nämlich verkehrt gehn, müssen Sie wissen! Der Marquis gleitet von uns ab oder richtiger gesagt von Ihnen. In ein paar Tagen wird er zum Hofjägermeister ernannt, und dann muß er Farbe bekennen. Ich habe meine bestimmte Absicht dabei gehabt, als ich Sie in diese Komödie führte, und was ich sage, ist nichts überraschendes für Sie. Nun?

Pips schwieg.

Ich verstehe meine Augen zu gebrauchen, fuhr Katt fort, und während des ganzen Abends, da ich neben Ihnen saß, habe ich Sie betrachtet, namentlich während der Szene mit der Wiege. Ich habe Sie eine Zeit lang nicht gesehn, nur in den letzten fünf Tagen bin ich einigemal mit Ihnen zusammengewesen. Ich bin ganz gewiß ein Junggeselle und habe dem Weibe für immer entsagt, aber meine Augen verstehe ich zu gebrauchen, und die haben gesehn, daß etwas schon verkehrt gegangen ist.

Pips wurde blutrot. Wir wollen gehn, sagte sie nervös.

Nein, versetzte Katt und dämpfte seine Stimme zum Flüstern herab, meine Worte passen vortrefflich zu diesem Ort mit seinem matten Licht und den weißen Tischtüchern, und die Menschen, die um uns sitzen, halten uns sicher für ein Paar. Wenn der Marquis nun eines Tages — was sehr bald der Fall sein wird — etwas schreibt oder sagt, was Sie tief im Innersten trifft, wollen Sie dann, hören Sie, was ich sage, wollen Sie dann, ohne es jemand zu sagen, sich mit mir zusammentun?

Pips starrte ihn an.

Katt wiederholte: Sich mit mir zusammentun. Ich meine, eine regelrechte Verbindung mit mir eingehn. Ich verlange nichts von Ihnen, nicht einmal Sie selbst verlange ich; aber ich gebe Ihnen mein Wort darauf, und das pflege ich zu halten, daß Sie und ich einen fünften Akt zum Drama des Marquis schreiben werden, der besser mit den ersten vier übereinstimmen soll, als es der fünfte Akt in jener Komödie tat.

Haben Sie zuviel getrunken, Kattrup? sagte Pips leise.

Nein, versetzte Katt ruhig, ich habe bloß eine Gesellschaftskomödie gesehn, Fräulein Anthan. Und ich glaube, es ist an der Zeit, daß ich eine andre Rolle zu spielen beginne als die des gestiefelten Katers. Insofern hat die Komödie auch auf mich gewirkt.

Haben Sie etwa Mitleid? fragte Pips stolz.

Keinen Funken davon. Aber es kommt schließlich der Augenblick, wo man des Zusehns müde wird. Diese Sache hier ärgert mich, und ich will nicht haben, daß Sie sich wie das Mädchen im Stück anstellen; denn das ist erniedrigend. Es gibt eine alte Regel, die das Drama in zwei Kategorien einteilt: in Komödie und Tragödie. Die modernen Dichter aber haben beides zu einem rührseligen Brei zusammengemengt. Ich liebe die reinen Linien, Pips, und ich werde Ihnen, wenn Sie wollen, eine neue Form des Spiels zeigen, die den Kindern unsrer Zeit würdiger ist. Antworten Sie nicht.

Nun geht der Marquis erbaut von den hohen Sälen nach Hause. Heute denkt er noch zurück, doch von morgen an beginnt er schon vorwärts zu denken. Ich glaube ihn nun zu kennen. Sie haben an diesem Abend auch Erbauung gefunden; das war, wie die Deutschen sagen, „der Zweck der Übung". Ich habe Ihnen das Drama in der anschaulichsten Form für Kinder und kindliche Gemüter zeigen wollen. Und Sie haben mein Wort. Ich verlange nur Vertrauen von Ihnen. Sie bedürfen eines Mitspielers, gut, wählen Sie mich dazu. Ich bin vollkommen leidenschaftslos, aber Spieler bin ich. Und ich liebe hoch zu spielen.

Kommen Sie nun, wir wollen gehn. So gingen sie. Pips sagte kein Wort. Und Katt schwieg.

Drittes Kapitel

(worin Katt als Mephistopheles auftritt und sich überhaupt als eine im höchsten Grade ruchlose Person offenbart, was ja auch nur zu erwarten war)

Liebe kleine Freundin!

Ich schreibe an dich, weil ich will, daß du ruhig und verständig, wie ich es von dir erwarte, meine Worte überdenken, mir nicht zürnen, mir keine niedrigen Motive zuschieben und auch nicht glauben möchtest, daß ich so handle, um dir wehe zu tun. Du mußt selbst gefühlt haben, daß du und ich voneinander fortgeglitten sind. Nicht, daß du von mir gegliten wärst, nein, aber das Leben selbst, das uns beherrscht, zwang unsre Wege auseinander. Es kann ja nichts nützen, zu verbergen, daß etwas unwahres in unserm Verhältnis lag. Ich mache dir keinen Vorwurf darüber, daß du deinen Eltern gegenüber das Verhältnis als fester hinstelltest, als es war, aber, nicht wahr, diese Lüge rächt sich nun. Wir liebten einander ja nur — ich wenigstens dich —, weil wir nicht anders kannten, weil es den Inhalt unsers Lebens ausmachte. Du mußt nun erfahren, daß dem nicht mehr so ist. Der Platz in der Gesellschaft, den ich einnehme, stellt nun Ansprüche an mich, und ich bin gezwungen, diese Ansprüche einzulösen, ohne auf dich Rücksicht nehmen zu können. Daß ich dies vermag, ist mir ein Beweis dafür, daß du nicht mehr ganz so mein Leben ausfüllst, wie du es in den ersten Tagen unsrer Liebe tatest. Es ist wohl hart, dergleichen auszusprechen, jedoch für mich hat jetzt nur noch die volle Wahrheit Geltung, selbst wenn sie schonungslos ist.

Ich liebe kein andres Weib außer dir allein. Durch dich habe ich das Schönste kennen gelernt. Aber du mußt mich nicht mißverstehn: ebenso wie Fürsten gezwungen werden können, um des Staates willen ihre Liebe zu vergessen — was sich ja häufig in der Landesgeschichte ereignet —, müssen auch wir, denen eine besondre Stellung im Staate in jedem Falle tatsächlich anvertraut ist, unsre Gefühle

unter das rein praktisch notwendige zwingen. Ich hatte nicht geglaubt, daß ich ehrgeizig sei; nun sehe ich, daß ich es doch bin. Ich will vor allem vorwärts, teilnehmen am Leben, wie es dort, wo die Macht ist, gelebt wird, und ich will gerüstet sein dazu. Die Umstände haben es gefügt, daß ich eine Stellung gewinnen kann, die höher steht als die, zu der ich geboren bin. Ich bitte dich nicht, mir zu vergeben; denn das kannst du nicht; aber ich bitte dich nur, meine Handlungsweise zu verstehn.

Ich muß dir Lebewohl sagen, und es ist das beste, wir sehen uns niemals wieder. Die Trennung wird uns beiden schwer fallen, am schwersten dir, weil dein Leben nur einen Inhalt hat, während mein Leben mich zwingt, mich auf viele Dinge zu verteilen.

Ich wiederhole, daß es eine Vernunftehe ist, die ich eingehe; das junge Mädchen, das mir das Leben bestimmt hat, kenne ich nur wenig — wieder drängt sich der Gedanke an die Fürsten auf, die blindlings vermählt werden —, aber ich will meine Pflicht ihr gegenüber tun, ebenso wie ich sie dir gegenüber immer tun werde, was Kattrup dir näher erklären wird. Sprich mit ihm, er ist mein Freund und auch der deinige. Außerdem ist er klug und erfahren.

Ich wollte diesen Brief gern mit einigen Worten schließen, die bezeugen sollten, wie voll und ganz ich empfinde, was ich dir schulde, aber hieße das nicht die Wunde aufs neue aufreißen? Du kennst mich ja selbst. Du bist tapfer und stark, ich verlaß mich auf dich, und vergebens ist es ja auch nicht gewesen, denn die Erinnerungen sind ein unverlierbarer Schatz. Du glaubst ja an Gott wie ich, und das Leben kann noch viel für dich im Verborgnen haben. Du bist ja jung und stark und tapfer. Ich vermag alles wohl zu verstehn, aber wenn es nicht ein fester Entschluß von mir wäre, dann würde ich nicht darüber zu dir reden, und über solche Dinge verhandelt man nicht. Wir durchschneiden somit das Band zwischen uns; das mag wohl schmerzhaft sein, doch töten darf es nichts in uns. Du mußt nach deinem Lebensinhalt leben, wie er es war, als du mich trafst, bloß daß du nunmehr an Erinnerungen bereichert bist.

Du solltest mit Katt darüber sprechen. Ich habe auch mit ihm geredet, und ich kann dir sagen, es war das erstemal, daß er sich meinen Wünschen entgegenstellte. Er gebrauchte härtere Worte gegen mich, als du sie gebraucht hättest, und sagte mir rein heraus, daß er mit mir nichts mehr zu schaffen haben wolle. Ich kann ihn schlecht entbehren, aber unentbehrlich ist er natürlich nicht; wenn ich, vom Leben gezwungen, von dir Abschied zu nehmen vermag, so werde ich mich selbstverständlich auch von ihm trennen können. Ich bin nicht Egoist, aber ich habe meine Aufgabe im Leben, und die will ich mit Gottes Hilfe vollbringen.

Ich habe zu viel geschrieben, liebe kleine Freundin. Sei tapfer und mutig, denk an mich und vergib mir. Ich reise heute abend nach dem Süden ab, und meine Zukunftspläne werden nicht früher als spät im Sommer zur Ausführung kommen. Ausgeführt aber werden sie, obgleich ich sie dem jungen Mädchen gegenüber noch mit keinem Worte berührt habe. Schreibe nicht an mich. Ich ändre meine Pläne nicht, und warum sollen wir uns den Abschied bitter machen. Laß die dahineilende Zeit ihren mildernden Mantel über alles legen, was kommen mußte, weil das Leben es so wollte. Dein immer dankbarer Freund Jörgen

Dies war sein Brief. — Er kam eines Morgens, bevor Pips aufgestanden war, und sie las ihn somit im Bette liegend. Richtiger gesagt, sie las ihn nicht. Ihr wurde ganz leer im Kopf, als sie ihn sah, und dann weinte sie lange und leise. In kleinen Abständen hielt sie im Weinen inne und las dann den Brief wieder und wieder. Sie versuchte, sich glauben zu machen, daß dies ein plötzlich tötender

Schlag sei, und wartete geduldig darauf, daß sie nun sterben werde. Aber sie starb nicht.

Sie mußte sich eingestehn, daß sie es wohl erwartet hatte, aber geglaubt hatte sie niemals daran. Nein, niemals, niemals, niemals. Und dann weinte sie wieder. Sie stand nicht auf. Sie mochte nicht. Sie lag bloß da und weinte. Und las den Brief immer aufs neue.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der neue Staatssekretär des Reichsschatzamts und seine Stellung. Zur Wahlrechtsbewegung in Preußen.)

Berlin, 23. Februar 1908

Die Schwierigkeiten der innern Lage scheinen sich zu häufen, und Fürst Bülow wird der größten Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit bedürfen, um ihrer Herr zu werden. Aber so schlimm es auch aussieht, so glauben wir doch nicht, daß Fürst Bülow von allen diesen Widerwärtigkeiten unvorbereitet überrascht worden ist, und er ist nicht der Mann, sogleich die Segel zu streichen. Man muß sich vor übermäßigem Pessimismus hüten, der in der Staatskunst noch nie etwas zuwege gebracht hat, und vollends uns Deutschen müßte es übel ergehen, wenn unsre Staatslenker solchen Widerständen gegenüber besonders empfindlich sein wollten. Denn wann sind wir jemals über ein durchzuführendes Programm ganz glatt hinweggekommen?

Was die Reichsfinanzreform betrifft, so scheinen wir wenigstens über die Personenkrisis endlich hinweg zu sein. Die Zeitungen, die es sich zur Aufgabe zu machen pflegen, ihr tiefes Eingeweihtsein dadurch zu beweisen, daß sie ein hübsches Ratespiel eröffnen und jedes Gerücht, das irgendeinen Namen als den des künftigen Reichsschatzsekretärs nannte, sorgfältig verzeichnen, haben sich lange redlich plagen müssen. Und nun hat doch niemand den richtigen Namen getroffen. Denn der bisherige Unterstaatssekretär Sydow vom Reichspostamt, der das große Wagnis auf sich nehmen will, ist kein eigentlicher Fachmann in Finanzfragen, und deshalb ist niemand auf den Gedanken gekommen, in ihm den künftigen Staatssekretär des Reichsschatzamts zu sehen. Man kannte Herrn Sydow als einen ausgezeichneten Juristen, als scharfsinnigen und kenntnisreichen Kommentator von Gesetzen und als Verfasser von vortrefflichen Aufsätzen aus dem Gebiete der Rechtswissenschaft. Man wußte ferner, daß er im Reichspostamt, dem er fast genau ein Vierteljahrhundert angehört hat, im Rufe eines energischen, geschickten und zielsichern Verwaltungsmannes von großer Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit stand. Als ein Nachfolger für den Kultusminister v. Studt gesucht wurde, wollten viele anscheinend Eingeweihte wissen, daß man an den Unterstaatssekretär Sydow gedacht habe.

Wenn man sich die Umstände genau vergegenwärtigt, unter denen die Wahl des Reichskanzlers gerade auf diesen Mann gefallen ist, als er dem Kaiser seinen Vorschlag für die Neubesetzung des Reichsschatzsekretärpostens zu machen hatte, so wird man erkennen, daß es dem Leiter der Reichspolitik vor allem auf die energische Initiative einer starken Persönlichkeit in der Reichsfinanzfrage ankam. Daß in den Arbeiten des Reichsschatzamts die sachmännische Erfahrung zu ihrem Rechte kommt, dafür ist genügend gesorgt, und auf dieser Grundlage wird ein erfahrner Verwaltungs-

beamter sehr bald zur Beherrschung auch der technischen Seite die Tätigkeit des Reichsschatzsekretärs gelangen. Fürst Bülow hat aber in der letzten Periode der Reichsfinanzverwaltung die Erfahrung machen können, daß der redlichste Wille und die umfassendste Sachkenntnis allein noch nicht hinreichen, die in ihren Staats- und Parteiinteressen auseinanderstrebenden Elemente im Bundesrat und Reichstag zusammenzufassen und sie in die Bahn zu drängen, auf der sie gemeinsam der Verwirklichung neuer fruchtbarer und überzeugungskräftiger Gedanken nachgehn können. Deshalb suchte er eine frische Kraft, die sich gegenüber den Traditionen der sachmännischen Geschäftsführung freier fühlt und durch ihre Persönlichkeit auch auf den Bundesrat ganz anders wirken kann als der durch die Gewöhnung an die herrschenden Anschauungen und eingewurzelten Verhältnisse bestimmte Finanzpolitiker im engern Sinne. Ob Herr Sydow diesen Erwartungen entsprechen wird, können wir freilich noch nicht wissen. Fürst Bülow würde aber eine Persönlichkeit dieser Art dem Kaiser nicht empfahlen haben, wenn er nicht den Entschluß bekunden wollte, die Frage der Finanzreform aus dem Stadium der vorsichtigen Anpassung an die überlieferten Grundsätze und der allzu großen Nachgiebigkeit an die Sonderwünsche der Einzelstaaten herauszuführen.

Der neue Staatssekretär wird zugleich Mitglied des preußischen Staatsministeriums. Das ist bisher für den Staatssekretär des Innern die Regel gewesen; für andre Staatssekretäre war es eine Auszeichnung und ein besondrer Vertrauensbeweis des Monarchen. So gehörte der verstorbne Freiherr von Richthofen als Staatssekretär des Auswärtigen Amts dem preußischen Staatsministerium an, und gegenwärtig ist Herr von Tirpitz ebenfalls Staatsminister. Damit kann die jüngste Ministerernennung nicht einfach in Parallele gestellt werden. Wir haben an dieser Stelle schon einmal auseinandergesetzt, welche Schwierigkeiten in dem eigentümlichen Verhältnis des Reichsschatzsekretärs zum Bundesrat liegen. Der Bundesrat ist in Finanzfragen mehr als auf jedem andern Gebiete der Reichspolitik die Vertretung der einzelstaatlichen Interessen und vermag durch sein Übergewicht die Initiative des Schatzsekretärs ziemlich lahmzulegen. Daß eine starke Reichstagsmehrheit hinter dem Schatzsekretär stehn und einen starken Gegendruck ausüben könnte, kann wohl als ausgeschlossen gelten. Unter den einzelstaatlichen Interessen, die sich im Bundesrat geltend machen, fällt natürlich der vom preußischen Finanzminister vertretne Standpunkt ganz besonders ins Gewicht. Dieses für die erfolgreiche Entwicklung des Reichsfinanzwesens ungünstige Verhältnis wird aber verschwinden, wenn der Reichsschatzsekretär im preußischen Staatsministerium selbst eine gleichberechtigte Stellung neben dem Finanzminister erhält. Ohne daß die berechtigte und notwendige Autarkie des Finanzministers bei allen die Staatsfinanzen in Mitleidenschaft ziehenden Fragen innerhalb des Staatsministeriums erschüttert wird, kann doch eher ein Ausgleich mit den Interessen des Reichssäckels hergestellt werden, wenn dies schon innerhalb der preußischen Staatsregierung durch Aussprache zwischen zwei Mitgliedern des Staatsministeriums geschehen kann. Dem Staatssekretär wird ein legitimer Einfluß auf die preußischen Stimmen im Bundesrat gesichert, und damit wird zum erstenmal seine Stellung dem ganzen Bundesrat gegenüber wesentlich verstärkt.

Die sachlichen Schwierigkeiten der Reichsfinanzreform bleiben einstweilen in unverminderter Stärke bestehn. Noch stehn sich die Bestrebungen der Rechten und der Linken in dieser Frage ziemlich unvermittelt gegenüber, und es kommt hinzu, daß die Blockpolitik seit einiger Zeit überhaupt in eine Ära der Verstimmungen und Enttäuschungen hinüberzugleiten droht. Wir haben schon öfter ausgesprochen, daß der Grundgedanke der Blockpolitik nicht darin gesucht werden kann, daß schlechthin liberale Politik proklamiert wird und die konservativen Parteien diese Politik mit

Begeisterung und Hingabe mitmachen. Es bedeutet doch in keiner Weise eine Preisgabe der eignen Grundsätze, wenn eine Partei, die mit einer andern in praktischen Fragen möglichst zusammengehn will, alles das vorläufig zurückstellt, was bei der andern Partei auf unbedingte Gegnerschaft stoßen muß. Deshalb bleibt es unverständlich, wie die Linke trotz ihrer Bereitwilligkeit, im Block mitzuarbeiten, die Frage der preußischen Wahlrechtsreform so in den Vordergrund schieben konnte. Nun heißt es ja freilich jetzt, die Wahlrechtsreform in Preußen sei für die Liberalen so sehr Kardinalfrage und das A und O aller Bestrebungen, daß, wenn überhaupt liberale Zugeständnisse gemacht werden sollten, dies das erste und notwendigste sei. Andernfalls könnten sich die Liberalen überhaupt nicht dazu verstehn, in irgendeiner Frage mit den Konservativen zusammenzugehn. Hierzu muß doch bemerkt werden, daß diese Lesart verhältnismäßig jungen Datums ist. Als der Reichskanzler zuerst den Gedanken der konservativ-liberalen Paarung in den Wahlkampf warf, war von Änderungen des Wahlrechts in Preußen überhaupt nicht die Rede. Diese Forderung war in voller Schärfe bis dahin nur von der Sozialdemokratie erhoben worden, und die Reichstagswahlen vollzogen sich unter dem Zeichen des Kampfes gegen die Sozialdemokratie. Vor dem neugewählten Reichstag hat der Reichskanzler dann von den Zugeständnissen gesprochen, die dem Liberalismus zur Wahrung der Einheit in nationalen Fragen gemacht werden sollten, aber weder vom Regierungstisch noch aus den Reihen der Freisinnigen ist damals auch nur angedeutet worden, daß diese Zugeständnisse an die Wünsche der liberalen Minderheit innerhalb des Blocks für nichts gelten sollten, wenn sie nicht die preußische Wahlrechtsreform nach freisinnigem Rezept in sich schlössen. Erst später hat die Gruppe innerhalb des Freisinns, die immer bei der Hand ist, wenn es gilt, den vernünftigen Liberalismus durch doktrinären und demokratischen Unverstand unmöglich zu machen, nämlich der sich um Naumann und Barth gruppierende Flügel der Freisinnigen Vereinigung, der Forderung der preußischen Wahlrechtsreform die Stelle gegeben, die sie heute im liberalen Programm einnimmt, und die verständigen Führer der freisinnigen Volkspartei haben nicht gewagt, diesem Druck Widerstand zu leisten, weil sie wohl fürchten mochten, die Wählermassen nicht für eine Politik des klugen Abwartens und der scheinbaren Entsagung gegenüber einer mit lärmenden Phrasen arbeitenden Politik, die den Schein der größern Prinzipientreue für sich hatte, gewinnen zu können. Die liberalen Wähler, denen der wahre Sinn und die Absicht der Blockpolitik von ihrer Presse meist künstlich verschleiert wurde, bildeten sich ein, es solle nun schlechtweg liberal regiert werden, und sie ließen sich deshalb auch gern überzeugen, daß sie jetzt vor allem die nach ihrer Meinung grundlegende Reform verlangen könnten, die Änderung des preußischen Wahlrechts. Gegen diese Strömung konnten auch die einsichtigen Führer nicht schwimmen, wenn sie auch einsahen, daß der Block dadurch auf das schwerste gefährdet wurde.

Aber der Fall liegt trotzdem nicht so schlimm, wie es auf den ersten Anblick scheinen könnte. Denn die Hauptstörenfriede, Dr. Theodor Barth und Herr v. Gerlach, sind aus dem geschäftsführenden Ausschuß des liberalen Wahlvereins ausgeschieden, angeblich um mehr Freiheit zur Agitation für die Wahlrechtsreform zu haben, in Wahrheit, weil das heiße Werben dieser Herren um die Gunst der Sozialdemokratie das Zusammenarbeiten mit der liberalen Organisation allmählich immer mehr unmöglich machte. Man darf nach dieser heilsamen Trennung doch wohl darauf rechnen, daß die besonnenen Führer des Liberalismus, wenn sie auch die Agitation für die preußische Wahlrechtsreform nicht von der Hand weisen können, doch die näherliegenden, erreichbaren Ziele nicht opfern und darum trotz alledem an der Blockpolitik festhalten werden.

Die ganze Erscheinung dieser Agitation ist sehr merkwürdig. Man mag

theoretisch über das Dreiklassenwahlrecht denken, wie man will — daß auch unter diesem Wahlsystem eine liberale Mehrheit im Abgeordnetenhause möglich ist, unterliegt keinem Zweifel. Beweis: Es hat einmal unter der Herrschaft desselben Wahlrechts eine liberale Mehrheit gegeben. Fragen wir nun, woher es kommt, daß jetzt dieses nämliche Ergebnis beinahe als eine Unmöglichkeit erscheint, so kann die Antwort nur in der Feststellung liegen, daß die liberalen Kreise die großen Wählermassen nicht mehr hinter sich haben, und daß zugleich der steigende nationale Wohlstand die besitzenden Kreise, wenn auch nicht gerade konservativ, so doch im allgemeinen realpolitischer gestimmt und mindestens jedem politischen und sozialen Radikalismus abhold gemacht hat. Das bedeutet bei dem Dreiklassenwahlrecht allerdings, daß die Liberalen in der Regel nur eine Minderheit von Wahlmännern aufbringen können und die meisten Abgeordnetenmandate ihnen somit entgehn. Es fragt sich nur, ob diese Erscheinung unabänderlich ist, oder ob sich schon ein Umschlag vorbereitet. Darüber etwas Bestimmtes festzustellen, ist natürlich kaum möglich. Aber so viel läßt sich doch vielleicht sagen, daß der Zug der Zeit entschiedner als früher dahin geht, das starre Autoritätsprinzip des alten preußischen Beamtenstaats zu mildern, und daß zugleich das stärker erwachende Interesse für religiöse Fragen in bürgerlichen Kreisen überwiegend die den preußischen Konservativen eigne Verquickung von Politik und kirchlicher Orthodoxie ablehnt. Deshalb darf man wohl sagen, daß im preußischen Bürgertum aller Schichten das Bedürfnis nach einem liberalen Regiment im Steigen begriffen ist. Aber es muß ein aufbauender, nicht in Kritik und Verneinung steckenbleibender Liberalismus sein, der für die nationalen, wirtschaftlichen und sozialen Bedürfnisse der Gegenwart Verständnis hat. Denn über die Zeiten, wo man sich an der freiheitlichen Phrase berauschte und von politischen Doktrinen satt wurde, sind die weitesten Kreise unsers Bürgertums hinaus. Der alte greisenhafte, in Engherzigkeit, Kurzsichtigkeit und Phrase erstickende Liberalismus hat sie entweder politisch gleichgiltig und faul gemacht, oder sie zu Anschauungen geführt, die sich in politischen Fragen kaum noch von konservativen unterscheiden, aber sie, wo die durch Gewöhnung an die Opposition erregte Verbissenheit und Unzufriedenheit nach stärkerer Betätigung verlangte, der Sozialdemokratie — mindestens als Mitläufer bei den Wahlen — in die Arme getrieben. Was übrigens diesen letzten Punkt betrifft, so darf wohl mit einigem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß sich auch die oppositionell gestimmten bürgerlichen Kreise mehr als früher dessen bewußt geworden sind, was sie von der Sozialdemokratie trennt, und auch dessen, was ihnen von der Sozialdemokratie droht. Wenn es den Vertretern des entschiednen Liberalismus im Reichstage ermöglicht worden wäre, unter Benutzung dieser Stimmung und der charakteristischen Erscheinungen bei den letzten Reichstagswahlen eine Weile positive nationale Arbeit in Gemeinschaft mit den Mittelparteien und der Rechten zu leisten und den Gegensatz eines gesunden Liberalismus zu Ultramontanismus und Sozialdemokratie dem Bürgertum praktisch und recht deutlich zum Bewußtsein zu bringen, so würde sich trotz der geübten Zurückhaltung und der Selbstbescheidung in der Geltendmachung liberaler Forderungen als Frucht dieser Arbeit eine außerordentliche Stärkung des Vertrauens zum Liberalismus ergeben haben. Ist aber das Bürgertum in allen Abstufungen erst wieder aktiv für diesen verjüngten Liberalismus gewonnen, so ist gar nicht einzusehen, warum es nicht auch im preußischen Abgeordnetenhause wieder einmal eine liberale Mehrheit geben soll — trotz Dreiklassenwahlrecht. Dann aber läßt sich über Reformen im Wahlsystem ganz anders reden als jetzt. Wir sind überzeugt, daß die weitsichtigern Führer des Freisinns das auch sehr wohl erkennen und deshalb die Blockpolitik trotz allen Quertreibereien im Schoße ihrer eignen Parteien nicht leichten Herzens preisgeben werden.

Nun ist die Gruppe der Freisinnigen, die weniger das Prinzip des Liberalismus als die Herrschaft der Demokratie, gleichgiltig in welcher Form, anstrebt, mit ihrer Wahlrechtsagitation dazwischengetreten. Die um Barth und Gerlach zieht es mit allen Fasern zur Sozialdemokratie, die sie gern in den Landtag bringen möchten. Würde aber ein preußisches Abgeordnetenhaus, das nach demselben Wahlrecht wie der Reichstag gewählt würde, tatsächlich den Wünschen und Interessen des liberalen Bürgertums besser entsprechen als das jetzige? Schwerlich! Welches Interesse hat das besitzende Bürgertum und der Mittelstand daran, daß die gewerblichen Lohnarbeiter und die Besitzlosen den Einfluß ihrer Massen oft in entscheidender Weise bei der preußischen Landesgesetzgebung in die Wagschale werfen? Anders läge die Sache, wenn die Bestrebungen und Wünsche des Proletariats überhaupt keine Möglichkeit hätten, sich politisch zur Geltung zu bringen. Davon ist aber doch keine Rede. Die gewerbliche und sozialpolitische Gesetzgebung ist in allen wesentlichen Stücken Reichssache, und im Reich haben wir das weitestgehende Wahlrecht, das es überhaupt gibt. Wenn bei den Wahlen, die über die Vertretung des deutschen Volks in allen nationalen und sozialen Fragen zu entscheiden haben, die Stimme des Geringsten im Volk soviel gilt wie die des Hochstehenden, so besteht nicht der entfernteste Grund, daraus zu folgern, daß das besitzende Bürgertum auch in dem Staatswesen, dem es seine direkten Steuerleistungen entrichtet, seinen berechtigten Einfluß auf die Landesgesetzgebung an Kreise abtreten soll, deren Recht und Bedeutung nur in der Masse liegt. Hier wird die konservative Gegenagitation, wenn sie einigermaßen geschickt ist, einzusetzen haben. Denn wenn irgendwo die konservative Anschauung die wahren Interessen des wirklichen Bürgertums besser vertritt, so ist es hier. Und eine geschickte Agitation dieser Art kann den Liberalen, die aus Doktrinarismus für die Sozialdemokratie arbeiten, geradezu verhängnisvoll werden.

Einfach töricht ist die Meinung, zwischen dem Wahlrecht im Reiche und dem in den Einzelstaaten müsse grundsätzlich Übereinstimmung herrschen. Warum? Darauf wird man die Antwort schuldig bleiben müssen. Warum soll das über einen Leisten geschlagen werden? Manche deutschen Staaten mögen aus bestimmten Gründen eine solche Übereinstimmung für nützlich halten; für den größten deutschen Staat, der sich über die verschiedensten deutschen Volksstämme erstreckt, und der die verschiedensten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse umfaßt, ist es nur um so mehr angezeigt, daß er seine historische Eigenart in der straffern Art politischer Betätigung nicht ohne weiteres abstreift.

Die Deportation der Verbrecher. Die Grenzboten haben schon wiederholt die Überzeugung ausgesprochen, daß unsre Strafanstalten ihren Zweck, vor Verbrechen abzuschrecken und den Verbrecher zu bessern, nur ungenügend erfüllen.*) In der Tat zeigt die Statistik ein gefährliches Anwachsen der Kriminalität, namentlich der rückfälligen, und die Geldsummen, die unsre Strafanstalten verschlingen, wachsen derart, daß es für die weitesten Kreise der Gesellschaft ein brennendes Interesse geworden ist, auf Mittel zu sinnen, wie diesen Übelständen abgeholfen werden kann. Wir begrüßen es darum mit Freuden, daß sich jüngst aus Männern aller Parteirichtungen ein „Deportations-Verband" gebildet hat, dessen Bestreben dahin geht, unsre Strafmittel durch das System einer fakultativen Strafversickung zu ergänzen. Auf Grund der Ausführungen des Oberlandesgerichtsrat K. Wagner hat der Deportationsausschuß des Deutschen Kolonialbundes im November des vorigen Jahres an den Reichstag eine Petition gerichtet, worin die Notwendigkeit und die Vorzüge

*) Vgl. z. B. den vortrefflichen Aufsatz von Felix Friedrich Bruck, „Die Deportationsfrage vor dem deutschen Juristentage in Posen" (Grenzboten 1890, Nr. 49 und 50).

eines solchen Strafsystems eingehend behandelt werden; aber so überzeugend die Begründung auch dargestellt ist, so scheint eine Ergänzung unsers Strafgesetzbuchs nach dieser Seite doch nur möglich, wenn der Reichstag merkt, daß die Deportationsfrage die weitesten Kreise des Volks interessiert, und daß dieses Abschiebungssystem für eine Notwendigkeit angesehen wird. Im Reichstage ist zwar bei einigen Parteien noch wenig Stimmung dafür. Aber die Frage ist für uns zu wichtig und wird kaum wieder von der Tagesordnung verschwinden. Wie wenig unsre Gefängnisse die Verbrecher bessern, ersieht man aus einer höchst bedenklichen Erscheinung: im Jahre 1901 waren von den 497310 Delinquenten nicht weniger als 209346 rückfällig und darunter 37557 sechsmal (!) rückfällig. Dazu kommt die alle soziale Ordnung und Sicherheit gefährdende Tatsache, daß sich bei den meisten Verbrechern die Schwere der Straftat mit jedem Rückfall steigert, und daß dadurch die Gemeingefährlichkeit beständig wächst. Im Jahre 1903 wurden, abgesehn von den lebenslänglich Verurteilten, 1029 Personen mit fünf und mehr Jahren Zuchthaus bestraft und nicht weniger als 4046 zu zwei bis fünf Jahren. Dazu kommen 3178 Personen, die zu zwei und mehr Jahren Gefängnis verurteilt wurden. Das alles in einem einzigen Jahre! Und diese riesigen Zahlen wachsen von Jahr zu Jahr. Nun vergegenwärtige man sich, daß in Deutschland der Bau eines neuen Zuchthauses für 500 Sträflinge 1900000 Mark verschlingt, und man wird sich eine Vorstellung von den Riesensummen machen, die das gegenwärtige Strafsystem unserm Volke kostet. Für jeden Sträfling muß, selbst wenn sein Arbeitsverdienst zu den Erhaltungskosten benutzt wird, der Staat obendrein jährlich mehr als 500 Mark Pensionsgeld zahlen; das geht natürlich in viele hundert Millionen. Und welche traurigen Resultate in sozialer und in humaner Beziehung werden mit diesen gewaltigen Summen erreicht!

In allen solchen Fragen kommt man mit Theoretisieren nicht weit; man muß auch in Deutschland mit der Strafverschickung einmal einen Versuch machen. Der französische Rechtsgelehrte Leveillé sagt: „Von allen praktischen Strafsystemen, Bagno, Gefängnis, Deportation, hat sich das letztere in Frankreich am besten bewährt; von den aus dem Bagno entlaßnen Personen wurden durchschnittlich 95 Prozent rückfällig, von den aus dem Gefängnis entlaßnen 50, von den Deportierten aber nur 5 Prozent.“ Und wir glauben, Deutschland wird gut tun, diese Erfahrungen Frankreichs zu beachten und selbst einmal praktisch vorzugehn. Die Tatsachen, die Männer wie Bor, Leroy-Beaulieu, von Holtzendorff, Bruck u. a. als Vorteile einer Strafverschickung angeben, sind überzeugender als die oft auf falschen Voraussetzungen oder auf Voreingenommenheit beruhenden Gründe und die zaghaften Bedenken der Deportationsgegner. Für die Millionen, die uns jetzt der Bau neuer Zuchthäuser kostet, könnte man mit Hilfe der sich freiwillig zur Deportation meldenden und zur Kulturarbeit geeigneten Gefangnen ganze wüst liegende Inseln, auf denen noch keine Kolonisten wahnen, zu einem wertvollen Besitze Deutschlands machen. Und ob es humaner ist, gesunde arbeitskräftige und arbeitslustige Männer, die vielleicht durch eine in der Leidenschaft begangne Tat oder durch eine leichtfertige Handlung dem Strafrichter verfallen sind, jahrelang in die dumpfen Mauern eines Gefängnisses zu sperren und mit Tütenkleben stumpfsinnig zu machen, oder sie hinaus auf eine Insel zu führen, wo sie Urwälder ausroden und den Boden kulturfähig machen könnten, das ist für normal denkende Menschen gar keine Frage. Wenn England mit seinen Deportationen wenig Glück gehabt hat, so lag es lediglich daran, daß seinerzeit dort alles faule, arbeitsscheue, geschlechtskranke und verstoffne Gesindel *zwangsweise* nach den Kolonien abgeschoben wurde. Diesen Fehler brauchten wir nicht mitzumachen; man müßte sich darauf beschränken, aus den sich *freiwillig* zur Deportation meldenden Gefangnen die für eine geordnete Kulturarbeit *geeigneten* Personen auszusuchen.

Der Deportationsverband schlägt in seiner Eingabe an den Reichskanzler als Ansiedlungsgebiet für 500 sich freiwillig meldende Delinquenten die Admiralitäts-insel Manus vor und fügt hinzu, daß den entlaßnen Gefangnen die Ansiedlung auf Neu-Pommern (mit Ausschluß der Gazellenhalbinsel) freigegeben werden könnte. „Die klimatischen Verhältnisse der vorgeschlagnen Straforte, heißt es in der Eingabe, geben zu Bedenken keinen Anlaß, da die Urbarmachung des Bodens erfahrungsmäßig die Malariakeime zerstört, die Luftströmung aber wesentlich abkühlend wirkt und da auch die Rückstrahlung der Sonnenwärme bei der geringen Ausdehnung der Inseln keine beträchtliche ist, in den Höhenlagen körperliche Arbeiten im Freien anstandslos ermöglicht. Den Schutz der Niederlassungen gegen die Eingebornen würde die Entwaffnung derselben durch die Besatzungstruppen, in Verbindung mit den kreuzenden Stationsschiffen wirksam gewährleisten können.“ Die Berechnung der Kosten würde sich folgendermaßen gestalten: 1. Vorkommission 120000 Mark; 2. die Charter des Transportdampfers für 500 Gefangne 100000 Mark; 3. die Geräte und Einrichtungsstücke 500000 Mark; 4. das Material zum Bau einer Zitadelle, der Baracken usw. 100000 Mark; 5. die Verpflegung im ersten Jahre 100000 Mark; 6. allgemeine unvorhergesehene Unkosten 40000 Mark; dazu kämen als einmalige Ausgaben noch der Rücktransport von 300 Leuten 90000 Mark; die Ansiedlung von 200 Leuten 100000 Mark, Summa: 1 Million Mark — also fast halb so viel als der Bau eines neuen Zuchthauses (1900000 Mark) für 500 Sträflinge kostet. Selbst wenn wir zu dem Aufsichtspersonal noch etwa 50 Mann freiwillige Besatzungstruppen mit Führern rechnen, würden die Kosten weniger betragen als der Unterhalt eines Zuchthauses. „Baut Schulen, Bahnen, Kanäle und Schiffe statt weiterhin Strafanstalten, deren Trümmer einst der Nachwelt einen traurigen Beweis für die mangelnde Erkenntnis unsrer Zeit liefern würden! Lähmt nicht weiterhin Geist und Körper, Energie und Arbeitsfähigkeit von gesunden Menschen durch ein jahrelanges Käfigdasein, sondern stellt den Verbrecher in den Dienst unsrer kolonialen Erschließung und zwingt ihn zu nutzbringender Tätigkeit, die allein imstande ist, ihn wieder auf den Weg einer sittlichen Weltanschauung zu führen!“ Es ist keine Frage, die Einführung der Deportation würde auch manche unmenschlichen Härten unsers Strafgesetzbuchs zum Wohle der Gesellschaft und des Verurteilten in wahrer Humanität mildern.

England in deutscher Beleuchtung. Die unter diesem Titel von Dr. Th. Lenschau herausgegebnen Abhandlungen sollen der Verständigung zwischen den beiden Nationen dienen, und sie werden, vorausgesetzt daß sie viele Leser finden, ihren Zweck erfüllen. Es sind die folgenden: Die englische Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung vom Kaiserlichen Gesandten a. D. M. von Brandt; Die englische Seeschiffahrt von C. Schroeter, Herausgeber der nautischen Zeitschrift Hansa; Die britischen Inseln als Wirtschaftsgebiet von Dr. Richard Neuse; Das englische Landheer von Oberleutnant Neuschler; Die englische Seemacht vom Kapitän-Leutnant a. D. Graf Reventlow; Das englische Schul- und Erziehungswesen von Professor B. Röttgers; Der englische Nationalcharakter von Freiherr Langwerth von Simmern; Die englische Herrschaft in Indien von Fregatten-Kapitän z. D. P. Walter; Die englische Presse von Dr. Th. Lorenz; Größerbritannien von Dr. Th. Lenschau. Die Abhandlungen enthalten nicht etwa mehr oder weniger geistreiches Raisonnement, sondern eine Fülle von Tatsachenmaterial, dessen größerer Teil den meisten Lesern neu sein wird; das gilt auch zum Beispiel von dem über das Erziehungswesen mitgeteilten und noch mehr von der Geschichte und der Charakteristik der englischen Zeitungen und Zeitschriften, obgleich über beide Gegenstände schon so viel bei uns geschrieben worden ist. So mancher Leser wird also hier Gelegenheit finden, seine vielleicht

nur aus oberflächlichen Beobachtungen von Reisenden geschöpften Urteile über die Engländer durch gründliche Information zu berichtigen. Da das Werk nur wirken kann, wenn es vollständig gelesen wird, verzichten wir auf die Mitteilung interessanter Angaben daraus. Der starke Band leidet nur an einem kleinen formellen Mangel, der rasches Nachschlagen ein wenig erschwert: jede der Abhandlungen ist für sich, das Ganze nicht durchlaufend paginiert. Er kostet, solid gebunden, nur 8 Mark und ist bei Gebauer-Schwetschke in Halle a. S. erschienen.

Zum Kampfe gegen den Monistenbund. Die Grenzboten haben die Agitation Haeckels und seiner Verehrer für ihren atheistischen Monismus, den sie auf vorgebliche wissenschaftliche Tatsachen zu gründen versuchen, Schritt für Schritt verfolgt und von Zeit zu Zeit über die wirklich wissenschaftlichen Widerlegungen dieser Pseudowissenschaft durch anerkannte philosophische und naturwissenschaftliche Autoritäten berichtet. In Berlin hat sich nun ein Komitee gebildet, auf dessen Einladung sich der Geheimrat Professor Dr. Reinke in Kiel bereit erklärt hat, in der Singakademie drei Vorträge zu halten über folgende Themata: am 2. März: Das Lebendige und das Leblose; am 23. März: Die Stellung des Menschen in der Natur; am 29. März: Der Kampf der Weltanschauungen; jedesmal von 8 bis 9 Uhr. Der Ertrag wird der Kolonialfrauenschule in Witzenhausen zugewandt. Der Schriftführer des Komitees, Legationssekretär a. D. Freiherr von Flöckher, versendet einen Aufruf mit der Bitte um Mitunterzeichnung und Angabe der Zahl der Billetts, die der Unterzeichner wünscht. Zuschriften sind an den genannten Herrn, Berlin W 62, Kurfürstenstraße 97 zu richten. Wir bitten unsre Leser, soweit sie in der Lage sind, durch Bestellung recht vieler Billetts dem Plane glänzendes Gelingen zu sichern, denn wir sind ebenso wie das Komitee überzeugt, daß „die Propaganda für die monistisch-materialistische Weltanschauung eine ernstliche Gefährdung der sittlichen und religiösen Güter unsers Volkes in sich birgt“. Den idealistischen Monismus — denn auch einen solchen gibt es bekanntlich — bekämpfen wir natürlich nicht.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 10 Ausgegeben am 5. März 1908

Inhalt

	Seite
Die großen Heeresreformen in Frankreich	445
Theodor Lindners Weltgeschichte. Von Georg Winter	455
Gustav Freytags Soll und Haben. Von Heinrich Spiero.	469
Die Wahrheit über die deutsche Expansion. Von Freiherrn Speck von Sternburg	474
Granada. Von Kl. Fincke. 2	481
Der Marquis von Canabas. Roman von Palle Rosenkrantz (Fortsetzung)	485
Maßgebliches und Unmaßgebliches	492

Reichsspiegel: Die Entrichtungsvorlage im preußischen Herrenhause. Die Kolonialpolitik im Reichstage. — Weyers Taschenbuch der Kriegsflotten für 1908. — Die städtische Bodenfrage. — Barmer Geschichte von Clara Hohrath. — Anormal, anormal und abnormal.

50 Pf. das Heft

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

5 Mark das Vierteljahr

GERMANIA

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Sicherheitsfonds: 330 Millionen Mark

Leibrenten-Versicherung

zu den günstigsten Bedingungen bei der höchsten Sicherheit.

Bisher ausgezahlte Renten: 34 Millionen Mark

R. WOLF

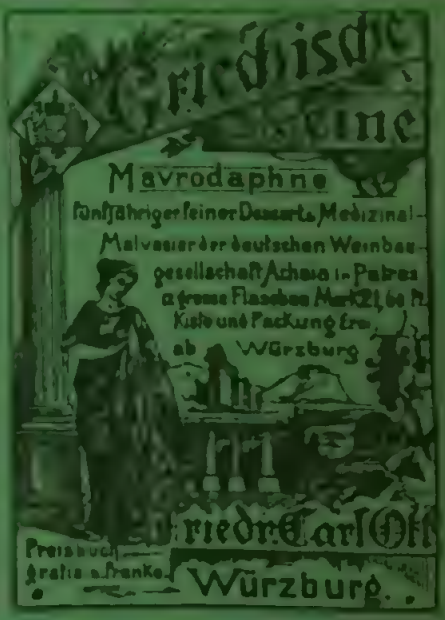
Magdeburg-Buckau

Fahrbare und feststehende Heißdampf- und Patent-

Heißdampf-Lokomobilen

bis zu 600 Pferdestärken

Wirtschaftlichste Betriebsmaschinen der Neuzeit



Ermahnung

Gebt Euren Mädeln und den Buben nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alko[illegible]frei. [illegible] Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende. Versand in Kästen à [illegible] zu 40 Pf., Auslese zu [illegible] exkl. Glas ab Guben. — Den Herren Aerzten Probeflaschen [illegible]

Wer Abstinenzler nicht mag sein
Der trinke Poetko's Apfelwein.

Hervorragendes Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von [illegible] à 30 Pfg. Auslese à 50 Pf. [illegible] Gebt ab Guben Poetko's [illegible] sekt und Poetko's Beerenwein [illegible]

Ferd. Poetko, Guben 56 [illegible] Apfelweinkellerei [illegible] Deutschland

Die großen Heeresreformen in Frankreich

Aus den Verhandlungen in den französischen Parlamenten über den Militäretat für 1908 tritt abermals mit besondrer Deutlichkeit die große Sorge hervor, die die leitenden militärischen Kreise wegen der Rekrutierung und damit im Zusammenhang mit der Aufrechterhaltung eines hinreichend starken Friedensstandes der Armee beschäftigt. Es stellt sich dabei immer mehr heraus, daß sich die hohen Erwartungen, die die Regierung auf das im Jahre 1905 sanktionierte Gesetz über die Einführung der zweijährigen Dienstzeit gesetzt hat, nicht erfüllen lassen, und daß eine Minderung der Friedensstärke des Heeres unvermeidlich ist. Als eine beruhigende Begründung aus offiziellen Berichten sehn es zwar die großen Massen an, daß es Frankreich mit seinen nur 38 Millionen Einwohnern mit dem benachbarten Deutschen Reiche mit rund 60 Millionen in der Zahl der dienstfähigen Leute nicht aufnehmen könne, aber für die maßgebenden Stellen sind diese Unterschiede doch nicht überzeugend genug, um sie über die Besorgnis vor der zunehmenden Schwächung der Wehrkraft des Landes hinwegzubringen. Wie aus dem ausführlichen Budgetbericht des angesehenen Deputierten Messimy hervorgeht, sind hauptsächlich die ausgebliebnen Reengagements der Korporale und Brigadiers schuld daran, daß die Voraussetzungen der Regierung, unter denen die zweijährige Dienstzeit eingeführt worden ist, nicht eingetroffen sind. Messimy sieht keinen andern Ausweg, aus diesem Dilemma herauszukommen und die bei den Truppen aller Waffengattungen vorhandnen großen Lücken auszufüllen, als daß man sich am Ministertisch zu weitern Zugeständnissen in bezug auf die Besserung der Lage und der spätern Zivilansprüche der Kapitulanten bequemt. Der Berichterstatter meint, daß der Regierung solche Bewilligungen um so leichter werden müßten, als sie ja gesehn habe, welche guten Früchte sie innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit den kapitulierenden Unteroffizieren gegenüber getragen hätten, deren Zahl sichtbar in der Zunahme begriffen sei. Auch den Eintritt von Freiwilligen bezeichnet Messimy als im allgemeinen zufriedenstellend. Zwar sei die Zahl dreijährig Freiwilliger — zweijährig Frei-

willige sind nach dem neuen Gesetz unstatthaft — nicht gestiegen, und die Zahl vierjährig Freiwilliger sogar etwas zurückgegangen, dafür hätten sich aber fünfjährig Freiwillige, namentlich bei der Kavallerie, in sehr großer Menge gemeldet, was zweifellos als ein Fortschritt angesehn werden müsse. Anknüpfend sodann an die Tatsache, daß die im Gesetz vom 21. März 1905 als zulässig bezeichnete Zahl von Korporalkapitulanten bisher noch nicht erreicht sei, geht der Berichterstatter nochmals auf die Gründe für diese Erscheinung ein und weist schließlich auf das schon seit länger als Jahresfrist von ganz Frankreich mit Spannung erwartete Kadergesetz hin, das eine neue Gliederung des Heeres bringen soll und erst vor ganz kurzer Zeit der Öffentlichkeit übergeben worden ist. Daß das Erscheinen des neuen Gesetzes solange auf sich hat warten lassen, findet wohl zur Genüge seine Erklärung darin, daß es den entscheidenden Stellen nicht leicht geworden sein kann, das veränderte militärische Bild Frankreichs, wie es durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit entstanden ist, ins Praktische zu übertragen und ohne Irrtümer die nötigen Konsequenzen zu ziehn. Begründet wird die Notwendigkeit der Neuorganisation der Armee in dem einleitenden Dekret des Gesetzentwurfs, wie schon eben kurz angedeutet, mit der durch die verkürzte Dienstpflicht herbeigeführten neuen militärischen Lage. Sie kommt nach zwei Richtungen zum Ausdruck. Als nächste Folge, daß sich der bisherige Friedensstand des Heeres für die Zukunft nicht mehr aufrecht erhalten läßt, sondern um 45000 Mann verringert, auf nur 534000 Mann festgesetzt werden kann. Und als späteres, günstigeres Resultat, daß der Kader der Reserveoffiziere, der zurzeit sehr schwach ist und große Lücken aufweist, sowie die Formation aller Reserven auf eine sichere Grundlage gestellt werden. Der Motivenbericht fährt dann fort, daß die Verminderung des Friedenseffektivs der Armee natürlich Opfer fordere, daß man zwar nicht, wie einige Pessimisten voreilig gemeint hätten, große Einheiten bis zum Armeekorps hinauf auflösen müsse, daß man aber doch die Stärke bei verschiednen Truppenteilen herabsetzen oder sogar ganz aufgeben werde, um dafür die erforderlichen Kräfte an andern notwendigern Stellen zu gewinnen.

Wie diese allgemeinen Grundsätze in die Praxis übertragen worden sind, das lehrt ein Einblick in die Einzelheiten des neuen Organisationsgesetzes. Was zunächst die Veränderungen bei der Infanterie anlangt, so sind sie im großen ganzen nicht sehr bedeutend. Durch das Zusammenfassen dritter und vierter Bataillone hat man vierzehn neue Festungsinfanterieregimenter gebildet, wodurch die bisherige Zahl der 158 Infanterieregimenter auf 173 gebracht worden ist. Daß die Mehrzahl der noch vorhandnen vierten Bataillone aufgelöst werden mußte, war ja schon bekannt. Aber nähere Angaben über die vorläufig noch beibehaltnen vierten Bataillone hat erst das Budget des Kriegsministeriums für das Jahr 1908 gebracht. Danach sollen bestehn bleiben 8 vierte Bataillone beim 4. Korps, 4 beim 7., 5 beim 15., darunter 1 auf Korsika, 1 beim 16. und 4 beim 20. Korps, zusammen 22 Bataillone, außerdem aber

werden vorläufig noch beibehalten je 4 vierte Bataillone beim 11. und 18. Korps zur Besatzung der Kriegshäfen und zum Schutz der Küstenbefestigungen sowie die der 18 Regionalregimenter (Nr. 145 bis 162), die für die verschanzten Lager von Belfort, Epinal, Toul, Verdun usw. bestimmt sind. Insgesamt zählt also die französische Armee heute noch 48 vierte Bataillone. Die durch die erfolgte Auflösung von Bataillonen freigewordnen Mannschaften sind zum Teil auf die übrigen 3 Bataillone jedes Regiments in der Art verteilt worden, daß die Kompagnien der Regimenter im Innern, die eigentlich nur noch Skelette waren, jetzt eine Durchschnittsstärke von 118 Mann erreichen. Die Grenzregimenter haben ihren bisherigen hohen Stand von 170 Mann behalten. Außerdem sollen bei der Infanterie alle cadres complémentaires verschwinden. Trotzdem dann aber noch ein Jägerbataillon (Nr. 31) aufgestellt werden soll, ist durch die erwähnten Verminderungen der Gesamtbestand der Infanterie heruntergesetzt worden. Denn es werden nur noch 611 bis 633 anstatt bisher 674 Bataillone vorhanden sein. Das ist schon bei der letzten Rekrutenverteilung im Herbst 1907 zum Ausdruck gelangt, indem von dem 244000 starken Kontingent zugunsten andrer Waffengattungen der Infanterie 21000 Mann weniger als im Jahre 1906 überwiesen worden sind. So wird sich also die französische Infanterie in Zukunft zusammensetzen aus 173 Regimentern, davon 158 zu je 3 Bataillonen, 1 Regiment in Korsika zu 4 Bataillonen und 14 Festungsinfanterieregimentern zu 3 und 4 Bataillonen, ferner aus 31 Jägerbataillonen, 4 Zuavenregimentern zu 5, 8 algerischen Tirailleur- (Turko) zu 3 und 4 und 2 Fremdenregimentern zu 6 Bataillonen sowie endlich aus 4 Bataillonen leichter afrikanischer Infanterie. Die Jägerbataillone sind zu 5 und 6, alle übrigen zu 4 Kompagnien gebildet. Auch bei der Kavallerie sind als Gesamtbild die Veränderungen nicht bedeutend. Alle Voraussagungen von Auflösung der Kürassierregimenter und der Chasseurs d'Afrique zugunsten einer Artillerievermehrung sind nicht eingetroffen. Auch die erwartete Einteilung von 60 Regimentern in 10 Kavalleriedivisionen, dazu Auflösung der Korpskavalleriebrigaden und Überlassung nur von einem Regiment für das Armeekorps als Divisionskavallerie scheint vorläufig wenigstens nicht beabsichtigt zu sein. Neu ist nach dem Gesetz nur, daß 1 Kürassierregiment in ein Dragonerregiment umgewandelt werden soll, und daß die fünften Schwadronen der noch verbleibenden 12 Kürassierregimenter der Auflösung verfallen. Nach diesen Veränderungen wird die Reiterei gebildet sein, wie bisher, aus 89 Regimentern, davon 12 Kürassier-, 32 Dragoner-, 21 Chasseur- und 14 Husarenregimenter (diese 35 Regimenter als leichte Kavallerie), ferner aus 6 Regimentern Chasseurs d'Afrique und aus 4 Spahiregimentern. Ferner zählen noch zur Kavallerie in Frankreich, der Zahl der Remontedepots entsprechend, 17 Remonteabteilungen und in Algier-Tunis 4 Remontereiterkompagnien. An Rekruten erhielt die Kavallerie im Herbst 1907 25000 Mann gegen 24500 Mann im Jahre 1906, woraus zu ersehn ist, daß mit der beabsichtigten Auflösung von 12 Kürassierschwadronen der Gesamtstand der Reiterei nicht wesentlich verändert

wird. Im Gegensatz zur Infanterie und Kavallerie sind die in dem neuen Kadergesetz bei der Artillerie vorgesehenen Veränderungen von außerordentlicher Bedeutung und großem Umfang. Sie bilden eigentlich den Kern der ganzen Neuorganisation und machen deshalb eine ganz eingehende Betrachtung notwendig. Schon bevor die deutsche Feldartillerie die Umbewaffnung mit Rohrrücklaufgeschützen in die Wege geleitet hatte, wurde in der französischen Fach- und Tagespresse wie auch im Parlament darüber Klage geführt, daß die eigne Artillerie der Zahl der Geschütze nach der deutschen weit unterlegen sei. Dieser bedeutende Unterschied werde sich bei dem etwaigen Ausbruch eines Krieges besonders bei den Deckungstruppen empfindlich bemerkbar machen, und dann sei es zu spät, Abhilfe zu schaffen. Die Klagen wurden lauter, je mehr, selbst in hohen militärischen Kreisen, Zweifel aufkamen, ob die angebliche Überlegenheit des Geschützmaterials im Ernstfall tatsächlich ausreichen werde, die Minderheit gegenüber den östlichen Nachbarn auszugleichen, und die Beunruhigung wurde immer größer und allgemeiner, als die deutsche Artillerie mit Rohrrücklaufgeschützen bewaffnet wurde. Der französischen obersten Heeresleitung kann man den Vorwurf nicht machen, daß sie die Lage nicht erkannt oder sich abweisend gegen alle Vorstellungen verhalten habe. Es steht im Gegenteil fest, daß sie schon seit langer Zeit in Beratungen gestanden hat, auf welchem Wege eine Vermehrung der Artillerie zu beschaffen sei. Aber viele Schwierigkeiten lagen vor, nicht nur nach der materiellen Seite, daß große Mittel für eine solche Maßnahme bewilligt werden müßten, sondern daß es vor allen Dingen an der notwendigen Mannschaft fehle. Von vornherein als ausgeschlossen für eine Vermehrung wurde der von vielen Seiten gemachte Vorschlag angesehn, die Geschützzahl für die Batterie von 4 auf 6 zu erhöhen, weil eine solche Neugliederung gegen alle bisherigen Erfahrungen spreche und eine völlige Umwälzung der wichtigsten artilleristischen Grundsätze und reglementarischen Bestimmungen zur Folge haben müsse.

Es ist wohl selbstverständlich, daß bei uns dieser Stand der Dinge und ihr weiterer Verlauf in Frankreich mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt worden ist. Von einer Überraschung konnte also keine Rede sein, als im Spätherbst vorigen Jahres bekannt wurde, daß die französische Armee allmählich dazu übergehn werde, die Zahl ihrer fahrenden Batterien bei jedem Armeekorps zu vermehren. Es handelte sich dabei zunächst um die Umwandlung aller reitenden Batterien der Korpsartillerie in fahrende derart, daß aus je 2 reitenden Batterien 3 fahrende gebildet werden sollen. Da die Armee insgesamt 52 reitende Batterien hat, davon je 2 für die 8 Kavalleriedivisionen = 16 bestimmt sind, können 36 reitende Batterien umgewandelt, mithin 18 neue fahrende Batterien geschaffen werden. Frankreich verfügt im Mutterlande über 19 Armeekorps, sieht man zunächst von dem 14. Korps an der Grenze gegen Italien ab, so haben die verbleibenden 18 Korps je eine neue fahrende Batterie zu erwarten. Fast zugleich mit dieser Vermehrung, die sich nur ganz allmählich vollziehen soll, wurde

außerdem noch die Artillerie beim 20. Armeekorps an der Grenze gegen Deutschland verstärkt. Und zwar dadurch, daß ihm 3 Batterien des 16. Fußartilleriebataillons, die in fahrende der schweren Artillerie des Feldheeres mit Rimailhohaubitzen umgewandelt worden sind, zugewiesen wurden. Das 20. Armeekorps wird auf diese Weise auf die Zahl von 23 + 3 + 1 = 27 Batterien mit 108 Geschützen gebracht werden, hat mithin einen Zuwachs von 16 Geschützen gegen seinen bisherigen Stand erhalten. Fast allgemein ging nun die Annahme dahin, daß nach und nach auch die übrigen Armeekorps des französischen Heeres auf dieselbe Anzahl von Geschützen gebracht werden würden wie das 20. Korps, und man glaubte eine Bestätigung dieser Vermutung darin sehn zu können, daß der Artillerie im Herbst vorigen Jahres bei der Rekrutenverteilung die um 5200 Mann beträchtlich erhöhte Quote von 39000 Rekruten überwiesen wurde. Durch alle diese Voraussetzungen aber hat das Kadergesetz einen Strich gemacht. Danach soll sich die Feldartillerie der in Frankreich dislozierten Truppen zusammensetzen aus 729 fahrenden, 16 reitenden, 14 Gebirgs- und 18 Feldhaubitzbatterien, mithin 772 Batterien zählen gegenüber 521 Batterien, die in diesem Augenblick vorhanden sind. Für die Formation außerhalb Frankreichs sind außerdem noch 15 fahrende und 4 Gebirgsbatterien vorgesehn. In nicht geringem Maße interessiert an dieser Neuorganisation nicht nur die Tatsache, daß die schweren Feldhaubitzen, unter denen die lange Zeit so geheimnisvoll behandelten Rimailhohaubitzen von 155 Millimeter Kaliber (155 CTR) zu verstehn sind, endgiltig beim Feldheere eingeteilt werden sollen, sondern auch die Zahl von 18 solcher Batterien erweckt die Aufmerksamkeit. Während nämlich bisher vermutet wurde, jedes französische Armeekorps werde mit 2 schweren Feldhaubitzbatterien ausgerüstet werden, läßt die Aufstellung nur von 18 dieser Batterien den Schluß zu, daß jedes Korps (mit Ausnahme vielleicht des 14. und 19.) nur eine Batterie erhalten werde. Allerdings ist das nur eine Annahme, deren Bestätigung abgewartet werden muß, bis die Friedensgliederung der einzelnen Armeekorps vorliegt; sie kann möglicherweise eine stärkere Zuweisung von Rimailhohaubitzen an die Grenzkorps bringen. Nun hat sich angesichts dieser allerdings sehr beträchtlich beabsichtigten Vermehrung der französischen Feldartillerie um 251 Batterien in einzelnen deutschen Blättern eine lebhafte Beunruhigung bemerkbar gemacht, indem ausgeführt wurde, daß unsre Feldartillerie mit ihren nur 583 Batterien mit einem Schlage von den Franzosen überholt sei. Es wurden sogar schon Forderungen nach einer neuen Artillerievorlage u. dgl. mehr laut. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß bis zur Stunde das vielbesprochne neue französische Kadergesetz noch nicht einmal in den Parlamenten diskutiert, geschweige denn angenommen worden ist. Bis zur Annahme des Gesetzes, die nach der französischen Presse nicht zweifelhaft sein könne, wird aber jedenfalls noch eine geraume Zeit verstreichen, und von dann an bis zu dem Augenblick, wo die neuen 1004 Geschütze und die dazu gehörenden Munitionswagen hergestellt sowie weiter die notwendige Mannschaft und die Pferde zur

Verfügung sein werden, vergehn voraussichtlich noch Jahre. Also schon aus diesem Grunde liegt keine Veranlassung vor, daß wir uns schon jetzt über zukünftige militärische Maßnahmen der Franzosen aufregen oder gar in Unkosten stürzen. Diese würden zudem, wie der Kriegsminister erst kürzlich in der Budgetkommission ausgeführt hat, sehr bedeutend sein, auch wenn wir von der für zweckmäßig erkannten Einteilung der Batterien zu 6 Geschützen abgehn und sie nach dem Beispiel der französischen Artillerie zu 4 Geschützen gliedern wollten. Aber selbst die dereinstigen 772 Batterien zu 4 Geschützen der Franzosen bilden in Wirklichkeit keine Überlegenheit, denn sie reichen nur aus, um jedes Armeekorps mit 144 Geschützen auszurüsten, also dieselbe Zahl wie bei uns, nur mit dem Unterschiede, daß hier die schwere Artillerie des Feldheeres nicht mit eingerechnet ist. Neben der Feldartillerie wird in dem Kadergesetz auch die Organisation der Fußartillerie besprochen. Sie gibt, wie wir gesehn haben, zur Formation der fahrenden Batterien der schweren Artillerie des Feldheeres 15 Batterien ab; aus den übrig bleibenden Fußartilleriebataillonen werden 12 Regimenter mit zusammen 97 (bisher 112) Batterien, davon 1 in Algier-Tunis, unter den Befehlen von Obersten und Oberstleutnants gebildet. Auch das Genie erfährt bei der Neuorganisation des Heeres einige Veränderungen. Sie werden begründet mit den Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges, nach denen es sich als besonders notwendig herausgestellt habe, auf dem Gefechtsfelde die verschiednen Befehlsorgane telegraphisch und telephonisch miteinander zu verbinden. Es werden darum 2 neue Telegraphenkompagnien und außerdem 1 Pontonierkompagnie gefordert. Mit diesen Neuformationen, für die schon bei der letzten Rekrutenverteilung 1100 Mann mehr als 1906 vorgesehn waren, wird die Genietruppe in Zukunft zusammengesetzt sein aus 6 Pionierregimentern mit zusammen 20 Bataillonen, die 72 Kompagnien umfassen; zu jedem Regiment gehört 1 Trainfahrerkompagnie, 1 Luftschifferbataillon zu 4 Kompagnien, 1 Eisenbahnregiment zu 3 Bataillonen zu je 4 Kompagnien und 1 Trainfahrerkompagnie, 1 Pontonierbataillon zu 6 Kompagnien mit 1 Trainfahrerdetachement, 1 Telegraphenregiment zu 2 Bataillonen zu je 4 Kompagnien und 1 Trainfahrerkompagnie. Schlecht kommt in dem Kadergesetz allein der Train weg durch eine abermalige Verminderung um 2 Kompagnien in Algier-Tunis. Es werden daher vorhanden sein in Frankreich: 20 Eskadrons zu je 3 Kompagnien, in Algier-Tunis: 3 Eskadrons zu 10 anstatt jetzt 12 Kompagnien.

Während der bisher besprochne Titel I des neuen Gesetzentwurfs die Überschrift trägt „Von der aktiven Armee des Mutterlandes", heißt es im Titel II von den Reservetruppen, daß sie einen integrierenden Bestandteil des Heeres ausmachen. Das Verhältnis ist also ähnlich wie bei uns, allerdings mit dem formellen Unterschiede, daß wir nur fünf, die Franzosen aber elf Jahrgänge der Reserve zur Verfügung haben. Die französische Reservepflicht reicht also noch um sechs Jahre in unsre Landwehrpflicht hinein; sie umfaßt noch den ersten Jahrgang unsrer Landwehr zweiten Aufgebots.

Zunächst dienen die Reservisten in Frankreich, wie bei uns, zur Ergänzung der Truppen des stehenden Heeres. Danach sollten an Reserveinfanterieformationen bisher 145 Regimenter aufgestellt werden, und mit dieser Zahl wird man vermutlich auch fernerhin zu rechnen haben. Aus ihnen und Reservetruppen der andern Waffen werden Reservedivisionen zusammengestellt, die man sich auf die mobilen Armeekorps verteilt denken muß.

Der im Augenblick zumal bei der Infanterie noch bestehende Mangel an Reserveoffizieren soll, so wird gehofft, infolge des Wehrgesetzes von 1905 mit der Zeit aufhören; bis dies geschehn sein wird, soll er durch Heranziehung ehemaliger aktiver Unteroffiziere sowie von Reserveunteroffizieren und andern geeigneten jungen Leuten gedeckt werden.

Für die Territorialarmee (Titel III des Gesetzentwurfs) stehn sechs Jahrgänge Territorialer (etwa unsrer Landwehr zweiten Aufgebots entsprechend) und sechs Jahrgänge von der „Reserve der Territorialarmee" zur Verfügung. Diese entsprechen den sechs Jahresklassen unsers Landsturms zweiten Aufgebots, die Territorialtruppen überhaupt also unsern Landwehr- und Landsturmformationen. Jede der 145 „Subdivisions" (Teile von Armeekorpsbezirken) stellt ein Territorialinfanterieregiment auf, das in der Regel 3 Bataillone umfaßt, aber auch viel stärker sein kann. Außerdem werden noch Territorialzuaven- und Jägerbataillone gebildet. Jeder Korpsbezirk formiert je nach der verfügbaren Zahl von Mannschaften und Pferden mehrere Eskadrons und Batterien der Territorialarmee, ferner 1 Geniebataillon und 1 Traineskadron. Was die Offiziere der Territorialarmee anlangt, so gilt hier das bei den Reservetruppen gesagte.

Ein großer Vorteil der französischen Organisation besteht darin, daß die Offizierkorps der Reserve- und Territorialtruppen nicht, wie bei uns, nur in Mobilmachungsranglisten auf dem Papier stehn, sondern im Frieden tatsächlich gebildet sind und ihre ständigen Kommandeure haben. Die Kommandeure der Territorialregimenter zum Beispiel — verabschiedete Stabsoffiziere des aktiven Heeres — lernen ihre Offiziere schon im Frieden persönlich kennen und haben bei den Übungen wie außerhalb dieser Zeit Gelegenheit, auf deren militärische Ausbildung einzuwirken.

Die Einzelheiten von Interesse aus dem neuen französischen Militärgesetze beziehen sich aber nicht allein auf die hier besprochnen Reformen der Truppeneinheiten und die damit verbundnen Veränderungen in der Zusammensetzung der Stäbe, der Zentralbehörden, des Generalstabs, der Intendantur, des Sanitätskorps usw., sondern sie erstrecken sich insonderheit auch auf die Reorganisation des gesamten Militärerziehungs- und Bildungswesens. Diese Reform erscheint von ausschlaggebender Bedeutung, weil sie auf dem demokratischen Prinzip aufgebaut ist, das immer festern Fuß in Frankreich faßt und alle staatlichen Einrichtungen und Gesetze beherrschend, für das Offizierkorps das längst ersehnte Ziel einer unité d'origine zu erreichen hofft. Der Weg

zu dieſem Ziel ſoll durch Errichtung von Applikationsſchulen für alle Offiziere jedweder Herkunft nach Waffengattungen geteilt und durch Umformung der Schule von St. Cyr gebildet werden, die bis zu dieſer Stunde als die Pflanzſtätte des Offiziernachwuchſes ausſchließlich der gebildeten Stände angeſehen wird. Mit andern Worten, es werden Schulen eingerichtet werden, in denen nicht nur die aus dem Unteroffizierſtande hervorgegangnen Offizieranwärter, die die Schulen von Saint Maixent (Infanterie), Saumur (Kavallerie) und von Verſailles (Artillerie, Genie und Train) beſucht haben, Aufnahme finden, ſondern auch die Schüler von St. Cyr und Saumur. Von dieſem Zeitpunkt an, der vorläufig für das Jahr 1909 in Ausſicht genommen iſt, wird alsdann St. Cyr nur noch den angehenden Infanterieoffizieren offen ſtehn. Über den Lehrplan auf den Applikationsſchulen liegen noch keine nähern Angaben vor. Nur ſo viel ſteht ſchon feſt, daß der Kurſus von einjähriger Dauer ſein wird, und daß das Programm und die Anforderungen auf allen Schulen übereinſtimmend dieſelben ſein ſollen; die erreichten Leiſtungen entſcheiden dann über das Dienſtalter aller jungen Leutnants, gleichgiltig, ob ſie aus dem Unteroffizierſtande oder aus den höhern Schulen hervorgegangen ſind. Da es nun aber ſehr ſchwer ſein würde, dieſe weitumfaſſende Reform für die Schaffung eines einheitlichen Offizierkorps mit einem Schlage durchzuführen, insbeſondre ſoweit St. Cyr in Frage kommt, ſo ſieht das Kadergeſetz, um einen Übergang zu ſchaffen, ſchon für jetzt eine Umgeſtaltung dieſer Schule vor. Nach den neuen Statuten ſoll die frühere Einteilung der Militärſchüler der Infanterie in Bataillone und Kompagnien aufhören, und an ihre Stelle die Gliederung in drei Brigaden treten, die je von einem Hauptmann befehligt werden; jede Brigade wiederum zerfällt in drei Abteilungen, an deren Spitze je ein Inſtruktionsleutnant ſteht. Auch die Schwadron, worin die der Kavallerie angehörenden Zöglinge jetzt eingeſtellt werden, ſoll fallen gelaſſen und wie für die Infanterieſchüler durch die Einteilung in eine Brigade erſetzt werden. Den Inſtruktionsleutnants liegt zunächſt ob, die militäriſche Ausbildung der ihnen unterſtellten Zöglinge zu leiten, außerdem aber müſſen ſie ſelbſt an den allgemeinen Inſtruktionskurſen für das Lehrperſonal teilnehmen. Da nun die jungen Offizieranwärter nach dem Geſetz über die zweijährige Dienſtzeit vom 31. März 1905 ſchon durch einen einjährigen Dienſt bei der Truppe vorgebildet ſind, ehe ſie nach St. Cyr einberufen werden, fällt hier jetzt bei der militäriſchen Ausbildung das Exerzieren in Reih und Glied uſw. ganz weg. An ſeine Stelle treten nur praktiſche Übungen, die aus den Zöglingen Lehrer und Offiziere und nicht Soldaten wie früher machen ſollen. Der Aufenthalt in St. Cyr ſoll in Zukunft nur auf ein Jahr bemeſſen werden, worauf die Anwärter nach beſtandner Prüfung zu Unterleutnants befördert werden. Infolge dieſer Zeitverkürzung um ein Jahr für die Geſamtausbildung hat natürlich auch das Lehrprogramm von Grund auf geändert werden müſſen; es iſt vereinfacht und verkürzt worden entſprechend den Zielen, die in einem Jahr erreicht werden ſollen.

Überblickt man den übrigen, unwesentlichern und deshalb hier noch nicht besprochnen Inhalt des neuen französischen Militärgesetzes und faßt das Ganze zu einem abschließenden Urteil zusammen, so kann es nicht anders lauten, als daß es vom Gesichtspunkt der Kriegsbereitschaft der Armee unsrer westlichen Nachbarn von außerordentlicher Bedeutung und Tragweite ist. Alle Neuerungen, die das Gesetz enthält, sind lediglich darauf gerichtet, die Schwierigkeiten des Übergangs vom Friedensfuß des Heeres auf den Kriegsstand auf ein Mindestmaß zu beschränken. Das zeigen besonders die Organisation der Infanterie und Artillerie, die hohe Zahl von 1740 Offizieren als „besondre Stäbe" in allen Waffengattungen, die im Mobilmachungsfalle sofort Kommandos bei den Reserveformationen zu übernehmen haben, sowie endlich die Ausstattung des Generalstabs mit 460 Offizieren, denen wir zum Beispiel im Frieden nur 300 Generalstabsoffiziere gegenüberstellen können. Es darf wohl angenommen werden, daß unsre maßgebenden Stellen diese Bedeutung der französischen Heeresreformen in vollem Umfang erkannt haben und sie nicht unterschätzen werden. Aber trotz der wesentlichen Verbesserungen, die das Kadergesetz der Heeresorganisation den Franzosen unstreitig bringen wird, sind diese selbst noch lange nicht damit zufrieden und fürchten vor allem das numerische Übergewicht der deutschen Armee. Auf dem Wege, diesen Unterschied allmählich immer mehr zu verringern, hat die oberste Heeresleitung nun einen neuen Plan dahin gefaßt, daß sie die allgemeine Dienstpflicht auch auf die Araber Algeriens ausdehnen will. Sie hofft dadurch etwa 10000 Mann mehr zu gewinnen und mit ihnen die Aufstellung zweier neuer Armeekorps zu bewirken. Es fragt sich nur, ob sich dieser Plan schon demnächst verwirklichen läßt. Die von der Regierung zur Prüfung der einschlägigen Verhältnisse nach Afrika entsandte Kommission ist zwar schon seit Monaten an der Arbeit, hat diese aber noch immer nicht abschließen können, da fortdauernd neue Schwierigkeiten und Bedenken auftauchen, auch die Wirren in Marokko sehr hinderlich sind. Auch in politischen Kreisen Frankreichs würde man eine Heeresvermehrung um zwei Armeekorps an sich ganz gern sehen. Es wird jedoch wegen des Projekts darauf hingewiesen, daß sich die Araber zwar ausgezeichnet als Söldner verwenden lassen, aber nur für einige Zeit, denn dann würden sie vom Heimweh ergriffen, desertierten und erkrankten. Bisher stellt Algier durchschnittlich jährlich gegen 17000 Freiwillige, die einen besondern Sold beziehen, und deren Rasseeigentümlichkeiten Rechnung getragen wird. Tunis liefert gegen 8000 Mann. Würde man aber in Algier die allgemeine Wehrpflicht einführen, so müßte man den Arabern das französische Staatsbürgerrecht verleihen, und zudem besteht die nicht unbegründete Befürchtung, daß eine militärische Erziehung sämtlicher Wehrpflichtigen in dieser Kolonie für den Fall eines Aufstands sehr bedenklich werden könnte.

Die zurzeit vorhandnen französischen Streitkräfte in Algier und Tunis gelten, was ihre Qualität betrifft, in französischen Fachkreisen als ersten

Ranges, und man ist überzeugt, daß die algerisch-tunesische Armee nicht nur imstande sei, den französischen Besitz an der afrikanischen Mittelmeerküste gegen einen fremden Angreifer mit Erfolg zu verteidigen, sondern auch fähig sei, sehr große Dienste zu leisten, wenn sie im Fall eines europäischen Krieges nach dem Kontinent geschafft werde. Für diese Aufgabe aber und für die Ausfüllung der durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit entstandnen breiten Lücke in der Präsenzstärke des französischen Heeres beabsichtigt man nun, die Hilfsquellen des großen nordafrikanischen Kolonialbesitzes besser auszunutzen.

Algier zählt nach der Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung bei einem Flächeninhalt von 890000 qkm 4800000 Bewohner, davon sind Franzosen 358074, Fremde 242837, mithin Araber 4200400. Die aufzubringende Rekrutenzahl würde somit einer Leistung von gegen $2^1/_2$ Prozent der Bevölkerung entsprechen, was als sehr hoch bezeichnet werden muß, da sie über doppelt so groß ist als die der Bevölkerung der großen Militärmächte. Das 19. Armeekorps in Algier besteht aus den 3 Divisionen in Algier, Oran und Constantine und 4 Kavalleriebrigaden. Es umfaßt zwei verschiedenartige Truppenkategorien; die eine rekrutiert sich analog den Regimentern des Mutterlandes, da sie zum größern Teil aus regelmäßig mit ihrem Jahrgang einberufnen Mannschaften besteht. Sie umfaßt 3 Zuavenregimenter, 2 Bataillone leichter afrikanischer Infanterie, 15 Batterien, 1 Geniebataillon und 5 Regimenter berittner Truppen. Ihre Effektivstärke beträgt einschließlich der Hilfsdienstzweige 26000 Mann. Die zweite Kategorie besteht aus Angeworbnen, und zwar europäischen, wie die Fremdenlegion, und aus Eingebornen, wie die 3 Tirailleurregimenter der Turkos und die 3 Spahiregimenter. Sie ist 19000 Mann stark. Ihre Mannschaft besteht sämtlich aus Freiwilligen oder für eine lange Dienstzeit verpflichteten Kapitulanten.

Die Division von Tunis ist anders organisiert. Sie umfaßt französische Truppen, wie Zuaven, reitende Jäger, Artilleristen und Pioniere, mit einer Gesamtstärke von 12500 Mann. Ferner 5000 Mann eingeborne Truppen, Tirailleurs und Spahis, die wie die Truppen des Mutterlandes durch regelmäßige Einstellung gebildet sind; endlich angeworbne Truppen, die ausschließlich aus angeworbnen und reengagierten (Tirailleurs und Spahis) Leuten bestehn und 2000 Mann stark sind. Auf diese Weise kommen nur zwei Drittel der dortigen Eingebornen, die im französischen Heere dienen, als zum Dienst einberufne in Betracht. Sie bleiben grundsätzlich nur drei Jahre bei den Fahnen, kehren dann in die Heimat zurück und werden im Fall einer allgemeinen Mobilmachung als Reservisten einberufen. Infolge dieser Anordnungen liefert Tunis mit seinen 1800000 Einwohnern 8000 Mann aktiver Truppen und 10000 Ergänzungsmannschaften. In Algier sind die Eingebornen dagegen keiner Verpflichtung zum Heeresdienst unterworfen, sie nehmen nach Belieben Dienst und sind vollkommen frei, wenn sie ihn verlassen. Daher stellen die

drei algerischen Departements: Constantine, Algier und Oran nur 19000 Mann, jedoch keinen einzigen der Reserve überwiesuen. Diese Verschiedenheit in den Leistungen in Algier und Tunis faßt man nunmehr französischerseits ins Auge und vertritt in den Fachkreisen die Ansicht, daß es keine Schwierigkeit haben könne, in einem seit mehr als siebzig Jahren okkupierten Gebiet das Verfahren anzuwenden, das in einem Schutzgebiet von verhältnismäßig neuem Datum vortreffliche Resultate ergeben habe. Man müsse deshalb nun eine Vermehrung der Eingeborneuregimenter Algiers in Erwägung ziehen, indem man zu einer regelmäßigen Rekrutierungsweise, analog wie in Tunis, schreite. Zugleich müsse man allmählich die Anzahl der wie die des Mutterlandes zusammengesetzten Einheiten verringern und in dieser Kategorie nur die Zahl der Zuavenkompagnien und der Chasseurs-Eskadrons beibehalten, die notwendig ist, die im algerischen Gebiet wohnenden französischen Wehrpflichtigen aufzunehmen. Dieses Verfahren würde die mannigfachsten Vorteile bieten, die der Berichterstatter über das Kriegsbudget dargelegt habe. Zunächst werde es gestatten, einem wenig gerechten Zustande der Dinge ein Ende zu machen. Zurzeit erfülle fast die Gesamtheit der jungen Franzosen ihre Dienstpflicht in geringer Entfernung von ihrer Heimat. Aber 6500 von ihnen werden über das Mittelmeer zum Dienst in den algerischen Truppenteilen entsandt, was eine lästige Ungleichheit sei. Das vorgeschlagne Verfahren werde überdies die Möglichkeit bieten, die Deckungstruppen Frankreichs an der Grenze gegen Deutschland zu verstärken.

So steht also die französische Armee wieder einmal vor der Ausführung gewaltiger militärischer Reformen. Sie werden zwar dem Lande und seiner Bevölkerung neue und nicht unbedeutende Lasten auferlegen und namentlich von den leitenden Stellen ein hohes Maß von Arbeitskraft und großer Energie verlangen. Aber mit diesem Einsatz können gute Resultate erreicht werden, die, wenn sie sich auch nicht mit einem Schlage zeigen sollten, darum keineswegs an Wert verlieren.

Theodor Lindners Weltgeschichte

Von Georg Winter

In dem heftigen Kampfe der Meinungen, der unter den deutschen Historikern in den letzten Jahrzehnten über Methode und Aufgabe, Grundlagen und Ziele der Geschichtswissenschaft entstanden ist und noch fortdauert, nimmt Theodor Lindners Weltgeschichte*), von der vor kurzem der fünfte Band erschienen ist, eine durchaus eigenartige und selbständige Stellung ein. Man kann ihn mit keiner der einander heftig befehdenden Richtungen, als deren ausgesprochenste Vertreter

*) Th. Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Bisher erschienen fünf Bände. (Stuttgart und Berlin, Cotta, 1904 bis 1907.)

Lamprecht und von Below zu bezeichnen sind, identifizieren, wenngleich seine Anschauungen, ganz folgerichtig durchgedacht, ihn eher der Lamprechtschen als der Belowschen Auffassung näher stehend erscheinen lassen. Dem entsprechend erkennt er auch, in wohltuendem Gegensatze zu manchem, in bedauerlich scharfer und ins Persönliche hineinspielender Form unternommnen Angriffe gegen Lamprecht, dessen Verdienste um die Aufstellung neuer Probleme und um eine tiefere Auffassung der Geschichte durchaus gerecht und unbefangen an, ohne sich allerdings den Ergebnissen der Lamprechtschen Anschauungen, namentlich seiner Gliederung der Geschichte in Kulturzeitalter anzuschließen. Dagegen ist sein Begriff von der einheitlichen Entwicklung, die er der gesamten Weltgeschichte zugrunde liegen läßt, in vielen Punkten der Lamprechtschen Auffassung durchaus verwandt. In vielen, aber nicht in allen. Sein Entwicklungsbegriff ist in mancher Hinsicht rein naturwissenschaftlich und nicht rein psychologisch (weder sozial- noch individual-psychisch) gefaßt, wie er denn mit Vorliebe naturwissenschaftliche Analogien mit großem Geschick und in außerordentlich charakteristischer Weise zur Erklärung der geschichtlichen Entwicklung heranzieht, als deren Grundursachen er die Einwirkungen der Natur auf der einen, die Handlungen der Menschen auf der andern Seite bezeichnet. Man wird also seine Geschichtsauffassung am zweckmäßigsten als eine psychophysische bezeichnen können.

Lindner hat die philosophischen Grundlagen dieser seiner Auffassung, deren konsequente Durchführung seine große Darstellung der Weltgeschichte ist, in einer besondern Schrift*) dargelegt, die die theoretische Einleitung zu seiner Weltgeschichte bildet und in ihren wesentlichen Grundanschauungen in kurzer Zusammenfassung in einer Rektoratsrede von 1904 wiederholt wird.**) Auch in dieser philosophischen Grundlegung vermeidet er rein erkenntnistheoretische Untersuchungen, wie sie in jenem Prinzipienstreite mit großer Heftigkeit verfochten werden, und verfährt im wesentlichen rein induktiv. Nicht Theorien will er aufstellen und verteidigen, sondern hauptsächlich geschichtliche Erfahrung feststellen und durch sie Maßstäbe gewinnen für die Erkenntnis und Beurteilung der geschichtlichen Entwicklung. Als das Hauptziel einer solchen entwicklungsgeschichtlichen Darstellung erscheint ihm: „das heutige Sein aus seiner Entstehung zu erklären"; denn „nicht dem, was war, sondern dem, was ist, gehörte mein Interesse an", erklärt er im Vorwort zum ersten Bande seiner Weltgeschichte, und damit spricht er in schlichten Worten die tiefe, aber oft verkannte und selten beachtete Wahrheit aus, daß auch die Geschichtschreibung, als Wissenschaft genommen, von der Gegenwart auszugehn und nur das zu schildern hat, was aus der Vergangenheit direkt oder indirekt in die Gegenwart und ihren geistigen

*) Th. Lindner, Geschichtsphilosophie. Das Wesen der geschichtlichen Entwicklung. Einleitung zu einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. 1. Auflage, Stuttgart und Berlin, Cotta, 1901. 2. Auflage 1904.

**) Th. Lindner, Allgemeingeschichtliche Entwicklung. Rede, gehalten beim Antritt des Rektorats am 12. Juli 1904. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1904.

Besitz übergegangen ist. Denn wenn es im Grunde Endzweck aller Wissenschaft ist, die uns umgebende Welt zu verstehn und zu erklären, so kann die Aufgabe der Geschichtschreibung als Wissenschaft in der Tat nur dahin definiert werden, daß sie die uns umgebende staatliche, gesellschaftliche, geistige und Kulturwelt aus ihrer Genesis zu begreifen und verständlich zu machen habe. Darauf beruht ihre Verschiedenheit, aber auch ihre augenscheinliche Ähnlichkeit mit den Aufgaben der Naturwissenschaft, die Lindner von seinem psychophysischen Standpunkt aus zu der charakteristischen Äußerung veranlaßt: „die Geschichte gilt mir ebenso als ein Stück des Erdenlebens wie alle Hervorbringungen der Natur." Aber trotz dieses Standpunkts ist er doch nicht geneigt, der Lamprechtschen Anschauung von einem gesetzmäßigen Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung und von der notwendigen Aufeinanderfolge gewisser mehr oder weniger genau bei den verschiednen Völkern wiederkehrender Kulturzeitalter grundsätzlich zuzustimmen. Vielmehr betrachtet er, während Lamprecht die typischen Erscheinungen sozialpsychischer Art als das Entscheidende der geschichtlichen Entwicklung bezeichnet, als deren eigentliches Problem „die Entstehung der Verschiedenheit bei gleichen Ursachen". Gleichwohl gibt er aber die Existenz einfacher Grundzüge zu, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern nachweisbar sind, nähert sich also doch wieder bis zu einem gewissen Grade der Lamprechtschen Anschauung, nur daß er neben den typischen sozialpsychischen Erscheinungen der Entwicklung deren materiellen Kräften einen größern Einfluß zuschreibt als Lamprecht. Auch hier steht er in selbständiger Haltung beiden entgegengesetzten Richtungen seiner Wissenschaft, gleichsam die Mitte zwischen beiden haltend, gegenüber. Die Geschichte, sagt er einmal, ist weder sozialpsychisch noch individualpsychisch, sondern beides. „Alle Geschichte vollzieht sich in beständiger Wechselwirkung einer Gesamtheit oder Masse und der Individuen." (Geschichtsphilosophie S. 11.) Wer würde da nicht an verwandte Aussprüche Rankes erinnert, an dessen geschichtsphilosophische Ideen wohl Lindner, auch sie hier und da nach der naturwissenschaftlichen Seite abwandelnd, am meisten anknüpft. Sein Standpunkt gegenüber dem Verhältnis der sozialpsychischen zu den individualpsychischen Kräften der geschichtlichen Entwicklung deckt sich tatsächlich in der Hauptsache mit dem bekannten, scheinbar so einfachen und doch so tiefen Ausspruche Rankes: „Auch in der Geschichte bekämpfen und durchdringen sich Freiheit und Notwendigkeit. Die Freiheit erscheint mehr in den Persönlichkeiten, die Notwendigkeit in dem Leben des Gemeinwesens. Aber ist wohl die erste eine vollkommne, und die andre, wäre sie eine unbedingte?" (Vorrede zu Sämtlichen Werken, Band 40/41.) Ähnliche Anklänge, aber stets doch wieder mit charakteristischen und durchaus selbständigen Abwandlungen, kehren wiederholt gerade in den philosophischen Erörterungen Lindners, der sich stolz und freudig als Schüler Rankes bekennt, wieder, so zum Beispiel in seiner Stellung zu Rankes Ideenlehre, die er in gewissem Sinne annimmt, aber doch dadurch wieder in ihrem Wesen wesentlich verändert, daß er sie jedes, auch des entferntesten transzendentalen

Charakters entkleidet und einfach, fast naturwissenschaftlich, aus den jeweiligen Bedürfnissen der Menschen erwachsen und mit ihrer Befriedigung wieder vergehend darstellt. Als die eigentlichen Grundkräfte aller geschichtlichen Entwicklung aber betrachtet er die Beharrung (konstante Kraft) und die Veränderung (variable Kraft), wobei er als Kraft der Beharrung die Elemente ansieht, die aus den variabeln Kräften, aus Handlungen in den dauernden Besitz der Menschheit übergehn und nun ihrerseits gegenüber den vorwärts treibenden Kräften der Veränderung die erhaltenden Kräfte darstellen, sodaß man seine Theorie von der Beharrung und Veränderung, die er sehr eingehend im einzelnen, in der Geschichtsphilosophie theoretisch, in seiner weltgeschichtlichen Darstellung praktisch durchführt, in den einfachen Satz zusammenfassen kann, daß sich im Gegensatz und Ausgleich der erhaltenden (konservativen) und vorwärts treibenden (liberalen) Kräfte alle geschichtliche Entwicklung vollzieht. Die Geschichte aber ist ihm die Gesamtheit menschlichen Lebens, „Geschichte und Kultur grundsätzlich dasselbe". Dabei scheint er, nicht ganz und überall zutreffend, die Kraft der Beharrung mit dem zu identifizieren, was Lamprecht die sozialpsychischen Kräfte nennt, die Kraft der Veränderung aber mit den individualpsychischen Vorgängen. Als die grundlegende Ursache wie der Ideen so auch alles Geschehens betrachtet er das Bedürfnis. Und von dieser Grundlage kommt er dann doch wieder zu Anschauungen, die stark an die Lamprechts, so sehr er deren Ergebnisse ablehnt, erinnern, so, wenn er (Geschichtsphilosophie S. 11) sagt, daß dieselben Grundzüge der Entwicklung eigen sind. Diese macht ebensowenig Sprünge wie die Natur; aber, so fügt er bezeichnend hinzu, „Menschen- und Völkerschicksal wird niemals in eine einzige sie erklärende Formel gepreßt werden können".

Hier, wie überall, wo er, ausgesprochner- wie unausgesprochnermaßen, der Lamprechtschen Auffassung entgegentritt, geht das vor allem aus der Verschiedenheit ihres Ausgangspunkts, ihres Objekts, hervor. Lamprecht hat seine Anschauung im wesentlichen aus der geschichtlichen Entwicklung eines Volkes, des deutschen, gewonnen und neigt entschieden dazu, diese zu generalisieren. Seine Anschauung bedarf, auch wenn sie für die deutsche Geschichte als zutreffend anerkannt wird, noch des Beweises ihrer allgemeinen Anwendbarkeit auf alle Völker. Lindner aber geht von dem Grundproblem einer einheitlichen Darstellung der Weltgeschichte, das heißt von dem Nebeneinander, den Einwirkungen und Rückwirkungen der Völker aufeinander aus und betont daher von vornherein ihre zum Teil naturwissenschaftlich begründete Verschiedenheit. Lamprecht betont das Typische der Entwicklung eines Volks, Lindner geht von den variabeln Eigenschaften verschiedner Völker aus und betont daher mehr die variabeln Kräfte, aber immer mit der Tendenz, zu einer einheitlichen Anschauung über sie zu gelangen. Ob und inwieweit diese einander nicht entgegengesetzten, aber doch stark voneinander abweichenden Anschauungen dereinst zu einer höhern Einheit geführt werden können, muß die weitere Entwicklung der Geschichts-

wissenschaft erst erhärten, für deren Vertiefung durch Aufstellung neuer Probleme sich beide Auffassungen hervorragende Verdienste bereits erworben haben.

Wir können an dieser Stelle auf die Einzelheiten der Begründung der philosophischen Grundanschauungen Lindners nicht eingehn; seine Stellung innerhalb der modernen Strömungen der Wissenschaft glauben wir in der Hauptsache klargestellt zu haben. Das Einzelne muß man in seiner Geschichtsphilosophie nachlesen, die sich allgemeines Interesse in einem Maße erobert hat, wie es wenigen derartigen philosophischen Erörterungen beschieden ist, wie sich am deutlichsten daraus ergibt, daß schon nach drei Jahren eine neue Auflage notwendig geworden ist. Von nicht minder hohem Interesse ist dann die Art, wie Lindner seine geschichtsphilosophischen Grundlagen in seiner Darstellung der Weltgeschichte, die in ihrem eben erschienenen fünften Bande schon bis zum Dreißigjährigen Kriege gediehen ist, praktisch durchgeführt hat, mit einer universalen Vertrautheit mit der Geschichte und Literatur der verschiedensten Völker, die den Leser in wahrhaftes Erstaunen versetzt.

Sehr merkwürdig und von der bisherigen Gepflogenheit universalhistorischer Darstellungen sehr abweichend ist schon der zeitliche Ausgangspunkt, mit dem die Darstellung beginnt. Das gesamte Altertum ist völlig ausgeschieden oder doch nur in einer kurzen Einleitung in seinen Grundzügen charakterisiert worden. Lindner motiviert das eben mit seinem philosophischen Standpunkte, dem die Aufgabe der Weltgeschichte ist, „das Werden unsrer heutigen Welt in ihrem gesamten Inhalt zu erklären und zu erzählen". Deswegen glaubt er mit der für die gesamte weitere Entwicklung grundlegenden Periode der Zertrümmerung der alten Welt durch die Völkerwanderung, die einen Bruch mit der ganzen frühern Entwicklung bedeute, beginnen zu können: das Altertum sei ein eignes Blatt im Buche der Geschichte der Menschheit, das gewaltsam ausgerissen wurde; das bewußte Streben aber, auf den Bestand des Altertums zurückzugehn und ihn in neuer Weise nutzbar zu machen, gehöre erst der spätern Geschichte an und sei dort zu schildern. „Denn nicht das Altertum, wie es wurde und war, sondern lediglich das erhalten gebliebne Ergebnis, und auch dieses in der Auffassung der spätern Zeit, ist von weiter wirkender Kraft geworden." (Vorwort zu Band I, S. 11.) Es mußte also genügen, „im Anfang kurz zu schildern, unter welchen ungeheuern Krämpfen die zitternde Hand der Geschichte den verhängnisvollen Riß vollzog".

Allein, hier stock' ich schon. War dieser gewaltsame Riß wirklich so vollkommen, daß die weitere Entwicklung ohne jenes ausgerissene Blatt erschöpfend zu verstehn ist? Hat es nicht, auch ausgerissen, die weitere Entwicklung bestimmend bedingt? Wer wollte das leugnen, der auch nur der äußern Tatsache gedenkt, daß sich im staatlichen Leben des Mittelalters ständig die Idee erhielt, daß das deutsche Kaisertum eine unmittelbare Fortsetzung des altrömischen sei? Und ist der Einfluß, den das klassische Altertum auf die gesamte weitere geschichtliche Entwicklung bis in unsre Tage hinein, namentlich auf dem Gebiete

des geistigen Lebens ausgeübt hat, wirklich aus den reflektierten Bildern zu verstehn, die durch „das bewußte Streben, auf den Bestand des Altertums zurückzugehn", aus der Zeit des Humanismus und der Renaissance auf uns gekommen sind? Gerade die glänzende Schilderung von Humanismus und Renaissance und ihre vorsichtige, übertriebne Schätzungen absichtlich zurückweisende Beurteilung, die Linder im vierten Bande seiner Weltgeschichte entworfen hat, werden ihn überzeugt haben, daß uns die Renaissance des Altertums dessen eigne genaue Kenntnis nicht entbehrlich macht, daß diese vielmehr ein notwendiges Element auch für das Verständnis der Zeit nach der Völkerwanderung ist. Ich halte deshalb trotz aller großen Vorzüge, die ich dieser aus einem Guß entworfnen und in einem Gusse durchgeführten Darstellung der weltgeschichtlichen Entwicklung warm und freudig zugestehe, ihre Ergänzung nach rückwärts für unbedingt notwendig und freue mich, daß dem Vernehmen nach eine solche auch von dem Verfasser beabsichtigt wird, sobald das jetzige Werk in vier weitern Bänden seinen Abschluß erreicht haben wird.

Die jetzt schon fast anderthalb Jahrtausende der Entwicklung der Menschheit umfassende Darstellung selbst aber verdient, auch wenn man mit der Auffassung des Verfassers nicht überall einverstanden ist, uneingeschränktes Lob wegen der umfassenden Weite des universalen Überblicks, wegen des besonnenen und umsichtigen Urteils über Wert und Bedeutung der verschiedenartigen Kulturen der in der allgemeinen Geschichte auftretenden und wirkenden Völker, bei deren Schilderung namentlich die unbefangne Schätzung und Wertung der orientalischen Kultur gegenüber der europäischen rühmend hervorgehoben werden muß, wie endlich wegen der Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Schilderung, die nur aus inniger Vertrautheit mit dem gewaltigen Stoffe erwachsen konnten.

Auf diesen ungeheuern, in fünf starken Bänden verarbeiteten Stoff in seinen Einzelheiten einzugehn oder gar in solchen abweichende Meinungen vorzutragen, kann nicht Aufgabe dieser Besprechung sein, die sich vielmehr auf eine Charakterisierung des Werkes als eines Ganzen und auf Hervorhebung einiger wichtiger Hauptpunkte beschränken muß.

Im ersten Bande gibt Lindner, wie wir schon erwähnt haben, zunächst eine geistvolle Einleitung, die die ausgelassene Schilderung des Altertums zu ersetzen bestimmt ist. Wir haben schon gesagt, daß wir diesen Ersatz, so treffend hier das Wesen der universalen Kultur des dem Untergange entgegeneilenden römischen Weltreichs geschildert ist, als ausreichend nicht anerkennen können, schon weil die für die ganze weitere Geistesgeschichte des Menschengeschlechts entscheidende griechische Kultur in diesem Überblick gar nicht berücksichtigt ist. Dagegen ist die Schilderung der vier Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit, die das erträumte Ideal eines Weltfriedens für lange Zeit als verwirklicht erscheinen ließen, an sich eine glänzende Leistung. Hier kommt das Rom der Kaiserzeit in seiner äußern Erscheinung wie in seinem geistigen, religiösen und wirtschaftlichen Leben zu lebensvoller Geltung. Auch die Darstellung der Ent-

Digitized by Google

stehung des Christentums und der Kämpfe der Römer mit den Germanen enthält eine Fülle eigenartiger und charakteristischer Gedanken. Eingehender schon werden die Anfänge der Völkerwanderung behandelt, die in ihrem weitern Verlaufe dann zu jenem schroffen Bruch mit der bisherigen Kultur führten, die Lindner veranlaßte, sie zum Anfangspunkte seiner Weltgeschichte zu machen. Als Ursache der Völkerwanderung, die Lindner mit Recht gar nicht als eine gemeinsam geplante oder geschlossene Handlung betrachtet, bezeichnet er nicht nur die Landnot der wandernden Völkerschaften, sondern auch Abenteuer- und Gewinnsucht. Ganz richtig hebt er hervor, daß die deutschen Herrscher (Odoaker, Theoderich) in dem seit 476 eroberten Italien keinerlei Verschmelzung anstrebten, sondern die römischen Einrichtungen im wesentlichen bestehen ließen, ein von ihm selbst erbrachter Beweis dafür, daß der Riß doch nicht ein so vollkommner war, daß er die Unterlassung einer Schilderung der antiken Geschichte in einer Weltgeschichte rechtfertigen könnte. Dagegen ist es richtig, was er von diesen Kämpfen des untergehenden Römerreichs sagt: „Geradezu unermeßlich waren die Verluste an Schätzen der Kunst und Literatur jeder Art, an Reichtum und Menschenleben", und fortfährt (Band I, S. 113): „Ein Jahrtausend verging, bis sich die abendländische Menschheit wieder zur geistigen Höhe des zweiten Jahrhunderts emporgearbeitet hatte." Der Kirche schreibt er mit Recht das hohe Verdienst zu, den völligen Verlust der alten Bildung verhindert zu haben.

Dem einzigen, in staatlicher Geschlossenheit erhaltnen Reste der alten Kultur, dem Byzantinerreiche, ist dann das erste Buch der eigentlichen Darstellung gewidmet, die hier mit Recht der Geringschätzung und dem absprechenden Urteil entgegentritt, das gemeinhin über dieses Überbleibsel des stolzen römischen Weltreichs gefällt wird. Demgegenüber betont Lindner, daß doch neben den vielen häßlichen Erscheinungen hier auch viel Großes zu verzeichnen ist: „Literatur, Kunst, Recht, Verwaltung (namentlich die Finanzverwaltung), Kirche, Kriegswesen erlitten keine Unterbrechung, sondern entwickelten sich weiter auf dem Stande, den sie zu Anfang des fünften Jahrhunderts innehatten" (S. 123). Jahrhundertelang war und blieb Byzanz in der alten Welt der einzig wirkliche Staat nach modernen Begriffen. Die Schilderung, die Lindner mit tiefem Eindringen in sein eigentümliches Wesen von diesem Staat entwirft, ist anschaulich und belehrend in hohem Grade, wenngleich hier und da doch wohl das Urteil zu günstig lautet. Ob zum Beispiel der Satz, daß trotz des herrschenden Despotismus „der überwiegenden Zahl der Kaiser das Zeugnis nicht versagt werden darf, daß sie redlich ihre Pflicht erfüllten oder wenigstens zu erfüllen suchten", selbst gegenüber der eignen Schilderung Lindners von der äußern und innern Geschichte des byzantinischen Reiches aufrecht erhalten werden kann, erscheint doch einigermaßen zweifelhaft. Immerhin bleiben die Tatsachen sehr beachtenswert, die er anführt, um ein Bild von der Blüte des Handels und der Industrie in der Hauptstadt zu entwerfen. Sehr eingehend wird auch das

Verhältnis des Staats zur Kirche behandelt, das sich hier ganz anders gestaltete als später im Westen unter der Vorherrschaft des römischen Papsttums. In Konstantinopel war und blieb die Kirche in Abhängigkeit vom Staate, der fast die Formen des Cäsareopapismus annahm. Die Patriarchen der Hauptstadt wurden ohne weiteres vom Kaiser ernannt. Auch darin unterschied sich Byzanz vom Westen sehr stark, daß dort im Osten der Klerus keineswegs der einzige Träger literarischer Bildung war, sondern daß es auch eine rein weltliche Bildung gab, die im Westen erst im spätern Mittelalter sehr allmählich neben der kirchlichen emporkam.

Einen besondern Glanzpunkt in der Schilderung des byzantinischen Reiches bildet natürlich das Zeitalter Justinians, jenes Kaisers, der in vollem Maße die universalen Ideen des ehemaligen römischen Reiches wieder aufnahm und sich namentlich durch seine Gesetzgebung einen Namen für alle Zeiten geschaffen hat. Von dem hellen Lichte, das über seiner Regierung liegt, ist in der Darstellung Lindners ein wohl hier und da zu lichter Abglanz auf die gesamte Geschichte des byzantinischen Reiches gefallen. Der Gesamtdarstellung ist das insofern wieder zugute gekommen, als Lindner überhaupt den Schöpfungen der orientalischen Kultur größeres Interesse und Verständnis entgegenbringt, als es gemeinhin in universalhistorischen Schilderungen der Fall ist, die nur zu oft den spätern Sieg der occidentalen Kultur auch auf die Darstellung der frühern Perioden zurückwirken lassen. Seine auf die des byzantinischen Reiches folgenden Schilderungen des neupersischen Reiches und namentlich des Islam zeigen das in hervorragendem Grade. Namentlich ist die Darstellung der innern Zustände des auf religiöser und kriegerischer Eroberung beruhenden Khalifenreiches eine vortreffliche und in sich geschlossene Leistung. Die einheitliche, fest organisierte, in mancher Hinsicht spätere Formen vorwegnehmende Verwaltung tritt uns in anschaulichen Bildern vor Augen, die durch die Vergleiche mit den verwandten Erscheinungen des byzantinischen Reiches noch lehrreicher gestaltet werden. Kirchliche und weltliche Wissenschaft standen auch hier in verhältnismäßig großer Selbständigkeit nebeneinander. Mit besondrer Vorliebe wird auch die mahammedanische Baukunst geschildert und das Urteil über sie in den Worten zusammengefaßt: „Wenn je in der Weltgeschichte, zeigt sich hier, was die gegenseitige Befruchtung der Völker für die Menschheit zu bedeuten hat.“ Eben diese gegenseitige Befruchtung in feindlichen wie freundlichen Berührungen hat er mit Recht als eine der Hauptaufgaben seiner universalhistorischen Darstellung betrachtet.

Erst nach der Schilderung dieser am frühesten entwickelten orientalischen Kulturen wendet sich Lindner nunmehr im dritten Buche des ersten Bandes der weit später erst zu gleicher Höhe gedeihenden Entwicklung des Abendlandes zu, das in den folgenden Jahrhunderten gegenüber der orientalischen Kultur die führende Stellung gewinnen sollte. „Weder von dem assyrischen Reiche noch von dem Islam — so sagt er Band I, Seite 263 — ist die spätere Weltkultur ausgegangen. Sie entfloß Ländern und Völkern, die damals hinter

jenen beiden Weltmächten weit zurückstanden", den Romanen und Germanen. Hier aber trat nun alsbald schon in den ersten Stadien jener große Kampf zwischen Staat und Kirche ein, der dem Orient im wesentlichen fremd geblieben ist. Zugleich aber tritt ein starker wirtschaftlicher Gegensatz gegen den Orient zutage. Während in den von den Arabern unterworfnen Gebieten städtische Kultur und Geldwirtschaft als Erbschaft der antiken Kultur bestehn blieb, wurden die von den Germanen unterworfnen Länder in agrarisch-naturalwirtschaftliche Zustände zurückgeworfen. Beide Eigentümlichkeiten traten schon in den frühesten kräftigern Staatsbildungen der Germanen, dem merowingischen und dem karolingischen Reiche, deutlich zutage; beiden hat Lindners Darstellung die eingehendste Aufmerksamkeit gewidmet, unter ständigen Vergleichen mit der orientalischen Kultur, in deren Bereich er dann auch China und Indien eingehend hineingezogen hat.

Eine besonders eingehende Charakteristik wird bei der Darstellung der abendländischen Geschichte dem Papsttum gewidmet. Mit Recht betont Lindner dabei, daß gerade das unglückliche Schicksal Italiens in den Jahrhunderten nach der Völkerwanderung dem Papsttum zum Heil gereichte, weil es dadurch, im Gegensatz zu dem Patriarchat von Konstantinopel, von dem Drucke des Hofes und seiner schwankenden Parteien frei blieb. „So vollzog sich die große Wandlung des zerfallenden antiken Rom zum neuaufstrebenden päpstlichen." (Band I, S. 404.)

Von diesem Standpunkt aus schildert dann Lindner eingehend die Bildung des Frankenreichs, Blüte und Verfall des karolingischen Staats unter trefflicher Hervorhebung der Eigentümlichkeiten des Lehnwesens auf der einen, des welthistorischen Bundes Pipins des Jüngern mit dem Papsttum auf der andern Seite, durch die der Knoten für die Entwicklung des ganzen Mittelalters geschürzt wurde. Die Kaiserkrönung Karls des Großen gibt ihm dann wieder Gelegenheit zu einem sehr charakteristischen Vergleich dieses neubegründeten occidentalen mit dem byzantinischen Kaiserreich. „Das östliche Kaisertum — so sagt er I, 335 — war älter als die Kirche und von der weltlichen Macht ausgegangen, die sich die Kirche unterordnete, das westliche entstand erst, als das Papsttum bereits großes Ansehen durch das ganze Abendland erlangt hatte und zu einer eigenartigen und selbständigen Einrichtung geworden war, als es sich fühlen durfte als Vertreter einer Kirche, die dem Staate und dem Volke nicht als ein Teil der Gesamtheit wie in Byzanz, sondern als höhere Macht galt. In jedem der Kaiserreiche lagen also die Vorbedingungen ganz verschieden. Mit Karl begann die Verquickung von Weltlichem und Geistlichem, von Staat und Kirche, die das Mittelalter kennzeichnet." In den Kämpfen der Karolinger untereinander aber fing die kirchliche Strömung, die sie begünstigt hatten, an, sich gegen sie zu wenden. Der verhängnisvolle Machtkampf begann, der die ganze mittelalterliche Kaiserzeit beherrscht und die staatlichen Bildungen, namentlich die deutsche, so verhängnisvoll beeinflußt hat.

Nachdem Lindner so die abendländische Welt bis zu diesem Wendepunkte begleitet hat, wendet er sich im zweiten Bande wieder zu der orientalischen Kultur des Islam zurück, der durch seine Eroberungspolitik allenthalben mit der occidental-christlichen Kultur zusammenstieß. Er beginnt wieder mit einem sehr treffenden Vergleiche beider: „In den drei großen Kulturgruppen, die das Mittelmeer umgaben, erfolgte im neunten Jahrhundert gleichmäßig ein Abschluß, der ihr inneres Wesen für die Dauer bestimmte. Obgleich jede eine teilweise Nachlassenschaft des Altertums enthielt, bestanden zwischen ihnen die größten Unterschiede. Sie waren nicht bloß politische, sondern auch geistige Mächte von besonderm Gepräge. In ihrem friedlichen Austausch und feindlichen Zusammenstoß lag die weitere Entwicklung der Weltgeschichte dieses gewaltigen Teiles der Erde und über ihn hinaus." (Band II, S. 3.) Dabei tritt denn wieder Lindners sehr hohe Schätzung der arabischen Kultur deutlich zutage; diese Kultur trägt semitischen Charakter, ist aber nicht bloß Nachahmung, sondern selbständige Weiterbildung. „Noch nie waren bis dahin eine Religion und zugleich ihre Sprache über so ungeheure Räume und zahlreiche Völker verbreitet." (S. 7.) Und hier in der arabischen Kultur waren nicht wie in der abendländisch-christlichen Bildung und Wissen das Vorrecht einiger wenigen, nicht eines einzelnen Standes, sondern hatten die weiteste Verbreitung. Er bespricht dann im einzelnen die Universitäten, die Poesie, Philologie, Grammatik und Geschichte des Islam. Großen Respekt hat er vor allem vor Ibn Chaldun, von dem er sagt: „Kein mittelalterlicher Gelehrter der ganzen Welt hat so tief über Geschichte gedacht wie dieser Araber; viele der Fragen, mit denen sich heute die Geschichtsphilosophie beschäftigt, hat er besprochen, wie schon sein Grundgedanke, das soziale Leben, die gesamte geistige und materielle Kultur der Gesellschaft in den Mittelpunkt zu stellen, bezeugt" (II, 14). Und den Gipfel der arabischen Kultur faßt er in dem Werturteil zusammen: „Bagdad vereinigte in sich, was Rom und Konstantinopel jede in ihrer höchsten Blüte waren."

Nachdem er dann noch den allmählichen Verfall des Khalifats durch innere Streitigkeiten, durch seldschukische Türken und die Mongolen geschildert und auch diesen eine unbefangne Würdigung gewidmet hat, kehrt er wieder zur abendländischen Welt und ihren einzelnen sich ausbildenden Nationalitäten zurück, um sich dann dem großen weltgeschichtlichen Konflikt beider Kulturen, der sich in den Kreuzzügen vollzog, zuzuwenden. Von diesen letzten hat er eine ziemlich kühle Auffassung und erkennt bei ihnen neben den selbstlosen Beweggründen auch sehr selbstsüchtige. Für den Islam bedeuteten sie nach seiner Auffassung nichts als geringfügige örtliche Störungen. „Nicht in ihren einzelnen Vorgängen, wohl aber in ihren allgemeinen Wirkungen ist die weltgeschichtliche Stellung der Kreuzzüge zu suchen." (II, 194.) Namentlich erfuhr der occidentalisch-orientalische Handel durch die Kreuzfahrerstaaten nachhaltige und für beide Kulturen wichtige Förderung.

Eine eigentümliche Stellung in diesem sich jetzt entwickelnden Welthandel nimmt dann Rußland ein, dessen älterer Geschichte ein besondrer Abschnitt gewidmet wird, worin der Hauptnachdruck auf die Entwicklung der Welthandelsstraßen durch dieses Land fällt.

Auf dieser universalen Grundlage hebt sich dann der welthistorische Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum im Abendlande wirkungsvoll ab. Die Charakteristik der einzelnen großen Persönlichkeiten von Päpsten und Kaisern ist dabei ebenso eigenartig und durchdacht herausgearbeitet wie die der unter dem Einflusse dieses Kampfes sich entwickelnden Zustände. Ganz vortrefflich ist namentlich die Schilderung der Verfassung und Kultur in Deutschland mit seinem noch wenig von dem vorwiegenden ländlichen verschiednen städtischen Leben. Großes Gewicht legt Lindner in dieser Beziehung für die Belebung des Verkehrs auf die Eroberung Italiens durch die Kaiserzüge, die in seiner Darstellung in ebenso hellem wirtschaftsgeschichtlichem wie politischem Lichte erscheinen. Trotzdem aber nennt er, an Sybels Auffassung anknüpfend, im allgemeinen „die Wirkung auf Deutschland verhängnisvoll und staatsverderblich". Als Ergebnis der ganzen Entwicklung erscheint ihm, daß schon das neunte Jahrhundert die unverlöschlichen Grundlinien für die kirchliche Entwicklung des Abendlandes gezogen habe, indem das Papsttum allgemein als Haupt der christlichen Gemeinschaft anerkannt wurde. „Wohin auch vom Frankenreiche oder von England aus das Christentum weiter schritt, überall hin trug es die Autorität Roms." (S. 320.) Von hohem Interesse ist es, die von dieser Grundauffassung aus entworfne Schilderung des gewaltigen Kampfes zwischen den salischen und hohenstaufischen Kaisern und den Päpsten ihrer Zeit im einzelnen zu verfolgen, und überaus reich ist die Fülle charakteristischer Aussprüche, die sie enthält. Wir können aus dieser Fülle nur einige wenige hier anführen. „Es gab, sagt er S. 321, eine einheitliche Kirchengewalt, aber keine einheitliche Staatsgewalt." Von dem Papsttum zur Zeit Gregors des Siebenten sagt er: „Eine wunderbare Gewalt, mit keinem Besitz, ohne eignes Heer und doch so großartig. So viel von seinen Erfolgen das Papsttum auch günstigen Verhältnissen verdankte, die Hauptsache lag in der Stärke der kirchlichen Idee, die alle Geister fesselte; sie durchdrang das ganze Leben wie die Luft alle Dinge." (S. 353.)

Als Hauptaufgabe des dritten Bandes bezeichnet Lindner, er solle „vor allem zeigen, was diese abendländisch-christliche Kultur vollbrachte, und wie aus ihrer Einheit mit Notwendigkeit die Zersetzung hervorging". Die Art, wie dieser Gedanke durchgeführt wird, erinnert oft an die eigenartige Auffassung, die Heinrich von Eicken in seinem trefflichen Werk „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung" (Stuttgart, 1887) entwickelt hat. Eben weil Lindner diese Zersetzung der Einheit aus dem innern Widerspruche der kirchlichen Idee selbst zu erklären versucht, ist zum Beispiel die Schilderung der Regierungsweise eines Friedrichs des Zweiten in Sizilien, die schon so

vielfach an moderne Ideen erinnert, minder erschöpfend und glänzend ausgefallen, als man bei der Höhe der sonstigen Darstellung erwarten sollte. Hier treten die treibenden Kräfte nicht so deutlich hervor wie sonst, wie namentlich in der Schilderung der Allmacht der Kirche, die sich besonders im vierten und im fünften Abschnitt zu einer Größe und Eigenartigkeit der Anschauung erhebt, die sie den besten Werken über diese Zeit an die Seite stellt. Gerade in diesen Partien aber tritt in dem Gesamturteil ein starker Gegensatz zu der Auffassung Lamprechts von dem Charakter der Kulturzeitalter zutage. Von der „Gebundenheit" des Mittelalters im Gegensatz zu dem beginnenden Individualismus der Renaissance und des Humanismus will Lindner nichts wissen; Konvention und religiöse Gebundenheit herrschen nach ihm noch heute, Entfaltung der Individualität gab es auch im Mittelalter; worauf Lamprecht nicht ohne Berechtigung erwidern könnte, daß diese heutige Gebundenheit und die Entfaltung der Individualität im Mittelalter eben nicht das Typische der Zeit, sondern Ausnahmen sind, daß trotzdem die Regel der Erscheinungen für die Lamprechtsche Auffassung sprechen kann; wie Lindner denn selbst an andrer Stelle von der „durch die Kirche gefesselten Wissenschaft" des Abendlandes spricht, die diese als tief unter der arabischen stehend erscheinen lasse.

Eine neue Periode innerhalb des Mittelalters läßt Lindner mit dem stärkern Hervortreten städtischen Lebens beginnen. Denn, so sagt er (III, 199), „unbedenklich läßt sich der Satz aufstellen: nur diejenigen Länder, in denen städtisches Wesen einen größern Umfang erlangte, drangen zu höherer Kultur vor". Daher ist denn auch seine Schilderung der Städte und des Bürgertums und seine Geschichte der Hansa, mit der er sich schon früher eingehend beschäftigt hat, als besonders gelungen zu bezeichnen. Daneben verdient auch seine vortreffliche weltgeschichtliche Würdigung der deutschen Volkskolonisationsarbeit eine besondre Hervorhebung.

Dann wendet sich Lindner der staatlichen Entwicklung der einzelnen abendländischen Nationen zu, die sich in langsamem, in den Hauptmomenten anschaulich dargestelltem Ringen das Recht ihrer nationalen Existenz neben der alles umfassenden Kirche erringen. Sehr stark in den Vordergrund treten dabei die sich in dieser Richtung bewegenden Kämpfe in Frankreich. Der Abschnitt über Bonifatius den Achten, Clemens den Fünften und Philipp den Schönen gehört zu den gelungensten dieses Bandes. Mit gleicher Vorliebe ist die eigenartige Entstehung der italienischen Stadtstaaten, wie Venedig, Florenz, Pisa und Genua, mit ihrer reichen wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur, aber auch mit ihren zersetzenden Parteiungen gezeichnet. Eine glänzende Würdigung Dantes schließt diesen Abschnitt.

In der Geschichte des spätern Mittelalters, die den Rest des dritten Bandes bildet, geht Lindner mit besondrer Vorliebe und großem Verständnis den Bestrebungen nach, die eine allmähliche Emanzipation des staatlich-nationalen Lebens von der Vorherrschaft der Kirche anbahnen. Für das Emporkommen

einer nach veränderten Grundsätzen geregelten staatlichen Verwaltung mißt er namentlich Karl dem Vierten mit Recht eine wesentliche Bedeutung bei, der bei ihm überhaupt viel günstiger beurteilt wird als in den meisten frühern Darstellungen. Im Zusammenhang mit den staatlichen Emanzipationsbestrebungen, die theoretisch ihre Hauptvertreter in Marsilius von Padua und Johann von Jandun finden (der Defensor pacis), treten dann die Konzilsbestrebungen auf, die der Allgewalt des Papstes den Satz entgegenstellen, daß die Vertretung aller Gläubigen nicht der Papst, sondern das allgemeine Konzil sei. Dann wendet sich Lindner dem Wirken Wiclifs zu, der zuerst das ganze System der Kirche und der dogmatischen Theologie angreift und damit die Grundlage schafft, auf der sich später die deutsche Reformation erheben konnte. Schon Wiclif forderte Säkularisierung der Kirchengüter. Sehr treffend wird auch die Bedeutung geschildert, die die Mystik für die weitere kirchlich-religiöse Entwicklung gehabt hat. Entscheidend wurde für die auf Unabhängigkeit vom Papsttum gerichtete Bewegung dann namentlich das päpstliche Schisma, das die Autorität des Papsttums von innen heraus zersetzte.

Bevor sich Lindner dann der großen Entwicklung der deutschen Reformation Luthers zuwendet, wirft er im vierten Bande noch einmal einen Blick auf den Orient, durch dessen Stillstand und allmähliche Erstarrung das Aufsteigen Europas erst möglich wurde. Diese Schilderung des Orients, des Untergangs von Byzanz und der Gründung des türkischen Reichs, seiner Größe und seines Verfalls sind ihm das notwendige Gegenbild der abendländischen Entwicklung, die ihm noch einmal Gelegenheit zu allgemeinsten und auf großer Höhe stehenden Vergleichen beider gibt. Semiten und Hamiten sind allmählich zurückgetreten. „So sind es fast ausschließlich die mongolischen und die indogermanischen Völker, auf denen die Entwicklung der Welt beruht." (IV, 3, 4.) Die Indogermanen sind Individualisten und Idealisten, die Mongolen Massen- und Autoritätsmenschen und Realisten. Daß dann endgiltig die Indogermanen die Führung errangen, liegt an ihrer größern Anpassungsfähigkeit. Die Gründe, aus denen die orientalischen Kulturen meist ebenso schnell erstarrten und stehen blieben, wie sie emporgekommen waren, werden eben aus ihrem Mangel an Anpassungsfähigkeit trefflich veranschaulicht.

In der Schilderung der abendländischen Kultur des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts unterscheidet sich Lindners Darstellung von der seiner Vorgänger vor allen Dingen dadurch, daß er, wie schon erwähnt worden ist, die weltgeschichtliche Bedeutung des Humanismus und der Renaissance minder hoch anschlägt und vor ihrer Überschätzung warnt. Trotz dieser Begrenzung, zum Teil vielleicht in deren Folge, bietet seine eingehende Darstellung dieser Kulturbewegungen einen eigenartigen Reiz. Noch auffallender vielleicht wird seine Anschauung erscheinen, daß selbst die Reformation Luthers, so fundamental ihre Wirkung gewesen ist, doch nicht eigentlich als der Beginn einer neuen Periode angesehen werden könne. Er polemisiert hier geradezu gegen die gesamte

bisherige Einteilung der Geschichte, die die Reformation als den Anfang der neuern Geschichte bezeichnet. Er selbst erkennt ihr zwar auch in der vortrefflichen Darstellung, die er ihr widmet, eine weittragende Bedeutung zu, sieht aber in ihr doch nur ein Glied, wenn auch das wichtigste, der großen Bewegung der Emanzipation der weltlichen Kräfte von den geistlichen, deren Beginn in die zweite Hälfte des Mittelalters fällt, und deren Abschluß erst die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bringt. Er ist daher geneigt, die Periode von der Mitte des dreizehnten bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts als eine einheitliche Entwicklung anzusehen und darum den dritten bis fünften Band seiner Weltgeschichte, die diese Periode behandeln, als eine zusammenhängende Reihe zu betrachten. Auch wenn man diese Anschauung nicht teilt — und sie wird keineswegs überall geteilt werden oder überall durchdringen —, wird man ihre Begründung, wie sie an verschiednen Stellen der Darstellung, namentlich aber im Vorwort des vierten Bandes gegeben wird, mit großem Interesse lesen, ja man wird der Darstellung der Reformation, der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges, die die zweite Hälfte des vierten und der ganze fünfte Band bieten, nur gerecht werden können, wenn man sich in diesen Standpunkt des Verfassers hineindenkt. In allen Einzelheiten wird man diese deshalb erst beurteilen können, wenn man auch des Verfassers Auffassung von der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und vom achtzehnten Jahrhundert bis zur Französischen Revolution kennen wird. Wir sparen uns aus diesem Grunde ein näheres Eingehn auf die zweite Hälfte des vierten und den ganzen fünften Band bis zum Erscheinen des sechsten auf und werden dann den Lesern dieser Zeitschrift weiter über den Fortgang dieses monumentalen Werkes berichten, das jedenfalls als der eigenartigste und in sich geschlossenste Versuch einer Lösung des großen universalhistorischen Problems seit dem Erscheinen von Rankes Weltgeschichte bezeichnet werden darf, mit der sie eine trotz aller Verschiedenheit doch nicht zu verkennende innere Verwandtschaft zeigt.

Jedenfalls ist das Werk in seinen großen Vorzügen, ja selbst auch in seinen neben der Einheitlichkeit der Anschauung doch immerhin vorhandnen, ja vielleicht mit dieser zusammenhängenden Schwächen ein voller Beweis für die Richtigkeit der schon im Vorwort des ersten Bandes von dem Verfasser ausgesprochnen Ansicht, daß eine einheitliche Weltgeschichte im Grunde genommen nur von einem den ganzen ungeheuern Stoff beherrschenden Forscher geschrieben werden kann. Die von einer Vereinigung mehrerer Forscher herrührenden Werke, wie wir sie seit der Onckenschen „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen“ mehrfach in vortrefflichen Sammlungen erhalten haben, bieten zwar den großen Vorteil, daß die einzelnen Teile von Spezialkennern der einzelnen Periode und der Geschichte des einzelnen Volkes verfaßt sind, aber gerade das eine, worauf es bei einer Weltgeschichte vor allem ankommt: die einheitliche Durchdringung, die Erfassung des Ganzen der Entwicklung der

Digitized by Google

Menschheit unter einheitlich universalen Gesichtspunkten können sie selbst bei größter Vortrefflichkeit der Einzelleistungen ihrer Natur nach nicht bieten. Schon daß Lindner als einzelner, der freilich von Anfang seiner wissenschaftlichen Tätigkeit an nach eignem Bekenntnis das Einzelne stets nur unter dem Gesichtspunkt des Universalen, die Spezialgeschichte nur als Vorarbeit zur Universalgeschichte betrachtet hat, nun den kühnen Wurf gewagt hat, sich zu einer einheitlichen Erfassung und Darstellung der universalen Entwicklung zu erheben, muß ihm als hohes Verdienst angerechnet werden. Die Art der Durchführung aber berechtigt schon jetzt zu dem freudigen Zugeständnis, daß das Werk nach seinem Abschluß allgemein als eine Zierde der universalgeschichtlichen Literatur anerkannt werden wird.

Gustav Freytags Soll und Haben

Von Heinrich Spiero

ustav Freytag gehörte zu den in der deutschen Literaturgeschichte nicht eben häufigen Persönlichkeiten, die von ihrer Generation, von dem Geschlecht, inmitten dessen sie schufen, gleich erkannt, froh begrüßt und mit dauerhafter Teilnahme begleitet wurden. Im allgemeinen pflegt ja der mitschwingende Pendel zeitgenössischen Interesses entweder nach der einen oder nach der andern Richtung zu weit vorzustoßen. Wenn auf der einen Seite gerade der vollbürtige Genius keinen Einfluß gewinnt und sich in den Seelen der Zeitgenossen mit dem Platz hinter dem interessanten Talent oder dem gefälligen Unterhalter begnügen muß, werden auf der andern Seite die Begabungen aufs höchste Piedestal gestellt, die, ohne aus Urtiefen zu schöpfen, unbewußt den Ton der großen Menge finden. Daher zur Zeit Freytags die Verkennung Hebbels, die heute noch nicht ganz überwunden ist, und die Überschätzung Scheffels, die immer noch andauert.

Gustav Freytag aber, früh von den Besten willkommen geheißen, lebenslänglich ohne Überschwang mit jedem neuen Werk von der Nation wohl aufgenommen, von nicht gesuchter Fürstengunst verwöhnt, als Politiker Genosse eines großen Aufschwungs unsers Volks — so ist er ein leider viel zu seltner Typus deutscher Poetenschicksale. Wie sich auch hier Verdienst und Glück verketten, haben des Dichters „Erinnerungen" mit dem bescheiden-stolzen Ton dargestellt, der Gustav Freytag überall so wohl ansteht. Und nun hat ein jüngerer Literarhistoriker, Hans Lindau, im Rahmen einer größern Biographie die Persönlichkeit und die Arbeit Freytags noch einmal zu schildern unternommen. (Gustav Freytag von Hans Lindau mit einem Bildnis Freytags nach Carl Stauffer und einem Faksimiledruck. Leipzig, S. Hirzel.) Hans

Lindau hat ein umfassendes Material zur Verfügung gehabt, aber nicht alles benutzen dürfen, was er fand. Rücksichten auf Lebende hinderten ihn, Freytags Familienleben eingehender zu schildern. Das ist ein Verlust für ihn und uns, weil die vielen feinen und liebenswerten Züge, die des Dichters Bild dann noch gewonnen hätte, dem Ganzen eine erfreuliche Abrundung gewesen wären. Konnte doch Lindau ohnehin bei dem Vorhandensein jener schon erwähnten, im Aufbau und in ihrer Vollendung so klaren Selbstbiographie auf das äußere Leben nicht denselben Wert legen, ihm nicht dasselbe Recht einräumen wie der Genesis von Freytags dichterischen und schriftstellerischen Schöpfungen.

Immerhin bringt die Biographie eine Reihe von neuem Material über Freytags Vorfahren und seine Jugend. Aus den Erinnerungen der Familie ergibt sich dabei übrigens, daß beide Großväter Gustav Freytags, der Pastor George Freytag und der Pastor Ernst Christoph Zebe, in Königsberg Kants Schüler gewesen sind. Und das ist nicht die einzige interessante Tatsache, die den reichhaltigen Beilagen zu entnehmen ist. Mit großem Fleiß ist da Gustav Freytags Mitarbeit an den Grenzboten statistisch festgestellt, sein Verhältnis zu Bismarck in verschiednen Perioden belegt worden, seine umfassende Kenntnis der dramatischen Literatur innerhalb und außerhalb der „Technik des Dramas" nachgewiesen. Aber wenn dieser Gewinn mehr nebenbei abfällt, so liegt der große Vorzug der Lindauschen Biographie doch im wesentlichen in andern Dingen, im Aufbau der Persönlichkeit an der Hand der vorhandnen Dokumente, wie die Gesammelten Werke, die Aufsätze in den Grenzboten, die Briefe sie darbieten. Die Analyse der einzelnen Dichtungen ist immer so angelegt, daß sie gerade die Züge mit heraufbringt, die hinter dem bunten Rankenwerk der äußern Handlung das Gewordne bestimmt und geformt haben. Freilich geht Lindau hierbei gelegentlich zu weit in der Herholung von Vergleichen, in der philosophischen Einordnung unter Gesetze, die nicht immer dem Leben abgewonnen sind, wie es bei Gustav Freytag natürlich wäre. Hans Lindaus philosophische Bildung, die offenbar die Grundlage seines Wissens und der vornehmste Trieb auch seiner literarhistorischen Tätigkeit ist, bringt in einem Falle wie dieser überhaupt gewisse Gefahren, denen Lindau denn auch nicht ganz entgangen ist. Mancher hätte mit mir vielleicht am Schluß an Stelle der nicht ganz überzeugenden Schlußansicht des Philosophen lieber das letzte Wort gehört, das der Historiker über den Platz Gustav Freytags innerhalb der deutschen Literatur zu sagen gehabt hätte.

Über die Persönlichkeit Freytags sagt Hans Lindau mit das Beste an einer Stelle, wo er sehr glücklich das Verwandte zwischen Luther und Freytag bei aller Wahrung der Größenabstände hervorhebt und zugleich das Gegensätzliche gegen Goethe und — trotz allem — Bismarck herausschält. „Das deutsche Volk hat, wenn man es in einigen sinnbildlichen Verkörperungen seiner Kraft erblickt, von Luther über Goethe und Schiller bis zu Bismarck sich entwickelt. Man darf hier ebensowenig von einem Aufwärts wie von einem

Abwärts sprechen. Freytag ist, der Grundlage seines Wesens gemäß, bei dem ältesten der genannten Geisteshelden stehn geblieben. Nicht die mächtig zupackende Hand, nicht die selige Ruhe des Auges oder der hinreißende Seelenschwung, sondern das treue Herzklopfen des mutigen Mönchleins haben es ihm angetan, und es ist vielleicht etwas von Luthers bäuerlicher Reaktion gegen den Geist der Renaissance in Freytags gelegentlich ablehnender Haltung gegen Goethe zu fühlen. Und doch lernen wir das Große Goethes wie Bismarcks durch die Beschäftigung mit Freytags Werken noch inniger schätzen und entdecken vielleicht neue Gefühlswege, um den Wert dieser deutschen Heroen tiefer zu fassen, die Quellen ihrer Kraft im allgemein Menschlichen deutlicher wahrzunehmen. Bei Goethe wird die Bedeutung alles Sammelns — worin er Darwin und Fechner verwandt ist — durch Freytags lichte Würdigung, die aus der Richtungsgleichheit der Bestrebungen hervorgeht, verständlicher als zuvor. Bismarcks mächtige Gestalt dagegen erscheint dem Leser der alten Grenzbotenklagen fortwährend in der Ferne sichtbar als der Vollstrecker vaterländischer Wünsche, der der rauhen Wirklichkeit ersehntes Traumland abgewinnt in täglichem Kampfe mit der entgegenwogenden ewig chaotischen Unvernunft der Elemente, die dem Willen noch nicht unterworfen sind." Der Historiker hätte es sich füglich nicht entgehn lassen, den gemeinsamen Ursprung Luthers und Freytags aus dem einfachen Volke zur Stützung des Vergleichs mit heranzuziehen. Trugen doch auch die Züge beider Männer unverkennbar das Gepräge solcher Herkunft, und ich erinnere mich, wie Eduard Simson, als ihn Gustav Freytag in den neunziger Jahren einmal in Wiesbaden empfangen hatte, erzählte: Er sah in Mütze und Joppe genau aus wie ein alter tüchtiger deutscher Bauer. Für das Verhältnis zu Goethe aber ist am meisten bezeichnend der Dank Freytags an Salomon Hirzel für Hirzels bekanntes Buch „Der junge Goethe": „Nie habe ich so lebhafte Befriedigung darüber empfunden, daß ich kein Goethe bin, als bei der Durchsicht dieser ausgezeichneten drei Bände. Denn ich kann und will dafür sorgen, daß etwaigen spätern Lesern nicht empfindlich werde, wie nahe das Richtige, das ich einmal getroffen, neben Abgeschmacktem und Schwachem lag. Das Werk wird, wie ich hoffe, viele Freunde und warme Würdigung finden, ob es dem größten deutschen Dichter die Freunde vermehren und erwärmen wird, darüber bin ich unsicher."

Die nach Gerechtigkeit strebende Vertiefung des Philosophen hat es Hans Lindau leichter gemacht, bei dem Verhalten Freytags und seiner Gesinnungsgenossen zu Bismarck in der Konfliktszeit mit wenigen durchaus zutreffenden Sätzen den Zusammenhang jener grellen Widersprüche mit der innern Natur der Ereignisse und der Menschen aufzudecken. Wir dürfen bei der Beurteilung jener Zeit nicht vergessen, daß wir nach dem Kriege gebornen nicht nur die Erben einer uns ohne unser Zutun zugewachsnen Entwicklung, sondern auch die einer, wie wir hoffen, ewig giltigen Anschauung von Bismarcks Gestalt und Größe sind. Warum jene Männer Freytagscher Gesinnung, unter ihnen

spätere Bismarckbewundrer wie Treitschke, Simson, Sybel, anders empfanden, das hat Hans Lindau hier sehr schön gesagt: „Uns wird es vergleichsweise leicht, den stärkern Verstand Bismarcks an dem seiner Gegner, unter denen sich doch wahrlich die klügsten Köpfe der Nation befanden, abzumessen. Es ist uns deshalb nun schon ein heitrer Anblick, das Genie aus dem Ringkampfe mit der irrenden Vorsicht siegreich hervorgehn zu sehen, und leicht unterschätzen wir die Klugheit und Feinheit der überwundnen Geister. Damit täten wir freilich auch dem Ruhme Bismarcks keinen Dienst. Denn das ist gerade die leuchtende künstlerische Herrlichkeit dieses gottbegnadeten Herakles, daß er mit einer bis dahin in der Weltgeschichte, die sich ja immer mehr ins Geistige hinüberarbeitet, vielleicht noch gar nicht dagewesnen rein geistigen Überlegenheit den Sieg über die allergrößten Gegenmächte des Geistes errang. Dieser Mann mit einer erstaunlichen Kraft der Einsicht, der die Leidenschaft einer Feuerseele zum Vollstrecker diente, war für den nationalliberalen Parteimann lange ein Gegenstand des Ärgernisses, des Mißtrauens, ja der Entrüstung. ... Dabei ist uns, wie gesagt, der Standpunkt wohlfeiler kritischer Treppenweisheit, nachdem der Erfolg so klar entschieden hat, keineswegs ein wünschenswerter Gesichtspunkt. Wo Geister wie Freytag oder Virchow irrten, da ist der Irrtum offenbar einer sehr tief liegenden geschichtlichen Notwendigkeit entsprossen. Es liegt indessen kein Grund vor, diese Komödie der Irrungen, die wohl auch eine reinigende Kraft ausüben mag, zu verheimlichen."

Ich bin in den Zitaten etwas ausführlich gewesen, weil ich auf diese Weise von dem Stil des fleißigen Lindauschen Werks einen Begriff geben wollte. Er ist nicht immer ganz gleichmäßig und arbeitet hier und da zu oft mit liebenswürdigen Beiworten — Eigentümlichkeiten, die auch andre Arbeiten Hans Lindaus aufweisen, und die man künftig gern zugunsten des spröden Stils seines Oheims Rudolf, des Meisters der Novelle, zurückgesetzt sähe. Die starken Anregungen, die die Biographie bietet, werden dadurch freilich nicht berührt. Und aller Anregungen kräftigste und zugleich wünschenswerteste ist doch die, daß ein solches Werk den innern Zwang hervorruft, sich nun mit den Schriften des dargestellten Dichters wieder einmal zu befassen und erneut in stiller Versenkung das Ergebnis dieser Lebensarbeit für sich zu ziehen. Hans Lindau gibt ja einen Überblick nach der Richtung hin nicht, daß er Gustav Freytag nun schließlich darstellte im Gewebe einer literarischen Periode und der ganzen Dichtung des Jahrhunderts. Aber er macht doch erfreulicherweise nicht den Fehler so vieler Biographen mit, seinen Helden in beständiger Begeisterung ob allem Volke unerreicht schweben zu lassen. Er spricht es ruhig, wenn auch seiner ganzen Natur nach nicht scharf aus, daß Gustav Freytag auch in seiner Zeit Größere neben sich gehabt habe und unter die allererſten Meister nicht zu zählen sei. Damit befindet sich Lindau sicherlich auch in Übereinstimmung mit Freytag selbst. Denn wenn dieser in den siebziger Jahren seinem Herzog schreibt, daß er keinen deutschen Schriftsteller der Gegen-

wart über sich, wenige neben sich stelle, so durfte er das mit Selbstgefühl sagen, und wir dürfen ihm nicht anrechnen, daß wir etwa Theodor Storm und Wilhelm Raabe heute über ihn zu stellen geneigt sind. Im Gegenteil, wir möchten sagen, daß das nachlebende Geschlecht nicht so gerecht gegen Freytag ist, wie seine Zeit es war. Freytags Romane und seine „Journalisten", die man heute als historisches Lustspiel auffassen und spielen muß (auch Lindau verlangt das), sind sicherlich Höhepunkte ihrer Gattung, wenn auch die Romane nicht gleich die höchsten Gipfel überhaupt darstellen. Die Probe auf das Exempel macht immer die wiederholte Lektüre. Ich habe, angeregt durch Lindau, „Soll und Haben" wieder gelesen, wohl zum zehntenmal in den achtzehn Jahren, die ich das Buch kenne. Und der Eindruck ist immer wieder so frisch wie je; nicht nur, daß der ästhetisch unanfechtbare Aufbau immer wieder erfreut — das Leben, das in der Erzählung steckt, quillt auch heute noch mit echter Kraft empor, wo die Bedingungen kaufmännischer Arbeit längst andre geworden sind. Der herzhafte Realismus dieser Szenen beweist seine Wahrheit dadurch, daß im Zeitalter heißer parlamentarischer Kämpfe um unsre Politik in den östlichen Grenzmarken dieser Dichter noch genau so lebendig wahr erscheint wie in den fünfziger Jahren, als „Soll und Haben" zum erstenmal in die Welt ging. Denn was Gustav Freytag, der Sohn des Grenzlandes, früh erkannt hatte, das ward ihm vergönnt, als Dichter zu schildern mit dem innern Wahrheitsgehalt einer starken deutschen Seele. Wenn uns die meisten Polenlieder des Jungen Deutschlands und der politischen Poeten heute verblaßt erscheinen — es müßte denn schon ein so stark verinnerlichendes lyrisches Talent wie Lenau zu uns sprechen —, so liegt das nicht daran, daß jene Sänger politisch auf der falschen Seite standen, sondern daran, daß sie sich durch den Schein und Schimmer vermeintlicher Freiheit unter den Fittichen des weißen Adlers blenden ließen. Dem klügsten von allen, Heinrich Heine, ist ja einmal so etwas aufgedämmert, und die Polen, die sich für ihn begeistern, werden wohl an den schlechten Zahlern seines berühmten Gedichts keine große Freude haben. Gustav Freytag aber durchdrang innerlich Politik und Dichtung, weil er nach der Zuchtlosigkeit stürmischer Jahre wieder auftrat als eine geschlossene Persönlichkeit, eins im Schöpfen und Kritisieren, deutsch durch und durch, bisweilen allzu erdenschwer, mit einer gewissen Angst vor der Phantasie, aber gerade darum der Mann, den die Zeit brauchte, und dessen Auftreten in ihr Heinrich von Treitschke ganz mit Recht fast dramatisch als etwas Neues, als den Klang eines neuen Marschtritts schildert.

Gustav Freytag hat nicht die höchsten Gipfel, auch nicht die des poetischen Realismus erreicht, dem wir ihn zuzählen müssen. Die Gewalt dämonischer Kräfte, die Friedrich Hebbel und Wilhelm Raabe im Drama und im Romane, Gottfried Keller, Theodor Storm und Theodor Fontane in der Novelle und in der Lyrik mit ewigen Tönen zu rufen und mit alles begreifender Kunst zu bannen verstanden, schlagen sein Veitel Itzig, sein Hippus, sein Fürst in der

„Verlorenen Handschrift“ nur eben an. Aber auch er hat geschaffen, was besteht und heute noch so wenig überwunden ist, wie es auf lange Zeit nicht überwunden werden wird. In der Umgrenzung, die er selbst erkannt hat und mit einer gewissen Bewußtheit einhielt, ist und bleibt er ein Meister voller Größe und voller Humor; das behagliche Verhältnis, das er zu seinen Gestalten hat, hindert ihn nie, sie als Glieder großer Bewegungen zu betrachten, wie denn jener große Schicksalszug, aus dessen Begreifen heraus der vom Kriege heimgekehrte die „Ahnen“ schuf, schon die Werke der frühern Jahrzehnte durchdrang und der ganzen Erscheinung den Unterton gab. Wir wollen Gustav Freytag halten und behalten, ihn unsrer Jugend immer aufs neue vorlegen, aber nicht nur unsrer Jugend, denn er gehört uns allen. Der Verlagsbuchhandlung aber, die der neuen Biographie ins Leben half, sei der Wunsch unterbreitet, sie möge Gustav Freytags Werke endlich auch weiten Kreisen als Besitz des Hauses zugänglicher machen, durch wohlfeile Ausgaben, wie sie dem Dichter, der immer ein Freund des kleinen Mannes war, wohl zukommen.

Die Wahrheit über die deutsche Expansion

Botschafter Freiherr Speck von Sternburg in der North American Review

Wir sind in der Lage, hier eine vollständige Übersetzung des Artikels „Die Wahrheit über die deutsche Expansion“ zu geben, den der deutsche Botschafter in Washington, Frhr. Speck von Sternburg, vor einigen Tagen in der North American Review veröffentlicht hat:

Immer wieder lese ich in einigen westeuropäischen und auch amerikanischen Zeitungen, die Unabhängigkeit Hollands und Belgiens, der beiden kleinen Nachbarreiche des mächtigen Deutschen Reiches, sei durch das angeblich kriegslustige, unruhige und expansionsgierige Deutschland bedroht. Und auch solche Politiker, die sich der in die Augen springenden Tatsache nicht verschließen können, daß der Deutsche Kaiser ein begeisterter Anhänger der Friedensidee ist, daß die deutschen Regierungen seit 37 Jahren, seit dem großen nationalen Kampfe der Jahre 1870/71 immer für den Frieden und viel weniger als andre Länder für Expansion gewirkt haben, daß das deutsche Volk keinen andern Wunsch hat, als seine Geschäfte friedlich betreiben zu können — auch solche Politiker meinen vielfach oder geben vielfach vor zu meinen, wenn auch die Friedensliebe Deutschlands, wie die Geschichte seit dem Bestehn des Deutschen Reiches beweise, nicht angezweifelt werden könne, so würde doch auch ein friedliebendes Deutschland rein durch die Gewalt der Tatsachen, durch die Logik der Entwicklung selbst über kurz oder lang zu einer Annexion Hollands und des flämischen Teils von Belgien mit dem Hafen Antwerpen gezwungen werden. Deutschland hätte, so heißt es dann zumeist,

einen jährlichen Bevölkerungszuwachs von 800000 Menschen. Diese neuen Massen müssen durch die Industrie ernährt werden; und das Deutsche Reich würde, um die Rohmaterialien und die Absatzgebiete für dieses stetig notwendige industrielle Wachstum zu erwerben, mit oder gegen seinen Willen zu kolonialer Expansion gezwungen. Die Bedingung für die Möglichkeit einer solchen Expansion wäre die Annexion von Holland und des flämischen Belgiens mit Antwerpen. Deutschland brauche die Vergrößerung seiner maritimen Basis und die Herrschaft über den Unterrhein und seine Häfen. Für den Fernerstehenden mag diese Argumentation den Schein der Wahrscheinlichkeit haben. Wer jedoch die Verhältnisse kennt, weiß ohne weiteres, daß diese Wahrscheinlichkeit nicht die Wahrheit ist. Zum ersten ist es nicht richtig, daß Deutschland um seiner wachsenden Industrie willen kolonialer Expansion bedürfe. An dem Aufschwung des deutschen Handels und der deutschen Industrie war die steigende Kaufkraft eines beliebigen der andern Länder, Englands, Frankreichs, Rußlands oder Amerikas weit mehr beteiligt als alle deutschen Kolonien zusammen. Nicht Kolonien braucht das Deutsche Reich, sondern den freien Wettbewerb auf allen Meeren und die offne Tür, die freie gleichberechtigte Mitarbeit neben andern gewerbe- und handeltreibenden Nationen an der wirtschaftlichen Erschließung noch freier, unaufgeschloßner Wirtschaftsgebiete. Deshalb ist das Prinzip der offnen Tür die leitende Idee der deutschen Überseepolitik, der rote Faden, der sich durch die gesamte ostasiatische, orientalische, marokkanische Politik des Deutschen Reichs zieht. Die deutschen Waren sind gut genug, auf ausländischen Märkten keine nur durch politische Herrschaft zu erringende Vorzugsbehandlung, sondern nur der Gleichberechtigung mit der Einfuhr andrer Länder zu bedürfen. Die Erde ist groß genug, reich genug an noch schlummernden Möglichkeiten, um allen Nationen ein friedliches Nebeneinander der Arbeit zu gestatten.

Ebenso falsch ist es, wenn dann weiter behauptet wird, die Bedingung einer solchen angeblichen kolonialen Expansion wäre die Annexion Hollands und Antwerpens. Daß die Rheinmündungen von fremden Staaten beherrscht würden, wäre für das Deutsche Reich unerträglich. Nun ist aber das ganze deutsche Eisenbahn- und Kanalsystem auf die beiden Haupthandelshäfen Bremen und Hamburg gestellt, die sich, wie die Entwicklung zeigt, auch den enorm und rapide gestiegnen Anforderungen des Verkehrs vollkommen gewachsen gezeigt haben und noch weiter vergrößerungsfähig sind. Freilich ist der Rhein eine wichtige, besonders für die industriell hochentwickelte Rheinprovinz unentbehrliche Wasserstraße. Der Export aus den Gegenden am Rhein wird gewiß immer die billige und nähere Wasserstraße auf dem Rhein dem teuern und weitern Schienenweg über Bremen vorziehen. Es ist aber für Deutschland gänzlich gleichgiltig, ob die Rheinschiffe, die die Produktion der deutschen Rheinlande ans Meer bringen, auf ihrem Wege an deutschen, holländischen oder belgischen Küsten entlang fahren, denn die Rheinschiffahrt ist von jeden Abgaben, Hindernissen und Erschwerungen vollkommen frei und könnte bei deutscher Beherrschung der zu durchfahrenden

Gegenden nicht freier sein, als sie jetzt ist. Und diese Freiheit ist durch die Rheinschiffahrtsakte zwischen den interessierten Staaten durch Vertrag festgelegt. Auch der deutsche Seehandel leidet durch den Transport der Produkte der Rheinlande auf dem Rhein keinen Schaden, da diese deutschen Waren in den Häfen der Rheinmündungen von deutschen Schiffen nach der Übersee verfrachtet werden.

Demnach beruhen die Gründe, die Deutschland dazu zwingen sollen, die beiden Nachbarstaaten zu annektieren, auf falschen Voraussetzungen. Wenn man aber noch näher zusieht und unabhängig von den speziellen Behauptungen, die ich im Eingang angeführt habe, die Lage der drei Staaten im allgemeinen betrachtet, so entdeckt man, daß solche Gründe, aus denen heraus Deutschland eine Annexion oder auch nur einen wirtschaftlichen Zusammenschluß erstreben müßte, überhaupt nicht existieren, wohl aber eine ganze Anzahl andrer, die einer Annexion oder einem wirtschaftlichen Zusammenschluß entgegenstehn. Was zunächst die Rohmaterialien betrifft, deren die deutsche Industrie bedarf, so produziert Holland überhaupt keine solchen, Belgien nur Kohle und Eisen, also gerade die Rohmaterialien, die in Deutschland im Überfluß, und ohne ganz ausgebeutet werden zu können, vorhanden sind. In Belgien hat sich zudem noch, gestützt auf den Kohlen- und Eisenbergbau, eine blühende Eisenindustrie entwickelt, die durch Zölle geschützt für das belgische Inland und hauptsächlich für überseeischen Export arbeitet. Bei einem Wegfall der deutsch-belgischen Grenzen würden die Produkte dieser Industrie auf den deutschen Inlandsmarkt drücken, der jetzt von der deutschen Eisenindustrie beherrscht wird: und umgekehrt würden die deutschen Konkurrenzerzeugnisse auf den belgischen Inlandsmarkt drücken, sodaß also der deutschen wie der belgischen Industrie vielleicht eine Erhöhung der Zölle, ganz gewiß aber nicht ihr Wegfall erwünscht wäre. Denn ganz wie mit der Eisenindustrie steht es mit andern konkurrierenden Industrien der beiden Länder. So denkt kein Mensch weder in Deutschland noch in Belgien an eine Zollunion der beiden Länder. Und das Gespenst einer Annexion, mit dem eine Gruppe gewisser ausländischer politischer Schriftsteller gern den Belgiern Angst vor Deutschland einjagen möchte, schreckt in Belgien auch die vernünftigen Kinder nicht.

Mit Holland steht es nicht viel anders. Holland produziert ebenfalls keine Rohmaterialien, die die deutsche Industrie gebrauchen könnte. Es ist ein freihändlerisches Land, dessen Zolltarif durch finanzielle, nicht durch protektionistische Rücksichten bedingt ist; soweit die deutsche Produktion von dem holländischen Absatzgebiet Nutzen ziehen kann, bedarf sie keiner Zollunion. Im Gegenteil hat die deutsche Landwirtschaft die deutsch-niederländische Zollgrenze nötig. Holland ist ein agrarisches Land, das Getreide ein- und Vieh ausführt. Eine freie Einfuhr von niederländischem Vieh, die jetzt durch die deutschen Seuchenschutzmaßregeln verhindert wird, würde das ostdeutsche Vieh von den Märkten des dichtbevölkerten Westens verdrängen und dem landwirtschaftlichen Osten Deutschlands schweren Schaden zufügen.

Als vor einigen Jahren das großartige Kanalprojekt der preußischen Regierung, das den Osten durch eine Wasserstraße mit dem Westen verbinden sollte, dem preußischen Landtag zur Genehmigung vorgelegt wurde, brachten die mächtige konservative Partei und die übrigen Vertreter agrarischer Interessen die Vorlage zu Fall, weil, wie man glaubte, eine solche neue Verbindung die Einfuhr agrarischer Produkte begünstigen und die Landwirtschaft des Ostens schädigen würde. Die gleichen Widerstände würden sich nur noch in weit höherm Grade gegen einen Wegfall der deutsch-niederländischen Grenzen geltend machen.

Man könnte jedoch meinen, daß zwar keine wirtschaftlichen, wohl aber politische Annexionsmotive bestehn könnten. Glauben kann man ja mancherlei, was man nicht beweisen kann. Wie die Verhältnisse in Europa jetzt liegen, kommen die Niederlande, die einst der gewöhnliche Kriegsschauplatz waren, in strategisch-geographischer Beziehung nicht mehr in Betracht. In den Zeiten, wo England noch kontinentale Kriege führte und seine Heere an der Seite der Deutschen gegen das raubluſtige Frankreich Ludwigs des Vierzehnten und Napoleons des Ersten fochten, waren die Niederlande Kriegsschauplatz. Aber diese Zeiten sind vorbei. Selbst wenn wider alle Voraussicht der Friede auf dem europäischen Kontinent einmal gestört werden sollte, so liegen die Niederlande doch abseits von allen wahrscheinlichen Kriegsschauplätzen. Strategische Rücksichten also können es nicht sein. Oder bilden etwa die freien Niederlande eine politische Gefahr für das Deutsche Reich, eine Gefahr, der Deutschland durch Annexion zuvorkommen müßte? Es gibt weder in Deutschland noch in den Niederlanden ein Kind, das glaubt, es würde jemals eine politische Kombination möglich werden, in der die Niederlande in einem europäischen Konflikt etwa an der Seite Englands oder Frankreichs gegen das Deutsche Reich kämpfen würden. Nur der, der die Verhältnisse der beiden Völker, ihre Rassen- und Kulturverwandtschaft, ihre natürliche Interessengemeinschaft nicht kennt, kann in einem freien Niederlande die eventuelle Möglichkeit eines politischen Nachteils für das Deutsche Reich fürchten. Die andern wissen, daß Deutschland der Neutralität der Niederlande sicher ist und mehr als die Neutralität nicht braucht.

Im übrigen verkennen ganz allgemein die Leute, die, trotzdem die Handlungen der deutschen Politik immer wieder das Gegenteil beweisen, von deutschen Annexionsgelüsten, sei es nun gegen Holland oder Dänemark oder gegen die deutschen Provinzen Österreich-Ungarns sprechen, gänzlich Sinn und Art der Verfassung des Deutschen Reichs. Deutschland ist keineswegs ein Bundesstaat, dem sich beliebig viele andre Staaten ohne weiteres angliedern lassen. Die Einzelstaaten, die diesen Gesamtstaat bilden, sind von sehr verschiedner Größe und Bedeutung und sind demnach in dem Ausschuß der verbündeten Regierungen, dem Bundesrat, in verschiedner Stimmenzahl vertreten. Preußen als weitaus der größte der Bundesstaaten hat die meisten Stimmen und behält so im Bundesrate die historische Führung, die es in der deutschen Geschichte in der Gründung des Reichs gehabt hat. Auf dieser preußischen Führerrolle ist das Reich auf-

gebaut; das Verhältnis der Bundesstaaten zueinander ist ein sehr festes, aber etwas kompliziertes Gleichgewichtssystem, das gerade durch seine Kompliziertheit eine gewisse Starrheit hat. Eine Einbeziehung andrer Staaten in dieses System wäre infolgedessen in der Praxis gar nicht so einfach, wie der Außenstehende leicht glaubt. Es würde bei einer solchen Einbeziehung viele geben, die eine Neuordnung der Stimmberechtigungen der Einzelstaaten im Bundesrate für notwendig hielten. Eine solche Neuordnung wäre auch im besten Falle wie jede einschneidende Verfassungsänderung ein schwieriges Unternehmen. Man kann es deshalb nur mit der Unkenntnis der deutschen Verhältnisse erklären, daß die chauvinistische Presse Westeuropas den guten Ruf Deutschlands namentlich in den Vereinigten Staaten zu untergraben sucht und bald den Dänen, bald den Böhmen, den Deutschösterreichern oder den Holländern graulich machen will vor einer bevorstehenden Einverleibung ihrer Staaten in das Deutsche Reich, die im Deutschen Reiche niemand wünscht — und die gerade dort, auch wenn man sie wünschte, bedeutenden Schwierigkeiten begegnen müßte.

Ich glaube nicht, daß die Märchen von der deutschen Annexion in Holland oder Belgien selbst erfunden worden sind. Die sind anderswo zu suchen.

Dieses Gefühl der Sicherheit, das jeder der beiden Staaten nach Lage der Dinge gegenüber dem andern hat und logischerweise haben muß, kommt in den ausgezeichneten Beziehungen zum Ausdruck, die zwischen den beiden Staaten herrschen und immer geherrscht haben, und die weder von der einen noch von der andern Seite jemals getrübt worden sind. Die Vortrefflichkeit der Beziehungen liegt auf der einen Seite in der Paralletität der Interessen, auf der andern Seite in kulturellen und ideellen Motiven fest verankert. Ich glaube, die Bedeutung des ideellen Moments in der Politik wird meist unterschätzt. Nach Maßgabe der Rassenunterschiede mögen sich diese ideellen Gesichtspunkte bei verschiednen Völkern allerdings in verschiedner Stärke und verschiedner Richtung geltend machen. Im allgemeinen sind gewiß Völker germanischer Rasse weniger als andre den Stimmungen des Augenblicks und von der Phantasie erzeugten Gefühlen untertan, desto mehr aber der Macht einer gewissen ruhigen historischen Kontinuität, einer Art von Treue gegenüber der eignen Geschichte. Ihre Entwicklung ist weniger sprunghaft und willkürlich, sondern ruhiger und geradliniger. Sie tun nicht gern Dinge, die im Widerspruch stehn mit den Überlieferungen der Geschichte. Deutsche und Holländer haben, abgesehen von der Rassenverwandtschaft ihrer Empfindungen und ihrer Eigenschaften, eine gemeinsame Geistesgeschichte. Trotz aller Liebessehnsucht nach dem Süden empfand der deutsche Künstler zwischen sich und dem südländischen Meister immer noch eine Kluft, die sich niemals, auch in der höchsten Bewunderung und Hingabe, ganz schloß. Von dem Holländer trennt ihn keine Kluft — hier lebte er in der gleichen Atmosphäre, die gleiche Seelen umgibt. Dies mag für die Politik bedeutungslos sein, dient aber auch nur zur Illustrierung einer allgemeinen Gefühlsverwandtschaft, die sich auf allen Gebieten äußert und mehr, als man

in einer materialistisch denkenden Zeit zu glauben geneigt ist, auf die Politik reflektiert. Die Niederlande finden auf jeder Seite der deutschen Geschichte den gleich unbändigen Freiheits- und Selbständigkeitsdrang, der sie selber beseelt. Die geistigen Bestrebungen beider Völker sind seit Jahrhunderten in besonders engem Kontakt gewesen. Was in jedem der beiden Länder gedacht und geschrieben wurde, wirkte auf das andre zurück — man kann sagen, die beiden Völker arbeiteten Hand in Hand.

Das Gleiche war politisch der Fall; ich will auf ältere Dinge nicht zurückgreifen, auf die Hilfe der deutschen Staaten während der spanischen Besetzung, die die Kurfürsten von Brandenburg während der niederländischen Kriege Ludwigs des Vierzehnten von Frankreich den Niederlanden geleistet haben. Aber auch die Geschichte des letzten Jahrhunderts zeigt die gleiche Gemeinschaft der politischen Interessen und Aktionen. Das neue Königreich der Niederlande entstand, als preußische Truppen im Frühjahr 1814 die Franzosen aus Holland und Belgien zurückdrängten. Als dann vor und während des Wiener Kongresses zwischen den Kabinetten der vier gegen Napoleon siegreichen Großmächte England, Österreich, Preußen und Rußland über die Neuordnung der durch Napoleon verwirrten europäischen Dinge verhandelt wurde und diese vier Mächte sich daraufhin geeinigt hatten, ein starkes vereinigtes Königreich der Niederlande, dem Belgien mit angehören sollte, zum Schutz gegen abermals zu erwartende französische Expansionsgelüste zu bilden, war es neben dem englischen Kabinett, das die Niederlande durch Vergrößerung auf dem Kontinent die Wegnahme der Kolonien Ceylon und des Kaplandes vergessen machen wollte, der König von Preußen, der sich aus traditioneller Freundschaft für die niederländische Sache am meisten verwandte. Im Jahre 1830 war es abermals der König von Preußen, der den Franzosen keine Zweifel darüber ließ, daß die von ihnen bei Gelegenheit der Brüsseler Revolution ersehnte Annexion von Belgien Krieg mit Preußen bedeuten würde, und auf diese Art die Unabhängigkeit der Belgier rettete. Damals schlossen die Mächte ein Abkommen, das das von dem Königreich der Niederlande losgelöste Königreich Belgien für neutral erklärte. Dadurch hoffte man, das kleine Land vor französischen Annexionsgelüsten zu retten, ebenso wie die Verbündeten im Jahre 1815 das Vereinigte Königreich der Niederlande durch die Anlegung starker Festungen an der Westgrenze zu schützen für nötig befanden.

Napoleon der Dritte hat dann in den sechziger Jahren, als Bismarck an der Einigung Deutschlands arbeitete, wiederholt dem preußischen Staatsmann angeboten, ihm gegen Überlassung von Belgien an Frankreich freie Hand in innerdeutschen Angelegenheiten zu lassen, ein Ansinnen, auf das Bismarck nie eingegangen ist. Die Belgier wußten es denn auch ganz gut, daß sie, im Falle daß Napoleon bei Sedan gesiegt hätte, ihre Unabhängigkeit verloren hätten.

Ich will jedoch alle diese Dinge, die der Vergangenheit und einer gänzlich andern politischen Lage angehören, nicht überschätzen oder etwa gar behaupten,

die Belgier stünden der ruhigen Politik des heutigen Frankreich mit ähnlichen Befürchtungen gegenüber wie der des dritten Napoleon. Die Dinge, die damals wahr waren, sind inzwischen falsch geworden, und auch die lebhaftesten geschichtlichen Erinnerungen würden gewiß, wenn es sonst sachliche Anhaltspunkte dafür gäbe, die beiden Staaten Holland und Belgien nicht abhalten, ihren Befürchtungen eine andre Richtung zu geben. Immerhin aber mag die Erinnerung daran, daß die Geschicke zweier Völker in der Vergangenheit freundschaftlich verkettet waren, diese Völker verhindern, ohne sachliche Anhaltspunkte voneinander Feindschaft und Übelwollen zu befürchten, sie schafft ein allgemeines Milieu gegenseitigen Vertrauens, das, wenn es auch rein ideeller Natur wäre, immer auch auf das praktische Handeln zurückwirken muß.

Deshalb möchte ich annehmen, daß die grundlose Angst, Deutschland könne die Niederlande oder Belgien annektieren wollen, ihren Ursprung gar nicht in Niederland oder Belgien hat, sondern in andern Ländern, wo Menschen, die weder Deutschland noch die Niederlande kennen, glauben, das große Deutschland müßte eigentlich die beiden kleinen Nachbarstaaten annektieren wollen.

Es mag ja richtig sein, daß nach dem Kriege von 1870/71, als aus dem seit Jahrhunderten zerrißnen und machtlosen Deutschland, das man in Europa als quantité négligeable anzusehen gewohnt war, mit einemmal ein mächtiger einheitlicher Staat geworden war, das Ungewohnte der neuen Situation manchem Holländer und Belgier Zweifel darüber aufsteigen ließ, ob der neue Staat auch den rechten Gebrauch von seiner jungen Macht machen würde. Diese Befürchtungen erwiesen sich aber als grundlos und schwanden bald als Begleiterscheinungen einer Übergangszeit.

Heute aber ist die Heimatstätte solcher Befürchtungen nicht mehr Belgien und Holland. Vor einigen Jahren begann eine Gruppe von Schriftstellern unter der Inspiration einflußreicher Politiker gewisser europäischer Westmächte eine heftige Kampagne für eine holländisch-belgische Entente, die das einzige Mittel sein sollte, die beiden Staaten vor der drohend bevorstehenden Annexion durch den Deutschen Kaiser zu schützen. Diese Politiker schrieben vielleicht in gutem Glauben und meinten überdies, im Interesse ihrer Länder zu handeln, wenn ringsum in der Welt die kleinern Völker, erschreckt durch das böse deutsche Gespenst, veranlaßt würden, sich in den Schutz ihrer eignen uneigennützigern und weniger gefährlichen Freundschaft zu begeben.

Wie dem auch sei, es gibt jedenfalls keinen bessern Beweis für die Grundlosigkeit dieser Annexionsangst als den, daß dieses schreckliche deutsche Gespenst gar keine eigne holländisch-belgische Produktion, sondern fremde Importware ist.

Granada

Von Klara Fincke

2

Wenn wir die Gemächer der Alhambra durchwandern, die uns gleichſam als ein verkörpertes Märchen der Königin Scheherezade erſcheinen, dann können wir es kaum faſſen, daß die ſpaniſche Nation dieſes Zauberſchloß dem Verfall entgegengehn ließ, und daß erſt um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts mit der Reſtaurierung begonnen wurde. Es ſah übel genug in den herrlichen Räumen aus. Niemand bekümmerte ſich darum, wer darin hauſte. Allerlei Volk trieb hier ſein Weſen, ſo entweihten Wäſcherinnen das Becken im Myrtenhof zum Waſchtrog, und heimatloſe Bettler ſchliefen in den halbverfallnen Prunkſälen. Da endlich entſchloß ſich die ſpaniſche Regierung, durch Ausſetzung einer alljährlichen Summe die Erhaltung und Reſtauration der Alhambra zu ermöglichen. Es ſind zwar nur 12000 Mark, aber das Eintrittsgeld von Tauſenden von Kunſtpilgern aus aller Herren Ländern, das noch dazukommt, erreicht ſchon eine ſehr bedeutende Höhe.

Durch einen langen, dunkeln Gang kommt man vom Palaſt Karls des Fünften in den Myrtenhof, der ganz von ſtrahlendem Licht übergoſſen iſt. Wie durch den Schlag eines Zauberſtabes glauben wir uns in den Orient und um Jahrhunderte zurückverſetzt. Die Mitte des Hofes bildet ein großes Reſervoir in Form eines Parallelogramms, grüne Myrtenhecken faſſen es auf beiden Seiten ein. Die reizenden, von je ſechs ſchlanken Marmorſäulen getragnen Galerien, die reich verzierte Rundbogen tragen, die farbenprächtigen Stuckornamente, die wie Spitzenvorhänge von den Wänden herabwallen, die zierlichen Gitterfenſter und das Widerſpiel aller dieſer Pracht in dem unbeweglichen Waſſer vergegenwärtigen uns die paradieſiſche Glückſeligkeit, die die Schöpfer dieſer Stätte hier empfunden haben mögen. Die Alkoven an den Enden der Seitengalerien zeigen Stalaktitenwölbungen, arabiſche Inſchriften preiſen Mohammed den Fünften als den Erbauer dieſes Hofes, den Eroberer von Algeciras, und Verſe rühmen die Güte Gottes.

Faſt unbegreiflich will es erſcheinen, daß die Skulpturen von Gips, aus dem die zarten Gebilde der Wandbekleidungen beſtehn, der Zeit Widerſtand geleiſtet haben. Keine Linie ihrer Oberfläche iſt verwiſcht. Allerdings war das Material von etwas haltbarer Beſchaffenheit und ſcheint eine Art Zement geweſen zu ſein, den man aus einer bei Granada gefundnen Steinart herſtellte, die pulveriſiert wurde. Das im Jahre 1890 im Myrtenhof ausgebrochne Feuer hat das herrliche Dach der Galerien, ein Moſaik aus Zedernholz mit geometriſchen Figuren, zerſtört. Es iſt, wenn auch nicht ſehr glücklich, erneut worden. Auch die anſtoßende Vorhalle zum Comaresturm, Sala de la Barca, brannte aus. Ihr Tonnengewölbe erinnerte an eine umgekehrte Barke. Unter der Reihe der ſchimmernden Gemächer heben wir beſonders den „Saal der Geſandten“ hervor, der den ganzen Turm einnimmt, und deſſen Ornamentik

außerordentlich reich ist. Es war der Thronsaal des Herrschers. Die Kühnheit der Arkaden, die Vielgestaltigkeit seiner Arabesken und Mosaiken, die köstlich bemalte Kuppel von Lärchenholz, die mit der Facette eines geschliffnen Diamanten vergleichbar ist, die Höhe des quadratischen Raumes, die 18 Meter beträgt und durch zwei Stockwerke geht, zeigen die Pracht dieses Repräsentationsraumes. Hier fand die letzte große Versammlung der maurischen Würdenträger unter Boabdil statt, bei der über die Übergabe von Granada beraten wurde. Die Dicke der Mauern ist so beträchtlich, daß die Fensternischen gleichsam besondre Zimmer bilden. Die zwiefache Teilung der Mittelfenster durch kleine Säulen und Bogen bildet das bei den Mauren so beliebte Ajimez, das Schutz gegen die Sonne bot. Die Flächendekoration ist mit ihren vielfältigen Mustern, deren 152 nachgewiesen sind, und die Stabfriese, Girlanden, Vielecke und Schriftzeichen umfassen, ein Triumph arabischer Kunstfertigkeit. Die Aussicht auf die Stadt, den Albaicin mit seinen Höhlenwohnungen und das Darrotal bietet wundervolle Blicke.

Wir kommen nun zu dem Löwenhof, dem am besten erhaltnen Teile der Alhambra. Er bildet ein Rechteck von 28 und 16 Metern. Kolonnaden ziehen sich um den ganzen Hof, an den beiden Schmalseiten tritt je ein herrlicher, kuppelgekrönter Pavillon hervor. Die prachtvolle, durchbrochne Gipsdekoration der Wände scheint wie aus Elfenbein geschnitzt. Partien der Mauern sehen in ihrer leuchtenden Farbenpracht gestickten, mit Edelsteinen geschmückten Vorhängen ähnlich, die auf die bei den Arabern gebräuchlichen Zelte ihres Nomadenlebens hinweisen. Ein Wald hochragender Säulen, bei den Pavillons zu Gruppen angeordnet, gibt dem Auge inmitten all der Zierlichkeit einen Ruhepunkt. Der „Löwenbrunnen", ein aus zwei riesigen, übereinanderstehenden Marmorschalen bestehender Wasserspender, wird von zwölf, bedauerlich widernatürlich aussehenden Wüstenkönigen bewacht. Das untere Becken soll an „das Meer" im salomonischen Tempel erinnern. Eine arabische Inschrift an der großen Schale vergleicht mit großem Wortreichtum die unerschöpfliche Zahl guter Taten des Königs Mohammed des Fünften mit dem ewig fließenden Wasser des Brunnens, der acht weitere Becken speist, und deutet darauf hin, daß der Fürst so edel und weise sei wie der Löwe stark und mächtig.

Der sagenumwobne Saal der Abencerragen schließt sich im Südwesten an. Die Mitte des Gemachs nimmt ein zwölfeckiger Marmorbrunnen ein, dessen Wasser in einer Rinne zum Löwenbrunnen abfließt. Rötlichbraune Flecken werden, einer Volkslegende entsprechend, als die untilgbaren Merkmale einer blutigen Tat ausgegeben, deren Urheber Boabdil war, der die ihm feindlich gesinnte Familie der Abencerragen hier in den Hinterhalt lockte, um sie ermorden zu lassen. Das herrliche, rechteckige, im mittlern Quadrate dreistöckige Gemach hat eine Decke, die eins der köstlichsten Meisterwerke arabischer Kunst darstellt. Auf den Mittelraum öffnen sich in wundervoll gezackten Bogen Alkoven mit reizenden Stalaktitenwölbungen. Über einer Galerie im zweiten Stockwerk steigen acht kleine Gewölbe zwickelartig auf und wandeln so das Obergeschoß in ein Sechzehneck mit ebensoviel Fenstern um, die ein mildes Licht auf die märchenhafte Pracht werfen. Die Sala de la Justicia ist eine siebenteilige Halle mit ganz dunkeln Nebenräumen, die den Eindruck eines phantastischen Grottenwerks macht und an die Gebilde der Tropfsteinhöhlen erinnert. Die Stalaktiten hängen hier in besonders reicher Fülle herab und zeigen, daß die arabische Dekorationskunst, die keine ungeschmückte Wandfläche duldete, besonders das Pendentif bevorzugte, dessen Grundform häufig den zartesten Gebilden der Natur entlehnt wurde. In den Alkoven finden wir die einzigen Bilder, die

mauriſchen Urſprungs und bis auf die Jetztzeit erhalten ſind. Sie ſtellten wahrſcheinlich Porträts mohammedaniſcher Könige dar, ferner Jagd- und Turnierſzenen. Der Kunſtwert iſt ſehr gering. Die Gemälde ſind mit Eiweißfarben auf Leder gemalt und mit Nägeln auf Pappelholzplatten befeſtigt.

Nordöſtlich vom Löwenhof betreten wir den „Saal der beiden Schweſtern“, deſſen Ausſtattung den künſtleriſchen Höhepunkt in der Alhambra bietet, und wo ſich alle Schönheiten arabiſcher Ornamentik in einſchmeichelnder Formen- und Farbenharmonie offenbaren. Das Gewölbe iſt die größte aller Stalaktitenwölbungen, deren unendlich vielfältig geſtaltete Hohlkehlen die Zahl von fünftauſend erreichen ſollen, die Kuppel ein wahres Wunderwerk menſchlicher Arbeit und Geduld. Sie erſcheint eher als eine ins Unendliche fortgeſetzte Kriſtalliſation als das Werk irdiſcher Hände. Unterhalb der Kuppel, durch Säulchen begrenzt, befinden ſich Fenſter, zu denen ſanftes Dämmerlicht hineinfällt, das alle Farben köſtlich aufleuchten läßt. Die Türen weiſen eine kunſtreiche Holzmoſaik auf, zierlich geſchnitzte Gitter auf der obern Galerie verbargen bei Feſtlichkeiten die Frauen des Harems, ließen ihnen aber den Blick nach unten frei. Die Kachelflieſen, die den untern Teil der Wände bedecken, verraten beſonders den feinen Farbenſinn ihrer Schöpfer, Inſchriften, die zum Teil glänzende Bilder und ſinnvolle Gedanken enthalten, weiſen in der an Vergleichen unerſchöpflichen Sprache der Araber auf die Pracht des Baues hin, ſo der Spruch: „Gott allein hat die Macht, ein ſchöneres Gebäude zu ſchaffen“, ferner: „Wie ein prächtiges Kleid ſchmückt ſeine Tür den Saal.“ Nach zwei rieſigen, ganz gleichen Marmorplatten, die einen Teil des Fußbodens bilden, hat der Saal ſeinen Namen Sala de las dos Hermanas erhalten. Er weiſt auch ein Prachtſtück mauriſcher Keramik auf, die berühmte Alhambravaſe, deren Alter nicht feſtzuſtellen iſt. Die Ornamente, die zwei naiv aufgefaßte Tiergeſtalten umgeben, ſtimmen mit der Ausſtattung der Wände überein.

Beſondre Anziehungskraft übt in dieſem Teil des Schloſſes die Lindaraja aus, ein in echt arabiſchem Stil gehaltner, träumeriſch ſtiller Garten mit Zypreſſen und Springbrunnen, auf den man vom entzückend ausgeſtatteten Erker hinabblickt, ferner der Patio de la Daraxa, den Karl der Fünfte zu einem reizenden Orangenhof geſtalten ließ. Der nördlich gelegne Turm bietet eine traurige Erinnerung. Er enthält die Gemächer, in denen die unglückliche Tochter Iſabellas der Katholiſchen, Johanna die Wahnſinnige, Mutter Karls des Fünften, ein Dezennium lang in tiefer geiſtiger Umnachtung hinſiechte, in die ſie der Tod des heißgeliebten Gemahls, Philipp des Schönen, verſetzt hatte. Im vergitterten Erker des Gemachs Peinador de la Reina — Putzzimmer der Königin — hat ſie in ſtarrem Schmerz verharrt und kaum den Blick vom Sarge des toten Gemahls gewandt, von deſſen Leiche ſie ſich niemals zu trennen vermochte.

Der älteſte Teil der Alhambra iſt der Mexuarhof mit ſeinen angrenzenden Gebäuden, von denen ein bedeutender Teil an Stelle der ganz oder teilweiſe zerſtörten zu Karls des Fünften Zeit neu erbaut oder in wenig glücklicher Weiſe reſtauriert wurde. Der Einfluß italieniſcher Kunſt iſt hier vielfach erkennbar, was bei der engen Verbindung der Kronen von Aragon und Neapel erklärlich iſt. Beſonders tritt er in der heutigen Kapelle mit Genueſer Kamin, der in einen Altar umgewandelt iſt, zutage. In der Maurenzeit diente dieſer Raum, der Mexuar, als Ratsſaal, die noch erhaltne Galerie als Verſammlungsſtätte für den Staatsrat. Einige köſtliche Überreſte, Säulen und Kapitelle ſowie Wandflächen mit Stuckornamenten und Azulejos bekleidet, zeugen von der urſprünglichen Pracht.

Durch einen unterirdischen Gang, den Viaducto, gelangt man in die in echt orientalischem Stil angelegten Bäder aus Jûsufs des Ersten Zeit. Die zum Ausruhen bestimmte Sala de los Divanes enthält Nischen für die Ruhebetten, Tribünen für die Sängerinnen, denen die Sultaninnen, auf goldbrokatnen Kissen hingestreckt, nach dem Bade zu lauschen pflegten, während sich ihre Augen an dem köstlichen Filigran des Wandschmucks ergötzten. Daneben liegt das Frigidarium, dann folgt das Tepidarium, von dessen raffinierter Pracht wenig genug übrig geblieben ist. Nur Marmorwannen aus einem Stück haben der Zeit Widerstand geleistet. Die kunstvolle Heizungsanlage ist zerstört. Rosettenartige Öffnungen an der Decke boten den heißen Dämpfen Abzug aus dem Raum, wo eine Sinfonie von Düften, „alle Wohlgerüche Arabiens" in sich schließend, die Sinne umfing.

Wir nehmen nunmehr von der Alhambra Abschied, um uns dem berühmten Sommersitz der maurischen Könige, dem Generalife zuzuwenden. Er liegt dem Alhambrahügel auf lustiger Höhe gegenüber, und seine zypressenumrauschten, weißen Mauern grüßen uns freundlich aus dem ersten Grün. Einst galten die jetzt sehr vernachlässigten Anlagen für einen Zaubergarten der Natur, dessen Wasserwerke in der Welt nicht ihresgleichen fanden. Von all dieser Pracht ist nur so viel wie ein Schatten übrig geblieben. Der Generalife ist nicht im Besitz des Staates, sondern wurde einst, wie auch viele nicht zum Hauptkomplex der Alhambra gehörende Bauten, von den christlichen Königen an eine spanische Adelsfamilie als Lehen gegeben. Deren Nachkommen haben, je nach der Höhe ihrer Mittel und ihres Interesses, oft viel, oft wenig zur Erhaltung getan. Nur die Nordseite des Innenhofes weist noch herrliche Überreste in weiten Rundbogen mit ornamentalem Fries und vorspringendem Dache auf, ebenso zeigt der Hauptsaal Spuren ehemaliger Schönheit. Uns fesselt fast nur die Gestaltung des Parkes mit seinen Terrassen, Grotten, beschnittenen Hecken und den Überresten der Wasserkünste, besonders der Caminho de las Cascades, ein mit Marmor ausgekleideter Kanal, dessen Fluten, die über Treppen hinabstürzen, eine Kette von Wasserfällen bilden. Rosenlorbeer von wunderbarer Schönheit säumt seine Ufer. Der Teich, der eine vom Zypressenhof umgebne Galerie mit uralten Bäumen umschattet, hörte einst das Liebesflüstern des Abencerragen Hamet, der hier mit der schönen Gattin Boabdils zu heimlichem Stelldichein zusammenkam. Unvergleichlich ist die wunderbare Aussicht auf die Darroschlucht, den Bergrücken des Albaicin und die Stadt Granada, deren Kathedrale mit ihrem stumpfen Turm vor uns aus der Tiefe aufsteigt und zum Besuch einladet. Sie verkörpert das Siegesdenkmal des christlichen Glaubens in stolzer Schönheit.

Unter Enrique de Egas 1523 im gotischen Stil begonnen, wurde das Gotteshaus nach neuen Plänen unter Diego de Siloe und seinen Nachfolgern eine der herrlichsten Renaissanceschöpfungen Spaniens. Die gewaltige Fassade ist dreitorig, das unterste Stockwerk des Nordturms weist dorische, das zweite und dritte ionische und korinthische Stilformen auf. Seine Höhe mußte wegen Baufälligkeit bis auf 75 Meter abgetragen werden. Der Südturm wurde nicht zur Ausführung gebracht. Das mit der Südfassade verbundne Sagrario, eine kleine Pfarrkirche, wurde an Stelle der einstigen Hauptmoschee errichtet, die in der Anlage der Moschee von Cordoba ähnlich gewesen ist. Das Innere der Kathedrale macht mit seinen riesigen Dimensionen einen überwältigenden Eindruck. Es ist fünfschiffig mit Kapellenreihen an den Seiten. In die Mitte des Raumes ist der „Coro" eingebaut, durch das Querschiff begrenzt, an dessen andrer Seite die Capilla mayor liegt. Dieser Teil des

Innenraums bildet einen Rundbau, von hoher Kuppel überragt, mit köſtlichen Glasgemälden von Theodor de Hollanda ausgeſtattet ſowie durch plaſtiſche Kunſtwerke von Martin de Aranda, Gemälde von Boeanegra und Skulpturen von Alonſo Cano geſchmückt. Dieſer vielſeitige Künſtler, ein Freund des Velasquez, Baumeiſter, Maler und Bildhauer zugleich, iſt ſechzehn Jahre im Dienſt der Kathedrale tätig geweſen. Er flüchtete nach einem abenteuerlichen Leben in deren Frieden und ſchuf ſeine Meiſterwerke im „Obrador“, einer Zelle im erſten Stock des Nordturms.

Die Sakriſtei birgt die Grabmonumente Ferdinands und Iſabellas ſowie die ihrer Tochter, Johannas der Wahnſinnigen und Philipps des Schönen, die letzten von dem Spanier Ordoñez, die erſten von dem Florentiner Fancelli, im edelſten Renaiſſanceſtil ausgeführt. Inſchriften auf den Sarkophagen bekunden in pomphaften Worten das Verdienſt des Herrſcherpaares, die Ungläubigen in ihrem eroberten Lande ausgerottet zu haben. Wir können es, indem wir die edeln Geſichtszüge Iſabellas, dieſer mit den glänzendſten Herrſchereigenſchaften ausgeſtatteten Fürſtin, betrachten, nicht faſſen, daß unter dieſer Stirn die Gedanken an die Einſetzung der Inquiſition, die Vertreibung der Juden, die Verfolgung der Mauren und die damit verbundnen, in blindem religiöſem Wahn begangnen fluchwürdigen Handlungen reiften, die einen Rieſenſchatten über die Geſtalt der Herrſcherin breiten und ſogar den Ruhm verdunkeln, den ſie an der Endeckung der Neuen Welt hatte, indem ſie des Kolumbus Pläne förderte.

Ein Denkmal zur Erinnerung daran, erſt 1892 von Marianno Benliure geſchaffen, ſchmückt die Alameda, eine Promenade der eleganten Welt Granadas. Hier und über dem angrenzenden Paſeo del Salón und dem Paſeo de la Bomba am Ufer des Genil iſt ein reiches Füllhorn granadiſcher Blütenpracht ausgeſchüttet; ſaftiger Raſen, der durch Fontänen und Brunnen getränkt wird, zieht ſich, von Alleen begleitet, bis zur hochgelegnen Brücke, die bei der Okkupation der Franzoſen von dem General Sebaſtiani genommen wurde. Im Hintergrunde ſchaut die Sierra Nevada auf das bunte Treiben der Gegenwart hinunter, wirft abends noch lange einen verklärenden Schein in die Ebene und läßt bis zuletzt ihr Silberdiadem aufſtrahlen, deſſen Glanz noch lange in der Seele deſſen, der aus weiter Ferne kam, um ihn zu ſchauen, nachleuchten wird.

Der Marquis von Carabas

Roman von Palle Roſenkrantz

(Fortſetzung)

Gegen Abend kam Frau Peterſen zu ihr herein. Die freundliche Dame hatte gehört, daß ſie krank ſei, aber vor lauter Beſorgungen im Haus und auf dem Markt nicht eher Zeit gefunden, ſie zu beſuchen. Sie brachte die Berlingſche Zeitung mit, in der etwas ſtand, was ihre Penſionärin ſehr intereſſieren mußte.

Gott, Fräulein, ſind Sie krank? rief ſie aus, als ſie eintrat.

Pips ſchüttelte den Kopf. Es herrſchte Dämmerung im Zimmer, und das war ſehr gut, denn nicht um alles in der Welt durfte Frau Peterſen ihr verweintes

Gesicht sehen. Frau Petersens Vertraulichkeit war schwerbewaffnet, doch Pips hatte sie immer mit noch schwerern Kanonen in einem Abstand von sich gehalten.

Da steht in der Zeitung, daß der Gutsherr Jörgen Steensfeld zum Hasjägermeister ernannt worden ist. Welch eine Freude! Und ferner steht da, daß der neue Hasjägermeister eine Reise ins südliche Ausland angetreten hat.

Frau Petersen ahnte wirklich halb und halb, was vorgefallen war. Doch Pips hörte ihr ruhig, ohne sich etwas merken zu lassen, zu und sagte dann mit müder Stimme: Ja, ich wußte schon davon. Aber, Frau Petersen, mir ist nicht ganz wohl.

Es verdrießt Sie natürlich, daß er weggereist ist, meinte Frau Petersen.

Ja, erwiderte Pips so fest, wie sie konnte, aber es war doch notwendig, daß er reiste. Ich habe ihm selbst dazu geraten. Er mußte reisen.

So —? fragte Frau Petersen. Also nicht —? Es ist also nicht vorbei mit ihm?

Nein, sagte Pips, aber lassen Sie mich nun, Frau Petersen.

Diese platzte schier vor Neugierde.

Gestern kam Herr Kattrup, erzählte sie. Auch heute war er hier und wollte gern das Fräulein sprechen, aber Petra sagte ihm, daß das Fräulein bettlägerig sei. Da sagte er, er wolle gegen Abend wiederkommen.

Pips erwiderte, sie sei sehr müde und wisse nicht, ob sie mit Herrn Kattrup reden werde. Da ging Frau Petersen ab, und Pips las den Brief zum zwanzigstenmal.

Jörgen war also wirklich abgereist; verlobt hatte er sich noch nicht. Nein, er hatte nicht gelogen, als er im Briefe schrieb, daß er sich noch nicht verlobt habe. Bloß weggereist war er. Wohin aber mochte er gereist sein? Wann würde er zurückkehren? Erst gegen Ende des Sommers, schrieb er im Brief.

Pips entschloß sich nun doch, mit Katt zu reden — dem getreuen Katt, der um ihretwillen seine ganze Zukunft in Gefahr gebracht hatte. Sie vermochte sich deutlich vorzustellen, wie er Jörgen bissig angefaucht hatte. Ja, er meinte es sicher gut mit ihr. Sollte sie nun seinem Verlangen Folge leisten? Wie hatte er doch gesagt?

Gehn Sie eine Verbindung mit mir ein! Tun Sie sich mit mir zusammen. Was mochte er damit wohl gemeint haben? Nun, ein Freund von ihr war er jedenfalls, und ein getreuer Freund. Ja, sie wollte mit ihm reden, ruhig und tapfer. Ganz gewiß.

Und Katt kam. Er war am Tage nach der Vorstellung im Versammlungshause nach Steensgaard zurückgereist, und nachdem nun drei Wochen vergangen waren, hatte er sich, von Jörgen herbeigerufen, wieder nach der Stadt begeben. Die Veranlassung zu Jörgens Aufenthalt in der Residenz bildete seine Ernennung zum Hasjägermeister, die ihm die Pflicht auferlegte, dem gnädigen Verleiher dieses Ehrentitels zum Schmucke seines Gesalges zu gereichen, und ihn außerdem dem gnädigen Verschaffer dieser Auszeichnung gegenüber dazu verpflichtete, aus seinem Ballflirt dieser Saison den gehörigen Ernst zu machen. Katt war nicht überrascht davon. Der Marquis von Carabas existierte ja noch, wenigstens sein Marquis, wie er glaubte: er kam, er sah, er siegte!

Nun saß Katt in Pips kleinem Wohnzimmer mit der Miene eines Etatsrats, der Kondolenzvisite macht. Mit dem Brief kam Pips nicht hervor, aber sie redete mit etwas abgerißnen Worten davon, daß Jörgen gemeint habe, gewünscht und gedacht habe, daß er Hasjägermeister geworden und abgereist sei. Sie weinte nicht, doch ihre Augen waren von den tagsüber vergoßnen Tränen sehr rot. Katt stellte die Prognose auf: quoad vitam bona; ein Skandal war nicht zu befürchten. Im übrigen sagte er zunächst nur wenig. Er rekognoszierte bloß.

Darf ich den Brief sehen? fragte er, als Pips nicht mehr wußte, was sie sagen sollte. Anfangs verweigerte sie es, aber als er so eindringlich bat, kam sie doch mit dem Briefe hervor. Katt las ihn sorgfältig durch.

Gut geschrieben, sagte er unwillkürlich, fast wie zu sich selbst.

Pips blickte auf mit einem schmerzlichen Zug um den Mund. Ja, sagte Katt, der Traum ist zu Ende. Was nun?

Pips schwieg.

Hoffen Sie noch?

Pips schwieg beständig.

Lieben Sie ihn noch? fragte dann Katt und blickte sie scharf an.

Da weinte sie.

Katt ließ sie eine Zeit lang weinen, dann ergriff er den Brief und schlug darauf, daß das Papier zerknitterte. Und den Lumpen, der dieses jämmerliche Aktenstück geschrieben hat, lieben Sie noch?

Pips weinte leise. Da trat Katt zu ihr hin und legte seine Hand auf ihre Schulter. Liebe Pips, Sie sind gut und süß und schön. Sie tun mir innig leid. Aber ich muß Ihnen das eine sagen: Sie vermögen nicht so klar zu blicken, wie ich geglaubt hatte. Lieben Sie wirklich den Mann, der diesen Brief geschrieben hat?

Pips bewegte schwach den Kopf.

Ich möchte meinen Kopf darauf geben, daß Sie ihn nicht lieben.

Pips schaute auf. Da setzte sich Katt ruhig und sagte mit fester Stimme: Nein, Sie lieben ihn nicht, denn der Mann, der den Brief geschrieben hat — der bin ich.

Ihre Arme fielen schlaff herab. — Ja, der bin ich. Ich habe es ihm Wort für Wort diktiert, und von ihm selbst ist nichts darin enthalten als der eine Gedanke: „Los von ihr kommen, los von ihr kommen.“ Das ist allerdings das wichtigste dabei.

Pips wollte reden, aber Katt unterbrach sie: Der Brief hat seine Wirkung getan; reden wir also nicht mehr davon. Er drückt Jörgen Steenfeids Gedanken aus, bloß die Form ist von mir. Und es sind ausschließlich rein praktische Gründe, aus denen diese Form entstanden ist. Das werden Sie begreifen, wenn ich geredet habe.

Pips saß zurückgelehnt und hatte die Augen geschlossen.

Ich bat Sie vor kurzem, fuhr Katt fort, sich mir anzuvertrauen, wenn dieses da geschehen sollte. Heute wiederhole ich nun meine Bitte und will Ihnen erklären, warum ich dieses tue. Ich habe nun einmal, und zwar rein instinktmäßig, Ihre Sache zu der meinigen gemacht. Die erste Schlacht haben Sie verloren, und Ihrer Widersacher sind viele: zuerst und zunächst sie. Sie ist schön, reich und sicher auch gut. Sie bedeutet das Neue, Unbekannte, Verlockende, und sie hat starke Bundesgenossen. Der Marquis von Carabas ist ein echter Marquis, das heißt — ohne daß er es selbst weiß — ein Narr nach Glanz und dem, was ich im Briefe da „Macht“ genannt habe. Er strebt nach Macht, nicht etwa um sie zu gebrauchen, wie ich es tun würde, sondern bloß, um sie zu besitzen. Alle diese Grillen der obern Klassen lassen sich nicht ausrotten, sie liegen ihnen im Blut wie einem Mirabeau, einem Kropatkin oder einem Tolstoi. Und je weniger bedeutend das Individuum ist, um so schärfer treten seine Grillen hervor. Der Marquis ist nun kein bedeutender Mensch. Das Leben im Festsaal hat Eindruck auf ihn gemacht. Er springt jetzt mit im Macabretanz, den die gekrönten Häupter aufführen, und der, solange es gekrönte Häupter gibt, Freiheit und Gleichheit der Menschen — mit Respekt zu melden — beiseite drängen wird.

Die andern halten ihn fest und machen sich um seinetwillen Umstände. Daher stammt dieses dumme Gewäsch von den Ehen der Fürsten, das so banal klingt, aber dennoch gut erfunden ist. Seine Liebe muß sich von seiner äußerlichen Stellung in der Gesellschaft trennen, voilà tout. Sie verstehn es jetzt vielleicht nicht, Pips, aber später werden Sie schon zum Verständnis gelangen. Lassen Sie ihn ruhig heiraten, denn verhindern können Sie es doch nicht. Und wenn Sie etwa aus Kummer oder infolge des Kummers stürben, dann opferte er Ihnen wohl ein bißchen stille Wehmut, im übrigen aber lebte er weiter in Macht und Herrlichkeit. Das würde kein Vergnügen für Sie sein. Sein kleiner Appell an den lieben Gott, den er im Brief da macht, ist uns mit in die Feder gelaufen, weil ich weiß, daß Sie in diesem Punkte gewisse Vorstellungen hegen, die Sie gut kleiden, und die auch nützlich sind.

Pips redete nicht mit; sie dachte nur.

Tun Sie sich mit mir zusammen, Pips, gehn Sie einen Pakt mit mir ein, der für Sie keine höhere Bedeutung hat, aber Sie dennoch auf einen sichern Platz in der Gesellschaft stellt. Das Ganze ist eine Formsache. Sie wissen ja — da, wo die Weiber auftreten, bin ich nur Zuschauer.

Lassen Sie Jörgen Steensfeld ruhig heiraten. Auf Steensgaard ist für zwei Familien Platz. Lassen Sie uns in das Haus mit den vielen Wohnungen ziehen. Dort soll der Kampf entbrennen. Und es ist doch beim Teufel nicht der Titel und der Rang seiner Ehefrau, um den Sie kämpfen wollen. Sie wollen doch um seine Liebe kämpfen, um ihn selbst, um den Mann, der er ist. Und da müßte es doch wunderlich zugehn, wenn Sie unter solchen Bedingungen nicht da die Oberhand gewinnen würden, wo Sie jetzt unterliegen.

Katt hielt inne; er war bleich, und seine Pupillen schienen die ganzen Augenhöhlen auszufüllen. Im übrigen redete er nicht besonders viel, doch als er gegangen war, weinte Pips nicht mehr; sie dachte, bis ihr der Kopf schmerzte.

Zu Jörgen hatte sie einmal so volles Vertrauen gehabt, während sie auf Katt nicht rechnen mochte. Dieser aber hatte, als er die Tür zu allem, was hinter ihr lag, verschloß, zugleich ein weites Tor vor ihr aufgetan, durch das sie einer Zukunft entgegenschreiten sollte, die alles enthalten konnte, was sie jetzt in sich fühlte.

Katt war wie der Teufel in dem alten Märchen aufgetreten; es hatte bloß ein Stück Papier und eine Unterschrift mit dem Blute aus einem Riß des kleinen Fingers gefehlt. Er hatte den Brief geschrieben, alles zurecht gelegt, um ihr einen Tränentag zu verursachen; er hatte geredet und seine Rede aufgebaut, um ihr viele Tage und Nächte lang schwere, trübe Gedanken zu bereiten. Er hatte sie über den Augenblick hinweggeführt, in dem sie zu allem, selbst zu einer Verzweiflungstat fähig gewesen wäre. Ihr Vertrauen besaß er nicht. Nein, warum hatte er eigentlich den Brief für Jörgen aufgesetzt? Hatte er vielleicht gar Jörgen gezwungen, ihn zu schreiben?

So stirbt die Hoffnung nie, wenn geschickte Hände ihr nur einen Spalt zu Licht und Luft offen lassen. Und hier ist die Lüge am Platz im Leben; sie verhält sich zur Hoffnung wie die Wahrheit zum Glauben! Also dachte Katt.

Viertes Kapitel

(worin der Weg in das südliche Ausland über Trudstrup führt und ein Hofjägermeister freien geht)

Ihre Gnaden erhielt von dem Hofjägermeister Jörgen Steensfeld einen Brief, worin dieser um die Erlaubnis bat, Trudstrup zu besuchen, da er eine wichtige Sache mit ihr zu besprechen habe. Er erhielt umgehend Antwort und kam.

Am Abend vor seiner Ankunft rief die Lehnsgräfin ihre Tochter zu sich und

redete mit ernster Stimme auf sie ein. Ihre Gnaden sprach von dem Verhältnis des Menschen zu dem großen Ewigen, von dem Vertrauen auf die Vorsehung, vom Kindesglauben und von der Liebe — der wahren Liebe, über die der Apostel Johannes in seinem zweiten Briefe redet. Und danach sprach sie von Jörgen Steenfeld und vom Apostel Paulus und dessen Worten in seinem ersten Briefe an die Korinther, Kapitel 7: Am schönsten und reinsten sei der unvermählte Stand, da sich in diesem die Jungfrau allein den Dingen weihen könne, die des Herrn seien, und sie an Körper und Geist heilig zu werden vermöge; wer aber seine Tochter vermähle, sündige dennoch nicht, denn Paulus sage selbst, daß er keinen Befehl des Herrn über die Jungfrau habe, und daß es deshalb wohlgetan sei, seine Tochter zu vermählen, doch besser wäre es immer, sie nicht zu vermählen.

Also, liebe Rose, schlaß Ihre Gnaden, die Ehe ist ein ernstes und heiliges Ding, und ich will in dieser Sache keinen Druck auf deinen freien Willen üben. Ich glaube selbst, daß ein Gutes darin liegt, sich zu vermählen, und ich glaube, daß in diesen bösen Zeiten wir Frauen mehr des unverlierbaren Guten bewahrt haben als die Männer; durch die Ehe arbeiten wir also darauf hin, das zu bewahren, was um des Geschlechts willen bewahrt werden muß.

Da ist nun ein junger Mann, der dich zum Weibe begehrt; ich habe ihn geprüft, soweit ich es vermag, und mit Freuden gäb ich ihm meine Tochter hin. Du sollst nun selbst bestimmen, ob du ebenso willst wie ich. Dein Vater ist mit mir einig.

Dies war die feierliche Einleitung, und sie war ehrlich gemeint. Ihre Gnaden gehörte zu den Menschen, die es verstanden haben, ihren Glauben zu einem wirklichen Führer in all ihrem Denken und Handeln zu erheben, und die die Worte der Heiligen Schrift in allen Lebensfragen als ihr Gesetzbuch betrachten. Sie hatte es aber nicht vermocht, auch ihre Tochter in diesem Geiste zu erziehen, denn Roses Gedanken gingen ihre eignen Wege, über die Grenzen des erlernten Wissens hinaus. Die Mutter begriff nicht, daß das junge Geschlecht nicht so leicht auf dem Kindesglauben weiterbauen kann, weil die Zeit den Weg der Gedanken hinab in die großen Tiefen gräbt und nicht wie früher ihn zum Himmelsbau emporführt.

Der Apostel Paulus war auch nicht der Mann, den Rose in einer wichtigen Angelegenheit um Rat befragen mochte; sie kannte ihn nur wenig, und so, wie sie ihn kannte, hatte er seinem Aussehen nach die Züge des Predigers oder Kaplans. Alles Große an ihm war verschwunden. Ihr Christentum war eine abgepaßte Lehre, die Sonntags und in Stunden der Angst wirksam sein mochte, die sie jedoch keineswegs erfüllte und Gedanken und Willen in ihr nicht beherrschte.

Von dieser Seite vermochte sie die Sache überhaupt noch nicht zu sehen. Die Worte allein öffneten ihr keinen Ausweg; sie sehnte sich in die Welt hinaus, und der Weg dorthin führte durch die Pforte der Ehe. Deshalb ihr Wunsch, sich zu vermählen. Daß sie dieses am liebsten mit Jörgen Steenfeld täte, war erst das zweite Glied in ihren Schlüssen, nicht das erste. Und an dieses zweite Glied war sie nur dadurch gekommen, daß er ihr von allen, die sie kannte, als der beste erschien. Sie war verliebt in ihn. Und ihre Verliebtheit steigerte sich, weil sie gern heiraten wollte. Die Worte Ihrer Gnaden waren deshalb gänzlich überflüssig, doch da sie denselben Weg gingen wie Roses Wünsche, nicht unwillkommen. Sie hatte niemals die Möglichkeit in Betracht gezogen, sich mit einem andern als jemand aus ihrem Kreise zu vermählen, und sie war froh, daß ihre Verliebtheit einen solchen zum Gegenstand hatte. Dieser Umstand trug ebenfalls zur Befestigung ihrer Verliebtheit bei.

Ihre Gnaden hielt es nicht für notwendig, Jörgens kleine Unregelmäßigkeiten zu erörtern; sie wußte, daß diese der Vergangenheit angehörten. Sie hatte ihm

dieſe ſchon vergeben, und da ſie niemals darüber zu Roſe geſprochen hatte, ſo wollte ſie dieſes Thema auch jetzt nicht berühren. Derartiges eignete ſich überhaupt nicht für die Ohren eines jungen Mädchens.

Sie beſchränkte ſich alſo darauf, vom Apoſtel Paulus zu reden und von ihrer Überzeugung, daß höhere Mächte alles zum beſten leiten würden. Daß Roſe von Jörgen eingenommen war, hatte ſie freilich auch bemerkt, doch hierfür hatte ſie nur ein Lächeln übrig. —

Jörgen Steenfeld erſchien und wurde öffentlich als lieber Gaſt empfangen. Er erleichterte Ihrer Gnaden gegenüber ſein Herz, und dieſe hörte ſtill ſeinen Worten zu. Sie fragte nicht nach ſeinen Verhältniſſen und ſeiner Stellung, denn als tüchtige Hausmutter hatte ſie ſich ſchon genau danach erkundigt, aber — ehrlich, wie ſie war — fragte ſie ihn rein heraus nach ſeinem Verhältnis zum Glauben.

Es war das erſtemal, daß jemand Jörgen Steenfeld danach fragte. Er gehörte der lutheriſch-evangeliſchen Kirche an, war getauft und eingeſegnet worden und hatte ſeinen Vater in dieſem Glauben zur Ruhe beſtattet. Aber außer einigen ſchwachen Erinnerungen an den Katechismus und die bibliſche Geſchichte war er ohne alle Verbindung zu dem, wovon jetzt die Wendung ſeines Lebens abhing. Er geriet deshalb in wirkliche Verlegenheit, als er ein wenig erſtaunt in die herrlichen blauen Augen der freundlichen alten Dame ſchaute. In einem ſolchen Augenblick iſt das Lügen nicht leicht, und wie er ſich auch anſtellen mochte, um die Frage kam er nicht herum.

Ihre Gnaden aber, die ſelbſt ehrlich war und es ernſt meinte, war ſchon mit ſehr wenigem zufrieden; und der Apoſtel Paulus kam ihr auch zu Hilfe; es ſtand ja geſchrieben, wenn ein Weib einen ungläubigen Mann habe und es gefiele ihm, bei ihr zu wohnen, dann dürfe ſie ihn nicht verlaſſen, ſondern hier habe die Frau eine Miſſion zu erfüllen. — Ihre Gnaden hatte auch durchaus keine Antwort erwartet, die ihr zur Freude gereichen würde, denn ſie wußte gut, wie es in der Welt zuging.

Ich rechne darauf, lieber Freund, ſagte ſie, daß Sie jederzeit ihrer Pflicht gegen das junge Mädchen, das Sie als Ihre Braut an ſich feſſeln, entſprechen werden. Das übrige müſſen wir in die Hand höherer Mächte ſtellen.

Und hierbei ſeufzte ſie. Und die gute alte Frau meinte, daß ſie jetzt das Ihrige getan habe. Mit ſeinem, weiblichem Takt berührte ſie nichts weiter, ſondern erlaubte ihm, mit Roſe zu ſprechen. Jörgen aber hatte das Gefühl, um einen gefährlichen Punkt herumgekommen zu ſein. Er glaubte, daß das Schlimmſte überſtanden wäre.

Es war ein ungewöhnlich klarer Tag; im hellſten Sonnenſchein ſtand er mit Roſe draußen im lenzesfriſchen Park und redete zu ihr, die er heute ſehr willig zum Zuhören fand. Höflich, mit knappen Worten, ein wenig feierlicher, als es ſonſt ſeine Art war, ſprach er mit ihr, während ſie die Lindenallee hinabſchritten, die die erſten grünen Sproſſen zeigte. Er hatte darüber nachgedacht, was er ſagen würde, und wie er es ſagen würde; er war im voraus ſeiner Sache ſicher, doch wollte er ohne zu große Sicherheit hervortreten.

Sie ſprachen von dem Unterſchied zwiſchen dem Leben drinnen in der Stadt und dem Leben hier draußen in der freien Natur.

Ich liebe das Land, ſagte er, die großen Wälder und die weiten Felder; ich atme erſt richtig auf, wenn ich bei mir zu Hauſe bin. Der letzte Winter iſt mir wie eine Feſſel erſchienen; mir iſt, als habe ich ihn in einem Gefängnis zugebracht. Dieſe lärmenden Straßen, dieſes ſchwere, langweilige Leben, aus einem heißen Zimmer in das andre, immer unter Menſchen weilend, die mich nicht im geringſten kümmern!

Digitized by Google

Ich wäre auch sicher davongezogen, wenn nicht — Sie dagewesen wären, und ich gebe Ihnen mein Wort, die Augenblicke, die wir zusammen zubrachten, bilden für mich die einzigen wirklichen Lichtpunkte in der ganzen gesellschaftlichen Wüste.

Sie glaubte ihm, jedoch sie schwieg.

Ich bin nun dazu gekommen, Sie zu lieben, Komiesse Rose, sagte er, ich habe Sie freilich nur ab und zu gesehen, und niemals habe ich richtig mit Ihnen zusammensein können, aber ich glaube dennoch, wenn Sie gleich mir wollten, dann könnten wir beide etwas aneinander finden, um ... er hatte das richtige Wort vergessen, schloß aber rasch: um darauf das Leben aufzubauen.

Das war im Grunde alles, was man von einem jungen Manne seines Standes verlangen konnte. Nun war die Reihe an ihr. Rose hatte zuviel rein menschliches Empfinden, als daß sie durch seine ruhigen Worte hätte hingerissen werden können. Die Form seines Freiens war auch wirklich zu althergebracht. Es fiel ihr durchaus nicht ein, scheu zu erröten und ihm mit niedergeschlagnen Augen die Hände zu reichen. So sehr liebte sie ihn doch noch nicht. Nein, sie ging geraden Wegs auf ihr Ziel los. Herr Steenfeld, sagte sie, ich fragte Sie eines Abends im vorigen Herbst — Sie erinnern sich wohl, es war an jenem Abend, als ich das Kleid anhatte — Sie wissen wohl — ich fragte Sie damals nach einer jungen Dame, die ich in Ihrem Hause gesehen hatte. Sie brauchen nicht unruhig zu werden. Ich weiß wohl, wenn alles dies jetzt nicht außerhalb Ihres Lebens läge, dann würden Sie nicht zu mir sprechen. Denn etwas kenne ich Sie doch. Was ich jetzt aber wissen möchte, ist, ob Sie noch dasselbe Gefühl für jene hegen, das Sie, wie Sie mir selbst erzähltten, einmal für sie gehabt haben müssen?

Jörgen war ebenso zumute wie vorhin, als Ihre Gnaden ihn in der Theologie prüfte; aber er hoffte heimlich, die Komiesse würde ebenso liberal in Herzenssachen sein wie ihre Mutter in Glaubenssachen.

Es entstand eine Pause. Ich rede nur sehr ungern davon, sagte er endlich. Das ist ja vorbei, ganz vorbei. Ich will ja jetzt ein neues Leben beginnen, an dem nur Sie mit mir teilnehmen können.

Diesen Satz erinnerte er sich einmal in der Zeitung gelesen zu haben, und er fand, daß es recht hübsch geklungen habe. Rose hatte aber keinen Apostel, auf den sie zurückfallen konnte.

Sie haben mich gewiß nicht verstanden, sagte sie, indem sie stehn blieb; sie waren nun am Ende der Allee angelangt, von wo sich ein offner Blick auf die Landschaft mit Wäldern und Hügeln bot. Ich wollte nur wissen, ob das Gefühl, das Sie für mich hegen, dasselbe ist, das Sie für jene gehegt haben?

Das war ja etwas ganz andres! rief er da hilflos aus. Etwas, das ich Ihnen nicht erklären kann, das Sie gar nicht verstehn können würden.

O, sagte Rose kurz, ich bin auch ein Mensch, und es gehört wohl nicht besonders viel dazu, um zu verstehn, was es heißt, wenn ein junger Mann ein junges Mädchen liebt. Aus konventionellen Gründen will ich mich nicht vermählen, ich habe noch Zeit zu warten. Ich will gern — sie suchte nach Worten — das Leben mit Ihnen teilen, aber ich will wissen, ob Sie mich wirklich ebenso lieben, wie ich Sie liebe.

Dies letzte hätte sie als vernünftige junge Dame nicht sagen dürfen — und es blieb nicht ohne Folgen. Wenn Jörgen in der Theorie auch nur schwach war, so stand er in der Praxis doch seinen Mann. Ohne weiteres legte er seinen Arm um ihren Leib, zog sie an sich und gab ihr einen Kuß, der genau dem glich, den vor zwei Jahren Pips am Wegrande bekommen hatte. Eine Antwort bildete das eigentlich nicht, aber es war doch ganz berechtigt und zweckmäßig.

Rose sträubte sich ein wenig, aber auch ihr erging es, wie es Pips ergangen war. Sie wäre freilich imstande gewesen, die Diskussion fortzusetzen, und würde sich in der Theorie vortrefflich ausgedrückt haben, in der Praxis aber hatte er die Oberhand. Und dann war der liebe Mensch auch so wundersam ehrlich. Das machte seine einheitliche Natur. Unbedingt hatte er die Oberhand. Und er behielt sie auch. Sie machte sich frei von ihm, aber geschehen war geschehen.

Mit roten Köpfen standen sie sich im Sonnenschein gegenüber, heiß von dem Kuß, zitternd vor Erregung und etwas schwer atmend, er infolge des Angriffs, sie infolge der Ergebung. Dieser Augenblick war jedenfalls kein geeigneter Zeitpunkt, um über seine Gefühle zu einer andern zu verhandeln.

Ich liebe dich, sagte er, und er tat es auch wirklich.

Er liebt mich, dachte sie und glaubte es. — —

Jörgen Steensfeld war mit Rose Markdanner verlobt. Das machte ihn sicher und wahlberedt; sie dagegen machte es still und zum Zuhören geneigt.

Und Ihre Gnaden und Seine Exzellenz machte es froh.

Es wäre banal und überflüssig, zu erzählen, was an diesem Tage noch weiter geschah; erwähnt mag nur werden, daß Katt an diesem Abend ein Telegramm erhielt, das folgendermaßen lautete:

Verlobt.

Der Marquis von Carabas aber dachte in seinem Sinn, wie viel übler er daran gewesen wäre, wenn etwa Ihre Gnaden ihn nach Pips gefragt und Rose ihn in der Theologie vorgenommen hätte.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die Enteignungsvorlage im preußischen Herrenhause. Die Kolonialpolitik im Reichstage.)

Berlin, 1. März 1908

Im preußischen Herrenhause ist die Entscheidung über die Enteignungsvorlage gefallen. Die Staatsregierung hat einen Sieg erfochten, einen Sieg, an den viele, sonst nicht leicht zu beirrende Beurteiler kaum noch zu glauben gewagt hatten, da die Gegnerschaft zu einer unerwarteten Stärke angewachsen schien. Der Beschluß der Herrenhauskommission wollte der Vorlage bekanntlich eine Fassung geben, die die Wirksamkeit der neuen Maßregel von vornherein unmöglich machte. Im Plenum hatte deshalb Oberbürgermeister Adickes den Antrag eingebracht, die Fassung des Abgeordnetenhauses mit einem geringfügigen Zusatz, der die Begräbnisstätten und das früher erworbne Eigentum kirchlicher Gemeinschaften und milder Stiftungen vor der Enteignung schützt, wiederherzustellen. In der Fassung des Antrags Adickes nahm das Haus am zweiten Beratungstage, am 27. Februar, die Vorlage mit 143 gegen 111 Stimmen an. Dieses Ergebnis mußte um so größere Genugtuung erregen, als gegen das Enteignungsprojekt sehr gewichtige Reden gehaltrn worden sind, sodaß leicht der Eindruck entstehn konnte, als ob die Gegner die stärkere Strömung im Hause für sich hätten. Das war eine Täuschung. Das Herrenhaus bewährte seinen alten Ruf, daß es in ernster Lage den Staat nicht im Stich läßt.

Allerdings mutet es merkwürdig an, wenn man die starke Minderheit, die bei der Abstimmung gegen die Vorlage war, einer nähern Musterung unterzieht. Bei dieser Gegnerschaft fanden sich offenbar sehr verschiedne Motive zusammen. Wenn neben den polnischen Magnaten und den klerikalen Mitgliedern des Herrenhauses auch Männer wie Generalfeldmarschall Graf Häseler und ein alter Mitarbeiter des Fürsten Bismarck, Staatsminister Lucius von Ballhausen, endlich die Oberbürgermeister der großen Städte des Ostens — Königsberg, Danzig, Posen, Breslau — gegen die Vorlage stimmten, so darf man wohl annehmen, daß das Wörtchen „nein" in diesem Falle nicht in jedem Munde die gleiche Bedeutung hatte. Es wäre sehr reizvoll, würde aber den Rahmen der Betrachtungen unsers Reichsspiegels bedenklich überschreiten, wenn man die Motive dieser Abstimmung zergliedern wollte. Wir müssen uns hier auf die Hervorhebung einiger der wichtigsten Gesichtspunkte beschränken.

Etwas Gemeinsames bei dem Widerstande gegen den Enteignungsgedanken kann man wohl darin erkennen, daß selbst realpolitisch und staatsmännisch angelegte Naturen und Männer von großer politischer Erfahrung vollständig überwältigt wurden von dem Gedanken, hier würden zwei Prinzipien durchbrochen, die als Grundpfeiler eines geordneten Rechtsstaats gelten müssen. Diese beiden Prinzipien sind die Gleichheit vor dem Gesetz und der Schutz des Eigentums. Wenn es richtig wäre, daß die Enteignungsvorlage einen Präzedenzfall für die Verletzung dieser beiden wichtigen Prinzipien bedeutete, dann wäre die Gegnerschaft gegen eine solche Vorlage nicht unberechtigt; es würde damit eine Bresche eröffnet, durch die jeder Feind der gegenwärtigen Staatsordnung im gegebnen Augenblick eindringen könnte.

Aber diese Auffassung des Enteignungsprojekts ist nur möglich bei Festhaltung des mechanischen und formalistischen Charakters, den wir unsrer ganzen Gesetzgebung aufgeprägt haben. Wir sind durch allmähliche Gewöhnung überzeugt, daß, wenn ein Gesetz erst einmal auf dem Papier steht, die Exekutivbehörden und die Richter sozusagen alles aus dem Gesetz herausholen, was durch spitzfindige Dialektik, formalistische Deutungskunst und gewagte Zurechtknetung und Dehnung des Begriffs nur irgend herausgeholt werden kann. Sobald daher in einem Gesetz überhaupt der Begriff Enteignung vorkommt, denkt jeder sofort daran, daß damit der Schutz des Eigentums prinzipiell aufgegeben wird, weil wir uns im Gesetz die Proklamierung dieses Schutzes nur in formalistischer Starrheit vorstellen können. Ähnlich steht es mit dem Prinzip der Rechtsgleichheit, das doch nur so weit gewahrt werden kann, als die notwendigen Voraussetzungen der Rechtsordnung selbst gewahrt sind. Auch hier ist es nicht richtig, sogleich das Prinzip verletzt oder in Gefahr zu glauben, wenn eine gesetzliche Bestimmung einmal nicht in das Schema einer mechanisch aufgefaßten Rechtsgleichheit paßt.

In dieser Beziehung sind die Ausführungen charakteristisch, die Generalfeldmarschall Graf Häseler in einer Rede gegen die Vorlage vorbrachte. Der alte Soldat hatte zutreffend das Bild eines Kampfes vor Augen, aber das Bild war nicht vollständig durchdacht. Er meinte nämlich, während der Staat eine scharfe Waffe erhalte, seien die Polen wehrlos, und das sei — so schien es seinem ritterlichen Sinne — nicht in der Ordnung. Aber so ist die Sache nicht. Es ist dabei vergessen worden, daß die Polen sogar eine sehr starke Waffe haben, nämlich die Rechte, die ihnen als preußischen Staatsbürgern durch die Verfassung verbürgt sind. Diese Rechte bedeuten in der Hand eines Bevölkerungsbestandteils, der die Voraussetzung, unter der sie den Staatsbürgern gegeben sind, nicht erfüllen will, in der Tat eine Waffe. Denn die Polen arbeiten gegen den Bestand und die Sicherheit des preußischen Staates unter dem Schilde ihrer verfassungsmäßigen Rechte

und erfüllen ihre Pflichten nur so weit, daß sie sich keiner formellen Verletzung schuldig machen, für die sie gefaßt werden können. Bei diesem eigentümlichen Verhältnis ist die Wehrlosigkeit auf der Seite des Staats, solange er sich nicht entschließt, eine Waffe in die Hand zu nehmen, die eine bestimmte Form des Mißbrauchs der Staatsbürgerrechte direkt trifft. Das sieht denn wohl aus wie ein Verstoß gegen die Rechtsgleichheit, ist aber dem Wesen nach ein berechtigter Akt der Notwehr. Wollen wir ein Bild aus der Kriegsführung wählen, so können wir etwa sagen: der preußische Staat gleicht einer Festung, die aus irgendwelchen Rücksichten gezwungen ist, die Tore offen zu halten, während ein Gegner bereits dagegen vordringt. Es ist höchste Zeit, die Tore zu schließen.

Wir sind eben in einer Lage, in der übrigens andre Völker zuzeiten auch gewesen sind, und aus der sie sich in ihrer Art ähnlich geholfen haben, daß wir nämlich einen politischen Kampf auszufechten haben, der über den Austrag innerer Meinungsverschiedenheiten hinausgeht und mit der nationalen Ehre und der Existenz des Staats im Zusammenhang steht. Hierzu gebrauchen wir gesetzliche Waffen, deren Anwendung wir nicht schematisch regulieren können wie die Vorschriften für den Betrieb einer innern Einrichtung, sondern innerhalb gewisser Grenzen zur Vertrauenssache machen müssen. Macht man sich nur einmal von der Vorstellung los, als ob jede Waffe, die ein nationales Kampfgesetz an die Hand gibt, als starres Prinzip die ganze Staatsmaschine in Mitleidenschaft ziehn müsse, so wird man sehr bald gewahr werden, daß die neue Enteignungsvorlage, im Hinblick auf den Kampfzweck betrachtet, sehr viel mehr Garantien gegen Mißbrauch enthält, als man nach den Warnungen der Gegner annehmen könnte. Und darum hatten die Gegner nach unsrer Meinung Unrecht, als sie die Bedenken so sehr in den Vordergrund schoben. Denn diese Bedenken liegen in der politischen Lage überhaupt, in dem Verhältnis des preußischen Staats zu seinen Polen, nicht in der Maßregel, die gerade vorgeschlagen wurde. Und so blieb denn ganz natürlich der Widerstand gegen das Gesetz in der Verneinung stecken; kein einziger positiver Gegenvorschlag wurde gemacht.

Das hat Fürst Bülow besonders sehr scharf hervorgehoben. Er griff an beiden Beratungstagen in die Debatte ein, trefflich unterstützt von den Ministern v. Arnim, Frhr. v. Rheinbaben und Beseler. Aus dem Hause erstanden ihnen nur wenige Vorkämpfer für die Vorlage, aber diese wenigen waren allerdings ausgezeichnete Anwälte der Sache. Die groß angelegte, wahrhaft staatsmännische, tief eindrucksvolle Rede des Grafen Botho Eulenburg wird nicht sobald vergessen werden, und ebensowenig die aus der Tiefe schöpfenden Darlegungen und Mahnungen von Professor Schmoller.

Wie konnte es aber kommen, daß sich eine so starke Minderheit ganz und gar auf die allgemeine Prinzipienfrage festlegte, die realpolitische Bedürfnisse des Nationalitätenkampfes so gar nicht beachtete? Es ist eine wunderbare Erscheinung, wie wenig die wahre Natur des Kampfes gegen das Polentum erkannt und gewürdigt wird. Nur mit Staunen und Kopfschütteln konnte man die Ausführungen des Grafen v. Mirbach-Sorquitten hören oder lesen — eines Mannes, der doch nicht der erste beste ist, sondern einst ein bedeutender konservativer Parlamentarier und vom Fürsten Bismarck hochgeschätzt war. Es gab einen Passus in seiner Rede, in dem jeder Satz eine grobe Unrichtigkeit enthielt. So behauptete er, bis 1859 hätten Deutsche und Polen im besten Einvernehmen gestanden; dann habe Napoleon der Dritte das Nationalitätsprinzip aufgestellt, und das habe die Polen veranlaßt, nun ebenfalls an die Pflege ihrer Nationalität zu denken. Aber ihre Angriffe gegen das Deutschtum hätten doch erst begonnen, als sie selbst durch das Ansiedlungsgesetz

Digitized by Google

von 1886 ongegriffen wurden; es sei gonz natürlich, daß ein Angegriffner im Gegenangriff die beste Verteidigung sehe. Wer nur einigermaßen mit der Wirklichkeit und den geschichtlichen Totsachen Bescheid weiß, muß zugeben, doß, um diese Sommlung von verkehrten Auffossungen richtig zu kennzeichnen, eigentlich kein parlamentorischer Ausdruck scharf genug ist. Das Hauptübel jedoch besteht darin, daß eine ähnliche Unkenntnis der wahren Lage leider ouch sonst on Stellen verbreitet ist, wo man sie nicht vermuten konnte.

Wie ist das möglich? Die Erklärung für diese auffallende Erscheinung liegt ja zu einem Teil in einem Umstande, der unter gewissen Gesichtspunkten gonz erfreulich ist. Es liegt dieser Denkweise nämlich ein starkes Vertrauen zu der Mocht und der Gesundheit des preußischen Staats zugrunde. Doß ein Volk, von dem die meisten nur zu wissen glauben, doß es in der Geschichte vollständig obgewirtschoftet hot, jemals gegen den preußischen Staat ankommen könne, erscheint den Herren ois eine lächerliche Furcht. Diese an sich ehrenwerte Regung und Überzeugung entschuldigt aber nicht die Lässigkeit, die eine scharfe Beobachtung und genaue Kenntnis der Wirklichkeit verschmäht. Es kommt hinzu, daß gerade die Eigentümlichkeit der slawischen Rosse für die meisten Deutschen besonders schwer zu erfassen ist. Wie leicht Deutsche, ouch solche von einiger Erfahrung und Menschenkenntnis, durch die Verstocktheit und Verschlogenheit des slawischen Charakters zu täuschen sind, wie schwer es ihnen wird, sich in diese fremde Denkweise auch nur einigermaßen hineinzuversetzen, dovon kann der Kenner der Verhältnisse beständig die merkwürdigsten Proben erleben. So konnte auch Graf Mirbach behaupten, bis 1859 sei zwischen Deutschen und Polen alles in Ordnung gewesen.

Dorum wird auch jede Behauptung, die für diese oder jene Erscheinung eine oberflächliche Erklärung zu geben scheint, ohne weiteres für richtig angenommen. Wieder kam bei den Beratungen im Herrenhause die nachgerade zur Genüge als falsch erwiesne, aber wegen ihrer bequemen Einfochheit und Plousibilität dennoch festgehaltne Meinung zum Vorschein, daß die Polen die großen Mittel zu ihrem Vorgehn gegen deutschen Grundbesitz nur durch die vorteilhaften Geschäfte erlangt hätten, die sie mit der Ansiedlungskommission machten. Dobei brauchten die Herren, die dergleichen gedankenlos nachschwatzen, doch nur einen Blick in die der Öffentlichkeit reichlich unterbreiteten stotistischen Nochweise der Ansiedlungskommission zu tun, um zu erkennen, doß die Kommission leider gor nicht so viel polnischen Besitz erworben hat, wie notwendig wäre, um die Erfolge der Polen in ihrem Erwerb von deutschem Grund und Boden zu erklären. Wie es sich wirklich verhält, ist doch längst aufgeklärt. Die gute nationale Organisotion, die den polnischen Arbeitern lohnende Arbeitsgelegenheit im westdeutschen Industriegebiet und in den Rübenbougegenden verschafft, hat diese früher in den dürftigsten Verhältnissen lebenden Leute verhältnismäßig wohlhabend gemacht, ohne ihre Genügsamkeit zu beeinträchtigen. Das bedeutet, daß die breiten Schichten der polnischen Bevölkerung bei ihren geringen Lebensonsprüchen über reiotiv hohe Ersparnisse verfügen. Die polnischen Porzellierungsbanken haben olso — unterstützt durch die eifrige, vermittelnde, überwachende und aufklärende Arbeit der notionalen Geistlichkeit — stets ein reichliches Angebot von zahlungsfähigen Ansiedlern zur Hand. Unter solchen Umständen bedarf es für die polnischen Unternehmungen dieser Art keineswegs besonders umfangreicher eigner Kapitalien, sondern vor ollem einer guten Kreditorgonisotion, und dazu brauchen sie durchaus nicht die von der Ansiedlungskommission ousgekauften polnischen Großgrundbesitzer, von denen sich nur verschwindend wenige im Lande selbst wieder angekauft haben, und die sogor zu einem großen Teil außer Landes gegongen sind, weil ihnen der gesellschaftliche Boykott ihrer

Volksgenossen eine Luftveränderung wünschenswert erscheinen ließ. Den notwendigen Kredit finden die polnischen Parzellierungsgesellschaften teils bei ihren Landsleuten innerhalb und außerhalb der preußischen Grenzen, teils bei deutschen Banken, für die der Grundsatz gilt, daß Geschäft eben Geschäft ist. Die Ansiedlungskommission ist ganz unschuldig daran.

Was hier soeben besprochen worden ist, ist nur ein Beispiel dafür, wie schief häufig die Verhältnisse beurteilt werden. Man kann nur wünschen, daß die Kenntnis der Ostmarkenfrage immer mehr durchdringen möge, damit der Staat auf der betretnen Bahn sicher vorwärtsschreiten kann.

Im Reichstage haben in der letzten Woche die Kolonialfragen im Vordergrunde gestanden. Zum erstenmal hatte Staatssekretär Dernburg sein Programm zu entwickeln und zu verteidigen. Im Mittelpunkt stand dabei zunächst Ostafrika, das Schutzgebiet, das der Staatssekretär im Sommer 1907 selbst bereist hat. Schon bei seiner Rückkehr verlautete, daß er die deutschen Bewohner des Schutzgebiets vielfach enttäuscht habe. Briefe, Berichte und Petitionen aus der Kolonie fingen an, gegen ihn Stimmung zu machen. Man wird sich darüber nicht wundern können. Es mußte Herrn Dernburg überlassen bleiben, selbst zu bestimmen, was ihm nach seiner persönlichen Eigenart, seinen Wünschen, Bedürfnissen und Plänen auf seiner Reise zu sehen und zu erfahren besonders wünschenswert schien, und das gerade deshalb, weil er in der kurzen Zeit doch nicht alles genau kennen lernen konnte. Die Pflanzer und Kaufleute in Deutsch-Ostafrika hatten sich aber die Sache natürlich anders vorgestellt; sie wollten den als Neuling unter sie tretenden Leiter der deutschen Kolonialpolitik möglichst für ihre Anschauungen und Interessen gewinnen. Aus diesem Dilemma hätte sich vielleicht ein andrer Staatssekretär mit größerer äußerer Geschmeidigkeit gezogen, aber schließlich ist es doch nur Nebensache. Im wesentlichen hatte Herr Dernburg Recht, daß er so und nicht anders verfuhr. Er hat dann freilich in der vorigen Woche in der Budgetkommission des Reichstags darüber manche zu scharf zugespitzte Äußerung getan, die nicht aufrechtzuerhalten war, und die er dann auch nachher abgeschwächt hat. Ob man ihm in allen einzelnen Stücken folgen kann, ist eine Frage für sich; einiges, wie die günstige Beurteilung der indischen Händler in der Kolonie, hat wohl ziemlich allgemeines Befremden erregt. Aber darauf kommt es weniger an als auf die Richtigkeit der entscheidenden Grundgedanken. Und da ist rühmend hervorzuheben, daß er unter den Fürsorgemaßregeln der Regierung dem Eisenbahnbau die erste Stelle angewiesen hat. Das ist auch in der Tat die Grundlage jeder gedeihlichen Entwicklung der Kolonie. Bedauert wird von Kennern allgemein, daß der Bau der südlichen Bahnlinie von der Küste nach dem Nyassa vorläufig vertagt worden ist, doch wird diese Versäumnis hoffentlich bald nachgeholt werden, wenn die ganze Frage einmal in Fluß gebracht worden ist.

Solange die Verkehrsfrage nicht genügend gelöst ist, sucht Dernburg — und darin geben wir ihm Recht, — alle phantastischen Hoffnungen auf eine glänzende wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie, wodurch eine größere Zahl von weißen Ansiedlern und Händlern dorthin gezogen werden könnte, vorläufig möglichst zurückzuhalten. Er hat sich darin einer kühlen Nüchternheit befleißigt, die ihm von manchen Seiten sehr verdacht worden ist, weil man dabei herauszuhören glaubte, daß er für gewisse Vorteile, die das deutsche Volk unmittelbar aus seinen Kolonien ziehn kann, kein volles Verständnis habe. Dem liegt jedoch wohl eine falsche Auffassung der Worte des Staatssekretärs zugrunde. Er hat richtig hervorgehoben, daß das wichtigste Kapital in der Kolonie der Eingeborne sei. Darum hat er sich vorgenommen, der Negerfrage eine besondre Aufmerksamkeit zu widmen. Daß er dabei in Konflikt

mit den Wünschen und Interessen einer gewissen Kategorie von Pflanzern geraten würde, war vorauszusehn. Nun werden sich in dieser Frage gewiß noch viele Meinungsverschiedenheiten ergeben, und wahrscheinlich wird auch der Staatssekretär selbst nicht durchaus bei allen den Ansichten stehn bleiben, denen er bei den letzten Debatten über den Kolonialetat eine vorläufige Formulierung gegeben hat. Es ist jedoch zu erkennen, daß wir mit größerer Zuversicht als früher darauf rechnen können, daß die dringenden Probleme der Kolonialpolitik entschlossen in Angriff genommen werden. Und das ist doch eigentlich die Hauptsache; denn wir können nicht mehr darauf warten, bis sich alle Kenner, Interessenten und sonstige Beteiligte auf eine unfehlbare Meinung geeinigt haben.

Weyers Taschenbuch der Kriegsflotten für 1908 (Lehmanns Verlag in München) ist um ein volles Fünftel an Umfang gegen den vorjährigen Band gewachsen! Seine Flottenlisten sind unübertroffen an Zuverlässigkeit und Reichhaltigkeit. Neben den Angaben über Bewaffnung, Panzerschutz, Besatzungsstärke, Schiffsgröße, Maschinenkraft jedes Schiffes usw. findet man für alle Linienschiffe und Panzerkreuzer die Bauzeit und Bauwerft, Stapellaufszeit, Art der Maschinen und Kessel, Anordnung des Panzers u. a. Auch Bemerkungen über Ölheizung, Kohlenverbrauch, Dampfstrecke, Dauergeschwindigkeit, Drehkreis, Bestreuungswinkel der Geschütze und besondre Einrichtungen, zum Beispiel dreizehn Scheinwerfer auf Dreadnought, fehlen nicht. Dabei sind auch die kleinsten Seestaaten wie Bulgarien und Mexiko mit berücksichtigt. Doch mit den Flottenlisten ist der reiche Inhalt des Buchs durchaus nicht erschöpft. Sehr wertvoll sind noch die Stärkevergleiche der größern Flotten, die Indienfthaltungen und besonders die Zusammenstellung der Flottenpläne und der Neubauten an Linienschiffen und Panzerkreuzern, ferner der Schiffsgeschütze auf den Flotten und der Leistungen der großen Kanonenfabriken: Krupp, Armstrong, Vickers, Maxim, Schneider-Canet u. a. Die Steigerung der Seelenlänge im letzten Jahrzehnt ist beachtenswert; alle Kanonenfabriken und verschiedne fremde Marinen, besonders England, sind schon bei 50 Kaliber langen Rohren angekommen, und zwar zumeist bei 30,5 Zentimeter Kaliber, einzelne schon mit 34,3 Zentimeter, während zum Beispiel unsre alten Aussallkorvetten der Sachsenklasse, die noch als „Linienschiffe" mitrechnen, nur 22 Kaliber lange 26-Zentimeter-Geschütze als schwerste Brummer führen. Die geradezu unheimlichen Fortschritte in der Geschütztechnik sind es, die der Flottenentwicklung unsrer Zeit das rasende Tempo geben, dergestalt, daß mit dem Erscheinen des neuen Riesenlinienschiffs Dreadnought alle gleichzeitig fertig gewordnen schwächern Schiffe schon als minderwertig eingeschätzt werden müssen. Wohin dieser kostspielige, vorläufig wenigstens friedliche Wettstreit im Bau der Linienschiffe führen mag, das ist noch nicht zu sagen. Aber das Taschenbuch läßt doch schon erkennen, daß nicht alle Marinen im Dreadnought-Typ das Ideal der Zukunftsschlachtschiffe sehn; gerade die sehr kriegserfahrnen Japaner behalten auch auf ihren sehr großen Neubauten die gut bewährte starke Mittelartillerie neben den schwersten Geschützen noch bei.

Das Wertvollste in Weyers Taschenbuch sind zweifellos die vorzüglichen Schiffsbilder und Schiffspläne; da ist jede Schiffsklasse vertreten. Alle wichtigen Kampfschiffe sind nicht nur nach Photographien dargestellt, sondern auch durch Seitenpläne und Deckspläne schematisch gegeben, sodaß man genau die Geschützaufstellung und Panzerung, auch die Panzerschutzwände und Panzerdecks im Innern des Schiffs erkennen kann. Das Durchblättern dieses Abschnitts (von 240 Seiten) ist äußerst lehrreich, weil es die Mannigfaltigkeit der Kriegsschiffsbauten deutlich vor Augen führt. Darunter sind auch dreizehn Photographien von Unterseebooten

verschiedner Flotten. Neu aufgenommen sind auch die Schattenrisse aller Schiffsklassen, die dazu dienen, die Schiffe schon aus großer Entfernung, sobald sie über dem Horizont auftauchen, zu erkennen.

Das vorzügliche deutsche Taschenbuch wird überall im Auslande, auch in den Fachzeitschriften, lobend hervorgehoben, und mit Recht. Möge auch der Kreis seiner deutschen Freunde in gleichem Maße wachsen; es ist tatsächlich ein unentbehrliches Handbuch in allen Flottenfragen! Georg Wislicenus

Die städtische Bodenfrage. Diese heut so brennende Frage ist in den Grenzboten oft erörtert worden. Dr. K. von Mangoldt nun, der Generalsekretär des Deutschen Vereins für Wohnungsreform, hat uns als Frucht sechsjähriger Arbeit ein Werk beschert, das alles für den Gegenstand nur irgend in Betracht kommende zusammenfaßt, und das man vielleicht in manchen Beziehungen als abschließend bezeichnen darf: Die städtische Bodenfrage, eine Untersuchung über Tatsachen, Ursachen und Abhilfe. (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1907.) Solchen Lesern, die den Gegenstand studieren wollen, sei das bedeutende Werk, das viele der schon vorhandnen überflüssig macht, mit dieser kurzen Notiz empfohlen; den übrigen gedenken wir, sobald es Zeit und Umstände erlauben werden, von den Ergebnissen des Verfassers einiges mitzuteilen. Das Inhaltsverzeichnis füllt 16 Seiten; die vier Hauptabschnitte sind überschrieben: Die Tatsachen der Wertentwicklung des städtischen Grund und Bodens; Unsre Stadterweiterung und ihr System (in einem speziellen Teile dieses Abschnitts wird die Entwicklung des Dresdner Stadtgebiets dargestellt); Unser System der Stadterweiterung als Ursache der Mißstände; Die Reform.

Barmer Geschichten von Clara Hohrath.*) Die Erzählungen von Clara Hohrath, mögen sie sich im flämischen Arbeiterviertel des alten Brüssel, auf einer normannischen Insel oder im Wuppertal abspielen, zeigen eine vollkommne Beherrschung der gesamten Umwelt bis in die kleinsten Einzelheiten. Man freut sich über die scharfe Beobachtungsgabe der Erzählerin, die alles Wesentliche sofort herausfindet und das Wahrgenommne mit dichterischer Gestaltungskraft zu verwerten weiß. Bei tieferm Eindringen bemerkt man die persönliche Färbung all ihrer Erzählungen und erkennt deutlich, daß sie eigne Erlebnisse und Empfindungen in reicher Fülle enthalten, sodaß man sich aus ihnen eine klare Vorstellung von der Schriftstellerin, ihrem Wesen und ihrem Empfinden bilden kann. Ihre Eigenart entspricht dem Charakter ihrer Heimat an der Grenze der leichtlebigen Rheinfranken und der ernsten Sachsen. In ihr wiegt die frohgemute rheinische Art vor, die sie auch ihren Lieblingshelden verleiht, sie ist im steten Kampfe mit der Lebensanschauung der Vertreter der andern Richtung, die vor lauter Arbeit nicht zum Bewußtsein, viel weniger zum Genuß des Lebens kommen. Diesen Mangel an Lebensfreude weiß sie in ihren Erzählungen an den verschiedensten Typen zu individualisieren.

Das neuste Werk von Clara Hohrath, die „Barmer Geschichten", zeigt die Vorzüge von „Fintje", „Dan und Lizzie" in schönster Entwicklung. Tiefe der Empfindung und dichterische Kunst wetteifern miteinander, sowohl in den Kinderszenen als in der Schilderung der Großmutter mit den strahlenden blauen Augen. Hier wie da strahlt alles solche Lebenswärme aus, daß man wieder das Persönliche empfindet. Von der eignen Großmutter hat Clara Hohrath die Kunst der Erzählung

*) Im Wuppertal. Barmer Geschichten aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Clara Hohrath. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1907. 383 Seiten. Gebunden 4,50 Mark.

gelernt: „Sie, die lange gelebt und in viele Augen gesehen hatte, wußte, daß Märchen über die Welt hingehn, und daß sie in den Augen geschrieben stehn. Mit dem Herzen aber wollen sie gelesen sein. Märchen aus längst verklungner Zeit, die von Mutters Großmutter noch leise flüstern, und Märchen, die da weissagen von künftigen, noch ungebornen Tagen." Mit sichrer Hand unternimmt die Dichterin die Schilderung von Menschen und Zuständen ihrer Heimat im fünfzehnten Jahrhundert. Mit Recht verzichtet sie dabei auf die Mittel einer gekünstelt altertümlichen Sprache, womit sich viele in ähnlichem Falle begnügen. Sie versetzt sich in das ganze Empfindungsleben der frühern Zeit. Da sie die Bauern ihrer Heimat, die mit zäher Hartnäckigkeit an dem Überkommnen festhalten, aus dem Leben kennt, so schildert sie lebenswahr ihr Auftreten in dem fünfzehnten Jahrhundert. Es waren ja dieselben Dickköpfe. Nur die Umwelt war eine andre. Man lebte damals mehr in und mit der Natur. Es war darum begreiflich, daß man an dämonische Naturgewalten und ihren Einfluß auf die Menschen glaubte. So verwebt Clara Hohrath mit künstlerischer Hand allerlei Volksglauben in ihre Geschichten und trifft so sicher den Ton der frühern Zeit. Sie weiß recht gut, daß es früher nicht besser war als jetzt. So legt sie in „Dan und Lizzie" dem Könige der Ecrehous die Worte in den Mund: „Miriam Aubert (auch eine Großmutter) hat euch von vergangnen Zeiten vorgeschwärmt und euch den Glauben beigebracht, einst sei alles schöner gewesen als jetzt, und es hätte Helden gegeben? Humbug ist das alles! Die Menschen von früher waren genau so dumm wie die Menschen von jetzt, und sie werden auch mit der Zeit nicht klüger werden!" Wie ein richtiges Leitmotiv klingt durch die erste der beiden Barmer Geschichten ein Vers aus Walthers von der Vogelweide Liedchen „Unter der Linde". Er wirkt überaus stimmungsvoll, erinnert daran, daß die Großmutter als blühendes Mädchen gestrauchelt wäre, wenn der Hauskobold nicht wie ein Schutzengel rechtzeitig gewarnt hätte. Auch der Enkelin kommt der Vers in der Stunde schwerer Versuchung in den Sinn. Echt menschlich ist es, daß sich die Großmutter zwar müht, die alte Gedankenschuld abzubüßen, aber doch gern ihre Gedanken zu dem schönen Geliebten in ihrer Jugend hinschweifen läßt, selbst im höchsten Alter. Gerade so will die Großmutter in „Dan und Lizzie" fast in der Sterbestunde die Erinnerungen an harmlose Liebeständeleien ihrer Jugendzeit hervorsuchen. So ist das Ganze in den Duft wahrer Poesie gehüllt, einfach und lebenswahr. Die zahlreichen Konflikte sind natürlich und berechtigt, alle Charaktere richtig erfaßt und durchgeführt.

Mit den einfachsten Mitteln wird die Spannung des Lesers erregt und gesteigert. Überall waltet echt weibliches Zartgefühl gepaart mit einem entwickelten Wirklichkeitssinn. Das Bedenklichste weiß sie stets ohne übertriebne Ängstlichkeit und doch mit taktvoller Zurückhaltung zu behandeln, wo es nottut, begnügt sie sich mit Andeutungen, die sich einem kunstvollen Schleier vergleichen lassen. Alles in allem ist Clara Hohrath eine Schriftstellerin, deren bisherige Dichtungen tüchtige Leistungen sind, die auch für die Zukunft zu den schönsten Erwartungen berechtigen.

Die feine und geschmackvolle Ausstattung der „Barmer Geschichten", besonders der Einband, befriedigt hohe Ansprüche, aber man entbehrt ungern den reizenden Buchschmuck der beiden frühern Werke aus demselben Verlage, die prächtigen Wald- und Feldblumen zu Beginn und am Schluß der Kapitel: sie wirkten ungemein stimmungsvoll.

At. Retfferscheid

Anormal, anomal und abnorm. In den letzten Wochen und Monaten sind wir viel mit „normwidrigen" Dingen gefüttert worden, „normwidriger" Naturanlage, „normwidrigen" Trieben, Neigungen, Empfindungen usw. „Normwidrig"

hat sie namentlich Maximilian Harden genannt, offenbar um ein Fremdwort zu vermeiden, denn er schreibt nicht gern Fremdwörter, wenn es nicht unbedingt nötig ist. In den Gerichtsverhandlungen aber und in den Zeitungsnachrichten darüber war das Wort leider fast überall durch ein Fremdwort wiedergegeben, und zwar fast ausschließlich durch das Wort anormal. Als ich dieses Wort — schon vor Jahren — zum erstenmale las, traute ich meinen Augen nicht. Es stand aber wirklich so da. Als ich es dann öfter las, dachte ich immer, es wäre verdruckt für anomal. Endlich schlug ich die Wörterbücher auf, und da fand ich denn zu meinem Erstaunen, daß es das Wort anormal wirklich „gibt", im Deutschen sowohl wie im Französischen. Also aus dem von norma (die Richtschnur) abgeleiteten lateinischen Adjektivum normalis eine Verneinung gebildet durch Vorsetzen des griechischen sogenannten Alpha privativum, der Verstümmlung der griechischen Verneinungssilbe *ἀν-* (lateinisch in-, deutsch un-) — auf jeden Fall eine barbarische Bildung, mag sie aus Deutschland oder aus Frankreich stammen.

Anders verhält es sich mit anomal. Das ist kein Bastard, sondern ein gutes, reingriechisches Wort. Es ist gebildet aus — Grenzbotenlesern braucht man das wohl eigentlich nicht zu sagen, ich wills aber doch sagen, es könnte es einer vergessen haben — dem Adjektivum *ὁμαλής* oder *ὁμαλός* und der vorgesetzten Verneinungssilbe *ἀν-*. Bei der Zusammensetzung ist das *o* zu *ω* gedehnt worden (vgl. *ὄνομα* und *ἀν-ώνυμος*), und so ist *ἀν-ώμαλος*, anomal, entstanden und davon das Hauptwort *ἀνωμαλία* (Anomalie). Nun bedeutet freilich *ὁμαλής* im klassischen Griechisch nicht regelmäßig oder gesetzmäßig, sondern gleich oder eben, *ἀνώμαλος* also ungleich oder uneben. Die neuern Sprachen aber — und hier sind wahrscheinlich zuerst die Franzosen die Sünder gewesen — haben das Wort, vielleicht verführt durch den Anklang an *νόμος* (Gesetz), als unregelmäßig, ungesetzmäßig verstanden, und in diesem Sinne ist es dann namentlich in den Naturwissenschaften und in der Grammatik üblich geworden. Der Franzose spricht von plantes anomales, êtres anomaux (Mißgeburten), aber auch der Deutsche nennt unregelmäßige Zeitwörter Verba anomala. Man sollte also meinen, daß es für all die „normwidrigen" Dinge, von denen in der letzten Zeit soviel die Rede gewesen ist, das nächstliegende Fremdwort gewesen wäre. Aber nein, niemand hat es gebraucht.

Endlich abnorm. Wie anomal ein gutes reingriechisches, so ist abnorm ein gutes reinlateinisches Wort; es bedeutet das, was von der Regel, von der Richtschnur abweicht (ab-normis). Es übertrifft also das Wort anormal der Form nach, das Wort anomal der Bedeutung nach. Es ist weder ein Bastard, noch hat es seine Bedeutung verschoben. Es ist das beste Fremdwort, das wir zur Bezeichnung des Normwidrigen, Unregelmäßigen, Ungesetzmäßigen haben. Hat aber jemand das Wort irgendwo in den letzten Monaten in einer Zeitung gelesen? Überall stand das abscheuliche anormal.

Es ist ein Zeichen, eins der vielen Zeichen des Rückganges unsrer humanistischen Bildung, was sich in dem gegenwärtigen Gebrauchsverhältnis dieser drei Wörter ausspricht. Das schlechteste Wort das gebräuchlichste, das beste — fast unbekannt.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 11

Ausgegeben am 12. März 1908

Inhalt

Seite

Die politische Lage in der Ostsee und Nordsee . . 501

Die Kolonien Blumenau und Hansa. Von Carl Bolle . 505

Kirche und Staat in Frankreich. Von Carl Jentsch. I 508

Die Frühlingstage der Romantik in Jena 519

Englische Porträtkunst. Von Dr. Walter Cohen . . 527

Der Marquis von Carabas. Roman von Palle Rosenkrantz (Fortsetzung) 532

Maßgebliches und Unmaßgebliches 539

Reichsspiegel. Der nahe Orient und die europäische Politik. Die innere Lage. Sozialpolitik im Reichstage. Der Brief des Kaisers an Lord Tweedmouth. — Koloniale Rundschau. — Aus japanischen Schulen.

50 Pf. das Heft.

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark. das Vierteljahr.

Digitized by Google

J. A. Henckels.

Zwillingswerk in Solingen

fabriziert und empfiehlt Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren

■ Hauptniederlage: **BERLIN W.,** Leipzigerstraße 111.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen: CÖLN a. Rh., Hohestraße 144 — DRESDEN, Wilsdruffer — FRANKFURT a. M., Roßmarkt 15 — HAMBURG, Große Johannisstraße 6 — WIEN I., Kärn

---

Gothaer

Lebensversicherungsbank a.G.

Versicherungsbestand Anfang Februar . 964 000 000 Mk
Bisher ausgezahl. Versicherungssummen: 500 000 000 „
Bisher gewährte Dividenden: 246 000 000 „

Sehr günstige Versicherungsbedingungen.

Unfallbarkeit sofort, Unanfechtbarkeit und Weltpolice nach zwei Jahren.

Prospekte und Auskunft kostenfrei durch die Bank in Gotha oder deren Vertreter.

Deutsche Lebensversicherungs-Bank, Aktiengesellschaft

Kronprinzen-Ufer 18 **Berlin N. W.** Kronprinzen-Ufer 19

Vollständige Unanfechtbarkeit in einem Jahr; kulanteste Bedingungen. Übernimmt Lebens-, Militärdienst-, Aussteuer- und Alters-Versicherungen.

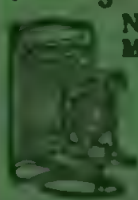
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul Dresden, erzeugt rosiges jugendfrisches Aussehen, weiche sammetweiche Haut und zarten blendendschönen Teint. Überall

---

Wir liefern gegen **Monatsraten** von **2 Mk.** an

Photog. Apparate



Neueste Modelle aller modernen Typen, sowie alle Utensilien zu billigsten Preisen.

Zithern aller Arten,

Saiten-Instrumente.

Violinen

Mandolinen, Guitarren, Harmonikas

Musikwerke

selbstspielende wie Drehinstrumente in Metall

Automaten.

Grammophone

Phonographen

Goerz Triëder-Binocles, Operngläser, Feldstecher

Preisbuch No. Gr. mit vielen Abbildungen auf Verlangen gratis und frei. Postkarte genügt.

Bial & Freund in Breslau II.

Probekistchen 5,60 Mk. excl. Porto

„PRO PATRIA" HOUSTON & CO. 20 Mk.

FEINE HAVANA-ST. FELIX-CIGARRE

ZU AMTE 2 MONATE ZIEL

Garantie Zurücknahme.

Holländische Pfeifenfabrik

Orsay

Einzig in Deutschland

Die politiſche Lage in der Oſtſee und Nordſee

Die ruſſiſche Expanſionsbeſtrebung iſt im Oſten durch den japaniſchen Krieg und im Süden durch das jüngſte Abkommen mit Großbritannien zu einem vorläufigen Stillſtande gekommen. Eine natürliche Folge hiervon iſt, daß Rußland ſein Intereſſe wieder mehr nach Weſten wendet. In geſchickter Weiſe hat Iswolski jetzt die Verhandlungen über die Aufrechterhaltung des status quo in der Oſtſee zu dem Verſuche benutzt, eine Servitut zu beſeitigen, die Rußland in einer Zuſatzkonvention des Pariſer Friedens auferlegt war: das Verbot, die Alandsinſeln zu befeſtigen.

Kometenartig tauchen auf dem Schauplatze der Weltgeſchichte oft Fragen auf, an deren Wiedererſcheinen man gar nicht gedacht hatte. Wer weiß heute noch etwas von dem gleichzeitig mit dem Krimkriege geführten Oſtſeekriege? Von der Eroberung der kleinen ruſſiſchen Feſtung Bomarſund auf den Alandsinſeln durch Baraguay d'Hilliers 1854 und von der Verpflichtung Rußlands, nie wieder dort eine Feſtung anzulegen oder irgendwelche Heeres- oder Flottenetabliſſements zu errichten? Außerdem haben die meiſten Zeitungsleſer nur eine ganz ungenaue Vorſtellung von der geographiſchen Lage der Alandsinſeln.

Die Alandsinſelgruppe, an der ſchmalſten Stelle der nördlichen Oſtſee gelegen, iſt vom geographiſchen Geſichtspunkte aus teils als zu Finnland, teils als zu Schweden gehörend anzuſehen, iſt aber politiſch ſeit 1809 ruſſiſches Gebiet. Von altersher waren dieſe Inſeln die Brückenſteine zwiſchen Schweden und Finnland, und die frühere ſchwediſche Koloniſation im Südweſten Finnlands wurde über dieſe Inſeln vermittelt. Ihre Bevölkerung von etwa 25000 Seelen iſt immer noch ſchwediſch. Von einer ſelbſtändigen wirtſchaftlichen Bedeutung ſind die Inſeln nicht, weil Ackerbau, Fiſchfang und Küſtenfahrt ihrer Bewohner ſehr beſchränkt und nur für den eignen Bedarf ausreichend ſind. Dagegen iſt die ſtrategiſche Lage der Inſeln von der allergrößten Bedeutung.

Die Meeresſtraße, die die Alandsinſeln von der ſchwediſchen Küſte trennt, iſt nur etwa 30 Kilometer breit. Ihre Entfernung von Stockholm beträgt nur

40 Kilometer. Bei der Entwicklung der modernen Seekriegsmittel bieten also die Alandsinseln eine vorzügliche Stellung, um zugleich den Eingang zu den beiden Ostseebuchten, dem Bottnischen und dem Finnländischen Meerbusen, zu beherrschen und um den zentralen Teil Schwedens, um Stockholm zu bedrohen. Schon Nikolaus der Erste beabsichtigte diese Lage der Inseln auszunutzen, um die Herrschaft Rußlands in der Ostsee zu begründen, und schuf zu diesem Zwecke die Seefestung Bomarsund, die jedoch noch nicht ganz fertig geworden war, als sie zerstört wurde. Da zu jener Zeit die deutlich zutage getretenen Bestrebungen Rußlands, die drei skandinavischen Nachbarstaaten, Schweden, Norwegen und Dänemark, unter seinen Einfluß zu bringen, großes Mißtrauen bei den übrigen Mächten hervorgerufen hatten, suchten die Teilnehmer am Pariser Kongreß 1856 die russische Macht hier zu beschränken.

Schon in den Friedenspräliminarien wurde ausgemacht, daß der allgemeine Kongreß neben den Bestimmungen zur Regelung der orientalischen Verhältnisse auch andre Friedensbedingungen, die von europäischer Bedeutung seien, stipulieren könne. Diese Abmachung wurde niedergelegt im Artikel 5 der von Rußland am 16. Januar 1856 angenommnen Friedenspräliminarien. In der Kongreßsitzung am 1. März 1856 wurde dann vom französischen Delegierten, dem Grafen Colonna Walewski, verlangt, daß sich Rußland verpflichten solle, die Alandsinseln nicht mehr zu befestigen. Diese Forderung, von den übrigen Kongreßbevollmächtigten unterstützt, wurde von dem russischen Vertreter, dem Grafen Alexis Orloff, unter der Bedingung angenommen, daß die Vereinbarung in einer Spezialkonvention festgesetzt und nur von Rußland, England und Frankreich unterzeichnet würde, weil keine andern Mächte an den Ostseekämpfen teilgenommen hätten. Die Kongreßmächte waren damit einverstanden, jedoch mit der von österreichischer Seite vorgeschlagnen Änderung, daß die abzuschließende Konvention est et demeure annexé au présent traité et aura même force et valeur que si elle en faisait partie (Artikel 33 des Pariser Friedens).

Die am Tage des Pariser Friedens am 30. März unterzeichnete Spezialkonvention wurde in Paris am 27. April 1856 ratifiziert. Ihr Inhalt ist kurz folgender: „Die Souveräne Frankreichs, Großbritanniens und Rußlands beabsichtigen, das im Orient so glücklich wiederhergestellte Einvernehmen auch auf das Baltische Meer auszudehnen und dadurch die Wohltaten des allgemeinen Friedens zu befestigen. 1. Seine Majestät der Russische Kaiser erklärt, um dem Wunsche zu entsprechen, der ihm von Ihren Majestäten dem Kaiser der Franzosen und der Königin von Großbritannien ausgedrückt wurde, daß die Alandsinseln nicht befestigt werden sollen, und daß daselbst eine militärische oder maritime Anlage weder unterhalten noch errichtet werden solle.“ Diese Bedingung hat seitdem Rußland immer stillschweigend respektiert. Jetzt aber, wo sich England Rußland genähert hat, will Rußland, das Frankreichs sowieso sicher ist, von dieser Verpflichtung frei werden und hat daher bei den Ostseeverhandlungen mit Schweden und dem Deutschen Reiche erklärt, daß zunächst diese Ein-

schränkung aufgehoben werden müsse, die auf die Dauer einer Großmacht unwürdig sei. Es ist dabei auf die Analogie mit der Aufhebung der Beschränkung Rußlands im Schwarzen Meere 1871 hingewiesen worden, aber mit Unrecht, denn bei dieser handelte es sich tatsächlich, wie Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen ausführt, um eine der ungeschicktesten Bestimmungen des Pariser Friedens, die einer Nation von hundert Millionen die Unabhängigkeit seiner eignen Küsten beschränkte. Dagegen liegen die Alandsinseln so nahe an Schweden und so weit ab von Rußland, daß man von einer für eine Großmacht schimpflichen Verpflichtung schlechterdings nicht reden kann.

Rußland steht in dieser Beziehung nicht allein da, da viele andre Mächte sich ähnlichen Beschränkungen ihrer Gebietshoheit mehrmals unterworfen haben. So wurde in der Wiener Kongreßakte 1815 stipuliert, daß keine Befestigungen in den sardinischen Gebieten Chablais und Faucigny ausgeführt werden dürften, und im zweiten Pariser Frieden 1815 wurde bestimmt, daß Hüningen nicht befestigt werden dürfe. Diese Servituten sind noch jetzt in Kraft.

Ferner kommt rechtlich in Betracht, daß die Bestimmung über die Nichtbefestigung als Teil des Pariser Friedens gemäß Artikel 33 zu gelten hat und daher nur mit Zustimmung aller Signatarmächte beseitigt werden kann, sodaß eine einseitige Erklärung Englands und Frankreichs nicht ausreichen würde, die Servitut aufzuheben.

Deutschland, als mächtigster Uferstaat der Ostsee, kann und wird nicht dulden, daß sich Rußland plötzlich entgegen dem klaren Recht eine strategische Basis in der Ostsee schafft, die seiner künftigen Kriegsflotte die Möglichkeit gibt, nicht nur Schweden, das dann auf Gnade und Ungnade an Rußland ausgeliefert wäre, zu bedrohen, sondern auch uns zu strategischen Gegenmaßregeln zu nötigen. Wir haben nichts dagegen, daß sich Rußland an seinen Küsten einen erstklassigen Kriegshafen baut, wenn es dies mit seinen Finanzen für vereinbar hält, und falls Libau, für das schon so viele Millionen ausgegeben sind, sich nicht bewähren sollte, wie man neuerdings behauptet, so könnte die Bucht bei Björkö in Betracht kommen, aber eine Befestigung der Alandsinseln können wir ebensowenig in unserm Interesse erachten als 1856 England und Frankreich, die damals ungefähr so zu Rußland standen wie jetzt wir. Die Nowoje Wremja gefällt sich fast täglich darin, den Krieg gegen das Deutsche Reich zu predigen. Wie kann Rußland da noch verlangen, daß wir ihm dieselben Dienste wie 1871 leisten und es wiederum von einer Servitut des Pariser Friedens befreien helfen, diesmal noch dazu von einer, deren Aufhebung direkt unsre vitalsten Interessen schädigen würde? Unsre politischen Beziehungen zu Rußland haben immer im wesentlichen auf der Freundschaft der beiden Monarchen beruht, und wie Bismarck hinzufügt, auf der richtigen Pflege dieser Beziehungen durch höfische und diplomatische Geschicklichkeit der Vertreter. Augenblicklich sind ja diese dynastischen Beziehungen wieder freundschaftliche geworden, aber sie sind doch nicht mehr so ausschlaggebend wie

in früheren Jahren, und die Stellung Rußlands zu andern Großmächten ist nicht mehr in dem Maße von ihnen bedingt. Je stärker sich der Parlamentarismus aus den schwachen Anfängen der Duma in Rußland entwickeln wird, um so mehr werden die dynastischen Beziehungen zurücktreten und dafür auch in der auswärtigen Politik die Gesinnung des russischen Volkes an Kraft gewinnen. Dieses ist uns aber immer feindlich gewesen. Wir müssen uns also damit abfinden, daß wir zu einer Allianz mit Rußland kaum wieder kommen werden. Wir haben die Dankesschuld für die russische Hilfe in den Freiheitskriegen zur Zeit der Notlage der Russen bei Adrianopel 1829 und durch unser Verhalten gegen die Polen 1831 und 1863 voll ausgeglichen und Rußlands wohlwollende Neutralität 1866 und 1870 durch unser Verhalten bei Aufhebung der Schwarzen-Meer-Servitut, durch unsre Unterstützung auf dem Berliner Kongresse 1878 sowie während des japanischen Krieges mehr als vergolten, sodaß die Russen bei einer Bilanz der gegenseitigen Freundschaftsdienste stark ins Defizit geraten sind und wir jetzt mit vollem Recht verlangen können, daß Rußland in eine Abmachung über den status quo in den Ostseegebieten willigt, ohne daß die Alandsfrage berührt wird.

Nachdem Norwegen durch den Integritätsvertrag einen internationalen Schutz erhalten hat, der ganz dieselbe Wirkung ausübt wie die Neutralitätserklärung der Schweiz und Belgiens, ist es notwendig, auch Schweden zu berücksichtigen, das soeben erst durch die Übernahme der großen finanziellen Opfer für die Dampffährverbindung Saßnitz-Trelleborg den Willen zu erkennen gegeben hat, die Beziehungen zu uns weiter zu entwickeln. Schweden will nicht einen Integritätsvertrag nach Art des norwegischen, sondern erstrebt lediglich eine Abmachung der Uferstaaten über die Erhaltung des status quo in der Ostsee. Ob Dänemark ein gleiches Verlangen stellen wird, bleibt abzuwarten.

Dänemark ist dafür an den Verhandlungen über die Nordseefrage beteiligt, die außerdem noch zwischen dem Deutschen Reiche, Großbritannien, Frankreich und Holland schweben. Großbritannien hat den Vorschlag gemacht, auch Schweden hinzuzuziehen, aber Schweden ist hierauf in der richtigen Voraussicht noch nicht eingegangen, daß damit nur erreicht werden sollte, die Ostsee- und Nordseefrage zusammen zu verhandeln. Auch wir haben kein Interesse daran, Frankreich und Großbritannien an den Ostseeabmachungen zu beteiligen, da sie ja nicht Uferstaaten sind und daher keinerlei Anspruch darauf haben. Die Ostseefrage muß ganz getrennt von der viel leichter zu lösenden Nordseefrage, die ja hauptsächlich Hollands Integrität sichern soll, verhandelt werden.

v. F.

Die Kolonien Blumenau und Hansa

Seitdem im brasilianischen Bundesstaate Santa Catharina das deutsche Kapital dem Bahnbau Blumenau–Hammonia näher getreten ist, hat sich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise jener zukunftsreichen Region zugewandt. Es ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, daß ein genauer Kenner der Gegend, Dr. phil. Wettstein, Oberleutnant a. D., darüber ein mit großem Fleiß zusammengetragnes umfangreiches Material veröffentlicht hat, das geeignet ist, dem Publikum ein im allgemeinen zuverlässiges Bild der dortigen Verhältnisse zu gewähren. Dieses Werk führt den Titel: Blumenau und Brasilien und ist im Verlage von Friedrich Engelmann (Leipzig, 1907) erschienen.

Die Kolonie Blumenau wurde im Jahre 1850 von Dr. Blumenau gegründet. Der Stadtplatz und Ausstrahlungspunkt der Siedlung liegt am Rio Itajahy, und zwar nicht weit von dem Punkte, wo dieser Küstenfluß aufhört schiffbar zu sein. Die deutschen Ansiedlungen wurden im allgemeinen längs der Täler des Hauptflusses und seiner Nebenflüsse vorgeschoben, weil diese in der gebirgigen Landschaft am leichtesten zugänglich waren. Die Einwandrer gediehen gesundheitlich vorzüglich in der mit klimatischen Vorzügen ausgestatteten Gegend. Das dem Urwald abgerungne Land war fruchtbar. Der neue Ansiedler, der erst einmal die erste reichliche Ernte eingeheimst hatte, war von Nahrungssorgen befreit. Und da der Deutsche nichts mehr liebt, als Herr auf eignem Grund und Boden zu sein, wozu hier selbst dem Unbemittelten Gelegenheit geboten war, so ist leicht begreiflich, daß sich eine durch Zuwandrung mehr und mehr stärkende große deutsche Kolonie herausbildete, deren Bewohner, obwohl deutsch nach Gesinnung, Sitten und Sprache, doch größtenteils die brasilianische Nationalität annahmen und einen Lokalpatriotismus gewannen, der auch für Brasilien ein günstiges Zeugnis ablegt. Dazu trug auch der Umstand bei, daß damals die preußische Auswandrung nach Brasilien durch das v. d. Heydtsche Reskript verboten war, daß sich also die deutschen Auswandrer gegen den Willen ihrer Regierung dorthin begeben hatten.

War, nach Überwindung des für Unbemittelte natürlich recht schwierigen und entbehrungsreichen Anfangs, späterhin von Nahrungssorgen keine Rede, so war doch in bezug auf Gelderwerb die Kolonie recht ungünstig gestellt. Blumenau liegt in einer Sackgasse des Verkehrs, zu der nur ein für kleinere Fahrzeuge schiffbarer Strom den Eingang öffnete. Der Verkehr mit der Mitwelt blieb jahrzehntelang mangelhaft. Der Produktenabsatz war umständlich

und für Massenkonsumartikel nahezu unmöglich, weil die Transportspesen die Produktenwerte verschlangen. Dieser Zustand verschlimmerte sich um so mehr, je weiter sich die Siedlungen ins Innere ausdehnten und vom Stadtplatze Blumenau entfernten. Das nahrhafte Erdreich gab die schönsten Ernten, aber da sein Hauptbestandteil auf Lehm als Grund beruhte, so machte jeder der häufigen Regengüsse die Wege unfahrbar, und Verkehrsstockungen waren die Folge.

Die fleißigen Ansiedler suchten diesem Übelstande zu begegnen, indem sie sich auf die Erzeugung von Produkten legten, die bei geringem Gewicht höhere Marktpreise erreichten. Sie verfütterten den Mais, der dort mehr als hundertfältige Frucht gibt, an Schweine zur Mast, bereiteten Schmalz und exportierten dieses. Sie legten sich auch auf Butterwirtschaft und schlugen sich solcherart nicht nur schlecht und recht durchs Dasein, sondern vermochten auch manchen freilich sauer genug verdienten Spargroschen beiseite zu legen. Den Preis für ihre Grundstücke, die sie auf Kredit gekauft hatten, zahlten sie im Laufe der Jahre ab, wobei ihnen der Verdienst bei Wegbauten besonders anfänglich nicht unwesentlich zu Hilfe kam; und einmal schuldenfrei, erwarb gar mancher mit der Zeit ein bescheidnes kleines Vermögen. Einige tausend Mark ist heute ein solches Kolonistenanwesen schon an und für sich wert. Einige weitere tausend Mark haben viele im Laufe der Jahre dazu erspart, und manche brachten es sogar auf 10000 bis 20000 Mark und noch mehr. Kurz und gut, trotz aller Ungunst der Verkehrsverhältnisse wuchs die Behäbigkeit. Die Familien sind meist von einem Kinderreichtum, der an Tacitus Berichte über das alte Germanien erinnert. Die Jungmannschaft war heiratslustig und zog hinaus an die Grenzen der Wildnis, um einen eignen Hausstand auf eignem Grund und Boden zu gründen, und so dehnte sich, auch wenn Nachschub aus der Stammheimat zeitweise ausblieb, die Kolonie immer weiter aus in die Tiefen des Urwalds hinein.

Die Bevölkerung, durch einige tausend Italiener und Brasilianer verstärkt, wuchs auf mehr als 40000 Seelen an. Im Süden dehnte sich die Siedlung bis zur deutschen Kolonie Brusque aus, und nach Nordosten zu näherte sie sich der volkreichen deutschen Kolonie Dona Franziska. Immer schwieriger gestaltelten sich in den abgelegnen Gebirgstälern die Verkehrsverhältnisse. Im Westen erwarb die hanseatische Kolonisationsgesellschaft ausgedehnte Ländereien und gründete die Kolonie Hansa mit dem Stadtplatze Hammonia. Hier begann 1900, im Anschluß an die Siedlung Blumenau, die Kolonisation. Nach dem gesagten ist es erklärlich, daß die neue Gründung bisher nur ein langsames Gedeihen aufweisen konnte. Schon ihre Abgelegenheit schreckte die Einwandrung ab. Dazu war in Deutschland, trotz der inzwischen erfolgten Aufhebung des v. d. Heydtschen Reskripts für die drei brasilianischen Südstaaten, eine merkliche Abnahme der Auswandrung zu verzeichnen, da hier eine wirtschaftliche Entwicklung und Erstarkung eingetreten war, durch die den vorhandnen Arbeitskräften lohnende Tätigkeitsfelder erschlossen wurden. Auch war

in Brasilien selbst das Nativistenelement zu Macht und Einfluß gelangt und brachte Einwandrung und Kolonisation zum Stillstand. Das Deutschtum wurde angefeindet und verdächtigt, und das blödsinnige Geschrei über die deutsche Gefahr machte Brasilien als Auswandrungsziel vollends unbeliebt. So erhielt denn die Hansa nur spärlichen Zuzug, und was hinzukam, gehörte einer modernen und anspruchsvollern Generation an, als es die alten Kolonisten gewesen waren, die einst Blumenau gegründet und sich mit Wegarbeit, Axt und Hacke kümmerlich über die Schwierigkeiten des Anfangs hinweggearbeitet hatten.

Mancher Ankömmling zog aus der Hansa wieder weg, weil sie seinen Ansprüchen nicht genügte. Wer aber blieb, sich an die eigenartigen reizvollen Verhältnisse gewöhnte und den schweren Anfang hinter sich brachte, wurde bald von dem Zauber brasilianischen Kolonistenlebens ebenso hingerissen und gefangen genommen, wie es mit frühern Generationen geschehen war. Ja einige nach andern Neuländern ausgewanderte kehrten bald wieder zurück, denn der Urwald und das freie Bauernleben in ihm hatten es ihnen, ohne daß sie es selbst gewußt hatten, angetan und sie mit Macht zur brasilianischen Scholle zurückgezogen.

Alles das lieferte den Beweis, daß es sich hier um eine ausgedehnte Region handelte, die gerade für Deutsche wie geschaffen schien. Deshalb ließ die hanseatische Kolonisationsgesellschaft die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht fahren. Es gelang ihr, deutsches Kapital für einen Bahnbau von Blumenau nach Hammonia zu gewinnen. Wurde den Ansiedlern durch Schaffung eines bequemen Verkehrswegs die Absatzmöglichkeit für ihre Produkte verschafft, so mußte die Produktion der fleißigen, strebsamen Bevölkerung mächtig anschwellen und die bisher durch unüberwindliche Schranken eingeengte und behinderte Schaffenslust einen Ansporn erhalten und zu Ergebnissen führen, deren Einfluß auf die Zunahme des Wohlstandes und auf die Zufriedenheit auch anspruchsvollerer Kolonistenelemente nicht ausbleiben konnte.

Heute ist diese Bahn im Bau, und wenn sie, wie Oberleutnant Wettstein in seinem oben erwähnten Werke dartut, einerseits zu einem Meereshafen, andrerseits aber durch mächtige westliche Urwaldgebiete hindurch bis zum reichen viehzuchttreibenden Kamplande der Hochebene Fortsetzungen erfährt, so wird sie sich voraussichtlich nicht nur gut rentieren, sondern auch die Kolonie Blumenau zum Mittelpunkt eines Durchgangshandels machen, dessen belebende Wirkung auf die Entwicklung der Verhältnisse keines weitern Beweises bedarf.

Zum Schluß dürfte es angebracht sein, im Interesse des brasilianischen Deutschtums dem Wettsteinschen Buche und andern Schriften über Brasilien, besonders solchen von Reiseschriftstellern, einige kritische Bemerkungen zu widmen. Oberleutnant Wettstein bleibt in seinem 339 Seiten starken Werke im allgemeinen, leider nicht durchweg, sachkundig und objektiv. Er liefert ein ebenso anziehendes wie zutreffendes Bild der Allgemeinverhältnisse, ein so wertvolles und bis zu gewissem Grade zuverlässiges Buch, wie es noch über

keine zweite deutſche Kolonie erſchienen iſt. Von einer Anzahl Druckfehler, die u. a. braſilianiſche Worte in irriger Schreibweiſe wiedergeben, will ich nur nebenher ſprechen. Nicht unerwähnt aber darf bleiben, daß er nach dem Beiſpiel mancher Vorgänger auch über Dinge und Perſonen aburteilt, die er offenbar nicht genau kennen gelernt hat. Es iſt ein Leidweſen der deutſchen Publikationen über Braſilien, daß ſich die Verfaſſer der Verantwortlichkeit nicht bewußt zu ſein ſcheinen, die ſie nicht nur dem Publikum im allgemeinen, ſondern insbeſondre dem braſilianiſchen Deutſchtum gegenüber auf ſich zu nehmen haben. Wenn das braſilianiſche Volk in ſolchen Schriften in beleidigender Form beurteilt, wenn ihm ſogar die nationale Exiſtenzberechtigung abgeſprochen wird, ſo ſind die Autoren in erklärtem Widerſpruche zu den Anſichten des in Braſilien lebenden Deutſchtums, das am Ende ein richtigeres Urteil in der Sache hat, weil es die Luſobraſilianer und ihre guten wie ſchlechten Eigenſchaften beſſer kennt. Es iſt mit ſolchen Veröffentlichungen ſchon ſchweres Unheil angerichtet worden. Die Nativiſten haben um deswillen das ganze Deutſchtum verdächtigt und angefeindet. Und es iſt klar — wenn zwei Nationalitäten in einem Lande friedlich nebeneinander hauſen ſollen, ſo müſſen ſie ſich gegenſeitig mit Achtung begegnen und dürfen einander die Rückſicht und Höflichkeit nicht verſagen, ohne die ein einträchtiges Zuſammenleben nun einmal nicht denkbar iſt.

Nur zwei Möglichkeiten ſind gegeben, entweder man fördert die deutſche Auswandrung nach Südbraſilien, und dann muß man eine den Verhältniſſen entſprechende Politik beobachten und auf gute Harmonie mit den Luſobraſilianern, den Herren des Landes, hinarbeiten; oder man läßt es bleiben, auf Ablenkung der deutſchen Auswandrung nach dem Süden Südamerikas das Augenmerk hinzurichten. Aber auch in dieſem Falle wäre es tadelnswert, Anſichten und Ideen zu äußern, die Empörung hervorrufen und eine Wirkung zeitigen, die einer Aufhetzung der Eingebornen gegen unſre dort eingewanderten deutſchen Stammesgenoſſen gleichkommt. **Carl Volle**

Kirche und Staat in Frankreich

Von Carl Jentſch

1

La belle France iſt mit einem gewaltigen Satz — hopp, hopp, Mariannchen — aus dem Weihrauchnebel katholiſcher Bigotterie in die klare, kalte Luft eines kirchenloſen Rationalismus hinausgeſprungen. Wie ſich die Dinge auch weiter entwickeln mögen, ſie werden ſich in jedem Falle zu einem belehrenden Experiment geſtalten, für das die Chriſtenheit der Kühnen dankbar ſein darf. Anſtatt über die in Betracht kommenden Möglichkeiten, zu denen wir in Erinnerung

an die Vergangenheit auch eine Reaktion rechnen müssen, Vermutungen anzustellen, wollen wir lieber aus der französischen Kirchengeschichte einige Einsichten in die bewegliche französische Volksseele und ihre religiösen Erregungen und Wandlungen zu gewinnen suchen mit Hilfe eines sehr gediegnen Buches. G. Desdevises du Dézert, aus dessen Studien über Spanien die Grenzboten einiges mitgeteilt haben, veröffentlicht L'Eglise et l'Etat en France. Tome premier. (Paris, Société Française d'imprimerie et de librairie, rue de Cluny 15, 1907.) Der vorliegende erste Band behandelt die Zeit vom Edikt von Nantes bis zum Konkordat. Eine einleitende religionsgeschichtliche Übersicht, gegen die sich manches einwenden ließe, schließt der Verfasser mit einer Kennzeichnung seiner Stellung. Er fühle tiefe Ehrfurcht vor der religiösen Idee, betrachte den Katholizismus als eine der edelsten Formen, aber nicht als die einzige achtungswerte Form dieser Idee, schätze die Toleranz und die Charitas höher als die Dogmen, sei entschiedner Gegner jeder Tyrannei, möge diese von der Kirche oder vom Staat ausgeübt werden, glaube mit Sieyès, daß der Mann, der andern die Gerechtigkeit verweigert, den Namen eines Freien nicht verdient, und will „diese große Geschichte" mit all der ehrlichen Gesinnung und Unparteilichkeit schreiben, deren er fähig ist.

Das Edikt vom 13. April 1598 nennt er den schönsten Ruhmestitel Heinrichs des Vierten, denn damit sei zum erstenmale von einem katholischen Staat (überhaupt von einem christlichen Staat!) einem abweichenden Bekenntnis die Kultusfreiheit eingeräumt worden. Freilich sei dieser große Fortschritt nicht ein Ausfluß der Gesinnung oder der Philosophie, sondern das Ergebnis politischer Erwägungen gewesen. Die Gesinnung der Parteien blieb dieselbe. Die Katholiken rasten. Paris war so fanatisch, daß Heinrich den sich bei Hofe aufhaltenden Herren ihren Gottesdienst nur im eignen Logis bei geschlossenen Türen zu gestatten wagte; erst fünf Meilen von der Hauptstadt war der öffentliche Kult erlaubt. Die Parlamente verweigerten die Registrierung und verstanden sich, eins nach dem andern, erst nach und nach dazu; Rouen zögerte bis 1609. Die Hugenotten andrerseits waren mit den ihnen gemachten Zugeständnissen, die sie beinahe zu einem Staat im Staate erhoben, keineswegs zufrieden, erweiterten sie eigenmächtig und fuhren fort, die Gegner mit Streitschriften zu reizen. Daß ihnen hundert feste Plätze eingeräumt wurden, deren Garnisonen der König besoldete, war nach Desdevises geradezu eine Gefahr für den Staat, da ihrer Partei 3500 Edelleute angehörten, die 25000 Soldaten stellen konnten, während das stehende Heer des Königs in Friedenszeit nur 10000 Mann zählte. Heinrich hat denn auch selbst in diesem Punkte nicht völlig Wort gehalten; er ließ die Mauern mehrerer dieser Plätze verfallen und zahlte statt der versprochnen 160000 Taler Sold nur 50000. Solange Heinrich lebte, vermochte seine Energie und seine Klugheit gefährliche Ausbrüche der von ihm gefesselten, nicht gebändigten Leidenschaften niederzuhalten. Aber nach seinem Tode genügte die Nachricht von der Verlobung des jungen

Königs mit der spanischen Anna, die Hugenotten durch die Besorgnis vor der Inquisition zu offner Empörung zu entflammen, und als dann Richelieu die Zügel ergriffen hatte, nahm er zur Richtschnur des Handelns seine Überzeugung, daß, solange die Hugenotten die ihnen eingeräumte Machtstellung behaupteten, der König weder im Innern Herr sein noch an ein ruhmvolles auswärtiges Unternehmen denken könne. Die übrigen Punkte des Vertrags hat er loyal beobachtet. Nach der Einnahme von La Rochelle hielt er an die versammelten protestantischen Pastoren eine Ansprache, in der er versicherte, jetzt, nachdem sie sich unterworfen hätten, werde ihnen der König beweisen, daß er zwischen ihnen und seinen katholischen Untertanen keinen Unterschied mache; er selbst, der Kardinal, werde sich glücklich schätzen, wenn er Gelegenheit finde, ihnen zu nützen; wie er aus pflichtgemäßer Nächstenliebe ihr Seelenheil wünsche, so sei sein Streben auch auf ihre zeitliche Erhaltung gerichtet. Desdevises preist Richelieu als einen Mann von reinem Charakter und als den größten Staatsmann, den Frankreich besessen habe; ihm verdanke es seine Größe; er meint, dieser eine Mann und seine Hugenottenpolitik beweise schon zur Genüge, daß die Historiker irrten, die dem protestantischen Geiste unbedingte Überlegenheit über den katholischen zuschrieben.

Das Endergebnis der Religionskriege war nach Desdevises: Frankreich ist damals in der überwiegenden Mehrheit seiner Bevölkerung katholisch gewesen und wollte katholisch bleiben. Es war, meint er, gewiß nicht die damalige Gestalt der katholischen Kirche Frankreichs, was diesen Willen erzeugte; diese Kirche befand sich in einem solchen Zustande der Zerrüttung, daß sie niemand imponieren und kaum irgendwelche Anziehungskraft ausüben konnte. Nur noch durch die Erinnerung an das, was sie früher einmal gewesen war, hatte sie Macht über die Gemüter. Aber unter Ludwig dem Dreizehnten haben die Franzosen begonnen, ihre verfallne Kirche wiederherzustellen, „sie haben auf dieses Unternehmen mehr Geist, Kraft und Tugend verwandt, als sie in den vierzig Jahren des Bürgerkrieges verschwendet hatten, und haben damit eines der schönsten Blätter ihrer Geschichte gefüllt. Und wenn dieses Blatt auch, gleich jedem Menschenwerk, Mängel aufweist, so gibt es doch, alles in allem genommen, kein andres, das unsrer Nation in höherm Grade zur Ehre gereichte." Die Mängel wurden, wie an mehreren Stellen gezeigt wird, hauptsächlich vom Staate verschuldet und dadurch verursacht, daß der Hof die einträglichen Benefizien an seine Günstlinge verlieh und dutzendweise auf einzelne Personen kumulierte. Die kirchliche Restauration aber umfaßte außer dem Bereich der Religion im engern Sinne den der Intelligenz und den der Charitas. Die Leistungen auf dem zuletzt genannten Gebiete sind die schönsten und ruhmvollsten gewesen. Eine Armee war, nach Desdevises, darin tätig. Er charakterisiert nur die berühmtesten der Anführer: den Bischof Franz von Sales, seine Gehilfin, die Baronin Chantal, die unter anderm einen mit Eiterbeulen bedeckten Bettler in ihr Haus aufnahm, reinigte und bis zum Tode pflegte,

der so stank, daß ihre Diener, wenn sie sie einmal zur Hilfeleistung heranzog, nur mit zugehaltner Nase das Krankenzimmer betreten mochten, und vor allem den Stifter des Ordens (es sollte seinem Willen nach kein Klosterorden, sondern eine freie Vereinigung sein) der Barmherzigen Schwestern, Vincenz de Paula. Desdevises hebt den Gegensatz dieses Mannes gegen die Intellektualisten unter den großen Geistlichen des siebzehnten Jahrhunderts hervor. Seine Predigten und Ansprachen waren keine rhetorischen Kunstwerke, sondern schlichte Ergüsse eines einfältigen, liebenden Herzens. An einen seiner Schüler schreibt er: „Man sagt mir, daß Sie sich beim Predigen bis zur Gefährdung der Gesundheit anstrengen. Mäßigen Sie doch um Gottes willen Ihre Stimme und Ihre Affekte! Der Heiland segnet gerade die Reden mit Erfolg, die man im Ton einer gewöhnlichen Unterhaltung hält, weil er selbst so zum Volke zu reden pflegte. Dem Volke gefällt die natürliche und gewöhnliche Art zu sprechen besser als ein künstlicher, affektierter und pathetischer Vortrag, und es zieht größern Nutzen daraus. Sogar die Schauspieler haben, wie mir jüngst einer von ihnen erzählte, das erkannt und deklamieren nun nicht mehr ihre Verse mit erhobner Stimme, sondern sprechen in mäßig starkem Ton und wie in einer gemütlichen Unterhaltung." Und während den gelehrten Theologen Eigensinn, Selbstgefälligkeit und Streitsucht gewöhnlich zum Fanatiker machen, blieb Vincenz durch seine Auffassung des geistlichen Berufs vor dieser Verirrung bewahrt. „Die Charitas, schreibt der Verfasser, bedarf keiner Gelehrsamkeit und erfordert statt deren ein einfältiges Gemüt. Das Mitleid setzt ein wenig Liebe zum irdischen Leben voraus, ein wenig Hoffnung auf Besserung des Gesellschaftszustandes, ein wenig Glauben an den Fortschritt. Wenn alles auf dieser Erde schlecht ist und schief geht, dann kann man nur jedermann den Rat geben, sie sobald wie möglich zu verlassen, und sie durch Charitas verschönern wollen, ist eigentlich widersinnig. Diese erscheint dagegen als ein wesentliches Element des religiösen Lebens, wenn man durch Besserung der irdischen Zustände dem durch Elend Vertierten die Möglichkeit eröffnet, an die Güte der Menschen zu glauben und in dieser die Güte Gottes zu ahnen." Bossuet, ein Haupt der Intellektualisten, habe den barmherzigen Heiligen gründlich mißverstanden und ihn in einem Essay, den er ihm gewidmet, vielmehr herabgesetzt als geehrt, indem er ihn hauptsächlich als Asketen und beinahe als Fanatiker darstelle. Das sei nun Vincenz nicht gewesen. Seine Askese bestand in den Mühen und Entbehrungen, denen sich zu unterziehen die Charitas ihn bewog; dabei bewahrte er sich die Heiterkeit des echten Franzosen. Er war weder abergläubisch noch bigott. Als einmal seine Gehilfin (bei der Stiftung der Krankenschwestern sein ausführendes Organ), Frau Legras, 33 Andachten zu Ehren der 33 Lebensjahre Jesu abhalten wollte, sagte er ihr, sie möge einige Andachten weniger verrichten und dafür einige Portionen Fleischbrühe mehr austeilen. Frau Legras möchte die Schwestern gern in ein Kloster einsperren; Vincenz setzt es durch, daß sie in der Welt

bleiben; ihm erscheint die Flucht ins Kloster beinahe wie die Desertion des Soldaten vom Schlachtfelde hinter Festungsmauern. Wenn ihm Nonnen klagen, daß in ihrem Keller der Teufel rumore, erwidert er, es werde wohl nur ein Schelm sein, der sie mit einem schlechten Spaße erschrecken wolle. An Glaubenssätzen hat er freilich nie gezweifelt. Ununterbrochne Tätigkeit ließ ihm zum Grübeln und darum auch zum Zweifeln keine Zeit. Er hat das Bewußtsein, der Menschheit zu nützen; dieses Bewußtsein befriedigt ihn und gewährt ihm die Gewißheit, daß er auch in Glaubenssachen auf dem rechten Wege ist. Mit der Prüfung einzelner Glaubenssätze gibt er sich nicht ab. Die ist Sache Roms; dessen Entscheidungen nimmt er im voraus an, mögen sie ausfallen, wie sie wollen. Er hat andres zu tun. Und dessen war wahrhaftig nicht wenig. Er leistete Übermenschliches, aber viel fehlte, daß er damit das Elend überwunden hätte, ein Elend, von dem wir heutigen Deutschen uns glücklicherweise kaum eine Vorstellung machen können. Die Bürgerkriege, der durch die Bedürfnisse des Staats, des Hofes hervorgerufne, durch ungerechte Verteilung, unzweckmäßige Erhebung und Unredlichkeit der Beamten und Steuerpächter erhöhte Steuerdruck hielten die Masse in der Armut zurück und erzeugten periodische Hungersnöte. In Paris kam noch die Sittenlosigkeit hinzu, und hier waren denn die Kinderaussetzungen an der Tagesordnung. Zu Hunderten fielen die Säuglinge den Hunden und Schweinen der Straße zur Beute. Auch für medizinische Zwecke und zur Zauberei wurden sie verwandt; man kaufte sie — zwanzig Sous das Stück. Vincenz ließ durch seine Damen 600 solcher Würmchen auffammeln und gründete ein Hospital für sie.

Was die Pflege der Intelligenz betrifft, so sind die Verdienste der Mauriner, der Oratorianer und einzelner Gelehrter geistlichen Standes um die Sammlung und Veröffentlichung historischer Quellen im Frankreich des siebzehnten Jahrhunderts bekannt. Desdevises hat eine lange Reihe von Namen der Autoren und ihrer Werke aufzuzählen. Er bemerkt: „Nicht alle diese Männer erfreuten sich in gleichem Maße der Gabe historischer Kritik, aber alle waren wunderbar fleißige und gewissenhafte Arbeiter und vom besten Willen beseelt.“ Ebenso bekannt oder vielmehr weit bekannter ist, daß die Regierung Ludwigs des Vierzehnten das goldne Zeitalter der schönen Literatur der Franzosen genannt wird, und die formelle Bildung, die sich darin offenbart, ist nicht weniger eine Frucht der geistlichen Schulen gewesen wie die Verstandesschärfe und Denkkraft, mit der die „Philosophen“ des achtzehnten Jahrhunderts die von Cartesius, Leibniz und den Engländern begründete moderne Philosophie sowie die Mathematik und die Naturwissenschaften fortgebildet haben. Es gab ja nicht viel weltliche Schulen, und unter den geistlichen waren die der Jesuiten allgemein als die besten anerkannt. Ihre berühmteste war das Kolleg Louis-le-Grand in Paris. Man darf, meint unser Franzose, die Güte des Unterrichts nicht nach dem Verzeichnis der Unterrichtsgegenstände beurteilen; nicht auf das „Programm“ kommt es an, sondern auf die Tüchtigkeit der Lehrer

Digitized by Google

und auf ihre Art, zu unterrichten. „Die begabteren Schüler verließen Louis-le-Grand mit klaren Begriffen von sehr vielen Dingen; sie hatten sich die Gewohnheit, nachzudenken, angeeignet sowie die Kunst, ihre Ideen zu ordnen, und den Geschmack an Korrektheit und Deutlichkeit (netteté). Sie waren gewandt im eleganten Ausdruck und trugen in ihrem Kopfe alles, was einen jungen Mann befähigt, seine Bildung selbst zu vervollständigen und in der Gesellschaft eine nützliche Rolle zu spielen. Dieser literarisch-philosophischen Bildung verdankte das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts seinen liberalen und universellen Geist, seinen Ruf der Eleganz und feinen Sitte, seine philanthropische und fortschrittliche Richtung. Macaulay hat gesagt, die Jesuiten hätten den Geist genau bis zu dem Punkte ausgebildet, jenseits dessen seine Emanzipation von der Autorität beginnt. So ists; und was die Väter selbst nicht tun mochten, das hat Paris für sie getan. Philosophen [in dem damaligen parteipolitischen Sinne des Wortes], ohne es zu wissen, gleich ihrem ganzen Jahrhundert vom Geiste des sozialen Fortschritts erfüllt, bereiteten sie ihre Schüler für die ruhelose und kühne Tätigkeit im öffentlichen Leben vor, die diese erwartete. Man diskutierte, plädierte sehr viel in Louis-le-Grand, und die aufgeworfnen Fragen berührten mitunter die ernstesten sozialen Probleme. Man fragte zum Beispiel: Welche Leidenschaft ist die gefährlichste, Libertinage, Gottlosigkeit oder Spielwut? Welche Erziehungsweise ist die beste für einen jungen Menschen, die private oder die in einer Anstalt? Welchen Wert hat die Lehrlingschaft bei Hofe, das Reisen mit einem Hofmeister? Wie soll der Nachlaß eines Gutsbesitzers geteilt werden? Der eine Schüler, selbst ein Erstgeborner, erklärt: das Recht der Erstgeburt abschaffen, heißt nicht bloß den Adel, sondern auch die Familiendisziplin vernichten und den Staat der Dienste berauben, die ihm die durch ihre Armut zu einer nützlichen Tätigkeit gezwungnen Nachgebornen in der Kirche, in der Armee, in den Kolonien leisten. Ein andrer möchte die Gegensätze versöhnen und schlägt vor, dem Vater die freie Verfügung über den Familienbesitz einzuräumen. Der Professor faßt die Ansichten zusammen und entscheidet dann im Geschmack der Zeit: der Adelsbesitz soll ungleich geteilt werden; der Älteste mag zwei Drittel bekommen, das übrige Drittel unter die Jüngern geteilt werden. In den bürgerlichen Familien dagegen ist die gleiche Teilung am vorteilhaftesten. Denn das Gemeinwohl erfordre, daß die Personen des dritten Standes auf ein mäßiges Vermögen beschränkt bleiben; würden einzelne zu reich, so würden sie aufhören, die für den Staat notwendigen Gewerbe und den Handel zu betreiben, und würden mit den Adlichen im Lebensgenuß wetteifern wollen. Man begnügte sich nicht mit solchen Disputationen. Man spielte Theater, veranstaltete Bälle, ließ die Zöglinge unter der Leitung eines Ballettmeisters tanzen lernen. Die Jansenisten zeterten über solchen Skandal und erinnerten an das Kirchengesetz, nach dem alle Komödianten der Exkommunikation verfallen seien."

Die religiöse Renaissance im engsten Sinne des Wortes sah weit weniger erfreulich aus als die intellektuelle und die charitative Wirksamkeit der Frommen. Der Jansenismus kann als die achtungswerteste ihrer mannigfaltigen Äußerungen bezeichnet werden, doch Liebe einzuflößen ist auch er nicht geeignet. Seine Dogmatik ist die schreckliche Prädestinationslehre Calvins, seine Moral der calvinisch-hugenottische Rigorismus, aber es fehlen ihm die Eigenschaften, die das reformierte Kirchentum zu einer im ganzen wohltätigen Kraft der Weltgeschichte gemacht haben; es fehlt ihm besonders die Richtung auf energische Tätigkeit in der Welt. Er liebt das Kloster, haßt die ihm dogmatisch verwandte reformierte Religion als „Ketzerei" noch fanatischer als der Jesuitismus und pflegt mit Vorliebe gerade die bedenklichsten Seiten des katholischen Christentums: Zeremonien, Andächteleien, Mystik, Wundersucht. Desdevises meint, er sei nur für Seelen von hohem Geistesflug und engem Herzen geeignet gewesen, und in dem erbitterten Kampfe zwischen den beiden Parteien neigt seine Sympathie den Jesuiten zu, obwohl er für deren Fehler nicht blind ist und ihre Verschuldungen gebührend hervorhebt. Er findet es ganz in der Ordnung, daß die jansenistischen Lehren, die übrigens nicht in dem „Augustinus" des Jansenius stünden, in Rom verurteilt worden seien, und bedauert nur, daß es einer Intrige bedurft habe, die Verurteilung herbeizuführen. Pascal selbst habe „jesuitisch" gehandelt, indem er es mit seinem Gewissen für vereinbar hielt, den Buchhändler Savarin, der fälschlich der Herausgabe der Provinzialbriefe angeklagt wurde, einsperren zu lassen, während er selbst, gedeckt durch das Pseudonym Louis de Montalte, an diesen Briefen gegen die Jesuiterei ruhig weiter schrieb, die, meint Desdevises, ihren Erfolg keineswegs einer ehrlichen moralischen Entrüstung, sondern nur der Lust am Skandal verdankten. Und diese viel gescholtne Jesuiterei sei doch nun einmal, von einigen gewagten Spitzfindigkeiten einzelner Kasuisten abgesehen, nichts andres als die Allerweltsmoral, die der Durchschnittsmensch ohne Gewissensbisse praktiziere, und es sei wirklich nicht bloß kluge Berechnung sondern auch Nächstenliebe gewesen, was die Jesuiten abhielt, Beichtkindern von zweifelhafter Moralität die Absolution zu verweigern und sie dadurch nach dem orthodoxen Glauben der Hölle zu überliefern. Man habe auch die Umstände des Orts und der Zeit zu berücksichtigen. Escobar, der das Duell entschuldige, sei ein Spanier gewesen, und in Madrid habe man damals um jeder Kleinigkeit willen den Degen gezogen; der Hidalgo würde lieber hundertmal den Tod als eine ungerächte Verletzung seiner Ehre erduldet haben, wäre auch, hätte er anders handeln wollen, allgemeiner Verachtung anheimgefallen. (Ist es denn im heutigen Preußen viel anders?) Der Jansenismus habe alles verdammt, was dem Leben Reiz und Anmut verleiht, zum Beispiel den Frauenschmuck. Um wie viel menschlicher sei der Jesuitenpater La Moyne gewesen, der geschrieben hat: „Der Jugend verleiht die Natur das Recht, sich zu schmücken, indem sie selbst ihr den Blütenschmuck spendet. Ist jedoch die Jugend vorüber,

so soll man auch den künstlichen Schmuck ablegen; es wäre wunderlich und unzeitgemäß, Rosen auf dem Schnee zu suchen. Nur die Sterne dürfen ihr ununterbrochnes Ballfest feiern, denn sie sind ewig jung [darüber ist freilich die heutige Astronomie andrer Meinung]. Man soll also die Vernunft und einen guten Spiegel zu Rate ziehen, und wenn man wahrnimmt, daß Frühling und Sommer vorüber sind, sich der Vernunft und der Notwendigkeit fügen." Ich habe einmal über die Tartüfferie gespottet, mit der heute unter dem Beifall unsrer so überaus gottgläubigen und gottliebenden Presse den Jesuiten unter anderm daraus ein Verbrechen gemacht wird, daß sie die Absolution bei bloßer attritio, d. h. Reue aus Furcht vor der Hölle, spenden. Richelieu hat die Lehre, daß zur Lossprechung unbedingt contritio, d. h. Reue aus reiner, uneigennütziger Gottesliebe, erfordert werde, sogar als staatsgefährlich behandelt. Ludwig der Dreizehnte hatte eine schreckliche Angst vor der Hölle, und als er einmal in einem Erbauungsbuche gelesen hatte, daß man ohne Contritio nicht selig werden könne, versank er in einen Zustand der Niedergeschlagenheit, der ihn für Staatsgeschäfte unfähig machte. Richelieu gab ihm seinen eignen, für die Diözese Luçon verfaßten Katechismus, in dem die Attritio für ausreichend erklärt wird, und ließ den Oratorianergeneral de Condren kommen, um ihn wegen des Verfassers jenes Andachtsbuches, des Oratorianers Seguenot, zu verhören. Condren schob die Schuld auf Jean de Vergier de Hauranne, den Abt von Saint-Cyran, der die neue Lehre ausgeheckt habe, und Richelieu ließ beide, den Seguenot und den Saint-Cyran (so wird er gewöhnlich genannt) einsperren, um sie unschädlich zu machen. Der Mann ist gefährlicher als sechs Armeekorps, sagte er von Saint-Cyran.

Dieser war es nämlich, der die Damen und die Herren von Port-Royal zum Jansenismus bekehrt hatte. Man kann dieser Gesellschaft, die von den Jesuitenfeinden über Gebühr gefeiert worden ist, das Verdienst nicht abstreiten, in einer sittenlosen Zeit auf Sittenstrenge und ernste Lebensführung gedrungen und eine beträchtliche Anzahl junger Leute in ihrem Geiste erzogen zu haben. Jedoch abgesehen von ihren unannehmbaren Dogmen haben sie ihr Verdienst durch die Förderung der Bigotterie, des Fanatismus und der Schwärmerei verdunkelt. Das eine berühmte Dornwunder (eine Nichte Pascals litt an einem Augengeschwür, dessen plötzliche Entleerung dem in der Kirche von Port-Royal zur Verehrung ausgestellten vermeintlichen Dorn aus der Dornenkrone Jesu zugeschrieben wurde) wirkte ansteckend: überall geschahen Wunder, gerieten Nonnen in Ekstasen. Schließlich mischt sich immer der Teufel unter solche exaltierte Gesellschaften. In Loudun wurde das ganze Ursulinerinnenkloster verrückt; besessen, sagte man damals. Die zahlreichen Feinde des dortigen Pfarrers Grandier, eines hochbegabten und hochfahrenden Mannes, nahmen die Gelegenheit wahr und beschuldigten ihn, die Mädel behext zu haben; nach einem langen Prozeß und schauderhaften Folterungen wurde der Verhaßte verbrannt. (Der Prozeß, ein Nonplusultra von Dummheit, Niedertracht,

Grausamkeit und Justizgreueln jeder Art, ist voriges Jahr ausführlich erzählt worden in dem Buche: Die Tortur, Geschichte der Folter im Kriminalverfahren aller Völker und Zeiten von Franz Helbing.) An dieser Untat war freilich Port-Royal nicht schuld, sie war zweiundzwanzig Jahre vor dem Dornwunder verübt worden. (Der Prozeß Grandier hatte 1632 bis 1634 gespielt.) Es soll mit dem „schließlich" nur angedeutet werden, daß sich mit den der Gottheit zugeschriebnen Ekstasen regelmäßig Erscheinungen einzustellen pflegen, die sehr ungöttlich aussehen, und die darum der Aberglaube auf den Teufel zurückführt, daß darum auch die in Port-Royal betriebne Mystik allerlei Unheil anrichten mußte. Gegen Ende des Jahrhunderts gab der Molinismus oder Quietismus der Schwärmerei neue Nahrung. Der in Rom lebende spanische Priester Molinos hatte ein Erbauungsbüchlein veröffentlicht, das die Konzentrierung der Seele im innerlichen Gebet und die Ruhe in Gott empfahl — nicht viel anders, als es viele andre asketische Autoren auch taten. Er hatte aber das Unglück, Leser und Leserinnen zu bekommen, die aus seinen Anleitungen eine Methode machten, seine Lehren übertrieben und gefährliche Folgerungen daraus zogen: Verwerfung aller äußerlichen Tätigkeit, Geringschätzung des Kultus, die Einbildung, daß die in Gott ruhende Seele für das, was ihr Leib tue, nicht mehr verantwortlich sei. Am eifrigsten wurde das Apostolat der so sich bildenden neuen Sekte von der Frau de la Motte Guyon betrieben. Sie wünschte Bossuet zum Beichtvater, dessen klarer Geist jedoch für Schwärmerei nicht empfänglich war. Er berichtet: „Ich fand, daß Gott dieser Dame ein solches Übermaß von Gnaden eingoß, daß sie buchstäblich davon zu platzen drohte. Man mußte sie, wenn der Gnadenguß kam, aufschnüren — und sie versäumte nicht zu erzählen, daß ihr einmal eine Herzogin diesen Liebesdienst erwiesen habe — und sie zu Bett bringen, worauf sich ihre Verehrerinnen neben sie setzten, um die von ihr ausströmende Gnade aufzufangen. Ich habe ihr geschrieben, daß ich ihr kraft meiner Autorität diese Art Gnadenvermittlung vorläufig, solange sie nicht amtlich geprüft ist, verbiete." Bossuet verwickelte sich durch seinen Widerstand gegen den Schwindel in den berühmten Streit mit dem der Mystik zuneigenden Fénelon, einen Streit, in dem „der Adler von Meaux" die Vernunft und das Recht auf seiner Seite hatte, der edle Erzbischof von Cambrai dagegen, der die erfolgte Verurteilung des Molinismus seinen Diözesanen selbst verkündigte, seine Demut, seine unerschütterliche Gemütsruhe und seine lautere Nächstenliebe bewährte. Ein paar Jahrzehnte später, als Frankreich schon ganz frivol geworden und der Jansenismus zu einem bloßen Werkzeuge der politischen Opposition herabgesunken war, fielen die Weiber auf dem Grabe eines frommen jansenistischen Diakons, François de Paris, in Nervenkrämpfe. Die „Konvulsionärinnen" führten die tollsten Komödien auf. Es gab unter ihnen des sauteuses, des aboyeuses, des miaulantes, solche, die beständig „Hilfe" und „Mörder" schrien, noch andre, die sich mit Füßen treten, mit Holzscheiten

prügeln, kreuzigen oder verkehrt aufhängen ließen (was man heute bekanntlich Masochismus nennt). Wundersucht und Nervenkrampf verbreiteten sich aufs neue im Lande, und in der Provence kam es infolgedessen beinahe zu einem Bürgerkriege. Ein junges Mädchen, Fräulein Cadière, hatte Visionen und wirkte Wunder. Nachdem sie einen Jansenisten zum Beichtvater angenommen hatte, erhob sie gegen ihren frühern Beichtvater, den Jesuitenpater Girard, schreckliche Anklagen. Die Vornehmen hielten es mit dem Jesuiten, die gemeinen Leute mit der Cadière. Die Parteien wurden an manchen Orten handgemein, und weil es nicht gelang, Girards Verurteilung durchzusetzen, wurden die Richter, die für ihn gestimmt hatten, insultiert, die andern im Triumph durch die Straßen getragen; auf öffentlichen Plätzen wurden als Jesuiten verkleidete Strohpuppen verbrannt, und in Marseille mußte das bedrohte Jesuitenkolleg von der Obrigkeit vor dem wütenden Volke, das es in Brand stecken wollte, geschützt werden.

Desdevises führt richtig aus, daß, während die meisten Mönche durch nützliche Tätigkeit vor solchen Verirrungen bewahrt bleiben, die der Mehrzahl nach zur „Beschaulichkeit" verurteilten Nonnen ihnen unvermeidlich verfallen und damit dann auch Mädchen anstecken, die außerhalb des Klosters leben. „Vom normalen Leben abgesperrt, suchen solche Personen im innern Leben, in der Meditation, in der Askese, in der Ekstase das, was ihnen fehlt. Mit diesen ungeheuern Anspannungen des Willens gelangen einzelne geniale Naturen auf den höchsten geistigen Gipfel des Seelenlebens. Die meisten jedoch verirren sich in ein Labyrinth von Grübeleien und Träumen, und manche fallen so tief, daß sie das Wort Pascals rechtfertigen, wer den Engel spielen wolle, werde leicht zur Bestie." Man dürfe der Kirche die Gerechtigkeit nicht versagen, daß sie die sogenannten Wunder immer mit äußerstem Mißtrauen betrachtet und behandelt und in den „Erleuchteten" gewöhnlich zunächst nur Kranke gesehn habe. Die spanische Inquisition sei mit Wundertäterinnen und Visionärinnen in der Regel hart verfahren und habe sich keineswegs durch Leichtgläubigkeit versündigt. Wenn die kirchlichen Obrigkeiten vermeintliche Wunder anerkannten, so geschah es meist nur deswegen, weil von der Laienschaft ein solcher Druck auf sie ausgeübt wurde, daß ihnen die Klugheit nachzugeben gebot. Ähnlich verhielt es sich mit den neuen bedenklichen Andachten, zum Beispiel dem von der Margareta Maria Alacoque eingeführten Herz-Jesu-Kult; diesen hat die Kurie auf das Drängen des Königs und der Königin von Polen und der Maria von Modena, Gemahlin des englischen Königs Jakob des Zweiten, gestattet und empfohlen.

Phantastische Jesuitenfeinde sehn in der Gesellschaft Jesu eine im Geheimen arbeitende Verschwörerbande, die in alle Familien- und Staatsgeheimnisse eindringe und durch ihre im Laienstande verharrenden, als solche dem Publikum unbekannten Affiliierten ihre Hand in allen öffentlichen und Privatangelegenheiten habe und namentlich die Erbschleicherei betreibe. Wenn man den Quellen,

die Desbeviſes angibt, trauen darf, hat es in Frankreich wirklich eine ſolche, nur nicht erbſchleichende, Geſellſchaft gegeben: die vom Herzog von Ventadour in den vierziger Jahren des ſiebzehnten Jahrhunderts geſtiftete Compagnie du Saint Sacrement. Sie ſei ſo geheim geblieben, daß die von ihr an unſichtbaren Fäden geleiteten Obrigkeiten von ihrer Exiſtenz nichts wußten. Die Idee war groß und ſchön: einen Generalſtab zu ſchaffen, der alle zur Ehre Gottes „und des Heiligen Sakraments“ unternommnen guten Werke einheitlich organiſierte. Daß die Stifter die Form einer geheimen Geſellſchaft und als Mittel die Intrige, die Spionage und die Denunziation wählten, erkläre ihre Eigenſchaft als Politiker zur Genüge. „Sie kamen vom Hofe und brachten von dort die Diplomatengewohnheiten und Methoden mit. Der Hof iſt die Heimat der Intrige, der Ort, wo außer dem Hofnarren des Königs kein Menſch das Recht hat, die Wahrheit zu ſagen; wo nicht allein die Worte, ſondern auch die Geſichter lügen, wo niemand ſich eines aufrichtigen Freundes rühmen kann, wo ſich unter den feinſten Formen die abſcheulichſten Leidenſchaften verbergen. In einem ſolchen Milieu kann ein Ziel nur erreicht werden, wenn man ſchweigend zu beobachten und ſeine Abſichten zu verbergen verſteht.“ Die Kompagnie hatte überall ihre Spione und Werkzeuge, leitete durch ſie die Obrigkeiten, ließ Dirnen einſperren, Gotteslästerer grauſam beſtrafen, Ketzer aufſpüren. Die Wohltaten, die ſie den Armen ſpendete, gebrauchte ſie als Erziehungsmittel; wer ſich nicht durch Rechtgläubigkeit und ſittliches Wohlverhalten des Almoſens würdig erwies, der wurde in ſeinem Elend gelaſſen. Desbeviſes findet das abſcheulich, verwerflich; den Hungrigen ſpeiſen, den Nackten kleiden, ſei Chriſtenpflicht und dürfe nicht zu einem Herrſchaftsmittel gemißbraucht werden, berechtige nicht dazu, dem Armen unerbetne Ratſchläge zu erteilen. Die Organiſatoren unſrer heutigen kommunalen Armenpflege ſind darin andrer Anſicht; ſie verfahren wie die Kompagnie, nur daß ſie ihre Armen bloß zur Sittlichkeit und zur Arbeit, nicht auch zur Rechtgläubigkeit anzuhalten pflegen. Die Kompagnie war ſo unklug, Colbert Oppoſition zu machen, als dieſer aus volkswirtſchaftlichen Gründen die Zahl der Kloſterleute und der Feiertage zu vermindern unternahm; ſie zog den kürzern und löſte ſich auf. Manche hätten geglaubt, Molière habe ſie im Tartüffe geißeln wollen; das ſei nicht richtig; dieſer Schuft habe mit der Kompagnie keine Ähnlichkeit; er ſei überhaupt kein Porträt, ſondern eine rein literariſche Schöpfung, ein Gemiſch aus Janſenismus, Jeſuitismus, gewöhnlicher Scheinheiligkeit und niedrigen Laſtern. Aber Molière habe damit allerdings das Volksgewiſſen zum Widerſtande gegen alle dergleichen ungeſunde Gemütszuſtände geweckt.

Die Frühlingstage der Romantik in Jena

Die Universität Jena schaut jetzt dreihundertundfünfzig Jahre zurück auf den Tag, da die Söhne des Kurfürsten Johann Friedrich das Werk des Vaters vollendeten und seiner Stiftung das kaiserliche Privilegium überbrachten. Eine Sonderart hat sich diese Universität allezeit zu wahren gewußt; aber ihre hohe Zeit hatte sie in dem letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts. Damals war die Landstadt eine Weltstadt, und die großen Geister hielten hier ihren Fürstentag. Dichter und Denker schlossen sich zu einer fruchtbaren Wechselwirkung zusammen.

Der „Universitätsbereiser" Friedrich Gedike, ein nüchtern beobachtender Mann, der im Auftrage des preußischen Ministers von Zedlitz eine Orientierungsreise durch vierzehn deutsche Universitäten machte, kam im Jahre 1789 auch nach Jena. Es war die zwölfte Akademie, die er sah. Das entsetzliche Renommistentum, das man aus Zachariäs komischem Heldengedicht kennt, war tot, und er fand jetzt alles voll von Leben und frischer Jugendkraft hier. Und dasselbe Gefühl, als sei der Frühling über die Berge gekommen, hatten alle, die von nun an zu der kleinen Stadt wallfahrteten, nicht nur Deutsche, sondern auch Ausländer in Menge. „Hier ist, so lautet ein entzückter Brief aus dem Jahre 1792, eine vollkommene Freiheit, zu denken, zu lehren und zu schreiben ... Kein Inquisitor wittert hier mit gerümpfter Nase nach Heterodoxie und fletscht hämisch den Mann an, der anders denkt als er."

Die Philosophie war damals die Macht, der sich alles unterwarf; ihren Namen trug, nach Herders Ausspruch, die ganze Zeit mit Scheidewasser an der Stirn geschrieben. Die „Kantsche Morgenröte" leuchtete. Reinhold machte Jena zur Werkstätte des Kritizismus; dann nahm Fichte sein Katheder ein, und dem folgte Schelling. Diese beiden Philosophen haben hier den Boden für die Dichtkunst wohnlich gemacht, aber für die neue Dichtkunst, für die Romantik. Denn zum Sitze der klassischen Dichtung war Jena nicht geworden, trotz Schiller und trotz der Allgemeinen Deutschen Literaturzeitung. Fichtes bis ins Unendliche getriebner Subjektivismus wurde der Wegweiser ins romantische Land, und Schellings Naturphilosophie war den jungen Dichtern eine wissenschaftliche Bestätigung dessen, was in ihrem Bewußtsein lebte: Natur und Geist sind eins.

Das Jahr 1799 war das große Jahr der Romantik und das schönste in Jenas ganzem Leben. Schon im Mai 1796 war Wilhelm Schlegel, der Patron der neuen Dichtung, als erster gekommen. Vermöge seiner Verdienste um Shakespeare wurde er 1798 außerordentlicher Professor, und er las gleich zuerst

nun über Ästhetik, über deutsche Poesie und über die Kunst des Deutschschreibens, dann über die Methode des Altertumsstudiums, über griechische und deutsche Literaturgeschichte und über Horaz. Aber seine eigentümlichen reichen Kräfte lösten sich doch erst in seiner Rezensententätigkeit, und es verstrich keine Woche, ohne daß er in der Literaturzeitung den Lesern einen seiner schnellen, kühnen, urteilssichern Aufsätze vorlegte.

Sein jüngerer Bruder Friedrich hatte sich im Sommer 1796 flüchtig in Jena umgesehn, bevor er nach Berlin gegangen war. Als er nun 1797 wiederkehrte, berühmt als Dichter der Lucinde, dachte er auch daran, in die akademische Tätigkeit einzulenken. Unter den Brüdern war eine aufopfernde Treue. Der jüngere verstand es zudem, neue Freunde zu gewinnen; der ältere hatte die Gabe, sie festzuhalten. Und alle kamen nun herbei und fanden gleich das winklige Nest behaglich. Noch standen die Mauern und die Tore, ein träumendes Stück Mittelalter. Das Leben ging hier lustig ein; Gitarren und Geigen klangen aus jedem Hause. Etwas Literarisches war sogar in die Leute gefahren; überall hörte man von Wilhelm Meister, von der Transzendentalphilosophie und von Silbenmaßen sprechen. Und das Militär und die Kaufmannschaft in Berlin waren roh gegen die Jenenser Studenten: so schien es wenigstens den Romantikern.

Mit dichterischen Sinnen entzückten sie sich auch an Feld und Flur. Kein Poet hat in Thüringen den Lenz jemals besser gesehn als Dorothea Veit, die bald Friedrich Schlegels Frau wurde: „Grünsamtene Teppiche die Berge hinan, mit Veilchen, Schlüsselblumen und Primeln gestickt und lauter wohlriechenden Kräutern durchwirkt; alle Bäume in der glorreichsten Blüte, Flieder und Maiblumen in dicken Haufen; eine Art Weide, die wie Orangen riecht, steht allenthalben auf allen Wiesen und Bergen. Der lebhaft rauschende Fluß wie ein Spiegel hell; die Luft warm vom Morgen bis wieder zum Morgen, eine Luft, die sich weich, lau und blau um einen her lagert und auf den Bergen wie eine Decke ruht — so sieht der Frühling in Jena aus!"

Tieck, in Wahrheit der Dichter der Romantiker, beschloß zu bleiben, und er wohnte mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter im Hause Wilhelm Schlegels. Novalis, aus dessen asketischem Gemüt der Schatten der verklärten Sophie wich, kam aus dem nahen Weißenfels herübergeritten. Er hatte sein ganz eignes Wesen. Wie ein frommer, schlichter Glaubensmensch aus den Urtagen des Christentums erschien er den andern oder wie ein Geisterseher. Steffens schrieb über ihn: „Was ich von ihm las, was ich von ihm vernahm, mit ihm erlebte, begleitete den Gesang meines Lebens wie eine akkompagnierende Musik, oft wie ein wundersames Echo aus fernen Gebirgen, welches, was in meinem tiefsten Innern ruhte, und was ich kaum auszusprechen wagte, nur laut und geistig reicher wiedergab." Fichte ging den Romantikern verloren, als er in dem ärgerlichen Atheismusstreit mit der Regierung brach und sein Katheder verließ. Aber sie gewannen desto mehr an Schelling, der selbst ein Dichter war und sich ihnen mit Leib und Seele gab. Schleiermacher wurde in der Ferne festgehalten.

Dann war der vereinsamte, stille, wunderliche Naturphilosoph Johann Wilhelm Ritter da, der Schelmerei und Andacht und Gebet — alles durcheinander war; und Johann Dietrich Gries, der Übersetzer des Tasso, Ariost, Calderon, Bojardo; und der helläugige Norweger Heinrich Steffens, immer entflammt und immer wissensfroh. Als junger Student war er nach Jena gekommen und hatte zu Fichtes Füßen gesessen. Goethe und Schiller hatte er persönlich kennen gelernt, und dann taten es ihm die Romantiker an. Von der brausenden Fülle des geistigen Lebens hat sich kaum einer inniger umfangen lassen als dieser Jüngling. Aus seinen „Lebenserinnerungen" haucht uns noch heute der Duft jener Zeit in unmittelbarer Frische an. „Ja, schreibt er da, es war eine Zeit warmer, reicher Begeisterung, und ich war gewiß nicht der einzige Enthusiast dieser Tage, aber den Fremden, aus fernen Gegenden mit Gewalt Herbeigezogenen mußten diese Tage mit ihrem plötzlichen Licht mächtiger aufregen, heftiger bewegen."

Der Organisator des neuen Bundes war Wilhelm Schlegel; aber der feurige Odem saß in seinem Bruder Friedrich. Schleiermacher gibt uns einmal dessen Äußeres: „Eine nicht eben zierlich und voll, aber doch stark und gesund gebaute Figur, ein sehr charakteristischer Kopf, ein blasses Gesicht, sehr dunkles und um den Kopf kurz abgeschnittenes, ungepudertes und ungekräuseltes Haar und ein ziemlich uneleganter und doch feiner und gentlemanmäßiger Anzug." Und der Freund rühmt auch seine ausgebreiteten Kenntnisse, seinen originellen Geist, der alles Berlinische weit überragte, dazu die Natürlichkeit, Offenheit und kindliche Jugendlichkeit seines Wesens, die Verbindung von Witz und Unbefangenheit, die ihn zur angenehmsten Erscheinung in jeder Gesellschaft machte. „Etwas leichtfertig, sagt er dann weiter, war er, ein tödlicher Feind aller Formen und Plackereien, heftig in seinen Wünschen und Neigungen, allgemein wohlwollend, aber auch, wie Kinder oft zu sein pflegen, etwas argwöhnisch und von mancherlei Antipathien."

Alle, wie sie nun in Jena im Jahre 1799 beisammen waren, waren jung, und das gab ihnen das Sieghafte. Mit zweiunddreißig Jahren war Wilhelm Schlegel der älteste. Novalis und Friedrich Schlegel waren siebenundzwanzig Jahre alt. Tieck war noch jünger, und der allerjüngste war mit vierundzwanzig Jahren der Professor Schelling. Und wo so viel Jugend war, sprühte es von Geist. Wie die Raketen stiegen die Gedanken und schillerten im berauschenden Farbenspiel. Mit seiner lebendigen Wechselwirkung der einzelnen Glieder bietet der Romantikerkreis eins der reizendsten Bilder der deutschen Literaturgeschichte. Wie viele flüchtige und dauernde Werte und Werke hat Jena damals schaffen sehn!

Es ging so edel und gemessen zu in der deutschen Dichtung, und so weihevoll läuteten die Glocken und friedlich, seit sich Goethe und Schiller als die beiden Machthaber mit ausgeglichnen Rechten das Land geteilt hatten. Und Wilhelm Schlegel, den Schiller selbst nach Jena gezogen hatte, und der eben mit seinen prächtigen Übersetzungen die Universalherrschaft des deutschen Geistes weiter trug, fand zu gleicher Zeit doch seine Genugtuung darin, ein Vermittler zwischen seiner Nation und ihren eignen Klassikern zu werden. Allein diese

Tendenzen zerrissen, als sich sein Bruder, ungleich anspruchsvoller und rücksichtsloser, zu ihm stellte. Der hatte Schillers Musenalmanach für das Jahr 1798 ohne Heiligenscheu mit journalistischer Hitze rezensiert; und Schiller, des Überfalles ungewohnt und durch den Witz tief verletzt, hatte nicht Humor oder Ironie genug, seinen Ärger hinunterzuschlucken. Er wehrte sich gegen Friedrich Schlegel mit seinen Xenien — und das war sein gutes Recht; er fiel aber auch gegen den ältern Bruder, der unschuldig war, aus und schrieb ihm einen Absagebrief, der sehr peinlich von pekuniären Erwägungen ausging — und das war nicht schillerisch. „Den Laffen" pflegte Schiller verächtlich seinen Gegner zu nennen; aber es schmeckte giftiger und galliger, wenn dieser ihn dafür als den „bleiernen, moralischen Schiller" bezeichnete, oder wenn er sagte: „Er ist ein guter Kantianer, aber ein kleiner Geist, ein bloßer Anempfinder, ein regressiver Sentimentalist." Über das Lied von der Glocke hat er laut gelacht, und dann hat er den Dichter fortan in seinen Rezensionen und Kritiken absichtlich übergangen, als könnte er ihn damit totschweigen. Als er gelegentlich einmal die größten deutschen Dichter und Denker aufzählte, waren das Kepler, Dürer, Luther, Jakob Böhme, Lessing, Winckelmann, Goethe und Fichte. An den Platz, wo er Schillers Namen ausließ, hätte er am liebsten seinen Freund Tieck gesetzt. Gegen dessen Genoveva schien ihm die Jungfrau von Orleans nur ein matter Nachklang.

Die starke Abneigung der Romantiker gegen Schiller hatte ursprünglich nichts Persönliches. Sie entsprach durchaus ihrem Empfinden und war ein Punkt ihres negativen Programms. Die äußere Gestaltung der dichterischen Charaktere, das gewissermaßen Körperliche der Dichtungen ließen sie absichtlich zerrinnen und suchten das Innerliche in jeder Erscheinung. Da mußte Schiller ihr markierter Feind werden. Aus Kampf aber wird immer Neues geboren, ob er mit der Streitaxt geführt wird oder im Kabinett.

So bewußt sich die Romantiker von Schiller abkehrten, so stark beanspruchten sie Goethe als ihren Dichter. Wirklich haben sie das Menschliche seiner Kunst, das Innenbewußtsein seiner Menschen mit so feinen und verwandten Organen ergriffen wie niemand sonst. Er war ihr Gott, den sie im dionysischen Reigentanz umschwärmten, vor dessen Richterantlitz sie sich niederwarfen, dessen Religion sie mit Priesterschritten durchs Land trugen. Den Wilhelm Meister haben sie zusammen mit der Fichteschen Wissenschaftslehre und der Französischen Revolution zu einer heiligen Dreiheit zusammengestellt. Schöneres und Wahreres als das, was der eine Schlegel über Hermann und Dorothea und der andre über Wilhelm Meister geschrieben hat, gibt es auch heute noch nicht, und wir sehn noch immer unsern Dichter mit den Augen, mit denen ihn die Romantiker zuerst gesehn haben. An einem Herbsttage ging die ganze Schar im Paradiese an der Saale spazieren. Da kam „die alte göttliche Exzellenz" vom Berge herab. Und er tat nicht fremd, höflich knüpfte er mit ihnen an, und besonders „machte er an Friedrich Schlegel ein recht auszeichnendes Gesicht", wie er ihn grüßte. Auch gegen Dorothea Veit, die uns davon erzählt, war er „freundlich und lieblich und ungezwungen". Als gewandte Frau wußte sie ihn sofort richtig zu nehmen.

Sie fragte ihn über die reißenden Ströme in der Saale, und da war er gleich im guten Fahrwasser. Der Engländer Robinson traf einst in einer Gesellschaft bei Goethe auch Wilhelm Schlegel; während sich aber hier Goethes Gespräch so anspruchslos wie nur möglich bewegte und doch jedes Wort eine denkwürdige Bedeutsamkeit ahnen ließ und gelassene Würde zeigte, haschte Schlegel, um sich zur Geltung zu bringen, ersichtlich nach Wortspielen und suchte seine Bemerkungen zu epigrammatischen Spitzen zu schleifen.

Aus der Zuneigung zu Goethe und der Abneigung gegen Schiller entwickelte sich das Programm der Romantiker, das wohl im Gegensatz zum Klassizismus zu stehn scheint, aber ihn doch eigentlich ergänzen soll. Ein Polygon mit unzähligen Seiten ist die Romantik. Sie ist eine Renaissance des Mittelalters und ein Wiederfinden der Frührenaissance; ist eine Erlösung des germanischen Geistes; ist Nationalität und Universalität; ist nicht kühle Reflexion, sondern Sinnlichkeit, Natur, Subjektivismus; ist nicht Leidenschaft und trotzige Kraft, sondern Phantasie, Seele, Gefühl; ist nicht heller Tag, sondern Dämmerung, Mystik, Sehnen, Glauben, Hoffen; nicht Plastik, sondern bunte Miniatur und ornamentale Formensprache. Die verwunschnen Schätze der mittelalterlichen Poesie will sie heben, den Jungbrunnen der schlichten alten Volkslieder wieder sprudeln lassen. Die Schönheit des deutschen Landes, das Rauschen des Waldes, das Weben der mondbeglänzten Zaubernacht kündet sie mit brünstiger Andacht.

Das ästhetische Ziel drückt Friedrich Schlegel so aus: „Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen und die Poesie mit der Philosophie und der Rhetorik in Berührung zu setzen; sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald vermischen bald verschmelzen."

Im Beginn des Jahres 1798 gingen Schillers „Horen" ein. Und gleich sprang das neue Journal der Gebrüder Schlegel in die Bresche, mit dem sie sich zu Herren der Situation zu machen suchten: „Das Athenäum". Als ihren Grundsatz gaben sie aus: was ihnen für Wahrheit galt, stets ganz und niemals aus Rücksichten halb zu sagen. Schleiermacher, Tieck, Novalis waren Mitarbeiter. Goethe erkannte das polemische Verdienst an und fand die ernste Absicht und den gründlichen Eifer heraus. Schiller aber schrieb: „Mir macht diese naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier physisch wehe."

Was die neue Zeitschrift vor allen andern voraus hatte, war das, daß sie modern war, daß sie keinen bürgerlichen Mittagstisch vorsetzte, aber den Feinschmeckern Delikatessen. Sie zog vor keiner Größe den Hut ab und bevorzugte in der Form das Aphoristische, Fragmentarische, Paradoxe. Gediegen war immer, was Wilhelm Schlegel, stachlig, was Friedrich sprach. Wie ein Igel, sagt er selbst, waren seine Einfälle, abgesondert gegen die Außenwelt, gegen die sie sich mit Stacheln wehren, und innen ein Reich für sich, wohnlich und schön. Randglossen zu Briefen gelangen ihm nach dem Urteil des ältern Bruders weit besser als ganze Briefe, Fragmente besser als Abhandlungen, selbstgeprägte Wörter

beſſer als Fragmente. „Er war ein Menſch, der unaufhörlich ſeine innern Reichtümer in allerlei Ungeſtalten von ſich gab und doch einen auf der Treppe verlornen Gedanken mit unſäglichem Kummer wie eine Stecknadel ſuchte.“ Etwas, das an Nietzſche erinnert, kehrt er bisweilen in ſeinem ganzen Weſen hervor. In ſeinen jugendlichen Schriften brauſt es vor lauter Jugendluſt und Kampfesmut; „ſie ſtreben*) dem Unendlichen zu und haben einen weiten, freien, vom Staube der Vorurteile reinen Blick; ſie wollen Liebe, Freundſchaft, Ehe, Bildung und Dichtung, Religion und Philoſophie veredeln, alles Tiefe und Große im Leben miteinander verbinden und aus dieſer Vereinigung ein neues, wunderbar erhöhtes Leben ſchaffen; ſie rütteln den Menſchen auf, indem ſie in Witz und Zorn, in Ironie und Leidenſchaft dieſem ſtolzen und hohen Sehnen die Götzen und die Moral der Mode, die ganze Beſchränktheit der Gegenwart gegenüberſtellen.“ „Du biſt der Opferprieſter von Eleuſis geweſen, konnte Novalis zu Friedrich Schlegel ſagen, ich habe durch dich Himmel und Erde kennen gelernt.“

Gern möchte man wiſſen, wieviel von ſolchem Enthuſiasmus hinüberſtrömte in die Herzen der ſtudentiſchen Jugend. Und davon gibt einer Zeugnis, der damals Jenenſer Burſche war, Johann Georg Riſt. Er ſchreibt: „Es war ein Drängen und Treiben wie im Frühling; eine Ahnung geiſtiger Übermacht, auch wohl deutſcher Vorzüglichkeit fing an ſich zu regen. Es war, als gewönnen die bleichen Geſtalten der Vorzeit, die man vermeſſen ſo oft heraufbeſchworen, um ſie nach herkömmlicher Vorzeigung wieder abtreten zu laſſen, friſche Farbe, als dränge Mark in ihre Glieder.... Wann wird man ſo edle, reine Begeiſterung wiederſehen wie damals in den Herzen der unverderbten Jünglinge, die aus Träumen zu erwachen glaubten und Lichterſcheinungen vor ſich zu ſehen, deren Glanz ſie mit dem eignen beſten Blut zu nähren ſich ſehnten!... Es trat eine jugendliche, poetiſch-äſthetiſche Begeiſterung in die von Gegenſätzen bereits aufgewühlte Zeit; ſie wirkte hier und da verſöhnend, rettend, oft irreleitend, nicht ſelten empfängliche, doch beſchränkte Naturen von Grund aus zerrüttend. An der Stirn trug ſie die Lehre, alles Schöne ſei gut und gut nur das Schöne; in ihrem Kern ein vornehmes Selbſtbewußtſein der Gottähnlichkeit, dem Hochmut nahe verwandt.“

Die Romantiker ſaßen in der Jenenſer Geſellſchaft wie eine Sezeſſion. Und dieſe erhielt das Abſonderliche in der Form nicht zum mindeſten durch die Teilnahme der Frauen. Ein belebender Luftzug, der überall kleine Flammen aufſchlagen ließ, kam mit ihnen hinein. Ihr körperlicher Liebreiz machte nun das Beiſammenſein nicht zu galanten Feſten; ſie waren von ſtarkem Geiſt, und für ſie hatte Schleiermacher in ſeinem Katechismus edler Frauen das zehnte Gebot geſchrieben: „Laß dich gelüſten nach der Männer Bildung, Kunſt, Weisheit und Ehre!“ Auch hier lag etwas kulturhiſtoriſch Neues.

Man könnte den Kreis der Romantiker, ſolange er in Jena weilte, auch den Kreis um Karoline nennen — ſo hielt mit geſchmeidigen Händen dieſe tätige

*) F. von der Leyen, Friedrich Schlegel, Fragmente.

kleine Frau die unbändigen Genies am Bande. An Erlebnissen reicher, an Jahren älter als die Männer. Was hatte sich ihr nicht schon alles in den Weg geworfen! Im Jahre 1788 hatte sie ihren ersten Mann, den Bergmedikus Böhmer in Klausthal verloren. Da lernte Wilhelm Schlegel sie kennen, aber sie wies seine Liebe ab. „Schlegel und ich! Ich lache, indem ich es schreibe! Nein, das ist sicher — aus uns wird nichts." So dachte sie damals. Die merkwürdige Frau, die die Müßigkeit nicht vertragen konnte, entflammte für die Völkerfreiheit. Nicht als wortlustige Schwärmerin. Sie eilte nach Mainz, wo ihr Freund Georg Forster mit den Klubisten die Rheinische Republik erklärt hatte. Der Bau brach gar bald zusammen. Karoline geriet in Gefangenschaft und Elend, angeklagt wegen jakobinischer Umtriebe und verlassen von einem Unwürdigen und Unbekannten, dem sie sich unnachdenklich hingegeben hatte. Sie war groß darin, wie sie alle Konsequenzen ihres Handelns nahm. Ritterlich nahte sich jetzt Wilhelm Schlegel wieder; er half sie befreien; er sorgte für sie aus der Ferne, während sie in Lucka bei Leipzig dem Kinde eines Verführers das Leben gab. Damals ist sein Bruder Friedrich sein Vertrauter und in seinem Auftrage ihr Schützer und Berater gewesen. Ein wunderbar verklärtes Bild hat er später von ihr in seiner „Lucinde" gemalt: „In ihrem Wesen lag jede Hoheit und jede Zierlichkeit, die der weiblichen Natur eigen sein kann; jede Gottähnlichkeit und jede Unart; aber alles war fein, gebildet und weiblich. Sie konnte in derselben Stunde irgendeine komische Albernheit mit dem Mutwillen und der Feinheit einer gebildeten Schauspielerin nachahmen und ein erhabnes Gedicht vorlesen mit der hinreißenden Würde eines kunstlosen Gesanges. Bald wollte sie in Gesellschaft glänzen und tändeln, bald war sie ganz Begeisterung, und bald half sie mit Rat und Tat, ernst, bescheiden und freundlich wie eine zärtliche Mutter. Eine geringe Begebenheit ward durch ihre Art, sie zu erzählen, so reizend wie ein schönes Märchen. Alles umgab sie mit Gefühl und Witz: sie hatte Sinn für alles, und alles kam veredelt aus ihrer bildenden Hand und von ihren süß redenden Lippen. Nichts Gutes und Großes war zu heilig oder zu allgemein für ihre leidenschaftliche Teilnahme. Sie vernahm jede Andeutung, und sie erwiderte auch die Frage, welche nicht gesagt war. Es war nicht möglich, Reden mit ihr zu halten; es wurden von selbst Gespräche, und während des steigenden Interesses spielte auf ihrem freien Gesichte eine immer neue Musik von geistvollen Blicken und lieblichen Mienen. . . . Wer sie nur von dieser Seite kannte, hätte denken können, sie sei nur liebenswürdig, sie würde als Schauspielerin bezaubern müssen, und ihren geflügelten Worten fehle nur Maß und Reim, um zarte Poesie zu werden. Und doch zeigte eben diese Frau bei jeder großen Gelegenheit Mut und Kraft zum Erstaunen, und das war auch der hohe Gesichtspunkt, aus dem sie den Wert der Menschen beurteilte . . ."

Eine Frau wie Karoline war leicht zu erkennen, aber schwer einzureihen. Alle Eigenschaften, gute und schlimme, lagen bei ihr offen zutage, von keiner Retouche geschwächt. Man mochte sie bisweilen für klein, man mußte sie oft

für groß halten; aber immer war sie etwas Ganzes und daher den andern überlegen. Das Exzentrische und Extravagante des Feminismus war ihr weit fern.

Frauen sind, sobald sie hervortreten, leicht übler Nachrede preisgegeben. Auch Schiller sah Karoline nicht richtig. Er glaubte in Friedrich Schlegels Bitterkeit ihre Zutat zu schmecken und nannte sie „das Übel" und prägte das Wort „Dame Lucifer". Goethe sah sie mit klareren Augen; er empfand ihre in sich so abgeschlossene Natur angenehm. Und wer heute ihre Briefe liest, spürt noch wie einen Duft vergilbter Rosenblätter all das Persönliche, ihr Vertrauen zu dem sichern Gefühl ihres Herzens, ihre über alle Klatschsucht erhabne Ruhe, ihren Scherz, der so anmutig sein kann, und der nie versagt. Karoline war keine Nymphe, aber Friedrich sagte, sie habe die Seele der Seele: die Liebe, das Talent zur Liebe, mit dem sie jede Entfremdung überbrücken könnte, wenn sie wollte. Entzückend sieht sie auf dem Brustbilde aus, das wir von ihr haben. Ein ganz fein geformtes Köpfchen; träumend und schalkhaft und klug zugleich. Locken fallen, nur von einem farbigen Bande oben gehalten, auf die Schultern. Um den Hals trägt sie ein seidnes Tüchelchen. Das Empirekleid läßt die Brust offen. Ein gestreiftes Schultertuch legt sich darüber.

Als sie Wilhelm Schlegels Bewerbung endlich annahm, war Dankbarkeit ihre Hingebung; sie wurde sich untreu. Er war nicht ihr Herr, nie. „Er hätte immer nur mein Freund sein sollen, wie er es sein Leben hindurch so redlich, oft so sehr edel gewesen ist", so schrieb sie einst ihrer Freundin. Ihre rechte Liebe hat Karoline erst später als Schellings Frau geben können, dessen sichrer Kraft sie sich unterwerfen konnte. Goethe selbst hat die Scheidung befürwortet. Ihre Jugendlichkeit hat sich Karoline immer bewahrt. Und wenn die seltne Frau noch einer Rechtfertigung bedürfte, so würden die Worte genügen, die Schelling nach ihrem Tode sprach: „Die ganze letzte Zeit war sie lieblicher und sanfter denn je; ihr ganzes Wesen war in Süßigkeit aufgelöst ... In je größere Ferne sie mir tritt, desto lebhafter fühle ich ihren Verlust; sie war ein eignes, einziges Wesen; man mußte sie ganz oder gar nicht lieben ... die Gewalt, das Herz im Mittelpunkt zu treffen, behielt sie bis ans Ende. Wir waren durch die heiligsten Bande vereinigt, im höchsten Schmerz und im tiefsten Unglück einander treu geblieben. Alle Wunden bluten neu, seit sie von meiner Seite gerissen ist. Wäre sie mir nicht gewesen, was sie war, ich müßte als Mensch sie beweinen, trauern, daß dies Meisterstück der Geister nicht mehr ist, dies seltne Weib von männlicher Seelengröße, von dem schärfsten Geist mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzens vereinigt. O, etwas der Art kommt nie wieder!"

Karoline hatte über Wilhelm Schlegel hinweggesehen. Wie oft hatte sie sich geärgert, wenn sie seine kleinen Eitelkeiten wahrnahm, die Art, wie er seine Aperçus ins Gespräch flocht oder seinen Witz paradieren ließ. Auch in seiner äußern Haltung war er ihr zu „allerliebst geputzt und gesalbt" erschienen, zu korrekt, zuviel Zeit mit Waschen, Kämmen und Kokettieren verschwendend.

Dafür wurde nun sein Bruder Friedrich von seiner Frau verhätschelt. Die war ein ganz andres Blut: Dorothea Veit, die Gattin eines Bankiers, die Tochter Moses Mendelssohns, also aus dem Cercle jener temperamentvollen Jüdinnen, die in der Berliner Gesellschaft zuerst den ästhetisierenden Ton anschlugen. Bei Henriette Herz hatte sie Friedrich 1798 zuerst gesehen, und sie hatte sich ihm zuliebe scheiden lassen. In Jena lebten sie jetzt miteinander unbedenklich im Hause Wilhelms, „wie die Patriarchen". Erst 1802 ließen sie sich trauen. Ihr Witz, der oft geistvoller schien, als er war, zog ihn an, und das Harte, das sie hatte, und das sich in den teilweise starken, männlichen Zügen ihres Gesichtes ausdrückte, stieß ihn nicht ab. Er versicherte, daß er das Göttliche lieber zu hart als zu zierlich möge, und daß es ihn an der Geliebten nicht irre. Die Androgyne hatte er in ihr gefunden, den Ganzmenschen, in dem Männlichkeit und Weiblichkeit zu einer Einheit zusammenfließen. Sie war, nach seinen Worten, sehr einfach und hatte für nichts in und außer der Welt Sinn als für Liebe, Musik, Witz und Philosophie. „In ihren Armen habe ich meine Jugend wiedergefunden, und ich kann sie mir jetzt gar nicht aus meinem Leben wegdenken." Dorothea war eher häßlich als schön, auch um sieben Jahre älter als ihr Mann. Fichte und Schleiermacher haben sie besonders geschätzt. Sie war immer heiter und offen, dabei praktisch im Handeln und gewandt im Mitarbeiten mit ihrem Mann. Nie wollte sie über ihm stehn; sie hatte das Talent des Sichunterordnens. Unwirtschaftlich und selbstsüchtig, wie er war, nahm er ihre Stütze. Und der Bequeme wurde fortan immer bequemer und animalischer. Und wie sein Doppelkinn immer runder wurde, wurde sein Geist immer gesättigter von Ideen und Ideen und immer unfähiger, dieser Ideenmasse zu einem Leben zu verhelfen. Nicht ungeschickt hat Dorothea seine Schwerbeweglichkeit gekennzeichnet, wenn sie sagte, er sei, was die Orgel unter den Instrumenten, die Orchideenblüte unter den Blumen, die Pfirsiche unter den Früchten. Doch dies Hingleiten zu der „immer stumpfer werdenden Behäbigkeit eines Haremsweibes" lag noch nicht in seiner Jenenser Zeit.

Englische Porträtkunst

Zur Ausstellung in der Berliner Akademie vom 27. Januar bis 25. Februar

Ist das merry old England eine Erfindung der Literar- und Kulturhistoriker? Wer dieses England liebt, hätte in der jetzt zu Ende gegangnen Ausstellung, von deren verdientem Erfolge die Tageszeitungen berichtet haben, eine Enttäuschung erleben können. Es ist eine Kunst der „Könige und großen Herren"; vergeblich wird man nach sozialem Empfinden suchen; auch fehlt der weise Narr, der mit seinen Pritschenschlägen gerade die Malvolios, die von ihrer Unentbehrlichkeit und Vortrefflich-

keit am stärksten Überzeugten, verfolgt. Das Launige und Sarkastische, das Tiefsinnige und Sprudelnde, das Melancholische und Grillenhafte, lauter Züge, die auch noch den großen englischen Prosaschriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts eigen sind, sind von dieser Bühne verbannt. Freilich, Hogarth, der Maler Hogarth, den man solange höchst ungerechterweise hinter dem Moralisten zurückstellte, fehlte in den Sälen der Akademie, er, der Älteste der großen Künstler Englands, den Edmund Burke in seinem berühmten Nachrufe auf Reynolds vergaß: „Er war der erste Engländer, der den Ruhm der schönen Künste der Ehre und dem Glanze seines Vaterlands hinzufügte.“ So ist das Gesamtbild der Ausstellung einseitig geworden, und auch die Vertretung der Landschaftsmalerei durch wenige Stücke von Wilson, Constable und Turner konnte nicht viel daran ändern, aber vielleicht beruhte gerade auf diesem Mangel der unvergleichlich festliche, heitere und in seiner Art erhebende Eindruck, den die Veranstaltung auf jeden unbefangnen, nicht auf gewisse Kunstdogmen eingeschwornen Besucher machen mußte.

Von Reynolds, dem außerordentlich vielseitig und bedeutend vertretnen, gibt es auch religiöse und mythologische Darstellungen; seinem Ruhm haben sie wenig hinzugefügt. Immerhin, ihm war das Können eines Universellen eigen, ob auch das Wollen, ist heute nicht zu entscheiden. Dieses steht fest: die Gesellschaft, eine im wesentlichen monarchisch-aristokratische und gut bürgerliche, bemächtigte sich seiner reifen und klugen Kunst und machte ihn zu dem großen Bildnismaler, der seinen Platz nicht neben, aber doch ganz nahe bei den alten Meistern, die er so innig verehrte, behauptet. Und ebenso ists mit den andern. Gainsborough hätte verhungern müssen, hätte er sich auf die von ihm so geliebte Landschaftsmalerei beschränkt. Unverkauft standen Werke dieser Gattung stapelweise an den Wänden seines Ateliers, aber man riß sich auch um das bescheidenste Bildnis von seiner Hand. Hoppner gar, die Romney, Raeburn und Lawrence sind ausschließlich Spezialisten des Bildnisses. Eine ganz einzigartige Erscheinung in der Kunstgeschichte! Denn alle diese Männer, Hoppner vielleicht ausgenommen, waren reich genug, um auch auf andern Gebieten Vollkommnes leisten zu können. Sie entäußerten sich freiwillig ihres Besitzes und wurden reich, im ursprünglichen Sinne des Wortes, indem sie geistig und künstlerisch doch schließlich verarmten. Denn auch der größte Bewundrer dieser bezaubernden Kunst kann es sich nicht verhehlen, daß die sehr großen Vorzüge einer unendlich sichern malerischen Technik auch die Schatten einer gefährlichen, weil rein-äußerlichen Virtuosität werfen.

Nichts wäre verkehrter, als der englischen Gesellschaft dieser Periode, die erst mit dem Jahre 1830, dem Todesjahre von Thomas Lawrence schließt, einen Vorwurf daraus zu machen. Wie stark und gefestigt mußte sie sich fühlen, um solche Herolde zu gewinnen und ihrem Dienst so ausschließlich zu erhalten. Hier haben wir sie, die heute gerade bei uns in Deutschland so schmerzlich vermißte Einheit zwischen Künstler und Auftraggeber! Die englische Kunstgeschichte weiß kaum eine jener Anekdoten zu erzählen, an denen etwa die Hollands so reich

ist, und die immer damit enden, daß Mijnheer die Annahme des Konterfeis verweigert, und daß sich der Maler dann durch einen übermütigen Streich rächt. Und auch jene Episode aus dem Leben des alten Wrangel wäre im Britannien der Rokokozeit undenkbar, wo ihn um ihre Schönheit besorgte Hofdamen zu Menzel, dem ach so Ungalanten, schickten. Eine sehr erfolglose Mission, mit drastischer Pointe. Aber wieviel häufiger ist bei uns das traurige Schauspiel des Paktierens, der Kompromisse, und auf der andern Seite Verständnislosigkeit der Gesellschaft, Eigensinn und Not des Künstlers.

Die englischen Maler haben, wenigstens in der besten Zeit, weder geschmeichelt noch Porträtaufträge zu künstlerischen, oft nur maltechnischen Experimenten genißbraucht. Auf der Basis einer gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Kultur entwickelte sich eine Kunstübung, die wie in den Zeiten Holbeins und van Dycks vom Hofe und vom Adel gefördert, mehr und mehr ihren Stützpunkt in dem wohlhabenden Bürgertum fand. Auch „der blaue Knabe" Gainsboroughs, das berühmteste Bild der Berliner Ausstellung, stellt nicht, wie fast immer angenommen wird, einen jungen Aristokraten, sondern einen schlichten Master Buttal dar, den Sohn eines reichen Fabrikanten. Leider fehlten mit Ausnahme eines Porträts des Architekten Chambers solche Bildnisse, mit denen Reynolds, wie im vorigen Jahrhundert Lenbach, eine Galerie zeitgenössischer Berühmtheiten hinterlassen hat. Er hat L. Sterne porträtiert, Charles Fox, Sheridan und Dr. Johnson, und gerade diese Werke gehören zu seinen besten; sie hängen meist in öffentlichen Sammlungen und konnten deshalb nicht hergeliehen werden. Dafür sind hier Repräsentationsbilder wie der Marquess von Granby, als Feldherr neben dem reich aufgezäumten Schlachtroß mit beturbantem Leibheiducken, Darstellungen zarter weiblicher Reize wie die schalkhaft blickende Lady Caroline Price, Verherrlichungen der mütterlichen Zuneigung wie die Herzogin von Devonshire und die Lady Betty Delmé, die mit ihren Kindern im Walde ruht. Es ist unendlich viel, und auch wieder bei dieser Veranlassung, vom Eklektizismus Sir Joshuas geschrieben worden, und in der Tat hat er ja seinen Neigungen zu den alten Meistern ein literarisches Denkmal in den „Discurses" hinterlassen; ein Exemplar dieses Werks hält er auf dem Selbstbildnis der Uffizien in der Hand, das ihn in der hochroten Robe eines Doktors der Rechte neben der Büste Michelangelos zeigt. Wer jedoch die in Berlin ausgestellten Gemälde der Akademiegewaltigen betrachtet, wird allerdings nicht eines finden, das nicht gewisse Anklänge an Tizian, Velazquez, Rembrandt und andre Großmeister aufzuweisen hätte, aber auch keines, das des malerischen Temperaments entbehrte. Die ursprüngliche rein sinnliche Freude an der Farbe triumphiert schließlich doch über alle klügelnde Reflexion. Der Malerkittel schlägt die Akademikerrobe, der gesättigte Pinsel den nur zu fleißigen Federkiel. Und es ist gerade eines der berühmtesten Gemälde von Reynolds, die Herzogin von Devonshire mit ihrer kleinen Tochter, das in der Farbenskala neue Wege einschlägt, trotz dem van Dyckschen Requisiten entnommenen Prachtvorhang von

leuchtendem Rot, der rechts einen Blick ins Freie zuläßt. Mit nicht geringer Kühnheit ist die gefährlichste Farbe, ein fast ungebrochnes leuchtendes Schwarz (in dem Kleide der Herzogin), in den Mittelpunkt gestellt, Weiß und Rot und die verschiednen Nuancen von Landschaft und Himmel treten rahmend hinzu. Gerade am Schwarz des Kostüms scheitern fast immer unsre heutigen Bildnismaler, besonders wenn sie, wie etwa Slevogt in dem Reiterbildnis auf der vorjährigen Sezessionsausstellung, ihr Modell unter freiem Himmel zu malen versuchen. Das Reynoldssche Schwarz wirkt stets lebendig, manchmal sogar pikant, niemals eintönig. Ich meine, die fortgeschrittensten Berliner Künstler vom linken Flügel, deren Urteil über die Ausstellung im wesentlichen ablehnend war, könnten wenigstens auf diesem Gebiete doch noch einiges von den Engländern lernen!

Gainsborough, schon zu seinen Lebzeiten ein Rivale des nur wenig ältern Meisters der „Herzogin von Devonshire", schien auch dem Berliner Publikum noch ein gefährlicher Nebenbuhler. Obschon weniger gleichmäßig als Reynolds und als Zeichner ihm unbedingt unterlegen, hat er doch mehr von dem Charme des achtzehnten Jahrhunderts und wohl auch, trotz seiner bekannten Anlehnung an van Dyck, mehr Naivität. Ein Bildnis wie das der beiden jungen Töchter Gainsboroughs — die eine sitzend, mit Zeichenmappe und Stift, die weniger hübsche stehend, in die Betrachtung einer Statuette versunken — kann man sich von Reynolds nicht vorstellen. Dagegen versagt der schlichte Tuchmachersohn aus Sudbury, wenn es gilt, Repräsentationsbilder wie das in Berlin ausgestellte, in den Maßen sehr große Reiterporträt des Generals Honeywood (es hängt gegenüber Reynolds Marqueß von Granby) zu malen. Er wirkt da kraftlos und leer. Es ist etwas Feminines in Thomas Gainsborough, das ihn am ehesten zur Darstellung junger Mädchen und halbwüchsiger Knaben befähigte. Auf diesem Gebiete ist er dann aber so groß, daß jene schwächern Produkte in den Schatten treten. Vielleicht das reizvollste der Bilder war das Brustbild der Miß Linley, der lieblichsten von drei reizenden Schwestern, die später die Frau Sheridans wurde. Der „blaue Knabe" des Herzogs von Westminster hat vielleicht manchen Beschauer enttäuscht, der eine „Sinfonie in Blau" in der Art Whistlers erwartete. Allerdings ist dieses Blau, in dem zauberhaft gemalten knittrigen Seidenstoff des Kostüms, vorherrschend, aber das durch die Malerei des neunzehnten Jahrhunderts geschulte Auge erwartet eine helle Folie und stößt sich an dem schweren, freilich nachgedunkelten Braun des Hintergrundes. Hat man sich mit diesem Umstande abgefunden, so wird der wundervollen Prägnanz der Charakteristik, verbunden mit der sichern Eleganz des Auftretens dieses Cherubin, durch keine Einwendung etwas von dem Ruhme geraubt, den dieses so populäre Gemälde mit Recht verdient.

Romney, Raeburn, Hoppner und Lawrence, sie alle waren durch wertvolle Proben ihrer Kunst vertreten. Sir Henry Raeburn (1756 bis 1823), der Präsident der schottischen Akademie in Edinburgh, von dem wir in Deutschland ein ganz vorzügliches Porträt in der Dresdner Galerie besitzen, interessiert von

diesen Künstlern am stärksten durch eine zwar etwas trockne, aber sehr originelle Palette, durch die größere Schlichtheit des Empfindens und den Mangel an Pose, wenigstens bei den Bildern älterer Herrschaften. Auch ist seine Darstellung des Landschaftlichen weniger von ältern Vorbildern abhängig, sie streift das Gobelinartige ab, das besonders den Hintergründen Gainsboroughscher Bilder eigentümlich ist, und folgt einer fast impressionistischen Art des Sehens. Dabei ist es auffallend, daß dieser Herzensfreund Walter Scotts (den er in glänzender Weise porträtiert hat) durchaus nicht einer „romantischen", sondern eher etwas nüchternen Naturbetrachtung huldigt. Wie denn jene gesteigerte, häufig unwahre Empfindung Turnerscher Landschaften erst mit diesem so verschieden beurteilten Künstler in England aufgekommen ist und so gut wie gar keine Nachfolge gefunden hat.

Das Schlagwort von „kunsthistorischer Verbildung" schien mir wie gemünzt auf die Beurteilung, die auch in Berlin die vielleicht allzu glänzende Kunst von Thomas Lawrence gefunden hat. Lawrence hat zuviel gemalt, das ist seinem Rufe schädlich geworden. In einem der verbreitetsten deutschen Nachschlagewerke (von 1905) finde ich folgendes Urteil über diesen Künstler: „Lawrence malte elegant, aber weichlich; seine Zeichnung hat etwas Schwächliches; sein Kolorit ist unwahr und seine Charakteristik oberflächlich; auch fehlt seinen Darstellungen die Mannigfaltigkeit." Ich möchte bezweifeln, ob dieser Richter Minos der Kunstkritik Werke wie das Porträt des Mr. Angerstein im roten Jagdfrack und seiner Gattin im Louvremuseum und die in Berlin ausgestellte, wahrhaft charmante Miß Elizabeth Farren gesehen hat! Elegant sind diese typischen Verkörperungen gepflegter und verwöhnter Gesellschaftsmenschen in der Tat, sehr elegant sogar. Aber es ist beinahe ein Dogma geworden: Eleganz ist verboten; nur noch Charakteristik und gute Malerei! Muß eines das andre ausschließen? Ohne jede Aufdringlichkeit und doch mit der größten Schärfe ist ferner die Hervorhebung charakteristischer Züge in dem freilich etwas bunten Porträt des „Reichs-, Hof- und Staatskanzlers" Fürsten Metternich gelungen, das aus Schloß Johannisberg hergeliehen worden ist. Ein unvergeßlich geistreiches Abbild des Diplomaten, Grandseigneurs und Kunstfreundes! Lächelnde Überlegenheit und die kühle Ruhe des Weltmannes, etwas Eitelkeit und viel Reserviertheit. Lawrence stand gewiß nicht über seinen Modellen, er fühlte sich sehr wohl in vanity fair, ließ sich gut bezahlen und gern feiern (wie auf dem Wiener Kongreß). Das Wesentliche ist, daß dieser Hofmaler in seinen guten Hervorbringungen ein sehr großer Maler gewesen ist, und wir heute, die wir auf F. A. von Kaulbach und Filip Lászlo wahrlich nicht sonderlich stolz zu sein brauchen, sollten das lieber anerkennen, als die weniger gelungnen Bildnisse von Lawrence herausgreifen und an ihnen den „süßlichen Kitschmaler" exemplifizieren.

Der Erfolg der Berliner Ausstellung schien beim Publikum größer als bei den Kunstgelehrten. Einige Einwände sind hier formuliert worden, nicht um diese großen Geschmackskünstler, die die Engländer gewesen sind, zu verkleinern,

sondern um gewisse Übertreibungen richtigzustellen. Hält man sich von diesen fern, und vergißt man nicht, daß diese sehr dekorative, auf Schlösser und geräumige halls berechnete Malerei unserm deutschen, intimere Wirkungen bevorzugenden Empfinden nicht ganz entsprechend ist, so wird man mit Dankbarkeit einer Veranstaltung gedenken, die nur dem ungewöhnlichen Entgegenkommen der großen britischen, amerikanischen und deutschen Kunstsammler zu danken war.

Dr. Walter Cohen

Der Marquis von Carabas

Roman von Patte Rosenkrantz

Fünftes Kapitel

(worin Katt, um dem Beispiel seines Herrn zu folgen, ebenfalls ernstlich freien geht, und in dem berichtet wird, wie diese Freiung — sehr geeignet zum Vergleich — vor sich ging)

Eines Morgens im Mai stand Katt in Fräulein Helga Anthons Zimmer. Seine ernsthafte Stimmung ließ darauf schließen, daß er im Begriff war, etwas bedeutendes zu vollbringen. Helga war trübselig gestimmt; seit Jörgens Abreise war sie immer leidend und bekümmert gewesen. Die Hoffnung hatte sie nicht aufgegeben, es war ja doch möglich, daß er ... sie hatten doch so viel miteinander gemeinsam. Schließlich befand sie sich auch in einem wirklich körperlichen Unwohlsein, dessen Ursache Katt schon durchschaut hatte; es war etwas, das sie beide berührte und beider Verhältnisse ändern mußte.

Katt, der Jörgens Telegramm erhalten hatte, wußte, was es jetzt für ihn galt. Durch den Brief hatte er den ersten Schlag getan, nun galt es, das Ende herbeizuführen. Niemals zuvor hatte ihn Helga so finster gesehen; er war bleich, hatte dunkle Ringe um die Augen und sah ganz gealtert aus. Sie vergaß darüber ihr eignes Unglück und fragte ihn, was ihm fehle.

Nichts, erwiderte Katt. Wir wollen jetzt auch nicht von mir, sondern von Ihnen reden. Nun ist die Zeit gekommen, da Sie erfahren müssen, daß sie Pflichten haben, Pflichten gegen Ihren Vater und Ihre Mutter, gegen ... gegen Ihr Kind und zuerst gegen sich selbst. Wollen Sie versprechen, mir zuzuhören?

Helga sank matt in einen Stuhl und hörte. Katt sprach mit gedämpfter, aber eindringlicher Stimme: Ich will nicht von Glück und Unglück reden, sagte er, aber ich bitte Sie, mir zu glauben, daß Sie in diesem Augenblick ein sehr unglückliches, kleines Menschenkind sind, so unglücklich, wie man nur irgend werden kann ... Es ist vorbei ...

Er hat ...?

Ja, sagte Katt, er hat Sie verlassen, er vermählt sich jetzt mit der Komtesse Markdanner; in zwei Tagen werden Sie darüber in sämtlichen Blättern lesen können.

Aber er schrieb mir doch ...

Ich schrieb, verbesserte Katt, und wenn ich es schrieb, so war es eben eine Lüge. Es war schon alles im voraus bestimmt. Aber, fügte er schnell hinzu, wenn sich Jörgen nun auch wirklich mit jener vermählt, so ist er deswegen noch lange nicht für Sie verloren. Hören Sie, was ich jetzt sage, denn alles hängt davon

ab, daß Sie mir ruhig zuhören. Es wäre töricht, wenn Sie glaubten, die Liebe ließe sich nach denselben Regeln erledigen wie die Eingehung einer Ehe. Liebe ist eine Macht, die alles, auch die Ehe besiegt. Sie lieben — und Sie haben Recht, Sie haben Recht, verstehn Sie wohl — Sie allein haben Recht. Und Sie sollen an Ihrem Rechte festhalten und für Ihr Recht kämpfen. Dies ist das einzige, was Geltung hat, das einzige, hören Sie wohl?

Helga hörte, doch verstand sie nicht, was er meinte.

Glauben Sie etwa, die andre sei seiner würdiger, als Sie es sind? Glauben Sie, daß er die Komtesse so liebt, wie er Sie liebt? Und glauben Sie zunächst und zuvörderst, jene liebe ihn ebenso, wie Sie ihn lieben? Nein, das glauben Sie nicht, denn wenn Sie es glaubten, dann wäre das ganze nicht eine Bohne wert.

Helga starrte ihn an.

Sie müssen den Kampf weiterführen, über die Ehe hinweg, über alles, was sich Ihnen in den Weg entgegenstellt. Jetzt erst können Sie mit gleichen Waffen gegen die andre kämpfen, von der Sie nun wissen, daß sie Ihnen den Mann, den Sie lieben, raubt. Jene kennt nichts von dem, was Sie kennen, und er kennt die andre nicht so, wie er Sie kennt. Sie haben unbestreitbar das erste Recht, denn Ihre Liebe ist um Jahre älter als die der andern. Und — vergessen Sie nicht — jene andre weiß gut, was Sie ihm einst gewesen sind; vom ersten Augenblick an lauert der Gedanke in ihrem Sinn: Es gibt eine, die er geliebt hat!

Nun verstand Helga; sie lauschte jedem seiner Worte.

Wenn er mich nun aber vergessen hat? sagte sie, denn er hat mich doch verlassen und will die andre nehmen.

Helga, sagte Katt mit starkem Nachdruck auf jedem Wort, ich stehe völlig außerhalb der ganzen Sache. Ich kenne ihn, ich kenne Sie, und ich kenne jene. Es ist kein gewagtes Spiel, das wir treiben wollen, es ist kein Hasard, es ist ein regelrechtes Spiel. — Sie glauben, der Marquis von Carabas habe aufgehört zu existieren? Sie glauben, Jörgen trete mit diesem Schritt in die Wirklichkeit hinaus, er stoße uns alle von sich? Ich aber weiß, daß er mich nicht von sich stoßen kann, ich weiß, daß ich der Stärkere bin! Woher ich das weiß, das brauchen Sie jetzt noch nicht zu erfahren. So ist es aber.

Man kann nicht die Liebe wechseln, wie man die Kleider wechselt, fuhr er fort, und er hat auch keineswegs eine neue Liebe seiner alten entgegengestellt, nein, nur seine Ansprüche an die Welt, an das dumme Äußerliche hat er seiner Liebe zu Ihnen entgegengesetzt. Wenn man schon hoch rechnet, so ist er in jene andre vielleicht verliebt, weil seine Natur ihn dazu antreibt, in die Weiber verliebt zu sein. Im Grunde genommen aber liebt er nur sich allein, und darin ändert er sich nicht. Sie hätten wahrlich einem Würdigern Ihre Liebe schenken sollen. Das haben Sie aber einmal nicht getan, und darüber selbst zu bestimmen, liegt auch nicht in unsrer Macht. Ihr Kampf kann sich also gar nicht gegen ihn, sondern nur gegen sie richten.

Und ich kenne sie. Beachten Sie das gut. On ne se badine pas avec l'amour. Es gibt eine rächende Nemesis. Ihr werden noch die Augen aufgehn bei seinem grenzenlosen Egoismus, und es wird sie noch nach einem neuen Inhalt für ihr Leben verlangen. Was kümmert er sich um Macht, um Ehre, um Einfluß? Er denkt bloß an Essen und Trinken, an Vergnügungen und ähnlichen Tand. Sie dagegen will mehr, viel mehr, denn sie ist die Tochter ihrer Mutter. Sie wird sich nach einem Bundesgenossen umsehen und als solchen mich erwählen. Verstehn Sie mich wohl?

Ich diene nicht länger dem Marquis von Carabas, ich diene ihr, und ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, ich werde ihre Wege von den seinigen trennen,

daß kein Blick den andern treffen und kein Wort über die Grenzen des Äußerlichen gehn soll. Glauben Sie mir, Pips, wie Märtyrer sollen die beiden in ihrem Paradiese leben, regelrecht und nach Vorschrift, und an irdischem Märtyrertum hat noch niemand eine Spur von Vergnügen gefunden.

So redete Katt, und seine Worte waren stark aufgetragen. Helga blickte ihn eingeschüchtert an. Sie sind böse, Katt.

Oh, ich will ihm durchaus nichts zuleide tun, sagte er, er soll es selbst so am liebsten wollen. Sie aber müssen dabei sein. Sie stehn jetzt ohne jede Stütze da; rein praktisch genommen, wovon wollen Sie jetzt eigentlich leben? Wollen Sie Almosen von ihm nehmen? Wollen Sie sich all dem aussetzen, was kommen muß, wenn Sie allein mit einem Kinde stehn? Denken Sie an Ihren Vater!

Ich will am liebsten sterben.

Um vergessen zu werden, nicht wahr? Damit er ihr leben kann! Denken Sie daran, daß gerade Sie den Umstand bilden, der die beiden trennt. Und ich rate Ihnen das eine: vermählen Sie sich mit mir und ziehen Sie mit mir nach Steensgaard, der Welt gegenüber als meine Frau. Wie ich Ihnen schon früher sagte, gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich niemals von Ihnen verlangen werde, daß Sie sich als meine Gattin fühlen. Ja, ich verlange nicht einmal von Ihnen, daß Sie mein Bundesgenosse in dem Kampfe sind, den ich für Sie führe.

Warum aber tun Sie das alles? fragte sie angstvoll.

Um meinetwillen, sagte er. Ich bin auf der Schattenseite des Lebens geboren, ich bedeute nur wenig in der Welt, und was ich will, das ist Macht erlangen. Ich will vorwärts, weit höher hinaus, als ich als gestiefelter Kater gelangen kann. Ich rechne also auf Sie. Freilich kann ich Ihnen nicht den heiligen Ehestand mit ihm, den Sie lieben, versprechen; aber ich kann Ihnen seine Liebe versprechen, die Sie früher gekannt haben, und die Sie glücklich und unglücklich gemacht hat.

Katt glich dem Mephistopheles, der den Faust in Versuchung führt.

Es ist ein Verbrechen, das wir begehn, sagte sie.

Wer sagt denn auch, daß die Menschen ihr ganzes Leben lang nur gute Taten verrichten sollen? erwiderte er scharf. Es gilt, das Glück zu gewinnen! Das mag freilich auch im Rahmen des Guten zu finden sein; mir scheint aber doch, daß in dieser Welt mehr Glück enthalten ist, als was sich allein mit der Anschauung des Guten vereinbaren läßt. Und dann sage ich Ihnen noch ein Ding: Wollen Sie nicht, treten Sie wirklich zurück, dann denken Sie nur daran, daß ich nicht um Ihretwillen, sondern allein um meinetwillen kämpfe. Und wenn Sie nun fehlten, dann stünde er ja ohne Bundesgenossen da! Ich habe das Schwert gezogen, und ich führe es rücksichtslos!

Sie schaute ihn nachdenklich an. Sie wollen mich zwingen? fragte sie langsam.

Ja, sagte Katt.

Da ergriff sie seine Hand. Sie sind kein böser Mensch, Katt, nicht wahr? Sie wollen mir kein Leid zufügen — weder ihm noch mir.

Nein, wenn Sie nur ebenso wollen wie ich. Und Sie wollen, weil Sie müssen.

Helga weinte. Zusammengesunken saß sie auf ihrem Stuhle. Sein Blick ruhte auf ihr, und sie fühlte es. Er zwang sie unter seinen Willen — durch seine Stärke und ihre Schwachheit — durch ihr heimliches Haffen.

Zwei Tage später ließ der Gutsverwalter cand. jur. Kattrup gerichtlich bestätigen, daß er die bürgerliche Ehe mit Fräulein Helga Anthon aus Kopenhagen

einzugehn beabsichtige. Zugleich zog das Paar aus Frau Petersens Pensionat, und nicht ein einziger von den wenigen Menschen, die Bescheid wußten, war so wohlgesinnt, verstehn zu können, wie ein Mann von seinen Eigenschaften sich von einer solchen, die zur Gattung „Pips" gehörte, dermaßen benutzen lassen konnte.

So folgt die Verachtung der guten Menschen einer jeden niedrigen Handlung, in jedem Falle eine Zeit lang.

Sechstes Kapitel

(das darlegt, wie sich eine bürgerliche Trauung zu einer ergreifenden Begebenheit gestalten kann, und wie man böse Zungen zum Verstummen bringt)

Es war auf Rostenseje.

Nun hat sich Jörgen Steenfeld verlobt, Johansen, sagte Onkel Emil zu seinem Sekretär und zeigte ihm ein Schreiben von Jörgen. Ein schönes Mädchen, ein reiches Mädchen und ein gutes Mädchen. Oh, wie glücklich ist doch die Jugend! Und er hat sich wirklich fein herausgemacht, der Glückspilz.

Ja, und nun bekommen wir auch unsre Renten, Herr Kammerherr, sagte das Faktotum, froh bewegt.

Ach, Schnickschnack! versetzte der Kammerherr. Ich schenke ihm den ganzen Krempel als Brautgabe. Ich könnte es in den Tod nicht vertragen, wenn es so aussähe, als heirate der Bursch bloß um des Geldes willen.

Johansen zuckte mit den Achseln — der Kammerherr hatte Launen. Ja, sagte er, der Herr Kammerherr sind immer freigiebig.

Ich würde eine Million geben, Johansen, wenn ich an seiner Stelle sein könnte. Aber leider — das verwünschte Alter. Als man jung war, da hatte man viele, unter denen man wählen konnte; jetzt, da man alt ist, hat man keine!

Haben der Kammerher niemals daran gedacht, sich zu verheiraten?

Ein einziges mal, sagte Onkel Emil. Ich hatte Vorschuß auf die Seligkeit genommen und sollte es wieder gutmachen. Da stand der Bruder der Betreffenden im Kleiderschrank und verlangte Rechenschaft von mir. Ich schmiß den Kerl hinaus und habe seitdem das Mädchen niemals wiedergesehen. So dicht bin ich daran gewesen. Nein, mit dem Heiraten ist das auch so eine Sache. Weiß Gott, was nun aus Jörgens kleinem Mädchen geworden ist; sie war doch ein schönes kleines Menschenkind.

Johansen zuckte mit den Achseln. Was soll aus einer solchen werden? Was aus allen dieser Gattung wird. Sie heiraten, was ihnen gerade in den Weg kommt, meist etwas ebenso heruntergekommnes wie sie selbst, und haben dann später vierzehn Kinder.

I du meine Güte, unterbrach ihn der Kammerherr. Da kommt ja der kleine Kattrup in einer fürchterlichen Mietskutsche in den Hof gefahren. Weiß Gott, was der mag haben wollen. Glauben Sie, Johansen, daß er Geld haben will?

Warum glauben der Herr Kammerherr das?

Hier kommt ja, meiner Treu, niemals einer, der nicht Geld haben will.

Johansen nahm Katt in Empfang. Dieser wurde in das Allerheiligste des Kammerherrn placiert und mit einer Zigarre und einem Glase Madeira versehen.

Sie wünschen? fragte Onkel Emil nach den Einleitungszeremonien.

Ich habe eine Bitte an den Herrn Kammerherrn.

Lassen Sie uns erst auf das Wohl der Neuverlobten trinken, sagte der Kammerherr und erhob sich feierlich. Sie tranken.

So, nun kommen Sie mit Ihrer Sache hervor.

Ich wollte den Herrn Kammerherrn gern bitten, mein Trauzeuge zu sein.

Onkel Emil, der etwas zu lange am Weine geschmeckt hatte, begann zu niesen. Katt wiederholte mit Grabesstimme sein Anliegen.

Sie wollen sich verhei —

Ja.

Mit wem?

Der Kammerherr schenkte sich ein neues Glas ein.

Mit Fräulein Helga Anthon.

Onkel Emil nieste wieder.

Pips, sagte er und sank auf den Stuhl. Als Onkel Emil und als großer Bewundrer des schönen Geschlechts kannte er Fräulein Pips sehr gut.

Ja, wiederholte Katt mit demselben feierlichen Ernst.

Der Kammerherr wurde ebenfalls ernst. Wissen Sie, mein guter Kattrup, ich kann Sie sehr gut leiden, aber sagen Sie, warum wollen Sie nun gerade das machen? Konnten Sie denn gar keine andre finden?

Nein, versetzte Katt.

Sind Sie vielleicht verliebt in die junge Dame?

Das auch.

Aber das ist ja doch eine höchst schwierige Situation bei dem Verhältnis, in dem Sie zu Jörgen stehn, um nicht zu sagen: eine ganz unmögliche!

Es ist notwendig.

So? Sind etwa — äh — Kinder gekommen?

Nein.

Und dennoch ist es notwendig?

Absolut. Ich besitze dann nämlich Gewalt über sie und kann somit Begebenheiten verhindern, die für den Hofjägermeister und andre höchst peinlich sein würden. Ich trage die Verantwortung dafür, daß die junge Dame in diese Situation gekommen ist. Und danach muß ich handeln.

Sie sind ein Gentleman, Kattrup. Ich schulde Ihnen Achtung. Aber was wünschen Sie nun von mir? Brauchen Sie etwas, so stehe ich zu Diensten. Sie brauchen bloß mit Johansen zu reden, aber ...

Katt bewegte abwehrend die Hand. Habe ich schon jemals den Herrn Kammerherrn um Geld gebeten?

Nein, mein Guter, und darin sind Sie der Einzige. Ich schätze Sie deshalb auch so sehr. Ich glaubte bloß — Sie müssen nicht böse sein, aber Geld wollen doch, meiner Treu, die Leute alle haben!

Ich nicht.

Schön. Aber was wollen Sie dann eigentlich, mein guter Mann?

Es ist eine Ehrensache. Die Verwandtschaft der jungen Dame soll sehen, daß es sich hier um eine ehrenhafte Vermählung handelt, nicht etwa um die Unterbringung einer überflüssigen Person. Der Hofjägermeister selbst weiß nichts davon, und ich will, daß meine Verlobte in allen Ehren in die Ehe eintreten soll.

Wahrhaftig, sagte der Kammerherr. Sie sind ein wunderlicher Kauz, aber es ist doch so manches an Ihnen, was ich gut leiden mag. In welcher Kirche soll denn die Hochzeit stattfinden?

Wir werden nur standesamtlich getraut werden.

Das ist doch aber eigentlich — hm — eine Gattlosigkeit.

Ich bin ehrlich, Herr Kammerherr, ich glaube an all das nicht.

Gut, dann wollen wir auch nicht mehr davon reden. Haben Sie schon andre Zeugen?

Herrn Sachanwalt Bögedal aus Kopenhagen, Ritter des Danebrogordens.

Das ist ja fein.

Extra fein, ich darf also auf den Herrn Kammerherrn rechnen.

Wo wird denn die Hochzeit stattfinden?

In der Hauptstadt.

Und Jörgen?

Der ist in der Schweiz und kommt bis dahin nicht nach Hause.

So so. Der Kammerherr lächelte. Ich glaubte schon, Sie hätten ihn auch eingeladen. Aber entschuldigen Sie, Herr Kattrup, weiß Gott, ich wollte Sie nicht verletzen; Sie sind ein braver Mann, und ich hoffe von Herzen, daß Sie glücklich werden.

Katt sah sehr ernst aus. Herr Kammerherr, sagte er, von Glück ist hier nicht die Rede. Diese Ehe soll etwas ungewöhnliches sein; eine Formsache, eine platonische Ehe, kein Zusammenleben.

Oho, versetzte der Kammerherr und strich sich den Schnurrbart. Ein junger Mann, eine bezaubernd schöne, junge Dame... Na ja ja ja, reden wir nicht mehr davon. Sie bleiben wohl bei uns zu Mittag, lieber junger Freund.

Katt blieb.

An einem Junitage, nachmittags zweidreiviertel Uhr, fand seine Trauung vor dem Standesamte statt. Die Zeremonie war kurz: ein bleicher, bevollmächtigter Bezirksbeamter las einen sehr trocknen Text aus einem ebenso trocknen Gesetzbuche vor und schnatterte ein paar „bürgerliche" Worte, die ihm aber im Halse stecken blieben, als Katt ihn scharf ansah.

Zur Stelle waren ein Gerichtszeuge auf Krücken, ein Polizeibeamter, der zur Feier des Tages seine Medaille für Rettung Ertrinkender angelegt hatte, ein noch bleicherer zweiter Bevollmächtigter, der das Protokoll führte, und die Büste des Landesherrn, die finster auf das Ganze herabblickte. Die Sonne hatte sich hinter einer dicken Wolke verborgen, und draußen auf dem Gange wartete ein Dienstmann, der in einer Alimentationssache vorgeladen war. Schließlich waren noch — nicht zu vergessen — Katt und Pips da.

Katt im schwarzen Frack war steif und zugeknöpft; Pips in Halbtrauer bleich und nervös. So standen sie vor der Schranke, während ihnen der Text vorgelesen wurde, und als das Ganze vorbei war, hatten sie nicht eine Spur von Gefühl davon, daß sie jetzt Mann und Frau wären. Das waren sie aber dennoch.

Die Sache wurde abgeschlossen, und das Protokoll unterschrieben.

Die nächste Sache! rief der Bezirksbeamte, und der Dienstmann kam an die Reihe.

Mit Rücksicht auf die Familie der Braut war das Hochzeitsessen gleich im Anschluß an die Trauung bestellt worden; es war in kleinem, intimem Stil gehalten, aber höchst auserwählt. Katts Pflegemutter war auch eingeladen, aber durch Krankheit am Kommen verhindert. Die Gäste waren: der Kammerherr mit seinem Schatten Johansen, der Sachanwalt Bögedal, Herr und Frau Anthon und der eine Schwager, der in Manufakturwaren reiste. Der andre Schwager spielte den Hochmütigen und war fortgeblieben.

Onkel Emil saß an der Seite der Braut. Der feine alte Herr war mit mehreren Orden geschmückt, einige trug er sogar um den Hals. Beim Braten erhob er sich und redete: Meine Damen und Herren! Ich kenne den Herrn Gutsverwalter Kattrup gut und halte große Stücke auf ihn. Er ist ein getreuer Freund, ein tüchtiger Mann und ein vollendeter Gentleman, und solcher Männer gibt es nicht sonderlich viele. Die junge Dame, die nun ihr Schicksal an das seinige geknüpft hat, kenne ich nicht. Ich beuge mich aber vor ihr in tiefer Ergebenheit; es scheint ihr gegeben, in einem Heim die Sonne zu sein. Meine besten Wünsche für sie beide. Verehrte

Frau, Ihr Mann weiß, daß er einen Freund in mir hat, und Sie mögen wissen, daß Sie einen Bewunderer in mir haben, der bereit ist, Ihnen und Ihrem Hause ein Freund zu sein. Ich kenne ihn, ich sehe Ihre Schönheit und Ihren Liebreiz. Davor beuge ich mich und wünsche Ihnen beiden Glück und Segen.

Mehr sagte der Kammerherr nicht, aber ein Kammerherr braucht auch nicht mehr zu sagen, und der alte, gutherzige Vater Anthan war ganz benommen von all der Ehre.

Der Reisende, der eine prachtvolle Silberjardiniere — Onkel Emils Hochzeitsgeschenk — taxierte, freute sich schon im stillen darauf, wie er seinen hochmütigen Schwager damit ärgern werde, daß sich dieser ein richtiges Fest hatte entgehn lassen.

Dann wurden Reden gehalten, als wäre es die Hochzeit eines Erbherzogs. Die alte Frau Anthan weinte nach der Mahlzeit und streichelte ihrer Tochter das lichte Haar: Ach, Helgachen, wenn ihr euch bloß noch einen Prediger geleistet hättet, dann wäre es ganz so gewesen, wie es müßte.

Der Sachanwalt, dem der Kamm geschwollen war, redete ab und zu ein paar Flausen über gewisse Dinge, wurde aber vom Onkel Emil in Schach gehalten. Einem Kammerherrn von Onkel Emils Größe gegenüber war der dekorierte Freiheitsmann nur schwach. Aber alle waren darin einig, daß auch nicht das Geringste an dem Feste fehlte. Im Grunde genommen fehlte vielleicht bloß das Wichtigste! Zeitig brach man auf.

Die Brautnacht verlebte das Paar in einem Kopenhagner Hotel, dessen Personal nicht ahnte, daß es Neuvermählte waren, die ihr junges Glück in drei nebeneinander liegenden Zimmern der Beletage verbargen. Katt hatte zwei Schlafzimmer verlangt.

Zeremoniell und ergebungsvoll führte er seine junge Gattin in das für sie bestimmte mittlere Gemach.

Helga, sagte er, ich nenne dich fortan Helga. Du bist nun meine Frau; das bedeutet eine Stellung, die für dich nur Rechte, keine Pflichten mit sich führt. Wenn die Zeit naht, dann ziehn wir nach Steensgaard hinüber. Vor der Zeit soll Jörgen nichts davon erfahren, was geschehn ist. Der Kammerherr hat mir versprochen zu schweigen, und zu Hause weiß niemand etwas davon.

Sie schaute ihn an, und Tränen brachen aus ihren Augen. Gib mir ein Versprechen, ein heiliges Versprechen, gelobe mir, daß du ihm niemals etwas zuleide tun wirst.

Katt schwieg. Versprichst du es? fragte sie wieder und ergriff seine Hand.

Um deinetwillen, ja! sagte er. Dann beugte er sich und küßte ihre Hand.

Die Tränen verschleierten ihren Blick, und als sie den Kopf hob, war er weg. Lange stand sie am Fenster und starrte in die lichte Nacht hinaus, in der das Großstadtleben in den hell erleuchteten Straßen lärmte und die elektrischen Ungetüme donnernd über den großen Platz mit den grünen Bäumen jagten. Da war es ihr, als stiege aus dem Getümmel der Großstadt ihr neues Heim empor: Steensgaard, von der Brücke aus gesehn, war der die Verwalterwohnung lag; dort oben wähnte sie den roten Giebel des Schlosses zu schauen, und unter diesem ... da starrten sie ihr entgegen wie zwei große leere Augen: die Fenster seines Zimmers, wo sie vor zwei Jahren — zwei kurzen Jahren so unsäglich glücklich gewesen war.

Wie, wenn sie nun in diese neue Heimat zog? Wenn er dann später käme? O, fast wünschte sie, daß er niemals kommen möge. Und dennoch wünschte sie es innig. Vor ihrem Bett, das weiß und schimmernd im Sommernachtsscheine dastand, sank sie in die Knie, und dann betete sie alle Gebete aus ihrer Kindheit durch; sie betete um Vergebung aller Sünden und Übertretungen und um Vergebung der nur bürgerlichen Trauung; sie betete, während die Stunden verstrichen, und der Lärm der Großstadt sich legte.

Im danebenliegenden Zimmer saß Katt und arbeitete an dem Entwurf zu einem Arbeitskontrakt, den er Vögedal versprochen hatte, und der ein einziges Grundstück des großen Markdannerschen Karrees betraf; es war von Herrn cand. jur. Kattrup für ein katholisches Konsortium erworben worden.

Der Kammerherr und sein Sekretär genossen am Abend noch eine kleine Erfrischung auf Nimbs Terrasse im Tivoli. Der Kammerherr war bei guter Laune.

Hm hm, sagte er zu seinem Faktotum, Johansen, glauben Sie an platonische Ehen?

Herr Kammerherr, erwiderte der Sekretär, was das betrifft, so kann ich nur mit einem Worte des Papstes Sixtus des Fünften über eine schwärmerische Sekte wiederholen: Non si chiava in questa religione, non durera; dieses hat Seine Hochwohlgeboren der Baron Holberg sehr herrlich folgendermaßen übersetzt: In diesem Sekt ist alle Lust des Fleisches enthalten, und daher kann er nicht von langer Dauer sein!

Der Kammerherr lachte. Aber weder er noch sein Sekretär sprachen irgendwo von der Hochzeit Katts, und so blieb diese Begebenheit allen verborgen: den Glücklichen auf Trudstrup, Ihrer Gnaden, Seiner Exzellenz und dem ganzen Steenfeldschen Hause.

So hatte es Katt gewünscht, und so wurde es.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel.

Berlin, 8. März 1908

(Der nahe Orient und die europäische Politik. Die innere Lage. Sozialpolitik im Reichstage. Der Brief des Kaisers an Lord Tweedmouth.)

Schnell wird jetzt das Rad der Weltgeschichte herumgeworfen. Die orientalische Frage, die solange Zeit hindurch die große Politik beherrscht hatte, schien eines Tages gänzlich in die Rumpelkammer verwiesen zu sein, als Rußland, wie man annehmen mußte, seine ganze Kraft auf die Befestigung seiner Stellung im fernen Osten verwandte. Die Völker im Balkan kümmerten sich freilich wenig darum. Hier lebte die alte Feindschaft der Nationalitäten ungestört fort, und die Mißwirtschaft des türkischen Verwaltungssystems gab den willkommnen Vorwand, unter dem Scheine gerechter Empörung gegen harten Druck alle zügellosen Leidenschaften des Nationalhasses und der Raubgier walten zu lassen. Und als die Lage nun glücklich wieder so weit gediehen war, daß das Einschreiten des „europäischen Konzerts" bevorzustehen schien, erfolgte im Oktober 1903 jene bekannte Verständigung zwischen Österreich-Ungarn und Rußland, die als das Mürzsteger Programm bekannt geworden ist. Wenn die beiden Ostmächte, die so oft als Rivalen in den Balkanfragen aufgetreten waren und ihre Bestrebungen gegenseitig durchkreuzt hatten, jetzt Hand in Hand marschierten und die Frage der mazedonischen Reform gemeinsam auf einer vereinbarten Grundlage gegenüber der türkischen Regierung zu vertreten entschlossen waren, dann schien in der Tat die Lösung nahe. Da Deutschland den Ostmächten eine feste Rückendeckung gewährte und zugleich einen Einfluß auf die Pforte hatte, der im Sinne des Mürzsteger Programms nur günstig wirken konnte, da ferner Frankreich auf Rußland, Italien auf Österreich-Ungarn

Rücksicht zu nehmen hatte, England aber einen isolierten Druck auf die Ostmächte im nahen Orient unmöglich für ratsam halten konnte, so war alles in bester Ordnung, wenn nur die Türkei sich wirklich bestimmen ließ, die notwendigen Reformen schnell und ehrlich durchzuführen. Aber die orientalische Staatskunst denkt anders über solche Sachen. Sie will nichts überstürzen. Sie wappnet sich mit Geduld und fordert Geduld, weil niemand wissen kann, was Allah in seinem Rate beschlossen hat, und wie die Dinge morgen aussehen. Und mit dieser Ergebenheit in das, was kommen muß, verbindet sie eine feine Witterung. Sie hatte mit scharfem Blick erkannt, daß das Schema des Dreibunds und Zweibunds, das die europäische Politik immer noch zu beherrschen schien, für die Verhältnisse des nahen Orients nicht paßte, daß sich vielmehr mit dem Augenblick, wo die Bestrebungen der Balkanvölker die Politik der Großmächte wieder in Mitleidenschaft zogen, die alte Scheidung der Ost- und Westmächte vollzog. Die Abkühlung Frankreichs gegen Rußland ging zwar nicht so weit, daß es den Verbündeten von Kronstadt und Toulon fallen lassen wollte, solange das Verhältnis zu Deutschland das alte blieb, aber vorhanden war diese Abkühlung sicherlich, soweit die Empfindlichkeit der Franzosen wegen ihrer behaupteten Rolle als lateinische Vormacht im Orient gegenüber den Prätensionen Rußlands, des Beschützers der griechisch-orthodoxen Christen, in Frage kam. Und ebenso war für Italien das Bundesverhältnis zu Österreich-Ungarn bei seinen Bestrebungen, seine Interessensphäre über die Adria hinaus zu erweitern und an den Balkanfragen tätigen Anteil zu nehmen, eher ein Hindernis als eine Förderung. Auch in Italien mußte also die Neigung überwiegen, sich in der Orientpolitik an Frankreich anzulehnen. Nimmt man hinzu, daß England eben damals stärkere Garantien für seine Mittelmeerstellung suchte und deshalb den Wünschen Frankreichs nach einer grundsätzlichen Annäherung entgegenkam, so erklärt sich die neue Gruppierung der Mächte in der Orientfrage zu Genüge. Aber noch war das Übergewicht bei den Ostmächten, und das Interesse der Weltpolitik war mehr auf Ostasien als auf Konstantinopel gerichtet.

Da kam der russisch-japanische Krieg, dessen Ergebnisse und Folgen das Ansehen und die Aktionsfreiheit Rußlands in einem vorher wohl nur von wenigen geahnten Umfange erschütterten. Das wirkte zurück auf die Verhältnisse im nahen Orient. Nachdem Rußland das Spiel in Ostasien so gründlich verloren hatte, stand auch sein Prestige gegenüber der Türkei auf dem Spiel, und das mußte die gereizte und revolutionäre Stimmung im russischen Volke ebenso verschärfen, wie es die Autorität Rußlands bei seinen eignen mohammedanischen Untertanen erschütterte. Die russische Regierung war daher wohl aber übel genötigt, ihrem Einfluß auf der Balkanhalbinsel besondre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Seitdem ist bekanntlich noch eine andre Wendung von Bedeutung eingetreten, nämlich die Verständigung mit England über die asiatische Politik, wodurch Rußland gewissermaßen noch mehr als früher die Hände für seine Balkanpolitik frei bekommt.

Inzwischen ist jedoch auch das Donaureich aus seiner Passivität in auswärtigen Interessenfragen herausgetreten. Der jetzige Leiter der österreichisch-ungarischen auswärtigen Politik, Freiherr von Aehrenthal, hat durch einen entschloßnen Schritt die Förderung der wirtschaftlichen Interessen des Reichs in Angriff genommen, indem er die direkte Eisenbahnverbindung zwischen Salaniki und den bosnischen Bahnen durch den Bau des bisher noch fehlenden Zwischenstücks sowie die Verbindung zwischen Bosnien einerseits und Griechenland und Montenegro andrerseits vorgeschlagen und vorbereitet hat. Die Eröffnung dieser neuen Verkehrswege bedeutet ein wirtschaftliches Lebensinteresse für Österreich-Ungarn, woran auch Deutschland einen gewissen Anteil hat. Deutschland kann sich allerdings nicht direkt auf der

Balkanhalbinsel an solchen Unternehmungen beteiligen, aber es kann dem Bundesgenossen mit Fug und Recht eine weitgehende moralische Unterstützung zuteil werden lassen.

Es entstand nun die Frage, wie sich Rußland bei der seit den Mürzsteger Besprechungen veränderten Lage mit dieser Angelegenheit abfinden werde. Es ist bezeichnend, daß die panslawistische Presse die Gelegenheit gekommen glaubte, die Aufmerksamkeit des russischen Volks von den innern Fragen abzulenken und die alten volkstümlichen Lieblingsgedanken der russischen Balkanpolitik wieder aus der Rumpelkammer hervorzuholen. Die Blätter begannen sich zu entrüsten über das Vorgehen Österreich-Ungarns und den Plan der Sandschakbahn, und man stellte sofort den Gegenplan einer andern Bahnverbindung auf, die von Bulgarien aus die russische Interessensphäre auf der Balkanhalbinsel direkt mit dem Adriatischen Meere verbinden und die Sandschakbahn in Üsküb kreuzen sollte. Auch ein gelindes Säbelrasseln gegen die Türkei war zu spüren, freilich zunächst in der vorsichtigen Form der Warnung vor angeblichen Rüstungen der Pforte gegen Rußland. Man benutzte dazu als Anlaß die militärischen Vorkehrungen, die von der Türkei in Kurdistan und Türkisch-Armenien infolge der Grenzkonflikte mit Persien getroffen worden waren, und die in dem benachbarten russischen Transkaukasien in der dort landesüblichen Weise durch wilde Gerüchte übertrieben wurden. Die russische Regierung ließ sich jedoch durch diese Preßtreibereien nicht aus der Bahn werfen. Sie ließ allerdings merken, daß sie durch das österreichische Vorgehen unangenehm berührt sei und die Auffassungen Aehrenthals nicht ohne weiteres teile. Indem sie aber der volkstümlichen Auffassung so weit Rechnung trug, gab sie zugleich deutlich zu verstehn, daß die Grundlage des Mürzsteger Programms nicht verlassen werden solle. Wenn die panslawistische Presse außerdem ziemlich unvorsichtig auch gegen Deutschland gehetzt und gemeint hatte, daß Österreich-Ungarn mit seiner neuen Balkanpolitik der Schrittmacher deutscher Interessen sei, so mußte dieser Hinweis erst recht die Wirkung haben, der offiziellen Leitung der russischen Politik die Folgen einer unüberlegten Abweichung von den Bahnen maßvoller Verständigung mit Österreich-Ungarn zum Bewußtsein zu bringen. Das Ergebnis ist also, daß Rußland nicht daran denkt, eine Krisis auf der Balkanhalbinsel heraufzubeschwören, und daß es nicht gesonnen ist, sich in der Wahrung der für seine Machtstellung allerdings entscheidenden Stellung im nahen Orient zu Unvorsichtigkeiten hinreißen zu lassen.

Das ist für die Haltung der andern Mächte und somit für die ganze europäische Politik von großer Wichtigkeit. Der erste Anschein, als ob Rußland scharf gegen Österreich-Ungarn Stellung nehmen werde, veranlaßte auch sogleich in Frankreich ungünstige Beurteilungen der Politik Aehrenthals, hinter der man Deutschlands Mitwirkung vermutete. Merkwürdiger war die Entschiedenheit, mit der die offizielle englische Politik zu verstehn gab, daß sie den österreichischen Projekten nicht günstig gesinnt war. Es schien, als ob sich Sir Edward Grey die Gelegenheit nicht entgehn lassen wollte, die seltsame Fügung zu betonen, daß sich die Solidarität der Westmächte, insbesondre Frankreichs und Englands, mit den Konsequenzen der Politik deckte, die zu dem russisch-englischen Abkommen geführt hatte. Das mußte in Österreich-Ungarn um so unangenehmer berühren, als die englische Politik sonst immer freundschaftliche Berührungen mit den Interessen des Donaureichs gesucht hatte und namentlich König Eduard selbst in persönlichen Zusammenkünften mit Kaiser Franz Joseph und in Besprechungen mit österreichischen Staatsmännern stets in der gleichen Richtung bemüht gewesen war. Doch zeigte sich bald, daß die Mißstimmung des Londoner Kabinetts über die Politik Aehrenthals, als deren Folge

man vielleicht auch dort eine Stärkung deutschen Einflusses und deutscher Verkehrsunternehmungen auf türkischem Gebiete fürchtete, nicht allzuernst zu nehmen war. Denn die Meinungen in England über diese Fragen waren sehr geteilt. Auf der einen Seite mußte mit dem leidenschaftlichen Interesse der liberalen Kreise für die mazedonischen Reformen gerechnet werden. In Deutschland macht man sich in der Regel eine falsche Vorstellung von dieser Eigentümlichkeit der englischen Denkweise. Weil die englische Politik meist rücksichtslos, nicht selten brutal in der Verfolgung ihrer Interessen ist, unterschätzt man bei uns leicht die Wirkungen des sentiment an der englischen Volksseele, das mitunter in überraschender Stärke und Leidenschaft gerade da hervorbricht, wo man eigentlich nicht das geringste Interesse vermuten sollte. Der englische Liberalismus zu Gladstones Zeit war russenfreundlich, weil er von Rußlands Vorgehen Erfolge für die Lage der christlichen Balkanvölker erwartete. Mit diesem leidenschaftlichen Interesse der Liberalen Englands für die Reformen in Mazedonien muß auch das heutige liberale Kabinett noch rechnen; Stimmungen dieser Art mögen auch heute noch aus Tradition in eine Hinneigung zu Rußland ausmünden. Aber eine sichre Unterlage für eine unvorsichtige Parteinahme für Rußland gegen Österreich-Ungarn bilden diese Stimmungen keineswegs. Deshalb hat Sir Edward Grey zwar den russenfreundlichen Regungen in England anfangs ein Zugeständnis gemacht, aber schwerlich wird er sie für so bedeutend halten, um sich darauf festlegen und zu weit treiben zu lassen. Nachdem sich nun gar herausgestellt hat, daß das Mürzsteger Programm aufrecht erhalten bleibt, fällt jeder Grund weg, sich um der liberalen Traditionen willen gegen Österreich-Ungarn zu erhitzen.

Auf der andern Seite ist in der Stimmung des englischen Volks gegenüber dem englisch-russischen Abkommen ein gewisser Umschwung bemerkbar. Die konservative Opposition hat in dieser Frage Terrain gewonnen. Die Kritik findet an den Bestimmungen des Vertrags je länger je mehr allerlei auszusetzen und findet, daß der englische Einfluß in Persien in unberechtigter Weise zurückgedrängt worden sei, und daß das ganze Abkommen überhaupt England Rußland gegenüber viel zu sehr binde. Die alte Eifersucht der englischen Konservativen gegen die Bestrebungen Rußlands im Orient regt sich wieder stärker und zwingt die liberale Regierung zur Vorsicht. Baron Aehrenthal braucht also nicht zu befürchten, daß aus seiner Politik irgendeine Konstellation der Mächte entsteht, die zu einer unerwünschten Krisis führen könnte. Im Gegenteil möchten wir glauben, daß die kräftigere Initiative in der österreichisch-ungarischen Politik — wobei übrigens auch an die kluge Aussprache und direkte Verständigung mit Italien erinnert sein mag — einen günstigen Einfluß auf die europäische Lage ausüben wird. Das ist auch für uns ein Vorteil und ist um so mehr zu beachten, als die Verhältnisse in Marokko noch immer keine befriedigende Lösung gefunden haben, und deshalb die Besorgnis bestehn bleibt, daß diese Frage noch einmal zu schlimmen Verwicklungen führt. Doch das muß einer spätern Besprechung vorbehalten bleiben.

Was unsre innern Verhältnisse betrifft, so bemüht sich die Presse zu einem großen Teil noch immer, nachzuweisen, daß die Lage für die Blockpolitik immer schlimmer wird. Das ist müßiges Gerede. Natürlich hat es jede Partei in der Hand, Schwierigkeiten für die Blockpolitik zu schaffen oder wegzuräumen, je nachdem sie mit bösem oder mit gutem Willen an die gesetzgeberischen Aufgaben herantritt. Theoretisch solche Schwierigkeiten herauszufinden und an der Hand dieser geistreichen Konstruktionen über den Gedanken der Blockpolitik zu schimpfen oder zu witzeln ist kein Kunststück; das kann zur Not auch der größte Idiot fertigbringen. In der Praxis fragt es sich nur, wie die Parteien die Verwirklichung ihrer Grund-

sätze und Ideale in der gegenwärtigen politischen Lage besser sichern, ab durch eigensinnige Hervorkehrung der trennenden Momente oder durch verständiges Nachgeben in allen den Fragen, deren Eigenart darauf hinweist, daß eine positive Leistung notwendig zustande kommen muß, oder daß ein von rechts und links als gemeinschädlich erkannter Einfluß zurückgedrängt werden soll. Trotz allen Bedenken und Protesten in der dem Block abgeneigten Presse, trotz allen Intrigen des Zentrums und trotz den wütenden Angriffen der Sozialdemokratie haben die bisherigen Reichstagsverhandlungen nicht den Beweis der Undurchführbarkeit der Blockpolitik geliefert, sondern gerade das Gegenteil dargetan. Das einzige Störende ist bis jetzt die Agitation für die Reform des preußischen Wahlrechts gewesen. Man muß aber auch hier genau unterscheiden zwischen der Agitation, die die liberalen Parteien im Lande für eine ihrem Programm entsprechende Idee betreiben, und die auch der Gegner als berechtigt anerkennen muß, und den Verirrungen der Agitation, die aus der Wahlrechtsreform eine Bedingung der Blockpolitik machen wollen und das ablehnende Verhalten der preußischen Regierung als eine Abwendung des Fürsten Bülow von seiner eignen Idee darstellen.

Man hat die Befürchtung gehegt, die Blockpolitik werde durch die Ausschaltung des Zentrums aus der Reihe der Parteien, auf die die Regierung in nationalen Fragen rechnet, auf die Entwicklung der Sozialpolitik einen ungünstigen Einfluß ausüben. In Zentrumskreisen hat man besonders im letzten Sommer alle Minen springen lassen, um den Rücktritt des Grafen Posadowsky in diesem Sinne zu deuten und auszubeuten. Die gegenwärtigen Beratungen im Reichstage zeigen, daß diese Besorgnis unbegründet war. Herr v. Bethmann-Hollweg geht denselben Weg, den Graf Posadowsky gegangen ist, und findet dabei dieselben Mitarbeiter. Daß in seinen Ausführungen eine andre persönliche Schattierung ist, ändert so gut wie nichts an der Sache. Man debattiert über diese Fragen genau so wie früher, und auch das Zentrum hat darin seine sachliche Haltung um nichts geändert. Soeben liegt die erste Beratung des sogenannten „kleinen Befähigungsnachweises" hinter uns, jener Bestimmungen, die das Recht, Lehrlinge auszubilden, nur den geprüften Meistern zuerkennt. Diese Vorlage ist bekanntlich vom Grafen Posadowsky schon angekündigt und vertreten worden. Bemerkenswert war auch der Verlauf der Beratungen über die Gewerbeordnung, insbesondre die Bestimmungen über die Heimarbeit. Ohne irgendwie unter das Schema der Blockpolitik zu fallen, geben sie doch ein Beispiel, wie Fragen der praktischen Politik losgelöst von allen Parteitendenzen behandelt werden können. Friedrich Naumann ist in Angelegenheiten der allgemeinen Politik gewiß nicht nach jedermanns Geschmack, aber seine neuliche Rede über die Verhältnisse der Hausindustrie war ein kleines Meisterstück aus der Schule reichhaltiger praktischer Erfahrung und ebenso scharfer wie verständnisvoller und warmherziger Beobachtung der Wirklichkeit. Als solches wurde die Rede auch von dem Staatssekretär und manchem entschiednen Gegner gewürdigt.

Ein merkwürdiger Lärm hat sich neuerdings erhoben über einen Privatbrief des Kaisers an ein Mitglied des englischen Kabinetts, den Ersten Lord der Admiralität Lord Tweedmouth. Die Sache ist nach zwei Seiten hin interessant. Erstens zeigt es sich, wie leicht es heutzutage ist, die Öffentlichkeit um ein Nichts in Erregung zu versetzen, wenn nur mit der nötigen Dreistigkeit eine ganz gewöhnliche und harmlose Sache zu einem ganz unerhörten, nie dagewesenen Vorgang aufgebauscht wird. Daß ein regierender Herr mit hervorragenden Persönlichkeiten eines andern Landes gelegentlich in Briefwechsel tritt, ist etwas, woran bisher noch niemand Anstoß genommen hat. Seit Menschengedenken ist dergleichen etwas ganz Gewöhnliches,

wenn es vielleicht auch nicht immer in so ausgiebigem Maße geschehen ist wie zu jener Zeit, als der englische Hof bei Lebzeiten des Prince Consort keine Gelegenheit vorübergehn ließ, ohne über innere deutsche Angelegenheiten seine Meinung zu sagen. Der Kaiser hatte eine Äußerung des ihm persönlich bekannten Lord Esher erfahren, die ihm und der öffentlichen Meinung in Deutschland eine nicht zutreffende Stellung zu britischen Flottenfragen unterschob. Er sprach sich in einem Privatbriefe an Lord Tweedmouth ganz unbefangen über jene Ansicht Lord Eshers aus, und das kam durch eine Indiskretion an die Öffentlichkeit. Darin eine Einmischung des Deutschen Kaisers in innere Angelegenheiten Englands zu sehen, ist ein Kunststück, zu dessen Vollbringung ein Maß von Gehässigkeit nnd nebenbei Dummheit gehört, wie es in der englischen Presse wohl nur bei der Times zu finden ist, wenn es sich um Hetzereien gegen Deutschland handelt. Man kann das wohl um so unbefangner aussprechen, als es der Times von der anständigen Presse Englands selbst in den verschiedensten Variationen gesagt worden ist, und zwar hier und da so derb, wie es bei der sonst üblichen kollegialen Höflichkeit der englischen Blätter untereinander selten ist. Und das ist der zweite Punkt, der uns interessant erscheint. Die öffentliche Meinung Englands ist auf diesen plumpen Hetzversuch der Times, den sogar der Pariser Figaro beißend scharf verspottet, nicht hineingefallen, wenn auch die konservative Presse etwas knurrt und sich abwartend verhält. Das ist ein bemerkenswerter Umschwung, den wir nicht übersehen wollen.

Koloniale Rundschau.

Berlin, 10. März 1908

Dernburgs Programm heißt in Wirklichkeit das Thema, um das sich diesesmal die Verhandlungen der Budgetkommission des Reichstags in der Hauptsache drehen. Der eigentliche Verhandlungsgegenstand, der Haushalt der Kolonien, tritt ganz in den Hintergrund und wird ohne viel Geschrei erledigt. Er bietet im Grunde genommen ja nicht viel Bemerkenswertes, wenn sich auch immerhin aus ihm die erfreuliche Tatsache ergibt, daß sich unsre Kolonien in aufsteigender Entwicklung befinden. Um so mehr fordert das Programm Dernburgs ernste Aufmerksamkeit. Bisher hat die Kolonialverwaltung ohne eigentliches „Programm“ gearbeitet. Dies brachte sicherlich viele Nachteile, aber auch mancherlei Vorteile. Geschickte und fähige Kolonialbeamte konnten dabei nach eignem Programm in ihrem Wirkungskreis Ersprießliches leisten, und diesem Umstande verdanken wir es, daß sich die Kolonien trotz allen Hemmnissen politischer Art langsam, aber sicher entwickelt haben. Kein Programm ist eben schließlich besser als ein schlechtes. Ist nnn das Dernburgsche Programm gut oder schlecht? Die Meinungen darüber sind sehr geteilt, und die Frage läßt sich nicht schlechtweg mit Ja oder Nein beantworten. Soviel ist sicher, daß Dernburg heute mehr Gegner als Anhänger hat, jedenfalls unter denen, die von kolonialen Angelegenheiten etwas verstehn. Kein Wunder, denn sein Programm verfolgt in seinen Hauptzügen das Gegenteil von dem, was man als das Ergebnis zwanzigjähriger kolonialer Praxis zu betrachten berechtigt ist: die Notwendigkeit einer kraftvollen Eingebornenpolitik. Wir haben in Heft 9 unsern Standpunkt dargelegt, der durchaus dem der „alten Afrikaner“ und der kolonialen Praktiker entspricht. Es ist uns ganz begreiflich, daß eine Politik, die den Neger durch Bau von Eisenbahnen gewissermaßen zur Beteiligung an der Erschließung des Landes nur freundlichst einladen will, ohne Gewähr zu bieten, daß er dieser für uns teuern Einladung auch Folge leisten wird, eine Politik, die ängstlich davor warnt, im Reichstage nicht zu viel von Arbeitszwang zu sprechen, da dies die Herren Neger verschnupfen könnte, die dagegen

laut betont, daß wegen der 400000 Krieger, die Oſtafrikas Bevölkerung — notabene, wenn ſie einig wäre — gegen uns aufſtellen könnte, Reibungsflächen vermieden werden müſſen — daß dieſe Politik bei unſern Kolonialpionieren, die erſt die Grundlage zu einer ernſthaften Erſchließungstätigkeit geſchaffen haben, auf energiſchen Widerſtand ſtoßen muß. Der Neger iſt wirtſchaftlich und politiſch ein Kind und muß erzogen und gegängelt werden, nicht mit rohem Zwang, aber mit ruhigem Ernſt. Es muß ihm beigebracht werden, daß er ſich unter unſrer Herrſchaft nützlich zu betätigen hat; daß dies zu ſeinem eignen Beſten iſt, wird er ſpäter einſehen. Das Gegenteil würde auf dasſelbe hinauslaufen, wie wenn wir unſern Schuljungen anheimſtellen wollten, ob ſie arbeiten wollen oder nicht, und den Lehrern empfehlen würden, die Schüler ja vorſichtig zu behandeln, damit ſie von dieſen nicht verhauen werden.

Das Dernburgſche Programm enthält ſicherlich eine Reihe ſehr guter Gedanken, namentlich der Zug ſozialen Empfindens, der ihm zugrunde liegt, kann nur ſympathiſch berühren. Es ſollte aber dem Staatsſekretär doch zu denken geben, daß gerade die „alten Afrikaner“ andrer Anſicht ſind als er, die drüben in ihrem Wirkungskreis am meiſten erreicht haben und ſich bei den Eingebornen großen Anſehens erfreuen, obwohl oder vielmehr weil ſie dieſe mit Beſtimmtheit zur Arbeit herangezogen haben, natürlich ohne ſie ſchlecht zu behandeln oder auszubeuten. Selbſtbewußtſein iſt gewiß eine ſchöne Eigenſchaft, ſie darf aber nicht dazu verführen, alles, was nicht eigner Erfahrung entſpringt, als unweſentlich beiſeite zu ſchieben. Die kurze Afrikareiſe befähigt den Staatsſekretär keineswegs, die Verhältniſſe drüben mit Sicherheit zu beurteilen. Zu welchen Trugſchlüſſen man dabei gelangen kann, dürfte ihm die kleine Epiſode mit den von ihm wegen ihres Fleißes in den Himmel gehobnen Trägern gezeigt haben. Bekanntlich iſt auf dieſer Reiſe, die von Dernburg beſtaunte Muſterleiſtung, wie nachträglich feſtgeſtellt worden iſt, nur dadurch erreicht worden, daß die Träger — an ſich ſchon die beſten, die zu haben waren — geprügelt wurden wie noch nie. Es würde dem Staatsſekretär bei einer zweiten Reiſe in Oſtafrika ohne „ſanften Druck“ tatſächlich ſchwer fallen, Träger zu bekommen. Theorie und Praxis!

Der Dernburgſche Standpunkt ſtößt aber nicht nur in der Eingebornenfrage, ſondern auch in der Inderfrage und in der Beſiedlungsfrage auf lebhaften Widerſpruch. In der Inderfrage hat er ja ganz recht, wenn er der Anſicht iſt, daß die Inder nicht mit einem Federſtriche ausgeſchaltet werden können, denn ſie erfüllen ſicherlich eine wichtige volkswirtſchaftliche Aufgabe, die Ausbreitung des Handels in friſch erſchloßnen und wenig bevölkerten Gebieten. Was aber gefordert werden kann, iſt eine ſchärfere handelsrechtliche Regelung des Inderhandels und die Fernhaltung der Inder aus Gebieten, in denen der Handel durch Europäer ausgeübt werden kann, ferner die Verhinderung der Einwanderung unbemittelter Elemente. Dies gilt übrigens nicht nur für die Inder, ſondern auch für Europäer. In dieſer Beziehung können wir uns die Franzoſen zum Vorbild nehmen, die irgendwelches Proletariat, ſei es nun indiſches oder europäiſches, überhaupt nicht in ihre Kolonien hineinlaſſen. Die Furcht, wir könnten durch ſchärfere Kontrolle der indiſchen Einwanderung und des indiſchen Handels die Engländer vor den Kopf ſtoßen, iſt in dieſem Falle ganz unberechtigt, denn wir verlangen für ihn ja keine Sonderbehandlung, ſondern nur dieſelben Verpflichtungen wie für andre Kaufleute. Erfreulich wäre es freilich, wenn mit der Zeit teils der deutſche Kaufmann, teils der Eingeborne an die Stelle des Inders treten würde, aber dies iſt eine ſpätere Sorge.

Leichter als durch den Kleinhandel wird der Deutſche, wie die Verhältniſſe heute liegen, als Kleinſiedler in manchen Gegenden Oſtafrikas, vielleicht auch Kameruns, ſein Fortkommen finden, wenn einmal in größerm Umfange Eiſenbahnen das Land

durchziehen. Dernburg steht der Ansiedlungsfrage freilich skeptisch gegenüber, wahl mit Unrecht. Wenn wir auch noch nicht wissen, wie sich die bis jetzt vorhandnen Kleinsiedlungen am Meruberg entwickeln werden, so darf sich doch unsers Erachtens die Kolonialverwaltung nicht der Pflicht entziehen, in den gesunden Hochländern in der Nähe der projektierten Eisenbahnen für Kleinsiedlungen geeignete Landstücke zu reservieren. Die Eingebornen und die Plantagenwirtschaft werden deswegen nach lange nicht zu kurz kommen.

In Sachen der Eisenbahnfrage hat sich Dernburg bis jetzt nur über Ostafrika geäußert. Im allgemeinen will er ja, was sehr erfreulich ist, in seinen Forderungen nicht allzu bescheiden sein, denn endlich müssen wir doch in dieser Beziehung vorwärts kommen. Aber seine neuliche Erklärung wegen der ostafrikanischen Zentralbahn mutete doch etwas eigenartig an. Er hat in seinen frühern Kundgebungen, durch die er der wirtschaftlichen Bedeutung der Kolonien vor der öffentlichen Meinung Geltung verschaffte, stets die wirtschaftliche Seite der kolonialen Fragen betont. Um so mehr muß es auffallen, daß er auf einmal die Zentralbahn wegen angeblicher Aufstandsgefahr für dringend erklärt. Wenn man sich auf diesen Standpunkt wird stellen wollen, so sind schließlich alle Kolonialbahnprojekte dringend, noch dringender als die Zentralbahn. Denn in Unyamwesi, über dessen Bewohner Dernburg ja selbst bei seiner Rückkehr des Lobes voll war, ist sicherlich am wenigsten ein Aufstand zu befürchten. Dagegen sprechen dringende wirtschaftliche Gründe für einen baldigen Bau der ostafrikanischen „Südbahn". Der Bau der Zentralbahn kann nebenher laufen. Dies ist ebenfalls die Meinung der Mehrzahl der alten Afrikaner.

Kurz und gut, es gibt eine ganze Reihe wichtiger und grundlegender Fragen auf kolonialem Gebiet, in denen zwischen dem Staatssekretär und unsern kolonialen Praktikern tiefgehende Meinungsverschiedenheiten bestehn.

Symptomatisch für die Anschauungen Dernburgs ist die Auflösung des Kolonialrats. Nun braucht man zwar dieser Körperschaft in ihrer bisherigen Form keine Tränen nachzuweinen. Aber es wäre gerade bei der Neigung Dernburgs, seine junge koloniale Anschauung gegenüber der in langjähriger praktischer Arbeit gewonnenen Erfahrung durchzusetzen, sehr wünschenswert, daß der einflußlose Kolonialrat einen einflußreichern Ersatz fände. Ob man diesen „Sachverständigen-Kommissionen" nennt oder anders, ist schließlich unwesentlich. Die Hauptsache ist, daß diesen Kommissionen ein gewisser, wenn vielleicht auch nur mittelbarer Einfluß gesichert wird, dergestalt, daß die Wahl ihrer Mitglieder nicht ausschließlich der Kolonialverwaltung überlassen wird, sondern, daß die kolonialen Körperschaften (Farmer- und Pflanzervereine usw.) ihre Vertreter entsenden können. Ferner müßte das Ergebnis der Verhandlungen in Form von Leitsätzen der Volksvertretung offiziell unterbreitet werden, damit sich diese ein Urteil darüber bilden kann, wie man in Kreisen des kolonialen Erwerbslebens über die einzelnen Fragen denkt.

Denn schließlich darf nicht zugegeben werden, daß wichtige Lebensfragen der Kolonien von einem Manne allein entschieden werden, zumal wenn dieser fast durchweg andrer Ansicht ist als die meisten wirklichen Kolonialkenner. So sehr wir die tatenfrohe und zielbewußte Natur Dernburgs gerade für die kolonialen Angelegenheiten schätzen, so halten wir es doch für gefährlich, allein seinem Programm zu folgen. Unsre Kolonialpioniere draußen müssen schließlich am besten wissen, was den Kolonien frommt, und der Leiter der Kolonialverwaltung wird es verstehn müssen, seine sozialen und wirtschaftlichen Anschauungen mit den Anschauungen derer in Einklang zu bringen, die die Sache am nächsten angeht. Hier dürfte wieder einmal der goldne Mittelweg der beste sein. Hauptsächlich wäre etwas mehr nationaler Egoismus vonnöten!" R. W.

Aus japanischen Schulen. Ein englischer Offizier, P. W. Narth, der selbst an einer Schule in Tokio unterrichtet, hat dabei das Primär- und Sekundärschulwesen Japans eingehend studiert und legt seine Eindrücke in einem sehr lesenswerten Aufsatz von The Nineteenth Century and after nieder; sie gipfeln darin, daß die Engländer auch darin manches von ihren gelben Verbündeten lernen können. In den Primärschulen — Schulzwang vom sechsten bis zum zehnten Jahre; drei Jahre höhere Primärschule und Sekundärschule sind freiwillig — war der Engländer vor allem von der Ordnung und der Disziplin betroffen, die darin herrschten; dann fiel ihm die Kürze der jedem einzelnen Gegenstande gewidmeten Unterrichtsstunden und endlich der systematische Unterricht im Patriotismus und die militärische Erziehung auf, die hier schon mit den Knaben begannen wird. Der Unterricht in den Primärschulen für Knaben dauert für die ältern von neun bis drei, für die jüngern von neun bis zwei Uhr; des Sonnabends ist nur halbe Schulzeit, der Sonntag ist ganz frei. Jede Unterrichtsstunde dauert nur fünfundvierzig Minuten, von eindreiviertel bis ein Uhr ist Mittagessenszeit; die freien Viertelstunden werden im Hofe mit Marschieren und Spielen zugebracht, und für die Stunde rücken die Knaben in Reih und Glied ein. Im Schulzimmer bleiben die Schüler hinter ihren Pulten stehn, bis der Lehrer eingetreten ist und ein Zeichen gegeben hat; dann verneigen sich die Knaben vor dem Lehrer, er grüßt zurück, und man setzt sich zum Unterricht. Dieselbe Begrüßungszeremonie findet am Schluß der Stunde statt, worauf in Reih und Glied auf den Spielplatz marschiert wird. Selbstverständlich nimmt das Erlernen der chinesischen Schriftzeichen den größten Teil der Zeit in Anspruch. In den Primärschulen ist ein offizielles Regierungslesebuch eingeführt, das in mehreren Bänden nur die allergebräuchlichsten chinesischen Schriftzeichen enthält. In den ersten Bänden sind weniger und leichter faßliche Zeichen; die chinesischen Charaktere, die den Gegenstand selbst bezeichnen, sind hier in größerm Maßstabe durch ein Hilfssyllabar ersetzt, bei dem jeder Laut der japanischen Sprache durch eine Chiffre wiedergegeben ist. Nur Frauen, Kinder und wenig gebildete Leute benützen dieses Syllabarium und ein andres etwas schwierigeres weiter; sonst gilt es nur als Hilfsmittel für die schwierigen chinesischen Schriftzeichen. Das Primärschullesebuch ist ganz besonders darauf eingerichtet, um die Tugenden der Loyalität gegen den Beherrscher Japans und Patriotismus zu lehren. Da das Singen auch eine große Rolle spielt, so sind fast sämtliche Schullieder patriotischen Inhalts; und so unmelodisch sie klingen, so sind sie doch voll von hohen, begeisterten vaterländischen Ideen. In der Regierungsvolksschule zu Nikko hörte Colonel Narth jeden Morgen ein damals entstandnes Lied, das die japanischen Seesiege verherrlicht. In der von 800 Knaben besuchten Mittelschule von Chiba hingen die vergrößerten Photographien sämtlicher in den Schlachten gefallnen oder an Wunden gestorbnen frühern Schüler der Anstalt nebst der Uniform eines solchen, der sich als Offizier ganz besonders ausgezeichnet hatte und gefallen war. Sämtliche japanischen öffentlichen Schulen sind übrigens allen Ständen zugängig; nur in Tokio ist eine höhere Schule für Knaben und Mädchen (Peers' School), zu deren Besuch Ernennung zum Schüler nötig ist. An der Spitze dieser Schule, deren Wichtigkeit dadurch illustriert wird, steht der berühmte General Nogi, der bei seinem Amtsantritt sofort gegen den Luxus einschritt und den vornehmen jungen Leuten, die sich dandymäßig gaben, ihre hi-Kara (japanisiert aus High Collar, Stehkragen) -Frisur abschneiden ließ; sie müssen kurzgeschoren gehn. Bei den Mädchen der Peeresses' School, die die im japanischen „205 Meter hoch" genannte Frisur tragen, machte General Nogi allerdings nicht diesen Versuch; da mag ihm sein berühmter Name doch zu lieb gewesen sein, als daß er ihn durch einen Stich in ein weib-

liches Wespennest hätte aufs Spiel setzen mögen. Am meisten imponiert hat dem Engländer als Offizier natürlich die militärische Erziehung, die in allen Primär- und Sekundärschulen Japans obligatorisch ist und je nach dem Grade der Schule differiert. Nur die Universitäten sind frei von dem militärischen Training. In der ersten Abteilung der Primärschule — sechstes bis zehntes Jahr — ist täglich außer Sonntags eine Stunde für körperliche Übungen und Marschieren in Reih und Glied bestimmt. In der höhern Abteilung der Primärschulen — elftes bis vollendetes dreizehntes Jahr — haben die Knaben schon Pseudogewehre zu ihren Übungen. In den Mittel- und den Normalschulen, in denen die Volksschullehrer ausgebildet werden, wird in Kompagnien exerziert, die Zusammensetzung und das Reinigen der von der Regierung gestellten Gewehre gelehrt und jeden Sonnabend ein dreistündiger Ausmarsch gemacht, wobei richtige Felddienstübungen, Vorpostendienst, Angriff gegen markierte Feinde usw. stramm geübt werden; hier hat jeder Knabe schon sein eignes Gewehr älterer Konstruktion, Bajonett, Tornister und ganze Feldequipierung, sodaß die zukünftigen Soldaten auch im Tragen ausgebildet sind. Schießübungen sind nicht obligatorisch, aber doch kommen die Schüler fast regelmäßig zweimal im Jahre dazu. Die höhern Schulen führen die militärische Vorbildung noch gewissenhafter weiter, und der englische Offizier und Lehrer traf in den Ferien einmal mit einer Anzahl japanischer „Gymnasiasten“ zusammen, die in einer Stärke von mehr als fünfzig Mann nach einem Marsche von siebenundzwanzig Kilometern zu Schießübungen frisch und ohne einen einzigen schlapp gewordnen Kameraden angerückt kamen. Die ganze japanische Erziehung ist darauf angelegt, Selbstbeherrschung und Höflichkeit zu lehren und von der frühesten Jugend an den Gedanken einzuflößen, daß individuelle Interessen keine Rolle zu spielen haben. M.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 12 Ausgegeben am 19. März 1908

Inhalt

Seite

Rußland im fernen Osten nach dem Kriege. Von W. Paschen 549

Ein englisches Urteil über die Kaisermanöver von 1907 . 552

Beobachtungsunterricht in den Schulen. Von W. Mundt . 555

Kirche und Staat in Frankreich. Von Carl Jentsch. 2 561

Menschlichkeit. Von F. Kuntze 568

In Lauscha. Von Marthe Renate Fischer 576

Der Marquis von Carabas. Roman von Paul Rosenkrantz (Fortsetzung) 581

Maßgebliches und Unmaßgebliches 587

Reichsspiegel (Der Ausschuß der Beleidigungsreform im Reich und in Preußen. Sprachenzwangsgraph und Bärtennovelle) — Kirchenpolitisches — Rückständigkeit — Kunstgeschwätz — Wenige politische Hausschätze des deutschen Volkes

50 Pf. das Heft.

Fr. Wilh. Grunow Leipzig.

6 Mark. das Vierteljahr.

J. A. Henckels.

Zwillingswerk in Solingen

fabriziert und empfiehlt Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und [illegible] Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. [illegible] Zwecke

Hauptniederlage: BERLIN W., Leipzigerstraße 118.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen: CÖLN a. Rh., Hohestraße 144 — DRESDEN, Wilsdrufferstraße 7 — FRANKFURT a. M., Roßmarkt 15 — HAMBURG, Große Johannisstraße 6 — WIEN I., Kärnthnerstraße 24.

Photograph. Apparate

neueste Typen mit Optik von Goerz, Meyer usw.; ferner Projektions-Apparate und Kinematographen zu billigsten Preisen gegen bequeme

Teilzahlung.

Ferner für Sport, Theater, Jagd, Reise, Marine, Militär

Triëder-Binocles

von Goerz sowie Prismen-Ferngläser von Hensoldt usw.

Preisliste 250 C gratis und frei.

BIAL & FREUND

BRESLAU II WENX

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover (Protektor: Se. Maj. der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Ärzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privatbeamten.

Versicherungsbestand 317510748 Mark
Vermögensbestand 111000000 Mark
Überschuß im Geschäftsjahre 1907: 3430000 Mk.

Alle Gewinne werden zugunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90 % der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre. Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der [illegible] unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Ermahnung

Gebt Euren Mädeln und den Buben
nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende. Versand in Kästen à 30 Fl. zu 40 Pf., Auslese zu [illegible] Pf. pro Fl. exkl. Glas ab Guben. — Den Herren Aerzten Probeflaschen umsonst.

Wer Abstinenzler nicht mag sein
Der trinke Poetko's Apfelwein.

Hervorragendes Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von 35 L. [illegible] à 30 Pfg. Auslese à 50 Pf. pro L. exkl. [illegible] ab [illegible] Poetko's Apfelsekt und Poetko's Beerenweine marschieren [illegible] vorne.

Ferd. Poetko, Guben 56 Größte Apfelsaftkelterei Deutschlands

Rußland im fernen Osten nach dem Kriege

Der Glaube an die Unbesiegbarkeit Rußlands im fernen Osten, der vor dem Kriege in Europa vorherrschend war, ist allmählich unter dem Eindruck der japanischen Erfolge in das Gegenteil umgeschlagen. Der sehr optimistischen Auffassung der Lage vor dem Kriege folgte eine zu pessimistische Beurteilung am Schluß, in diese stimmten Staatsmänner, Soldaten und die öffentliche Meinung gleichmäßig ein.

Als die Erneuerung des englisch-japanischen Abkommens dem Kriege ein Ende machte, war eine wirkliche Entscheidung nicht gefallen. Für den, der die Dinge ohne Voreingenommenheit betrachtete, konnte es nicht zweifelhaft sein, daß das Übergewicht nicht mehr auf japanischer Seite lag, sondern mehr und mehr auf die Russen überging. Rußland war beim Friedensschluß erst kriegsbereit, es hatte 900000 Mann und 1600 Kanonen im Felde, mit dieser Zahl übertraf es die der Japaner. Die Masse der russischen Truppen stand weit südlich vom Sungarifluſſe, wohl verschanzt und vorbereitet, einem weitern Vorgehn der Japaner Widerstand zu leisten. Japan dagegen hatte auf seine letzten Reserven an Menschen und Geld zurückgegriffen, das bisher erreichte war mit solchen Opfern an Gut und Blut erkauft worden, daß die japanischen Staatsmänner zu der Überzeugung kamen, daß es ratsamer sei, Frieden zu schließen, als zurzeit weitere kriegerische Entscheidungen zu suchen.

Auch Rußland zog mit Rücksicht auf seine innern Schwierigkeiten, nicht aber wegen der Hoffnungslosigkeit seiner militärischen Lage, den Frieden vor, sodaß es den großen Armeen nicht vergönnt war, die Niederlagen auszuwetzen.

Was aber die russische Armee selbst betrifft, so bestehn bei sachverständigen Beurteilern keine Zweifel darüber, daß sie durch den Krieg bedeutend an Wert und Erfahrung gewonnen hat und am Schluß des Krieges, weit davon entfernt, irgendwie demoralisiert zu sein, im Gegenteil ein recht gutes Kampfwerkzeug darstellte. Die sibirische Bahn hatte dabei trotz der gewaltigen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, geradezu erstaunliche Leistungen vollbracht und war am Ende des Feldzugs leistungsfähiger als je zuvor.

Was hat nun Rußland in Wirklichkeit verloren? Erstens die Liautung-halbinsel mit dem Kwangtung-Pachtgebiet und Port Arthur, jenes Gebiet, das Rußland den Zugang zum eisfreien Weltmeer gestatten sollte, ihm aber keine Vorteile gebracht hat, sondern nur zur Haupturſache des Krieges geworden ist. Weiter büßte es 660 Werst der mandschurischen Eisenbahn und die Herrschaft über eine der mandschurischen Provinzen, Feng-Tien, ein, indem die russischen Heere nach der Schlacht von Mukden bis an die Grenzen der zweiten mandschurischen Provinz, Kirin, zurückwichen. Für Rußland fiel außerdem die Möglichkeit weg, Korea vom rechten Yaluufer aus zu bedrohen. Andrerseits stand diesen absoluten Verlusten immer noch ein recht bedeutendes Guthaben gegenüber. Der größere Teil der mandschurischen Bahn (1713 Werst) war in russischer Gewalt geblieben, und nach wie vor herrscht der russische Einfluß in den beiden nördlichen mandschurischen Provinzen, Kirin und Heilung-chiang. Mit andern Worten: Rußland beherrscht noch vier Fünftel des Eisenbahnsystems und etwa sechs Siebentel des mandschurischen Bodens. Wenn auch die nördliche Mandschurei vielfach noch unbebautes Land ist, so findet doch eine stetig zunehmende Einwandrung von Chinesen in die Ebenen des Sungari- und des Nonnifluſſes statt, und schon die nächsten Jahrzehnte werden die Erschließung dieser fruchtbaren Gebiete sehn. In bezug auf die Ertragfähigkeit an Korn und andern Lebensmitteln sind diese Gebiete unerschöpflich, wie die Tatsache beweist, daß die russische Feldarmee fast ausschließlich aus dem Lande verpflegt wurde.

Rußlands militärische Stellung im Osten ist ebenfalls sehr verbessert worden. Durch die Räumung der erwähnten Gebiete ist es vor Überraschungen, wie die, die es anfangs 1904 erlebte, gesichert. Die russische Position in der zentralen Mandschurei ist sehr stark, da es Zeit genug haben wird, dort seine Streitkräfte zu versammeln, wo sie am Ende des Krieges standen. Der Schutz der langen und gefährlichen Küstenlinie ist nicht mehr nötig, Rußland stützt sich in Zukunft allein auf die transkontinentale Eisenbahnverbindung mit dem europäischen Rußland und die neuen Bahnen, die es zu bauen beabsichtigt, nicht auf eine etwa neu zu erbauende Flotte.

Eine Betrachtung dieser neuen russischen Eisenbahnpläne zeigt, daß sich Rußland durchaus nicht als „geschlagen" betrachtet und den Ausgang des Krieges keineswegs als eine endgiltige Lösung seiner Herrschaft im Osten ansieht.

Diese Bahnprojekte sind geeignet, die Lage im Osten von Grund auf umzugestalten. Erstens soll die sibirische Bahn nach und nach auf ihrer ganzen Länge doppelgleisig ausgebaut werden. Die Orenburg–Taschkentbahn und damit auch die transkaspische Linie sollen mit der sibirischen Bahn bei Tomsk verbunden werden. Die nicht unbedeutenden Hilfsquellen Turkestans und der Mongolei würden damit für den Osten erschlossen. Da die militärische Lage Rußlands in Zentralasien durch den Vertrag mit England eine vorläufige Regelung erfahren hat, so steht einer Heranziehung zentralasiatischer Truppen nichts im Wege.

Ferner soll Blagoveschensk und der strategisch wichtige Amurfluß mit der transmandschurischen Bahn — der Verlängerung der transsibirischen Hauptlinie — verbunden werden. Rußland unterhandelt ferner mit der chinesischen Regierung wegen der Erlaubnis, die Verche-Ondinsk-Urga-Kiachtalinie zu bauen. Dieser Schienenstrang würde ungefähr der Richtung der bekannten mongolischen Karawanenroute folgen, und wenn einmal bis Kalgan verlängert, die kürzeste Verbindung nach Peking sein. Die Bahnlinie Peking-Kalgan, die die Chinesen selbst bauen, ist heute nahezu fertig. Die wirtschaftliche und die strategische Bedeutung dieser transmongolischen Linie ist so in die Augen fallend, daß man sich nur wundern kann, weshalb die (sonst so gewitzte) russische Diplomatie die Erlaubnis zum Bau der Strecke nicht zu einer Zeit erstrebte, als der russische Stern im Osten noch unverdunkelt war, anstatt heute, wo es seine diplomatischen Eroberungen in China unter ungünstigen Verhältnissen vollkommen von neuem beginnen muß.

Eine Zweiglinie von Changchung, an der mandschurischen Bahn, nach Kirin ist ebenfalls beabsichtigt, das heißt die schon bestehende Militärbahn soll durch eine Vollspurbahn ersetzt werden. Diese Bahnen werden dem russischen Besitz in Asien ein festeres Gefüge geben. Die russische Regierung hat ferner dafür Sorge getragen, daß ein nicht unbedeutender Teil der mandschurischen Armee — Soldaten und Offiziere — im östlichen Sibirien angesiedelt wird; diese Ansiedlung wird durch Gewährung von Land und auch Geld unterstützt.

So ist das Ergebnis des Krieges nur das, daß sich Japan unter Opfern, die außer Verhältnis zu den errungnen Vorteilen stehn, als Militärmacht in Korea und der südlichen Mandschurei festgesetzt hat, ob aber als wirklicher Herrscher über diese Gebiete, ist mehr als fraglich. Die Behauptung der neuerworbnen Länder in wirtschaftlicher Beziehung macht ungeheure finanzielle Aufwendungen nötig, die im Zusammenhang mit den für Aufrechterhaltung und Ausbau der für Armee und Marine nötigen Summen Japan vor Aufgaben stellt, die der wenig finanzkräftige und zurzeit völlig erschöpfte Staat kaum leisten kann.

Nur das Bündnis mit England, das im Jahre 1915 abläuft, gibt der militärischen Position Japans einige Festigkeit, indem es noch für sieben Jahre Feindseligkeiten wahrscheinlich ausschließt. Zwar braucht auch Rußland, ebenso wie sein Gegner, eine Zeit der Ruhe zur Sammlung seiner Kräfte, aber im übrigen ist die russische Stellung im Osten stärker als vor dem Kriege. Neben Rußland sind aber dem aufstrebenden Japan auch andre Rivalen am Stillen Ozean entstanden: die Vereinigten Staaten, Kanada und Australien.

W. Paschen

Ein engliſches Urteil über die Kaiſermanöver von 1907

Nicht um ein billiges Lob aus engliſchem Munde über unſre Armee einzuheimſen, ſondern um zu zeigen, wie in England das Verſtändnis und die gerechte Würdigung deutſcher Verhältniſſe zunimmt, und um nebenbei auch denen unter uns die Augen zu öffnen, die, geblendet von einigen unleugbaren Vorzügen und glänzenden Tatſachen, vor dem Auslande bewundernd in die Knie ſinken und deshalb des Vortrefflichen in der Heimat gar nicht gewahr werden, möchte ich das Weſentlichſte eines Artikels mitteilen, den der Berichterſtatter des Standard über die letzten Kaiſermanöver geſchrieben hat, und der in der Nummer dieſer Zeitung vom 14. September erſchienen iſt. Der ungenannte Verfaſſer geht, nachdem er ausführlich die Anordnung und den Verlauf der Manöver beſprochen hat, zu den folgenden Schilderungen und Betrachtungen über.

„In meiner Geſellſchaft befand ſich ein junger Landsmann, der als Leutnant in der Yeomanry den Burenkrieg mitgemacht hatte, und der ſich auf Grund ſeiner Erfahrungen für berechtigt hielt, allerlei an dem deutſchen Militärweſen zu tadeln; ich glaube, es juckte ihn förmlich, dem General von Moltke einige ſehr wichtige Winke zu geben, zum Beiſpiel, daß die deutſche Angriffstaktik zu ſchwerfällig und zu maſſig, die Mannſchaft zu ſehr belaſtet, die Uniform zu ſteif, die Lanzen zu unhandlich ſeien und dergleichen mehr. Der junge Mann kann ja in manchem recht haben. Soviel ich aber beobachten konnte, muß man vor den Leiſtungen der deutſchen Armee allen Reſpekt haben. Ihre Kavallerie verſteht vortrefflich zu reiten, und ihre Infanterie, die kann marſchieren wie kaum eine andre. Über 64 Kilometer legte zum Beiſpiel eine Brigade*) an einem Tage zurück, obwohl ſie erſt nachts 1 Uhr ausparkiert worden war. Ich hörte davon und konnte es nicht glauben; allein ein Stabsoffizier beſtätigte mir das außerordentliche Faktum. Ich ſelbſt ſah übrigens mit eignen Augen Regimenter, die früh am Morgen aufgebrochen waren und noch in der Mittagshitze friſch und munter dahinmarſchierten, und zwar in ſo raſchem Tempo, daß ein Fußgänger in leichtem Jagdkoſtüm ſich hätte etwas darauf einbilden können. Was die ſchwere Bepackung betrifft, ſo muß man bedenken, daß die Deutſchen überhaupt daran gewöhnt ſind; machen ſie Fußtouren, ſo ſchleppen ſie alles mögliche mit, weit mehr als wir Engländer, die wir höchſtens einen Beutel Tabak in die Taſche ſtecken. Die Leute in Zivil, die ich während des Manövers

*) Es war eine ganze Diviſion, nämlich die neunzehnte.

sah, hatten, weil sie verständigerweise die elenden Dorfwirtshäuser verschmähten, einen mächtigen Vorrat von Würsten und kaltem Fleisch bei sich (oder ein »beigelegtes Brötchen«) nebst einem Fläschchen mit Wein oder Bier, außerdem eine Decke und einen Schal, meist auch eine Kamera, einen Feldstecher und einige Karten und — nicht zu vergessen! — ein paar Bücher. Während sich die Frauen mit einer Handtasche oder mit einem Köfferchen begnügten, hatten sich die Männer einen mächtigen Sack aus Segeltuch umgehängt, der zwischen ihren Schultern baumelte. Derart belastet, trampelt der deutsche Hausvater den ganzen Tag über die Felder herum, ganz vergnügt, trotz seines Alters und seiner Beleibtheit. »Sehen Sie sich einmal dieses Subjekt an!« rief mein afrikanischer Leutnant spöttisch. Das »Subjekt« war etwa 46 Jahre alt und hatte ein volles, stark gerötetes Gesicht. Verglichen mit meinem Freunde, der groß und mager und in den leichtesten Sommeranzug gekleidet war, nahm er sich nicht gerade dekorativ in der Landschaft aus. Als aber die stattlichen Mecklenburger Grenadiere rüstigen Schrittes einen steilen Hügel hinaufmarschierten und wir mit ihnen, blieb das »Subjekt« trotz seiner schweren Bepackung nicht weit hinter dem flinken Afrikaner zurück, und oben auf dem Hügel, wo die Kolonne Halt machte, stand er kerzengerade da und war durchaus nicht erschöpft. Über diese Elastizität und Ausdauer des deutschen Bürgersmannes, selbst in höherm Alter, müssen wir Engländer sicherlich staunen. Doch ist die Sache leicht zu erklären. Die Stärke und die Geschmeidigkeit seiner Muskulatur, in der Jugend durch die Turnerei gewonnen und später beim Regiment immer mehr gefestigt, hält viele Jahre aus, trotz Biergenuß und allzuviel Rauchens. Und was die jungen Herren des Handelsstandes betrifft, die viel und gut essen und wenig Geschmack an sportlicher Gymnastik finden, sie werden durch die zwei Jahre Militärdienst gerade noch zur rechten Zeit aus dem Schlamm sinnlichen Wohllebens gerettet.

Außer meinem afrikanischen Freunde bemerkte ich unter den Zuschauern keinen einzigen Engländer. Ich bedaure das sehr. Da halten sich Tausende meiner Landsleute während der Ferien weit zerstreut in ganz Deutschland auf und bemühen sich, das deutsche Wesen kennen und verstehen zu lernen, aber leider nur mit Hilfe der Hoteliers und der Kellner. Das Charakteristisch-Nationale bleibt ihnen dabei fremd; denn das Charakteristischste der deutschen Nation ist ihre Armee. Unzweifelhaft hat diese, nur vom militärischen Standpunkt und als Kriegswerkzeug betrachtet, einige Mängel und überragt nicht in jeder Beziehung die Armeen andrer Länder. So glaube ich, daß sie aus keinem bessern Material besteht als etwa eines unsrer bestrenommierten Regimenter. Auch scheinen mir die Offiziere bei den Friedensübungen in einen Zustand der Aufgeregtheit zu geraten, der leicht zur Gewohnheit werden und dann im Ernstfalle schädlich auf die Mannschaft wirken kann. Oftmals sah ich die Offiziere in Karriere hin und her jagen und hörte sie donnern und schreien. Am meisten krankt die deutsche Armee (wie die meisten Armeen zur Friedenszeit nach einem siegreichen Kriege) an der Neigung zur Pedanterie, am hartnäckigen Festhalten

des Traditionellen und an ein Vertrauen in theoretische Maximen.*) Doch die deutsche Armee erreicht noch einen andern Zweck als den beabsichtigten, eine scharfgeschliffne Waffe des Reichs zu sein: sie dient, zu ihrem Ruhme sei es gesagt, als ausgezeichnetes Erziehungsmittel des Volkes. Ich stimme dem Verfasser eines militärischen Handbuches vollkommen bei, wenn er sagt: »Der deutsche Bürger erkennt trotz gelegentlichen Räsonierens über die Kosten der Armee doch an, daß der stramme Drill des Rekruten sehr günstig auf dessen spätere Berufstätigkeit fortwirkt, da strenge Disziplin und unbedingter Gehorsam Eigenschaften ausbilden, die von hohem Werte für ein Mitglied im Staate und für ein Familienoberhaupt sind. Kurz zusammengefaßt: die deutsche Armee stählt den Charakter des ganzen Volkes und erhält dieses auf dem erreichten Höhepunkt physischer und moralischer Tüchtigkeit.«**)

Ich konnte mich in den Dörfern Westfalens, die Einquartierung hatten, recht deutlich davon überzeugen, welche umbildende Kraft der deutsche Militärdienst hat. Da sah ich, wie sich um die Musketiere die kleinen Jungen scharten: weißblonde Kinder mit blassen Gesichtern, engbrüstige, schwächliche und dumm dreinschauende Bürschchen — und das ist das Material, aus dem die zweijährige Dienstzeit jene saubern, handfesten, manierlichen und keckfrischen Krieger macht! Ich bekam bei meinen Wanderungen durch die Biwaks den Eindruck, daß der deutsche Soldat gern dient; denn ich sah nur zufriedne und fröhliche Gesichter. Wohl ist die Mannszucht sehr streng, und die Anforderungen des Dienstes sind sehr hart. Aber die Offiziere, wenn sie auch manchmal barsch auftreten, kümmern sich in Befolgung einer ein für allemal gegebnen Vorschrift doch eingehend um das Wohl und Wehe ihrer Mannschaft. Ich war oft verblüfft, wie väterlich die jungen Leutnants für ihre Untergebnen sorgten. Interessant war mir das Verhalten des Publikums im Verkehr mit den Soldaten. Wenn die bejahrten, wohlbeleibten Herren im Kreise ihrer uniformierten Söhne standen, erinnerten sie mich an ergraute, ehemalige Schüler bei einem Schulfest ihrer Kinder. Sie kannten nicht nur die Abzeichen und Uniformen der verschiednen Regimenter, sondern auch deren Geschichte; ja sie kritisierten sogar die einzelnen Korps mit wichtiger Miene. Mit freudeblitzenden Augen sagte da einer von ihnen: »Dort, das sind die Brandenburger, gar wackere Kerls! Ich erinnere mich ihrer gut;

*) In diesem Punkt irrt sich der englische Verfasser gewaltig. Er hat keine Ahnung davon, wie oft die Reglements seit 1870 mit Benutzung der Kriegserfahrungen neu bearbeitet und mit welchem Verständnis die Lehren des Buren- und des russisch-japanischen Krieges verwertet worden sind.

**) Die gleiche Ansicht hat auch Dean Howard in einem Artikel über The Cause and Extent of the Recent Industrial Progress of Germany (Standard, 23. August 1907) ausgesprochen, indem er unter anderm bemerkt: „Die deutsche Industrie verdankt ihren ungeheuern Aufschwung vor allem der methodischen Erziehung und dem gründlichen Unterricht der Jugend und ferner dem Fleiß, der Gelehrigkeit und der Intelligenz der Arbeiterschaft. Diese Vorzüge werden wesentlich durch den Dienst in der Armee gefördert, der an Ausdauer, Geduld und Gehorsam gewöhnt."

ſie waren auf unſrer Seite, damals bei den Manövern in Schleſien — als ich noch diente.« Das letzte Wort ſprach er mit ſtolzem Selbſtbewußtſein aus; denn gedient zu haben, bleibt allen Deutſchen eine ehrenvolle und frohe Erinnerung. Ich mußte dabei an uns Engländer denken, und es fiel mir die Frage aufs Gewiſſen: Haben wir auch ebenſo willig und wirkſam unſerm Vaterlande jemals gedient? Manchem unter uns wird es ſchwer werden, darauf die richtige Antwort zu geben. Jeder Deutſche kann ſie ohne weiteres bejahen.

Des Kaiſers Armee iſt eine bewunderungswerte Schule, ſie iſt eine großartige Univerſität. Sie verlangt zwar nicht die höchſten Leiſtungen der Intelligenz wie die bei einem wiſſenſchaftlichen Examen, aber ſie ſorgt dafür, daß ihre Schüler gründlich ausgebildet werden und das einmal Gelernte niemals wieder vergeſſen.“ B. F.

Biologiſcher Unterricht in den Schulen

Von Werner Mundt

In den preußiſchen Gymnaſien iſt „Naturkunde“ ſeit einer Reihe von Jahren nur in den untern und mittlern Klaſſen gelehrt worden. Nunmehr ſoll der naturwiſſenſchaftliche Unterricht in den obern Klaſſen wieder aufgenommen werden und hauptſächlich die Biologie zum Gegenſtande haben. Die Nachricht hat zuſtimmende Kundgebungen namentlich von Naturforſchervereinen veranlaßt; in andern Kreiſen iſt lebhafte Beunruhigung entſtanden. Man fürchtet, daß materialiſtiſche Anſchauungen, insbeſondre die ſogenannte Entwicklungslehre in materialiſtiſcher Auffaſſung, von Amts wegen anerkannt und der Jugend eingeflößt werden möchten.

Daß die Abſichten der preußiſchen Regierung keinen Grund zu Beſorgniſſen der angedeuteten Art geben, iſt ſelbſtverſtändlich; nicht ſo ſicher iſt es, daß die Ausführung der Maßregel jenen Abſichten entſprechen wird, und wenn hier Fehler gemacht werden, ſo kann allerdings eine Gefahr entſtehn. Aber die Fehler können vermieden werden, und bei richtiger Handhabung wird die Neuerung das beſte Mittel ſein, um der ſkrupelloſen Propaganda des Materialismus wirkſam entgegenzutreten.

Die großen Fragen nach der Entſtehung des Lebens und der vieltauſend Arten von Lebeweſen, vor allem aber nach der Herkunft (und der Beſtimmung) des Menſchen bewegen die Welt; ſie bilden die Hauptthemata der neuern Philoſophie und Naturwiſſenſchaft. Die Antworten, die ſie finden, ſind von der größten Bedeutung nicht nur für viele andre Wiſſenſchaften, ſondern auch für das ganze öffentliche und private Leben; das Beſtehen der chriſtlichen Religionen, ja allen Gottesglaubens, ſcheint von ihnen abzuhängen. Darum folgt die Menſchheit der Entwicklung der Dinge mit aufmerkſamem Verſtande

und erregtem Herzen. Aber wie klein iſt außerhalb der Reihen der Fachgelehrten die Zahl derer, die von der Sache etwas ſicheres wiſſen! Bei weitem die meiſten haben nur dies und jenes von ihr erfahren aus populären Vorträgen oder Aufſätzen, vielleicht gar nur aus gelegentlichen Erwähnungen; eine zuſammenhängende Kenntnis hat faſt niemand. Das aber, was am weiteſten bringt und am leichteſten haftet, das ſind die Schlagworte, die gewagten Behauptungen und blendenden Halbwahrheiten, in denen die populären Darſtellungen ihren Hauptreiz zu ſuchen pflegen, und die — im Tone der Wiſſenſchaftlichkeit als ſichere Ergebniſſe exakter Forſchung hingeſtellt — den vollen Beweis für die neue Lehre — „Darwinismus“ nennt ſie der Laie — zu erbringen ſcheinen. Der Banauſe greift das alles begierig auf und trägt die gefährliche Saat in fröhlicher Torheit weiter, der Ernſthafte ſucht wohl zu prüfen, findet ſich aber nicht zurecht und meint nach einigem Sträuben in ſeiner Hochachtung vor der Wiſſenſchaft beſcheiden, mit der Entwicklungslehre habe es doch wohl ſeine Richtigkeit. Damit aber gerät ſein religiöſer Glaube ins Schwanken, denn daß Entwicklungslehre und Glaubenslehre unvereinbar ſeien, das ſcheint ihm leider feſtzuſtehn. So wurde es ja auch in den ſechziger und ſiebziger Jahren von der kirchenfeindlichen deutſchen Gelehrtenwelt, die ſich voll Eifer dem in ſeiner Heimat befehdeten Darwin zuwandte, verkündet; die Kirche ſelbſt, oder doch ein großer Teil ihrer ängſtlichen Diener, meinte dasſelbe, und daß inzwiſchen eine andre Meinung Platz gegriffen hätte, davon hat man kaum etwas gehört. Die im Publikum am meiſten bekannten Biologen erklären denn ja auch heute noch, daß ſie durch ihre Wiſſenſchaft den alten Glauben überwunden, Gott ein für allemal abgetan hätten.

In Wirklichkeit aber liegt die Sache anders. Die biologiſche Forſchung hat in den letzten Jahrzehnten dem Schatz des menſchlichen Wiſſens viel neues zugeführt. Sie hat namentlich über das Werden, Sein und Vergehen der organiſchen Gebilde Entdeckungen gemacht, die ungeahnte Einblicke in das Schaffen der Natur und in den Zuſammenhang ihrer drei Reiche gewähren. Zu dieſen Entdeckungen gehört die, daß ſich die Natur zum Aufbau jener Gebilde der Zelle bedient, die ſie mit einer wunderbaren Fähigkeit der Vermehrung und Gruppenbildung (Geſtaltung) ausgeſtattet hat. Aber die ernſte und aufrichtige Wiſſenſchaft iſt weit entfernt von der Behauptung, daß ſie die Entſtehung („Entwicklung“) der Arten aus einer Urzelle und die Abſtammung der einen Art von der andern nachgewieſen, die Herkunft des Menſchen gefunden oder die Fähigkeit der Materie zur Hervorbringung ſeeliſchen Lebens, insbeſondre des Bewußtſeins, dargetan hätte. Sie lehnt es ab, Häckelſche Abſtammungstafeln und ähnliche effektvolle Phantaſien als wiſſenſchaftliche Wahrheiten zu vertreten, und bedauert, daß ihre vorlaute, um nicht zu ſagen marktſchreieriſche Anpreiſung dem Ruhme der deutſchen Gelehrſamkeit Abbruch tut. Gewiſſenhaft erkennt ſie vielmehr an, daß ſie über die Entſtehung der Organismen bisher nur eine Reihe raſch einander ablöſender Hypotheſen und

Vermutungen hat aufstellen können, und daß sie niemals imstande sein wird, die Bildung des Bewußtseins zu begreifen und zu erläutern. So weiß sie denn auch, daß sie die Existenz eines selbständigen bewußten Schöpfungswillens, eines Schöpfers, wohl bestreiten aber nicht widerlegen könnte, und sie unternimmt es nicht, den Beweis für die Unmöglichkeit oder auch nur für die Überflüssigkeit der Existenz Gottes zu erbringen.*)

Diese Wissenschaft ist nicht unversöhnlich mit einer Theologie, die die oft poetische Sprache der Bibel nicht allzu buchstäblich nimmt. So hat denn auch schon eine Annäherung stattgefunden. Die katholische Kirche duldet es, daß ein Jesuitenpater die Entwicklungslehre vertritt. Sie hält diese also wohl mit ihrem Bekenntnis, insbesondre mit dem Glauben an eine besondre Erschaffung des Menschen oder doch seiner Seele durch Gott, vereinbar. Was die übrige Schöpfung angeht, so kann sie ja darauf hinweisen, daß selbst die Bibel im Einklange mit der Entwicklungslehre das Feste und das Flüssige aus dem Urnebel durch Abscheidung hervorgehn, auch „Gras, Pflanzen, Tiere und allerlei Gewürm" nicht unmittelbar von Gott formen, sondern nach seinem Willen durch die Erde und das Meer hervorbringen läßt. Und der persönliche Gott erscheint in ihrer neuen Lehre mit Recht nicht überflüssig, sondern angesichts des überall erkennbaren einheitlichen zielbewußten Willens, der sogenannten Zielstrebigkeit in allem Werden, nur um so notwendiger und zugleich um so reicher, mächtiger und erhabner, mit einem Worte um so göttlicher, wenn er sich nicht mit der Formung jedes einzelnen Wesens befaßt, sondern es vermocht hat, mit seinem „es werde" die Schaffenskraft des Stoffes auf unzählbare Jahrmillionen hinaus so zu beleben, daß sie, wie selbst zielbewußt, Höheres und Höheres erzeugen muß, während er, der Schöpfer, in dem Werden seine Kraft, seinen Willen und sein Wirken — voll göttlicher Seligkeit sich selber — erkennt.

Schaden für die Christengläubigkeit braucht also der biologische Unterricht nicht zu bringen. Wohl aber wäre es gefährlich, wenn das Gymnasium eine Berührung jener Dinge vermeiden, seinen Religionsunterricht wohl gar auf ein Verdammen der vermeintlichen Irrlehre beschränken wollte. Das würde in dem Schüler, an den doch täglich die brennenden Fragen herantreten, den Eindruck erwecken, es gäbe etwas zu verbergen, als fürchte man die neue Wissenschaft, und er wird dann nur um so begieriger und gläubiger denen lauschen, die ihm das Licht der Erkenntnis, das sie zu sehen glauben, anpreisen. Aufklärung muß verlangt werden von der Stelle, die berufen ist, in der sogenannten Allgemeinbildung die Grundlage für die Schaffung einer festen Welt- und Lebensanschauung, d. h. einen Fonds von wissenschaftlichen und sittlichen Anschauungen zu geben, von denen aus sich selbständig Verständnis für die Erscheinungen des Lebens, für Menschen und Dinge gewinnen, ihr Wert und ihre Bedeutung

*) Zu vgl. die Aufsätze in den Grenzboten Jahrgang 1897 S. 519, 552, 604, Jahrgang 1898 S. 569, Jahrgang 1901 S. 416.

erkennen läßt, nicht sowohl — wenigstens nicht an erster Stelle — zur Gewinnung materieller Güter und Vorteile, als vielmehr zur Ermöglichung eines sittlichen Wirkens und Schaffens, zur Erlangung und Bewahrung von Ruhe und Frieden in sich selbst. Jene Grundlage würde unvollkommen und schwankend sein, solange sie nicht das Verständnis für die Vorgänge in der Natur, für das Entstehen und Vergehen ihrer Erscheinungen, erschließt. Darum ist es uns unverständlich, wie man den naturgeschichtlichen Unterricht hat auf die mittlern und untern Klassen beschränken können. Was soll ohne ihn die ganze Beschäftigung mit dem klassischen Altertum nutzen, dessen Wesen so sehr auf der Naturanschauung beruht, dem die Naturbetrachtung geradezu als „Weisheit" galt. Auf völlig unsicherm Boden würde der Gymnasialzögling stehn, der in die Welt hinausgeschickt würde ohne eine Aufklärung über den Stand der Biologie, die im engsten Zusammenhange steht mit Glauben und Moral. Aber, wohlgemerkt, Aufklärung verlangen wir, das heißt eine objektive Darstellung der biologischen Forschung, ihrer Anfänge und Fortschritte und ihres jetzigen Standes unter Darlegung der im Laufe der Zeit aufgestellten und verworfnen Theorien und der heute einander gegenüberstehenden Hauptmeinungen einschließlich der an sie von der einen und von der andern Seite geknüpften Folgerungen für den Gottesglauben und die Moral. Das wäre eine Aufgabe, zu deren Lösung sich der naturwissenschaftliche und der Religionsunterricht verbinden müßten.

Abzuweisen ist der Gedanke, daß ein Naturgeschichtslehrer anstatt eines objektiven Referats seine eigne Auffassung vortragen, etwa als ein begeisterter Anhänger Häckels nach Art des Dreyerschen „Probekandidaten" seine Schüler in das gelobte Land des Monismus einführen dürfte. Mancher Naturforscher mag sich der Aussicht auf den biologischen Unterricht wohl freuen, weil er denkt, daß in ihm die freie Lehre der Wissenschaft herrschen solle. Solche Vorstellungen sind möglich, das beweist das soeben erwähnte Theaterstück und seine Aufnahme. Aber die Lehrfreiheit hat doch nur Sinn in Verbindung mit der Lernfreiheit, d. h. nur da kann die freie Lehre der eignen Meinung gestattet werden, wo es freisteht, sie anzuhören oder nicht; sie für den Gymnasiallehrer zu fordern, ist eine Unvernunft schon angesichts des zwar nicht gesetzlich aber doch tatsächlich für die bessern Kreise bestehenden Zwanges zum Besuche der Gymnasien; der Staat, der durch die Forderung des Reifezeugnisses für viele Berufe diesen Zwang eingeführt hat, kann die Lehrfreiheit auf den Gymnasien nicht dulden. Man denke sich nur ein Gymnasium, in dessen verschiednen Klassen je nach der Überzeugung des einzelnen Lehrers preußische Geschichte bald im Geiste Treitschkes, bald im Geiste Onno Klopps gelehrt, im Religionsunterricht bald pietistische, bald atheistische, bald okkultistische Anschauungen vorgetragen würden. Auch dem Gymnasiallehrer steht es frei, seiner Überzeugung gemäß zu lehren, er muß sich aber, wenn das, was er in der Schule vortragen soll, mit seiner Überzeugung unvereinbar ist, den Hörer

außerhalb des Kreises der ihm zwangsweise zugeführten Schüler suchen. Die Gymnasien sind auch gar nicht die Stätte, um für neue Lehren Anhänger zu suchen. Sie sollen, wie schon erwähnt, die Grundlage für eine Lebensanschauung geben; wesentlich zu diesem Zwecke betreiben sie — auch die Realanstalten — die Wissenschaften; Kenntnisse, die in zukünftigen Berufen verwertbar wären, erwirbt man bei ihnen verhältnismäßig wenig. Der Unterricht dieser Bildungsanstalten — nicht Fachschulen — soll darauf ausgehn, in Verbindung mit der Erziehung des Elternhauses und der Einwirkung der Kirche Menschen heranzubilden, deren geistige und sittliche Kräfte gehoben sind und im Gleichgewichte stehn. Daß man sich das vor Augen hält, ist gerade bei der Gestaltung des biologischen Unterrichts von der größten Wichtigkeit, andernfalls könnte durch ihn der schwerste Schaden angerichtet werden.

Jene Aufgabe der Gymnasien liegt uns besonders am Herzen; denn sie wird anscheinend so viel, sogar von Schulmännern, verkannt oder doch nicht beachtet (woraus sich wohl auch das Hin und Her in den Lehrplänen erklärt). Wissen doch viele, die sich Freunde des humanistischen Gymnasiums nennen, für die Beibehaltung des Griechischen und Lateinischen nur den praktischen Grund der Erleichterung des Verständnisses für andre Wissenschaften anzuführen! Wohl wird eine Vertiefung des Unterrichts gefordert, aber meist dabei nur an technische Gründlichkeit gedacht und unter ihr dann wohl gar eine Vermehrung des Lehrstoffes verstanden. Die rechte Tiefe hat der Unterricht nicht schon dann, wenn er den Lehrstoff in technisch vollkommener Weise bewältigt, sondern wenn er in ihm das Mittel findet, den Verstand zu schulen, die Vernunft zu wecken, sittliche Anschauungen zu bilden. Erschöpfen läßt sich der unendliche Lehrstoff, den das Leben täglich neu erschafft, doch nicht; wohl aber läßt sich der Schüler auf einen Standpunkt heben, von dem aus er auch Neues übersehen, Stellung zu ihm nehmen, demgemäß seine Ziele und Pfade wählen kann. Dieser Standpunkt, auf dem die Erkenntnis zur Weisheit wird, nicht schon das bloße Wissen ist „Bildung“. Vermehrt ist der Lehrstoff auf unsern Gymnasien seit Wilhelm von Humboldt fort und fort, namentlich in den letzten vierzig Jahren, trotzdem ist das humanistische Denken ihrer Zöglinge zurückgegangen; dabei hat sicher die allgemeine durch Häufung materieller Güter und Erschließung materieller Genüsse hervorgerufne Geistesrichtung mitgewirkt, aber wir haben den Eindruck, als habe auch der Unterricht schuld, als habe er wenigstens zeitweise unter dem Einflusse des „Wissen ist Macht“ zu sehr nach Vielwisserei gestrebt und nicht genug beachtet, daß der ganze Unterricht (in sich und mit der Erziehung) eine Einheit bilden, bei sämtlichen Fächern Hand in Hand gehn, alles Wissen als ethischen Wert behandeln, immer das eine hohe Ziel der sittlichen Ausbildung des Menschen im Auge haben muß. Man sollte denken, das sei selbstverständlich und bedürfe keiner Hervorhebung, in Wirklichkeit aber besteht eine solche Einheit kaum allzuhäufig, ja man kann sogar von Lehrern hören, sie hätten Religion nur als Wissen-

ſchaft zu lehren, mit dem Bekenntniſſe und der Moral habe der Gymnaſialunterricht nichts zu tun; es ſei gut, wenn auf dieſem und auf jedem andern Gebiete, zum Beiſpiel in der Geſchichte, der Schüler verſchiedne Auffaſſungen kennen lerne und zwiſchen ihnen die Wahl habe, er werde ſich die aneignen, die ſeiner Individualität entſpreche. Dieſe Weisheit ſoll in Frankreich wirklich zu einer gewiſſen Lehrfreiheit auf den Schulen geführt haben, dergeſtalt, daß beiſpielsweiſe an einer ſtaatlichen Anſtalt eine ſozialdemokratiſche Atheiſtin ihre Anſchauungen den jungen Schülerinnen vorträgt unbehelligt von der Vorſteherin und der Schulbehörde. Was dort wohl aus politiſchen Rückſichten geſchieht, das könnte vielleicht auf unſern Gymnaſien Eingang finden, um das von allen Seiten ſo ſehr gewünſchte Auswachſen individueller Perſönlichkeiten zu erleichtern. Als ob es dafür nicht vor allem darauf ankäme, in dem jungen Geiſte für ein beſchränktes Gebiet Klarheit, in dem jungen Herzen Feſtigkeit zu ſchaffen. Iſt das vorhanden, dann wird die „Individualität“, die wir brauchen, nämlich der eigne ſelbſtändige Charakter, ſich ſchon bilden, falls Anlage dazu vorhanden iſt. Leute, die etwas darin ſuchen, anders zu denken als „die Menge“, „Narren auf eigne Hand“, brauchen wir nicht künſtlich zu züchten, wir haben ihrer mehr als genug, wohl infolge der Verworrenheit unſrer Jugenderziehung.

Wenn heute bei ehemaligen Zöglingen mancher höherer Lehranſtalten neben Wiſſensdünkel ſo viel Pietätloſigkeit gegenüber ihrer Schule bemerkbar iſt, ſo liegt die Erklärung nahe, daß dieſe ihnen für ihre langjährige Quälerei zu wenig ethiſche Werte übermittelt hat. Hätten die jungen Leute die erhalten, ſo würden ſie ob der Zucht und Quälerei ebenſowenig grollen, wie es die alten Soldaten tun, die faſt ausnahmslos eine ſo dankbare Anhänglichkeit an ihre ſtrenge aber fruchtbare Dienſtzeit bewahren. Sollte nicht, um ein wichtiges Beiſpiel zu nennen, die anſcheinend im Zunehmen befindliche Abneigung gegen die alten Sprachen zum großen Teil darauf zurückzuführen ſein, daß die Lektüre der Klaſſiker vielfach mehr von ſprachwiſſenſchaftlichen und literariſchen als von hiſtoriſchen, äſthetiſchen und ethiſchen Standpunkten aus betrieben wird? Und gibt nicht die heutzutage wie ſchon ſeit Jahren unvermeidliche Ochſerei zum Abiturium Berechtigung zu dem Zweifel, ob denn dieſes Examen wirklich noch eine „Reife“prüfung darſtelle, ob die Anſtalt oder die hohe Schulbehörde als Ziel die Heranbildung zur Reife des Geiſtes und Herzens verfolge, wenn ſie zu dem Nachweiſe für die Erreichung ihres Zieles ſo viel raſch eingepaukten und raſch vergeſſenen Gedächtniskram fordere.

Wir ſprechen von dem Gymnaſium im allgemeinen und von ſeinen möglicherweiſe vorhandnen Mängeln, während wir es doch mit der Biologie zu tun haben. Aber dieſe Betrachtung gehörte durchaus zur Sache. Denn wir fordern die Biologie nicht darum, weil es nur auf die Vermehrung der Kenntniſſe des Schülers ankäme, nicht als neues praktiſches Fach, ſondern als ein notwendiges Glied eines ſyſtematiſchen, die Ausbildung von Geiſt und Gemüt erſtrebenden Lehrplans, und deswegen mußte auch von dieſem Syſtem

die Rede sein und mußte gefragt werden, ob nicht da gefährliche Mängel vorhanden seien. Nur wenn sie in dem Systeme arbeiten, die Einheitlichkeit ihres Unterrichts nicht aus dem Auge verlieren, werden die höhern Lehranstalten etwas andres sein als Fachschulen mit vielen Fächern, werden sie die Bildung, die wir meinen, zu geben vermögen. Dieser Einheitlichkeit muß sich vor allem auch der biologische Unterricht einfügen; er soll nicht etwa tendenziös im Sinne einer engen Bibelgläubigkeit erteilt werden, aber er soll auch ethisch sein, soll Hand in Hand gehn mit dem Religionsunterrichte. Insbesondre soll dem Schüler, der dem Gottesleugner so gern horcht, weil er die Furcht vor dem ewigen Richter loswerden möchte, auch die strenge Moral dargelegt werden, die sich aus der Entwicklungslehre ergibt, und die erbarmungslose Gerechtigkeit, der gegenüber keine Reue und Buße, keine Berufung auf menschliche Schwachheit Verzeihung schafft, die als Naturnotwendigkeit bis ins dritte und vierte Glied jeden trifft, der das Streben nach höhern Stufen der Entwicklung, nach edlerm Dasein stört.

Alles in allem: wir begrüßen die Neuerung mit großer Freude, wünschen aber dringend eine Prüfung der bestehenden Einrichtungen nach der Richtung, ob sie zur Erfüllung der skizzierten Aufgaben geeignet sind, und eine stetige große Sorgfalt und Aufmerksamkeit bei Durchführung der Maßregel.

Kirche und Staat in Frankreich

Von Carl Jentsch

2

Die Compagnie du Saint Sacrement setzte sich auch, wie schon bemerkt wurde, die Ausrottung aller Ketzereien zur Aufgabe. Nicht den Jesuiten, sondern ihr gebührt nach Desdevises der zweifelhafte Ruhm, mit ihren Intrigen die Verdammung des Jansenismus erreicht zu haben. Am eifrigsten wurde natürlich an der Bekehrung der Hugenotten gearbeitet. Man veranstaltete Disputationen, zog sich aber dabei nur Niederlagen zu, denn die Protestanten standen nicht minder fest in ihrem Glauben wie die Katholiken, und sie waren weder auf den Kopf noch auf den Mund gefallen. Man suchte sie durch Bestechung zu gewinnen, richtete aber auch damit nicht viel aus. Da verlegte man sich auf den Kinderkauf und Kinderdiebstahl und gründete Erziehungshäuser für Hugenottenkinder. Ob die Eltern sie auf dem Prozeßwege wiederbekamen, das hing im allgemeinen davon ab, wie der Wind vom Hofe wehte. Freilich kehrten sich Intendanten, Parlamente und Unterbehörden oft gar nicht um diesen Wind, wenn er den Hugenotten günstig war; auf eigne Faust plagten sie diese mit hunderterlei Vexationen,

verſperrten ihnen die öffentlichen Ämter und erſchwerten ihnen den Erwerb. Immerhin blieben dieſe Bedrängungen Willkürakte einzelner Behörden, während die Regierung die Beſtimmungen des Edikts loyal beobachtete — bis Ludwig der Vierzehnte die Zügel der Regierung ſelbſt in die Hand nahm. In ſeinen Memoiren hat er bekannt, daß er vom erſten Anfang ſeiner Regierung an zwar entſchloſſen geweſen ſei, ihnen das nicht zu entziehen, was ihnen ſeine Vorgänger bewilligt hätten, aber auch nichts darüber zu gewähren, und die Ausführung des Edikts ſo eng zu begrenzen, als es die Gerechtigkeit und der Anſtand (la bienséance) irgend geſtatteten, „und das aus Güte, nicht aus Übelwollen (aigreur)". Desdeviſes macht bei dieſer und bei einer andern Gelegenheit die Bemerkung, der katholiſche Fanatismus entſpringe aus Nächſtenliebe. Das iſt richtig, und ich habe ſchon oft hervorgehoben, daß die Nächſtenliebe gerade in ihrer höchſten und edelſten Form, als Seelenliebe, unvermeidlich in Fanatismus ausarten müſſe, wenn ſich damit die beiden Dogmen von der Ewigkeit der Höllenſtrafen und daß zur Seligkeit ein beſtimmtes Glaubensbekenntnis notwendig ſei, verbinden. Sobald aber einmal der Wahn eingeriſſen iſt, man müſſe aus Liebe zu den Seelen die Leiber verbrennen, gewinnen natürlich die ſich ſofort maſſenhaft einmiſchenden böſen Leidenſchaften: Grauſamkeit, Habſucht, Privatfeindſchaften, Rechthaberei die Oberhand über die Nächſtenliebe. Die aufgelöſte Kompagnie wurde durch die Aſſemblée, die Jahresverſammlung des hohen Klerus, erſetzt, die den König fortwährend mit Klagen über die Ketzerei und mit Forderungen beſtürmte und ihn zu Maßregeln gegen ſie drängte. So erſchien denn ein böſes Geſetz nach dem andern, bis endlich der König ſeine Gewiſſensbedenken überwand (mit Hilfe einer aus zwei Theologen und zwei Juriſten beſtehenden Kommiſſion, die er für dieſen Zweck einſetzte) und das Edikt von Nantes im Jahre 1685 förmlich aufhob. Die furchtbarſten Bedrängniſſe der Hugenotten waren der Aufhebung ſchon vorhergegangen, und abſcheuliche Grauſamkeiten folgten ihr; Desdeviſes erzählt die Dragonaden, die Austreibungen ausführlich; die Prediger wurden wie wilde Tiere gehetzt. Aus kühnen Rebellen waren geduldige Märtyrer geworden: geduldig wie ein Hugenott war damals eine ſprichwörtliche Redensart. Wer die Soldateska des ſiebzehnten Jahrhunderts kennt, der weiß ſchon, was für Szenen ſich ereignet haben müſſen, wenn Louvois den Armeebefehl erließ: „Seine Majeſtät will, daß man die Widerſtrebenden die äußerſte Härte fühlen laſſe und: qu'on laisse les soldats vivre fort librement." Die Maintenon, ſchreibt Desdeviſes, habe nur mittelbar zur Aufhebung des Edikts beigetragen, indem ſie den König bigott machte; die Bigotterie hat dieſen bekanntlich zu dem Wahne verleitet, er könne durch Ausrottung der Ketzerei ſeine Ausſchweifungen ſühnen. Die verübten Grauſamkeiten habe die Freundin ſeines Alters nicht gebilligt. (Döllinger ſagt das Gegenteil; nur daß die zwangsweiſe bekehrten, im Herzen aber Proteſtanten gebliebnen auch noch zum „ſakrilegiſchen" Sakramentenempfang gezwungen wurden, war ihr zu viel. Allerdings habe

ſie einmal den König zu milderm Verfahren zu bewegen verſucht; ob ſie zur Aufhebung des Edikts geraten, ſei nicht zu ermitteln. Akademiſche Vorträge I, 389 ff.) Übrigens habe Ludwig, behauptet Desdeviſes, von den verübten Grauſamkeiten nichts erfahren; alle hätten ihn belogen, auch Boſſuet. Dieſer große geiſtliche Schönredner wagte es, mit eiſerner Stirn ſeine Freude darüber auszuſprechen, daß es gelungen ſei, ſo viele Irrgläubige ohne Anwendung von Gewalt in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Desdeviſes ſchreibt, alle hätten applaudiert, außer Noailles (der ein Gegner der Jeſuiten war; 1695 wurde er Erzbiſchof von Paris) und Fénelon; dieſer habe die Ehre des franzöſiſchen Klerus gerettet durch ſeinen ſchönen Brief an Ludwig den Vierzehnten, der ihn um die Gunſt des Königs gebracht habe. Döllinger nennt ihn (a. a. O. S. 374) den berühmten Brief, aber ich habe ihn außer in dieſen beiden Büchern noch niemals zitiert gefunden und würde ihn gar nicht kennen, wenn ihn nicht Ploetz in ſein Manuel de Litérature Française aufgenommen hätte, das ich mir, natürlich nicht zu Studien-, ſondern zu Unterrichtszwecken, vor 45 Jahren angeſchafft habe. Wie oft wird heutzutage in „freiſinnigen“ Blättern der Männerſtolz vor Königsthronen gerühmt und — anonym oder in gedeckter Stellung und jedenfalls immer ohne alle Gefahr — den Mächtigen die Wahrheit geſagt, aber etwas ähnliches von Freimut einem nicht durch Revolution gefeſſelten oder eingeſchüchterten, ſondern in ſeiner Machtfülle ungebrochen daſtehenden abſoluten Monarchen gegenüber iſt mir aus der ganzen Weltgeſchichte nicht bekannt. Freilich — Fénelon hat ſeinen Namen nicht unterzeichnet; durch einen verſchwiegnen Freund, wahrſcheinlich den Herzog von Chevreuſe, ſchreibt Döllinger, habe er ihn dem Könige in die Hände geſpielt. Aber der Verfaſſer ſei doch leicht zu erraten geweſen. Die Maintenon habe Noailles gefragt, ob er nicht den Stil erkenne, und Fénelons Stil ſei darin gar nicht zu verkennen (was er Ranke gegenüber betont, der aus einem ganz unſtichhaltigen Grunde die Echtheit angezweifelt habe). Gegen die Art, wie Desdeviſes den Brief erwähnt, könnte auch noch eingewandt werden, daß Fénelon unter den zahlreichen Verbrechen, die er dem Könige vorrückt, die Proteſtantenverfolgung nicht mit aufzählt. Aber er ſpricht ihm das echte Chriſtentum, die wahre Frömmigkeit ab, und wenn ſich Ludwig, woran freilich nicht zu denken war, durch den Brief hätte überzeugen laſſen, ſo würde er auch die Nichtigkeit der Motive eingeſehen haben, die ihn zur Aufhebung des Edikts beſtimmt hatten. In dem die Religion des Königs kritiſierenden Abſchnitt ſchreibt Fénelon unter anderm: Dieu „saura bien séparer sa cause juste d'avec la votre qui ne l'est pas, et vous humilier pour vous convertir; car vous ne serez chrétien que dans l'humiliation. Vous n'aimez point Dieu, vous ne le craignez même que d'une crainte d'esclave; c'est l'enfer et non Dieu que vous craignez. Votre religion ne consiste qu'en superstitions, en petites pratiques superficielles. Vous êtes scrupuleux sur des bagatelles, et endurci sur des maux terribles.... Vous avez un archevêque

corrompu, scandaleux, incorrigible, faux, malin, artificieux, ennemi de toute vertu. (Das war noch nicht Noailles — der Brief ist 1694 geschrieben —, sondern Harley de Chanvallon.) ... Vous vous en accommodez parce qu'il ne songe qu'à vous plaire par ses flatteries.... Pour votre confesseur, il n'est pas vicieux, mais il craint la solide vertu" usw. Fénelon sprach einmal mit Hugenotten. (Desdeviſes gibt nicht an, ob es ſich um eine bloße Unterhaltung oder um einen amtlichen Bekehrungsverſuch handelte.) Die Leute wurden durch die herzlichen Worte des frommen und liebevollen Mannes zu Tränen gerührt, wieſen aber die Zumutung, zu konvertieren, mit den Worten zurück: „Mit Ihnen könnten wir uns ſchon verſtändigen. Aber Sie ſind nur vorübergehend hier. Nach Ihnen kommen dann die Mönche, die lateiniſche Sprüche herſagen und uns von nichts als von Abläſſen und frommen Bruderſchaften predigen; vom Evangelium werden wir nichts mehr zu hören bekommen; anſtatt uns dieſes zu erklären, wird man uns mit Drohungen ſchrecken." Die widerſpenſtigen und die rückfälligen Männer ſchickte man auf die Galeeren, die Frauen ſperrte man ins Gefängnis oder ins Kloſter, jenes zogen ſie dem Kloſter mit ſeiner Seelenpein vor.

Die Verfolgungen dauerten faſt das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch, aber der letzten Verurteilungen haben ſich die Richter ſelbſt geſchämt und haben die Verurteilten um Verzeihung gebeten. Als Ludwig der Sechzehnte den Krönungseid leiſtete, murmelte er die Stelle, die ihn zur Ausrottung der Ketzerei verpflichtete, ganz unverſtändlich. Der Zeitgeiſt hatte ſich eben unter dem Regenten und unter Ludwig dem Fünfzehnten geändert. Bis dahin war ganz Frankreich fanatiſch geweſen. „Die ganze franzöſiſche Nation war die Mitſchuldige Ludwigs des Vierzehnten. Kein Stand hat das Recht, die Verantwortung für die verübten Untaten auf einen andern abzuwälzen. Alle Welt iſt ungerecht, böſe, wahnſinnig geweſen. Die franzöſiſche Volksſeele weiſt leider, bei allen ihren glänzenden Vorzügen und heroiſchen Anlagen, zwei häßliche Mängel auf: ſie hat keinen Sinn weder für das Recht noch für die Freiheit. Dieſe beiden großen Güter entflammen ſie, ohne ſie zu erfüllen; ſie widmet ihnen einen Kult, der bloßer Götzendienſt iſt, bewundert ſie, ohne ſie zu verſtehn. Sie ſpricht unaufhörlich von ihnen und ſingt ihr Lob, tritt ſie aber zugleich in der Praxis mit Füßen." Trotz dieſem Charakterfehler trat in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der große Umſchwung ein, den die „Philoſophen" — vielleicht nicht herbeigeführt, aber — in ihren Perſonen am deutlichſten zum Ausdruck gebracht haben. Es war nicht bloß ein Umſchwung der Meinungen, ſondern vor allem ein Wandel der Stimmung. Wie in Deutſchland und England, ſo hat eben auch in Frankreich die lichte Seite des Menſchengemüts gegen die finſtre, die im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert geherrſcht hatte, reagiert; auf das Zeitalter des Fanatismus, der Religionskriege, der Grauſamkeit, der Juſtizgreuel folgte das Zeitalter der Humanität, ja der Sentimentalität. Der Verſtand zieht allemal die

Schlüsse, die das Herz begehrt oder fordert, darum hat die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts anders ausgesehen als die der Jesuiten und der Puritaner. Desdevises charakterisiert die Männer, die man teils zu den Enzyklopädisten zu zählen, teils um sie zu gruppieren pflegt, und ihre Tätigkeit im einzelnen. Zusammenfassend schreibt er: „So kritisch auch die Revolution uns gemacht hat, können wir doch diesem goldnen Zeitalter der modernen Welt [wir Deutschen denken bei diesem Ausdruck nicht an Paris, sondern an Weimar und Königsberg] unsre tiefe Sympathie nicht versagen; wir bewundern den schönen Schwung dieser tapfern Männer, die für die Wissenschaft und die Menschlichkeit kämpften; wir begrüßen diese französische Philosophie, die sich dem Kult der Freiheit und des Fortschritts widmete und uns die geistige Herrschaft über Europa in einem Maße sicherte, wie es Napoleons Waffengewalt nie vermocht hatte." Dieses ein wenig schiefe Urteil rücken die Leser schon selbst zurecht.

Bekanntlich war der Kampf der Philosophen zunächst hauptsächlich gegen die Jesuiten gerichtet. Sie fanden Bundesgenossen an den Jansenisten, die zwar die Ketzerei und den Atheismus, noch mehr aber ihre Konkurrenten in der Frömmigkeit haßten, wie denn auch die Philosophen diese Bundesgenossen willkommen hießen, obwohl sie ihnen widerwärtiger waren als die Jesuiten, deren „leben und leben lassen" ihnen weit besser zusagte als der Rigorismus. Weil die Jesuiten den Absolutismus verteidigten, hielt es die gebildete Welt mit den von ihnen verfolgten Jansenisten und machte, ohne sich im mindesten um den religiösen Inhalt des Jansenismus zu kümmern, aus diesem eine Form der politischen Opposition. Eben dieses trieb den König in die Arme der Jesuiten und des orthodoxen Klerus. Er sagte einmal zur Pompadour: „Die hohen Justizbeamten (les grandes robes) und der Klerus liegen einander beständig in den Haaren; sie bringen mich durch ihr Gezänk zur Verzweiflung, aber die hohen Beamten verabscheue ich geradezu. Der Klerus ist treu und mir ergeben; die andern aber möchten mich am liebsten unter Kuratel stellen. . . . Nun, solange ich lebe, wird das Königtum wohl noch halten." Die Pompadour aber ging zu denen über, in denen der König richtig seine Todfeinde witterte. Sie verschloß sich der Einsicht nicht, daß ihre Schönheit zu verblühen anfing, und sei es, daß sich ein bekanntes unhöfliches Sprichwort an ihr bewahrheitete, sei es, daß sie hoffte, mit Hilfe der Jesuiten ihre Stellung zu sichern, sie schickte sich an, fromm zu werden. Ihr Beichtvater aber, der Pater de Sacy, erklärte, er könne sie nicht absolvieren, wenn sie den Hof nicht verließe, und die Patres Pérusseau und Desmarets erklärten dem König, dessen Beichtväter sie waren, dasselbe. Alle drei waren Jesuiten. In diesem Falle, meint Desdevises, würde ihnen Pascal wohl recht gegeben haben. Die mächtige Maitresse wurde ihre Todfeindin und schloß sich als dritte im Bunde den Philosophen und den Jansenisten an. Überall, urteilt Desdevises, sind sie nur Intrigen zum Opfer

gefallen. Die Geschichte der Aufhebung des Ordens ist bekannt. Daß sich der König lange drängen ließ, ist nach dem oben angeführten erklärlich. Er äußerte, er gebe nur um des lieben Friedens willen nach; er liebe die Jesuiten nicht eigentlich, aber es sei ein unanfechtbares Zeugnis für sie, daß sie von allen Ketzern gehaßt würden, und wenn er sie preisgebe, so wolle er doch die Meinung nicht aufkommen lassen, als halte er alle die Beschuldigungen für begründet, die von den Parlamenten gegen sie erhoben worden seien. Choiseul hatte in des Königs Namen den vermittelnden Vorschlag gemacht, der Jesuitengeneral solle einem in Frankreich residierenden Stellvertreter die Leitung der französischen Ordensprovinz überlassen; aber Clemens der Dreizehnte wollte von einer Änderung der Ordensstatuten nichts wissen, und nach Desdevises tat er, nicht Ricci, den Ausspruch: sint, ut sunt, aut non sint. In Spanien, Portugal und mehreren italienischen Staaten wurden die Jesuiten, ohne daß ihnen ein Verbrechen nachgewiesen worden wäre, mit raffinierter Grausamkeit behandelt. In England, Preußen und Rußland haben sie Zufluchtstätten gefunden; Friedrich der Große hat seine französischen Freunde, die dadurch verstimmt wurden, mit Spott über ihren unphilosophischen Haß und ihre Leichtgläubigkeit abgefertigt. Trotz diesem fanatischen Haß ihrer Gegner sind sie in Frankreich nicht grausam, sondern bloß einigermaßen rücksichtslos behandelt worden. Die konfiszierten Güter der Jesuiten waren 58 Millionen wert und brachten 1200000 Livres Reinertrag; das habe bei 4000 Ordensmitgliedern auf den Kopf 300 Livres gemacht, wahrlich nicht viel in einer Zeit, wo die Pfarrer bei 700 Livres Einkommen bitter klagten. (Von den Pfarrern hatte freilich jeder seinen Einzelhaushalt, und es wurde ihnen nicht bloß Wohltätigkeit, sondern auch eine ziemlich kostspielige Gastfreundschaft zugemutet.) Den Professen nun bewilligten die Parlamente Pensionen in verschiedner Höhe, das Pariser 20 Sous für den Tag, das von Grenoble 30, das von Toulouse bloß 12 Sous. Hier jedoch brachte ihnen ein eigentümlicher Anlaß bald eine Aufbesserung. Die dortigen Jesuiten pflegten, so oft ein neuer Transport von Galeerensträflingen ankam, diesen Unglücklichen ein Mahl zu geben und dabei ihre Schüler zur Übung in der Demut und Barmherzigkeit aufwarten zu lassen. Nach Schließung des Kollegs wollte das Parlament diesen christlichen Brauch nicht eingehn lassen und bewilligte die Kosten dafür aus den Zinsen der konfiszierten Jesuitengüter. Da ergab es sich denn, daß diese Speisung 17 Sous für den Mann kostete, und das Parlament hielt es für unanständig, den Tagesbedarf eines Expaters niedriger als eine Sträflingsmahlzeit zu bemessen, erhöhte deshalb die Pension auf 20 Sous.

Den Geist der Revolution, meint Desdevises, könne man den Geist Voltaires nennen, multipliziert mit dem Geiste Ludwigs des Vierzehnten. Der Absolutismus sei die hohe Schule gewesen, aus der die Jakobiner hervorgingen, die ihre subjektive Einsicht und ihr Belieben an die Stelle des Rechts

und des Gemeinwohls setzten. Speziell die Kirche hätten die absoluten Monarchen, ganz so wie es später die Gesetzgebende Versammlung tat, als eine Staatsanstalt und als ihr Werkzeug behandelt. Und diese Versammlung sei anfangs besser gewesen als der Absolutismus, von wirklich christlichen Ideen beseelt. Daß diese nicht, vom Klerus unterstützt, die Oberhand gewannen, daran seien die Prälaten schuld gewesen, die in dem Zwiespalt mit den vielen demokratisch, liberal und christlich denkenden Pfarrern siegten. Das wird in einer Durchmusterung der Cahiers des Klerus*) gezeigt, über die der Verfasser folgendes Gesamturteil fällt: „Das also ist, in großen Zügen, der Reformplan des Klerus von 1789 gewesen. Aufgeklärt genug, die Unabwendbarkeit einer politischen Reform zu erkennen, liberal genug, eine ernste und wirksame Reform zu wollen, hat er sich doch, wo immer es sich um seine eignen Angelegenheiten handelte, durch seinen Eigennutz und seinen Korpsgeist verblenden lassen. Er will eine Macht im Staate und der erste Stand sein. Er will seine Hierarchie, seine Privilegien, seine Zehnten, sein Selbstregierungs- und Selbstverwaltungsrecht ungeschmälert erhalten. Er beschließt, daß die Klöster fortbestehn sollen. Er beansprucht für den Katholizismus das Monopol des Unterrichts und des öffentlichen Kultus und fordert von der Regierung strenge Maßregeln gegen die Protestanten, die Juden und die „Philosophen" sowie den Beistand des weltlichen Armes gegen die Zügellosigkeit der Presse, des Theaters und der Sitten. Im ganzen Bereiche der Religion, der Wissenschaft und der Moral soll alles unter seiner Aufsicht stehn, ohne seine Erlaubnis nichts keimen, wachsen und sich regen dürfen. Die Regierungsform, von der er träumt, ist die Theokratie; diese aber konnte man dem französischen Volke von 1789 nur zumuten, wenn man es gar nicht kannte."

Der Verfasser begleitet mit seiner Kritik die Zivilkonstitution des Klerus, die Konfiskation der Kirchengüter (die er als eine den Kommunismus rechtfertigende Verletzung des Eigentumsrechts charakterisiert), die Verfolgung des Klerus, die stufenweise Abkehr des Volkes vom Christentum und seine stürmische Rückkehr, die Napoleon zur Neuordnung des Kirchenwesens zwang. Nach einer Schilderung des Lebens der gehetzten Eidverweigerer fragt er: „Ob wohl einer dieser Priester einmal daran gedacht haben mag, wie hart seine Kirche gegen die Protestanten gewesen ist, und daß kaum dreißig Jahre vorher so mancher Prediger, gleich ihm als Hausierer verkleidet, geächtet umhergeirrt war und in Waldlichtungen Gottesdienst gehalten hatte?" Das Konkordat und die (vertragswidrig) angehängten organischen Artikel gefallen dem Verfasser nicht. Das Volk habe sich an die Freiheit gewöhnt gehabt und weder das Bedürfnis empfunden noch den Wunsch gehegt, die Kirche aufs neue an den Staat zu fesseln, wie Bonapartes Herrschsucht es getan habe; nur in

*) Über diese ist, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, vor ein paar Jahren einmal in den Grenzboten ausführlich berichtet worden.

Freiheit und bei völliger Unabhängigkeit voneinander vermöchten Staat und Kirche ihre ſehr verſchiednen Aufgaben zu löſen. Ich weiß nicht, ob die Anekdote allgemein bekannt iſt, mit der dieſer erſte Band des Werkes ſchließt. Napoleon beſprach eines Tages das Konkordat mit Volney. Frankreich will es, ſagte er, Frankreich fordert es von mir. „Wenn nun Frankreich einmal die Bourbonen verlangte, würden Sie ihm auch die geben?“ Ein Fußtritt in den Magen, der den kecken Profeſſor zu Boden ſtreckte, und der Befehl an die Diener, den Herrn in ſeinen Wagen zu befördern, war die Antwort. „Die vorgebliche Reſtauration des Altars hatte nur den Zweck, für ihn den Thron zu reſtaurieren.“ Im zweiten Bande werden wir ohne Zweifel erfahren, wie der Verfaſſer über die Kirchenpolitik der gegenwärtigen Machthaber denkt.

Menſchlichkeit

Eine ſprachgeſchichtliche Betrachtung

Man iſt gewohnt, das Wort Menſchlichkeit in dem Sinne, wie es heute meiſt gebraucht und praktiſch betätigt wird — vielleicht mehr betätigt wird als in der Zeit, wo es in aller Munde war und als vielſagendes Schlagwort galt —, mit Herder in Verbindung zu bringen. Herder, nimmt man im allgemeinen an, habe das Wort, wenn nicht gerade geprägt, aber doch in dem heute geltenden Sinne zuerſt angewandt und in Umlauf gebracht. Das iſt aber nur halb richtig. Herder hat das Wort allerdings definiert, er verſteht darunter „das erbarmende Mitgefühl des Leidens unſrer Nebenmenſchen, die Teilnahme an den Unvollkommenheiten ihrer Natur und das Beſtreben, dieſen zuvorzukommen und ihnen abzuhelfen“. Aber er will doch lieber an dem altüberlieferten Worte Humanität feſthalten; „denn, ſagt er, leider hat man in unſrer Sprache dem Wort Menſch und noch mehr dem barmherzigen Wort Menſchlichkeit ſo oft eine Nebenbedeutung von Niedrigkeit, Schwäche und falſchem Mitleid angehängt, daß man jenes nur mit einem Blick der Verachtung, dies mit einem Achſelzucken zu begleiten gewohnt iſt.“ Überdies reicht nach Herders Meinung der Sinn des Wortes Humanität noch weiter. Humanität iſt nach Herder alles, was den Menſchen recht eigentlich zum Menſchen macht und ihn von den Tieren unterſcheidet, ſein Charakter, ſein Adel, ſeine Beſtimmung, kurz ein Begriff, zu dem der Gegenſatz Brutalität iſt. Aber auch in dieſem Sinne gilt bekanntlich das Wort Menſchlichkeit, wie es denn zum Beiſpiel Goethe in den bekannten Verſen gebraucht hat:

Alle menſchlichen Gebrechen
Sühnet reine Menſchlichkeit.

Und auch Herder ſelbſt hat trotz ſeiner Theorie das Wort einigemale ſo angewandt, z. B. in dem Gedicht an den Genius von Deutſchland, wo es heißt:

Biſt (nämlich das Vaterland) ein All der ſüßen Tön' und Tugendnamen,
Biſt großer Mutter Menſchlichkeit der erſtgeborene Samen,
Biſt Erdſeligkeit.

Ja in dieſem Sinne iſt das Wort ſchon vor Herder gelegentlich verwandt worden, zum Beiſpiel von Kant und von Wieland. Geprägt aber iſt das Wort ſchon im fünfzehnten Jahrhundert. Und es bedeutete zunächſt das ganze Weſen der menſchlichen Natur oder auch die Geſamtheit der Menſchen, wofür man jetzt Menſchheit ſagt, dann, wie aus den eben angeführten Worten Herders hervorgeht, die Unzulänglichkeit, die Schwäche der menſchlichen Natur — eine Vorſtellung, die auch heute noch dem Worte anhaftet, beſonders wenn es im Pluralis gebraucht wird. Der Begriff aber, der heute vorwiegend mit dem Worte verbunden wird, fiel ihm zu, als man nach einem deutſchen Ausdruck für das lateiniſche humanitas ſuchte. Das geſchah im achtzehnten Jahrhundert, als dieſer Begriff infolge der damals herrſchenden Zeitſtrömung aktuelle Bedeutung gewann. Und dieſer Begriff iſt es mehr als das dafür eingeführte Wort, dem Herder zu weiter Verbreitung und Anerkennung verholfen hat. „Briefe zur Beförderung der Humanität", nicht der Menſchlichkeit hat er ſeine dahin zielende Schrift genannt.

Man kann ein Wort nicht nur nach ſeinem Inhalt, ſondern auch nach ſeiner Lautform betrachten. Und auch dieſe Art der Betrachtung hat ihr Recht und ihren Reiz. Man kann die Wörter unterſuchen wie der Pflanzenkundige eine Blume: unbekümmert um den Duft, den ſie ſpendet, zerlegt er ſie in ihre Teile und betrachtet dieſe durch das Mikroſkop. So kann der Sprachforſcher auch die Wörter behandeln, kann ſie zerlegen, ihre Beſtandteile unter die Lupe nehmen und genau unterſuchen, was ſie bedeuten. Nur daß man nicht etwa meine, das Wachstum einer Pflanze ſei mit der Entſtehung eines Wortes mehr als äußerlich zu vergleichen. Vielmehr ſteht die Sache ſo: während die Pflanze von innen heraus wächſt, indem ſich aus einer Keimzelle Stengel, Blätter und Blüten entfalten, entſteht ein Wortgebilde dadurch, daß ſich das eine Glied äußerlich an das andre anhängt. Agglutination, Anklebung hat man dieſe Art der Bildung genannt. Dann ſind zunächſt die einzelnen Teile hinſichtlich ihres Sinnes und ihrer Lautgeſtalt noch deutlich erkennbar. Mit der Zeit ſchrumpft aber der Wortkörper zuſammen. Die Anhängſel verlieren ihren Ton und ihren lebendigen Sinn, die Fugen zwiſchen den einzelnen Elementen verwiſchen ſich mehr oder minder, das heißt mit andern Worten: die anfangs ſelbſtändigen Kompoſitionsglieder verwandeln ſich in bedeutungsloſe Bildungsſilben. Dieſer Prozeß läßt ſich auch bei dem Worte Menſchlichkeit wahrnehmen.

Wir beginnen die Sektion und trennen zunächſt die Endſilbe von dem Wortkörper ab. Da entſteht die Frage: Was bedeutet die Silbe keit, und in

welchem Verhältnis ſteht ſie zu dem verbleibenden Reſt? Man hält ſie auf den erſten Blick natürlich für ein einheitliches Wortelement. Aber dem bewaffneten Auge ſtellt ſich die Sache anders dar. Die Silbe keit iſt aus zwei Elementen zuſammengewachſen, aus dem durch den Buchſtaben c oder k bezeichneten Gutturallaut und der aus Wörtern wie Kindheit oder Chriſtenheit bekannten Bildungsſilbe heit. Dieſe hat ſich als ſelbſtändiges Vollwort etwa bis zum zweiten Jahrtauſend unſrer Zeitrechnung behauptet und dauert in Mundarten bis auf den heutigen Tag, und es bedeutete die Art und Weiſe, die Beſchaffenheit eines Gegenſtandes oder einer Perſon, auch die Perſon ſelbſt. So auch im Gotiſchen das vollere Wort haidus, ſodaß Wulfila das griechiſche *παντὶ τρόπῳ* durch allaim haidum, das iſt die Mehrzahl: auf alle Arten, wiedergegeben hat. Und mit negativem Pronomen heißt es in Otfrids Kriſt zi niheineru heite, d. i. nullo modo, auf keine Weiſe, durchaus nicht. alle thrie heite meint die drei Perſonen der Trinität, und ebenheit iſt sodalis, der Genoſſe. Auch in der Neuzeit kommen Wendungen vor wie: von junger hait von Jugend auf oder in schimpfes hait = ſcherzweiſe und ſo fort. Aber in vorhiſtoriſcher Zeit muß das Wort einmal den Glanz, die Helligkeit bedeutet haben, das beweiſt ſchon ſeine Verwandtſchaft mit dem Adjektivum heiter, worin ſich der Grundſinn unverändert behauptet hat. Heute lebt das alte Wort in geſonderter Exiſtenz eigentlich nur noch in den nordiſchen Sprachen fort; es ſtellt ſich im Isländiſchen als heidr, im Schwediſchen als heder, im Däniſchen als heider dar, das ſind die lautgeſetzlichen Entſprechungen des eben erwähnten gotiſchen haidus. Man verſteht darunter heute „die Ehre“, eine leicht begreifliche Metapher des Grundbegriffs. Das gleichnamige Adjektivum heidr hat im Isländiſchen wenigſtens die Grundbedeutung des Glanzes wie das deutſche „heiter“ gewahrt. Auf deutſchem Boden aber hat das alte Wort, in der Schriftſprache wenigſtens, ſeine Selbſtändigkeit völlig eingebüßt; es iſt zur Bildungsſilbe erſtarrt und drückt dann die Weſenheit oder den Zuſtand des in dem Grundworte liegenden Begriffs aus. So bezeichnet Kindheit den Zuſtand des Kindſeins, Kühnheit den des Kühnſeins uſw. In gleicher Weiſe ſind die engliſchen Bildungen childhood, womanhood uſw. zu erklären, deren zweiter Beſtandteil aus dem angelſächſiſchen hâd = heit hervorgegangen iſt. Einfache Entlehnung aus dem Niederdeutſchen iſt das ſchwediſch-däniſche het in Ausdrücken wie löshet oder artighet oder almänhet und ſo fort.

Wenn nun aber der Fall eintrat, daß das erſte Glied der Kompoſition eines der mit der Bildungsſilbe ec oder ic (ſpäter ig) gebildeten Adjektiva wie ewec oder heilec oder saelec u. a. war, ſo verwuchs das Suffixum heit mit dem gutturalen Auslaut des Grundwortes zu unorganiſcher Einheit. Anſtatt heilec-heit, saelec-heit, ewec-heit ſprach man, indem man das c zur Bildungsſilbe herüberzog, heilekeit, saelekeit, ewekeit. Der Ausſprache folgte die Schreibung, und man findet die Ligatur ſchon in Handſchriften des drei-

zehnten Jahrhunderts. Bald gewann die neue Lautgruppe die Geltung einer ſelbſtändigen Bildungsſilbe, die mehr und mehr um ſich griff und dem rechtmäßigen heit erfolgreiche Konkurrenz machte, ſodaß neue Bildungen wie edelkeit, eitelkeit, bitterkeit, frenndlichkeit, langsamkeit, fruchtbarkeit und viele andre aufkamen, von denen einige ſchon im Beginn der mittelhochdeutſchen Zeit anzutreffen ſind. Aber nun kam der Schulmeiſter und entdeckte, daß dieſe Bildungen wider die Ordnung verſtießen. Es war doch klar, daß ewekeit zu ewig und heilekeit zu heilig gehörten. So regte ſich denn das etymologiſche Gewiſſen, und dieſer Mahnung zufolge lehrte man, daß ewigkeit und heiligkeit zu ſchreiben ſei, damit der, wie es ſchien, verſchwundne Auslaut des Grundwortes wiederhergeſtellt würde. Daß er in dem k der Silbe keit ſteckte, ahnte man nicht, dem Sprachgefühl des Grammatikers erſchien die Lautgruppe keit wie jedermanns Sprachgefühl als ein ſelbſtändiges Bildungselement. Natürlich behielt die gelehrte Verſchlimmbeſſerung Recht, und dieſe beeinflußte wieder die Ausſprache. Heute bemüht ſich wenigſtens der Gebildete, ſeine Ausſprache in Einklang mit der Schreibung zu bringen, das heißt die künſtlich geſchaffne Wortfuge durch deutliche Silbentrennung zu markieren. Das Volk freilich ſpricht nach wie vor Ewekeit und Heilekeit.

Und nun wiederholt ſich der eben erſt beſchriebne Prozeß. Indem ſich die zuletzt behandelte Gruppe von Neubildungen noch durch den Typus, der durch Wörter wie freundlich-keit oder billich-keit repräſentiert wird, verſtärkte, da man neben freundlichkeit auch frenndligkeit, neben billichkeit auch billigkeit (wie noch heute) ſchrieb, erwuchs in dem Ausgange ig und keit ein neues Bildungselement von ſelbſtändiger Geltung. Und da es dieſelben Funktionen übernahm wie ſeine Vorgänger, entſtand wiederum eine ganze Schar von Neubildungen, von denen einige wie reinigkeit, tapferigkeit, magerigkeit wieder abgeſtoßen wurden, die meiſten aber wie helligkeit, bangigkeit, genauigkeit, kleinigkeit, nettigkeit uſw. einen nicht unweſentlichen Teil unſers heute beſtehenden Sprachſchatzes ausmachen. Auch das moderne Wortungetüm geiſtreichigkeit verdankt dieſem Bildungstriebe ſeinen Urſprung, es iſt ein übler Erſatz für das im achtzehnten Jahrhundert in dieſem Sinne geltende witz.

Es iſt eigentlich ein Wunder, daß in dieſes Chaos überhaupt Ordnung gekommen iſt. Aber es iſt ſo, man kann die Machtſphäre der drei Rivalen heute ziemlich genau abgrenzen. Es würde aber zu weit abführen, das hier bis ins einzelne auseinanderzuſetzen. Nur das wichtigſte ſei im Vorbeigehen bemerkt. Die Silbe heit, die übrigens im Laufe der Zeit einen nicht unbedeutenden Teil ihres alten Beſitzſtandes verloren hat, behauptet ſich ohne Ausnahme hinter den Partizipien; man denke an Wörter wie besonnenheit, vermessenheit, beliebtheit, verrücktheit. keit erſcheint regelmäßig hinter den Bildungsſilben el und er, wie in übelkeit, heiterkeit (nur dunkelheit und sicherheit machen eine Ausnahme), ebenſo auch in Verbindung mit den durch die Ableitungsſilben lich, sam, bar gebildeten Adjektiven, wie herrlichkeit,

langsamkeit, dankbarkeit, igkeit hat ſich die Wortausgänge los und haft erobert (hoffnungslosigkeit, ehrenhaftigkeit). Gründe des Wohlklangs ſind zunächſt bei der Abgrenzung der Gebiete maßgebend geweſen. Dann folgt der Zwang der Analogie. Oft iſt der bloße Zufall, die Willkür im Spiele, wie das ſo oft im Leben der Sprache der Fall iſt. Manchmal werden durch die Wahl des Anhängſels auch Unterſchiede der Bedeutung markiert wie in den Wörtern kleinheit und kleinigkeit. Zu beachten iſt, daß die niederdeutſchen Idiome, das Engliſche einbegriffen, von den eben geſchilderten Abirrungen des Sprachgefühls frei geblieben ſind. Der Mecklenburger Laurenberg zum Beiſpiel (1590 bis 1658) ſchreibt redlichheit, geschicklichheit, barmhertigheit (die Ableitungsſilbe hätte eigentlich hed zu lauten, heit iſt ſchon ein Zugeſtändnis an die hochdeutſche Schriftſprache), und wenn ſich bei Reuter und andern Bildungen wie fründlichkeit, niederträchtigkeit, kleinigkeit finden, ſo ſind das Entlehnungen aus dem Hochdeutſchen, die jedoch längſt volles Bürgerrecht erlangt haben. Vollends die nordiſchen Sprachen ſind bei dem, wie ſchon oben bemerkt, aus dem Niederdeutſchen bezognen hed (het) geblieben: långsamhet heißt es im Schwediſchen, nicht långsamket.

Übrigens ſtehen dieſe hypertrophiſchen Gebilde nicht vereinzelt da. Wenn ich Tiſchler ſage, empfinde ich gewiß die Silbe ler als ein ſelbſtändiges Wortelement. Sie iſt aber entſtanden aus l und er. Es iſt die weitverbreitete Ableitungsſilbe er (mittelalterlich aere, althochdeutſch âri aus dem lateiniſchen arius), die ſich das l aus den l-Stämmen geholt hat. (Im Plattdeutſchen heißt es noch heute „Diſcher“.) Bei dem Worte Köhler iſt das Verhältnis ohne weiteres klar. Aber ſchon in Wörtern wie bettler, fiedler, angler empfinden wir die Gruppe ler als die Bildungsſilbe, obwohl das l doch ebenſogut wie in Köhler zum Grundwort gehört. Dann folgen Bildungen wie tischler, zünftler, freischärler, in denen das l ſeine Berechtigung nicht mehr zu erweiſen vermag. Ebenſo ſtehts mit den Suffixen ner (pförtner) und ling (schmetterling), von denen das eine aus n und er, das andre aus l und ing hervorgegangen iſt. Auch in andern Sprachen, zumal im Griechiſchen und Lateiniſchen, läßt ſich das Anwachſen mancher Bildungsſilben durch Attraktion des Wortauslauts beobachten.

Kehren wir nun zum Ausgang zurück. Was das Wort Menſchlichkeit ſagen will, iſt jetzt wohl klar geworden, es bedeutet den Zuſtand des menſchlich ſeins.

Wir ſetzen jetzt die Zergliederung fort und trennen ein weiteres Glied vom Wortkörper ab, nämlich die Silbe lich. Sie iſt ebenfalls der erſtarrte Überreſt eines ehemals vollwertigen Dingworts. Denn lich (gotiſch leik, geſprochen lik) bedeutete den Leib, den Körper, wir kennen es als die Bezeichnung des entſeelten Leibes in der neuhochdeutſchen Lautform Leiche und Leichnam, althochdeutſch lichohamo, das iſt die Leibeshülle (hamo iſt das Grundwort zu Hemd), wie es auch in dem heute aus falſcher Prüderie gemiednen Worte leichdorn und in dem nur noch in Mundarten erhaltnen

leigtuch und vielleicht leilach ſteckt, womit das den Leib bedeckende Betttuch gemeint iſt. Nun denke man ſich aber einen menſchlichen oder tieriſchen Körper als Zeichnung auf eine Fläche gebracht, dann lag es nahe genug, das Abbild gerade ſo zu bezeichnen wie das Original ſelbſt. So gelangte leik (lich) zu der Bedeutung von Bild; ſchon in der gotiſchen Bibelüberſetzung wird manleika (eigentlich Menſchenleib) gebraucht, um das Bild des Kaiſers auf den römiſchen Münzen zu bezeichnen, auch das althochdeutſche manlîcha oder manalîcho bekommt dieſen Sinn. Das angelſächſiſche manlîca bezeichnet eine Statue, auch ein Götzenbild, und eoforlîo (ebenfalls angelſächſiſch) meinte das Ebenbild, das iſt die bekannte Helmzier der germaniſchen Krieger. Ausdrücke wie manlîch, kindlîch, wîp-lich ſind zunächſt eines Mannes, eines Kindes, eines Weibes Bild, konnten dann aber auch leicht zur Charakteriſtik einer beſtimmten Perſönlichkeit verwandt werden; ſie wurden zuletzt als Adjektiva verwandt, wie das auch mit dem gotiſchen galeiks und dem althochdeutſchen gelîch, d. i. conformis (eigentlich conforma) geſchehen war. Solche Übergänge kennen auch andre Sprachen, man denke etwa an das griechiſche *μάθυμος* oder *εὐδαίμων* und das lateiniſche magnanimus. Auch im Deutſchen iſt dieſer Funktionswandel nicht unerhört. Die Adjektiva reich, fromm, ernst galten ehemals als Hauptwörter, wie noch jetzt ernst in zwiefacher Funktion erſcheint, und in Wendungen wie es ist schade, es ist not, es ist schnuppe empfinden wir die gebrauchten Ausdrücke kaum noch als Subſtantiva, wie denn auch in dem Goethiſchen Worte: Weg du Traum, ſo Gold du biſt, Gold auf der Grenzſcheide zwiſchen Adjektiv und Subſtantiv ſteht, nur daß bei dieſen Wörtern die attributive Verwendung ausgeſchloſſen blieb (schade allerdings iſt im Mittelhochdeutſchen auch als Attribut verwandt worden). War der Typus nun einmal geſchaffen, ſo wurde er verbreitet durch die Analogie. Alle möglichen Subſtantiva, namentlich abſtrakte wie gemüt, haß, pein, gefahr und viele andre eignen ſich die neue Bildungsſilbe lîch an, ebenſo Adjektiva wie grôß, klein, ſchwer, leicht, wodurch eine Modifikation des Grundbegriffs hervorgebracht wird, ſogar zwei Adverbien sô und wie (we) gehn dieſe Verbindung ein, die Pronomina ſolch und welch ſind die Produkte dieſer Einigung. Schließlich folgen auch Verbalſtämme der Analogie. Ausdrücke wie tunlich, verächtlich, begreiflich uſw. bezeichnen die Möglichkeit der im Verbalbegriff enthaltnen Tätigkeit, das iſt die letzte Schicht der hierher gehörigen Bildungen. Und ſo wäre denn das Wort menschlich ſo viel wie menſchengleich oder menſchenähnlich.

Und das Wort mensch ſelbſt? Auch dieſes gibt ſich bei näherer Betrachtung als eine Verbindung zu erkennen, gebildet aus dem Grundworte mann und dem Anhängſel isk. Was dieſes eigentlich ſagen will, iſt unbekannt. Ob es ein Vollwort war wie die beiden andern beſprochnen Bildungsſilben, wiſſen wir nicht. In Zuſammenſetzungen drückte es wohl eigentlich die Herkunft aus, was nicht nur aus Adjektiven wie englisch, spanisch, ſondern auch aus andern wie

irdiſch oder himmliſch hervorgeht. Weiterhin bezeichnete es auch jede andre Art der Zugehörigkeit, ſodaß kindiſch oder weibiſch zunächſt ausdrückte: was zum Kind oder zum Weibe gehört oder ihm eigentümlich iſt; daß es vielfach den damit gebildeten Worten einen übeln Nebenſinn verleiht, wie man an den eben angeführten Adjektiven und andern, wie an bäuriſch, hämiſch, viehiſch erſieht, iſt bekannt, kommt aber hier nicht weiter in Betracht. Wir haben es hier mit dem Wort mensch zu tun und dürfen feſtſtellen, daß das alte mannisk oder mannisko, aus dem es hervorging, weil das ſpäter verklingende i der Bildungsſilbe den Umlaut wirkte, eigentlich ausdrückte: was zum Menſchen gehört, alſo ſo ziemlich denſelben Begriff enthielt, den wir heute mit dem Worte menſchlich verbinden. Es war gleich dem gotiſchen mannisks ein Adjektiv und iſt erſt mit der Zeit zum Range eines Subſtantivums erhoben worden.

Ehe das geſchah, galt das Wort man (gotiſch manna, nordiſch mannr, ſpäter madhr) im Sinne jedes menſchlichen Lebeweſens ohne Rückſicht auf das Geſchlecht. Davon gibt es noch verſchiedne Spuren: nicht nur daß in den deutſchen Bildungen jemand und niemand (mittelhochdeutſch ie-man und nieman), desgleichen in dem gleich dem franzöſiſchen on (aus homme) zum Formwort reduzierten man die Grundbedeutung noch durchblickt — der frühere Sinn des Wortes hat ſich ungeſchmälert noch im Engliſchen und teilweiſe auch im Nordiſchen erhalten. Im Engliſchen hat man früher ein ceorl-man und wifeman (auch maedenman) gebildet, das iſt Mannsmenſch und Frauensmenſch. Bildungen, die ſpäter auch im Deutſchen, namentlich im Niederdeutſchen aufgetaucht ſind; das erſte der beiden iſt längſt veraltet, das andre iſt ſpäter zu dem jetzt noch geltenden woman zuſammengeſchrumpft. Und im Nordiſchen liegt derſelbe Gegenſatz in den entſprechenden Bildungen karlmadhr und kvenmadhr vor, ja es iſt möglich, daß auch das deutſche früh zum Eigennamen gewordne Wort karlmann ſo zu erklären iſt, obwohl das entſprechende quenmann nicht zu belegen iſt. Auch auf das intereſſante Wort manahoubit, das in Gloſſen aufgeführt wird und auch zweimal in Otfrids Kriſt vorkommt, ſei hier hingewieſen. Es meint den Gefangnen, den Sklaven ohne Unterſchied des Geſchlechts und iſt doch wohl mit Jakob Grimm als Menſchenhaupt zu deuten. Kriegsgefangne und Sklaven wurden nach Häuptern gezählt wie heutzutage das Vieh. Andre halten es freilich für volksetymologiſche Umdeutung des lateiniſchen mancipium; aber auch wenn das richtig wäre, dem Sprachgefühl ſtellte es ſich doch ſicherlich als Menſchenhaupt dar.

Nachdem nun in Deutſchland das Wort mennisco nicht nur gebildet war, ſondern auch die ihm heute noch zuſtehende Funktion übernommen hatte, verblieb das alte man den Menſchen männlichen Geſchlechts. Der vollere Ausdruck iſt vom Oberdeutſchen auch ins Niederdeutſche und von dort aus ſogar ins Nordiſche vorgedrungen. manniska gilt heute im Schwediſchen, menneske im Däniſchen wie in Deutſchland das in die neuhochdeutſche Lautform umge-

ſetzte Menſch. Nun exiſtiert im Nordiſchen noch ein neutrales man, das zunächſt den Kollektivbegriff des lateiniſchen mancipium enthielt, dann die Sklavin, zuletzt die Jungfrau bezeichnete. Wie hat man das Wort zu deuten? Iſt es von dem nordiſchen mannr abgeſplittert wie das franzöſiſche on von homme, oder iſt es etwa ein deutſches oder ein angelſächſiſches Lehnwort? In beiden Fällen ließe ſich die Bedeutungsentwicklung auf folgende Weiſe erklären: Die Gefangnen, die Sklaven wurden, wie überall, als eine Ware angeſehen und deswegen ohne Rückſicht auf ihr Geſchlecht bezeichnet, der Einzelne galt als neutrum wie die Maſſe. Da es aber viel mehr weibliche Sklaven gab als männliche, weil aus naheliegenden Gründen die Anzahl der kriegsgefangnen Weiber größer war als die der Männer — und aus der Kriegsbeute ergänzte ſich regelmäßig der Beſtand der Leibeignen —, ſo verſtand man unter dem Worte man ſpäter vorzugsweiſe die Sklavin, während der männliche Sklave durch den Ausdruck mansmadhr bezeichnet wurde. Natürlich hat das Wort zunächſt einen verächtlichen Sinn gehabt, es wird dem nordiſchen frilla, d. i. die Konkubine, etwa gleichwertig geweſen ſein. Später aber ſtieg der Wert des ſo ſtark geſunknen Ausdrucks wieder. man bezeichnete nunmehr jedes Mädchen, auch das freie, ja das edle, wie es denn ſogar, nur um ein Beiſpiel unter vielen herauszugreifen, in der Edda von der Göttin Gerda gebraucht wird. Woher es kommt, daß das nordiſche mansaungr — ſpäter mansöng — das Liebeslied, eigentlich Mädchenlied, bedeutet. Daß an ſich gegen dieſe Ableitung nichts einzuwenden wäre, wird man wohl zugeben können. Freilich iſt die Prämiſſe nicht über allen Zweifel erhaben.

Es bleibt jetzt nur noch die Frage, was denn der eben beſprochne Wortſtamm eigentlich ſagen will. Daß er zuſammenhängt mit dem Worte Mannus, dem Namen des von Tacitus als der Ahnherr ſämtlicher Germanenſtämme bezeichneten Gottes, iſt wohl klar. Man hat ſogar das Wort mannisko direkt davon ableiten wollen, hat darunter ein Patronymikum, d. i. den Sohn des Mannus, verſtanden und ſo einen Stammbaum herſtellen wollen, der von Tiwaz (d. i. die Urform des ſpätern Tiu oder Ziu, des alten Himmelsgottes) durch Tuisco = Tiwisko (das wäre der Sohn des Tiwaz) zu Mannus und deſſen Sohn Mannisko führt — eine Hypotheſe, die jedoch ſchon deswegen mißlich iſt, weil man nicht weiß, ob bei Tacitus Tuisto oder Tuisco zu leſen iſt. Aber ſelbſt wenn dieſe Hypotheſe begründet wäre, ſagt ſie uns doch nichts über den Urſinn des Wortes mannus oder mann. Auch das altindiſche manus (d. i. Menſch) gewährt keinen befriedigenden Aufſchluß. Man hat vermutet, das Wort ſei hervorgegangen aus der Wurzel men — wir erlauben uns trotz Mauthner noch das Wort Wurzel zu gebrauchen, obwohl es allerdings nur ein Notbehelf iſt —, die im griechiſchen *μένος* (*μέμνημαι*), im lateiniſchen mens (memini), im deutſchen minne (eigentlich Gedächtnis) ſteckt, und bezeichne darum den Menſchen als den denkenden, im Gegenſatz zu den Tieren. Eine Vermutung, die möglich, aber von der Gewißheit doch weit entfernt iſt.

Was hat uns nun diese Betrachtung gelehrt? Erstens, daß das Wort Menschlichkeit nicht, wie es den Anschein hat, aus drei, sondern aus fünf Elementen besteht. Zweitens, daß sich von diesen Elementen zwei deutlich als ursprüngliche Dingwörter erkennen und auf ihren einstigen Begriffswert bestimmen lassen. Freilich reicht unser Sehvermögen nicht viel weiter als über einen Zeitraum von zwei Jahrtausenden. Was man vorher unter diesen Lautgruppen verstand, oder wie die embryonalen Bildungen beschaffen waren, aus denen sie erwachsen sind, bleibt problematisch oder in völliges Dunkel gehüllt. Die Hauptsache aber ist die: wir haben uns ein wenig umgesehen in der Werkstatt der Sprachschöpfung, wobei es an weiten und lehrreichen Ausblicken nach verschiednen Richtungen nicht gefehlt hat.

Weimar F. Kuntze

In Lauscha

Von Marthe Renate Fischer

Vom Standplatz der alten, mit großen Gerechtsamen beliehen gewesnen Dorfglashütte gerechnet, die im Frühjahr 1906 abgerissen worden ist, strahlt Lauscha halbsternförmig in drei Straßen aus, die ebenso vielen Tälern entsprechen. Die Berge stehn hier dicht, die Täler sind eng, nur eben Raum für eine Straßenflucht bietet die Talsohle. Aber mit der Straßenflucht ist dem Ansiedlungstrieb nicht Genüge getan, eine zweite, wohl auch eine dritte Flucht erheben sich terrassenförmig darüber. Wie die grasenden Ziegen stehn die schwarzen Schieferhäuser am Berge.

Es gibt kaum einen erhöhten Platz, von dem aus man den ganzen Ort übersehen kann, die eine oder die andre Straße ist immer dem Blick entzogen. Was man aber erschaut, ist von hohem malerischem Reiz. Die Häuser mannigfaltig in der Form mit Frontispiz und Türmen oder auch ganz schlicht im Bau der mehrfachen Stockwerke, klein und bescheiden, zweistöckig und stattlich, stehn schwarzgrau und glänzend da im Schieferkleid, das bei vielen das ganze Haus, bei andern nur die obern Stockwerke umfaßt. Die meisten sind mit Mustern und Absätzen von hellerm Schiefer verziert, mit hellen Schieferborten zwischen den einzelnen Etagen und zwischen den Fenstern. Die schwarzen Häuser stehn gegen grüne Berge. Schwarzgrün ist die Farbe der krönenden Fichten, lichtgrün die weite Fläche der Bergwiesen.

Getreidefelder sieht man um Lauscha nur in ganz verschwindendem Maße, wie ein Kuriosum etwa. Der Sommer ist kurz und beginnt spät, und der Boden ist für Getreidebau ungeeignet. Auch Obstbäume sieht man nicht, statt ihrer die Eberesche mit ihren rotglühenden Früchten. Weiterhin tut sie sich in großer Pracht zu langen Zeilen längs des Weges zusammen, da wo sich die Landstraße dem Rennsteig nähert. Außer dem Getreidebau und dem Obstbau war noch eine andre Gabe der gütigen Natur bisher den Lauschaern vorenthalten — der Sperling. Nach verschiednen mißlungnen Versuchen, ihn einzubürgern, scheint jetzt Aussicht vorhanden zu sein, daß sich der Graurock seßhaft macht. Wer sich einmal seines Mittagschläfchens hat erfreuen wollen, während die grauröckige Bande im Kastanien-

baum vor dem Fenster Unterhaltung pflog, wer einmal ihre eindringliche Art genassen hat, einander auszuschimpfen und sich mit ihren Stimmmitteln zu überbieten, wird schwerlich das Verlangen der Lauschaer nach ihrer Ansiedlung begreifen können.

Mustergiltig sind die Wege um Lauscha. Die Zeiten, wo die Flußbetten zugleich Fahrstraßen waren, sind vorüber. Vergangen sind die Tage, wo bei schweren Bergabfahrten die Schlaufreifen an die Wagenräder gebunden und die Klapperstecken zwischen die Speichen gesteckt wurden. Vorüber ist auch die Unsicherheit der Wege, auf denen in alten Tagen räuberische Herren und räuberisches Gesindel auf Beute fahndeten, aber wo Meister Petz mit unliebsamer Bekanntschaft drohte. Der letzte Bär ist auf dem Thüringer Walde um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erlegt warden. Jetzt werden einem bei den Leuten „auf der Lausche" höchstens noch Bären aufgebunden. Sie neigen dazu. Es ist ein Volk mit künstlerischen Impulsen und lachenden Gedanken.

Die Gasflamme zehrt. Nach heißen Arbeitsstunden packt den Glasmacher das Blaumachefieber, das zum kühlen Trunk hinzieht aber in den Wald lockt.

Schlimm, schlimm ists um die Frühlingszeit, wenn der Schnee gewichen ist, der in hohen Schanzen den Ort manatelang eingeschlassen hatte, wenn die Bergwiesen grünen und valler Blumen stehn, und der Wald seine frischen Triebe aufsetzt, die Fichte ihre saftgrünen Reiserchen, die Kiefer ihre roten Freudenlichter. Hunderttausend Arme strecken sich alsdann aus und packen den Mann an der Stichflamme. Die Vögel singen! singen! singen! die Sanne scheint, und es ist nicht Weihnachtszeit, wo die Bestellungen drängen.

Die Lauschaer sind ein schöner Menschenschlag, die Züge des Gesichts intelligent, das Gebaren lebensfroh und herrenhaft. Die Mädchen sind sanft, ein wenig verhalten, ein wenig schmachtend. Man achte nur darauf, wenn das kleine Valk aus der Schule kammt. Viel Schönheit wird man da erschauen. Viel feine, schmale Gesichter der kleinen Mädchen. Viel Blondes mit leuchtenden grauen und blauen Augen. Aber auch feines Schwarzes und Schwarzäugiges mit feuchtschimmerndem Blick der Rehaugen.

Die Lauschaer haben ihren Sonntagstheaterzug, der während der Wintermanate den Theaterbesuch in Kaburg ermöglicht, sie gehn zu Lichte und zu Racken. Zu Lichte bedeutet einen kleinen Abendbesuch, zu Rocken will einen nachmittäglichen Schwatz bezeichnen. Sie tanzen und spielen Kamödie und machen auf Rechnung ihres Geselligkeits- und Bewegungstriebs ausgiebigen Gebrauch van der Klub- und Vereinsbildung. Ich will nur des Zimmerstutzenklubs erwähnen, dessen Mitglieder dem Stutzenschießen im gedeckten Raum obliegen. Es giebt Kriegervereine, Turnvereine, Gesangvereine usw., unter diesen den weit über Lauschas Grenzen hinaus bekannten und geschätzten Kirchenchar und den Verein der Ratten. Die Ratten sagen „Knör!" bei der Begrüßung und „Schieb!" beim Abschied. Bei Abstimmungen erheben sie nicht wie gebräuchlich die rechte Hand, sandern das linke Bein. Sie halten ihre Sitzungen und Übungen im Schützenhaus, wo auch ihr Vereinsbild hängt, die Ratte im Kellerlach. Während die aktiven Ratten der Pflege des Gesanges abliegen, sitzen die passiven Ratten im Nebenzimmer. Mir war es vergönnt, dem Gesang der Ratten zu lauschen, ich saß als Gast im Zimmer bei den aktiven.

Die Lauschaer sind früher gefährliche Vogelsteller gewesen und sind es, trotzdem daß die Polizei die Augen aufmacht, bis zu einem gewissen Grade auch heute noch. Der Gesangskünstler und Kunstverständige in ihnen lauscht mit Entzücken den feinen Läufern, Schleifern, Flötentönen der kleinen Waldsänger und entzückt

sein Herz immer aufs neue an den wundervollen, glasreinen Passagen, an den dunkeln, schmachtenden Lockmelodien und Liebeslauten. Zwei, drei, vier, fünf der Sänger muß der Mann aus Lauscha haben, wenn es sein kann, zu seiner Erbauung, seiner Aufheiterung und seinem Zeitvertreib. Er sperrt sie in sehr kleine Vogelbauer und hängt sie außen ans Haus, ein Verfahren der Freiheitsberaubung, das einer großen Grausamkeit gleichkommt, für das man aber in der Musikliebe des Lauschaers einen Milderungsgrund finden kann. Denn der Lauschaer ist musikalisch bis — sagen wir einmal: bis auf die Knochen.

Ich hörte bei den „Ratten" den Alpenjäger aus Schillers Tell, komponiert von Pfusch,

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg,

und mir lief es leise über die Haut. Wie der Glasfluß, aus dem sie ihre Kunstgebilde an der Gasflamme ziehen, keine Treppen und Absätze kennt, sondern sich im ebnen kristallnen Fluß entwickelt, so kannte ihr Gesang kein hörbares Einsetzen und Absetzen. Die Stimmen schmolzen sich gleichsam durchsichtig ein.

Der Genuß derselben Beobachtung wurde mir bei dem ganz zarten Material der Knabenstimmen gelegentlich des Kirchengesangs am Sedanfest zuteil.

Lauscha hat unter Kriegsplagen nur um 1814/15 durch die Einquartierung der befreundeten Russen, die ihre Knuten nicht feiern ließen, zu leiden gehabt. Der Dreißigjährige Krieg ist an dem jungen Orte vorbeigezogen, ebenso der Bruderkrieg von 1866. Zur Erinnerung an den Deutsch-französischen Krieg von 1870/71 feiern die Lauschauer alljährlich den Sedantag. Da trommelt, pfeift und „musiekt" es vom frühen Morgen an. Die Schule, in Klassen geteilt, hält ihren Umzug. Heil dir im Siegerkranz! Ich sah die goldigen Dreikäsehochs, die im ersten Jahr den Schulranzen trugen. Sie schrieen Hurra wie die kleinen Hähne bei den Krähversuchen. Biechern und wacklig stiegen die Stimmchen auf. Was ihnen an Kraft und Fülle des Tons noch abging, ersetzten sie durch Beharrlichkeit. Sie trugen farbige, steife, spitze Papierhelme auf den Köpfen, wie die umgestülpten Tüten beinahe, und einen Ledergurt mit Holzschwert, das sie zuletzt als Spazierstock benutzten. Mit weinroten Helmen zogen sie dahin. Andre Klassen folgten mit hellblauen und dunkelblauen. Die Knaben der ersten Klasse trugen männlich ihre Hüte. Und dann kamen die Mädchen, festlich gekleidet, mit Kränzen in den Haaren: der Aufzug der Staatengruppen unter Vorantritt der Germania, die den Siegerkranz in der Hand trug, die sechsundzwanzig deutschen Staaten in ihren Nationaltrachten, nicht ganz echt, aber voller froher Farbe, und die darstellenden Schülerinnen voller Anmut und Freude. Sie zogen auf die Eller über dem Dorf. Und hier auf der Berg- und Waldwiese entwickelte sich das Kinderfest mit Deklamation und Festspiel.

Am andern Tage zogen wir Erwachsnen hinauf. Mit klingendem Spiel die beiden Kriegervereine. Die Fahnen flatterten! Die Glocken läuteten!

Wieder Trompetenklänge: der kleine Ernstialer Kriegerverein.

Es ging den steilen, steinrauhen Weg hinauf. Im Walde war ein rot bekleideter Altar errichtet. Pfarrer und Vikar im Ornat erwarteten die Gemeinde. Der Vikar verlas die Liturgie, der Knabenchor fiel ein, ein wunderbar zarter und doch voller Gesang, der gewaltig das Herz bedrängte. Auch hier schon das hauchzarte Einsetzen der Stimmen ohne Naht und scheinbar ohne Mühe. Und dann die Feldpredigt voll Natürlichkeit und Wärme! Von der schweren Franzosenzeit, den Jahren der Demütigung zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, ausgehend, stieg sie weiter durch Jahre der Zerrissenheit und des Unfriedens bis zu der großen, allgemeinen, brüderlichen Erhebung von 1870, wo rinnendes Blut zum Binde-

mittel wurde. Die Kriegervereine hatten einen Kreis um die Altargruppe geschlossen. Dahinter stand die Gemeinde. Viele lagerten auf dem ansteigenden Waldboden. Weiches, stilles Herbstwetter voller Sonne, Wald- und Grasduft!

Auf demselben Platze folgte am Nachmittag Konzert und Rostwurstessen. Am Abend war Ball in den beiden großen Gasthöfen von Böhm und Zum wilden Mann. —

Die Lauschaer Kirche ist um 1730 bis 1732 gebaut worden, ein kleines Gotteshaus auf Bergeshöhe. Leider ist eine Erweiterung oder ein Neubau trotz des verhältnismäßig riesenhaften Anwachsens des Ortes noch nicht nötig geworden.

Der 1597 gegründete Ort bekam 1768 seine erste Schule. Nach mehrfachen Umbauten und Neubauten ist im April 1897 in der Bahnhofstraße die jetzige neue Schule eingeweiht worden, ein imposantes, zweiflügliges rotes Gebäude mit Zentralheizung, Baderäumen, vierzehn Lehrsälen, Zeichensaal, Physik- und Bibliothekzimmer. An den Wänden der Klassensäle sieht man farbige Steindrucke, sodann Reproduktionen nach Michelangelo, Raffael usw., Köpfe nach Dürer, Illustrationen von Richter, biblische Bilder von Overbeck usw. An der Wandhöhe wunderschöne Friese. Mir hat der Hahnenfries viel Spaß gemacht, zwei wild aufeinander losstürzende Hähne, mit grotesken Humor hingestellt. Entzückend liebenswürdige Vieher, denen man beim ersten Hinschauen drei Beine zutraut. Sehr interessant ist das Gebirgsrelief, das den Gebirgsstock um Lauscha zeigt, mit Dörfern, Siedlungen, Wegen, Seen. Die Länge des Reliefs beträgt zwei Meter, die Breite anderthalben, das Gewicht fünf Zentner. Das Material ist Pappe. Der Verfertiger heißt O. W. Imhof und wohnt in Niederzimmern bei Weimar. In einem der Säle hat auch der das Museum enthaltende Glasschrank Aufstellung gefunden mit den Zeichen früherer Lebensbetätigung, die vom Lehrer Apel gesammelt worden sind. Alte Nadelbüchschen aus Milchglas, Trinkgefäße für Vögelversand, Musterkarten, die die Entwicklung der Perlenindustrie veranschaulichen, das große Bild von der Mordtat im benachbarten Bernhardstal, wo ein Tagelöhner im Jahre 1844 seine Frau und seine vier Kinder durch Axthiebe tötete, eine Tischdecke von Glasgespinst, Pfeifenköpfe mit gemalten feinen Männer- und Frauenbildern, ganz delikat ausgeführt, liebe altfränkische Gestalten der Wirklichkeit, gute Köpfe des berühmten Ens darunter. Und dann Schachteln! Holzschachteln mit Wismutmalerei, dick herumlaufenden Rosengirlanden. Auf dem Deckel ein Bild auf Papiergrund. Und um das Bild herum in deutlichen Lettern ein Sprüchlein bäser Art. Die Schachtelmacher waren unartig, und die Jungfern jener Zeit machten zuletzt keine Schachteln mehr kaufen, weil die Verslein allzu frech und kräftig waren.

Von der Lauschaer Schule will ich nicht Abschied nehmen, ohne nach der Fortbildungsschule zu gedenken, die obligatorisch ist, und die die Jugend nach der Konfirmation besucht. Die Mädchen erhalten Unterricht im Kochen, Schneidern, Ausbessern, Zeichnen, in der häuslichen Buchführung usw. Die Fortbildungsschule für Knaben zerfällt in drei Gruppen: eine für Glasbläser, eine für Handwerker, eine dritte für sogenannte „ungelernte" Berufe. Alle drei Gruppen genießen Unterricht in Volkswirtschaftslehre, Bürger- und Gesetzeskunde, Berufskunde, Deutsch (Geschäftsbriefe usw.), Rechnen (Kalkulation usw.), Buchführung. Außerdem Gruppe 1: Zeichnen, Modellieren, technischen Unterricht in der Fachschule; Gruppe 2: Fachzeichnen; Gruppe 3: Kulturgeschichte und neueste Geschichte. Alles den jeweiligen Verhältnissen der Schüler angepaßt.

Lauschas Schwerpunkt liegt in der Glasindustrie. Aber man darf, wenn man von Lauscha berichtet, auch eines andern Kunst- und Erwerbzweiges nicht vergessen, der Porzellanmalerei. In Lauscha angefertigte Bilder auf Porzellangrund gehen

als Exportartikel über die Meere. Bei Julius Greiners Sohn sah ich entzückende Platten nach alten und neuen Meistern, Raffael, Tizian, Tischbein, Grützner u. a., in sehr schönen Kopien, daneben auch, mit Rücksicht auf die Marktnachfrage, die sogenannten „schönen" Frauenköpfe. Den Tropfen Bier zu den Feierstunden braut sich Lauscha in drei Brauereien selbst. Und dann glänzt es durch etwas, das es nicht hat — den Aberglauben. Der Lauschaer glaubt nur, was er sieht und greifen kann, recht im Gegensatz zu den allgemeinen Gepflogenheiten des Thüringer Landes, in dessen Burgtrümmern nach die weißen Fräulein umgehn, und von dessen Anwohnern nach besonders bevorzugte, wenn auch sehr im geheimen, die Besuche von Drachen empfangen.

Die Bevölkerung von etwa 5500 Seelen weist eine verhältnismäßig nur geringe Anzahl von Eigennamen auf, unter denen die Namen der Gründer Greiner und Müller am meisten vertreten sind.

Das hat natürlich ein Festhalten von allerlei Necknamen zur Folge gehabt. Man hört sie nicht nur kurzweg statt der Vatersnamen gebrauchen, sondern sie werden auch in den amtlichen Registern geführt, stehen auf den Firmenschildern, und die Post würde nicht wissen, wie sie ihrer entraten sollte. Greiner Vetters Sohn, Greiner Schlotfeger, Greiner Hänsle, Greiner Adam, Greiner Stürmer, Greiner Mai. Müller Schmoß, Müller Kuller, Müller Patle, Müller Kautz, Müller Uri. Böhm Pertsch, Böhm Schnak usw.

Wenn man bei dem sanften Rauschen und Schnurren der Gasflammen durch Lauscha geht, sich an den Schieferhäusern erfreut, den herausgesteckten Käpfen, den in den Fenstern liegenden Packen prächtiger Betten, den außen angehängten kleinen Vogelbauern, wird einem auch bald die Frau mit dem Lieferungskarb auffallen, die die fertige Ware zum Kaufmann trägt. Auf dünnen Holzplatten, die den Korb weit über sein Maß verbreitern, stehen in vielen Etagen hoch aufgetürmt die kleinen weißen Pappkartons mit der zerbrechlichen Glasware. Tragisch kann sich diese Ablieferung bei schwerem Wind gestalten. Als ich, von Taubenbach kommend, mit Geschirr gen Lauscha fuhr, stand so eine Lieferungsfrau auf der Igelshieber Straße an die Barriere geklammert und heischte Hilfe gegen den Wind, der sie umzuwerfen drohte. Die Fracht war durch ein Tuch auf dem Korb festgebunden. Der Rosselenker stieg ab und stützte Frau und Korb um die Windecke herum.

Die schönste Zeit für einen Besuch in Lauscha ist das Frühjahr, das hier auf den Monat Juni fällt. Aber auch der Herbst ist, wenn man ein wenig vom Glück begünstigt ist, von eigner hoher Schönheit. Im sonnenwarmen Wetter hebt eine Wanderschaft der Männer und Burschen mit ihren kurzen Sensen nach den Bergwiesen an. In sehr gebückter Haltung arbeiten diese „Mähder". Herb steigt der Grasduft auf. Und die Frauen und Mädchen haben die hellen Kopftücher locker unter dem Kinn verknotet und arbeiten mit ihren Rechen. Hüben und drüben, rechts und links, an allen Berglehnen sieht man die Heumacher. Der Jodler steigt auf. Nicht der Juhschrei, wie ihn zum Beispiel das Saaltal kennt, sondern der fein modulierte Jodler, der wie eine Kette bunter Glaskugeln, in denen sich die Sonne spiegelt, herüber fliegt. Nachher kommen die Frauen mit ihren gewaltigen Heubürden, die sie im Tuch auf dem Rücken heimschaffen, und auf den abgeernteten Wiesen sieht man nun Lauschas Gemsen, die Ziegen! Lauschas größere Kinder tragen die kleinern, auf dem Rücken festgebunden, im Tuch.

Von stillem, feinem, starkem Reiz ist die Natur hier oben. Ein Zauber geht von diesen vielen, vielen Bergköpfen aus. Man nimmt einen Tropfen Sehnsucht mit heim, man läßt ein Stück Herz zurück dafür. Nie ist mir in diesen engen Tälern ein Gefühl der Beklemmung und des Gedrücktseins gekommen, immer aber

habe ich in der köstlichen Höhenluft das Gefühl des Gebargenseins gehabt, des den-Walken-näher-gebracht-seins.

Wenn man ein träger Spaziergänger ist, hier erwächst einem die Kraft zu einem fleißigen, hat man schwerfällige Fußgelenke, hier werden sie zu elastischen.

Die Bergköpfe lachen, und die Täler lachen, die Wälder und die Wiesen laden ein, sie zu betreten, der dunkle Reiz der Griffelbrüche, das pittoreske Profil des rötlichgelben Sandsteinbruchs ziehen hin zur Betrachtung. Und dann möchten die kleinen schwarzen Dörfer in der Nähe des Rennsteigs aufgesucht sein, die locker hingestreuten Siedlungen und die wunderbaren tiefen Gründe.

Da stehen Fichten am blanken Bach, stark und breit in unerhörter Pracht des Wuchses. Ernst, dräuend, voll gehaltnen Schweigens stehen sie auf ihren Plätzen. Was mögen diese stummen Baumriesen, diese stillen Steine und Gerölle, diese halb verborgnen Wege und Pfade schon alles gesehen haben!

Der Marquis von Carabas

Roman von Hatte Rosenkranz

Vierter Teil

Erstes Kapitel

(das auch von einer Hochzeit handelt, bei der aber Katt die eigentliche Hochzeitsrede hält)

Trudstrup war in Festespracht gekleidet, als der Tag, an dem Komtesse Rases Hochzeit stattfand, gekommen war. Man stand erst im Oktober, und die Herbststürme hatten noch nicht den Wald und den Park verwüstet. Goldrot war der Rahmen, der sich um die weißen Mauern von Trudstrup schlaß, und goldrot der Schein, der durch die Fenster der Schloßkapelle über Rose glitt, die, ihre Hand in der Jörgen Steenfelds haltend, auf einem mit Silber eingefaßten Schemel kniete, um zu gelaben, daß sie ihm als seine rechte Gattin durch das Leben folgen werde.

Zahlreich waren die Worte, die über den breiten Tisch klangen; Verwandte und Freunde wetteiferten, das junge Paar zu begrüßen, und der Prediger mit dem Champagnerglas in der Hand redete die schönsten Worte von der Lilie auf dem Felde und dem Rittersmann mit dem Federhut, Worte, die so schön waren, daß alle vermeinten, sie zum erstenmal zu hören, während sie schon häufig erklungen waren.

Rase war als Braut scheu und bleich, doch stolz und strahlend, als sie in dem alten Rittersaale saß, wo die ehrwürdigen Ahnen auf sie herabstarrten, und das Gold und Silber des ganzen Geschlechts auf dem breiten, gewebten Tuch aufgetürmt stand. Die Worte summten ihr vor den Ohren, sie sah nur ihn, der lächelnd und glücklich an ihrer Seite saß und bereit war, sie in die weite Welt hinauszuführen.

Die Verlobungszeit hatte ein halbes Jahr gedauert, und Rase war oftmals, besonders in der letzten Zeit, mit Jörgen zusammen gewesen. Und Tag für Tag hatte er mehr an Herrschaft über sie gewonnen, sicher und ruhig, wie er war. Ihr Vertrauen aber schenkte sie ihm doch noch nicht; das wollte sie erst tun, wenn sie und Jörgen ganz allein miteinander wären. Ihre Gnaden war unermüdlich gewesen, gute Ratschläge und praktische Winke zu erteilen, und Rase hatte ihr willig und lächelnd zugehört; sie war ja immer etwas einsam für sich gewesen, nun wollte sie sich auch selbst den Weg durch das Leben bahnen. Nur Jörgen sollte ihr dabei helfen.

Und ganz anders wollte sie zu Werke gehn; von Grund aus alles erlernen. Das heutige Fest mit seinen zeremoniellen Ehrungen erschien ihr darum auch mehr als ein Abschluß ihres bisherigen Lebens denn als die Einweihung eines neuen Lebens. Alles dies hatte sie ja schon früher erlebt, das wirklich Neue lag draußen, von dem Schleier der Oktobernacht bedeckt, in die sie hinausziehn sollte, von Angesicht zu Angesicht dem Leben gegenüberstehend.

Jörgen Steensfeld war der Mittelpunkt dieses hochzeitlichen Festes, und er war es mit Anstand. Darin stimmten alle überein. Das Paar sollte an demselben Abend nach dem Süden abreisen, und der Wagen, der sie zur Hauptstadt führen sollte, hielt schon bespannt vor der Tür.

Unter den Gästen befand sich auch Katt; er war still und zurückhaltend, wie es sich einem geringen Diener bei der Hochzeit seines Herrn geziemte. Einige kleine Formsachen waren doch noch zu ordnen, denn Jörgen war seit seiner Verlobung nicht auf Steensgaard gewesen, und alles, was geschehn sollte, war in Katts Hände gelegt.

Nun stand er in Jörgens Zimmer, während sich dieser zur Reise umkleidete. Die strahlende Uniform wurde weggepackt, und die Reisekleider kamen hervor. Der Diener, der sie begleiten sollte, entfernte sich soeben mit dem Koffer. Die beiden blieben allein.

Da sagte Jörgen mit gedämpfter Stimme: Hör, Katt, um ein Ding möchte ich dich gern fragen, bevor ich reise. Du schriebst, es wäre alles in bester Ordnung mit ihr, du weißt wohl. Heute habe ich nun oftmals an sie denken müssen, öfter als je zuvor. Ja, ich will eingestehn, während der ganzen Dauer der kirchlichen Handlung habe ich immerfort an sie gedacht, ohne mich dagegen wehren zu können. Bevor ich nun reise, möchte ich gern eins wissen: Sag mir, glaubst du, daß sie noch sehr unglücklich ist?

Katt erwiderte trocken: Deine Besorgtheit um sie ist wirklich kostbar. Ich fühle mich versucht, dir zu antworten: wenn sie bisher hat durchkommen können, dann wird es ihr wohl auch fernerhin möglich sein. Aber da du heute so schön an sie gedacht hast, so will ich dir doch erzählen, daß du gerade jetzt, während wir unten saßen und über dich lobhudelten, eine neue Würde erlangt hast, eine Würde, die sonst erst nach der Hochzeit einzutreten pflegt.

Was meinst du? fragte Jörgen und wurde rot.

Du bist Vater geworden, mein Freund. Es hat Helga gefallen, dir einen — zweifellos illegitimen Erben zu schenken, aber sie glaubte wahrscheinlich, daß sie dir auch etwas zu deinem Hochzeitstage bescheren müßte.

Jörgen taumelte zurück. Das lügst du! rief er aus.

Du weißt, daß ich niemals lüge, versetzte Katt kalt. Mutter und Kind befinden sich dem Telegramm nach wohl.

Du hast ein Telegramm hierher bekommen? fragte Jörgen.

Ja, und da ich nun einmal damit angefangen habe, dir vertrauliche Nachrichten zu übermitteln, so will ich dir noch eine weitere erzählen: das Kind ist auf Steensgaard geboren; dort wohnt sie nämlich.

Bist du verrückt geworden, Katt? rief Jörgen und faßte ihn bei den Schultern.

Nein, sagte Katt, jetzt nicht. Aber früher bin ich es einmal gewesen. Ich muß dir nämlich noch erzählen, daß ich, als du sie damals sitzen ließest, mit dieser jungen Dame Mitleid empfand und sie daher geheiratet habe. Dein Onkel Emil, der dich heute durch die Kirche führte, ist Trauzeuge gewesen und hat beim Hochzeitsdiner eine schöne Rede gehalten, die schöner und herzlicher als seine heutige war.

Und all das erzählst du mir erst jetzt? sagte Jörgen mit matter Stimme.

Ich wollte dich nicht in deiner Andacht stören, kleiner Jörg. Außerdem gibst du mir ja erst heute die Ehre, nach dem Befinden meines Weibes zu fragen. Ich

sage dir nun eben, daß es ihr gut geht, und daß du einen Jungen hast. Ich werde mich seiner ebenso annehmen, wie ich mich ihrer angenommen habe. Das ist ja meine Aufgabe hier in der Welt, aber damit du mich nicht mißverstehst, will ich dir bei dieser Gelegenheit gleich sagen, daß Helga, außer für die Welt, niemals mein Weib gewesen ist und es auch niemals werden wird. Solch ein Glück wird nur dir und andern ebenso Würdigen zuteil. Diese Rede habe ich dir für den heutigen Abend aufgehoben, damit du etwas über dich nachdenken und dich in Zukunft in acht nehmen mögest. Das kann einem niemals schaden. Und mit ihr, die du jetzt ins Leben führst, gehe vorsichtiger um; denn zweimal geben nicht höhere Mächte dem Menschen einen Kristall in die Hände, damit er ihn nach Belieben in Scherben brechen kann.

So, dies ist meine Predigt zu deinem Hochzeitstage, Jörgen. Im übrigen kannst du auf mich rechnen wie zuvor.

Der junge Ehemann schnappte nach Luft. Dann wurde er abgeholt und in der Kutsche neben der jungen Frau untergebracht. Die üblichen Scherze wurden getrieben, und Jörgen Steenfeld fuhr mit seiner Gemahlin in die Nacht hinaus. Auf der Treppe stand Ihre Gnaden und trocknete sich mit ihrem winzig kleinen Taschentuch die Augen. Als sie Katt zu Gesicht bekam, der zufällig in der Nähe stand, rief sie ihm klagend zu: Kastberg, kleiner Kastberg, ist er nun auch wirklich ein guter Mensch? Sie kennen ihn doch.

Katt verbeugte sich ehrerbietig. Die Frage erschien ihm etwas verspätet.

Er antwortete: Euer Gnaden, Jörgen Steenfeld ist gerade ein so guter Mensch, wie Eure Exzellenz ihn nur irgend finden können, wenn Ihre Tochter durchaus jetzt und mit einem Manne aus ihrem Kreise vermählt werden sollte. Ich glaube, von denen kenne ich die meisten. — Bei diesen Worten hatte er einen herben sozialdemokratischen Geschmack im Munde; aber gleichviel. Ihre Gnaden hörte gar nicht auf ihn, sondern war weit fort in ihren eignen Gedanken.

Die Exzellenz, erhitzt von der Festmahlzeit, kam aus dem Korridor die Treppe hinab; er hatte die Herren hinauf begleitet. Beatchen, sagte er und lachte etwas wunderlich dazu, nun bekommen Jörgen und Rose ebenso mit der Jungfer Svendsen zu kämpfen wie du und ich vor dreiundzwanzig Jahren.

Pst, Julius, nicht so laut! sagte Ihre Gnaden, und die Exzellenz kicherte.

Als Katt wieder den Saal betrat, lief er mit dem Kammerherrn von Schinkel zusammen. Na, Kattrup, sagte der vergnügte alte Herr, nun ist er auch verheiratet. Das haben wir beide ebenfalls glücklich besorgt. Wie geht es denn Ihrer schönen, kleinen Frau zu Hause? Die werde ich nie vergessen.

Danke, Herr Kammerherr, versetzte Katt, weil der Herr Kammerherr fragen, so kann ich berichten, daß sie diesen feierlichen Abend benutzt hat, einen Sohn zu bekommen.

I du meine Güte, einen Sohn! Welch ein Glück! Das ist aber, bei meiner Seligkeit, schnell gegangen.

Hierauf erwiderte Katt nichts, doch der Kammerherr dachte an Papst Sixtus den Fünften und an den Sekt, der von keiner Dauer war.

Zweites Kapitel

(worin der Marquis von Carabas seinen Einzug auf sein Schloß hält und die Prinzessin den ihr gehörenden Teil des berühmten Königreichs vorfindet)

Die Katholiken hatten mit Kattrup Freundschaft geschlossen und einen großen Sieg in seinem Hause errungen. Seine Frau nämlich war zum römischen Glauben

übergetreten. Vor der Geburt ihres Kindes hatte sie zum Herrn gebetet und gelobt, daß sie, wenn es ein Knabe werden und er am Leben bleiben würde und sie ebenfalls am Leben bliebe, den Rest ihres Lebens hindurch nur dem Herrn dienen und ihren Knaben zu einem recht in Gott lebenden Kinde erziehen, ihn fern von aller Sünde der Welt halten werde. Sie bekam das Kind, es war ein Knabe, der lebte, und sie blieb ebenfalls leben; zugleich kam Katts Pflegemutter, das katholische Fräulein, nach Steensgaard, um das Ehepaar zu besuchen. Ihr folgte ein junger Geistlicher von der feinen, liebenswürdigen und hochgebildeten Art, die die Kirche für ihre Pionierarbeit im Norden benutzt. Er hatte den Auftrag, seiner Kirche in dieser Gegend den Weg zu einer Kapelle für die Hauptstadt zu bahnen, und er bediente sich hierbei einer so schönen, fashionabeln und bußfertigen Sünderin wie der Baronesse Wildenbrück, die nun nach einem bewegten Leben Trost in dem großen Mutterschoße suchte.

Katt und der Pater machten zusammen Geschäfte, und der Geistliche wurde von der Schönheit der jungen Frau geschlagen. So licht, zart und bleich, wie sie war, glich sie einem Heiligenbilde von Filippo Lippi, Vater und Sohn — ihr Haar war fein und goldig, ihre Augen klar und wehmütig; sie war im Zuge, ihr Versprechen einzulösen, und kramte in ihren Erinnerungen an Balslers Biblische Geschichte und an dessen Katechismus mit Weglassung der verwirrenden Schriftstellen.

Katts Pflegemutter und der Pater geleiteten sie zu andern Wegen hin, an der Nase des Oberpfarrers von Zugiebäck vorbei, der sich, wie sie sagten, besser auf Zehntobgaben an Getreide und die der Kirche gelieferten Garben verstand als auf Seelsorge. Das junge Weib wurde glücklich. Ihre schönsten Erinnerungen bildeten ihre Sünde, und ihr Leben war jetzt dem Zweck geweiht, diese Sünde abzubeten und zu deren Vergebung gute Taten zu verrichten. Und gerade deshalb durfte sie sich ihren wehmütigen Erinnerungen an ihre Sünde hingeben, hoffnungsvoll in die Zukunft schauen und lieb gegen alle sein, am liebsten gegen das schöne kleine Kind, das ein rechtmäßiges Erinnerungsstück an ihre Sünde war.

In dieser träumenden Askese fand sie Frieden und Lebenskraft. Katt sah es mit an und sagte nichts dazu. Er war in seinem Hause immer noch der stille, freundliche Junggeselle, der der jungen Dame, die dort ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, alles zurechtzulegen suchte. Auch ihr Zusammenleben harmonierte mit den Vorschriften der Kirche, ja es überbot diese sogar.

Der Arzt jener Gegend schmunzelte darüber ein wenig; er befürchtete Grillenfängereien, doch Katt zuckte die Achseln. Liebster Doktor, sagte er, sie ist glücklich. Das Glück, das man in der Religion findet, ist zweifellos das sicherste und dauerhafteste von allem menschlichen Glück. Und der römisch-katholische Glaube ist in dieser Hinsicht unserm einheimischen weit überlegen. Ich könnte mir sehr gut ein Leben in diesem aristokratischen Gottesreiche vorstellen, worin selbst für einen Erzdemokraten wie den Apostel Jakobus Platz und sogar ein guter Platz übrig ist. Ich könnte mir sehr gut denken, daß ich alle Handlungen mit vollem Ernst verrichtete. Unsern eignen, praktischen, lutherisch-evangelischen Glauben dagegen habe ich mir, soweit ich zurückdenken kann, prinzipmäßig vom Leibe gehalten. Außerdem, mein Verehrtester, sind diese beiden derselben Wurzel entsprossenen Lebensauffassungen von diametral entgegengesetzter Wirkung auf die Weiber. Schauen Sie nach, und Sie werden immer bestätigt finden, daß eine streng orthodox glaubende katholische Frau ein Engel auf Erden, ein Schatz für ihr Heim ist — natürlich, wenn sie es mit dem Glauben ernst nimmt —, ein orthodoxes und protestantisch-heiliges Weib dagegen ist in neunundneunzig von hundert Fällen ein wahres Kreuz für das Haus;

je heiliger sie wird, desto selbstgerechter, urteilsschwächer und unfriedsamer wird sie. Die andre dagegen ist das Ideal einer Frau; allerdings nur für den Mann, der sich mit dem Beichtvater abzufinden vermag — und das kann ich.

Der Doktor lachte. Sie sind vielleicht selbst ein Mann der Propaganda?

Gott bewahre! Ich bin ein Kind der Welt ebenso wie Sie, Doktor; nennt man solche Leute nicht Agnostiker? — Ich erkenne an, daß die lutherische Lehre der Wissenschaft und freien Forschung den Weg gebahnt hat, aber ich muß dabei bestehn bleiben, wenn die Lehre gewußt hätte, was sie anrichtete, dann hätte sie sich schön davor gehütet. Nun müssen wir andern zusehen, wie wir in unserm eignen Fahrwasser segeln ohne Doktor Martin und ohne Thomas von Aquino. Ich für meine bescheidne Person komme brillant fort, und ich bin froh, in meinem Hause einen glücklichen Menschen zu sehen. Denn glücklich ist meine Frau. Sie soll ja weder Luftschiffe erfinden noch brennende Gesellschaftsfragen lösen. Gott bewahre, ich gehe allem Glauben aus dem Wege; für die guten Werke aber habe ich schon von jeher eine Schwäche gehabt. Genau wie der Apostel Jakobus. Also sprach er, und so meinte er es auch. —

Mitte Mai kam von Trudstrup die Nachricht, daß der Gutsherr und seine Gemahlin nun die Heimreise angetreten hätten und der Hoffnung wären, daß die Handwerker inzwischen alles in Ordnung gebracht haben würden. Dies war selbstverständlich der Fall, denn sonst wäre Katt nicht Katt gewesen.

Der große Tag erschien mit Sonnenschein und weißen Wölkchen in der blauen Luft, mit Goldregen, Syringen und Vergißmeinnicht. Auch eine Ehrenpforte war zu finden; sie stand an der Stelle, wo das Steensgaardsche Besitztum begann. Die Ehrenpforte trug den nationalen Typus: ein Gerüst aus Fichtenholz war mit Tannenzweigen und Gewinden bekleidet, mit den Blumen der Jahreszeit geputzt und oben mit einem breiten Willkommen, das aus weißen und roten Rosen und Tulpen bestand, versehen.

Außerhalb der Pforte standen Katt, der Förster, der Pächter, mehrere Bauernhofpächter, Häusler und Instleute, alle mit ihren Frauen und Kindern, sonntäglich gekleidet und feierlich gestimmt. Der krummste und am meisten weißbärtige von den Häuslern des Gutes war ausersehen worden, hervorzutreten und einige leicht göttliche Worte zu reden, die der Küster von Juglebäck aufgesetzt hatte, und alle jungen Bauernmädchen trugen Sträuße in den Händen, um sie im großen Augenblick in den Wagen zu werfen. Die Kinder waren rein gewaschen und standen im Kreise umher. Einige hielten sich auch als Vedettposten auf dem Hügel von Juglebäck auf.

Nun kommen sie, nun kommen sie! riefen die im Heu versteckten Posten, und richtig — oben auf dem Hügel rollte der leichte Landauer des Hauses, der natürlich ein Hochzeitsgeschenk war, auf Gummirädern herbei, von vier blankbraunen Hannoveranern mit silberplattierten Kumten und blitzendem Geschirr gezogen. Der alte Häusler lieferte seine Rede ab, die Kinder und Erwachsenen riefen Hurra, und weiter ging es, dem neuen Heim entgegen. Rose in ihrer grauen englischen Reisekleidung saß lächelnd da, und Jörgen war huldvoll wie ein regierender Herzog. Volksgunst und Gewogenheit sind ein süßer Geruch für einen Herrscher.

Katt war an der Ehrenpforte in den Wagen gestiegen und hatte auf dem Vordersitz Platz genommen; Jörgen war kameradschaftlich gemütlich; Rose dagegen zurückhaltend — geradezu kalt, wie Katt fand.

Nun kam der zweite Akt: der Empfang vor dem Schloß. Hier hatte sich die Dienerschaft vor der Schloßtreppe im innern Hof versammelt, während auf der Treppe selbst die Damen der Gutsbeamten in vollem Putz standen, bereit zum

Knicksen und Willkommenwünschen. Ein prachtvolles Buketi aus Erstlingsblumen, die im Treibhause des Schloßgartens gezogen waren, sollte Ihrer Gnaden mit einer kurzen Ansprache überreicht werden.

Und wer es überreichen sollte, war — Helga. Katt hatte natürlich das Programm aufgesetzt, und wenn auch über diesen letzten Punkt ein wenig geschmunzelt wurde, so war Katt doch auf Steensgaard allgewaltig wie ein russischer Minister des Innern, und seine Orders mußten einfach befolgt werden. Der Wagen rollte über die Brücke in die Torwölbung hinein und hielt nach einer flotten Drehung vor der breiten Sandsteintreppe, neben der zwei grimmige Löwen auf den Hacken saßen und die Wappenschilde der Marswins und der Munkers in den Pranken hielten.

Rose lehnte sich zum Wagen hinaus und grüßte freundlich. Katt war zuerst draußen, und gleich darauf stand Jörgen an seiner Seite und reichte seiner Gattin die Hand. Dann trat Helga auf der Treppe hervor; sie errötete leicht, ihr lichtes Haar umgab ihren Heiligginnenkopf mit goldnem Schein, und ein schöner, ruhiger Ausdruck lag in ihren blauen Augen.

Sie trat auf Rose zu und reichte ihr die Blumen mit einem kleinen Knicks. Gott segne Eure Gnaden, sagte sie, und gebe Ihnen Glück im neuen Heim.

Rose war etwas steif — sie mußte kämpfen, um nicht ganz unbeweglich dazustehn; all diesen fremden Menschen konnte sie ansehen, daß sie alle an etwas dachten, das in ihrem Innern nagte. Sie hörte die Worte und blickte das junge Weib an. Sie suchte nach dem Grunde dieses göttlichen Willkommens, sie stand und staunte. Helgas Blick war ihr entgegengewandt, ehrlich, offen und rein. Und so rein, glaubte Rose, hatte sie noch keines Weibes Auge gesehen. Das Ganze dauerte eine Sekunde. Dann trat Jörgen hinzu und reichte allen freundlich die Hand. Er stellte die Dienerschaft und die Damen seiner Gattin vor, und man schritt dann über die Türschwelle in die große Vorhalle mit ihren alten schwarzen Eichenbalken an der Decke und den großen Säulen vor den schwarzen Flügeltüren. Rose hatte das Zusammentreffen zwischen Jörgen und der Frau seines Verwalters beobachten wollen, doch an diesem Zusammentreffen war nichts besondres zu bemerken.

Während des Frühstücks blieb sie schweigsam und grübelte. Katt betrachtete sie genau und hatte bald sein Urteil gefällt:

Sie kehrt allein zurück, sagte er sich — allein!

Helga aber fand, daß sie ihren Gatten noch niemals so aufgeräumt gesehen hatte wie an diesem Tage. Sie sehnte sich jetzt bloß danach, wieder nach Hause, zu ihrem Kinde zu kommen, und gleich nach dem Frühstück ging sie davon.

Katt und Jörgen konferierten mehrere Stunden lang. Während Jörgen im Auslande gewesen war, hatte Katt das Doppelte dessen einzubringen gewußt, was die Reise gekostet hatte.

Beim Mittagstisch erzählte Jörgen dieses seiner Gattin, doch diese schien seinem Bericht keine Beachtung zu schenken. Sie war tatsächlich allein zurückgekehrt. Katt aber schnurrte im Sonnenschein und spann wie eine ältliche Hofkatze.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 15. März 1908

(Der Aufschub der Besoldungsreform im Reich und in Preußen. Sprachenparagraph und Börsennovelle.)

Eine bittere Enttäuschung ist den Beamten im Reich und in Preußen bereitet worden. Im Reichstage wie im Abgeordnetenhause war schon im vorigen Jahre anerkannt worden, daß die Besoldungen der Beamten in einem kaum noch zu ertragenden Mißverhältnis zu den Anforderungen stehn, die durch die Preise der notwendigsten Lebensbedürfnisse heutzutage selbst an anspruchslose Leute gestellt werden. Bei gewissen Kategorien von mittlern und untern Beamten steigert sich dieses Mißverhältnis geradezu zu einer Notlage, die mit der Würde des Staates, der doch für seine Angestellten entsprechend zu sorgen hat, schlecht in Einklang zu bringen ist. Das war nicht nur in den Volksvertretungen von den verschiedensten Parteien zugegeben worden, das hatten auch die verantwortlichen Leiter der Finanzverwaltung mit großer Entschiedenheit betont. Von dem Staatssekretär Freiherrn von Stengel war das mit solcher Schärfe geschehen, daß an der Verpflichtung, hier Abhilfe zu schaffen, kein Zweifel mehr möglich war. Im Reiche hatten dann auch die verbündeten Regierungen durch den Mund des Schatzsekretärs schon im vorigen Jahre die verpflichtende Zusicherung gegeben, daß im Jahre 1908 eine Vorlage zur Reform der Beamtenbesoldung an den Reichstag kommen solle. Dasselbe war in Preußen geschehen. Auch hier war bei Eröffnung der Landtagssession die Besoldungsvorlage bestimmt angekündigt worden, und die Beamten hätten also von Rechts wegen darauf rechnen können, daß die Vorbereitungen zur Verbesserung ihrer Lage beizeiten in die Wege geleitet worden wären.

Und doch muß die Erfüllung dieser Wünsche vertagt werden, weil gegenwärtig noch nicht die entfernteste Aussicht besteht, mit der Frage der Reichsfinanzreform zum Abschluß zu kommen. Da Herr von Stengel daran verzagte, dieses Werk zu einem gedeihlichen Ende zu führen, und sein Nachfolger eine gewisse Zeit braucht, um eigne Vorschläge mit vollem Nachdruck und vollständiger Beherrschung der ganzen Frage vorlegen und vertreten zu können, so muß die Regelung der Reichsfinanzen bis zum Herbst verschoben werden. Die Notwendigkeit dieses Aufschubs ist allerdings nicht ganz unbestritten. Im Staatshaushalt darf nicht der Grundsatz des sparsamen Privatmanns gelten, der seine Ausgaben unter allen Umständen nach den Einnahmen einzurichten hat. Auch in den öffentlichen Ausgaben muß Sparsamkeit walten, aber doch nur in dem Sinne, daß die Notwendigkeit der Ausgaben gewissenhaft geprüft wird. Das berührt nicht den im Gegensatz zur Privatwirtschaft geltenden Grundsatz staatlicher Finanzwirtschaft, daß sich hier die Einnahmen nach den Ausgaben zu richten haben. Zuerst also werden die nötigen Ausgaben festgestellt, und dann muß das dazu notwendige Geld beschafft werden. Notwendige Ausgaben zurückzustellen, weil die Deckungsfrage noch nicht gelöst ist, entspricht nicht den Grundsätzen einer gesunden Staatsverwaltung. Dergleichen würde sich höchstens in einem bankerotten, fast zugrunde gerichteten Staatswesen rechtfertigen.

Wenn bei uns in Deutschland von schlechten Finanzen die Rede ist, so bedeutet das niemals, daß etwa die vorhandnen wirtschaftlichen Kräfte die Aufbringung erforderlicher Geldmittel nicht gestatten, sondern es bedeutet nur, daß die bestehende Organisation nicht ausreicht, die reichlich vorhandnen finanziellen Kräfte für gemeinsame, öffentliche Bedürfnisse verfügbar zu machen. Die Wirkungen dieses Übelstandes noch dadurch zu verschärfen, daß man eine falsche Folgerung daraus zieht, nämlich

auf notwendige staatliche Leistungen verzichtet, scheint uns ein fehlerhaftes Verfahren zu sein. Darum ist es sehr zu bedauern, daß man zu dem Beschluß gelangt ist, die Besoldungsreform bis zum Herbst zu vertagen, weil man mit geeigneten Vorschlägen zur Reichsfinanzreform noch nicht fertig geworden ist. Es wäre gut gewesen, durch die Annahme der verbesserten Besoldungen den Druck zu erhöhen, den man auf die endgiltige Regelung der dringendsten Frage der Reichspolitik, die Reform des Finanzwesens, ausüben sollte.

Freilich mußte man damit rechnen, daß der Reichstag um der vorläufig fehlenden Deckung willen die vorgeschlagnen Besoldungsaufbesserungen ablehnte. Nun, dann waren aber wenigstens die verbündeten Regierungen von dem Vorwurf entlastet, ihre Zusage nicht eingelöst zu haben. Der Reichstag, der eine notwendige Ausgabe ablehnte, hatte sich in diesem Falle mit seinen Wählern allein auseinanderzusetzen. Es war nicht nötig, daß ihm die verbündeten Regierungen die Verantwortung abnahmen und aus freien Stücken eine Unterlassungssünde, die keineswegs leicht wog, auf ihre Schultern luden. Denn nichts kann heute in unsrer unterwühlten, auseinanderstrebenden Gesellschaft einen schlechtern Eindruck machen als die Nichteinlösung von Ehrenpflichten des Staats gegen seine eignen Angestellten, die ihm zunächst und direkt verpflichteten. Die Stimmung dieser Kreise ist ein Kapital, mit dem man heutzutage etwas zu leichtherzig umgeht. Wir meinen nicht, daß der Staat übertriebne Rücksichten auf Bedürfnisse und Ansprüche seiner Beamten nehmen soll, wenn er damit nur die Ausführung der gelegentlich gehörten Drohung, daß sie sonst Sozialdemokraten würden, verhindern will. Aber hier handelte es sich um eine Notlage, um wiederholt feierlich anerkannte Bedürfnisse. Wenn diese beiseite geschoben werden, so bleibt es nicht bei der einfachen Verstimmung in den betroffnen Kreisen; der Staat schafft seinen grundsätzlichen Gegnern damit ein zugkräftiges Agitationsmittel. Und das unmittelbar vor den preußischen Landtagswahlen!

Wen trifft nun die Schuld an dieser betrübenden Entscheidung, die der Staatssekretär des Innern, Staatsminister von Bethmann-Hollweg, in einer vor dem Reichstage gegebnen Erklärung in der vergangnen Woche öffentlich bekannt gemacht hat? Wir meinen, daß sich die Schuld ziemlich gleichmäßig auf Reichstag und Bundesrat verteilt. Der Reichstag hat gesündigt durch die Übereilung, mit der sich manche Parteien in dieser praktischen Frage prinzipiell festgelegt haben. War es nötig, daß die Nationalliberalen so eifertig und entschieden den Ausbau der Verbrauchssteuern weit von sich wiesen und den zum Teil mißverständlichen, zum Teil unausführbaren Vorschlag direkter Reichssteuern als einzigen Ausweg anpriesen? Die Linksliberalen hatten aus diesem Ausweg eine ihrer beliebten Prinzipienfragen gemacht, und darum spürten auch die Nationalliberalen den unbesiegbaren Drang, vor ihren Wählern zu betonen, daß sie das liberale „Prinzip" nicht minder hochzuhalten verstünden. Und die Konservativen halten dafür die schützende Hand über das Erbrecht und wehren mit den seltsamsten Gründen jede gesetzliche Bestimmung ab, die dem Reich ausgiebigere Vorteile zuwenden will, wenn ein Vermögen durch Erbgang in andre Hände übergeht. Auch sie fürchten gegen Gewohnheiten zu verstoßen, die in den Kreisen, auf deren Stimmen sie vornehmlich rechnen, besonders beliebt sind. Der Gedanke, es mit den Wählern zu verderben, läßt keinen brauchbaren positiven Vorschlag durchdringen. Sehr treffend kennzeichnet Julius Lißner in einem Vortrage über die Reichsfinanzreform, der auch als Broschüre erschienen ist, die Lage. Er sagt:

„Die Demokratisierung der politischen Institutionen war in den westeuropäischen Kulturländern zu einer Zeit erfolgt, in der die indirekten Steuern schon eine eingewurzelte, historisch gefestigte Gewohnheit geworden waren; das Gefühl der Not-

wendigkeit, vom Tabak und Alkohol auch dem Staat seinen Obolus zu entrichten, war dem Engländer und dem Franzosen damals schon längst in sucoum et sanguinem gedrungen. Als der deutsche Wähler und Steuerträger zur unumschränkten politischen Macht gelangt war, brachte es der bekannte Schönheitsfehler alles parlamentarischen Lebens, den man in Deutschland »Wahlfurcht« nennt, mit sich, daß die plötzlich geborne Macht der Massen naturgemäß viel eher in einer Prätendierung der mit der Macht verbundnen Rechte als der politischen Pflichten zum Ausdruck kam, für deren Erkenntnis eine weit längere und immer nur unmutig geduldete Erziehung nötig ist."

Auch die verbündeten Regierungen haben aber die schwierige Finanzfrage keineswegs mustergiltig behandelt. Sie hatten sich mit Ach und Krach geeinigt, ohne dem Schatzsekretär, der in seiner Stellung gar nicht die Macht und die Mittel hatte, so frei zu schalten wie der Finanzminister eines Einheitsstaats, den nötigen Rückhalt zu geben. Der Bundesrat sollte in dieser Frage die Bundesstaaten als Glieder des Reichs vertreten, aber in Wahrheit vertrat er diesmal weit mehr die Einzelstaaten gegenüber dem Reich und überließ es dem Schatzsekretär, sich so gut als möglich aus der Affäre zu ziehen. So wollte es das Unglück, daß der Wechsel in der Leitung des Reichsschatzamts zu einem sehr ungeeigneten Zeitpunkt erfolgen mußte. Denn die Vorschläge des Freiherrn von Stengel forderten entweder einen weniger von der „Wahlfurcht" beherrschten Reichstag oder einen sehr entschieden und entschlossen für das Reichsinteresse eintretenden Bundesrat. So wie die Verhältnisse im Bundesrat in Wirklichkeit lagen, konnte diese Vertretung der verbündeten Regierungen den auseinanderstrebenden Meinungen im Reichstag nicht das Gegengewicht geben, das ein mit dem Reichstag gleichberechtigter Faktor der Reichsgesetzgebung in solchem Falle geltend machen müßte. Und vielleicht war es ein gewisses Schuldbewußtsein des Bundesrats, das diese Körperschaft nicht wagen ließ, mit neuen Forderungen vor den Reichstag zu treten, über deren Deckung sie selbst noch nicht zur Einigkeit und Klarheit gelangt war.

Die Zurückstellung der Besoldungsvorlage im Reich hat auch den gleichen Entschluß in Preußen nach sich gezogen. Die preußischen Beamten empfinden das noch viel bittrer als ihre Kollegen im Reichsdienst. Denn bei der Entscheidung des preußischen Staatsministeriums hat nicht die Deckungsfrage — das Geld ist reichlich vorhanden! — sondern lediglich die Rücksicht auf das Reich mitgesprochen. Es liegt darin viel Opferbereitschaft der preußischen Politik für das Reich, und das ist nicht gering anzuschlagen, da es für Preußen keine Kleinigkeit ist, jetzt unter den zuverlässigsten Elementen, über die die Regierung verfügt, Mißstimmung zu erregen, und das in einem Augenblick, wo die Landtagswahlen vor der Tür stehn und die innere Lage manche Schwierigkeiten bietet. Freilich hat Herr v. Rheinbaben erklärt, daß, wenn im Herbst die Reichsfinanzreform nicht zustande kommt, Preußen mit der Aufbesserung der Beamtenbesoldungen allein vorgehn müsse. Da diese Verbesserungen rückwirkende Kraft vom 1. April 1908 ab haben sollen, so ist der Schaden, den die Beamten leiden, wenigstens nicht so arg, wenn auch durch die Verzögerung der Entscheidung einige Härten unvermeidlich sind, und der üble Eindruck der Vertagung nicht ganz verwischt werden kann. Immerhin liegen die Verhältnisse günstiger als im Reiche, wo zwar auch die rückwirkende Kraft der neuen Besoldungsbestimmungen zugesichert worden ist, aber doch nur für den Fall, daß es gelingt, die Deckungsfrage im Laufe des Etatsjahres zu lösen.

Unterdessen haben sich die Verhältnisse in der Reichspolitik ganz eigenartig gestaltet. Schon öfter haben wir die Auffassung der Linksliberalen von der Blockpolitik dahin gekennzeichnet, daß sie die Forderung stellen, die Konservativen sollen ihnen helfen,

liberale Politik zu machen, während sie sich selbst berechtigt glauben, bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten auf ihren „Prinzipien“ zu bestehn. Dabei sind diese Prinzipien gar nicht derart, daß allgemein anerkannt werden müßte, wie mit ihrer Aufrechterhaltung der Liberalismus steht und fällt, sondern sie beruhen zum Teil nur auf unhaltbaren Doktrinen, die teils um agitatorischer Zwecke willen, teils aus Bequemlichkeit und aus Gewöhnung an die Phrase festgehalten werden. Dahin gehört auch die Anschauung, daß der § 7 des neuen Vereinsgesetzentwurfs — der Sprachenparagraph — gegen die liberalen Prinzipien verstoße. Ein unbefangen urteilender liberaler Franzose oder Engländer wird wohl niemals begreifen, inwiefern das der Fall ist, vorausgesetzt allerdings, daß man ihm den Sinn des Sprachenparagraphen — was wohl selten oder nie geschieht — richtig darstellt. Daß in öffentlichen politischen Versammlungen in Frankreich französisch und in England englisch gesprochen wird, ist etwas so Einfaches, Selbstverständliches, von jeder Partei Anerkanntes, daß der Gedanke, um eine entsprechende Bestimmung müsse in Deutschland erst gekämpft werden, bei einem Ausländer gar nicht Platz hat. Darum schenkt man im Auslande dem von unsrer Opposition geflissentlich genährten Märchen Glauben, den fremdsprachigen Minderheiten in Deutschland solle „die Muttersprache genommen“ werden. Das republikanische Frankreich hat gegen die italienische Presse in Nizza geradezu drakonische Maßregeln ergriffen, weil sie der französischen Regierung gelegentlich Unbequemlichkeiten bereitete. Die Welt ist nicht darüber untergegangen, und die radikalsten Franzosen haben nicht ein Wort darüber verloren. In Deutschland bestehn polnische und dänische Zeitungen, die täglich offen den Landesverrat predigen, ungehindert fort, und man wird sie auch weiter bestehn lassen. Trotzdem schreit unsre unvernünftige Opposition den Unsinn in die Welt hinaus, daß die Polen und Dänen des heiligen Rechts der Muttersprache beraubt werden sollen, während weiter nichts verlangt wird, als daß sie sich in Versammlungen, die ihrer Bestimmung nach allgemein zugänglich sein sollen, nach der Mehrheit ihrer Mitbürger richten und eine Sprache gebrauchen, die ihnen allen verständlich ist, weil sie im obligatorischen Schulunterricht allgemein gelehrt wird. Die fremdsprachigen Reichsangehörigen bilden schon ohnehin eine kleine Minderheit, und innerhalb der gemischten Sprachgebiete sind nur wenige Bezirke, in denen die fremde Sprache ausschließlich oder fast ausschließlich gesprochen wird. Aber selbst unter den Bewohnern dieser Bezirke sind vielleicht vier bis fünf Prozent, denen die deutsche Sprache wirklich unverständlich ist. Um der eingebildeten Rechte dieses Häufleins willen glauben die Liberalen auf ein Gesetz verzichten zu müssen, das sie selbst als einen Fortschritt im liberalen Sinne bezeichnet haben. Tatsächlich ist der Sprachenparagraph in der Kommission abgelehnt worden, ebenso aber auch alle Abänderungsanträge, sodaß ein Vakuum entstanden ist, das im Plenum wieder zu beseitigen ist.

Nun haben die Konservativen das Börsengesetz benutzt, um den Liberalen die Folgen dieser Art von Politik ad oculos zu demonstrieren. Sie haben sehr geschickt einen taktischen Fehler des Zentrums benutzt, um in der Kommission bei der Börsengesetznovelle verschiedne Forderungen in extrem reaktionärem Sinne durchzudrücken und dadurch die Vorlage so umzugestalten, daß sie nicht nur für die Liberalen ein schwerer Schlag, sondern auch für die Regierung unannehmbar wird. Die Konservativen haben damit den praktischen Beweis geliefert, daß, wenn sie ebenfalls ihre „Prinzipien“ rücksichtslos zur Geltung bringen, sie es in der Hand haben, auch das weitere Zugeständnis an den Liberalismus, das die Regierung machen wollte, nämlich die Revision des Börsengesetzes, zum Scheitern zu bringen. Die Lage ist also sehr einfach. Wenn die Parteien auf ihrem Kopf bestehn, so kommt die Börsennovelle nicht zustande, und das Reichsvereinsgesetz

ebenfalls nicht. In beiden Fragen bleibt zunächst alles beim alten. Nur wird die preußische Regierung dann zweifellos den von den Liberalen abgelehnten Sprachenparagraphen in das preußische Vereinsgesetz aufnehmen lassen, was ihr sicher gelingen wird. Den Liberalen wären dann glücklich alle Felle weggeschwommen. Sie haben es aber leicht, die Situation ganz und gar zu ihren Gunsten zu retten, wenn sie nur den törichten Widerstand gegen den Sprachenparagraphen aufgeben. Damit wäre das Reichsvereinsgesetz unter Dach gebracht, und es besteht weiter kein Zweifel, daß dann auch die Konservativen ihre Forderungen zur Börsengesetznovelle fallen lassen. Dadurch wären die liberalen Wünsche auch in der andern Richtung erfüllt, und die Liberalen hätten mit dem Anfang der Blockpolitik ein recht gutes Geschäft gemacht. Es fragt sich nur, ob der Doktrinarismus und die Vergangenheit unsrer Linksliberalen zu dem kleinen Opfer fähig sind.

Kirchenpolitisches. Von Ernst Troeltsch darf man sagen, es gelinge ihm, wie kaum einem andern, den Kern der religiös-kirchlichen Probleme zu erfassen und sie mit leidenschaftsloser Unparteilichkeit zu erörtern. In einer bei J. C. B. Mohr in Tübingen veröffentlichten Prorektoratsrede behandelt er die Trennung von Staat und Kirche, den staatlichen Religionsunterricht und die theologischen Fakultäten. Sein eigentlicher Gegenstand war die Beantwortung der Frage: Ist die Theologie eine Wissenschaft, und ist sie berechtigt innerhalb des Rahmens der Universität? Aber da der Unterricht in der Religion, den die theologischen Fakultäten erteilen, nur die oberste Stufe des gesamten Religionsunterrichts ist, so kann die Frage nicht beantwortet werden ohne die Erörterung der andern beiden Probleme. Deren endgiltige Lösung hängt bei jedem Volke von der Stellung ab, die es in seiner Gesamtheit oder überwiegenden Mehrheit zur religiösen Wahrheit einnimmt, von seiner Weltanschauung. Die alte Kirche glaubte im Besitze der einen, absoluten Wahrheit zu sein und erhob darum folgerichtig den Anspruch, das gesamte Kulturleben einschließlich der Jugenderziehung zu beherrschen. Die römische Kirche hält an dieser Auffassung heute noch fest und sucht die daraus abgeleiteten Forderungen durchzusetzen, soweit es die Zeitumstände gestatten. Aber nicht sie allein, sondern auch das orthodoxe Luthertum und jede andre Partei, die naiverweise das Monopol der absoluten Wahrheit zu besitzen glaubt: so die Sozialdemokratie und der Manismus, der sich „die moderne Wissenschaft“ nennt; sie alle streben nach der Alleinherrschaft über die Bildungsanstalten. „Es sind nicht weniger Anathematismen im Namen der modernen Wissenschaft, des Fortschritts und der Bildung ergangen als in dem der Kirche.“ Die bescheidnen und unbefangnen Geister ziehen aus der Vielheit der einander bekämpfenden „Wahrheiten“ den Schluß, daß es für den irdischen Menschen keine absolute Wahrheit, sondern nur relative Wahrheiten gibt. Die politische Folgerung daraus ist die Verdrängung der vom Staate anerkannten oder ihn beherrschenden Einheitskirche durch die Freikirchen. Wie grundverschieden sich dieses zweite System gestalten kann, zeigt Troeltsch besonders an dem Gegensatze der neusten französischen Gesetzgebung, die aus dem Haß gegen Christentum und Kirche entsprungen ist, und der nordamerikanischen Trennung von Kirche und Staat, die auf der Achtung eines religiösen Volkes vor der religiösen Überzeugung aller Einzelnen beruht. Ein drittes System, das des paritätischen Staates, der, mit den anerkannten Kirchen vielfach verflochten, diesen Schutz und Beistand und innerhalb gesetzlicher Schranken Freiheit gewährt, ist in Deutschland historisch geworden. Troeltsch meint, der Staat, die Kirchen, die Sekten, die Einzelnen befänden sich dabei im Augenblick gar nicht schlecht. „Erträglich ist der Zustand auch für alle gegen das Kirchentum

Indifferenten und Feindseligen. Sie können völlig zu den Dissidenten übergehn, oder sie können nach der Bekanntschaft mit diesen Dingen in den ersten Jugendjahren alles wieder vergessen und im übrigen von den Kirchen ungestört bleiben bis zur völligen Unkenntnis von allen kirchlichen Dingen, ja bis zum Vergessen der Existenz der Kirchen, wovon die Zeitungspresse und das akademische Deutschland ja auch den reichlichsten Gebrauch machen." Trotzdem werde sich dieser Zustand auf die Dauer kaum erhalten lassen, die Entwicklung strebe der Trennung von Staat und Kirche zu. Bevor jedoch der Staat in diese willigt, müsse bei den deutschen Katholiken der antiultramontane Reformgeist durchgedrungen sein. „Ohne das Durchdringen dieses Geistes würde die Trennung von der katholischen Kirche nur mit Hilfe eines Knebelungsgesetzes möglich sein, das kein Mensch wünschen kann." Die Hoffnung der Kirchenfeinde, daß nach der Trennung die Religion verschwinden werde, sei trügerisch. Diese Hoffnung beruhe „auf der Utopie eines dereinst kommenden religionslosen Zustandes oder einer alle überzeugenden wissenschaftlichen Ethik und Weltanschauung. Derartiges hat es nie gegeben, gibt es heute nicht und wird es nie geben." Die Gesellschaft werde immer Religion brauchen, darum auch Religionsunterricht; damit sei die Berechtigung der theologischen Fakultäten auch für die Zukunft gegeben. Vorausgesetzt sei dabei, daß diese Fakultäten „christlich bleiben und sich nicht durch das Prinzip der Voraussetzungslosigkeit genötigt glauben, das Christentum selbst in seiner Geltung und seinem Werte als möglichst fraglich zu behandeln". Was die Frage nach der wissenschaftlichen Berechtigung der Theologie betrifft, so wird sie mit dem Hinweis darauf erledigt, daß auch die Medizin, die Rechtswissenschaft und die Philologie an der Universität weder als reine Wissenschaften noch bloß um ihres wissenschaftlichen Wertes willen gelehrt werden. — In Frankreich bedeutet die eben vollzogne Trennung von Staat und Kirche den Sieg des Geistes Voltaires; Voltaires des Kirchenhassers, nicht Voltaires des Deisten, denn die Männer, die das heutige Frankreich regieren, sind ja Atheisten. Daß der Haß Voltaires gegen die katholische Kirche berechtigt und sein kritisches Zerstörungswerk eine Notwendigkeit war, beweist Léon Robert in der Studie Voltaire et l'intolérance religieuse (Lausanne, Georges Bridel et Co., Paris, librairie Fischbacher). Der Verfasser verfolgt die Entwicklung des Toleranzgedankens im Leben und in den Schriften des großen Spötters und hebt mit Recht als erklärende Ursache des Pfaffenhasses der „Philosophen" die, wie es scheint, wenig bekannte Tatsache hervor, daß gerade im Enzyklopädistenzeitalter der Verfolgungsfanatismus noch einmal aufflammte und eine Reihe abscheulicher Hinrichtungen durchsetzte. Die ganz verweltlichten vornehmen Geistlichen, meint Robert, mögen das Kirchenwesen, von dem sie lebten, und das sie bei ihrem notorischen Unglauben mit Gründen nicht verteidigen konnte, mit Hilfe des Henkers haben aufrecht erhalten wollen. Der Verfasser, der ein gläubiger Reformierter zu sein scheint, ist keineswegs blind gegen Voltaires Charakterschwächen und Irrtümer und beschönigt sie nicht, lehrt sie jedoch milde beurteilen. Bei aller Spottsucht und Lachlust, die er auch vor den erhabensten Gegenständen und in tragischen Situationen nicht zügelte, hatte er ein gutes Herz und übte werktätige Nächstenliebe. Dieses besonders in der Verteidigung und Unterstützung der vier Justizopfer Calas, Sirven, La Barre und d'Etallonde, von denen nur das erste allgemein bekannt geworden ist. Man übertreibt nicht, wenn man dem dreijährigen, hartnäckigen und leidenschaftlichen Kampfe Voltaires für die Wiederherstellung der Ehre des als vorgeblichen Mörders seines Sohnes von fanatisierten Richtern gefolterten und geräderten Protestanten Calas und für die Entschädigung seiner Familie weltgeschichtliche Bedeutung beimißt. Denn die Verderbnis der Strafrechtspflege, die von der falschen Anwendung des römischen Rechts und von

der Inquisition ausgegangen war, und von der auch die Reformation die Völker noch nicht befreit hatte, entfaltete in dem Prozeß Calas alle ihre Nichtswürdigkeiten: Einleitung des Verfahrens auf Grund frivoler Denunziation, Ausschluß der kontrollierenden Öffentlichkeit, willkürliche Zurückweisung aller Entlastungszeugen, Unterlassung der gebotnen Prüfung der Lokal- und Zeitumstände, Versuch, das Geständnis, dessen man zur Begründung des von vornherein aus Fanatismus beschlossenen Urteils bedurfte, auf der Folter zu erpressen. Alle diese Scheußlichkeiten machte Voltaire der Welt klar und regte die öffentliche Meinung Europas dagegen auf. Zu den Irrtümern Voltaires, der übrigens selbst fanatisch intolerant war, rechnet Robert, daß er Toleranz predigte anstatt völliger Bekenntnisfreiheit und Achtung vor allen religiösen Bekenntnissen. Zudem setze die „Duldung" abweichender Bekenntnisse die Herrschaft eines privilegierten Bekenntnisses voraus, das die übrigen Kirchen oder Sekten duldet. In der Tat wollte Voltaire die Kirche zur reinen Staatsanstalt machen, zu der vom Staate zu leitenden Volkserziehungsanstalt. In den ziemlich bekannten Versen

Que chacun dans sa loi cherche en paix la lumière;
Mais la loi de l'Etat est toujours la première

tritt das noch nicht so deutlich hervor wie in den Prosaaussprüchen, die Robert anführt. Wenn Voltaire bei der Vertreibung der Jesuiten wünscht, es möchten einige in Frankreich zurückbleiben, denn tant qu'il y en aura, les jansénistes et eux s'égorgeront, et les moutons respirent un peu quand les loups et les renards se déchirent, so bemerkt Robert sehr gut dazu: étranges moutons que Voltaire et ses amis! Eine an diesen Gedanken Voltaires anklingende Äußerung von ihm über England verdient von den Anhängern der Nationalkirchenidee erwogen zu werden. S'il n'y avait en Angleterre qu'une religion, son despotisme serait à craindre; s'il n'y en avait que deux, elles se couperaient la gorge; mais il y en a trente, et elles vivent en paix et heureuses. Die interessante, belehrende und anregende Schrift des Franzosen ist sehr zu empfehlen. — Eine „kritische Studie" von Pilatus (Dr. Viktor Naumann) über die katholische Presse (Wiesbaden, Hermann Rauch, 1907) paßt einigermaßen hierher, weil darin gegen den Erzbischof von Bamberg polemisiert wird, der beim letzten Wahlkampf „als weltfremder Gelehrter" dem Zentrum in die Parade gefahren ist. Naumann erwähnt den Fall, weil er die schwierige Stellung der katholischen Zeitungsredakteure zwischen Parteileitung und geistlicher Behörde ins hellste Licht rücke. Doch sei das nicht die einzige Ursache des Tiefstands der katholischen Presse, der sich darin kund tue, daß die Presse der stärksten der deutschen Parteien die am wenigsten verbreitete sei. Die Hauptschuld trage sie selbst: die katholischen Blätter seien, Germania und Kölnische Volkszeitung ausgenommen, viel schlechter gemacht als die „liberalen" Blätter; und daran wiederum seien schuld die Sparsamkeit der Verleger, die elende Honorare und Gehalte zahlten, die damit zusammenhängende Vernachlässigung des Nachrichtendienstes und des volkswirtschaftlichen Teiles, die Bevorzugung unsachverständiger geistlicher Mitarbeiter, die kein Honorar beanspruchen, das Übermaß kirchlicher Mitteilungen, die unpassende religiöse Beurteilung politischer Angelegenheiten, die Langweiligkeit des Feuilletons, das unter der Zuchtrute der Frömmelei und der Prüderie verkümmere. Anläßlich des zuletzt genannten Fehlers weist Naumann die bei den Katholiken herrschende Ansicht zurück, die liberale und die farblose Presse verdanke ihre große Verbreitung der Praxis, durch Sensationen den schlechten Instinkten der Massen entgegenzukommen; es seien nur wenige und gar nicht sehr angesehene Blätter, denen man das vorwerfen könne. Es ist ein interessantes Bild der katholischen Presse, das ihr protestantischer Freund, der Verteidiger der Jesuiten, hier entwirft. C. J.

„Rückständigkeit." „Rückständig"! Ein nichtswürdiges Wort, in der Bedeutung nämlich, wie es heute meist angewandt wird! Schon Wustmann hat darauf hingewiesen, daß man wohl von rückständigen Geldsummen (vgl. im Rückstande sein), aber nicht von rückständigen Bevölkerungsklassen und rückständigen Anschauungen reden könne. Dieser vertrackte Sprachgebrauch, das Wort statt „zurückgeblieben" oder „veraltet" anzuwenden, ist aber jetzt der vorherrschende; „rückständig" ist ein Lieblingswort aller Zeitungen und Zeitschriften geworden, auch solcher, die ein anständiges Deutsch zu schreiben beanspruchen. Wer nicht „rückständig" erscheinen will, muß rückständig falsch gebrauchen.

Aber von dieser Sprachblüte nur nebenbei. Der hohe Genuß, den die häufige Anwendung jenes Wortes den Zeitungen bereitet, hat einen ganz besondern Grund: je häufiger man von Rückständigkeit redet, desto fortgeschrittner, moderner kommt man sich vor. Und wer will nicht fortgeschritten erscheinen? Konservative Zeitungen gebrauchen das köstliche Wort mit derselben Wonne wie radikale. Es steckt in dem „gebildeten" Deutschen seit Jahrhunderten ein Stück Fortschrittsphilister. Jeder Laffe glaubt sich am bequemsten als großen Geist zu erweisen, wenn er die Vergangenheit verächtlich behandelt. Ich weiß nicht, wieweit das eine Schwäche der modernen europäischen Völker überhaupt ist; aber beim Deutschen tritt es deshalb besonders peinlich hervor, weil es mit der deutschen Gedanken- und Gemütstiefe schlecht stimmt. Es gehört nicht viel Nachdenken dazu, sich zu sagen, daß sich unsre Verachtung der Vergangenheit weiter erben wird, und daß spätere Geschlechter über uns ebenso lachen werden wie unsre weisen Zeitgenossen über unsre Vorfahren. Es wiederholt sich das, was im Leben des Einzelnen zu beobachten ist: wer seine Eltern verachtet, erleidet dasselbe Schicksal von seinen Kindern.

Unsre Gegenwartsprotzerei ist nicht nur undankbar, sie ist auch kindisch und beschränkt. In gewisser Hinsicht ist der Jünger über seinen Meister hinausgewachsen auf dem Gebiete der Wissenschaft wie auf dem der Kunst und der Technik, weil er auf den Schultern seines Vorgängers steht. Er braucht nicht noch einmal da anzufangen, wo jener angefangen hat, sondern er führt das Gebäude weiter. Auch ein mittelmäßiger Kopf kann, wenn er sich die Arbeiten des Vorgängers geschickt anzueignen weiß, weiter kommen als jener. Aber es ist ein Zeichen von sittlicher und geistiger Unzulänglichkeit, wenn der Nachfolger und Erbe nicht zu Bescheidenheit und Dankbarkeit, sondern zu gegenteiligen Empfindungen gestimmt wird. Auf welcher Höhe erscheint gegenüber dem anmaßenden Epigonentum die Ansicht Goethes, der meinte, wenn er von seinen Leistungen alles abziehn wollte, was er großen Vorgängern schuldig sei, würde nicht viel übrig bleiben! So beruht doch unser gesamtes Volksleben in geistiger und in wirtschaftlicher Hinsicht auf den Leistungen der Vergangenheit; wir arbeiten mit dem Kapital, das uns die Vorfahren überliefert haben. Was kann also weniger am Platze sein als Dünkel? „Was hast du, das du nicht empfangen hast?" Unser sogenannter Fortschritt besteht darin, daß wir uns die Ergebnisse der Vergangenheit zunutze machen. Sollte das obige Wort Goethes nicht auf ein ganzes Volk anzuwenden sein?

Der Fortschrittsphilister, der gebildete und der ungebildete, ist eine unerquickliche Erscheinung. Es ist ein schönes Ding um den Fortschritt, und er wird von dem Leben eines Volks so wenig zu trennen sein wie von dem Leben irgend eines gesellschaftlichen Gebildes; denn Leben bedeutet Entwicklung und Erneuerung. Aber der Philister hält jede Veränderung für einen Fortschritt, wenn es ihm von seiner Tageszeitung vorgeredet wird. Vor allem betrachtet er jeden Zuwachs an äußern Kulturgütern (Fernsprecher, Automobile und ähnliches) als Fortschritt. Er verbindet häufig mit dem Worte Fortschritt überhaupt keinen bestimmten Begriff, sondern er ist ihm ein neblichtes, verwaschnes Etwas, das er um so höher verehrt,

je unklarere Vorstellungen er davon hat, genau so wie sein Gruseln vor der „Reaktion“ darin begründet ist, daß er gar nicht recht weiß, was er sich eigentlich darunter denken soll. Zu der Erkenntnis, daß Beharrungsvermögen und Fortschritt gleich nötig sind für eine gesunde Entwicklung, kann er sich nicht aufschwingen.

Aber auch der Konservative ist oft genug ein Stück Fortschrittsphilister, insofern er gewaltige Angst hat, als Rückschrittler verschrien zu werden, und so gebraucht er denn das Wort „rückständig“ mit demselben Eifer wie sein politischer Gegner. Das Wort muß den Leuten wohl bezeichnender, mundgerechter, wuchtiger vorkommen als das richtige „zurückgeblieben“. Der Fortschrittsphilister ist sogar zum Sprachschöpfer geworden und hat aus dem mißbrauchten Eigenschaftswort das Hauptwort „Rückständigkeit“ gebildet. Bei unsern Klassikern wenigstens wird es schwerlich zu finden sein. In jener sprachlichen Mißgeburt faßt der seichte Philister die ganze Verachtung zusammen, die er für die Vergangenheit empfindet. Er sollte in dieser Hinsicht von den Juden lernen. Zu den bewahrenden Mächten, die dieses Volk auch nach seiner Verwerfung immer wieder vor dem Untergang retten, gehört das hohe Ansehn, das das vierte Gebot — im weitesten Sinne genommen — genießt: die Achtung vor der Vergangenheit. Bei den Chinesen sehn wir die Übertreibung dieser Tugend: die Vergötterung der Vergangenheit. Aber auch in dieser Ausartung hat sie noch eine gewisse Größe.

Unsre Presse beansprucht, Lehrerin und Führerin des Volks zu sein; aber der Kultus, den sie dem Worte „Rückständigkeit“ widmet, stellt weder ihrer sprachlichen Schulung im besondern noch ihrer geistigen Höhe im allgemeinen ein günstiges Zeugnis aus. E. Bröse

Kunstgeschwätz. Die Grenzboten haben es von jeher für ihre Pflicht gehalten, gegen die Vergewaltigung der deutschen Sprache durch Bureau- und Zeitungsschreiber energisch Front zu machen, und sie freuen sich, feststellen zu können, daß sich das Sprachgewissen allenthalben zu regen beginnt, und daß schon viele Redaktionen von ihren Mitarbeitern einen einfachen, klaren und saubern Stil verlangen. Eine unrühmliche Ausnahme machen zurzeit noch gewisse Kunst- und Literaturreferenten, die ihren Mangel an Gedanken und tieferer Einsicht unter einem ganzen Berg von tiefsinnig klingenden Andeutungen und gewundnen Phrasen zu verbergen pflegen.

Ein typisches Beispiel dieser Art ist Herr Alfred Kerr, der Theaterkritiker des Scherlschen „Tags“. Man höre, was dieser Herr über ein Dilettanten-Ensemble und insbesondre über die darin mitwirkende Frau Zehme schreibt:

„Ganz Tonfall ihrer Inhalte, ganz Klangwirkung ihrer Träume, ganz Stimmfärbung ihrer Sehnsüchte, ganz Musik ihres inneren Vorgangs. Wenn das Frau Albertine Zehme war, muß ich die allergrößte Achtung vor ihr haben, oder vor dem Bändiger William Wauer oder vor beiden. — Der Mann müßte Mittel in die Hand kriegen. Fraglich ist heut, ob er sich durchsetzt; oder ob sein Eigenes (es ist schon Eigenes!) von anderen vorzeitig weggefischt wird. Denn daß alle von ihm — schon von dem, was er jetzt bietet — zu lernen haben: das ist sicher wie der Tag. Anregungen so tiefkünstlerischer Art, im Embryonenzustand vorgeführt, hat man gut verlachen; doch es bleibt mir unmöglich, ihre Kraft, ihr Zukunftsträchtiges nicht zu sehen.“

Daß sich Herr Kerr bei solchen Phrasen nicht das geringste denkt, liegt auf der Hand, er wird auch kaum erwarten, daß es der Leser tut. Aber er weiß, daß man der großen Menge der Halbgebildeten am leichtesten mit dem höhern Blödsinn imponiert, er kennt die „Sehnsüchte“ gewisser Leute nach Albernheiten und macht von dieser Kenntnis den weitestgehenden Gebrauch. Denn das Dichterwerk, die

Truppe, die einzelnen Künstler, die er kritisiert, sind für ihn ja gänzlich nebensächlich, es genügt, daß sie ihm Gelegenheit bieten, seinen „Geist“ brillieren zu lassen. An unterdrückten Phrasen wird Herr Kerr wohl niemals zugrunde gehn.

Was wir an Herrn Kerr bewundern, ist der Mut, mit dem er sich bei seinem auffallenden Mangel an Sprachgefühl und Geschmack zum Richter über andre aufwirft. Bequem ist der Beruf des Kritikers ja sicherlich — Kenntnisse oder eigne Leistungen setzt er nicht voraus, aber ein Mann, der dem deutschen Volke tagtäglich solche undeutschen Geistesfäkalien vorzusetzen wagt, sollte doch eigentlich aus ernsten Besorgnissen um seine persönliche Sicherheit nicht herauskommen.

Allerdings: einen mildernden Umstand wird man zu seinen Gunsten geltend machen können, nämlich den, daß er selbst an Redensarten wie „Tonfall ihrer Inhalte“, „Klangwirkung ihrer Träume“, „Stimmfärbung ihrer Sehnsüchte“, „Müsse ihres inneren Vorgangs“ im Grunde genommen unschuldig ist. Es sind nur unverdaute Phrasen aus den Werken des armen Friedrich Nietzsche, der ein Meister der Sprache, und wenn seine Selbstkritik getrübt war, leider auch der Phrase war. Das müssen wir einmal betonen, auch auf die Gefahr hin, vom Bannstrahle des bekannten Weimarer Geschäftshauses für Makulaturverwertung getroffen zu werden.

J. A. H.

Wolffs Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Völlig erneut durch Heinrich Fränkel. Mit Geleitwort von Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Münch. Einunddreißigste Auflage (255. bis 260. Tausend). Erweiterte Ausgabe. Otto Wigand, Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei m. b. H., Leipzig, 1907. Nach dem Beifall und dem Absatz zu urteilen, den gegenwärtig zahlreiche Sammlungen gesunder, gediegner Lyrik in weiten Kreisen der Gebildeten finden, scheint das Publikum endlich die unglückliche Periode überwunden zu haben, wo ihm von geschäftigen und gewissenlosen Machern eingeredet wurde, das Pathologische und Perverse sei das wahrhaft Poetische, wo ihm die gequälten Geistreicheleien moderner Ästheten vom Schlage eines Oskar Wilde als Offenbarungen eines höher organisierten Geistes angepriesen wurden. Es zeigt sich jetzt eine gesunde Reaktionserscheinung, man hat das unfruchtbare Negieren offenbar satt und wendet sich von der brutalen Satire, die mit billigen Mitteln arbeitet und im Herunterreißen ihre Hauptaufgabe sieht, zu frischem positivem Schaffen. Es ist in der Tat staunenswert, welche vortrefflichen Leistungen die Lyrik der Gegenwart aufzuweisen hat. Wer sich einen Überblick verschaffen will, dem können wir die neue Bearbeitung von Wolffs poetischem Hausschatz nur empfehlen. Sehr richtig sagt Münch im Geleitwort: „Ganz falsch wäre es ja, namentlich die jüngern Menschen immer nur nach vergangnen Größen zurückblicken, sie nicht auch an die Kraft der Gegenwart glauben zu lassen. Aber es ist auch keineswegs eine Zeit der poetischen Ebbe oder Dürre, in der wir leben. Eine große Mannigfaltigkeit dichterischer Stimmen ertönt auch gegenwärtig, und neben dem Gekünstelten und Krankhaften ist des Echten und ans Herz Greifenden nicht wenig vorhanden.“ Die Sammlung ist geschickt gemacht, und die Auswahl verdient Anerkennung. Wir halten es aber mit Avenarius doch für richtiger, daß derartige Anthologien, besonders für Dichtungen der Gegenwart, nach Stoffgruppen angeordnet werden und nicht nach der Chronologie; zumal da man aus den wenigen Proben, die auf den einzelnen Autor unsrer Zeit fallen, doch kein klares Bild von der dichterischen Persönlichkeit erhalten kann.

Die Grenzboten

67. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Ausgegeben am

Nr. 13 26. März 1908

Inhalt

Seite

Ostafrikanische Eisenbahnpolitik. Von Rudolf Wagner . 597

Elsaß Lothringen als Bundesstaat 602

Hilfsbücher und Standardwerke. Von George Cleinow . 605

Die Frühlingstage der Romantik in Jena. Von Ernst Borkowsky. 2 610

Gibraltar. Reisebilder von Martin Andersen Nexö . . 617

Der Marquis von Carabas. Roman von Palle Rosenkrantz. (Schluß) 627

Maßgebliches und Unmaßgebliches 636

Reichsspiegel. (Das Kompromiß über den Sprachenparagraphen des Vereinsgesetzes. Konflikt zwischen Reichstag und Presse. Die großen christlichen Erzieher. — Kleinere Bücher kulturgeschichtlichen Inhalts. Philosophische Bibliothek.

50 Pf. das Heft. Fr. Wilh. Grunow Leipzig. 6 Mark das Vierteljahr.

Digitized by Google

Berlinische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft

Aeltestes preußisches Institut, begründet 1836, empfiehlt sich zum Abschluß von

Lebens-, Spar- und Renten-Versicherungen

Versicherungssumme Ende 1906: M. 245 969 795. Gesamtgarantiefonds Ende 1906 [illegible]

Dividende pro 1906: 27½% der Jahresprämie der Tab. A. bei Divid.-Modus I. — [illegible] gez. Jahres- und 1¼% der ebenso gez. Jahres-Ergänzungs-Prämie bei [illegible]

Nach Divid.-Modus II werden 1906 als Dividende bis zu 60% der Jahresprämie vergütet.

Auskünfte und Prospekte [illegible] turen, General-Agenturen [illegible]

Direktion der Gesellschaft in Berlin SW., Markgrafenstraße 11—12

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Soeben ist erschienen:

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Hä[illegible]

Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen

von

Gustav Wustmann

Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage

101. bis 120. Tausend

Preis: Gebunden 2½ Mark

Frühling

Wochenschrift zur Förderung deutscher Kulturinteressen

Herausgeber: Isaria-Verlag, München.

Der „Frühling" stellt dem alles zersetzenden Kri[illegible]us u[illegible] Tage einen neue Werte schaffenden Posi[illegible] entgegen.

Aus allen Lebensgebieten bringt der „Frühling" in [illegible] mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung vo[illegible]wertige Darstellungen, [illegible] den Leser zu verschärfter Beobachtung und gerechter Be[illegible] und Lebensfragen anregen sollen.

Das durch überstürzten Erwerbsinn niedergehaltene deu[illegible] dessen schöpferischer Kraft allein eine verfeinerte Kultur erst[illegible] „Frühling" einer neuen Blütezeit zuführen.

Die ernste Frage der Erziehung zur sittlichen Se[illegible] ziehung der Geschlechter sucht der „Frühling" in [illegible]

In der gemeinsamen sozialen Arbeit des Adels und de[illegible] in der Anerkennung und Betonung der sich ergänzende[illegible] des Südens und Nordens unseres Vaterlandes, in der E[illegible] wirtschaftlichen und sittlichen Kräfte des deutschen V[illegible] ling" das zu verwirklichende nationale Ideal.

Preis vierteljährlich (13 Hefte) 3 Mk. • Pro[illegible]

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen, [illegible] der Isaria-Verlag, München, [illegible]

Oſtafrikaniſche Eiſenbahnpolitik

Von Rudolf Wagner in Berlin

Mit geteilten Gefühlen hat man in kolonialen Kreiſen von Dernburgs afrikaniſchen Eiſenbahnplänen Kenntnis genommen. In die Freude, daß unter Dernburg die Kolonialverwaltung endlich die frühere falſche Beſcheidenheit abgeſtreift hat und frank und frei von der Volksvertretung für die Erſchließung der Kolonien das verlangt, was ſchon lange nottut, miſcht ſich die Erkenntnis, daß ſich der Staatsſekretär hinſichtlich Oſtafrikas einſeitig feſtgelegt hat. Während man ſeine Forderungen für Südweſtafrika, Kamerun und Togo mit geringen Einſchränkungen nur gutheißen kann, wird ſich bei den meiſten Kennern Oſtafrikas energiſcher Widerſpruch erheben. Denn die oſtafrikaniſche Eiſenbahnvorlage entſpricht nicht nur in keiner Weiſe den wirklichen Bedürfniſſen der Kolonie, ſondern birgt ſogar eine ernſte Gefahr für deren Entwicklung in ſich. Dernburg verlangt die Mittel zum Weiterbau der „Zentralbahn“ nach Tabora (700 Kilometer), die „Nordbahn“ (verlängerte Uſambarabahn) wird mit ganzen 45 Kilometern abgeſpeiſt, die „Südbahn“ fällt ganz unter den Tiſch. Alle Erkundungen und Feſtſtellungen der alten erfahrnen Kenner der wirtſchaftlichen Verhältniſſe Oſtafrikas ſind damit ſchlankweg beiſeite geſchoben. An ihre Stelle tritt eine reine Intereſſenpolitik, dies iſt jedem klar, der die Entwicklung der Frage verfolgt hat. Ich kann mich in der Schilderung der nähern Umſtände kurz faſſen, da dieſe im letzten Jahrgang (Heft 21) ſchon eingehend gewürdigt worden ſind.

Die Sachlage iſt kurz die, daß in Oſtafrika die entwicklungsfähigſten Gebiete nur in geringem Umfang in Küſtennähe, vorwiegend vielmehr in den zentralen Hochländern liegen, am Viktoriaſee, am Tanganjikaſee und am Nyaſſaſee, alſo bis zu tauſend und mehr Kilometern von der Küſte entfernt. Ohne Eiſenbahnen ſind dieſe Gebiete alſo nicht nutzbar zu machen, denn den teuern Transport durch Träger, die wochenlang unterwegs ſind, vertragen nur Produkte mit hohem Marktwert wie Elfenbein und Kautſchuk. Das

Elfenbein wird eines Tages aufhören, und der jetzt aus dem Innern auf den Markt kommende Kautschuk ist im Raubbau aus den wilden Beständen gewonnen und wird sich mit der Zeit ebenfalls vermindern, muß also durch plantagenmäßigen Anbau von Kautschukpflanzen ersetzt werden. Auch dies ist ohne Eisenbahnen unmöglich. Ebenso wie die Erzeugung von Massenprodukten, wie Baumwolle, Faserstoffen und Ölfrüchten, ausgeschlossen ist. Die Linienführung der ostafrikanischen Eisenbahnen ergibt sich aus den geographischen und wirtschaftlichen Verhältnissen von selbst. Sorgfältige Studien und Erkundungen, die von dem Sachverständigen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, Paul Fuchs, noch besonders nachgeprüft und ergänzt worden sind, haben die Notwendigkeit von drei Linien ergeben, einer „Nordbahn", einer „Zentralbahn" und einer „Südbahn".

Die Sorge um die wirtschaftliche Erschließung des Nordens haben uns die Engländer durch den Bau der Ugandabahn abgenommen. Sie waren weniger bedenklich und gründlich und sind uns so im Viktoriaseegebiet zuvorgekommen. Dies ist sicherlich bedauerlich, braucht uns aber weiter nicht leid zu tun, wenn wir nur verstehn, daraus unsre Lehren zu ziehen. Einstweilen bereitet die Ugandabahn unsrer spätern Nordbahn den Boden, denn unter ihrem Einfluß hat sich das wirtschaftliche Leben des Viktoriaseegebiets in ungeahnter Weise entwickelt und wird sich noch weiter entwickeln. Im ersten Jahre nach Eröffnung der Ugandabahn, also 1904, betrug die Ausfuhr der drei deutschen Häfen am Viktoriasee: Muansa, Bukoba und Schirati, 946 509 Mark, im Jahre 1905 schon 2016 118 Mark, 1906 fast 3 Millionen Mark. Und die Ugandabahn zieht über die Hälfte ihrer Einnahmen aus dem Handel mit dem deutschen Gebiet. Diesen Anteil wieder zurückzugewinnen wird unsrer „Nordbahn" nicht allzuschwer fallen. Denn sie ist nicht nur etwa 100 Kilometer kürzer als die Ugandabahn (940 Kilometer), sondern im allgemeinen konkurrenzfähiger, weil sie in ihrer ersten Hälfte, im Gegensatz zur englischen Bahn, hochentwickelte oder entwicklungsfähige Landschaften, das Usambaragebiet, das Meru- und Kilimandscharogebiet durchzieht und weniger technische Schwierigkeiten bietet als diese. Die Hoffnung ist deshalb nicht ganz unberechtigt, daß es ihr sogar gelingen wird, einen Teil des Nachbarverkehrs zu sich herüberzuziehen. Das Verlangen der nördlichen Bezirke, den Einfluß der Ugandabahn sich nicht allzusehr im deutschen Gebiet einbürgern zu lassen und nicht allzulange mit dem Weiterbau der Nordbahn zu warten, muß deshalb entschieden unterstützt werden. Um so mehr, als hiervon auch die Verwirklichung der Bestrebungen, im Meru- und Kilimandscharogebiet mit der Ansiedlung deutscher Bauern zu beginnen, abhängt.

Die Zentralbahn ist ursprünglich als Erschließungsbahn der dem Tanganjikasee vorgelagerten Gebiete gedacht und sollte in Udjidji endigen. Ihre Befürworter sind sich aber selbst allmählich darüber klar geworden, daß es in Anbetracht ihrer gewaltigen Länge (etwa 1400 Kilometer) mit der Rentabilität

sehr unsicher bestellt ist. Vom Tanganjikasee wurde daher allmählich immer weniger geredet und der Schwerpunkt nach Tabora, in die Landschaften Unyamwesi und Ussukuma verlegt. Damit ist nicht viel erreicht, im Gegenteil, denn diese Gebiete werden von der Nordbahn oder deren Abzweigung auf einem viel kürzern Wege und daher wesentlich wirkungsvoller erschlossen. Auf diese Weise könnten zwei Fliegen mit einer Klappe getroffen werden, denn durch diese Zweigbahn würden auch die dazwischen liegenden anscheinend recht aussichtsvollen Goldfelder westlich von Kondoa-Irangi berührt. Von ernst zu nehmender Seite wird empfohlen, die Zentralbahn in mehr südlicher Richtung zu bauen, in die Nähe des jenseits des Tanganjikasees liegenden minenreichen Katangagebiets, also etwa nach Bismarckburg. Sie würde dann der nächste Weg aus diesem Gebiet nach der Küste, also auch nach Europa sein. Das gesunde, anscheinend zur Besiedlung mit deutschen Bauern geeignete Hochland Uhehe könnte durch eine kurze Zweiglinie nach Iringa erreicht werden. Die Zentralbahn würde auf diese Weise immerhin etwa 100 Kilometer kürzer werden.

Das in jeder Richtung aussichtsvollste Projekt, das auffallenderweise jetzt ganz beiseite geschoben werden soll, ist entschieden das der Südbahn. Es wurde seinerzeit auf den Plan gebracht, als die politischen Verhältnisse zu Hause die Verwirklichung großer Überlandbahnen aussichtslos erscheinen ließen. Die Südbahn wurde damals namentlich von Professor Hans Meyer, Professor Schweinfurth und andern namhaften Kennern Ostafrikas empfohlen. Die Erkundungen von Paul Fuchs haben die Ansichten der Südbahnfreunde in der Folge nur bestätigt. Die Südbahn bildet mit ihren 670 Kilometern den kürzesten Weg nach dem reichen Seengebiet, nicht nur nach dem deutschen, sondern auch nach dem portugiesischen und englischen und schlägt alle andern Verkehrsprojekte aus dem Felde. Zudem durchzieht sie ein Gebiet, das nach Feststellung von Paul Fuchs hervorragend für den Baumwollbau im Großen geeignet ist, mit einem Wort das Hauptbaumwollland Ostafrikas. Das Südbahnprojekt schien aus allen diesen Gründen vorzüglich geeignet, unsrer öffentlichen Meinung die Berechtigung und die guten Aussichten kolonialer Bahnen darzutun, und wurde deshalb von allen Sachverständigen energisch befürwortet. Zudem tauchte damals das Projekt einer parallelen Konkurrenzbahn auf portugiesischem Gebiet auf, die nur unwesentlich kürzer werden, also, wenn sie unsrer Südbahn zuvorkäme, ähnliche, aber für uns viel ungünstigere Verhältnisse schaffen würde wie die Ugandabahn im Norden. Da gerade jetzt die ernste Gefahr besteht, daß diese Konkurrenzbahn verwirklicht wird, so ist die Haltung der Regierung doppelt unbegreiflich. Wie ich aus zwei verschiednen Quellen — aus Lissabon und aus London — erfahren habe, sind ernsthafte Verhandlungen im Gange, die portugiesisch-englische Konkurrenzbahn zu finanzieren. Legen wir uns jetzt durch die Zentralbahn auf Jahre hinaus fest, so unterliegt es keinem Zweifel, daß das Konkurrenzunternehmen sofort zustande kommt. Darauf nur warten unsre Nachbarn. Es ist also schon Gefahr im Verzug!

Es liegt System in dem Vorgehn der Zentralbahninteressenten. Indem man die Zentralbahn nordwärts nach Tabora und später natürlich nach Muansa baut, soll der Nordbahn der Wind aus den Segeln genommen werden. Denn es ist klar, daß die Volksvertretung für die Nordbahn in absehbarer Zeit nicht zu haben ist, wenn so der Viktoriasee an die Zentralbahn angeschlossen ist. Etwas ähnliches wird, wie schon in dem erwähnten Aufsatz des letzten Jahrgangs angedeutet ist, im Süden beabsichtigt. Die Ostafrikanische Eisenbahngesellschaft, die Unternehmerin der Zentralbahn, will eine Zweiglinie ihrer Bahn über Uhehe südwärts nach dem Nyassa führen. Dadurch erginge es dem Südbahnprojekt wie dem Nordbahnprojekt.

Für die Zentralbahn wäre dies natürlich sehr vorteilhaft, denn durch diese Gabelung würde auf Jahrzehnte hinaus der gesamte innerafrikanische Verkehr auf diese Bahn geleitet, der Süden wie der Norden der Kolonie würden damit auf lange Zeit aus dem Großverkehr ausgeschaltet und kaltgestellt, und das Monopol der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft wäre vollkommen. An sich wäre ja gar nichts gegen ein Eisenbahnmonopol, das unter vernünftigen Kautelen zustande kommt, einzuwenden. Im Interesse einer rationellen Tarifpolitik wäre es sogar sehr gut, wenn das ganze Eisenbahnnetz der Kolonie in einer Hand vereinigt wäre. Aber nur wenn die Linienführung der Eisenbahn so gestaltet wird, daß das ganze Land dadurch gewinnt. Die Politik der Gesellschaft muß sich aber nach den Bedürfnissen des Landes richten und nicht lediglich nach dem eignen Vorteil.

Mit der beabsichtigten Gabelung der Zentralbahn würde diese Bahn wohl einen Verkehr erreichen, den sie aus sich selbst nicht schaffen kann, aber die Gunst der Lage unsrer Kolonien im großafrikanischen Verkehr wäre damit nicht entfernt ausgenutzt, denn die kombinierte Zentralbahn würde der viel kürzern Ugandabahn im Viktoriaseegebiet ebensowenig gewachsen sein wie im Nyassagebiet der erwähnten portugiesischen Konkurrenzbahn. Was dies für uns bedeutet, davon gibt die Tatsache ein Bild, daß die Ugandabahn 55 vom Hundert ihrer heutigen Einnahmen aus deutschem Gebiet zieht. Namentlich aber würde der ganze Verkehr aus den wertvollen Zukunftsgebieten Ruanda und Urundi, die später durch eine Stichbahn von Bukoba aus erschlossen werden sollen, sofort der Ugandabahn zufallen, wenn der Viktoriasee an Stelle der kurzen Nordbahn an die lange Zentralbahn angeschlossen wäre. Ebenso wären die zum Teil sehr wertvollen Zwischengebiete im Norden und Süden, namentlich das Baumwollgebiet im Süden, an die Wand gedrückt. Und vernünftigerweise nimmt man doch beim Eisenbahnbau zuerst auf die küstennahen Gebiete Rücksicht, wenn sie entwicklungsfähig sind, und dies ist im Süden und Norden jedenfalls eher der Fall als bei dem Gebiet der Zentralbahn hinter Kilossa oder Mpapua. Alle diese Nachteile der Zentralbahnpolitik lassen sich nicht durch Staffeltarife ausgleichen, wie vielfach geltend gemacht wird, denn, abgesehen von den riesigen Längenunterschieden der konkurrierenden Bahnen, werden sich natürlich auch

die Konkurrenten dieses Mittels bedienen, und die Engländer sind darin erfahrungsgemäß weniger schwerfällig als wir.

Der Entschluß der Regierung, zuerst die Zentralbahn zu bauen, ist um so unbegreiflicher, als dies den wohlbegründeten Ansichten fast aller langjährigen Kenner der Verhältnisse direkt zuwiderläuft. Es sollte dem Staatssekretär denn doch zu denken geben, daß zum Beispiel Hauptmann A. Fonck, der jahrelang auf den verschiednen Stationen der künftigen Zentralbahn tätig war und die Verhältnisse wie wenige kennt, von dem man also meinen sollte, er sei für seine Zentralbahn eingenommen, im Gegenteil gegen die Zentralbahn und für die Südbahn eintritt. Wenn Dernburg die wirtschaftlichen Rücksichten, die er doch immer so sehr betont, und durch die er die öffentliche Meinung für die Kolonien gewonnen hat, jetzt plötzlich beiseite schiebt und die Zentralbahn aus militärischen Gründen für dringend und notwendig erklärt, so wird er dadurch die wirklichen Kenner kaum überzeugen. Wenn irgendwo Aufstandsgefahr vorliegt, dann sicher nicht in Unyamwesi, dessen Bewohner viel zu betriebsam sind und unsre Macht als die „Sachsengänger" Ostafrikas viel zu genau kennen, als daß sie wagen würden, gegen uns aufzustehn. Und Ussukuma, Ruanda usw. wird viel schneller durch die Nordbahn gesichert. Die militärischen Gründe würden viel mehr für die Südbahn sprechen, in deren Gebiet der letzte Aufstand getobt hat, und wo damals das Fehlen einer Bahn sehr unangenehm empfunden wurde. Die Eingebornen an der Zentralbahn haben sich damals ganz ruhig verhalten. Also mit dem Grauligmachen ist es nichts. Der Reichstag wird hoffentlich seine Pflicht tun und sich die neuste Eisenbahnvorlage recht genau ansehn.

Im Süden droht, wie gesagt, unmittelbar die Gefahr der Überflüglung durch die Konkurrenz. Wenn für dieses Jahr der Weiterbau der Zentralbahn bis Kilossa oder Mpapua bewilligt wird, so genügt dies im Augenblick. Im übrigen würde sich der Reichstag ein Verdienst und den Dank fast aller Afrikaner erwerben, wenn er den Anstoß zur unverzüglichen Inangriffnahme der Südbahn und zum Weiterbau der Nordbahn geben würde. Beide Bahnen sind ja schon zum Teil trassiert. Bis zum Herbst oder bis zum nächsten Frühjahr kann man sich dann über die Richtung und das Tempo der weitern Fortführung der Zentralbahn schlüssig werden. Denn daß sie weitergeführt wird, dagegen wendet kein Mensch mehr etwas ein, nur darf die am wenigsten aussichtsvolle unsrer Inlandbahnen die andern dringendern Verkehrslinien nicht irgendwie beeinträchtigen. Denn auch in unsern Kolonien, wenn sie Gemeingut des deutschen Volkes und nicht der Tummelplatz von Interessengruppen werden sollen, muß der Grundsatz gelten: Jedem das Seine!

Elſaß-Lothringen als Bundesſtaat

Elſaß-Lothringen hat eine monarchiſche Verfaſſung, ſein Fürſt iſt der Kaiſer. Landesminiſter iſt der Statthalter, der dieſen Namen erhalten hat, weil ihm vom Kaiſer landesherrliche Befugniſſe übertragen werden können. Vertreter des Statthalters iſt der Staatsſekretär, er iſt der Vorſtand der Regierung; vier Unterſtaatsſekretäre unterſtützen ihn. Der Landesausſchuß iſt die Vertretung des Volkes. Zum Reichstag wählt es fünfzehn Abgeordnete. Im Bundesrat hat Elſaß-Lothringen keine Stimme; es würde wie Baden Anſpruch auf drei Stimmen haben. Statt deſſen beſteht ein beſondrer Bundesratsausſchuß für Elſaß-Lothringen, zu dem der Statthalter zwei Kommiſſare abordnen kann. Auch im Reichskanzleramt beſteht eine Abteilung für Elſaß-Lothringen. Die Wünſche vieler Landesbewohner ſind nun auf Gleichberechtigung und mehr noch auf Selbſtändigkeit des Bundesſtaates gerichtet. Anträge dazu hat in jüngſter Zeit der Landesausſchuß beim Reichskanzler geſtellt, der ſie dem Bundesrat zur Entſcheidung überwies. Bei der Erörterung iſt ein Teil der Anträge als geeignet zur weitern Verfolgung bezeichnet worden, während ſich beim andern Teil Schwierigkeiten ergaben, die ſich nicht heben ließen. In ſeiner Antwort ſprach der Reichskanzler die Hoffnung aus, es werde ſich die Verfaſſung Elſaß-Lothringens auf dem Wege der Reichsgeſetzgebung weiter fortbilden, ſodaß die Wünſche des Landesausſchuſſes in beſtimmten Grenzen erfüllt würden.

Dieſe Wünſche nach Selbſtändigkeit des Staates, insbeſondre nach Selbſtregierung werden jedoch keineswegs von allen Bewohnern geteilt, zum mindeſten für verfrüht angeſehn. Ein Altelſäſſer, Hans Spieſer, hält ſeinen Landsleuten ihre Verfehlungen gegen das Deutſchtum vor und ſpricht ihnen zurzeit die Fähigkeit ab, die Regierung des Landes zu übernehmen. Seine Gründe hat er in einer Schrift ausgeführt, die ſoeben erſchienen iſt.*)

Man hätte erwarten können, daß die deutſche Sprache, nachdem ſie zweihundert Jahre lang dem franzöſiſchen Einfluß beſonders unter den Bauern hartnäckig widerſtanden hat, nun nach Wiedereinführung in die Volksſchulen kräftig emporwachſen müſſe. Das Gegenteil iſt eingetreten. Der Verfaſſer ſchildert es an einem Beiſpiel aus dem täglichen Leben. „Da kommt ein alter Schulfreund unverhofft auf Beſuch. Man unterhält ſich deutſch wie früher. Neugierig

*) Hans Spieſer, Elſaß-Lothringen als Bundesſtaat. Berlin 1908, Verlag Schwetſchke und Sohn. 131 Seiten, Preis 2 Mark.

kommt ein kleines Mädchen herbeigetrippelt. Ah, bonjour, ma chère petite! Donne vite la main! Comment t'appelles-tu? Das Kind macht ein höchſt dummes Geſicht und ſchaut den unheimlichen Gaſt mit ängſtlichem Staunen an. Der Vater entſchuldigt ſie, ſie verſtehe den Onkel nicht. »Ja, wie ſprecht ihr denn mit euerm Kind?« »Ei, deutſch.« Darob unbeſchreibliche Verwunderung als über etwas noch nie Dageweſenes. Seinen Bekannten erzählt dann der Betreffende den Verrat ſeines alten Schulfreundes am »Elſäſſertum«: er hätte nicht von ihm gedacht, daß er ſich dermaßen zum »Schowiniſten« entwickeln würde. Und dann die Schmach, die ſo ein »Schowiniſt« ſeinen ſämtlichen Verwandten antut! Wie müſſen ſie ſich vor all ihren Bekannten der ungebildeten Nichten und Neffen ſchämen! Mit dem eignen Kind nicht franzöſiſch reden, wenn man es von der höhern Schule her doch einigermaßen kann! — da müſſe etwas im Kopf nicht richtig ſein."

Man iſt zunächſt geneigt, dies Gebaren für Kinderei zu halten, und die Altdeutſchen faſſen es auch ſo auf. „Allein dieſe Kinderkrankheit iſt nachgerade chroniſch geworden, ſie ſteckt an und hat ſich weit ausgebreitet; ja viele Altdeutſche finden an dieſer Kinderei Gefallen und führen ſie in ihre Familie ein, beſonders wenn ſie elſäſſiſche Frauen haben; ſie wetteifern dann ſogar mit den altelſäſſiſchen Verwandten der Frau, ſchon um nicht als »Schwabe« mißliebig aufzufallen."

Aus der Darſtellung erſieht man, daß es ſich dabei nicht etwa um die lediglich irrige Meinung handelt, als ſtecke in der Zweiſprachigkeit ein höherer Bildungswert; nein, der wahre Beweggrund für die Bevorzugung der franzöſiſchen Sprache iſt der Proteſt, ausgehend von den höhern Geſellſchaftskreiſen, daß nicht ſie es ſind, die das Land regieren, ſondern die eingewanderten Deutſchen. „Elſaß den Elſäſſern" iſt ihr Schlagwort. Man will Elſäſſer, Lothringer ſein und nur dies, kein Deutſcher! Unter franzöſiſcher Herrſchaft konnten ſolche Sondergelüſte nicht auftauchen, da gab es nur eine Staatseinheit; aber das Deutſche Reich iſt ja gegliedert. „Fordern wir daher, daß das Reichsland zu einem ſelbſtändigen Bundesſtaat erhoben werde. Der Proteſt allein nützt nichts. Wir müſſen unſre Ziele auf klügerm Wege erreichen, im ſtillen im bisherigen Sinne weiter arbeiten und den »Deutſchen« ein ɛ für ein u vormachen; wenn wir einmal unter uns ſind, werden wir uns dann ſchon nach eignen Grundſätzen einzurichten wiſſen."

Ein andrer Altelſäſſer, Storck, ſagt in einer Schrift*): „An dem Tage, wo das Wort »Elſaß den Elſäſſern« als leitender Grundſatz unſrer Verwaltung aufgeſtellt wird, iſt dem Deutſchtum im Reichsland das Todesurteil geſprochen." Spieſer nennt die ſeiner Landsleute, die in der Aneignung der franzöſiſchen Sprache die höchſte Bildung ſehn, „Bildungsſchwindler", und ſeine Anhänger bekräftigen ihm das Treffende dieſes Ausdrucks. „Bildungsſchwindel ſei das rechte Wort, mit dem das deutſchfeindliche Treiben benannt werden muß; denn

*) Storck, Nationale Not im Elſaß. Berlin 1901, Verlag Heymann. Preis 60 Pfennige.

jener verbißne Trotz ist ein Gemengsel von Schwindel aus Lüge, Schwindel aus Unwissenheit, Schwindel aus Dummheit, jedoch vor allem von boshaftem Schwindel aus tiefgekränktem, selbstsüchtigem Hochmut."

Wie richtig diese Kämpfer für das Deutschtum ihre verwelschten Landsleute beurteilen, lehren die jüngsten Verhandlungen im Landesausschuß. Der Abgeordnete Pfleger sagte, „Elsaß-Lothringen sei ein Grenzland, die Kenntnis des Französischen deshalb für die Bewohner eine Notwendigkeit". Dies klingt harmlos, und man ist geneigt zuzustimmen. Aus demselben Grunde jedoch müßten dann in den Nieder- und Mittelschulen die Rheinländer französisch und holländisch, die Holsten dänisch, die Ostpreußen russisch, litauisch, polnisch lernen. Der Deutsche sollte doch auch in Elsaß-Lothringen etwas mehr Selbstachtung üben; er spreche französisch in Frankreich, aber deutsch in Deutschland. Wer eine Fremdsprache braucht, mag sie für sich lernen; und wenn die Regierung in den Lehrerbildungsanstalten wahlfreien Unterricht im Französischen bietet, in den Mittelschulen sogar dazu zwingt, so tut sie in der Bevorzugung dieser Sprache schon mehr, als vom erziehlichen Standpunkt gerechtfertigt ist; denn wir Deutsche sollten als erste Fremdsprache Englisch wählen, weil diese Sprache uns näher liegt und die französische im Weltverkehr überflügelt hat. Der Abgeordnete Pfleger fuhr dann fort: „Mit Politik habe das nichts zu tun (wer es glaubt). Mit ihrem deutschen Dialekt seien die Elsässer dennoch gute Franzosen gewesen." Nun gut, antworten seine Gegner, wir gehören jetzt zu Deutschland, also wollen wir auch gute Deutsche sein. Haben wir früher französisch lernen müssen, so lernen wir jetzt hochdeutsch, das uns im Anschluß an unsern Dialekt weit leichter sein wird als die völlig fremdartige französische Sprache. Übrigens hatte in früherer Zeit die Sprache eines Volks für den Staat nicht die Bedeutung wie in der Gegenwart. Welchen Wert aber die Machthaber in Frankreich darauf legten, die deutsche Sprache im Elsaß endlich ganz auszurotten, lehrt das Stichwort aus den sechziger Jahren, also kurz vor dem französischen Kriege: sacrifier une génération et franciser à tout prix. Auf dieses Ziel steuert noch heute der Abgeordnete Pfleger mit seiner Forderung, das Französische müsse in den Volks- und Mittelschulen gelehrt werden. Den richtigen Hintergrund erhielt das Ganze durch den Schluß seiner Rede, worin er den „verfolgten" Polen seine Sympathie aussprach und dann drohte: „Wenn die Regierung taub bleibe gegen alle Bitten, so werde man notgedrungen andre Mittel anwenden. Die internationale Lage des Deutschen Reiches sei nicht danach angetan, daß man hier an der Grenze eine mißgestimmte Bevölkerung ertragen könne." (Bravo und Händeklatschen.)

Als hierauf der Staatssekretär von Köller erwiderte, daß er bei solcher Gesinnung unmöglich die Wünsche nach Selbstregierung und Gleichstellung als Bundesstaat ferner befürworten könne, beeilten sich die Parteigenossen aus dem Zentrum, zu erklären, Pfleger habe nur für seine Person gesprochen. Der Abgeordnete Höffel meinte, mit so rauher Hand dürfe man das zarte Gewebe der Verfassungsänderung nicht anfassen; und der Abgeordnete Blumenthal sagte: „Wir

wollen keine Belohnung für Wohlverhalten, wir wollen unser gutes Recht. Wir wollen möglichst viel Autonomie. Ob wir einen Regenten oder eine Dynastie oder sonst eine Spitze bekommen, ist uns im wesentlichen gleich. Am dringendsten ist zunächst ein besseres Wahlrecht." Woher sich das „gute Recht" schreibt, legte er nicht dar. Unter französischer Herrschaft gab es doch keine Autonomie. Jedenfalls hat Elsaß-Lothringen eine selbständigere Einrichtung und Verfassung erhalten, als es unter Frankreich gehabt hat, und seiner Eigenart ist mehr Spielraum gelassen, als wenn es einem andern Bundesstaat einverleibt oder in mehrere Teile zerstückelt worden wäre. Unmöglich dürfen deutschfeindliche Bestrebungen Oberwasser erhalten, die schlimmer sind als die polnischen, weil es sich im westlichen Grenzlande um Erhaltung urdeutschen Besitzes handelt. Mögen darum die Elsaß-Lothringer zuerst deutsche Männer werden, dann wird ihnen alles Gewünschte von selbst in den Schoß fallen.

Hilfsbücher und Standardwerke

Von George Cleinow

Zwei königlich preußische Gerichtsassessoren haben über russische Dinge geschrieben, der eine als Vizekonsul beim Petersburger Generalkonsulat, der andre als Journalist. Der eine nennt sein Büchlein „eine Zusammenstellung von den Bestimmungen, die die deutschen Interessenten im deutsch-russischen Handelsverkehr brauchen"; der andre schreibt: „Ich versuchte, was ausländische und russische Historiker, Nationalökonomen, Geographen und Publizisten mitgeteilt haben, unter einem einzigen großen Gesichtspunkt, dem seiner Bedeutung für das russische Staatswesen, aufzufassen. Wenn das Werk zu einer Grundlage würde, auf der aufgebaut werden kann, wenn Gelehrte aller Zweige, Techniker und Kaufleute hieraus sehen würden, welch ein reiches Feld Rußland für die Betätigung des freien Spiels der Kräfte auf allen Gebieten darstellt, so würde dies eine genügende Belohnung für den Verfasser bedeuten." (S. V.)

Der eine Autor bittet seine Leser um Erinnerungen, wo unausbleibliche Lücken bemerkt werden sollten, der andre bittet um Nachsicht wegen etwaiger Fehler. Beide Autoren haben das Glück gehabt, ihre Arbeiten durch Verlage ersten Ranges dem Publikum übermitteln zu können, weshalb beide Bücher in ganz tadelloser und geschmackvoller Ausstattung vor uns liegen.

Das Hilfsbuch nennt sich „Verkehr nach Rußland"*) und ist von Rudolf

*) Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, 1908. Preis 3 Mark.

Nadolny. Das Buch gibt in Anlehnung an den deutsch-russischen Handelsvertrag alle Bestimmungen in übersichtlicher Form, die der Reisende in Rußland, der Exporteur, der Importeur, Bankier, Gründer, Patentsucher, mit einem Wort, die jeder zu beachten hat, der gewerblich mit Rußland zu tun hat. Es wird wohl nur wenige Kritiker geben, die imstande wären, Herrn Nadolny auf dem behandelten Gebiet in die Geheimnisse seines Wissens zu folgen. In dieser Hinsicht wird die Praxis den Autor kontrollieren. Das gleiche gilt für die Methode bei der Anordnung des Stoffes. Infolgedessen möchte ich nur wiedergeben, was mir praktische Interessenten über das Buch gesagt haben. Es ist seit einem halben Jahre in Petersburg in einigen Dutzend Exemplaren in Gebrauch, u. a. auch im russischen Zolldepartement, das seine Übertragung in die russische Sprache angeordnet hat. Die hiesigen deutschen Kaufleute, die ich befragte, gaben durchgehends zu, daß auch alte Praktiker noch nützliche Fingerzeige aus der Arbeit erhalten. Aus diesen Gründen seien die Handelskammern besonders auf die Arbeit aufmerksam gemacht. Sie werden zweifellos durch Hinweis auf das kleine Hilfsbuch von Rudolf Nadolny manchem ihrer Mitglieder einen Dienst erweisen.

Das andre Buch ist von Dr. Martin Ludwig Schlesinger.*) Der Verleger sagt in der Ankündigung, das Werk habe das Zeug, ein Standardwerk über Rußland zu werden, und der Autor fügt hinzu, daß seit Leroy-Beaulieu und Wallace noch kein Buch über Rußland in diesem Umfange unternommen worden sei. Das ist richtig, denn das Buch umfaßt 542 große Seiten. Der Autor legt anscheinend großen Wert auf die Methode. Denn er macht besonders darauf aufmerksam, daß die des geistreichen Franzosen veraltet sei, während er hervorhebt, daß er von der Landbevölkerung ausgehe und die russische Gesetzgebung vom Standpunkt des preußischen Juristen aus behandle. Der an und für sich schon auf den Inhalt des Werks gespannte Kritiker wird noch aufmerksamer, nachdem er gelesen, der Autor könne dem Deutschen außer den Werken von Leroy-Beaulieu und Wallace, die vor dreißig Jahren geschrieben wurden, kein einziges Buch über Rußland empfehlen.

So aufs höchste gespannt, beginnen wir zu lesen. In der historischen Einführung sind drei große Richtungen des politischen Denkens, die gerade in den letzten Jahren wieder nach Geltung streben, überhaupt mit keinem Wort erwähnt. Zunächst vermisse ich auf S. 8/9 eine Erwähnung der oligarchischen Bestrebungen des Adels, die in den Vorschlägen Panins ihren bestimmten Ausdruck fanden. Wenn der Autor das Wahlgesetz vom 3. (16.) Juni 1907 in seinen historischen Grundlagen untersucht hätte, so wäre er zurückgehend über die Gesetze der Sfipjagin, Durnowo, Tolstoi, Walujew bei Panin angelangt. Eine solche Untersuchung war aber notwendig, wenn der Autor

*) Rußland im zwanzigsten Jahrhundert, bei Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin, 1908. Preis 10 Mark.

„Gelehrten aller Zweige" einen Leitfaden in die Hand geben wollte. Übrigens hätte er bei Baron Korff einige wichtige Hilfen gefunden.*) Auf S. 11 vermisse ich die Erwähnung Tschaadajews, der in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den katholischen Neigungen der russischen Gesellschaft so trefflichen Ausdruck gab. Hätte sich der Autor bei der Niederschrift des Buches von Schiemann, Nikolaus der Erste, erinnert, dann wäre ihm der Name Tschaadajew wohl ebensowenig entgangen wie die Schriften des gegenwärtig lebenden Kirejewski, und mancher Vorgang in der russischen Gesellschaft wäre ihm der Beachtung wert geworden. Gerade für uns Deutsche in unserm doppelten Kampf gegen Rom und gegen die Polen wäre in einem Standardwerk eine Untersuchung der Frage am Platze gewesen. Schließlich: wo sind die Narodniki? Sie hätten ganz schön an die Stelle der Nihilisten gepaßt, wenn sie auch den Leser weniger gruseln machen als jene. Bakunin ist im Rahmen des Buches viel zu ausführlich behandelt, was aber über ihn gesagt ist, hat längst in guten „deutschen" Zeitungsartikeln, zum Beispiel in der Kölnischen Zeitung, gestanden. Hat der Autor nichts von den Volkssozialisten gehört? Diese nationalistisch-soziale Partei, die eine so große Rolle hinter den Kulissen der zweiten Duma wie der Sozialisten überhaupt spielt, ist eine Tochter jener Bewegung der Narodniki.

Teil I nennt sich „Land und Leute im allgemeinen". Wenn ich mich nicht irre, habe ich viele der Seiten 39 bis 220 schon als Feuilleton in der Schlesischen Zeitung gelesen. Warum sagt der Autor davon nichts im Vorwort? Ich komme damit zur Methode des Autors, die ja wohl moderner sein soll als Leroy-Beaulieus. Mir erscheint das Buch wie eine Sammlung von vielen miteinander kaum zusammenhängenden Zeitungsartikeln von verschiednem Wert, in denen der Autor entweder persönliche, manchmal ganz amüsante Erlebnisse schildert oder offizielle Angaben wörtlich mitteilt. In allen diesen von hundert, tausend andern längst erlebten und hundertmal beschriebnen Kleinigkeiten gibt es keine verbindende Linie, sondern einzig die Person des Autors. Im Kapitel von den Polen (S. 146/63) erzählt der Autor auf sechs Seiten von den durch die Zeitungen bekannten revolutionären Exzessen und behauptet schließlich auf S. 153, „die wirtschaftliche Lage der Arbeiter in Russisch-Polen hat sich infolge des Generalstreiks wesentlich verbessert". Von einer Darstellung der Parteien, von der religiösen Bewegung der Mariaviten, von der Schulorganisation der Polen, mit einem Wort von den positiven Grundlagen politischer Verhältnisse — nichts! Daß die wohlhabenden und gebildeten Juden nicht mit den Narodowce gehn sollten, dürfte in dieser Verallgemeinerung nicht zutreffen (S. 160). Am Schluß des Abschnittes wird dann ein Autonomieprojekt ohne Quellenangabe abgedruckt.

*) S. A. Korff, „Der Adel", St. Petersburg, 1906, vgl. Russische Briefe in den Grenzboten 8 bis 11 von 1907.

Das gehört auch zur Methode des Autors. „Man" sagt, „hervorragende Gelehrte" teilen mit, aber Professor Kruszewski versteht nichts von der Ruthenenbewegung! Bitte Belege! Wie soll uns ein Werk führen, wenn es keine Wegweiser, nämlich Literaturnachweise enthält?

Ebenso ist die Wirtschaft behandelt. Das kurze Kapitel „Landwirtschaft" ist nicht ungewandt geschrieben, vielleicht ein wenig zu rosig. Es verhüllt die außerordentlich große Notlage der Landwirtschaft hinter einigen großen Zahlen, wie wir es bei Veröffentlichungen der russischen Regierung gewohnt sind. Wir wenden uns daher dem Kapitel „Die Bauern" (S. 457 bis 461) zu, das eine Ergänzung bilden könnte. Leider finden wir dort nichts über die wirtschaftliche Lage dieser 87 Prozent der Bevölkerung. Dagegen wird der deutsche Unternehmer zweifellos große Gewinne erzielen, wenn er sich merkt, daß die russischen Bauern „offen und jedem Betruge abgeneigt sind" (S. 525). Die wenigen Zahlen sagen zwar, daß die Produktion zurückgegangen sei, aber der Autor folgert daraus, daß der Wohlstand des Landes wachse. Er hat es ja mit eignen Augen beobachtet, wie er wächst! Die Angabe, daß die Landpacht den Bauern zwischen sechs und zehn Rubel koste (S. 406), ist wohl nur im äußersten Norden zutreffend. In Litauen gibt wohl kein Besitzer unter zwölf Rubel sein Land ab, und im Schwarzerdegebiet sind Pachtzahlungen von zwanzig bis vierundzwanzig Rubel keine Seltenheit. Daß der Mir „ungemein elastisch ist", ist neu. Gewiß konnte er nach dem Wortlaut der Gesetze jederzeit abgeändert werden, doch nur mit Einwilligung der Mächtigen im Dorfe. Die aber willigten gewöhnlich nicht ein, sondern sorgten beim Landhauptmann dafür, daß die „Neuerer" ausgesiedelt wurden.

Die Abschnitte Industrie und Handel, die auf sechs Seiten (410 bis 416) abgetan werden, enthalten einige längst bekannte Zahlen, etwa in der Art zusammengestellt, wie es in Herrn Kowalewskis berüchtigtem Buche „Die Produktivkräfte Rußlands" geschehen ist. Hübsch ist auch die Belehrung an die Kapitalisten wegen ihres Verhaltens gegenüber dem Finanzminister auf Seite 415 bis 416:

„Auf den plötzlichen unvermittelten Aufschwung, der eine Überproduktion zur Folge hatte, heißt es da, folgte eine Krisis. Eine große Anzahl der unsoliden Gründungen vermochte das Sinken der Preise nicht auszuhalten. In andern Gesellschaften waren die Verwaltungskosten so hoch gestiegen, daß keine Dividenden gezahlt werden konnten. Gewisse für sicher geltende Unternehmungen hatten durch Erweiterungsbauten und sonstige kostspielige Neueinrichtungen ihren Etat so überlastet, daß sie ihre Zahlungen einstellen mußten. Nun wurden gegen den Finanzminister, als die Krisis im Winter 1899 eintrat, Vorwürfe erhoben, daß er durch Versprechungen die Fabrikanten zu Neugründungen veranlaßt und die Versprechungen dann nicht innegehalten habe. Es ist aber nicht anzunehmen, daß der Finanzminister, ein tüchtiger Geschäftsmann, irgendwelche Regierungsaufträge positiv in Aussicht gestellt habe, die

er alsdann nicht erfüllt hätte. Daß die Unternehmer und Gründer zu viel auf einmal produzierten, das war ihre eigne Schuld. Wie es aber in Rußland stets geht, wurde der Regierung die Verantwortung aufgebürdet."

Ich habe hiermit den besten Teil des Buches besprochen. Denn im Abschnitt IV finden sich kritische Bemerkungen des Autors nur vereinzelt. Und doch hätte er gerade hier an die Ausführungen des Herrn Witschewski anknüpfen können, der — zufällig ein deutscher Schriftsteller — eine tiefgründige Vorstudie für jeden geliefert hat, der die russische Wirtschaft näher kennen lernen will. (Rußlands Handels-, Zoll- und Industriepolitik. Berlin, Mittler und Sohn, 1905.) Auch über die Landwirtschaft hätte sich Herr Schlesinger besser aus deutschen Quellen unterrichten können als aus den russischen, die er nicht angibt. Die Professoren Schultze-Gaevernitz (Studien aus Rußland — neuerdings auch russisch), Max Weber (Rußlands Übergang zum Scheinkonstitutionalismus, Tübingen, 1906) und Ballod konnten ihm schon etwas neues sagen. Aber wenn er gegen diese Schriftsteller von Beruf mißtrauisch war, so brauchte er nur die Monographien der verschiednen Sachverständigen am deutschen Generalkonsulat zu St. Petersburg*) durchzusehen, um sich davon zu überzeugen, daß zur Darstellung der russischen Wirtschaft in einem „Standardwerk" mehr Quellen gehören als die von ihm herangezognen. Zwei wichtige Seiten der russischen Wirtschaft und vor allen Dingen der sozialen und ethischen Grundlagen des bäuerlichen Lebens tut der Autor mit einigen Worten ab: Hausindustrie und Wandergewerbe. Was er über die Hausindustrie im Moskauer Bezirk sagt, ist irreführend, da er das Wort „Kustargewerbe" nicht anwendet. Nägel (S. 60) werden schon lange nicht mehr von Hausindustriellen gefertigt, sondern von drei oder vier Aktiengesellschaften in mächtigen Fabriken; allein im Gouvernement Tambow sind 68000 Nagelschmiede zwischen 1894 und 1898 brotlos geworden. Der Autor gibt auch keinen Umfang der Hausgewerbe an; keine zahlenmäßige Angabe über die beschäftigten Arbeitshände oder den Wert der Produktion lassen den Leser sich ein Bild machen. Und doch ist die Zahl der wandernden Arbeiter mit zwanzig Millionen sicher nicht zu hoch geschätzt.

Hiermit genug. Wäre der erste Teil unter dem Titel „Reiseerlebnisse" erschienen, dann hätte ich geschrieben: „nett, harmlos, amüsant; die Polemik dürfte ohne Schaden für das Buch fortbleiben; für drei Mark als Lektüre für solche Leser zu empfehlen, die kein praktisches Interesse mit Rußland verbindet." Alles andre konnte ohne Verlust für die Wissenschaft und den deutschen Handel wie für die deutsch-russischen Beziehungen ungedruckt bleiben.

*) Professor Auhagen, Die Landwirtschaft in Transkaspien (1905), Zur Besiedlung Sibiriens (1902). A. Borchardt, Der Weizenbau im südwestlichen und zentralen Rußland usw. (1902), Die bäuerlichen Verhältnisse daselbst (1902), Aus dem Kaukasus, I. Teil 1906, II. Teil 1907. Schließlich Goebel, Volkswirtschaft Finnlands und Die Messe von Irbit (1907), alle in C. Heimanns Verlag.

Die Gesetze hatte schon General von Lignitz in anspruchsloser Form gebracht.*) Wozu sie zweimal drucken!? Wenn wenigstens die Übersetzung durch die russische Regierung authentisiert wäre. Da aber das Buch mit solchen Prätensionen auftritt, wie ich sie oben angeführt habe, muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß ihm die Grundlagen dafür fehlen. Wer sich ernstlich über Rußland unterrichten will, lese eins der von Herrn Schlesinger in Bausch und Bogen verworfnen, von deutschen Autoren geschriebnen „Hilfsbücher", die ich genannt habe, und noch manches andre. Keine von diesen Monographien und Detailstudien wird durch Herrn Schlesingers Buch ersetzt.

Die Frühlingstage der Romantik in Jena**)

Von Ernst Borkowsky in Naumburg a. S.

2

Am Löbdergraben neben dem Roten Turm haben die Schlegels gewohnt. Gastlich standen die Türen auf. Wie eine große Familie fühlten sich hier die Romantiker, und am liebsten hätten sie als eine freie Lebensgemeinschaft alle unter einem Dache gehaust.

Es bedurfte das Geschlecht, das so reich an eigner Stimmung war, noch nicht der Inspiration einer anspruchsvollen Interieurstimmung. Nüchtern, ohne künstlerische Farbenempfindung boten sich die Zimmer mit ihrem kalten, hellen Kalkanstrich, von dem die kleinen schwarzen Silhouetten blickten. An den Fenstern hingen saubere Mullvorhänge. Die Möbel aus gelblichem Kirschholz oder, wenn sie kostbarer waren, aus rotem Mahagoni mit Bronzebeschlägen waren von einer gespreizten Behaglichkeit. Auf der bauschigen Kommode, die noch vom Rokoko sprach, tickte die Standuhr zwischen Alabastersäulchen. Das Schreibkabinett am Fenster mit seiner feinen Holzfurnierung wies auf klassizistischen Geschmack, wie auch die Servante, hinter deren Glasscheiben das bunte Porzellan geordnet war. Auf der Sofabank lagen perlengestickte Kissen. Der große runde Tisch ruhte schwer auf einer dicken Säule. Um ihn standen die Stühle; ihr Sitz war mit gestreiftem Stoff überzogen, und ihre Rückenlehnen zeigten zierlich gesetzte Stabmuster.

Karoline, die sich am gewandtesten der Häuslichkeit befleißigen kann, bereitet den Tee. Die Herren halten die Tabaksdose. Es sind keine Seigneurs der Mode. Mag alles, was man in Jena denkt und dichtet, Gesetzeskraft haben in deutschen Landen — die Mode wird von hier aus nicht beeinflußt. Aber

*) Rußlands innere Krisis. Berlin, Vossische Buchhandlung, 1906.

**) Vgl. Grenzboten Nr. 11.

drüben in Weimar erscheint Bertuchs Journal des Luxus und der Mode, die erste deutsche Modenzeitung. Daß Schiller sich wunderlich kleidete, fiel jedem Fremden auf. Auch die Romantiker halten nichts mehr von Zopf und Puder. Sie streichen das Haar wild zurück, wie die Libertins und Sauvages, oder gehn à la Titus frisiert, oder lassen nach Novalis Art die Locken sich sanft über den Kragen ringeln. Statt des Dreispitzes tragen sie den hohen Filzhut und um den gereckten Hals die Binde der Incroyables. Wilhelm Schlegel kleidet sich mit studierter Sorgfalt, und er wählt wie Goethe den braunroten Überrock und die schwarzseidnen Beinkleider bis zum Knie. Ein andrer, der als Danton gelten will, liebt die langen Hosen. Man will nicht den Luxus; man verwirft alle die brodierten Westen, die blitzenden Schuhschnallen, goldnen Knöpfe, Spitzenjabots und Spitzenmanschetten. So ganz bescheiden pflegte selbst Humboldt sein Äußeres, daß er in Jena in der Gesellschaft nach dem Mittagessen immer gleich seinen Staatsrock auszog, ehe er sich mit den andern an den Kaffeetisch setzte.

Auch den Frauen erscheint die Simplizität als das Reizendste. Und die Einfachheit tritt bisweilen prätentiös auf. Die Revolution hat ihnen das antike, rhythmisch wallende, weiße Gewand gebracht; nur um die hohe Taille schlingen sie gern ein farbiges Band. Sie wollen keinen Schmuck mehr um den Hals, auch nicht in den Ohren und in dem natürlich geordneten Haar.

Wie ein entzückender zarter Hausgeist waltete hier zwischen den Männern und den Frauen Auguste Böhmer, die Tochter Karolines aus der ersten Ehe. Sie war die Verkörperung der romantischen Poesie, das weibliche Gegenbild zu dem Jüngling Novalis — „die Jugend in der Jugend, Lieb in Liebe, Natur in der Natur, Gottheit der Götter". 1799 war sie kaum vierzehn Jahre alt. Tischbein hat ihr liebliches Gesicht gemalt, schlank und hell; und man mag nun gern in diesen feinen Zügen alles lesen, was wir von ihr wissen — ihre mädchenhafte Schüchternheit, die schwärmerische Innigkeit, wenn sie die Augen niederschlug, und dann, wenn sie sie aufschlug, die übermütige Ausgelassenheit des Wildfangs. Am liebsten spielte sie noch und lachte sie, ganz Kind. Und doch las sie so eifrig griechisch und italienisch und konnte mit den Männern so ernsthaft und verständig über das Faustfragment und über den Nathan sprechen. Sie hörten aber doch noch lieber den Wohllaut ihrer Stimme, wenn sie sang. Am begierigsten Schelling, der immer, wenn er mit der Mutter Dante las, von seinem Buche zu der Tochter hinüberblicken mußte. Seine Beatrice war sie dann, bis Karoline seine Leidenschaft für sich nahm. An der Schwelle des Lebens hat das Mädchen bald umkehren müssen, wie Novalis. Nach ihrem Tode schrieb Karoline an Schelling: „Wenn die Wolken des eignen Jammers mir auch das Haupt eine Weile umhüllen, es befreit sich bald wieder und wird vom reinen Blau des Himmels über mir beschienen, der mein Kind einschließt wie mich. Die Allgegenwart, das ist die Gottheit — und meinst Du nicht, daß wir einmal allgegenwärtig werden müssen, alle einer in dem andern, ohne deswegen Eins zu sein?"

Über den Weltenprospekt zog brüllender Völkerkampf, wie dürres Holz zersplitterten alte Reiche — in dem kleinen Jena störte das alles das Wilhelm-Meister-Dasein nicht. Aber eine Schlacht zwischen dem Alten und dem Neuen wurde auch hier gefochten. „Die Poesie ist das Höchste und Letzte", rief Schelling, der 1799 das System seiner Naturphilosophie baute. Wilhelm Schlegel stand auf dem Katheder. Zu Hause übersetzte er, dichtete er. Tieck vollendete mit schnellem Wurf seine Genoveva. Novalis dichterische Kraft wurde wieder lebendig; er trug sich mit seinem „Heinrich von Ofterdingen". Dorothea schrieb ihren Roman „Florentin". Und Friedrich Schlegel konnte vor lauter Dichten und Denken nicht zum Bilden und Schaffen kommen. Ganz wie der junge Bursch das schönste erste Semester mit Bewußtsein vertändelt, pries er die göttliche Kunst des Müßiggangs: „O Müßiggang, Müßiggang! Dich atmen die Seligen, und selig ist, wer dich hat und hegt, du heiliges Kleinod! Einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese blieb ... Der Fleiß und der Nutzen sind die Todesengel mit dem feurigen Schwert, welche dem Menschen die Rückkehr ins Paradies verwehren."

Merkwürdig, eher kam einmal den Frauen als einem der Männer der Gedanke, wie philäkenhaft doch eigentlich den Poeten und Ästhetikern hier der Tag dahinglitt, indes draußen das Genie der Tat die große Weltgeschichte machte. Karoline erzählte einst ihrer Tochter von dem, was es in der Poesie Neues gab; plötzlich unterbrach sie sich: „Doch diese Händel gehen dich nichts an, die Russen und Buonaparte aber sehr viel." Und Dorothea rief einmal Schleiermacher zu: „Ihr revolutionären Menschen müßtet erst mit Gut und Blut fechten, dann könntet ihr, um auszuruhn, schreiben wie Götz von Berlichingen seine Lebensgeschichte!" Heute saß die Gesellschaft und hörte das Konzert des blinden Flötenspielers Dülon aus Petersburg; morgen reiste sie in schwerfälligen Chaisen nach Weimar hinüber, um die erste Aufführung der Piccolomini zu sehen. Denn an diesem Wallenstein war ganz Jena interessiert mit einem gewissen Stolz — war das Drama doch in ihrer Mitte entstanden! „Die Familien der Professoren, sagt Heinrich Steffens, sorgten mit der größten Mühe schon bei der ersten Nachricht von der bevorstehenden Aufführung für Plätze. Man hörte in der ganzen Stadt von nichts anderm sprechen. Frauen und Töchter intrigierten gegeneinander, um sich wechselseitig zu verdrängen; wer einen Platz erhalten hatte, pries sich glücklich. Es entstanden aber auch Feindschaften, die später nicht ohne Folgen waren." An einem andern Tage führte man selbst daheim Theaterstücke auf. Einmal war es Goethes Stella, und Karoline spielte die Rolle der Cäcilie. Ein andermal nahm man Iphigenie, und die las sie noch herrlicher; man hörte es an dem Klingen ihrer Stimme, wie tief sie in die Dichtung drang. Friedrich schrieb an Auguste: „Wenn Du wieder da bist, wollen wir auch etwas agieren, etwas, wie das Stück, von dem Du schreibst. Du machst die schöne, aber treulose Angelika, Tieck den kleinen beglückten Schäfer Medoro, Schelling den rasenden Paladin, Orlando den Wütigen, ich

Kaiſer Karl den Großen, und Wilhelm den edeln Vetter Rinaldos von Montalban."

An einem ernſter geſtimmten Tage macht ſich Tieck zum Verkünder des myſtiſchen Philoſophus Teutonicus Jakob Böhme, und Novalis folgt ihm als Jünger. Dieſer Novalis. Karoline ſagte einmal zu ihm: „Sehen Sie, man weiß ſich das nicht ausdrücklich zu erklären aus Ihren Reden, wenn Sie ein Werk unternehmen, ob es ſoll ein Buch werden, und, wenn ſie lieben, ob es die Harmonie der Welten oder eine Harmonika iſt." Oder es hakt ſich das Geſpräch in die Naturwiſſenſchaft ein. Alle ſind ihr zugetan, die ihnen neue Welten erſchließt. Novalis adelt mit ſeinem reichen Geiſt ſeinen bürgerlichen Beruf und baut mit ſeiner Dichterſprache geologiſche Hypotheſen. Wie ein Hymnus klingt an, was er über die Mathematik ſagte: „Das Leben der Götter iſt Mathematik", oder: „Reine Mathematik iſt Religion". Leidenſchaftlich iſt der Eifer für die junge Wiſſenſchaft der Elektrizität. Eben erzählt Steffens, wie er ſich neulich aus den Talerſtücken ſeiner heimatlichen Geldſendung eine Voltaſche Säule konſtruiert habe, und gleich müſſen die Damen und die Herren zu ihm kommen, ſie anzuſehen. Dann zeigt ihnen der ſtille Ritter, wie Galvani die elektriſchen Zuckungen der abgehäuteten Froſchſchenkel fand. Man disputiert über Goethes Pflanzenmetamorphoſe, über Prieſtleys Entdeckung des Sauerſtoffgaſes, über Lavoiſiers Verbrennungstheorie, über Werners geognoſtiſche Anſichten und Cuviers vergleichende Anatomie, aber auch über Lavaters Phyſiognomik und Goethes Schädellehre.

Und es iſt ein andrer Tag; da iſt der kleine gelbliche Gries mit den ſchwarzen Augen, der ſo ſchwer hört, aus ſeinem altjüngferlichen Stübchen herabgekommen. Er hat gerade ſeine Taſſoüberſetzung beendet, und er lieſt nun in ſeinem beſcheidnen Glück daraus vor.

Dann gibt Wilhelm Schlegel ein neues Stück ſeiner Shakeſpeareüberſetzung. Er rezitiert gut; aber Tieck weiß mit vollendeter Künſtlerſchaft zu leſen. Das ſagen alle, namentlich wenn er ſeinen Liebling Holberg vornimmt. Und er verſteht es auch, famos zu improviſieren. Er erdichtet einmal über ein Thema, das ihm die Geſellſchaft ſtellt, faſt ohne Beſinnen ein ganzes Theaterſtück und führt es ſogleich auf, indem er ſämtliche Rollen allein übernimmt. Nicht müde wird man, über Wilhelm Meiſter zu ſprechen; aber es trägt jeder doch dabei ſeinen eignen Roman im Kopfe und flechtet in dies bunte Gewebe die Geſtalten, die da um ihn herum im Kreiſe ſitzen und ſchwärmen. In ſeinen Bewegungen iſt Steffens der lebendigſte. Wie ein ſinnender Prieſter ſitzt gegenüber Friedrich Schlegel und umfaßt mit Daumen und Zeigefinger ſeine Stirn, läßt dann die beiden Finger einander nahe kommen und bewegt ſie langſam am Rücken der Naſe herunter und über die Naſenſpitze hinaus in die Luft. In dem Moment kommt die Malice heraus, ſo draſtiſch, daß Karoline und Dorothea vor Lachen beinahe auf der Erde liegen. Seine Aperçus ſind Signalſchüſſe. Nun ſchwirrt das Pfeilgefecht der ſpitzen Witze. Einſt iſt Karolines Mutter dabei, eine

würdige Haubenmatrone. Verwundert hört sie eine Weile auf das tolle Zeug, das Gemisch von Tiefsinnigem und Groteskem; ihre Augen werden immer runder; da steht sie rauschend vom Sofa auf und geht kopfschüttelnd zur Tür; sie kann den „vielen Witz" nicht vertragen, erklärt sie. Hätte sie erst gehört, wie Wilhelm Schlegel seine Parodie auf die Würde der Frauen deklamierte:

Ehret die Frauen, sie stricken die Strümpfe
Wollig und warm, zu durchwaten die Sümpfe,
Flicken zerrissene Pantalons aus.
Kochen den Männern die kräftigen Suppen,
Putzen den Kindern die niedlichen Puppen,
Halten mit mäßigem Wochengeld Haus!

In einem Briefe Dorotheas, der aus Jena geschrieben ist, steht: „Ich werde alle Tage klüger und geschickter. Wer es aber bei diesen und mit diesen Menschen nicht werden sollte, müßte von Stein und Eisen sein. Ein solches ewiges Konzert von Witz und Poesie, von Kunst und Wissenschaft, wie mich hier umgibt, kann einen die ganze Welt vergessen machen." In einem Briefe an seine Schwester hat einmal Tieck das gesellige Treiben der Romantiker als „eine einzige Schweinewirtschaft" bezeichnet; aber er selbst hat das derbe Landsknechtswort wieder verschluckt. Als er später den fünften Band seiner Schriften dem Freunde Wilhelm widmete, hat er an die goldnen Tage denken müssen, die damals schon neunundzwanzig Jahre zurücklagen. „Jene schöne Zeit in Jena ist, obgleich mich bald die Gicht zum erstenmal dort schmerzhaft heimsuchte, eine der glänzendsten und heitersten Perioden meines Lebens. Du und Dein Bruder Friedrich, Schelling mit uns, wir alle jung und aufstrebend, Novalis-Hardenberg, der oft zu uns herüberkam, diese Geister und ihre vielfältigen Pläne, unsre Aussichten in das Leben, Poesie und Philosophie bildeten gleichsam ununterbrochen ein Fest von Witz, Laune und Philosophie. Soviel Scherz, Kritik, Gelehrsamkeit und Poesie ward ausgesprochen und bestritten, daß kein geistreiches Buch dergleichen wiedergeben oder ersetzen kann."

Wenn die schönen Frühlingstage kommen! Wie ein seliger Bacchantenzug jauchzen die Gesellen, mit Blumenkränzen umwunden, über die sanften Hügel dahin. Und sinkt die Sonne, so streichelt ihnen die laue Nacht die erhitzten jungen Wangen; und es schwärmt sich so wonnig, wenn die Menschenwelt unter ihren kleinen Dächern im Mondschein ihren unschuldigen Kinderschlaf schläft.

Die Abneigung gegen Staatsvorschriften und gegen jene Philistertugend, die nur konventionelle Scheinsittlichkeit ist, und dagegen die unbevormundete Freiheit des Ich, die Ausnahmestellung des Genies und dann noch das Zusammenfließen von Poesie und Leben, Kunst und Sittlichkeit — das alles ergab die Ethik der Romantiker in Jena. Das Problem der Ehe, wie sie sie dachten, sollte die Erlösung der Frau sein. Die Ehe hingegen, die das bürgerliche Leben zeigte, war ihnen Konkubinat. Sie proklamierten die Liebe als Anziehung selbständiger Charaktere, als innige Gemeinschaft innerlich und äußerlich freier und unabhängiger

Menschen, als eine Kameradschaft, in der das Sittliche von dem Sinnlichen nicht geschieden ist. Die „Lucinde“ sollte dies Mysterium der wahren Lust und Liebe wie einen Gottesdienst verkünden. Schleiermacher hatte in seinen „Vertrauten Briefen“ selbst die öffentliche Verteidigung des Buches gegen die Anklage der Frivolität übernommen. Und er hat denn auch in Schlegels Geiste in seinem Frauenkatechismus so gesprochen: „Du sollst keinen Geliebten haben neben ihm; aber du sollst Freundin sein können, ohne in das Kolorit der Liebe zu spielen und zu kokettieren oder anzubeten!“ Und weiter: „Du sollst von den Heiligtümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen; denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingibt für Geschenke und Gaben oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden!“ Und: „Merke auf den Sabbat deines Herzens, daß du ihn feierst, und wenn sie dich halten, so mache dich frei oder gehe zugrunde!“

So genialisch auch die Romantiker in ihren Theorien taten, und so sehr auch wohl in ihrem Gebaren die Lust lag, aller Konvention ins Gesicht zu lachen — Jena war ihnen doch kein Venusberg, und ihre von der Französischen Revolution beeinflußte Emanzipation der Sitten war noch weit von skandalöser Liederlichkeit und bedenklicher Dekadenz entfernt. Man tadelt hier nicht, wenn man den Geist begreift. Die Männer und Frauen lebten ja doch schließlich alle in der romantischen Region der Poesie, aus der die Schwindsche Hochzeitsreise stammt.

Frau Fichte hatte einmal ein Gespräch mit der Frau Frommann und verlangte von dieser, daß sie, gleich ihr, den Verkehr mit den „leichtsinnigen Frauen“ aufgebe. Frau Frommann, die gewiß eine musterhafte Gattin war, entgegnete, daß sie in der Stille ihren eignen festen Weg gehe, daß sie auch die Lebensanschauungen jener Frauen keineswegs teile, daß sie aber doch für ihre „sonstigen Vorzüge“ nicht blind sei.

Die Romantik feierte in Jena den schönsten Frühling. Frühlingstage sind noch niemand zu lang geworden. Der Wind kam schnell, der an den Blütenbäumen schüttelte.

Es waren alle so eigenwillige Menschen, die Romantiker; sie konnten sich einer Idee nur so lange beugen, als die Feststimmung währte. Eine Republik von lauter Despoten. Aber sie haben sich nicht gegenseitig erwürgt wie die jenseits des Rheins.

Das Ärgerlichste waren die häuslichen Zerwürfnisse. Zwar die Treue des Brüderpaares konnte nichts scheiden; aber den Frauen war auch im Sonnenschein des Idealismus der hämische Händelgeist nicht erblichen. „Wenn die Dorothea nur jemand totschlagen wollte, ehe ich sterbe!“ schrieb einmal Karoline. Auch der Tod fand den Weg; er nahm zuerst die junge Auguste. Die goldige Prinzessin welkte dahin; auf dem kleinen Kirchhof zu Bocklet fand sie schon im Jahre 1800 ihr Grab, und das Grabdenkmal, das Thorwaldsen für sie entwarf, blieb ein Fragment. Im nächsten Jahre ging heiter lächelnd auch Novalis in die Heimat seiner Träume.

Wilhelm Schlegel fand in seinen ästhetischen Vorlesungen unter den Studenten nicht den enthusiastischen Widerhall, dessen er bedurfte; er verließ am Ende des Sommers 1800 das Katheder für immer. Und da rief denn auch das Parteiblatt, das Athenäum, zum letztenmal zum fröhlichen Jagen.

Zugleich ging Tieck. „Den anmutigen und würdigen Lump", nannte ihn Karoline einmal mit scharfer Zunge; und ein Freund hat ihm die Worte in den Mund gelegt:

Wie ein blinder Passagier
Fahr ich auf des Lebens Posten,
Einer Freundschaft ohne Kosten
Rühmt sich keiner je mit mir.

Friedrich Schlegel suchte auf dem Lehrstuhl den Erfolg, der seinem Bruder entflohen war. Er hielt im Winter 1800 bis 1801 seine Probevorlesung „Über den Enthusiasmus oder die Schwärmerei" und kündigte ein Kolleg über die Transzendentalphilosophie an. Wer aus Interesse für den Dichter der Lucinde in seine Vorlesung gelaufen war, blieb bald fort, gelangweilt von den zerrißnen Denkoperationen eines Mannes, dem zum Dozenten nicht weniger als alles fehlte. Und was wollte er gar neben Schelling, der ihn ohne Mühe tot las! „Schlegel ohrfeigte die gesunde Vernunft, sagte einer, der ihn hörte; er sprach so verworren und mit so schlechtem Witz, daß er jetzt keine Zuhörer mehr bekommt." Mit wenig Ehren räumte er endlich das Katheder.

Im Jahre 1803 ging auch Schelling mit Karoline. Das letzte Reliquienstück der Jenenser Romantik blieb der kleine Gries. Er überdauerte selbst den Kriegssturm, der über das verlaßne Nest hinfuhr. Steffens fand ihn noch im Jahre 1811 wieder. Schränke, Stühle, Tische, Büsten standen gerade so wie vor langen Jahren. Dieselbe Magd begrüßte den Fremdling, und der Dichter mit dem gelben Teint und den schwarzen Augen saß immer noch auf seinem alten Stuhle, eine einbalsamierte Leiche aus einer schönen lebendigen Zeit.

Die einst im muntern Kreise zu Jena versammelt gewesen waren, gingen über die ganze Welt zerstreut und lehrten alle Heiden. Tragische Erscheinungen waren sie; sie haben die Schlacht verloren und haben doch gesiegt. Sie stehn uns heute wieder ganz nahe. Wir haben uns zu ihnen zurückgearbeitet und fühlen nun an unserm Herzen, wie laut einst das ihre geklopft hat. Was sie in ihren Tagen über die Befreiung der Frau, die Veredlung der Kultur, die Vertiefung des Lebens gesprochen; was sie gedacht und geträumt von einer großen Religion, die über allen kleinen Religionen, von einer großen Wissenschaft, die über allen kleinen Wissenschaften, von einer großen Menschlichkeit, die über allen niedern Vorurteilen und Befangenheiten steht — das ist auch das Sehnen unsrer Zeit.

Gibraltar

Reiſebilder von Martin Andersen Nexö

Wer Andaluſien bereiſt, ſoll des Gegenſatzes halber Spaniens ſüdlichſte Landſpitze beſuchen, wo die engliſche Felſenfeſtung Gibraltar liegt wie ein Stück nüchterner anglo-germaniſcher Kultur in orientaliſch-tropiſcher Einfaſſung, eine auf ein ſprühendes ſchwarzes Frauenauge geballte Boxerfauſt.

Von dem Knotenpunkt Bobadilla aus geht die Bahn in gerade ſüdlicher Richtung durch eine der wildeſten und ſchönſten Berggegenden Andaluſiens, Sierra de Ronda. Wilde Felsabhänge und üppige Gelände, Tunnels, Viadukte und ſchwindelnde Brücken löſen einander ab; Berge türmen ſich um uns auf, ſodaß wir uns wie in einem tiefen Brunnen befinden, um ſich im nächſten Augenblick zu öffnen und fortzuſetzen in einer unendlichen Perſpektive, die mit weiten Ausblicken auf Städte und flach bebaute Felder raſch an uns vorbeiſchwirrt.

Maler, die nicht gerade mit dem Zwecke, ſich zu Theatermalern auszubilden, nach dem Süden reiſen, ſondern großartige Natur und eigentümliches Volksleben ſuchen, ſollten entſchieden Italien mit Andaluſien vertauſchen. Da iſt die Sierra Nevada von Guadix bis Granada mit tiefeingebetteten Städten, die uns wie eine neue unbekannte Welt anmutet und mit ihren ungeheuern Schneefeldern und blauenden Abgründen einem Maler den Angſtſchweiß erpreſſen kann. Da iſt Granada ſelbſt, einzigſtehend unter den Städten durch ſeine Straßen und ſein Volksleben, ſeine Alhambra und ſeine Naturſchönheiten. Da iſt Loja, ſechs Meilen ſüdweſtlich, Alhama, Antequera — ſeltſame mauriſche Städte mit einer ſeltſamen Bevölkerung und in einer ſeltſamen Natur. Und ein wenig ſüdlich wieder Sierra de Ronda, das wir nun durchfahren, eine zerriſſene Gegend, die an Wucht und Wildheit wächſt, bis ſie in der Umgebung der Stadt Ronda kulminiert.

Ronda liegt mitten auf einem großen Felſenplateau, auf einer Bergkuppe, die durch einen tiefen Schnitt in zwei Teile geſpalten iſt. Über den Spalt hinweg ſpannt ſich ein mächtiger Brückenbogen und verbindet in kühnem Schwung die beiden Stadtteile. Von der Brücke herab ſtarrt man in die ſchroffe Tiefe, auf deren Grund der Guadiaro rauſcht, über die Felſen herabſtürzend wie aufgelöſte Haarmaſſen. Feuchte Kühle ſteigt von unten empor, und dann und wann legt ſich ein Staubregen erfriſchend über unſer Antlitz.

Digitized by Google

Von der Promenade aus, die außen um die Stadt läuft, hat man ein einzigstehendes Panorama. Bergauf und bergab laufen Olivenwälder und Weingärten, unterbrochen von Weizenfeldern und Orangenhainen oder von den nackten korallenroten oder hyazinthenblauen Felsen. Und dieses Ganze umrahmend, schließt ein Kranz mächtiger Berge den Horizont ein. Diesesmal hasten wir weiter und empfangen nur eben einen flüchtigen Eindruck der Stadt, aber in der Erinnerung erwacht in mir jede kleine Einzelheit meines Besuchs vor sechs Jahren. Keine spanische Gegend und Bevölkerung hat so fremdartig auf mich gewirkt wie diese.

Es war im August und September. Zu dieser Jahreszeit bietet jeder Obstmarkt in Andalusien einen schönen und üppigen Anblick; Rondas Hallen aber übertrifft sie alle an reicher Auswahl, an Duft und saftgespannten runden Formen. Es war, als habe jede Fruchtsorte eine der Farben des Sonnenspektrums in sich gezogen und gäbe sie nun noch blendender zurück — so brach es aus ihnen heraus in einem unbändigen Farbenjubel, der wie heißer Hauch von Gold und Glut den Raum durchbebte. Und die Menschen dadrinnen machten wunderliche Gebärden und schrien wie besessen, schrien, während sie allein für sich gingen und arbeiteten. Klangvolle, kurze Rufe und hellgirrendes Lachen kam aus ihren Kehlen, an Hirschschreie erinnernd; hier und dort hieb einer sein Messer in das Holzwerk, daß es erzitterte. Sah er einen Blutstrahl emporspringen, heißer rot als die Tomatenfrucht und der spanische Pfeffer? Hörte er einen Angstschrei, gellender als das hitzige Gelb? Ich selbst bin ja Nordländer, aber ich hätte es verstehn können, wenn alle diese Menschen ihre Messer gezogen und sich einem malaiischen Amuklaufen hingegeben hätten, ja ich hätte selbst mitlaufen können. Denn die Farben schnürten mir die Kehle zusammen, und mir wars, als müßte dies alles in einem Augenblick bersten und mir seinen Saft in die Augen spritzen wie lebendiges Blut, so ungeheuer war die Spannung.

Kann ein grauer, nebliger, regenkalter Nordländer überhaupt das andalusische Temperament begreifen? Ich glaube es nicht. Er mag davon angesteckt, hingerissen werden, mag taumeln wie ein neugebornes Kalb und zuletzt hilflos hinfallen; er mag den Sonnenstich bekommen und stumpfsinnig werden, aber die Sonnenekstase kennt er nicht. Wie sollte er, der seine ganze Liebe in das Herz verkapseln und sie da verschanzen muß gegen alle Mächte, die ja alle seinem kleinen Eros feindlich sind und ihn ersticken wollen, in Federbetten und dicken Mauern und doppelten Fenstern — wie sollte er den großen Eros des Südens verstehn können: die Sonnenbrunst, die da schwillt und strahlt in all dem Erschaffnen und nicht bloß die Erotik der Menschen überströmt, sondern ihr ganzes Sein und Wesen, sodaß wir aus der Bewegung eines kleinen Fingers, aus Haltung und Ausdruck eines Kindes oder eines Greises dieselbe angehäufte Spannung des Blutes lesen wie aus wahnwitzig verliebten Augen daheim?

Der Andaluſier iſt durch ſein überſtrömendes Temperament eine Quelle unendlicher Überraſchungen, für nordiſche Logik iſt er eigentlich ein Rätſel. Man kann eine einzeln hervortretende Linie feſthalten und in ſeinem Verlangen nach Konſequenz ihr folgen und ſie kräftig weiterziehn, aber das Bild bleibt einſeitig. Und eine andre Linie würde wieder ein andres, weſentlich verſchiednes Bild ergeben.

Der Bergrücken herab über Loja–Antequera–Ronda birgt ein gut Teil des überlieferten Spaniens. Das Kolorit, das wir in ältern Reiſebüchern treffen, aber nicht ganz glaubhaft finden, tritt uns hier recht kräftig gegenüber, wo der Bandolero — heutzutage halb Schmuggler, halb Räuber — noch immer der Held der Dörfer iſt und bei jedem Bauern ein Schlupfloch hat. Das Stilettwerfen exiſtiert noch, die jungen Männer üben ſich auf den Olivenbäumen vor dem Dorfe in der Kunſt, den Dolch dem Gegner gerade ins Auge zu ſchleudern; den treuloſen Weibern ſchlitzt der Liebhaber noch heute mit dem Krummeſſer den Leib auf. All dieſes beſteht wirklich, und man hat ihm bloß dadurch, daß man nicht auch andres verbreitete, eine zu große Tragweite eingeräumt.

Ronda hat Bluttöne. Obgleich die Stadt nur etwa 30000 Einwohner zählt, gehören deren Stiergefechte zu den erſten in Spanien; wollte man den Bergbewohnern hier eine Vorſtellung zweiten Ranges bieten, ſo würden ſie die Arena niederreißen oder in Brand ſtecken. Die Gegend liefert ein großes Kontingent zu den profeſſionellen Fechtern, und jeder Mann und jede Frau iſt Amateur, aficionado. Sie kennen die ganze Terminologie und alle Kunſtgriffe, und erblicken ſie nur von weitem in der Landſchaft ein Kälbchen, ſo ziehen ſie ein rotes Tuch hervor und winken. Es iſt etwas in dem magern ſehnigen Bergbewohner, das an das Katzengeſchlecht erinnert, und dieſe Ähnlichkeit drängt ſich am ſtärkſten in den Bergen bei Ronda auf. Sein Gang iſt raſch, lautlos, er weiß nichts von Nervoſität und iſt doch lauter Nerven; er kann nie genug Sonne haben und ſaugt ſie ſelbſt in der wärmſten Jahreszeit, auf eine brennend heiße Unterlage ausgeſtreckt, mitten bei Tage ein; er iſt wollüſtig träge und unermüdlich ausdauernd. Sein Blick, der gewöhnlich dem Auge des andern ausweicht und einem doch unausgeſetzt folgt, jede Bewegung wie im Halbſchlafe nachahmend, hat ſekundenlang auch den akuten Ausdruck einer kraftvollen Aggreſſive; er mißt Stand und Entfernung und bohrt ſich zwingend in den des Gegners ein, um ihn feſtzuhalten. Und dann dieſer wollüſtige Hang zur Grauſamkeit, der ganz Andaluſien eigen iſt und vielleicht daher rührt, daß dieſes Sonnenland zu guter Letzt doch nicht genug Sonne hat für ein Volk, das aus noch heißern Himmelsſtrichen ſtammt! Zuweilen mag die Oberfläche von einer undurchſichtigen Schicht Kulturſchminke bedeckt ſein; hier aber liegt ſie bloß und fügt nur noch eine Nuance Rot in das Kolorit.

Es liegt etwas aufreizend Raubtierartiges in dieſen ſtarken, ſchlanken Männern, die nicht gutmütig neugierig ſind wie der Andaluſier der Ebene,

nicht ſtolz entgegenkommend wie die übrigen Bergbewohner, ſondern kalt abweiſend wie die Araber. Ihnen haftet noch die Verachtung der Orientalen für den europäiſchen Barbaren an, ſie verhöhnen den Fremden, indem ſie ihn als Luft betrachten, und ihre Schwelle iſt ſchwer zu überſchreiten. Spaniſches Selbſtgefühl wird in ihnen zu einem Hochmut, der dem Reiſenden ſinnlos vorkommen muß, da er weder Geld- noch Geiſtesdünkel iſt, ſondern demokratiſch in dem wurzelt, was ſie mit allen andern gemein haben — dem Körper.

Die Frauen ſind hochgewachſen und ſpottluſtig, ſie haben dunkleres Haar als die andern Andaluſierinnen — ganz blauſchwarz — und ein ovales, häufig helldauniges Kinn, das ihnen einen ſeltſam blonden Ausdruck gibt. Die Frau dieſer Berggegenden hat wenig Sorgfalt für die Kinder, aber deſto mehr Liebkoſungen; tagsüber ſieht man ſie beſtändig mit einem Kinde in den Armen, ihrem eignen oder einem fremden, das ſie unter gelegentlichem Raubtierkneifen, die es oft zum Weinen bringen, hätſchelt und liebkoſt. Sie kann den wilden Tiger, der ſtets bis an die Zähne bewaffnet geht, zähmen, kann ihn umgänglich machen, ſein Knurren in weichgirrende Zärtlichkeit verwandeln, ihn unterjochen, wenn ſie will. Er rollt ſich zu ihren Füßen wie ein großer Pudel, gleich demütig, ob ſie ihn ſtößt oder liebkoſt — mit dem Meſſer in der Schärpe, der Büchſe in der Hand und ihrem Fuß auf ſeinem Nacken. Bis ſie fünfundzwanzig bis dreißig Jahre alt wird und zu welken beginnt; dann erhebt er ſich ruhig und ſpannt ſie ins Joch. Und die launenhafte Venus verwandelt ſich in erſtaunlich kurzer Zeit in ein geduldiges Arbeitstier; während er, kraft ſeiner ewigen Jugend, ſich eine andre Herrſcherin wählt.

* * *

Südlich von Ronda fallen die Berge ab und werden friedlicher, bis die Landſchaft ruhig in die großen Korkwälder bei Caſtellár hinübergleitet. Die geſchälten, verkrümmten Zweige der Korkeiche grinſen unheimlich weit aus dem Halbdunkel des Waldes, und wir nehmen im Vorbeifahren den phantaſtiſchen Eindruck eines Heeres nackter Skelette mit uns, die zum Schutze grüne Zweige über ſich tragen.

Wir ſind wieder in der ſüdlichen Ebene. Redſelige Talbewohner kriechen in den Zug und bieten mir ſogleich ihren Tabaksbeutel an; ſie ſchreien an meinem Ohr vorüber ohrenbetäubend miteinander, werfen ſich unruhig hin und her und lachen laut; ihre Augen ſind von Wohlwollen geſättigt.

Algeciras, Endſtation.

Der Name klingt ſo arabiſch, und die Stadt ſieht aus, als hätte ſie Jahrhunderte geſchlafen; juſt ſeit die Mauren aus Andaluſien vertrieben worden ſind. Sie iſt weiß und hat flache oder ſchwach abfallende Dächer aus graugrünem Azulejos; die Häuſer ſtehn mit verſchloſſenen Läden dicht beiſammen wie alte Gäule, die in der Sonne blinzeln. In dem kühlen Patios plappern die Weiber

und spinnen auf ihrer Holzspindel, draußen in der Sonne auf den Bänken der Alameda sitzen die Männer mit geschlossenen Augen, in ihre langen Mäntel gehüllt. Sie haben große Gesichter, eine wuchtige offne Stirn, weichen schwarzen Vollbart und gleichmäßigen nußbraunen Teint; die Frauen zeigen die großen runden Züge der Odalisken und eine Farbe wie roher Rahm.

Nur zwanzig Minuten Fahrt über die Bucht, und die Szenerie wird eine andre. Schon auf halbem Wege verliert das Wasser seine tiefblaue Farbe und bedeckt sich mit einem Häutchen Kohlenstaub, das in der Sonne grau und trocken aufglänzt. Dampf- und Segelboote kreuzen einander in allen Richtungen und schneiden blanke Furchen in die Staubdecke, die, ehe sie sich schließt, ein Stück Meeresgrund auf viele Fuß Tiefe entblößt: gelben Sand, violette Schlacken, polypenartige Klippenformationen.

Die große Bucht, die sich nur gegen Süden öffnet, bildet einen natürlichen Hafen. Wir gleiten in einen Wald von Masten und Dampfschiffschloten, die Flaggen aller Nationen klatschen in der Luft, dickbäuchige Schuten schaukeln gemächlich auf dem Wasser, während man ihren schwarzen Inhalt entleert. Ungeheure Eisenkolosse kommen herein, schlucken vier bis fünf gewöhnliche Schiffsladungen des schwarzen Futters in ebenso vielen Stunden und eilen wieder davon, nach dem Orient oder nach Amerika. Kohlen und Kohlen allerorten! Die Luft klingt von Eisen und Stahl: von Ankern, die ausgeworfen und gelichtet werden, von arbeitenden Dampfspillen, von den Riesenkranen der Prahmen, die sich gleich ungeheuern schwarzen Schwänen zu den Seiten des Schiffes wiegen, ihren Stahlkopf auf dem langen krummen Halse behutsam in dessen Ladung senken und dann in einer langen gleitenden Schwenkung wieder aufrichten; draußen oberhalb der Prahme öffnen sie den Stahlschnabel und lassen einen Mundvoll Kohle fallen — so groß wie eine Wagenladung. Und wieder und wieder! Kurze Pfiffe und langgezognes Brüllen wechseln, und ein Paketdampfer stößt in seine Sirene — drei kurze Raubvogelschreie, die einen erschreckt emporfahren lassen und lange Zeit heulend von Küste zu Küste irren.

Gibraltar ist eine Festung, die einzige uneinnehmbare in der ganzen Welt, behauptet England. Das Vertrauen in deren Uneinnehmbarkeit geht jedoch nicht weiter, als daß man dem Fremden bei seiner Landung sein Taschenmesser abfordert und ihn mit der Ermahnung, vor Sonnenuntergang außerhalb englischen Gebiets zu sein, durch das Tor schiebt. Diese Frist kann allerdings auf Fürsprache des Konsuls oder eines angesehenen Bürgers bis auf zehn Tage verlängert werden. Die Stadt ist ein Freihandelsplatz, wird aber ausschließlich nach militärischen Regeln regiert, die an Strenge die eines Gefängnisses übertreffen. Bei Sonnenuntergang (jetzt im Januar etwa fünf Uhr nachmittags) wird eine Kanone abgefeuert, und fünf Minuten danach schließt man die Stadttore; die Stadt ist nun bis nächsten Morgen sieben Uhr vollständig von der Verbindung mit dem Meere und der Außenwelt abgeschnitten, und der Bürger, der seine auswärtigen Geschäfte nicht bis Sonnenuntergang beendet

hat, muß außerhalb der Mauern kampieren. Um halb zehn Uhr dröhnt die zweite Kanone, und da darf nur noch die Naſenſpitze aus den Daunen herausgucken. Selbſt tagsüber kann man nicht frei umherſchlendern, grimmige Konſtabler und Schildwachen bewachen jeden Schritt, den man unternimmt, an den lächerlichſten Stellen werden militäriſche Zutrittskarten abgefordert, und die Adreſſe einer Wäſcherin, die man in ſein Notizbuch ſchreibt, gilt den wachſamen Kriegeraugen als ein Grundriß der Feſtung. Wir, die wir aus dem freien Andaluſien kommen, wo Mangel an Pedanterie und an Uniformierungswut einem das Leben und Atmen ſo leicht machen, können faſt nicht Luft ſchöpfen vor lauter dummer mechaniſcher Geſetzeshandhabung, die zunächſt auf Kriegszuſtand berechnet ſcheint. Der Aufenthalt innerhalb der Mauern wirkt noch aufreizender durch das unaufhörliche Patrouillieren verſchiedner Waffengattungen, ſtraßenauf, ſtraßenab, die aufmarſchieren, ſchwenken und weitermarſchieren — alles nach den unfaßlichen Geſetzen eines höhern Idiotismus. Längs der Fußſteige und auf den Balkons ſtehn ſonſt kaltblütige Briten aufgepflanzt, die weder vor der Roheit eines Stiergefechts noch angeſichts der Schönheit der Alhambra eine Miene verziehn, und ſaugen mit einem delirischen Ausdruck dieſen Strom von Trommelwirbel, Kommandorufen und wechſelnden Beinen in ſich ein.

Auf dem Felſen leben wohl 30000 Menſchen. Von dieſen ſind 6000 engliſche Söldner und Offiziere, hierzu ſind die engliſchen Beamten und viele engliſche Privatfamilien zu zählen. Die Hauptmaſſe jedoch — die ganze niedere Bevölkerung und der größte Teil der Mittelklaſſe — iſt ebenſo ſüdländiſch wie das Klima. Indiſche, jüdiſche, türkiſche und ſpaniſche Geſchäftsläden löſen einander ab, ſobald man von der Hauptſtraße abbiegt, hier und da nur unterbrochen von einer engliſchen Seemannskneipe, einem deutſchen oder ſkandinaviſchen Schiffshandel. Auf dem Marktplatze begegnen ſich Toga, Judenkaftan und der weiße Burnus des Arabers, man radebrecht Engliſch in den verſchiedenſten Accenten, man flucht und prellt in den mannigfaltigſten Sprachen. Kulis, Neger und ſpaniſche und italieniſche Tagelöhner verrichten die grobe Arbeit in und bei den Häfen. Jede Raſſe betet an ihren eignen Feiertagen, die Hindus ſchließen ihre Läden Freitags, die Juden Sonnabends. Es fehlt auch nicht an morgenländiſch flachen Dächern, an andaluſiſchen Balkonen oder mauriſchen Säulenhöfen mit Springbrunnen; die Rücken der Eſel tragen alle herrlichen Früchte des Südens durch die Straßen, Klima und Vegetation ſind tropiſch.

Aber die orientaliſche ſorgloſe Ruhe, der Gleichmut und behagliche Schlendrian, all das Freie und Untätige und Tieriſch-Leichtlebige, das eine ſtarke Seite des ſüdländiſchen Volkscharakters bildet, iſt fort. Und ebenſo die Grandezza, das gedankenlos Freigebige, die uneigennützige Aufopferung, die ſtolze Verachtung aller Krämermoral und deren blonder Handhaber. Keiner ſteigt hier ab und bietet einem müden Wandrer ſeinen Eſel an, oder vielmehr, ſie tun es alle — für Geld. Fragt man einen von ihnen nach dem Wege, ſo nennt er zuerſt einen Preis und geht dann mit.

Digitized by Google

Jawohl, die anglo-germaniſche Kultur darf ſtolz ſein, ſie hat alle leichtſinnigen Deviſen der Sonne aus dem Sinn dieſer Menſchen verdrängt und ihr ſolides nutzbringendes money-making an deren Stelle geſetzt. Man fühlt ſich wie auf einer vortrefflich inſzenierten Maskerade: Trachten, Geſichter, Stimmen, Umgebung — alles erſcheint echt orientaliſch, aber hinter jeder Verkleidung ſteckt ein maskierter John Bull in ſeiner Korrektheit. Ich ſah eines Tags etwas recht Typiſches. Ein Mann kam die Straße herabgeſtürzt, ihm nach ein Poliziſt, der mit den Armen focht und rief: Haltet den Dieb! Ein Araber ſtellte dem Flüchtling ein Bein, ſodaß er zu Fall kam und in die Hände der Polizei geriet. Bei uns daheim hätten die Leute genau ebenſo gehandelt, in Spanien oder Marokko dagegen hätten ſie dem Poliziſten ein Bein geſtellt.

Gibraltar iſt eine Feſtung. Kommandantenwohnungen mit Schildwachen, Offizierklubs, Kaſernen, Militärkneipen, Soldatenheime und Garniſonkirchen löſen einander ab, ſolang die Straße läuft. Und wo ſie in der tiefen Toröffnung der Stadtmauer verſchwindet, da fängt die Strandpromenade an und läuft weiter hinaus, an Exerzierplätzen, Arſenalen und mächtigen Baracken vorbei. Unter der afrikaniſchen Vegetation ſpielen franzöſiſche und ſchweizeriſche Bonnen mit den kleinen engliſchen Babies — Milch- und Blutgeſichtchen mit Engelslocken; rotwangige knochige Engländer ſchleppen ihre Plattfüße und Säbelbeine neben dunkeläugigen ſpaniſchen Señoritas einher, deren Gang wie Muſik iſt; ſolide Engländerinnen ſchreiten auf ſoliden Füßen einher, allein oder in Geſellſchaft eines halberwachſnen Jünglings in Kadettenuniform. Sie wirken wie eine Verkörperlichung von beef und porter; ſpannen ſie nur ihren Sonnenſchirm auf, ſo geſchieht es mit einer kleinen Kraftexploſion; der kalte Blick birgt die ganze Uneinnehmbarkeit der Feſtung, auf der ſie wohnen.

Ihr derber Gang, ihre grauen und braunen Kleider und ihr ganzer monotoner Geſichtsausdruck wirken peinlich, faſt erſtickend in dieſer leichten funkelnden Sonnenluft. Aber ſie paſſen gut zu dem gepanzerten Felſen, zu der langen Reihe von Kanonen, die ſich mit wenig Ellen Zwiſchenraum die ganze Promenade entlang ziehn, zu den Pyramiden von Bomben und Granaten, die die Anlagen ſchmücken und auf eine ſchier überwältigende Art andern Kunſtwerken den Platz verſperren. Sie ſtehn aber auch auf hinlänglich ſolidem Grunde; er iſt aus Felsblöcken und Zement und birgt in ſeinem Innern eine zweite Reihe Kanonen, die die ganze Waſſerfläche der Bucht zu beſtreichen imſtande ſind.

Aufwärts von dieſem Doppelgliede des vielreihigen „Gebiſſes“ hebt ſich der Felſen etwa 1500 Fuß hoch, ungefähr von der Form eines langen ſchmalen Buches, das ein wenig geöffnet und mit dem Rücken nach oben aufgeſtellt iſt. Er iſt von drei Seiten unzugänglich, und auf der inwendigen vierten ſteht eine Häuſerreihe mit den Zehen auf dem Nacken der andern. Aber dies währt nur eine kleine Strecke lang, dann können ſie nicht mehr Fuß faſſen. Trocknes Gras und Geſtrüpp nimmt ihre Stelle ein, der Pfad, von magern Agaven befranſt, windet ſich in ſtarkem Zickzack zwiſchen großen bläulichen Felsflächen

und Sträuchergruppen aufwärts; da und dort in den Gebüschen ruhen Riesenkanonen auf ihren Drehscheiben, in der Farbe des Felsens bemalt, um von der See aus nicht gesehen zu werden.

Der kahle Felsen macht sich immer mehr geltend. Er gleicht einer gerunzelten Riesenstirn, von langen Querfurchen durchzogen, die das Regenwasser auffammeln, das sodann durch gebohrte Löcher in die großen Zisternen im Innern des Felsens abläuft, von wo es dereinst als pale ale wieder heraufgepumpt werden wird, wenn der große Mittelmeerkrieg losbricht und den kahlen Felsen für eine Weile zum Mittelpunkt der Welt macht.

Daß dies früher oder später der Fall sein wird, davon sind die Engländer fest überzeugt. Zu diesem Zwecke haben sie den Felsen zu langen Galerien ausgehöhlt, die, eine über die andre, in drei Stockwerken dahinlaufen. Außen sind nur drei Reihen Löcher zu sehen, teilweise von Sträuchern verdeckt, aus denen die Kanonen hervorspähn wie friedliche Brutvögel. Aber als Däne bin ich wie ein Hund auf der Fährte nach allem, was nach Militär schmeckt, und habe mir mit vieler Mühe eine Zutrittskarte verschafft, die jedoch nur für die unterste Galerie gilt.

Der Weg schneidet sich immer mehr in den Felsen ein und schließt endlich ganz über mir zusammen. Ich stehe vor einem schwarzen eisenvergitterten Loch im Berge, den eine Wachabteilung umlagert, reiche dem Unteroffizier meine Karte und werde eingelassen. Er begleitet mich, und die andern schließen sorgfältig hinter uns zu.

Wir sind in einem hohen gewölbten, in den Felsen gesprengten Gange, der ein Stück dunkel ist, dann plötzlich von einer Schießscharte stark einfallendes Licht erhält und wieder dunkel wird, bis wir das nächste Schußloch erreichen. Hier und dort ist der Gang zu einer Halle erweitert, in die Innenmauer sind Vorratskammern und Wasserbehälter eingehauen, die Munition liegt schön geordnet längs der Wände, in allen Schießscharten stehn Kanonen. Draußen ist die Hitze unerträglich, hier drinnen ist es kalt, und eisige Luftströmungen durchstreichen den Gang. Die Kälte und der rauhe Hauch aus den Erdeingeweiden machen mich erschauern, und ich eile zu jedem neuen Schießloch, um ein wenig von dem Lichte und der Sonne da draußen aufzufangen. Und jede neue Schießscharte eröffnet neue Landschaften — neues und neues Wirkungsfeld für die langhalsigen Kanonen. Unter und über uns bietet der Felsen eine fast lotrechte Fläche von einigen hundert Fuß Höhe, an der die feindlichen Kugeln abprallen, und vor den Schießscharten selbst können nach jeder Salve Stahlpersiennes nieder- und aufgerollt werden, damit die Soldaten nicht die fremden Projektile in die Augen kriegen und hierdurch am ordentlichen Zielen gehindert werden.

Wir sind so weit in der Runde gelangt, daß die kurzen Ausblicke nicht mehr die Bucht zeigen; die flache Landzunge, die sich wenige Ellen über dem Meere erhebt und den Felsen mit Spanien verbindet, liegt in etwa 400 Fuß

Tiefe gerade unter uns. Wir ſehen die Schildwache an der ſpaniſchen Grenze und näher unter uns die an der engliſchen Grenze und zwiſchen den beiden Grenzen den weißen Kirchhof und den neutralen Gürtel. Es ſieht aus, als könnte man denen da unten gerade auf den Kopf ſpucken, ſo ſteil iſt es. Die Engländer haben ihren Teil der Landzunge bis ganz an die ſteile Wand heran unterminiert; ſie brauchen bloß auf einen Knopf zu drücken, ſo ſpringt das Ganze in die Luft, und das Meer nimmt ſeinen Platz ein — die Götter mögen wiſſen, zu welchem Zwecke.

Man wird ſo dankbar für die Sonne, ſelbſt wenn ſie ein wenig ſengt, ſo empfänglich, ſo froh über alles und jedes, wenn man erſt wieder aus dem Erdinnern auftaucht. Alles ſtrahlt in verſtärktem Glanz: die Landſchaft, die Bucht da unten mit ihren Hunderten von Schiffen und Booten. Ich ſehe ihnen bis auf das Deck hinab, ſie erſcheinen wie große Spielzeugſchiffe, und die nackten Neger ſehn aus wie Tüpfchen Fliegenſchmutz. Nun höre ich auch den Geſang des Stahls und Eiſens, für das ich in den letzten Tagen taub geweſen war, es dringt zu mir empor wie ein langgezognes melodiſches Zittern. Die Küſtenbatterien liegen blendend weiß in der ſtarken Sonne, und die Promenade ſtreckt ſich mit ihrer langen Kanonenreihe am Fuße des Felſens hin. Und die Kanonen ſelbſt gleichen ſchwarzen Ameiſen, die eben im Begriffe ſind, quer über die Promenade hinaus in die See zu krabbeln.

Die Promenadenſtunde iſt da, und ein breiter Strom bewegt ſich da draußen; ich unterſcheide rote und blaue Sonnenſchirme und ſilberbeſchlagnes Sattelzeug — noble Geſellſchaft! Aber die Dankbarkeit, kein Eingeweidewurm geworden zu ſein, ſitzt noch in mir und macht mich demütig, und ich wende meine Gedanken den Affen zu, die da oben auf dem Gipfel hauſen, und beſchließe ihnen einen Beſuch abzuſtatten.

Es iſt eine beſchwerliche Tour, die durch einzelne Wachen, die um den Felſen poſtiert ſtehn und Umſtände machen, noch weiter erſchwert wird. Aber endlich dringe ich vor und ſetze mich rittlings auf den Rücken des Felſens. Von Affen ſehe ich nichts, die vergnügen ſich wohl mit einer Promenade auf der dem Mittelmeer zugekehrten lotrechten Felswand, und dahin kann ich ihnen mit meiner beſchränkten Anzahl von Händen leider nicht folgen. Ich muß mich alſo begnügen, hier zu ſitzen, meine Füße platt an die Klippe zu klemmen und hinauszuſtarren.

Da drüben liegt Afrika mit der zweiten Herkulesſäule Ceuta, unter meinen Füßen die Straße mit weißen Segeln und langen Rauchſchweifen, das Mittelmeer und der Atlantiſche Ozean im Oſten und Weſten. Und im Norden Spanien mit den farbenreichen nackten Bergen — ich kann halb Andaluſien ſehn: von Kap Tariſa über die Korkwälder ganz hinein nach Jerez, Rondas Felsplateau, die Küſtenſtriche längs Malaga mit Huertas und Städten, Sierra Nevadas weiße Zinnen in 30 bis 40 Meilen Entfernung.

Es poltert hohl drinnen in der Felshöhlung, als litte die Beſtie an Krämpfen. Wenn ſie nun ihre 2000 Kanonen auf einmal abfeuerte, könnte ich da ſitzen

bleiben, oder würde ich aus dem Sattel geſchnellt? Merkwürdig genug, trotz dieſer 2000 modernen Feuerſchlünde und trotz der Tatſache, daß der Felſen in ſeinem Innern Platz für 150000 Mann und Vorrat auf zwei Jahre hat, während 6000 Mann genügen ſollen, den Angriff einer Million zurückzuſchlagen — trotz all dieſem will dieſe grimmige Vorſtellung mir nicht ſo recht imponieren. Während die Engländer in dieſem Felſen gern einen ruhenden Löwen ſehen möchten, der an Europas ſüdlichſter Grenze Wache hält, den Blick auf Afrikas wilde Horden geheftet, kann ich nicht einmal einen Hofhund aus ihm machen, der eine Kohlenfirma bewacht; er erinnert mich bloß an einen Wiederkäuer, ſchlecht und recht an einen Ochſen.

Im tiefſten Innern aber meint John Bull wohl auch nichts mit dieſem rührend ſchönen Vergleich von dem Löwen und den wilden Horden; er weiß ſehr wohl, daß die wirkliche Kultur Geſchäftsgeiſt iſt, und daß dieſer ſich recht gut zu helfen weiß gegen alle wilden Horden des Südens und Oſtens. Denn es gehören drei Juden dazu, einen Griechen zu prellen, und drei Griechen, einen Armenier zu prellen, ſagt das Sprichwort; aber das Schickſal ganz Armeniens findet in einer einzigen anglo-germaniſchen Taſche Platz.

Dagegen iſt es ſeine aufrichtige Meinung, ſich die Führerſchaft in dieſer hohen Kultur zu wahren, und dazu braucht er eben den Felſen. Denn er hat ſo gerechnet, daß im Falle einer Kriſe die Flotten der vereinigten Mächte unter Gibraltar ankern, den kahlen Felſen bombardieren und ſich von deſſen 2000 Kanonen in Grund und Boden ſchießen laſſen werden, während er ſelbſt in der ganzen übrigen Welt freie Hände hat. Wenn die andern nur auch ſo ſchlau ſind, dieſen Einfall zu haben! Ein Engländer, mit dem ich ernſtlich dieſen Fall erörterte, räumte denn auch ein, daß der Felſen noch mehr wert geweſen, wenn er transportabel geweſen wäre, eine Art fliegender Batterie.

Aber auch ſo, wie er iſt, verteidigt der Engländer ihn, zuweilen recht weitſchweifig, wie man ein Ding verteidigt, bei dem man ſich ſelbſt gefoppt hat. Der Felſen, wie er nun daliegt, hat England weit über eine Milliarde Mark gekoſtet, und ſeine Erhaltung koſtet jährlich ſechs Millionen Mark. Und dabei gibt es noch ängſtliche Engländer, die finden, er müſſe, um ſeinem Zwecke zu entſprechen, gründlich umkalfatert werden. Auch Spanien, das ohne Augenzwinkern ſeine eignen Reichtumsquellen unbenutzt daliegen und von Fremden nach Gutdünken ausbeuten läßt, iſt hypnotiſiert von dieſem kahlen Felſen. Seit es ſeine Kolonien verloren hat, hält es die Augen unverwandt auf Gibraltar gerichtet, auf den Schlüſſel, der eine mächtige Zukunft nach außen hin oder den innern Aufſchwung eröffnen ſoll, nach dem das Land ſo ſehr ſchmachtet.

Der Marquis von Carabas

Roman von Palle Roſenkrantz

Drittes Kapitel

(worin berichtet wird, was die Neuvermählten auf Steensgaard erleben, und worin Katts Motive endlich — und es iſt die höchſte Zeit — offen und klar an den Tag gelegt werden)

Jörgen Steenfeld hatte nach und nach ſeine alten Gewohnheiten wieder aufgenammen — er jagte, ritt und tat andern Müßiggang. Das ſchaffte ihm etwas Erleichterung. Nun war er ein halbes Jahr lang mit ſeiner Frau auf der Hochzeitsreiſe geweſen, hatte den galanten Igel geſpielt, wie er ſelbſt meinte, und war dennoch der Sache um keinen Schritt näher gekommen. Eigentlich lag es nur daran, daß er zu viel Reſpekt var ſeiner Frau hatte; er vermachte ſie niemals recht nach Herzensluſt zu „nehmen"; denn er fürchtete, daß ſie vielleicht zu denen gehörte, die ſich überhaupt nicht „nehmen" laſſen. Sie war immer ſo ruhig — ja kühl. Reizend war ſie freilich ſchon, fein und auch hübſch — bloß etwas zu mager und, wie geſagt, viel zu kühl. Verliebt in ſie konnte er ſamit nicht ſein, und ſie zu lieben, war ihm ja nicht erlaubt. Sie verſtand es nicht, ſich ihm aus ganzem Herzen hinzugeben.

Dach dieſem Spiel, gleich einer Fremden in ſeinem Hauſe zu wohnen, mußte unbedingt ein Ende gemacht werden. Sie hätte ihm gut ein wenig entgegenkommen können, und es ärgerte ihn, daß ſie es nicht tat. Er hatte den feſten Entſchluß gefaßt, nie und nimmermehr an die alten ſchönen Tage zu denken, und dennoch dachte er jeden einzigen Tag daran — die Frau ſeines Gutsverwalters bekam er ja täglich zu Geſicht, und er wußte auch, wie die beiden Menſchen miteinander lebten. Im Grunde genammen herrſchte zwiſchen Kattrups Haushalt und dem ſeinigen kein allzu großer Unterſchied. Das Zuſammenleben zwiſchen Mann und Frau kann ja van ſehr verſchiedner Art ſein, und mit Jörgens Lebensweiſe war es beinahe ebenſo beſtellt wie mit Kattrups.

Auf die Dauer aber glaubte er es nicht ertragen zu können. Er war ja jung, wußte, daß er ſchön war, und leben will man dach natürlich ja, wie man es liebt, nicht etwa als wohlerzogner Stammhausbeſitzer und werdender Lehnsgraf, der an die Erbfolge zu denken hat, ſondern als ein Mann. Zum Teufel noch mal!

Über dieſe Geſchichte hier konnte man wirklich hitzig werden. Dach um ſie beizulegen, mußten viele Worte gemacht werden, und jedes lange Gerede haßte er. O, wie vermißte er doch ſeine kleine, ſonnige, zärtliche Helga!

Was er ſeiner Gattin ſchuldete, war ihm durchaus nicht unbekannt, aber ſchließlich gibt es dach Grenzen für die Geduld eines Mannes, und er hatte ja ſelbſt Schaden dabei. Vielleicht konnte ſie ihm gar nicht das ſein, was ein Weib ſeinem Manne, wenigſtens in den erſten Jahren, immer ſein muß: ſeine Geliebte. Und er mußte dach jemand zum Lieben, zum wirklichen Lieben haben.

Das war der Inhalt ſeines Philaſaphierens, wenn der Marquis van Carabas den Weg hinabritt aber mit der Büchſe auf dem Rücken durch den Wald ſchweifte.

Digitized by Google

Dann erdichtete er auch wie in alten Tagen Abenteuer mit nicht immer artigen Ausgängen, doch mit dem mildernden Umstande, daß seine eheliche Frau meist die Hauptrolle darin spielte. Wenn aber die Abenteuer wirklich ins Leben treten sollten, dann wurde der Ausgang der Geschichte niemals so unartig. Im Gegenteil.

Eines Morgens, drei Wochen nach seiner Heimkehr, schritt Jörgen durch den Park hinaus, um einen Bock zu schießen, der auf einer zwischen Park und Wald liegenden Wiese stehn sollte. An der Außenseite des Parks lag ein kleiner Hügel, von dem man einen Ausblick auf die Wiese hatte.

Es war etwas neblig, aber warm, und die Sonne stand hoch am Himmel. Zwischen die lichten Kronen der Buchen hindurch warf sie einen flimmernden Schein über den breiten Fußweg, und in der Frische des Morgens glänzte der Tau noch an den Spinngeweben zwischen den Bäumen und an den hohen Gräsern. Alles war vom Licht zu neuem Leben erweckt, die Vögel hüpften zwischen den Stämmen umher und zwitscherten, und draußen auf der Wiese brüllten die Kühe beim Frühmelken.

Als Jörgen auf dem Gipfel des Hügels angelangt war, blieb er plötzlich stehn; in einiger Entfernung von ihm saß ein junges Weib, das ein kleines Kind auf ihrem Schoß hielt. Ihren Hut hatte sie neben sich auf die Bank gelegt, und zu ihren Füßen stand ein kleiner, leichter Kinderwagen.

Er stutzte — es war Helga. Ab und zu hatte er wohl ein Wort mit ihr gewechselt, doch niemals war er allein mit ihr gewesen. Der Sonnenschein fiel goldrot über ihr Haar und schien mit den kleinen, hell erglänzenden Löckchen zu spielen. Sie hatte ihm halb den Rücken zugekehrt, und ihr kleines, feines, hellrotes Ohrläppchen zeichnete sich zierlich von dem weißen Halse und dem hellen Haare ab.

Er trat näher heran, und ein Zweig knackte unter seinem Tritt.

Da wandte sie den Kopf und blickte auf. Eine tiefe Röte ergoß sich über ihr Gesicht, und in ihrem Blick lag etwas, das ihm wohlbekannt erschien.

Schlank und lächelnd stand er vor ihr mit der Büchse auf dem Rücken, in deren Lauf sich der Sonnenschein spiegelte. Darob geriet der Kleine, der seine drallen Ärmchen nach der blitzenden Büchse ausstreckte, in großen Eifer.

Guten Morgen, sagte Jörgen munter. Sie sitzen ja hier wie eine Raffaelische Madonna. Das ist ein gutes Vorzeichen für meine Jagd.

Sie erwiderte nichts. Dann betrachtete er sie, und sie schlug die Augen nieder. Unwillkürlich erhob sie sich und legte das Kind in den Wagen zurück, obgleich den Kleinen gar nicht danach verlangte und er die Arme ausstreckte und empor wollte.

Um Kinder bekümmerte sich Jörgen nie, und besonders dieses Kind ärgerte ihn. Er beherrschte sich jedoch und sagte lächelnd:

Sie sind wirklich noch ebenso hübsch, wie Sie früher waren, Frau Kattrup. Vielleicht sogar noch hübscher. Ja, es ist lange her, daß wir beide miteinander plauderten.

Jörgen, sagte sie da fest, ich kann nicht ertragen, daß du so zu mir sprichst. Du bist ja doch nicht schlecht und willst mir auch nichts zuleide tun, nichts mehr zuleide tun, nicht wahr?

Er schwieg, fuhr aber fort, sie zu betrachten, und sein Blick wurde wärmer. Helga, sagte er, wir beide können wohl immer noch Freunde sein!

Gleich darauf aber ärgerte er sich über die Worte.

Willst du es mir gleich tun, erwiderte sie, so denke an all das Schöne und Gute, das uns vorzeiten verbunden hat; und wenn du es alles zu einer Summe vereinigst und auf das Kind dort überträgst, so bleiben wir beide der Vergangenheit treu und können dennoch als ehrliche Menschen leben.

Digitized by Google

Jörgen antwortete nicht; er hatte einen Geschmack im Munde wie beim Lesen eines englischen Gouvernantenromans.

Du magst das Kind nicht leiden, sagte sie betrübt. Hab ich dir damit Verdruß bereitet? Der Kleine dort hat dir jedenfalls nichts Böses getan. Und ich verlange nichts von dir, wie ich ja niemals etwas von dir verlangt habe, und hab dir doch so vieles zu verdanken. Und ich möchte gern, daß du so in meiner Erinnerung wach bliebest, wie du damals warst. Und daher, glaub ich, ist es am besten, wir reden nicht weiter miteinander.

Wie schön sie nun war!

Er ergriff ihre Hand, die zum Saum ihres Kleides hinabhing, und hob sie auf, die leicht und willenlos lag.

Du mußt nicht böse sein, Helga. Ich konnte nicht anders handeln.

Ihre Stimme klang unsicher, ein ganz leichtes Zittern lag darin, als sie erwiderte:

Das ist es ja. Um daran glauben zu können, habe ich kämpfen müssen. Und nun mußt du mir den Sieg nicht nehmen, nachdem er kaum errungen ist.

Denkst du oft an mich? fragte er und hielt ihre Hand noch fest.

Sie beugte den Kopf, machte ihre Hand frei und griff nach dem Wagen.

Er hielt sie nicht zurück, sondern blieb stehn und starrte ihr nach, bis sie hinter den Büschen des Parks verschwunden war.

Es war zu spät geworden, als daß er heute noch auf den Bock hätte Jagd machen können; doch seinen Erinnerungen waren die Tore weit aufgetan, und in brausendem Strom stiegen sie in ihm empor. Und er begann zu überlegen, ob er sein Glück nicht doch zu teuer erkauft hatte; und der gute Mensch wurde ganz gerührt über sich selbst. Wie unbarmherzig ist doch das Leben! — •

Rose war mit ihrem Manne bei Wildenbrücks in Aastrup auf Besuch. Die schöne Bekehrte überwältigte sie mit ihrer Zärtlichkeit, sie plauderten vom Süden und von der Welt zu Hause, und die braunen Augen der Baronesse suchten zum Schluß den Himmel auf, in dem ihre bewegliche Seele nun Ruhe gefunden hatte. Sie redete lange über den Trost der Religion, über die große milde Kirche und über Pater Stein, ihren Beichtvater. Dann ließ sie über Frau Kattrup eine Lobrede ergehn, die vor Wärme dampfte.

Du kannst glauben, süße Rose, dieses kleine Weib ist ein Engel auf Erden. Die Armen und Kranken kommen zu ihr hin, oder sie geht zu ihnen bis in die häßlichsten Hütten hinein, in denen Not und Krankheit herrschen. Sie hilft allen und ruht nimmer. Pater Stein sagt, daß ihresgleichen nicht auf Erden sei. Und denk dir nur, so weit treibt sie ihre Heiligkeit, daß sie nicht einmal richtig mit ihrem Manne zusammenlebt! Ja, denk nur, wo sie doch beide jung sind. Und das will ich dir sagen: ich bekäm das nicht fertig!

Die überwältigende Lobrede machte auf Rose jedoch nur einen mäßigen Eindruck. Ach was, sagte sie mit leisem Lächeln, die gute Frau fährt täglich ein kleines Kind im Park spazieren. Ihre Askese muß also verhältnismäßig neuen Datums sein; das Kind ist ja kaum ein halbes Jahr alt.

Nein du, fuhr die Baronesse eifrig auf, das Kind ist ja gar nicht von ... Hier stockte sie, ihr war plötzlich etwas eingefallen, und verworren ging es der guten Baronesse im Kopfe herum.

Rose blickte überrascht auf und — verstand. Eine Sekunde lang erbleichte sie, dann hatte sie sich gefaßt.

Was wolltest du sagen?

O, nichts, versetzte die Baronesse.

Kurz darauf kehrten die Herren aus dem Stall zurück, und die Neuvermählten brachen auf. Auf dem Wege nach Hause sprach Rose kein Wort. Jörgen ahnte, daß die Baroneſſe zu mitteilſam geweſen war, und war darüber höchſt ärgerlich und verdroſſen. All die alten Geſchichten mußten — beim Teufel — einmal ausdebattiert werden.

Roſe dachte lange über die Sache nach. Ihr erſter Entſchluß war, zu verlangen, daß die Familie Kattrup entfernt werde. Sie ſchätzte Katt wohl ſehr, aber Grenzen mußten doch ſein. Und ſie hatte auch Pflichten gegen die Kinder, die ſie bekommen würde. Sollten ihre Kinder etwa zuſammen mit jenem illegitimen Kinde als Spielkameraden aufwachſen? Es überraſchte ſie, daß ſie zuerſt an ihre noch ungebornen Kinder dachte. Jörgen war aber eigentlich wirklich nichts andres, als was er hatte ſein wollen. Das Ganze glich einem Traum, der ſich ſeinem Ende näherte, bevor er recht angefangen hatte. Ihre Mutter hatte einmal geſagt: Träumen iſt wohl ſchön, liebe Roſe, doch Wachſein iſt beſſer; dann ſind wir ſelbſt der Herr in uns; im Traume dagegen wirken verborgne Kräfte. Freilich war es ja nicht notwendig, daß man die Sache ſo ſtreng auffaßte; denn Jörgen und ſie konnten immerhin glücklich werden, wenn auch das Wunderbare noch niemals gekommen war und vielleicht auch niemals kommen würde. Dieſes Wunderbare wird ja nicht allen Menſchen zuteil.

Den jetzigen Zuſtänden aber mußte ein Ende geſchaffen werden. Die ganze Nachbarſchaft, das ganze Haus mußte es ja wiſſen, und ſie wünſchte nicht, ähnliches zu erleben wie vorhin die Andeutung der Baroneſſe. Es ſollte Klarheit herrſchen.

Das wäre aber unrecht gegen Katt gehandelt, der doch weit ſchöner und feiner aufgetreten war, als ſie jemals vermutet hatte. Mit jener hatte er ſich alſo nur äußerlich vermählt und ſich von allem Glück abgeſchnitten, bloß um ſeine Pflicht zu tun. Oder etwa?

Über dieſe Frage wollte ſie Klarheit haben, und die konnte ihr nur Kattrup bringen. Sie wollte ihm kein Unrecht tun, doch wenn ſie über alles voll aufgeklärt ſein würde, dann ſollte Jörgen handeln, wie ſie es verlangte. Und das würde er ſicher tun. Kein Menſch iſt unentbehrlich, einen Gutsverwalter kann man immer bekommen, und ſie beſaßen die Macht, ihrer Pflicht entſprechend gegen Katt und jene andre vorzugehn.

Nachdem ſie einige Tage lang hierüber nachgedacht hatte, ließ ſie Kattrup bitten, zu ihr zu kommen. Jörgen befand ſich auf einem Spazierritt. Die Uhr war gegen zwei, und Katt erſchien.

Euer Gnaden wünſchen? fragte er, ſich verbeugend.

Sie bat ihn, Platz zu nehmen. Der Raum, in dem ſie ſich befanden, war ihr eignes Kabinett, ein kleines Erkerzimmer, deſſen Fenſter auf die Wieſen hinausführten; es war im Stile Ludwigs des Vierzehnten möbliert und bildete eine Kopie ihres eignen Zimmers auf Trudſtrup.

Roſe war ſehr ernſt. Herr Kattrup, ſagte ſie, ich bin gezwungen, mit Ihnen über eine Angelegenheit zu ſprechen. Einmal muß das unbedingt geſchehn, und ich glaube, es iſt am beſten, wenn es gleich geſchieht.

Katt verneigte ſich.

An das Geſchwätz der Leute kehre ich mich nicht, fuhr ſie etwas eilig fort, aber es gibt doch manches Gerede, das ſich uns ſo eng ins Leben drängt, daß wir gezwungen ſind, uns damit zu befaſſen. Ich kenne Ihre Gattin nicht, aber alle Leute reden gut von ihr, ſogar ungewöhnlich gut. Sie wiſſen nun wohl, daß das Gerücht ihre Vergangenheit mit der meines Mannes in Verbindung bringt, und ich bin zum Glauben gezwungen, daß das Gerücht dieſesmal ausnahmsweiſe die Wahrheit ſpricht.

Katt schwieg, doch beugte er den Kopf.

Also es spricht die Wahrheit, fuhr sie fort. Es liegt mir nicht daran zu wissen, was geschehn ist, und ich würde überhaupt nicht darüber zu Ihnen gesprochen haben, obgleich ich von meinen Eltern weiß, daß Sie ein Mann sind, den man achten kann. Das findet Jörgen ja auch, fügte sie schnell hinzu. Ein Ding aber zwingt mich doch dazu. Es handelt sich um ein drittes Wesen, um ein Kind.

Katt wappnete sich; er hatte das Gefühl, daß jetzt kommen würde, was kommen mußte.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen, sagte Rose fest, würde meine Frage eine Verletzung sein. Dieses hier sind aber ungewöhnliche Verhältnisse. Sie müssen mir daher vergeben, daß ich frage. Ich habe von Ihrer Hochzeit nichts gewußt, bevor ich mich vermählt hatte. Mein Mann erzählte es mir gelegentlich auf unsrer Hochzeitsreise. Es berührte mich peinlich, das gestehe ich ein. Aber ich habe mich doch darüber hinweggesetzt. Ich könnte mich sogar über das Ganze hinwegsetzen. Ich frage Sie aber nur das eine: Ist jenes Kind Ihr Kind? Ich frage und verlange eine ehrliche Antwort.

Euer Gnaden, sagte Katt trocken, ist die Frage nicht überflüssig?

Wenn ich frage, habe ich auch das Recht, eine Antwort zu verlangen. Wenn die Frage überflüssig wäre, würde ich sie nicht stellen. Ist es Ihr Kind?

Nein, sagte Katt kurz.

Rose schwieg.

Wünschen Euer Gnaden sonst etwas? fragte Katt höflich.

Rose kämpfte mit sich selbst.

Warum taten Sie das? sagte sie schließlich mit kaum hörbarer Stimme.

Um Ihretwillen, sagte er — sonst nichts.

Um meinetwillen? wiederholte sie langsam. Was geht denn mich die ganze Sache an? Trag ich denn Verantwortung für ... für — sie suchte nach Worten — für die Vergangenheit meines Mannes? vollendete sie mit scharfem Klang. Wie dürfen Sie sagen, daß Sie um meinetwillen so gehandelt haben?

Weil es die Wahrheit ist, Euer Gnaden, sagte Katt ruhig. Ich hätte zu Ihnen kommen können, als Sie noch ein junges Mädchen waren, das das Leben nicht kennt, und hätte Ihnen von dem Manne, dessen Brot ich esse, erzählen können; ich hätte Ihnen auch von einem Mädchen erzählen können, das ihn liebte und ihm ein Kind schenken sollte. Nicht wahr, im Salon Seiner Exzellenz sitzen und der Tochter des Hauses über die Liebschaften ihres Freiers berichten — das hätte mich gut gekleidet.

Rose schwieg.

Oder ich hätte mit Ihrer Frau Mama reden können. Die würde mich vielleicht besser verstanden haben, aber glauben Sie, ehrlich gesprochen, das würde die Verhältnisse geändert haben? Glauben Sie vielleicht, der Hofjägermeister Steenfeld würde sich mit dem Mädchen vermählt haben? Das glaubte ich nicht, und daher vermählte ich mich mit ihr; so war die Frage aus der Welt geschafft. Unsre Gesetzgebung bestimmt nun einmal: ein Mann und eine Frau.

Was geht das aber mich an, sagte Rose scharf. Sie sagten, Sie hätten es um meinetwillen getan; dafür schulden Sie mir nach die Erklärung. Ich vermag aus Ihrer Rede wohl zu entnehmen, daß Sie es um ihretwillen oder auch um seinetwillen getan haben, aber Sie sagten doch, Sie hätten es um meinetwillen getan. Und das vermag ich nicht zu verstehn.

Es ist vielleicht auch nicht die ganze Wahrheit, versetzte Katt und schaute sie fest an; ihr schien, seine Pupillen wären so groß, daß sie die ganzen Augen ausfüllten.

Was ist denn die ganze Wahrheit? fragte sie nervös.

Digitized by Google

Die Wahrheit ist vielleicht, wenn alles zu allem kommt, daß ich es um meinetwillen getan habe.

Da schwieg sie. Katt stand vor ihr mit gehobnem Kopf, und sein Blick ruhte in dem ihrigen. Wie bei großen Seelen in allen Augenblicken, so tauchte auch jetzt das Wort eines großen Dichters in seiner Erinnerung auf — die Worte der Lady Macbeth an ihren Ehegemahl. „Willst du scheinen: »Ich wage es nicht«, warten auf ein »Ich verlange« wie die armselige Katze im Sprichwort?"

Nein, Katt wäre bereit gewesen, einem Fisch Zähne einzusetzen, und er verstand aus Lady Macbeths Worten, daß er es wagen mußte, die Pfoten ins Wasser zu tauchen. Er redete: Euer Gnaden, laßt uns annehmen, ich hätte es um meinetwillen getan; es könnte sich dann herausstellen, daß ich im Rechte bin. Der Mann, den ich geschaffen habe — denn ich bin es, der den Hofjägermeister Jörgen Steenfeld auf Steensgaard geschaffen hat —, hat vielleicht nicht meinen Wünschen entsprochen, und ich habe es vielleicht nicht für wert befunden, für diesen Mann zu arbeiten. Ich habe ihn wohl kraft der Bedingungen, die in seiner Stellung, seinen Verhältnissen lagen, geschaffen, doch seine Natur habe ich nicht ändern können. Ist es darum so undenkbar, daß ich den Wunsch hegen konnte, einen andern an seine Stelle zu setzen, einen andern, der alles besäße, was jenem fehlt, der meinem Leben und meiner Arbeit den Inhalt geben könnte, nach dem ich trachte, den ich nicht entbehren kann? Und war es somit ein Unrecht von mir?

Sie starrte ihn unsicher an.

Katt lächelte und wies mit einer Handbewegung über die Landschaft hin, die sich draußen unter der klaren Sonne ausbreitete: Hier habe ich mein Ziel gesetzt, hier will ich arbeiten, säen und ernten; doch ich bin ein Kind der Stadt, einer aus der Gesellschaft der Menschen; ich will für Menschen arbeiten, nicht für die tote Erde. Ich brauche einen wahren Menschen, für den ich arbeite, keine Erscheinung, die ich selbst geschaffen habe.

Ich habe Ihre Arbeit nicht nötig, ich bedarf deren nicht, rief sie da heftig, ich habe Sie nicht gebeten, zu kommen, ich halte Sie auch nicht zurück — nein, gar nichts. Und das hier ist auch nicht meine Welt. Ich habe ein Heim, das einmal mir gehören wird, ein Heim, worin ich die Arbeit keines andern brauche.

Wissen Sie das? fragte er und sah sie sicher an.

Wollen Sie sich etwa dort bei mir eindrängen?

Ja, sagte Katt.

Mit welchem Recht? rief sie, und ihr Blick loderte vor Zorn.

Da beugte sich Katt lächelnd vor ihr: Weil ich Sie geliebt habe vom ersten Tage an, da ich Sie gesehen — weil Sie — Sie allein mein Leben sind.

Eine tiefe Röte ergoß sich ihr über Stirn und Wangen; sie ballte ihre Hand, und ihre Lippen öffneten sich wie zur Antwort. Doch Katt verneigte sich mit demselben Lächeln und war fort.

Sie sank auf einen Stuhl herab; ihre Hand preßte sich um die Armlehne, und ihre Brust klopfte heftig.

Da rollte dröhnend ein Wagen über die Brücke. Er brachte Wildenbrücks aus Aastrup, die Gegenvisite zu machen kamen. Katt aber stand draußen neben der Brücke, während der Sonnenschein auf den Spiegel des Schloßgrabens fiel. Zyniker war er auch. Ein Jünger von Diogenes und Krates aus Theben. Er lächelte und dachte an die vornehme Jungfrau namens Hipparcha, die den zynischen „Philosophen" Krates allen schönen, vornehmen und reichen Freiern vorgezogen und sich umzubringen versprochen hatte, wenn sie ihn nicht bekommen würde; er dachte an Lais, die dem närrischen Diogenes ihre teure Gunst angeboten, und an Marie Gubbe und die Worte, die sie zu dem gelehrten Professor vor ihrem Hause, einer Fährstelle auf Falster, gesprochen hatte.

Digitized by Google

Letztes Kapitel

(das die Introduktion zum Märchen vom gestiefelten Kater enthält, und worin die Geschichte vom Marquis von Carabas mit einem Zitat von Holberg endet)

Jörgen Steenfeld befand sich allein mit seiner Frau; Wildenbrücks waren soeben weggefahren, und es war inzwischen Abend geworden. Sie saßen im Gartenzimmer und betrachteten den Sonnenuntergang. Jörgen war in aufgeräumter Stimmung, denn das muntere Geplauder der Baronesse hatte ihn fröhlich gemacht und die kleinen häuslichen Reibungen vergessen lassen. Rose dagegen war zerstreut; sie dachte an Katt und an die Beleidigung, die in seiner unverhohlnen Erklärung lag. Sie wollte mit ihrem Manne reden.

Jörgen, sagte sie plötzlich, wie ist es eigentlich gekommen, daß Kattrup dein Gutsverwalter wurde?

Jörgen lächelte. Warum fragst du eigentlich danach? Wie bekommt man denn einen Gutsverwalter? Man annonciert aber sieht sich nach einem um ... dann meldet sich ein netter junger Mann mit Qualifikationen ...

So ist es nicht zugegangen, Jörgen. Ihr seid ehemalige Schulkameraden, intime Freunde, Duzbrüder — er hat deine Geliebte geheiratet — dein Kind zu sich genommen ...

Jörgen fuhr auf. Rose ...

Nun, ich werde doch wohl aussprechen dürfen, was alle Welt weiß. Ich frage dich nun bloß, wie es zugegangen ist.

Jörgen wurde ärgerlich. Alles, was mit dem Kinde zusammenhing, ärgerte ihn. Herrgott, das war doch ein überwundnes Stadium! Sollte das nun jeden einzigen Tag aufgetischt werden?

Wie kann es dich interessieren, wie Katt hier auf den Hof gekommen ist? sagte er verdrossen.

Es wäre mir lieb, es zu wissen, sagte sie ruhig.

Jörgen schwieg einen Augenblick. Ihre Stimme klang ehrlich, und er sehnte sich danach, nach der Kühle der letzten Tage an Vertraulichkeit bei ihr zu gewinnen. So erzählte denn Jörgen Steenfeld seiner Gattin sein Märchen vom gestiefelten Kater, erzählte es mit denselben Worten, mit denen es beständig in seiner Erinnerung lebte: erzählte vom Tode seines Vaters, von seiner Verlegenheit, dem sonderbaren Ereignis und allen andern Geschehnissen, einschließlich der Anleihe mit Wildenbrückscher Kaution, des Karrees Carabas und der Grundstücke, die der Exzellenz Markdanner gehörten.

Es war eine lange Erzählung, doch Rose unterbrach ihn nicht.

Als er zu Ende war, saß sie schweigend da und starrte vor sich hin; dann sagte sie: Du also bist der Marquis von Carabas; du hast nicht eine Hand gerührt zu alledem, er allein, dein gestiefelter Kater, hat dich und alles, was dich umgibt, geschaffen!

Jörgen lächelte. Alles, ja! Nur das eine nicht. Er hat mir nicht, wie im Märchen, die Prinzessin und das halbe Königreich verschafft.

Bist du so sicher darin? fragte sie leise.

Jörgen erhob sich und trat zu ihr hin. Rose, wollen wir uns nicht über diese dummen Kleinigkeiten, die die Menschen doch bloß auseinander bringen, hinwegsetzen? Wir sind ja jung, unser Leben liegt vor uns; wir haben keine Sorgen außer denen, die wir uns selber bereiten.

Er legte seinen Arm um sie. Sie wand sich aus seiner Umarmung.

Erinnerst du dich, Jörgen, daß das Märchen vom gestiefelten Kater nicht mit der Hochzeit des Marquis von Carabas schließt, sondern damit, daß der Kater sich als ein verzauberter Prinz entpuppt? Wie wäre es, wenn dein Kater nun dasselbe täte?

Digitized by Google

Jörgen lachte. Katt? Nein, der ist eine ganz gewöhnliche Hauskatze, ein nützliches Tier, fängt Mäuse und sorgt für mein Wohl!

Und du kannst ihn nicht entbehren? fragte sie.

Verteufelt schlecht. Ich habe mich an ihn gewöhnt, und ich wüßte nicht, wie ich ohne ihn fertig werden sollte. Aber davon ist hier ja auch gar nicht die Rede. Du und er, ihr seid ja gute Freunde, und du mußt zugeben, er ist ein vollendeter Gentleman.

Rose betrachtete ihren Herrn und Gemahl eingehend. Lächelnd, schön, regelmäßig stand er vor ihr und streckte ihr seine Arme entgegen. Wie, wenn sie ihm nun erzählte, daß sein Diener, sein Dienstbote, seine Hauskatze diese Worte zu ihr gesprochen hatte: Weil ich Sie geliebt habe vom ersten Tage an? Ohne, daß sie es wollte, stand ihr Katt vor den Augen ja, wie er vorhin gestanden hatte; nahe, verbissen und doch mit einem Lächeln, einem ruhigen, sichern Lächeln als der Mann, der jenen dort geschaffen hatte, den jener nicht entbehren konnte. Wenn sie nun reden würde, wenn sie ihn auffordern ließ, zu gehen — aufzubrechen — den Ort zu verlassen, zusammen mit dem Weibe, das nicht sein Weib war, mit dem Kinde, das nicht sein Kind war — was dann? Dann blieb sie allein zurück — mit dem Marquis von Carabas — dem Marquis von Carabas! Ihr Leib erzitterte vor innerlichem Lachen. Und sie lächelte auch — und Jörgen faßte das Lächeln falsch auf.

Er trat zu ihr hin und legte seinen Arm um sie. Sie sträubte sich nicht dagegen, sie wandte nur den Kopf halb von ihm ab und ließ ihre Schläfe von ihm küssen.

Ich gehe zur Ruhe, sagte sie dann. Ich bin müde.

Wie du willst, versetzte er. Ich muß noch ein paar Worte mit Katt reden; wie ich sehe, hat er noch Licht bei sich. Ich komme gleich wieder zurück.

Sie hielt ihn nicht auf; doch plötzlich kam ihr ein Einfall.

Ich gehe mit, sagte sie. Ich möchte doch einmal sein Familienleben à l'improvu beobachten.

Aber du bist ja müde, Rose.

Oh, versetzte sie, das geht schon vorüber. Ich komme mit. —

Helga saß mit dem Kleinen im Kinderzimmer, als sich die Tür öffnete und die Frau Hofjägermeister eintrat. Helga sprang auf, doch Rose winkte abwehrend mit der Hand. Schläft das Kind? fragte sie.

Nein, sagte Helga. Er kränkelt ein bißchen mit den Zähnen. Und sie hob den Kleinen aus der Wiege heraus. Er schrie nicht, sondern guckte gegen das Licht, das ihm in die Augen stach.

Rose trat näher heran. Helga hielt das Kind in ihren Armen, sodaß ihre Wange und ihr lichtes Haar den Kopf des Kleinen berührten, und dieser streckte seine Ärmchen nach der Fremden zu aus. Helga war so von dem Kleinen in Anspruch genommen, daß sie nur lächelte und an seinem Köpfchen vorbeiflüsterte: Klein-Buß ist ja gar nicht bös, nein — und fürchtet sich auch nicht vor der fremden Dame.

Nein, Buß fürchtet sich nicht. Rose betrachtete ihn genau. Er ähnelt seinem Vater, sagte sie langsam, er ähnelt ihm so, daß kein Mensch fehlgehn kann.

Helga fuhr unwillkürlich zusammen und legte das Kind in die Wiege zurück. Rose blieb stehn und betrachtete sie genau, während diese die Kissen um den Kleinen zurechtlegte; sie ließ sich reichlich Zeit dabei; endlich schaute sie auf.

Roses Augen ruhten auf ihr, freundlich und ehrlich mit dem guten, warmen Ausdruck der alten Gräfin. Sie brauchen nichts zu befürchten von mir, sagte sie, ich will Ihnen nichts zuleide tun, weder Ihnen noch Ihrem Kleinen — Marquis

von Carabas. Nur eins verstehe ich nicht: warum Sie nicht gekämpft haben gegen mich. Sie liebten ihn doch, Sie hätten sicher den Sieg errungen und wären glücklich geworden. Er auch und ich vielleicht.

Helga starrte sie an.

Ein andres mal wollen wir mehr darüber reden, fuhr Rose fort. Oh, wie sind die Menschen doch so wunderlich, und wie nehmen sie ihre Verantwortung doch so trocken! Sie schieben die Schuld auf die Gesellschaftsordnung, als ob wir freie, wahre Menschen nicht unser Gesetz in unsern eignen Herzen trügen und eine Verantwortung nur uns allein und ihm, der uns erschuf, schuldeten.

Helga verstand sie nicht. Rose drückte ihr die Hand und ging. Sie schritt in das Zimmer hinab, in dem Jörgen und Katt saßen und im Gespräch über die Wildenbrücksche Anleihe, die jetzt aus der Welt geschafft werden sollte, begriffen waren.

Katt stand auf und verbeugte sich. Lassen Sie sich nicht stören, Herr Kattrup, sagte sie lächelnd. Ich will nicht in Ihre Geschäfte eingreifen; aber es würde mir Vergnügen machen, daran teilzunehmen.

Kann dir so etwas wirklich Vergnügen machen? fragte Jörgen. Mich langweilt es gottsjämmerlich.

Um so besser, daß es mir Vergnügen macht, sagte Rose, und wenn Herr Kattrup Lust hätte, mit mir einen Kursus in Geschäftswissenschaften durchzunehmen, dann kannst du vielleicht einmal von den Beschwerlichkeiten, die dich so sehr zu drücken scheinen, befreit werden.

Meinetwegen sehr gern, sagte Jörgen. Wenn du zusammen mit Katt die Seite der Sache besorgen willst, dann kann ich mich in Zukunft darauf beschränken, bei festlichen Gelegenheiten die Flagge zu zeigen.

Dazu eignest du dich jedenfalls vortrefflich, versetzte Rose sehr verbindlich.

Katts Augen ruhten auf ihr.

Aber heute abend brauchen wir uns nicht ganz und gar auf das geschäftliche Gebiet zu verlieren, sagte Rose. — Nun schläft wohl der Kleine? Helga war eingetreten, und Jörgen erhob sich mit freundlichem Lächeln.

Rose fuhr fort: Herr Kattrup, es ist schon lange her, daß ich Sie singen hörte. Singen Sie noch?

Selten, sagte Katt.

Aber heute abend singen Sie mir vor, nicht wahr? Ich werde Sie begleiten.

Katt erhob sich und schritt zum Klavier, dessen Kerzen er anzündete. Es war jetzt Nacht, eine jener hellen Nächte, in denen die Finsternis gegen den Widerschein der Sonne im Norden kämpft, und durch das offne Fenster klang das Brausen des Windes, der durch die hohen Linden des Burghofes fuhr. Rose trat an das Klavier, und Katt schlug ein Notenheft auf. Sie griff in die Akkorde, und er sang — sang wie beim erstenmal an jenem Abend auf Stubberup, als die Exzellenz ihre üppige Wahlrede gehalten hatte.

Das war ein schönes Lied, sagte Jörgen. Er hatte, während Katt sang, still dagesessen und zu Helga hinübergestarrt, doch ohne sie zwingen zu können, seinem Blick zu begegnen. Wie heißt es denn?

Rose wandte sich und lächelte. Barbar, sagte sie. Du kennst es nicht? Es heißt „Der Asra“. Die Musik ist von Anton Rubinstein, die Worte sind von Heinrich Heine.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 22. März 1908

(Das Kompromiß über den Sprachenparagraphen des Vereinsgesetzes. Konflikt zwischen Reichstag und Presse.)

Bei der Beratung des Reichsvereinsgesetzes ist es wirklich zu einer Einigung gekommen. Man ist zunächst in der Kommission zu einer Fassung des Paragraphen 7 gelangt, der die Blockparteien und auch die Regierung zugestimmt haben. Den Freisinnigen sind dabei sehr bedeutende Zugeständnisse gemacht worden. Sie haben also ein gutes Geschäft gemacht, das ihnen nicht ihr Verdienst, sondern das Glück in den Schoß geworfen hat. Denn es ist wohl beispiellos in der Geschichte des Parlamentarismus, daß liberale Parteien das Zustandekommen eines sonst ihren eignen Wünschen durchaus entsprechenden Gesetzes um einer Einzelbestimmung willen durch sinnlosen Eigensinn gefährden, ja mehr als das, auch eine weitere Entwicklung der Gesetzgebung im liberalen Sinne aufs Spiel setzen und dann vor die Notwendigkeit gestellt, dennoch nachzugeben, das nicht einmal vollständig tun, sondern es wirklich durchsetzen, daß die Gegner ihnen weitere Zugeständnisse machen. Es ist deutlich einzusehen, daß gegenüber dieser Torheit, die gegen das eigne Fleisch wütet, die Regierung und die Konservativen nicht nachzugeben brauchten, und daß die Liberalen mehr Glück als Verstand gehabt haben.

Aber gleichviel! Wir müssen mit der Tatsache rechnen, daß das Zustandekommen des Reichsvereinsgesetzes durch einige Zugeständnisse bei Paragraph 7 gesichert worden ist. Um ein Urteil über dieses Ergebnis zu gewinnen, muß man sich diese Umgestaltung des Paragraphen 7, die allerdings in diesem Augenblick noch nicht vom Plenum des Reichstags beschlossen worden ist, recht genau ansehen. Man kommt dann freilich zu merkwürdigen Ergebnissen.

Die Fraktionsgemeinschaft der beiden freisinnigen Parteien und der Volkspartei hat in der Kommission durch den Mund des Abgeordneten von Payer ihren Standpunkt ausführlich erläutern lassen. Kommissionsreden genau zu beurteilen, ist ja sonst immer eine schwierige Sache, aber diesesmal setzt uns ein eingehender, anscheinend autorisierter Bericht in der Vossischen Zeitung in den Stand, die Ausführungen des Herrn von Payer näher kennen zu lernen. Sie werden gerade für die Leser der Grenzboten, die unsre frühern Betrachtungen im Reichsspiegel über diese Frage gelesen haben, von Interesse sein. Deshalb kommen wir darauf zurück.

„Ich möchte, so erklärte Herr von Payer, den praktischen Gesichtspunkt in den Vordergrund rücken, der gegenüber den prinzipiellen Erörterungen etwas zu sehr in den Hintergrund getreten ist. Was mir die Zustimmung zu diesem Kompromiß, die mir sehr schwer geworden ist, in letzter Linie ermöglicht hat, war die nüchterne, praktische — vielleicht darf ich sagen: vernünftige — Erwägung, daß bei Annahme dieses Kompromisses der Eingriff in die Sprachenfreiheit der polnischen Bevölkerung ein wesentlich geringrer sein wird, als wenn gar nichts zustande kommt.“ Herr von Payer bekämpfte dann den Irrtum, daß die Polen besser daran sein würden, wenn der Widerstand gegen Paragraph 7 aufrecht erhalten bliebe. Denn man könne die Regierung nicht zwingen, ein Gesetz ohne den Paragraphen 7 anzunehmen. „Wenn ich ruhig erwäge, so muß ich mir sagen: eine Regierung, die Hunderte von Millionen in die Verfolgung ihrer Polenpolitik hineingesteckt hat, ... die es vor einigen Tagen fertig gebracht hat, das Enteignungsgesetz in Geltung treten zu lassen — diese Regierung wird doch nicht in demselben Augenblick einem Gesetz

die Zustimmung geben, das nicht etwa den bestehenden Zustand aufrecht erhält, sondern, so gut wie uns Deutschen allen, so auch der polnischen Bevölkerung — den Paragraphen 7 außer acht gelassen — ein viel günstigeres, freieres Vereins- und Versammlungsrecht bringt, als sie zurzeit hat, sie also viel kampfgerüsteter und widerstandsfähiger macht als bisher. — Deshalb kann ich auf eine solche Kalkulation eine praktische Politik nicht gründen." Im weitern Verlauf der Rede heißt es: „Ich habe mich sehr gewundert, wie die Herren von der polnischen Fraktian dazu kommen konnten, zu sagen, daß es ihnen lieber sei, wenn man die Regelung der Landesgesetzgebung überlasse. Wir haben uns dagegen gesträubt, daß dieser Weg beschritten wird, weil wir uns sagen, wenn wir es der preußischen Gesetzgebung überlassen, so kommt eine schlimmere Regelung zustande als die jetzt in Aussicht genommne."

Wer diesen Gedankengang bisher verfolgt hat, wird die Überzeugung gewinnen, daß der Paragraph 7 auch ohne Änderung durchzusetzen gewesen wäre, wenn die Regierung fest geblieben wäre. Denn alles, was Herr von Payer gesagt hat, schließt nicht im geringsten die Notwendigkeit eines Kompromisses in sich, sondern würde ebenso gelten, wenn der Paragraph 7 in der von der Regierung gewünschten Fassung angenommen worden wäre. Wir könnten nach mehr Stellen aus der Rede Payers anführen, die diesen Eindruck verstärken, aber es mag bei dem hier zitierten bleiben.

Welche sachliche Bedeutung haben nun die Änderungen, die infolge des Kompromisses an dem Paragraphen 7 vorgenommen sind? Da ist zunächst die Durchbrechung des im Eingangssatz aufgestellten Grundsatzes, wonach die Verhandlungen in öffentlichen Versammlungen in deutscher Sprache zu führen sind, für die Zeiten der Wahlen zum Reichstag und zu den gesetzgebenden Versammlungen der Einzelstaaten. Begreiflich ist die Ausnahmebestimmung von dem Standpunkte aus, daß für die fremdsprachigen Minderheiten, die in der Theorie als bedrückt und in heiligen Rechten beschränkt hingestellt werden, möglichst viel von diesen angeblichen Rechten herausgeschlagen werden soll. Angenommen, die Voraussetzung wäre richtig, und es gelte in der Tat, aus einem Rechtsprinzip den Polen und andern fremdsprachigen Minderheiten die Gelegenheiten zu geben, sich über öffentliche Angelegenheiten in ihrer Muttersprache zu unterhalten, so wäre doch die richtige Folgerung die, daß diese Möglichkeit ihnen allgemein eröffnet würde mit Ausnahme der Zeiten, in denen im staatlichen Interesse und im Hinblick auf die Gleichberechtigung aller Staatsbürger eine gewisse Einschränkung im Sinne gegenseitiger Rücksichtnahme erfolgen müßte. Diese Einschränkung könnte nur auf der Grundlage der Feststellung geschehen, daß in den Landesteilen mit gemischtsprachiger Bevölkerung fast überall — mit verschwindenden Ausnahmen — die Fremdsprachigen sämtlich Deutsch, die Deutschen dagegen nur zu einem kleinen Teil die fremde Sprache verstehn. So ist es in der Tat, und nur aus Unkenntnis oder aus unlauterer Absicht kann die entgegengesetzte Behauptung entspringen. Wo also eine Einschränkung des Rechts auf die Muttersprache notwendig ist, da ist ein stichhaltiger und ernsthafter Einwand gegen das Gebot, die deutsche Sprache zu gebrauchen, tatsächlich nicht zu finden. Notwendig aber ist eine Einschränkung des Sprachenrechts vor allem da, wo gerade im Interesse einer freiheitlichen Auffassung der Staatsbürgerrechte eine allgemein verständliche Aussprache über politische Fragen, eine gegenseitige Kenntnis und Kontrolle der verschiednen Meinungen und Wünsche, die durch nichts gehinderte Teilnahme aller Bürger an öffentlichen Besprechungen dringend wünschenswert ist, das heißt in Wahlzeiten. Und gerade hier ist es der deutsche „entschiedne" Liberalismus, der durch die Gestattung des Gebrauchs einer

fremden Sprache in öffentlichen Wählerversammlungen die deutschen Mitbürger von der Teilnahme an solchen Veranstaltungen direkt ausschließt. Am auffallendsten tritt dies in unsern Ostmarken hervor. In den Wahlkreisen, die durch polnische Abgeordnete vertreten sind, ist es den deutschen Wählern unmöglich gemacht, mit ihren Abgeordneten in der Form, die der Ausdruck gesunden politischen Lebens ist, das heißt durch den Besuch von Versammlungen, in denen die Abgeordneten sprechen, von ihrer Tätigkeit Rechenschaft geben und Wünsche ihrer Wähler entgegennehmen, in Verkehr zu treten. Bisher hat man diesen Zustand ertragen, weil die gesetzliche Handhabe zu einer Änderung fehlte, und weil keine Aussicht auf Abhilfe bestand. Jetzt wird die erhoffte Abänderung eines Mißstandes, der gerade von den Liberalen als besonders im Widerspruch zu ihrem politischen Ideal stehend empfunden wurde, von den Liberalen selbst vereitelt, um angebliche Rechte der Polen gegen Beeinträchtigungen zu schützen, das heißt aus Gründen, die jeder Wissende als lächerlich empfindet. Die Sache wäre vielleicht zu erklären, wenn diese den Polen gewährte Freiheit irgendwie dem Liberalismus zugute käme. Aber sind denn, wenn man das rein Nationale ganz ausschaltet, die Polen wirklich liberal, auf Volksfreiheit und Volksaufklärung bedacht? Sie sind, wenn man ihre politische Farbe, abgesehen von ihren spezifischen nationalen Hoffnungen, feststellen will, Ultramontane vom reinsten Wasser, nichts weiter, das heißt Vertreter einer Anschauung, die von der bürgerlichen Demokratie, wie sie Herr von Payer vertritt, zwar gelegentlich wegen der sichern Beherrschung demagogischer Mittel als Bundesgenosse bei den Wahlen willkommen geheißen, sonst aber grundsätzlich scharf bekämpft wird. Indem die Liberalen den Polen beistehn, ihren Sonderbestrebungen ungehindert und unkontrolliert von ihren deutschen Mitbürgern gerade in den Wahlkämpfen zu betreiben, schädigen sie niemand ärger als eben das liberale deutsche Bürgertum im Osten. Das ist sehr bezeichnend. Die Liberalen sind sonst sehr gern bereit, ihre stets so scharf betonten Grundsätze fallen zu lassen, wenn sie die Überzeugung haben, irgendeinen der sonst bitter bekämpften Gegner empfindlich treffen zu können. Sie würden zum Beispiel ohne Bedenken das stärkste Knebel- und Ausnahmegesetz genehmigen, wenn es ihnen die verhaßten Agrarier vom Halse schaffte. Aber antinationalen, staatsfeindlichen Elementen gegenüber erwacht ihre ganze Zärtlichkeit, und ihre Prinzipien werden plötzlich fest wie Granit. Es ist überdies ein Irrtum unsrer Freisinnigen und Demokraten, zu glauben, daß ihre deutschen Gesinnungsgenossen im Osten auch ihre Ansichten in der Sprachenfrage teilen. In ruhigen Zeiten sind sie wohl geneigt, den Polen alles mögliche im Gebrauch der polnischen Sprache zuzugestehn, aber in Wahlzeiten empfinden sie die Unmöglichkeit gemeinsamer Erörterungen von Deutschen und Polen als eine Beeinträchtigung ihrer eignen Rechte und werden das wohl auch ihren Parteiführern gedenken. Das Ergebnis ist also: die Erlaubnis des Gebrauchs einer fremden Sprache in öffentlichen Versammlungen ist überhaupt unnötig; wenn aber durchaus Unterschiede je nach dem Zweck der Versammlungen gemacht werden sollen, dann war es richtig und logisch, gerade umgekehrt zu verfahren, wie es jetzt gemacht werden soll; gerade für die Wahlzeiten mußte die fremde Sprache ausgeschlossen werden.

Ein zweites Kunststück haben die Freisinnigen dann zustande gebracht, daß sie für Bezirke, in denen 60 Prozent und mehr der „alteingesessenen" Bevölkerung fremdsprachig sind, den Mitgebrauch der französischen Sprache für eine Übergangszeit von zwanzig Jahren unter gewissen, leicht zu erfüllenden äußern Bedingungen durchgesetzt haben. Sie haben also erreicht, was für den alten Liberalismus, der sich in diesem einzigen Punkte mit dem altpreußischen Staatsgedanken begegnete,

eine Todsünde war; sie haben für bestimmte Landesteile ein Sonder- und Ausnahmerecht geschaffen. Damit ist zum erstenmal nach österreichischem Muster die Einheit des Staatsgebiets offiziell zerrissen. Wenn man bisher von polnischen und dänischen Kreisen sprach, so war das ein Sprachgebrauch des Alltagslebens, der niemand politisch verpflichtete; in der Gesetzgebung hatte er nichts zu bedeuten, denn im Gesetz gab es nur Staatsgebiete mit einheitlichem öffentlichem Recht. Sogar die Bestimmungen und Kundgebungen, auf die sich die Polen zur Begründung ihrer Sonderrechte so gern berufen, enthalten wohl gewisse Zusicherungen an die „polnischen Untertanen" des preußischen Staats, kennen aber innerhalb des preußischen Staats keine „polnischen Landesteile". Das soll jetzt anders werden. Wir werden jetzt gesetzlich anerkannte polnische und dänische Bezirke mit Sonderrecht haben, und die Deutschen dieser Bezirke sind unter ein Ausnahmegesetz gestellt. Wo bleibt die gewohnte liberale Entrüstung über Ausnahmegesetze? Keine Sorge! Dieses Ausnahmegesetz haben ja die Liberalen selbst gemacht. Freilich „nur" auf zwanzig Jahre! Hören wir, was Herr von Payer in der hier mehrfach zitierten Rede über die Bemessung dieses Zeitraumes ausgeführt hat! Er sagte:

„Zwanzig Jahre ist eine lange Frist; ich glaube, bei Festlegung dieser Frist liegt eher eine starke Konzession der Regierung und der Herren auf der rechten Seite vor. Wenn ich schon einmal ein Kampfmittel haben möchte, so würde ich es nicht als großen Erfolg betrachten, daß man mir heute die Kanone gibt mit der Ermächtigung, sie, wenn nichts dazwischen kommt, in zwanzig Jahren loszuschießen. Wir haben geglaubt, wenn das, was das Kompromiß in Aussicht nimmt, auch nur auf zwanzig Jahre gerettet ist, so ist es doch für eine beträchtlich lange Zeit hinaus gerettet. Das Weitere wird sich dann finden."

In der Tat erinnert die Fristbestimmung stark an die berühmten Pachtungen „auf 99 Jahre", und so ist es auch von unsrer bürgerlichen Linken gemeint. Wer kann wissen, wie die Welt in zwanzig Jahren aussieht? Herr von Payer kann mit einigem Recht glauben, daß seine politischen Freunde ihren Ruhm als „Retter" aller staatsfeindlichen, auf Hoch- und Landesverrat hinarbeitenden Elemente im Reich fest genug begründet haben.

Das Kompromiß taugt also nicht viel und bedeutet eine viel zu weitgehende Nachgiebigkeit der Regierung und der andern Blockparteien gegenüber der bürgerlichen Linken. Herr von Payer wundert sich, wie wir gesehen haben, daß die Polen es lieber sehen würden, wenn das Reichsvereinsgesetz am Paragraphen 7 scheiterte und die Sprachenfrage der Landesgesetzgebung überlassen bleibe. Diese Verwunderung steht auf der gleichen Linie wie das naive Erstaunen harmloser Leute, daß die Sozialdemokraten gegen alle sozialpolitischen Reform- und Fürsorgegesetze stimmen. Für die Polen ist ihr angebliches Martyrium, bei dem ja niemand innerlich und äußerlich Schaden leidet, Lebensbedürfnis. Es macht ihnen in Wirklichkeit gar nichts aus, wenn sie gezwungen werden, in öffentlichen Versammlungen deutsch zu sprechen. Aber was ihnen wirklich nützen und eine kräftige Stütze geben würde, das wäre die Erfahrung, daß die deutschen Liberalen sogar das langersehnte freiheitlichere Vereinsrecht zu Fall bringen, weil sie der Meinung sind, daß den Polen Unrecht geschieht. Diese Seite der Sache darf man ja nicht übersehen, und aus diesem Grunde haben Regierung und Mehrheit der Blockparteien Recht, wenn sie die Nachteile des Kompromisses nicht so hoch einschätzen, um daran das ganze Gesetz scheitern zu lassen.

Und darum unser Schlußurteil: Zu bedauern ist, daß die Regierung *während* der Kompromißverhandlungen nicht doch noch mehr Rückgratfestigkeit gezeigt hat, um das Ergebnis etwas besser zu gestalten. Nachdem aber die Freisinnigen im

Hauptprinzip nachgegeben haben, und dies wenigstens im Gesetz zum Ausdruck gebracht worden ist, wird nun kein Einsichtiger befürworten wollen, daß schließlich doch noch das Gesetz mit diesem Kompromiß verworfen werde. Für das Zustandekommen sprechen vor allem so wichtige allgemeinpolitische Gründe, daß sogar die starken Bedenken, die daraus für den nationalen Kampf gegen Polentum und Dänentum erwachsen, dahinter zurücktreten müssen. Allerdings verlautet, daß im Plenum des Reichstags auf beiden Flügeln der Blockparteien die Bedenken gegen das Kompromiß im Zunehmen sind. Wir glauben das vorläufig nicht, aber vielleicht ergibt sich doch die Möglichkeit einer Korrektur der größten Mängel des Kompromisses, wenn die Konservativen das Zugeständnis fallen lassen, das ihnen bei Paragraph 10 durch Ausschließung der Minderjährigen gemacht worden ist. Das ist ein Opfer, das durch eine bessere Gestaltung des Paragraphen 7 wohl aufgewogen werden könnte.

Sehr merkwürdige Verhältnisse haben sich jetzt im Reichstage dadurch ergeben, daß ein Konflikt zwischen dem Reichstag und den Mitgliedern der Journalistentribüne ausgebrochen ist. Das gegenwärtig sehr reizbare Zentrum glaubte sich gekränkt, weil bei einer pathetischen Wendung in einer Rede des Abgeordneten Erzberger ein lautes Lachen ertönte, das von der Journalistentribüne hergekommen sein sollte. Wenn das wirklich der Fall gewesen ist, wird niemand diese Ungehörigkeit entschuldigen wollen, falls sie wirklich als störende Taktlosigkeit gewirkt hat. Wer aber die Verhältnisse näher kennt, wird von vornherein nicht so hart urteilen können. Die Abgeordneten selbst benehmen sich keineswegs musterhaft, sondern bewegen und äußern sich während der Reden mit einer an Rücksichtslosigkeit grenzenden Ungeniertheit. Die auf der Tribüne arbeitenden Journalisten vermeiden natürlich schon im eignen Interesse jede Störung, die sich außerhalb der Tribüne bemerkbar macht, aber ganz so still sitzen wie die Gäste andrer Tribünen können sie nicht, eben weil sie zu arbeiten haben. Sie kommen und gehen, sie fertigen ihre Boten ab, sie erteilen sich gegenseitig Auskunft, und daraus ergibt sich gewohnheitsmäßig ein Verkehr, der ein etwas lauteres Wort oder Lachen, das zufällig im Saal gehört wird, nicht gerade als ein so todeswürdiges Verbrechen erscheinen läßt, daß ein einzelner Abgeordneter daraus das Recht entnehmen könnte, mit Schimpfwörtern um sich zu werfen, die der Sprache der Hausknechte entnommen sind. Der Abgeordnete Gröber bezeichnete die Journalisten, die sein Mißfallen erregt hatten, als „Saubengels". Der Mann, der in seinem bürgerlichen Beruf eine hohe Richterstellung bekleidet, hätte sich nichts vergeben, wenn er einen ihm im Zorn entschlüpften ungehörigen Ausdruck, der gehört, verbreitet und an die Adresse der Beleidigten selbst befördert worden war, mit einigen angemessenen Worten des Bedauerns zurückgenommen hätte. Herr Gröber empfand diese Notwendigkeit nicht, aber auch der Präsident des Reichstags, Graf Stolberg, verstand nicht, aus dieser Verschlimmerung der Situation die richtigen Folgerungen zu ziehen. Als die Journalisten ihm mitteilten, was sie erfahren hatten, und dagegen Beschwerde und Protest erhoben, glaubte er die Sache damit zu erledigen, daß er eine scharfe Drohung gegen Störungen von der Journalistentribüne in den Vordergrund stellte und nur ein mattes Bedauern hinzufügte, wenn aus dem Hause ein unparlamentarischer Ausdruck gefallen sein sollte. Er schien also nicht zu begreifen, daß mit dem Augenblick, wo es öffentlich bekannt geworden war, daß ein Abgeordneter ein rohes Schimpfwort gegen Leute ausgestoßen hatte, die im Reichstag zu tun und Anspruch auf Schutz ihrer Ehre durch den Präsidenten haben, nicht mehr zu untersuchen war, auf welcher Seite Recht oder Unrecht lag, sondern daß der Präsident selbst und die Würde des Hauses engagiert waren. Graf Stolberg hatte es durch die von ihm gewählte Form der Entscheidung dahin gebracht, daß die Journalisten ihrerseits die einzig richtige

Folgerung zogen. Sie sind nicht zum Vergnügen im Reichstag, sondern versehen einen harten Dienst, ohne den der ganze Parlamentarismus zu einer lächerlichen Rolle und zur Ohnmacht verurteilt sein würde. Sind diese ehrenwerten Mitarbeiter des Parlaments der Möglichkeit ausgesetzt, daß sie aus einem geringfügigen Anlaß von den Abgeordneten roh beschimpft werden, ohne daß der Präsident ihnen Schutz und Genugtuung gewährt, so ist die Weiterarbeit für Männer von Selbstachtung unmöglich. Die Journalisten der Tribüne stellten also die Berichterstattung ein, und die überwältigende Mehrheit der deutschen Presse, der sich in erfreulicher Solidarität auch die Presse des Auslandes angeschlossen hat, ignoriert den Reichstag vollständig. Bis zu dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, sind die Vermittlungsversuche gescheitert. Es ist das um so mehr zu bedauern, als die einzig mögliche Lösung, je weiter sie hinausgeschoben wird, desto deutlicher den Charakter einer demütigenden Erfahrung für den Reichstag und einer Schädigung seiner Würde annimmt, während eine ehrliche und schnelle Anerkennung einer begangnen Übereilung und Ungehörigkeit niemals diese Wirkung haben könnte. Darum hoffen wir, daß recht bald die bessere Einsicht siegen wird.

Die großen christlichen Erzieher. Der Gedanke, die Welt- und auch die Kirchengeschichte in Biographien repräsentativer Männer darzustellen, ist nicht neu, aber er ist ein guter und fruchtbarer Gedanke. B. Beß verwirklicht ihn mit Hilfe einer Anzahl von fachmännischen Mitarbeitern in pädagogischer Absicht. Er schreibt in der Einleitung zu dem Sammelwerk: Unsre religiösen Erzieher (Leipzig, Quelle u. Meyer, 1908): „Wir wollen eine Sammlung lose sich aneinander reihender Biographien der hervorragendsten Typen christlicher Frömmigkeit darbieten — eine Sammlung, die in ihrer Zusammenfassung ein Bild der Entwicklung des Christentums gibt, in ihren einzelnen Teilen aber den Blick schärfen soll für das in allen Wandlungen konstante Wesen jener Frömmigkeit. Wir wollen den religiösen Unterricht ergänzen und vertiefen, indem wir die großen religiösen Erzieher der christlichen Menschheit von Moses bis Bismarck in ihrer zeitgeschichtlichen Besonderheit und zugleich in ihrer bleibenden Bedeutung für die Gegenwart vor Augen führen. Wir haben, im übrigen von verschiedner Richtung, den gleichen, strengen wissenschaftlichen Maßstab an unsre Arbeiten gelegt." Der erste Band enthält: Moses und die Propheten, Jesus, Paulus, Origenes, Augustinus, Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi, Heinrich Seuse (Suso), Wiclif und Hus. Die Verfasser der Essays von Origenes bis Seuse (die Professoren E. Preuschen, A. Dorner, S. M. Deutsch, K. Wenk, O. Clemen) beweisen, daß die heutige protestantische Theologie dem, was anerkennenswert und verehrungswürdig ist in der alten Kirche, vollauf gerecht zu werden vermag. Diese Anerkennung schließt natürlich nicht aus, daß die Grundauffassung der mittelalterlichen Frommen als irrig bezeichnet wird. Bernhard, wird mit Recht bemerkt, fühlte sich bei aller Erkenntnis der kirchlichen Schäden ganz und gar an die Kirche (sagen wir lieber: an die Hierarchie) gebunden, und solange bei allen bedeutenden Männern diese Stimmung vorherrschte, war eine wirkliche Kirchenreform nicht möglich. Trotzdem ist doch auch die nachreformatorische katholische Frömmigkeit nicht für nichts zu achten, deshalb hätte wenigstens einer der Männer, die sie verkörpern, etwa Karl Borromäus oder Franz von Sales oder J. M. Sailer, in den zweiten Band aufgenommen werden müssen. Dieser enthält: Luther, Zwingli, Calvin, Spener, Goethe und Schiller (als die zwei Männer, die das Christentum mit der modernen Bildung versöhnen), Schleiermacher und Bismarck. Und da bemerken wir nun eine zweite Lücke. Daß Bismarck als gläubiger Christ gestorben ist, und welche Bedeutung sein religiöser Glaube für sein Handeln gehabt hat, das wissen wir ja aus seinen Selbstbekenntnissen, und daß seine Persönlichkeit einen gewaltigen

erzieherischen Einfluß geübt hat, ist unbestreitbar; aber als religiöse Erziehung wird doch dieser von ihm ausgehende Einfluß im allgemeinen nicht empfunden; darum durfte er wenigstens nicht als einziger Repräsentant der Frömmigkeit des neunzehnten Jahrhunderts vorgestellt werden (Schleiermacher gehört seiner ganzen Geistesart nach mehr dem achtzehnten an), sondern es mußte ihm mindestens noch eine der Persönlichkeiten zur Seite gestellt werden, in deren Leben die Religion als vorwiegendes Interesse sichtbar ist, etwa der für das heutige evangelische Christentum wirklich charakteristische Wichern. Übrigens wird das „männliche, resolute Christentum" Bismarcks höchst anziehend dargestellt, und auch der Kreis religiös angeregter pommerscher Junker, dem seine Frau entstammte, und dem er seine Bekehrung verdankte. (Dieses Kreises ist in dem Bericht der Grenzboten über die Biographie Kleist-Retzows gedacht worden.) Im Schlußessay: Die Religion der Erzieher, geht Professor Dr. W. Hermann scharf ins Gericht mit weit verbreiteten falschen Auffassungen der Religion.

Kleinere Bücher kulturgeschichtlichen Inhalts. Der Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, der sich in den vierundachtzig Jahren seines Bestehens durch Tausende von Publikationen auf den Gebieten der Philologie, der Mathematik und des Unterrichtswesens um die strenge Wissenschaft unvergängliche Verdienste erworben hat, beschäftigt sich neuerdings auch mit einem groß angelegten Unternehmen, dessen Bestimmung die Popularisierung moderner Forschungsresultate ist. Wir meinen die Bibliothek „Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen", deren einzelne Bändchen, zum Teil reich illustriert, im Umfange von 6 bis 12 Bogen geheftet zum Preise von 1 Mark, gebunden zu 1 Mark 25 Pfennigen erscheinen.

Aus der Fülle des Gebotnen greifen wir einige Bändchen heraus, die kulturgeschichtliche Stoffe behandeln und deshalb wohl gerade heute, wo man diesem Zweige des Wissens allgemein ein lebhaftes Interesse entgegenbringt, auf einen großen Leserkreis rechnen dürfen. Da ist zuerst die Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses von Chr. Ranck, doppelt wertvoll in einer Zeit, die darauf ausgeht, die über die Länder deutscher Zunge verstreuten Denkmäler einer bodenständigen Kultur und Kunst, soweit es noch möglich ist, vor dem gänzlichen Verderben zu bewahren und den Bestrebungen einer neuen, im Nationalen wurzelnden Kunst dienstbar zu machen. Zunächst bespricht der Verfasser auf Grund von Hypothesen, Literaturquellen und den Ergebnissen der Sprachforschung das deutsche Haus in den Jahrhunderten vor der Völkerwanderung, dann die weitere Entwicklung bis zu der Zeit der Karolinger, wo man sich, wie der bekannte Bauplan des Klosters St. Gallen aus dem Anfang des neunten Jahrhunderts verrät, wenigstens in den Gegenden, die mit der römischen Kultur in Berührung gekommen waren, in wesentlichen Punkten an antike Einrichtungen anlehnte. Im nächsten Kapitel wird das Bauernhaus in den skandinavischen Ländern behandelt, und zwar unter besondrer Berücksichtigung der drei charakteristischen Arten der Heizvorrichtung: Herdstube, Rauchofen und Peis (dithmarsisch: Pesel). Bei der Besprechung der Entwicklung des deutschen Bauernhauses während des Mittelalters werden zwei Hauptgruppen, die oberdeutsche und die niederdeutsche unterschieden und bei jener das Alpenhaus, bei dieser das friesische Haus einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Den Schluß macht eine Betrachtung über das deutsche Dorf und die verschiednen Formen seiner Anlage.

Rudolf Mertngers Beitrag: Das deutsche Haus und sein Hausrat gibt eine kürzer gefaßte Übersicht der Haupttypen der Bauernhäuser, wobei auch das romanische und das osteuropäische zum Vergleich herangezogen werden, und beschreibt dann ausführlicher das oberdeutsche Haus, seine innere Einrichtung und

seinen Hausrat. Beleuchtungsgegenstände (Spanleuchter, Kienleuchte usw.), Herdanlagen (Herde mit den verschiednen Formen des Feuerbockes, des Bratspießständers und des Dreifußes) und Öfen (besonders die Töpfer- und Kachelöfen) nehmen hier einen breiten Raum ein. Die zweite Hälfte des Buches ist der Geschichte des oberdeutschen Hauses gewidmet. Daß die Stoffeinteilung hier nicht so übersichtlich ist wie bei dem zuerst genannten Büchlein liegt wohl an der Materie und an dem Bestreben des Autors, bei aller Knappheit der Darstellung nichts Wichtiges unerwähnt zu lassen.

B. Heil entrollt uns in seinem Bändchen Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter (zweite, verbesserte Auflage) ein Bild des städtischen Lebens, wie wir es in so engem Rahmen kaum jemals klarer und farbiger gesehen haben. Er teilt seinen Stoff in vier Hauptabschnitte: Die Anfänge des Bürgertums in Süd- und Westdeutschland, Die Gründung der ostdeutschen Kolonialstädte und ihre Entwicklung bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts, Die wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklung der größern deutschen Städte während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, Äußere Erscheinung und inneres Leben der deutschen Städte am Ende des Mittelalters. Ein Kapitel des letzten Abschnittes, „Das Privatleben der Bürger von der Geburt bis zum Tode", ist ein Meisterstück anschaulicher und dabei außerordentlich prägnanter Darstellung.

Als Ergänzung zu dem zuletzt genannten Bändchen bietet A. Erbe Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Er weist nach, wie das durch seinen Handel zu großem Reichtum gekommne Holland für eine lange Zeit die wichtigste Pflegestätte der Kunst und der Wissenschaft wurde und seinen Einfluß auf die deutschen Küstenstädte Danzig, Lübeck, Bremen und Hamburg, die durch lebhafte Geschäftsverbindungen mit ihm in die engste Berührung gekommen waren, in der glücklichsten Weise geltend machte. Besonders für die Architektur des Wohnhauses wurden hier die holländischen Vorbilder maßgebend und drängten die heimischen Bauformen, unter denen sich hervorragende Schöpfungen der Gotik und der Frührenaissance finden, mehr und mehr zurück.

Behandelt Erbe die Pflege der Kunst in den deutschen Städten, so gibt Friedrich Paulsen in seinem kleinen Buche Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung eine Übersicht über den Verlauf dieses wichtigsten Zweiges der Kulturbewegung von seinen ersten Anfängen bis auf die Gegenwart. Das Bildungswesen des Mittelalters mit seinen Kloster-, Dom- und Stiftsschulen, den Universitäten und Stadtschulen wird ebenso knapp behandelt wie die Zeit der Renaissance und der Reformation. Ausführlicher wird das Zeitalter der höfisch-modernen Bildung unter vorherrschendem französischem Einfluß (1650 bis 1800) dargestellt, am ausführlichsten mit Recht die weitere Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert, wo die Bildung des Menschen zu einem freien, mit Vernunft sich selbst bestimmenden Wesen mehr und mehr das herrschende Ideal wird.

Auf rein wirtschaftlichem Gebiete bewegt sich W. Lotz mit seiner Verkehrsentwicklung in Deutschland 1800—1900 (zweite, verbesserte Auflage). Das Lujo Brentano gewidmete Büchlein besteht aus sechs Vorträgen: Verkehrstechnik und Verkehrsleistungen am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, Geschichte des Eisenbahnwesens in Deutschland, Gütertarifwesen, Personentarifwesen, Die Bedeutung der Binnenwasserstraßen in der Gegenwart, Wirkungen der modernen Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande auf die deutsche Volkswirtschaft. Der Verfasser bekämpft mit aller Entschiedenheit die noch immer weitverbreitete Gesinnung, die von Monopolen und Privilegien bei den Umwälzungen des Wirtschaftslebens Rettung hofft, und sieht in der immer weiter ausgedehnten Ausgestaltung der Verkehrsmittel das beste Rüstzeug im wirtschaftlichen Kampfe der Völker.

Die drei zuerst genannten Bändchen sind reich illustriert. J. R. H.

Digitized by Google

Philosophische Bibliothek. Von der im Dürrschen Verlage zu Leipzig erscheinenden Philosophischen Bibliothek liegen uns drei neue Bände vor. Zwei davon sind verbesserte Neuauflagen. C. Schaarschmidt hat Spinozas „kurz gefaßte Abhandlung von Gott, dem Menschen und dessen Glück" bearbeitet. Sie ist für die Kenntnis Spinozas wichtig als der erste Entwurf seiner Ethik, und weil zwei Dialoge in sie aufgenommen sind, die von den kompetentesten Beurteilern für die ersten schriftstellerischen Versuche des Philosophen gehalten werden. Raoul Richter hat der 6. Auflage von Humes „Untersuchung über den menschlichen Verstand" nicht die Übersetzung von Kirchmanns zugrunde gelegt, sondern liefert eine neue Übersetzung, in der die Terminologie Humes mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit behandelt wird. Er hat es sich zum Grundsatze gemacht, „einen irgendwie für den Sinn der Abhandlung bedeutenden Ausdruck auch auf Kosten stilistischer Härten [so!] stets mit dem gleichen Worte (oder Wörtern) im Deutschen wiederzugeben und andrerseits ein solches deutsches Wort niemals zur Übersetzung eines andern englischen Ausdrucks zu verwenden". Als Anhang gibt er ein deutsch-englisches und ein englisch-deutsches alphabetisches Verzeichnis der Humeschen Termini; das zweite enthält Definitionen und Erläuterungen. Neu, als 113. Band, erscheint: Kommentar zu Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft von Hermann Cohen, Professor an der Universität Marburg. Das Werk ist eine erläuternde Paraphrase, in die die wichtigsten Aussprüche Kants wörtlich aufgenommen sind. Der Verfasser schreibt in der Vorrede: „Bei manchem, der mit frischem Sinn an das Studium der Philosophie herangehn möchte, ist vielleicht die geistige und die seelische Disposition für Kant vorhanden, aber der Abstand von dem literarischen Ton, dessen Einwirkung er sonst zu erfahren hat, erschwert ihm die Sammlung für diese Schreibweise und die dazu erforderliche Lesezucht. Als Lehrer der kritischen Philosophie mußte ich darum dem Rufe, diesen Kommentar zu schreiben, „folgen. Möge sich der junge Wandrer dem alten Führer getrost anvertrauen." Das erste der drei Bändchen kostet 1,80, das zweite 2,40, der Kantkommentar nur 2 Mark.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 67. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im März 1908 **Die Verlagshandlung**

ODOL
Das Mundwasser

32101 064095811

Digitized by Google

This Book is Due

P. U. L. Form 2